

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

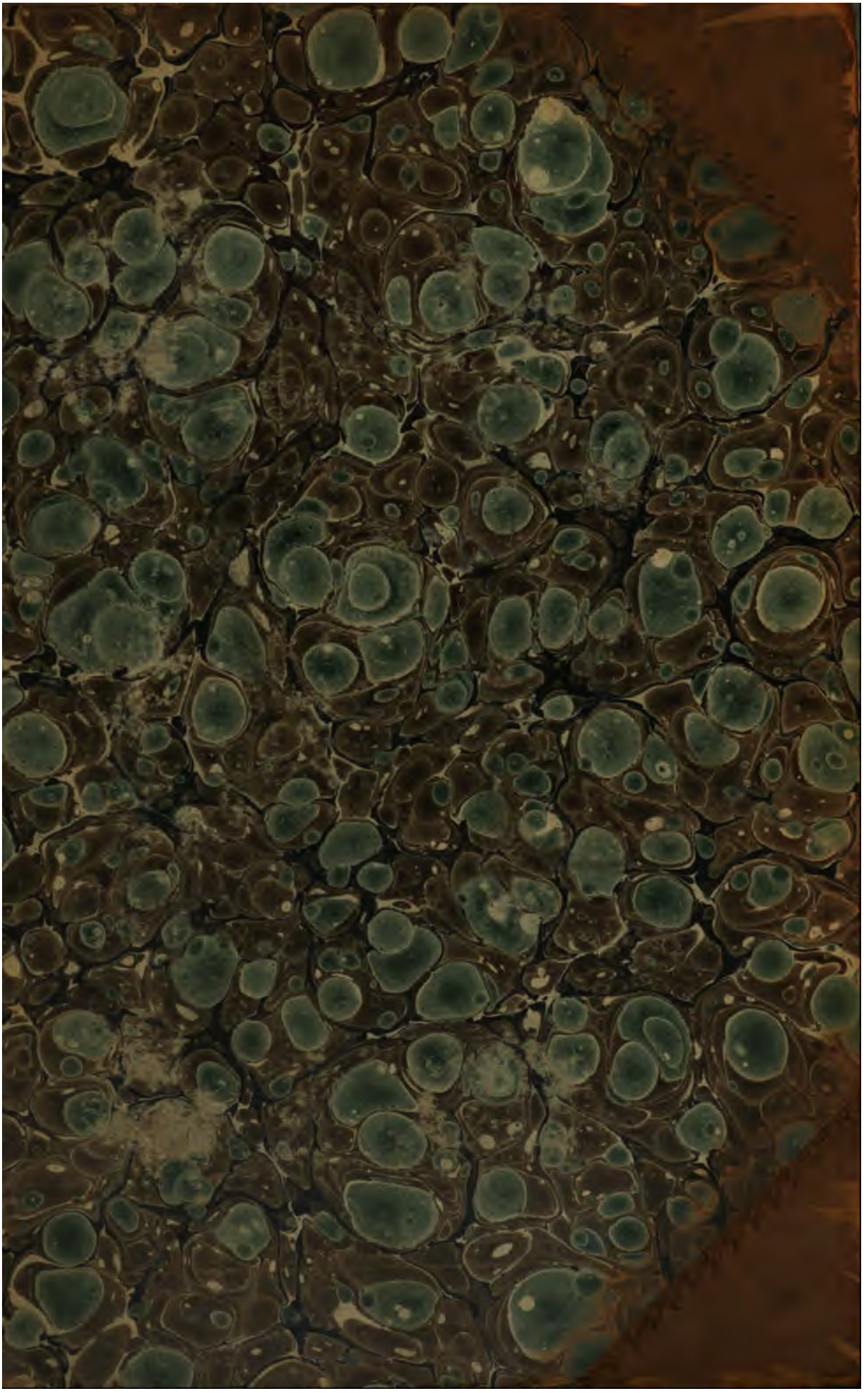
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



700

Soc. 3977 d. 140
1832(1)

# Jahrbücher

für

# wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.




*Jahrgang* 1832.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1832.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Nro. 1.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## I.

1) *J. W. von Goethe, Versuch über die Metamorphose der Pflanzen, übersetzt von Friedr. Soret *), nebst geschichtlichen Nachträgen. Stuttgart, in der Cotta'schen Buchhandlung.* 1831. 8. 240 S.

*J. W. de Goethe. Essai sur la Métamorphose des plantes traduit par Frederic Soret et suivi de notes historiques. Stuttgart, J. G. Cotta Libraire.* 1831.

2) *Zwölf Bücher über Morphologie überhaupt und vergleichende Noso-Morphologie insbesondre, von Dr. Jos. Herm. Schmidt in Paderborn.*

*Erster Band, über Morphologie überhaupt.* Auch unter dem Titel: *Versuch die Metamorphose der Thiere zu erklären mit vergleichenden Hinblicken auf die Pflanzenentwicklung. Nebst einem Atlas. Berlin* 1831. *Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin.*

*Zweiter Band, über Noso-Morphologie insbesondre.* Auch unter dem Titel: *über Anwendung der Morphologie auf die vergleichende Krankheitslehre. Nebst einem Atlas. Berlin* 1831. *Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin.*

Indem wir hier die Anzeige eines lange bekannten, trefflichen und hinreichend berühmten Werkes und eines neuen erst zu prüfenden, und hie und da wohl sehr gewagten Versuchs zusammenfassen, fühlen wir uns angeregt, zuvörderst über den gegenwärtigen Standpunkt der Natur-Wissenschaften, in deren Kreis beide Schriften gehören, einige einleitende Bemerkungen vorauszuschicken. — Vergleichen wir aber zunächst im Allgemeinen die, in Beziehung auf jedes volle, gesunde, und geistreiche Wirken ausgezeichnete Zeit der Alten und namentlich der Griechen, mit der überreizten, kränklichen und in ihren Richtungen bald excentrischen, bald gelähmten Zeit der Neuern, so müssen wir wohl zugeben, dafs die tiefsinnige und doch so klare und dem ganzen Menschen angehörige Philosophie der Alten, ihre so herrlich in sich vollendete Kunst-Welt und ihr grofsartiger natürlicher Blick im practischen Leben gewifs um sehr vieles höher stehen, als die gleichnamigen Bestrebungen der Neueren; hiegegen ergiebt sich auch bei schärferm Nachforschen allerdings, dafs für die Letztern zwei Momente übrig bleiben, in denen man ihnen wiederum einen entschiedenen Vorrang vor den Alten nicht absprechen darf. — Als solche zwei Momente erklären wir nämlich: *erstens* die durch das Christenthum angeregte, höhere sittliche Richtung der Menschheit, welche in unendlichen Verzweigungen das Leben zu durchdringen bestimmt ist, in ihrer Vollkommenheit und Reinheit jedoch noch bei weitem mehr in der Idee, als durch die Wirklichkeit dargebildet besteht; *zweitens* die höhere, scharfsinnigere und bei weitem ausgebreitetere Erkenntnifs des Verhältnisses unsres Seyns zu dem Seyn der gesammten Natur, oder mit einem Worte die weitere und tiefere Ausbildung der Naturwissenschaften. Wer den hier angedeuteten Betrachtungen etwas ausführlicher nachgehen will, der wird sich sehr bald überzeugen, dafs, wenn die neuere Zeit überhaupt im Stande wäre, etwas richtiger das ihr zunächst vorgesteckte Ziel in diesen beiden gerade sie auszeichnenden Momenten zu erkennen, dafs sie dann unfehlbar manche sie irremachende und von ihrer ächten Aufgabe sie entfernende Richtungen fallen lassen würde, um mit gröfserer

*) Billigerweise hätten diese vier Worte auf dem Deutschen Titel wegbleiben sollen, da ein mit der Deutschen Literatur nicht hinreichend Bekannter wohl gar hiernach vermuthen dürfte, der Deutsche Text sei eine Uebersetzung aus dem Französischen durch Hrn. Soret.

Folgerichtigkeit und entschiedener Kraft den beiden obgenannten ihr so recht eigenthümlichen Bestrebungen sich hinzugeben. — Was indefs die erstere ethische Richtung betrifft, so gehört deren Erörterung für unsre jetzige Aufgabe keineswegs, wohl aber scheint es zweckmäfsig, über die zweite naturwissenschaftliche hier noch einige weitere Betrachtungen beizufügen; denn nur hierdurch werden wir unter andern auch dazu gelangen, die Bedeutung der uns eben hier zur Anzeige vorliegenden Arbeit Goethe's deutlicher machen zu können. — Bedenken wir demnach, welche aufserordentliche Ausbeute Astronomie, Physik, Chemie, Atmosphärologie, Geologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie und Anthropologie in ihrem ganzen Umfange und mit ihrem ganzen Gefolge bereits dem menschlichen Geschlecht in neuerer Zeit gegeben haben; bedenkt man, wie weit aufserordentlicher noch die Resultate, welche diese Bestrebungen hervorbringen müfsten, sein könnten und sein würden, wenn die Kräfte der Menschheit in ihrem Ganzen und mit der durch ihren Staatenverband erhöhten Kraft, anstatt an mannichfaltigen nichtigen, egoistischen und politischen Reibungen zu zersplittern, mit Folgerichtigkeit auf Zwecke solcher Art gerichtet wären, so wird man deutlich erkennen, dafs die Erreichung des Ziels einer wahrhaft gesunden und schönen menschlichen Existenz eines Theils ganz wesentlich durch die Beförderung des gesammten Kreises der Naturwissenschaften bedingt sei. Denn wo können wir für alle unsre menschlichen Einrichtungen, für den Organismus des Staates, für den der Kunstübung und des gesammten öffentlichen und häuslichen Lebens ein wichtigeres und bedeutungsvolleres Vorbild finden, als in dem grofsen Organismus der Natur? — Darf man doch behaupten, dafs wem nur in *einer* gewissen Beziehung die Eigenthümlichkeit des Naturlebens einmal wahrhaft deutlich geworden ist, dessen Blick wird sich auch für Beurtheilung aller ächt menschlichen Verhältnisse schon bei weitem reiner und gesunder entwickelt haben als es einem blofs mit formaler Kenntnifs menschlicher Verhältnisse Genährten und von tieferer Naturkenntnifs in jeder Beziehung fern Gebliebenen je vergönnt sein kann. Allein betrachten wir nun diese Angelegenheit in *diesem* Lichte! Und wie bedeutungsvoll für die gesammte Menschheit mufs uns Jeder erscheinen, welcher zur Förderung ächter Naturerkenntnifs einen wichtigen Schritt vorwärts gethan hat! — Der Naturforscher in diesem Sinne wird ganz eigentlich der Apostel eines weltlichen Evangeliums, dessen heilbringende Wirkungen in ihren Folgen kaum zu berechnen sind, und die Menschheit kann ihm nicht Dank genug erweisen! — Aber Leistungen dieser Art gehören freilich auch zu den schwierigsten, die dem Menschen aufgegeben werden können. Viele suchen umsonst den Schleier der Isis zu lüften, und es ist *dann* schon ihre Mühe mit Dank zu vergelten, wenn sie auch ohne zum Vernehmen tiefer liegender Ideen zu gelangen, mit Treue und sorgfältiger Thätigkeit das Materiale der Naturwissenschaften, welches in ungeheuren Massen sich aufthürmt, zu sichten und zu bearbeiten bemüht sind. — Ist nun irgend eine Idee der neuern Naturwissenschaft fruchtbar geworden, so ist es die der *genetischen Methode*, einer Methode, welche ihr Ziel darein setzt, die Natur nicht als Beharrendes, Erstarrtes und folglich Todtes, sondern als das, was sie ihrem Namen und Wesen nach ist, nämlich als *ein stets Werdendes* zu erfassen und zu erforschen. Wir möchten sagen, der Schlüssel zum Verständnifs aller der grofsen Fortschritte, welche die Naturwissenschaften neuerlich gemacht haben, liege wesentlich *in der Idee der Genesis*, und es ist nicht zu leugnen, dafs alle Zweige der Naturwissenschaften immer erst um desto mehr den Namen der Wissenschaft verdienen, je mehr in ihnen diese Idee Eingang und Durchbildung gefunden hat. Ja wir müssen hinzusetzen, dafs es unbegreiflich wäre, wie die Fortschritte dieser Wissenschaften nicht noch bedeutender ausgefallen wären, wenn nicht so manche Hindernisse, welche doch auch noch eine Beleuchtung verlangen, ihnen mit Macht entgegen gewirkt hätten. Eins dieser Hindernisse möchten wir z. B. in Folgendem finden. — Wie auf einer Kugel jeder gedenkbare Punkt als Mittelpunkt der gesammten Kugelfläche angenommen werden kann, wie auf der Erde jedweder Mensch sich genau in der Mitte des seinem Standpunkte angemessenen Horizontes empfindet, so kann man Niemanden das Recht absprechen, in dem Welt-Ganzen, inwiefern dieses zu denken als eine *unendliche* Sphäre, deren Mittelpunkt folglich *überall* gegeben ist, *sich* als den Mittelpunkt dieses Ganzen anzusehen, nur von *seinem* Standpunkte aus die Erscheinungen zu beurtheilen, und nur nach *seinen* Maafsen die Radien dieser unendlichen Sphäre zu messen. Trifft es sich nun freilich, dafs diese Maafse selbst kleinlich, ungleich getheilt, oder verfälscht sind, so müssen gar wunderliche Mes-

sungen der umliegenden Erscheinungen davon die Folge sein. Inwiefern jedoch bei der unendlichen Verschiedenheit menschlicher Individualitäten sich somit unendlich verschiedene Ansichten und Darstellungen in der Wissenschaft hervorthun, so sieht man gar wohl, wie dadurch nothwendig eine Art von Verwirrung und chaotisches Widereinanderstreiten im Kreise der Wissenschaften herbeigeführt wird, welches ihr selbst nichts weniger als förderlich sein kann. Bei alledem ist es indefs, wie gesagt, dem Einzelnen, bis er selbst zu höherer Erkenntnifs gelangt ist, nicht zu verargen, dafs er für seine Ansicht wie für Altar und Heerd streitet und dadurch das Ganze der Wissenschaft freilich nicht selten offenbar zurückstellt. Mag daher, ohne noch der Hindernisse, die im politischen, bürgerlichen und häuslichen Leben gegeben sind, zu gedenken, diefs *eine* Beispiel hinreichen, um zu zeigen, wie gewichtige Hemmungen dem Vorschreiten der Naturwissenschaft noch aufser der Schwierigkeit des Gegenstandes sich entgegen drängen! — Desto gröfser ist nun freilich aber auch der Gewinn, um desto begründeter unsre Freude, wenn *dann* und wann einmal ein Geist auf dem ihm angewiesenen Standpunkt ein neues Mittel erfafst hat, sich zu einem höhern Ueberblick aufzuschwingen! — Denn ungefähr auf dieselbe Weise, wie der Astronom nach Erfindung eines neuen Sehrohrs, ohne übrigens seinen Standpunkt zu ändern, nun mit einemmale ferne, früher nicht geahnte Welten überblickt und zeigt, so wird *der*, dem eine neue bedeutungsvolle Idee sich erschlossen hat, sich selbst und jedem, der dieselbe nun ebenfalls zu ergreifen fähig ist, den Ueberblick einer Menge neuer, früher nicht geahnter Gegenstände verschaffen! — Diese *Offenbarungen*, wie man sie nennen mufs, sind dann die wichtigen Ereignisse, welche als Epochen im Gange der Wissenschaft unsterblich werden, und wiederum ist es für den, der die Menschheit nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in ihrer historischen Folge als ein grofses Ganze zu betrachten *gelernt* hat, sehr merkwürdig zu beobachten, wie solche neue Ideen an dem Baume der Menschheit gleich einzelnen Blüthen, und zwar immer durch gewisse andere Ereignisse und Verhältnisse nothwendig bedingt, von Zeit zu Zeit hervortreten, bei welcher Art Beobachtung es dann nicht befremden kann, wenn man zuweilen gewahr wird, dafs eine und dieselbe Idee zu gleicher Zeit, wenn einmal die Bedingungen zu ihrem Auftreten gegeben waren, unter verschiedenen Verhältnissen und in verschiedenen Individuen sich offenbare. — Und hier ist es denn, wo wir uns nicht enthalten können, sogleich eine Stelle aus den der Schrift No. 1. beigefügten historischen Nachträgen mitzutheilen. Es sagt nämlich der treffliche Verf. bei Gelegenheit einer kurzen Anzeige einer späterhin erschienenen Schrift: „Eine Idee wie sie ausgesprochen ist, wird ein wundersames Gemeingut; wer sich ihrer zu bemächtigen weifs, gewinnt ein neues Eigenthum ohne Jemanden zu berauben; er bedient sich dessen nach eigner Art und Weise folgerecht, auch ohne wohl daran zu denken. Dadurch aber beweist sich eben der kräftige inlebende Geist des erworbenen Gutes". — Wir brauchen kaum beizufügen, dafs wir, mit allen Wissenden, der bestimmten Ueberzeugung sind, Goethe habe eben in dem hier vorliegenden Versuch über die Metamorphose der Pflanzen eine solche neue Idee in Wahrheit ausgesprochen und dadurch eine wichtige Epoche in der Geschichte der Naturwissenschaften bezeichnet! denn wenn wir oben die Auffassung der Genesis überhaupt für das Wesentliche und höchste Eigenthum der neuern Naturwissenschaft erklärten, so ist es von allen Sachkundigen anerkannt, dafs das Einführen der Idee der Genesis in der Pflanzenkunde, obwohl von manchem Andern vorbereitet, doch ganz eigentlich erst durch diese Goethische Arbeit vollkommen gelungen sei. Nach diesem ausgesprochenen Urtheil bedarf es nun hier wohl kaum einer andern Mittheilung als der einiger Betrachtungen über die Schicksale dieser Abhandlung und der besondern Einrichtung der hier vorliegenden Ausgabe. Die Arbeit selbst zu analysiren, nachzugehen wie Goethe hier die Pflanze in ihren Heraufbildungen von Samenblättern zu Stengelblättern, Blüthentheilen und endlich zur Frucht und zum Samen begleitet und dann auch auf die mannichfaltigen Rück- und Vorwärtsschritte in dieser Reihe aufmerksam macht, wäre für die Freunde der Naturwissenschaft um so mehr überflüfsig, da sie die ganze Abhandlung, wie mit Recht zu erwarten steht, schon längere Zeit hinreichend kennen, oder im Verneinungsfall kaum eine dringendere Aufgabe haben können als sobald als möglich sich an das Studium derselben zu begeben. *Eine* Bemerkung müssen wir jedoch noch insbesondre über die Art der Ausführung dieser Arbeit hervorheben, dafs nämlich Goethe sich darin auf eine höchst merkwürdige, ja man möchte sagen wunderbare

Weise immer an die Schilderung der Natur selbst gehalten, und indem er uns den lebendigsten Ueberblick von der mannichfaltigen Umbildung der Pflanze eröffnet, sich doch wohl gehütet hat, in ein eigentliches Systematisiren oder Formalisiren zu verfallen. — Man könnte sagen, es sei ihm hiermit auf gleiche Weise gelungen, wie einem tüchtigen Zeichner, der die runde organische Form der Natur auch in runden geschwungenen Linien darstellt, während ein ungeübter und schwacher Künstler auf seiner Zeichnung jene schönen gerundeten Formen durch geradlinigte und eckige Figuren nur in ihren allgemeinen Verhältnissen schroff darzustellen sucht, welches letztere wir denn hier etwa als Gleichniſs der durch Schemata sich aussprechenden Theorie, oder des Systems betrachtet haben wollen. Merkwürdig ist es daher, wie gerade in dieser Beziehung auch Goethe selbst in den geschichtlichen Nachträgen gegen solche schematische Abstractionen aus seiner Schrift sich unumwunden erklärt. Denn wenn H. F. Link (*Elementa philosophiae botanicae pag.* 244.) Goethe's Lehre als im Wesentlichen durch die abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung der Pflanzenentwicklung charakterisirt darstellt, und diese Oscillationen sogar mit dem Pendel und der Wellenbewegung vergleicht, so äuſsert sich darüber unser Verf. S. 194. nachdrücklich genug in folgenden Worten: „Diese anscheinende Belebung unsrer Bemühungen muſste uns doch bedenklich vorkommen, indem da, wo von Gestalt und Umgestaltung eigentlich zu sprechen wäre, nur die letzte, bildlose, sublimirte Abstraction angeführt und das höchst organische Leben den völlig form- und körperlosen allgemeinsten Naturerscheinungen zugesellt wird. Bis zur Betrübniſs aber steigerte sich unser Gefühl, da wir, bei genauster Untersuchung, obige Worte völlig als fremde Eindringlinge in dieses Werk eingeklemmt und zur entschiedensten Unthätigkeit verdammt sahen". —

Ueber die Einrichtungen dieser vorliegenden neuen Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen haben wir übrigens noch zu erinnern, daſs sie sich durch drei Zusätze von der auch in den Heften zur Naturwissenschaft wieder abgedruckten ältern Ausgabe unterscheidet, welche Bereicherungen wir daher hier kürzlich durchgehen: — Erster Zusatz: „der Verf. theilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit". — Ein Aufsatz, mit welchem der verehrte Verf. seinen jüngern Mitlebenden ein nicht genug zu verdankendes Geschenk gemacht hat. Mit höchstem Interesse verfolgt der Leser, wie in einem tiefsinnigen poetischen Geiste, durch glückliche Verhältnisse begünstigt, nach und nach die nähere Erkenntniſs des Pflanzenlebens aufgeht. Es ist ebenso belehrend für Andere, als an sich rein menschlich, wir möchten fast sagen Griechisch, wenn wir wahrnehmen, wie der Verf. zuerst an der Pflanzenwelt im Groſsen, d. i. an dem Leben der Wälder, Interesse gewinnt, wenn er dann durch die Schönheit der Gärten und kundige Freunde zu dem Einzelnen gezogen wird, und bei diesem Einzelnen (was eben nur auf diesem Wege zu erreichen möglich war) nie und nirgends die Idee des Ganzen aus dem Auge verliert. — Eine solche lebendige und vom Allgemeinen zum Einzelnen gehende Auffassung muſste nothwendig andere und geistreichere Resultate geben, als wenn von dürren Herbarien und auswendig gelernten Terminologieen ausgegangen und das groſse Ganze dann nach dem mitgebrachten dürftigen Maaſsstabe gemessen wird. Ohne ein und denselben Bildungsgang hierdurch etwa für Alle festsetzen zu wollen, sind wir doch fest überzeugt, daſs es vom gröſsten Nutzen sein würde, in jedem botanischen Collegium gegenwärtigen Aufsatz, so wie die Abhandlung über Metamorphose der Pflanzen selbst ein oder zweimal auf eine würdige Weise vorlesen zu lassen. — Der zweite Zusatz führt den Titel: „Wirkung dieser Schrift und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee" 1830. Hier finden sich in chronologischer Reihe die wichtigsten Schriften, in welchen gegenwärtiger Arbeit Goethe's wesentliche Erwähnung geschehen, oder welche auf dieselbe gegründet waren, namentlich aufgeführt, indem ihnen zum Theil kurze Bemerkungen über die Tendenz derselben beigegeben werden. Nach unserm Dafürhalten ist es für die Freunde des Dichters zu bedauern, daſs es ihm nicht gefallen hat, hier die sämmtlichen Bemerkungen, welche jener Abhandlung in den naturwissenschaftlichen Heften unter den Aufschriften „Schicksal der Handschrift und Schicksal der Druckschrift" beigegeben waren, wieder abdrucken zu lassen, denn alles dieses würde ebenso wesentlich als die Erwähnung der spätern Arbeiten der Nachkommen zur Geschichte dieser durch Goethe ins Leben getretenen Idee gehört haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 2.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

1) *J. W. v. Goethe, Versuch über die Metamorphose der Pflanzen.*

2) *Zwölf Bücher über Morphologie u. s. w., von J. H. Schmidt. 1ster u. 2ter Bd.*

(Fortsetzung.)

Gilt doch das, was Goethe an den angeführten Orten über die Schicksale seiner Hand- und Druckschrift mitgetheilt hat, wesentlich für die Geschichte jeder neu hervortretenden Idee! Denn immer ist es das Loos einer solchen gewesen, anfangs zum Theil unbeachtet zu bleiben, dann mit Verwunderung und oft mit spöttischem Lächeln wahrgenommen zu werden, weiterhin entschiedenen Widerspruch zu erfahren, endlich aber mit siegender Gewalt durchzudringen und ihr volles Recht sich zu verschaffen. — So können wir z. B. im anatomischen Fache die Idee: dafs der Schädel, ja das ganze Knochensystem nur durch Wiederholung und Umbildung der *einen* Urform des Wirbels bedingt werde, ihrem Schicksale nach ganz der Idee von der Metamorphose der Pflanzen vergleichen. — Der dritte Zusatz, welcher sich hier findet, ist überschrieben: „über die Spiraltendenz" und enthält einen Ueberblick von der durch Ritter von Martius auf den Zusammenkünften Deutscher Naturforscher in München und Berlin mitgetheilten Ansichten über die Anordnung der Pflanzentheile und namentlich der Blattmetamorphose nach der Richtung der Spirallinie. Diese gewifs höchst sinnreiche Ansicht und Einsicht, welche nur aus den durch Goethe angeregten morphologischen Betrachtungen der Metamorphose hervorgehen konnte, hat, wie man hier sieht, Goethe sich gleich wie ein Enkelkind mit Liebe angeeignet. Sie führt ihn darauf, in der vorwärtsstrebenden Bildung der Pflanze überhaupt zwei Momente anzunehmen, in welchen er den einen mit dem Namen der *Vertikaltendenz*, und den andern mit dem Namen der *Spiraltendenz* bezeichnet. Beide schildert er näher in folgenden merkwürdigen Worten, bei welchen wir nur den Botanikern vom Fach empfehlen müssen, eine solche Trennung nur nicht alsbald wieder bis zum Aeufsersten treiben und dadurch das Geistreiche der Ansicht selbst zu vernichten zu wollen. Denn in allen diesen Dingen mufs gar achtsam ein bestimmtes Maafs beobachtet werden und man mufs bedenken, dafs man von einem Natur- wie von einem Kunstwerke die gewünschte deutliche Ansicht allemal nothwendig verlieren mufs, wenn man, anstatt in einer mäfsigen Entfernung zu verweilen, den Standpunkt *zu unmittelbar* an die Sache selbst verlegen will. — Die gedachten Worte Goethe's sind aber folgende: „die Vertikaltendenz äufsert sich von den ersten Anfängen des Keimens an, sie ist wodurch die Pflanze in die Erde wurzelt und zugleich sich in die Höhe hebt; sie verharrt vom Anfange bis zum Ende und manifestirt sich zugleich als solidescirend, es sei nun in langgestreckten Fasern und Fäden, oder selbst in der starken, starr aufgerichteten Bildung des Holzes. Auch ist es dieselbe Naturkraft, welche unaufhaltsam von Knoten zu Knoten in die Höhe oder sonst fortschiebt, die einzelnen Spiralgefäfse mit sich fortreifst und so, indem sie Leben nach Leben fördert und steigert, eine Continuität des Ganzen sogar in rankenden und kriechenden Gewächsen folgerecht hervorbringt. Die Spiraltendenz dagegen wollen wir als das eigentlich producirende Lebensprincip ansehen; es ist mit jenem innigst verwandt, aber vorzugsweise auf die Peripherie angewiesen, sie kann indefs auch gleich bei der ersten Keimung eintreten, wie wir an dem Beispiel einiger Winden wahrzunehmen haben". —

Soweit denn im Kurzen über den reichen Inhalt dieser wenigen Bogen! Es bleibt uns nur noch übrig der durch Hrn. Soret beigegebenen Französischen Uebersetzung zu gedenken, welche, wo wir sie immer verglichen haben, sich so nahe an den Deutschen Verf. anschliefst, dafs ihr unsre Nachbarn jenseits des Rheins

vielleicht hie und da den Vorwurf einer unfranzösischen Steifigkeit machen werden. Als besondre Merkwürdigkeit müssen wir es nur noch aufführen, dafs die bevorstehende Französische Uebersetzung zuweilen selbst auf die Form und Ausführung der spätern Zusätze Einfluſs gehabt zu haben scheint. Denn wenn der Verf. S. 224. von dem wunderbaren Vorgange der Metamorphose im Allgemeinen spricht, so hält er dann an, um plötzlich mit nachstehenden Worten zu schliefsen: „Hätte ich blofs mit Deutschen allein zu reden, so würde ich weiter fortfahren und mich frei, in einer für sie verständlichen Sprache, als mit übereinstimmenden Geistern, vergnüglich unterhalten. *Weil ich aber auf der Gegenseite eine Französische Uebersetzung erwarten muſs*, so breche ich lieber ab, um bei jener, überall völlige Klarheit in Gedanken und Ausdruck fordernden Nation, nicht in den Verdacht mystischer Träumereien zu gerathen". — Jedoch will es uns scheinen, dafs in den letztern Worten den Franzosen zu viel Ehre geschehen sei, dem Klarheit in Gedanken und Ausdruck fordern wohl die Deutschen nicht minder, aber wie man im gewöhnlichen Leben sich nicht gern mit flachern Gemüthern in Verhandlungen über tiefsinnigere Gegenstände einlassen wird, so finden wir es auch ganz erklärlich und haben es zum Theil selbst erfahren, dafs wenn unsern Worten eine Französische Uebersetzung bevorsteht, wir zögern, mit manchen philosophischen Betrachtungen hervorzutreten, deren reinere Auffassung vom Französischen Naturforscher noch nicht erwartet werden kann. — Dagegen wollen wir allerdings zugeben, dafs es oft ein recht zweckmäfsiger Prüfstein sein könne, Resultate unsres Nachdenkens über einen gewissen Gegenstand zum Uebertragen in eine andere, und namentlich die Französische Sprache zu bestimmen, da man bei solcher Gelegenheit bald gewahr wird, ob etwas dunkel gedacht und nur gefällig ausgedrückt, oder ob es klar gedacht und nur vielleicht noch einigermafsen dunkel ausgedrückt worden sei; Uebungen, welcher es freilich bei so schönen und klaren Gedanken und so klaren und bedeutungsvollen Worten wie die Goethe's am wenigsten bedürfen könnte. —

---

Wir wenden uns nun zu No. 2. der obgenannten Schriften, welche wir mit No. 1. mindestens als dem Inhalte nach verwandt zusammengestellt haben, und deren Verf. vor ohngefähr einem Lustrum dem Publicum seine Ansichten über die pflanzliche und thierische Genese in seiner Inaugural-Dissertation *De corporum heterogeneorum in plantis animalibusque genesi* bereits vorgelegt hat. — Sollen wir uns zuvor ehe wir in das Einzelne dieser Arbeit eingehen, ein Urtheil über diejenigen allgemeinen Eigenschaften des Buches, welche wir *seine Physiognomie* nennen möchten ein Urtheil erlauben, so möchten wir sagen, dafs sich dieselbe durch ein gewisses formalistisches Bestreben charakterisirt, ein Bestreben, welches anstatt dem Gange der Erscheinungen in ihrer Lebensfülle und Rundung zu folgen, die Natur mehr, als ob sie zunächst der Theorie und des Systems wegen da sei, behandelt, und sich mehr an dem Aufsuchen und künstlichen Herbeiziehen gewisser Antithesen und scharfsinniger Eintheilungen gefällt, als dafs sie den Muth und die Liebe zeigte, bei aller wissenschaftlichen Klarheit der Beobachtung des freien Wirkens der Natur unbedingt sich hinzugeben. Gehen wir aber zurück auf die Quelle, aus welcher eine solche formalistische Tendenz, welche den bei No. 1. dargelegten Bestrebungen gerade entgegengesetzt ist, überhaupt sich entwickeln kann, so scheint mir die Erklärung hiervon auch nur in dem jedesmaligen Bildungsgange des Forschenden aufgesucht werden zu müssen; denn wenn ein Bildungsgang, wie ihn z. B. Goethe in der Geschichte seiner botanischen Studien schildert, eben weil er von der Natur im Ganzen und Grofsen ausging, auch im Einzelnen noch das Abbild des Ganzen in seiner Lebendigkeit gewahr werden läfst: so wird hiegegen ein Bildungsgang, der von Auffassung einer bereits fertigen Theorie ausgeht, auch nur dazu führen können, den trennenden analysirenden Blick des Naturforschers zu bilden, welcher sich leicht damit endigt, dafs wir nach Vernichtung des geistigen Bandes (wie im Faust gesagt ist) die todten Theile in der Hand behalten. Es scheint uns daher immer mifslich, wenn in jüngern Jahren, wo Auge und Hand sich noch ganz zur frischen umsichtigen und durchgreifenden Beobachtung und Erforschung der Naturerscheinungen im Ganzen eignen, der Blick schon ganz auf speculative und formalistische Betrachtung der Natur gerichtet wird; denn nur zu leicht löst sich dann der Geist von der sichern Führerin, der Naturbeobachtung, ab, und findet sich einem nur zu willkührlichem Spiele mit Begriffen und Vorstellungen hingegeben, bei dessen Durchführung zwar oft sehr viel Witz, Scharfsinn, Consequenz und

Belesenheit entwickelt werden kann, welches aber doch zuletzt in sich unfruchtbar bleibt und kein weiteres heilbringendes wissenschaftliches Leben anzuregen im Stande ist. — Das Verführerische ist bei solchen Bestrebungen noch, dafs die Natur bei ihrer unendlichen Vielseitigkeit jeglicher hierbei gewonnenen Ansicht und willkührlichen Vorstellung die Hand zu bieten scheint; denn nie wird eine Theorie, ein System, sei es an sich noch so verwunderlich, aller scheinbaren Begründung in der Natur ermangeln können! — Ist daher der Verf. desselben witzig und scharfsinnig genug, so wird es ihm nicht schwer werden, durch Anziehung vielleicht höchst entfernt liegender Fakten sein Werk auf dieselbe Weise zu stützen, wie etwa ein gewandter Advokat durch Aufsuchung entferntester und verborgenster Gesetzstellen und Rechtsgründe einem noch so ungerechten Processe die Hoffnung des Gewinnens verschaffen kann. Wir hoffen hierbei übrigens nicht so arg mifsverstanden zu werden, als ob wir das Aufsuchen des einen stätigen Gesetzes in der Flucht mannichfaltiger Erscheinungen für verwerflich hielten, wir halten es im Gegentheil allerdings für die wahrhaft höchste Aufgabe der Wissenschaft; aber es scheint uns nur dieses Letztere, ohne die vorausgegangene lebenskräftige Durchdringung der Natur in ihrer vollen Eigenthümlichkeit, so gänzlich unmöglich, dafs wir hier als Beispiel das Verhältnifs der Seele zum Körper anführen möchten, wo es auch unumgänglich nöthige Bedingung ist, dafs der Letztere einer im Wesentlichen ungetrübten Gesundheit sich erfreue, wenn die Erstere zum Ziele einer höhern reinern geistigen Entwicklung gelangen soll. — Alles dieses führt uns sonach dahin zu glauben, dafs z. B. der Vf. von No. 2. eine weit gehaltvollere morphologisch-genetische Theorie gegeben haben würde, wenn er zuvor sich bemüht hätte, uns über irgend einige noch unergründete pflanzliche oder thierische Entwicklungsgeschichten eine recht specielle Darstellung vorzulegen, eine solche, welche sich etwa mit den Arbeiten eines Rathke oder v. Bär vergleichen liefse! Wir hätten dann vielleicht weniger Schemata, aber mehr reichhaltige Ausbeute gefunden. — Doch es sei jetzt genug dieser allgemeinen Betrachtungen! und indem wir uns nun zu dem Buche selbst wenden, fühlen wir freilich die Unersprieflichkeit und Unmöglichkeit, dem Verf. Schritt vor Schritt durch das Ganze zu folgen, so dafs wir uns aber werden begnügen müssen, theils einige wesentliche Grundsätze desselben einer nähern Prüfung zu unterwerfen, theils den Ideengang des Verfs. und den Inhalt der Schrift im Allgemeinen anzugeben, dann aber dem Leser zu überlassen, ob er sich nach diesen Prämissen die nähere Bekanntschaft mit der Ausarbeitung im Einzelnen selbst verschaffen will oder nicht. — Halten wir uns also zunächst an die Einleitung, als worin die Grundansichten des Verfs. ausgesprochen werden, so finden wir an die Spitze gestellt die unbestreitbar richtige Erkenntnifs, dafs die Kugel der einfachste Typus aller Gestalten sei. Sogleich von hieraus aber läfst sich der Verf. durch sein Bestreben nach Antithesen zu einer Folgerung verleiten, welche um so mehr der Prüfung und Widerlegung zu unterwerfen ist, als durch dieselbe der Ideengang des ganzen Buchs wesentlich bestimmt wird; er sagt nämlich: „es giebt solide Kugeln und hohle Kugeln, erstere sind homogen in allen ihren Theilen, letztere sind mindestens aus zwei heterogenen Theilen, aus einer umhüllenden festen, und einer innern flüssigen zusammengesetzt, man nennt sie Blasen. „So zerfällt er nun von hieraus die Gesammtheit der Naturkörper in zwei grofse Gruppen, nimmt alles, was aus soliden Kugeln entspringt anorganisch, und alles was aus Blasen entspringt organisch, zu welchen letztern denn blofs Pflanzen und Thiere gezählt werden. Hierbei finden wir nun sogleich im Wesentlichen zu erinnern: 1) die gänzlich unhaltbare Theilung zwischen Organischem und Unorganischem, denn wer irgend mit Hingebung und ohne durch Vorurtheil sich fesseln zu lassen, das Leben der Natur beobachtet, findet durchaus ein und dasselbe in den Leben der Weltkörper, wie in den Leben der uns näher stehenden irdischen Einzelwesen, er erkennt in der rastlos kreisenden Kugel des Planeten, mit ihren Ein- und Ausathmungen, mit dem Kreislaufe ihrer Gewässer, ihren magnetischen und elektrischen Lebensäufserungen u. s. w. nichts wesentlich anderes als in dem durch gemefsne Oscillationen überrollenden Volvox und dem durch magnetische und elektrische Gegensätze bedingten Kreisläufe der Säfte in höheren Geschöpfen. Gewifs die Kugel eines Weltkörpers kann nur entweder solide Kugel oder hohle Kugel sein; ist sie solide Kugel, so ist die unendliche Heterogeneität ihrer Theile augenfällig, ist sie Hohlkugel, so ist sie Blase, und ihre eigenthümlichen sie unterscheidenden Flüssigkeiten ebenfalls erwiesen, und beides widerlegt diese hier an die Spitze

gestellte Gegensetzung. Sodann ist aber auch gerade von den höhern Organismen die Wesentlichkeit der Bildung solider Kugeln klar nachzuweisen. Dann abermals verfährt der Verf. in einer zweiten alle späteren folgernden Gliederungen bestimmenden Theilung durchaus willkührlich; denn anstatt von der hinreichend ausgemachten Beobachtung auszugehn, dafs auf dieselbe Weise, wie die aneinander gereihten Blasen das Zellgewebe die Pflanzensubstanz charakterisiren, ebenso die Thiersubstanz wesentlich durch die sogenannte Punktmasse oder das Aggregat unzähliger Kügelchen eiweifsstoffiger Substanz bestimmt werde, eine Bildung, welche sich in der vorzugsweise thierischen Substanz, d. i. im Nervenmark, auch am entschiedensten darstellt, so behauptet er die Ansicht, dafs nur bei den Pflanzen das Zellgewebe als solches kräftig ausgebildet sei, da hingegen bei den Thieren es, wie §. 17. gesagt wird: „bis zum formlosen Wasserreiche zurücksinke und in eine rohe halbflüssige schleimige Masse, in der noch kaum die Bläschennatur sichtbar sei, verwandelt werde". Kurz, völlig der Beobachtung entgegen, welche die aus Kügelchen bestehende Thiersubstanz und die zellige Pflanzensubstanz auf gleiche Stufe stellt, ja der erstern wohl noch eine höhere Stufe anweist, stellt der Verf. seiner angenommenen Antithese zu Liebe und ohne jener Kugelbildung nur zu gedenken, den Zellstoff der Thiere §. 18. als „in einer retrogressiven Metamorphose begriffen und höchst verkümmert, gleichsam *in agone* sich befindend" dar, ja er gründet darauf sogar unmittelbar eine Klassifikation der lebenden Natur, wornach sie in vier Abtheilungen zerfallen soll: 1) Protorganismen, als gleichsam freilebendes Zellgewebe; 2) Uebergangsreich, womit Zellgewebe, Faser und Hautgewebe sich verbindet, und dann 3) Pflanzen und 4) Thiere mit formlosem (!) Zellgewebe, wo denn z. B. auch der treffliche Ehrenberg nicht sehr befriedigt sein würde, wenn er die von ihm so schön untersuchten Infusorien als blofse Zellbläschen ganz weit von den Thieren weggerückt fände. — Ebenso wenig finden wir die Eintheilung gegründet, welche der Verf. über die innere Struktur der Festgebilde der Organismen gegeben hat. Er unterscheidet zwischen 1) Elementen oder organisch unzerlegbarer Substanz; 2) binärer Verbindung dieser Elemente, 3) ternären Verbindungen 4) vielfacheren Verbindungen, und glaubt nun berechtigt zu sein die Elemente und binären Verbindungen mit dem Namen der Gewebe, die Tripel-Verbindungen mit dem Namen der Organe, und die vielfachen Verbindungen mit dem Namen der Systeme bezeichnen zu dürfen. Es sind aber diese Bezeichnungen nicht nur insofern schon unpassend gewählt als die gröfseren Gebilde keineswegs durch *Verbindungen* verschiedener Gewebe zu Stande kommen, vielmehr solche verschiedene Gewebe von einer ursprünglichen thierischen Punktmasse aus (deren kugelige Bildung der Verf. aber nicht kennen zu wollen scheint) bei fortschreitender Bildung durch Differenzirung zerfallen; sondern es führt diese Annahme auch zu ganz unpassenden Folgerungen, wie denn z. B. §. 96. und §. 97. der Verf. gegen alle wohlbegründeten bisherigen Annahmen es als einen Irrthum darzustellen sucht, dafs man die Centraltheile des Nervensystems Centralorgane genannt habe; wobei er sonderbar genug hinzufügt: „eine Benennung, die nur dann verzeihlich ist (!) wenn man nicht das Wesentliche an einem Dinge selbst von dem Zufälligen, blofs Umhüllenden und Accessorischen unterscheiden will". — Nach solchen Grundsätzen geht nun der Verf. in den vier ersten Büchern die Gewebe, Organe und Systeme ausführlicher durch, wobei man uns jedoch erlassen wird, im Einzelnen ihn auf diesem ganzen Wege zu begleiten. Nur hinsichtlich der am Ende des vierten Buchs vorkommenden Bemerkungen über die Zeugung können wir nicht umhin Einiges beizufügen. — So wird z. B. doch jetzt Niemand, der mit den vielfältigen Arbeiten über die Erzeugung der Thiere einigermafsen vertraut geworden ist, mehr an die alte Geschichte glauben, dafs im Graafischen Bläschen (nicht Gravischen Bläschen, wie es beim Verf. heifst) die vegetativen Systeme, im nämlichen Saamen der animalen auf der niedrigen Stufe der Verflüssigung vorgebildet sein, und das Nervensystem sich aus dem letztern krystallisire. Man braucht nur zu wissen, dafs Thiere, die ein recht ordentliches Nervensystem haben, durch sechs Generationen ohne alle neue Begattung sich fortpflanzen können, um eine solche Ansicht aufzugeben.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 3.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

1) *J. W. v. Goethe, Versuch über die Metamorphose der Pflanzen.*

2) *Zwölf Bücher über Morphologie u. s. w., von J. H. Schmidt. 1ster u. 2ter Bd.*

(Schluſs.)

So hat auch der Vf. von den Eihäuten ganz unrichtige Begriffe, wenn er dem Chorion, welches in Fischen, Amphibien und Vögeln gar nichts mit dem Gefäſssystem zu thun hat, und auch in den Säugethieren die Gefäſse nur von der Allantois empfängt, die Bedeutung zuschreibt, das Parenchym des Organismus durch die in *ihm entspringenden* Gefäſse zu bedingen. Nicht minder sind die Ansichten von den Verhältnissen und Beziehungen des *amnion* keineswegs richtig dargestellt, auch muſs es statt „Cotiledonen" wie öfters vorkommt, „Cotyledonen" heiſsen. — In dem fünften Buche trägt der Verf. seine Meinung von den Organismen überhaupt vor. Loben müssen wir hier die Anfangsstelle, welche als Probe der bessern Auffassungen freilich schon auch von Andern gesagter Sätze wohl mitzutheilen ist. „Jede zeitliche Metamorphose finden wir auch im Raume wieder. Das Niedere ist ein räumlich festgehaltenes, früheres Entwicklungsglied des Höheren, und in den organischen Reichen finden wir sämmtliche, bisher betrachtete Entwicklungsstufen des individuellen Organismus auf eine gröſsere und bleibendere Art nachgebildet. Daher sind die niedern organischen Geschöpfe immer bleibende Eier, und nur die Höheren entwickeln sich aus dem Ei". Freilich wenn er dann im folgenden Paragraph sagt „die niedrigsten Organismen sind nichts anderes als ein seröses Bläschen, sie stehen freilich in den Handbüchern der Naturgeschichte unter den Thieren, es sind aber noch keine Thiere", so hätte er dieſs allerdings nicht von den Aufgussthierchen aussagen sollen, da es sich höchstens auf die Kugelthiere und einige diesen verwandte Formen anwenden läſst. Im Ganzen scheint jedoch überhaupt dieses Buch einen gegründeten Vorzug zu verdienen, nur sind wir bei alledem überzeugt, daſs wenn der Verf. sich vorher etwas genauer im Einzelnen dieses ungeheuren Feldes umgethan hätte, er noch eine gewaltige Sichtung mit vielen der hier aufgestellten Sätze vorgenommen haben würde. Das sechste Buch handelt von den Flüssigkeiten und hier treffen wir gleich anfangs auf manche willkührliche und unhaltbare Sätze; so §. 252. und 253. „So viele Gewebe es giebt, eben so viele Flüssigkeiten giebt es; denn letztere sind gleichsam nur aufgelöste Gewebe. Man kann sie daher auch wahrhaft histologisch classifiziren und sagen: es giebt vier Hauptarten von Flüssigkeiten, zellige Flüssigkeiten, häutige Flüssigkeiten, faserige Flüssigkeiten, anorganische Flüssigkeiten". Als zellige Flüssigkeit wird das Zellgeweb-Wasser (*Serum telae cellulosae*) aufgeführt, als faserige und häutige Flüssigkeiten (welche Namen auf keinen Fall zu billigen sein würden) wird Schleim und Blut aufgeführt, und sodann folgen die mit den wunderlichen Namen der halborganischen Flüssigkeiten bezeichneten, wohin Schweiſs, Harn, Galle, Speichel und Thränen gezählt werden. — Der Verf. giebt selbst diesen Versuch einer Hygro-Morphologie schon in der Einleitung für sehr unvollkommen aus, und indem wir ihm hierin ganz beistimmen, pflichten wir ihm auch darin bei, daſs eine vollkommene und genetisch geordnete Geschichte der thierischen Flüssigkeiten als etwas höchst wünschenswerthes erscheint, sind jedoch der Meinung, daſs dann die Sache von einer ganz andern Seite gefaſst werden müſste. Hätte z. B. der Verf. auf die Kugelsubstanz der urthierischen Masse besser Rücksicht genommen, wie schön würde ihm die Reihe von den noch ungekörnten wäſsrigen Urflüssigkeiten, bis zu den gekörnten und in polaren Farben sich unterscheidenden gekörnten Flüssigkeiten sich dargestellt haben, denn abermals ist es dann z. B. bei dem Blute höchst merkwür-

dig, dafs in den niedern Organismen zum Theil die Blutkügelchen in der elementaren reinen Kugelform sich halten und seltner sind, während sie in den höheren zur elixtischen Bildung sich neigen und die ganze Flüssigkeit erfüllen. Doch wie gesagt, es bedarf einmal hierüber einer besondern und ausführlichen Auseinandersetzung! Soweit nun der erste Theil! —

Was den zweiten Theil betrifft, welcher eine vergleichende Noso-Morphologie zum Zwek hat, so beginnt dessen erstes Buch mit Betrachtung über vergleichende Krankheitslehre überhaupt. Auch hier stimmen wir dem Verf. vollkommen bei, dafs die Aufstellung einer wohlbegründeten, vergleichenden Pathologie etwas höchst Wünschenswerthes und Nützliches sein würde; aber nur möchten wir nicht sagen, dafs noch Niemand an deren Aufstellung gedacht habe; vielmehr, wer bisher den aufserordentlichen Umfang einer solchen Aufgabe erwog, der fühlte wohl, dafs wir im Einzelnen noch nicht Data genug haben, um schon jetzt eine solche Totalübersicht zu geben. — Der Entwurf, den er selbst für die Eintheilung der comparativen Pathologie aufstellt, zerfällt in drei Hauptabtheilungen: 1) Vergleichungen ein und derselben Krankheit an verschiedenen Substraten (*Noso-Topographie*), welche sich wieder nach Beobachtungen der räumlichen und zeitlichen Verhältnisse theilen soll. 2) Vergleichung verschiedener Krankheiten an ein und demselben Substraten (*Noso-Morphologie*) und 3) Vergleichung der Krankheiten mit den Substraten. — Eine Eintheilung, welche wir noch keineswegs als empfehlenswerth und annehmbar aufstellen möchten. — Das zweite Buch, welches die *Noso-Morphologie* insbesondere begreift und durch manche der zahlreichen Schemata, die das ganze Buch begleiten, erläutert werden soll, hat uns ebenso wenig von der Zweckmäfsigkeit seiner Anordnung überzeugen können. Denn es giebt Eintheilungen, welche an sich recht scharfsinnig ausgedacht sein können (welche sonderbare Spielerien lassen sich nicht in solchen Dingen mit Geist und Witz zusammenstellen!), ohne dafs sie doch die Erkenntnifs im Wesentlichen fördern, oder dem grofsen und mannigfaltigen Naturleben darum mehr adäquat werden, wo denn zuletzt freilich das alte Wort eintritt: *nisi utile est quod facimus stulta est gloria.* — Im Einzelnen sind es vorzüglich die Verhältnisse zwischen Chirurgie, Psychiatrik und der in die Mitte gestellten eigentlichen Medicin, sowie die Verhältnisse zwischen mechanischen, organischen, dynamischen und psychischen Krankheiten, welche den Verf. in diesem Buch beschäftigen, wo es denn noch am meisten zu billigen wäre, dafs der Verf. die Entzündung zwischen die dynamischen und organischen, den Krampf zwischen psychische und dynamische Krankheiten einordnet, wenn nur überhaupt mit dem, was der Verf. dynamische Krankheiten nennt, ein bestimmter Begriff verbunden werden könnte! — Doch auch dieses sind Gegenstände, welche eine zu weitläuftige Abhandlung fordern, als dafs sie hier in ihrem ganzen Umfange erwogen werden könnten. — Das dritte Buch verbreitet sich über die Entstehung fremder Körper in Pflanzen und Thieren. Er unterscheidet bei diesen zwischen todten Steinen und lebendigen Parasiten, und trennt in ihrer nachherigen Beziehung zum Organismus die von aufsen in dieselben hineingekommenen von denen, die aus dem Organismus selbst entstanden sind. — Ausführlicher wird sodann die Steinbildung betrachtet und in einem allerdings zu billigenden Gange nach ihren verschiedenen Stadien verfolgt. Als erstes Stadium wird die Verhäutung, als zweites die Verknöcherung, als drittes die eigentliche *Lithogenesis* dargestellt. Ein anderer Gegenstand der Betrachtung ist sodann die Erzeugung der Parasiten. Im Eingange dieser Betrachtungen sind uns die §§. 53—55. merkwürdig erschienen und wir hätten sehr gewünscht, dafs der Verf. dieselben, anstatt sie an diesem Orte einzureihen, in die Einleitung des Werkes gesetzt hätte. Es würde ihn dies gegen manche früher bemerklich gemachte Irrung geschützt und einen richtigern Gang seiner Betrachtungen veranlafst haben. Um unsern Lesern diese Ansicht deutlich zu machen, heben wir §. 53. heraus, welcher folgendermafsen lautet: „Die Erde als Ganzes betrachtet, ist darum lebend, wenn auch der Stein, als Theil der Erde, da er des Charakters der Individualität entbehrt, anorganisch ist. Obschon über das Leben der Pflanzen und Thiere kein Zweifel existirt, so ist doch ein ausgeschnittenes Stück Holz oder Fleisch ebenso wenig ein Organismus, als ein von der Erde getrennter Stein." Wie gesagt, wir wünschen, dafs der Verf. blofs auf dem ersten Satze fortgebaut hätte! — Die nächste Folge davon würde gewesen sein, dafs er den eben früher von uns getadelten und auch hier wieder zum Vorschein gebrachten Unterschied zwischen organischer und unorganischer Natur aufgegeben hätte, denn allerdings ist ein Mineral

im Verhältnifs zum Erdkörper ganz dasselbe, was etwa ein Knochensplitter im Verhältnifs zum Thierkörper; und obwohl ein Knochensplitter oder ein Stück Fleisch Niemand einen Organismus nennen wird, so ist ihm doch, dafs sie *organisch*, d. i. eben integrirende Theile eines Organismus seien, *keineswegs abzusprechen*. Dies aber einmal erkannt (und gewifs, wir wundern uns, dafs der Verf. bei obigem Satze nicht zu dieser Erkenntnifs gekommen ist;) fällt auch nothwendig die Schranke zwischen organischer und unorganischer Natur, und nun erst gewinnt die Welt für uns eine andere Gestalt und kann in der Einheit ihres Wesens begriffen werden. — Die Parasiten-Bildung selbst theilt der Vf. ebenfalls in drei Stadien. 1) Die an die Entzündung angeknüpfte, plastische Exsudation (*Pyogenesis*), 2) die parasitische Pflanzenbildung (*Paraphytogenesis*). Zu den Paraphyten der Thiere rechnet er die Exantheme, Polypen, Schwämme, Skirrhen u. s. w., indefs wenn er sagt, dafs es inconsequent sei, diese Dinge nur in die Systeme der Krankeiten und nicht auch in die naturgeschichtlichen Systeme aufzunehmen, indem sie sich *doch zu dem Thierorganismus* verhielten, wie die Flechten zum Baume, so scheint uns dieses allerdings zu weit gegangen und es zeigt sich abermals, dafs eine zu starre Consequenz logischer Eintheilungen ebenso wenig in die Natur paist, als eine gradlinigte, eckige Figur in die von Wellenlinien umgränzte Form höherer organischer Gebilde. Als drittes Stadium der Parasiten-Bildung wird endlich die Bildung parasitischer Thiere, die (*parazoogenesis*), aufgeführt. Wir gestehen indefs, dafs wir kaum unsern Augen trauen wollten, als wir §. 91. fanden: „zu den *Entozoen* der Pflanze rechnen wir jene Larven, welche in den Früchten derselben leben, nicht minder einige Käfer, welche unter der Rinde der Bäume anzutreffen sind." Diese armen Geschöpfe kommen doch wohl nur zu dieser Ehre, weil der Verf. seinem Systeme zu Folge, statt sich bei den Pflanzen mit Paraphyten zu begnügen, nun auch Parazoën anführen zu müssen glaubte. Hätte er allenfalls die Blatt- und Schildläuse allein als Parasiten (zu deren Begriff doch hier nothwendig die Erzeugung aus der Substanz des von ihm bevölkerten Organismus gehört) genannt, so könnte doch die Sache noch einigermafsen vertheidigt, obwohl auch nicht erwiesen werden. — Merkwürdig ist es indefs, wie bei den Parazoën und namentlich Epizoën die unverkennbare Aehnlichkeit ihrer Verhältnisse zu den Thieren, auf welchen sie leben und denen der gröfsern Thiere zum Erdganzen, den Verf. immermehr hindrängt zur Erkenntnifs des Erdlebens selbst; denn indem wir den glücklichen Erfolg der Ausführung dahingestellt sein lassen, vergleicht er doch die am Makrokosmus der Erde bemerkten Luft- Land- und Wasserthiere mit den Parazoen des Dunstkreises, der festen und flüssigen Theile besonderer thierischer oder pflanzlicher Organismen. Man möchte fast vermuthen, dafs dem Vf. erst im weitern Fortarbeiten diese hellere Einsicht aufgegangen sei, denn im vierten Buch, welches über die Hautkrankheiten in morphologischer Beziehung sich verbreitet, geht er geradezu von einer Betrachtung der Erdrinde und ihrer Zusammensetzung aus. Obwohl ihm also somit das Gesetz der im Wesentlichen gleichen Fortbildung des Erdganzen und eines individualisirten Organismus immer klarer wird, so kann er sich doch hier noch nicht von der Trennung zwischen organischer und unorganischer Natur losmachen. Nichtsdestoweniger finden sich in den speciellern Betrachtungen der Hautkrankheiten manche geistreiche und umsichtig dargestellte Ansichten, welche bei der künftigen Bearbeitung dieses Gegenstandes wohl beachtet zu werden verdienen! —

Nun wären freilich für eine wahrhafte *Noso-Morphologie* fernerhin noch ganz andere und wichtige Aufgaben zu lösen gewesen, wobei wir nur an die höchst merkwürdige Geschichte der Metamorphosen fieberhafter Krankheiten mit ihren noch lange nicht genug vom organischen Standpunkt betrachteten Krisen, Metastasen und Metaschematismen erinnern wollen, Gegenstände, über welche Jahn in seinen Ahnungen einer allgemeinen Naturgeschichte der Krankheiten manches Vortreffliche gegeben hat. Allein konnte oder wollte nun der Verf. in diesen allgemeinen Betrachtungen nicht fortgehen, so hätte er offenbar besser gethan, mit dem Vorigen lieber sein Werk zu schliefsen, als die beiden letzten Bücher mit der Geschichte einer speciellen Thierkrankheit auszufüllen, deren Abhandlung ganz das Ansehen gewinnt, als wäre durch irgend eine besondere Veranlassung zu einer eigenthümlichen veterinär Schrift bestimmt gewesen, und hier nur aufgenommen worden, damit, einer gewissen systematischen Symmetrie zur Liebe, der zweite Theil des Buches ebenfalls *seine sechs Bücher* angewiesen bekomme. — Wir denken nämlich, dafs wir unsern Lesern eine ebenso gröfse Ueberraschung bereiten werden, als uns selbst bereitet wor-

den war, wenn wir sagen, dafs diese beiden Bücher nichts mehr und nichts weniger enthalten, als eine *Geschichte der Rotzkrankheit der Pferde*, und so wollen wir denn hiermit diese übrigens gar nicht ohne Umsicht und Kenntnifs geschriebene Monographie auch den Thierärzten, welche sie schwerlich an diesem Orte suchen werden, zu weiterer Beachtung empfohlen wissen. — Indem wir nun am Schlusse dieser Anzeige noch bemerken, dafs der dem Buche beigegebene sogenannte Atlas auf 19 Tafeln manches scharfsinnig genug ausgedachte Schema enthält, unter welchen uns Taf. 14. zur *Nosо-Morphographie* noch am besten gefallen hat, so müssen wir doch erklären, dafs wir dieser Art bildlicher Bestrebungen, welche sich nur zu leicht *in infinitum* ausdehnen lassen, einen besondren wissenschaftlichen Werth nicht zusprechen können. Möchte es indefs dem Verf. gefallen, in seinen künftigen Arbeiten den unfruchtbaren logisch-antithetischen Weg mehr und mehr zu verlassen, und mit immer heller geöffnetem Auge der Wahrnehmung des grofsen Natur-Lebens im Ganzen und Einzelnen immer entschiedener und auf einem der Behandlungsweise von No. I. verwandterem Wege nachzustreben, wir würden uns dann unfehlbar sehr erfreuliche Ergebnisse von seinem Talent und seinen Kenntnissen versprechen dürfen. —

Carus.

---

## II.

*Staatswirthschaftliche Untersuchungen über Vermögen, Wirthschaft, Produktivität der Arbeiten, Preis, Gewinn, Einkommen und Verbrauch* von *Dr. Friedr. Ben. Wilh. Hermann*, *aufserord. Prof. u. s. w. in München. München, in der Weberschen Buchhandlung.* 1832. 8.

Wir haben unlängst die seit A. Smith geschehene Umwandlung der politischen Oekonomie darein gesetzt, dafs einerseits der Begriff des Reichthums und der Produktion sehr erweitert, andrerseits das Moment der Vertheilung und Verzehrung der Güter überaus vergröfsert wurde. Zugleich hoben wir eine nüchterne Kritik als das dringend nöthige Präservativ gegen die zerstörenden Wirkungen der um sich greifenden Neuerung hervor. Eine tiefer dringende Kritik fordert jedoch zu ihrer Grundlage ein Werk, welches eine geschlossene Darstellung der veränderten Begriffe enthält. Ein solches ist erst das vorliegende. Es liegt daher in der Natur der Sache, dafs wir dasselbe hier umständlicher besprechen, als sonst vielleicht nach seinem Inhalte geschehen dürfte.

Es ist auffallend, aber nichts desto weniger gewifs, dafs der Begriff der politischen Oekonomie noch lange nicht gehörig erwogen ist. Oekonomie ist überhaupt die Thätigkeit, deren Tendenz — äufsres Vermögen ist; aber es giebt absolut verschiedene Gestaltungen dieser Thätigkeit. Die *isolirte* Oekonomie ist in nichts der *geselligen* gleich. Dort giebt es nichts als Gebrauchswerthe; hier herrschet der Tauschwerth. Nicht minder grofs ist der Abstand zwischen einer blos *geselligen* und einer *staatsgesellschaftlichen Oekonomie.* In der blos geselligen Oekonomie ist der Eigennutz die ausschliefsende Triebfeder und übet eine unbedingte Herrschaft aus; es giebt kein öffentliches Wohl, sondern nur reines Privatwohl. Allerdings macht der Tausch, dafs alle Privatökonomieen in Beziehung stehen und ein System bilden, allein dieses System ist einerseits unbegrenzt und andrerseits unbefestiget: Der Eigennutz wirft aus der Bahn, was ihn entgegensteht. In der staatsgesellschaftlichen oder National-Oekonomie ist dagegen das System der Privatökonomieen einerseits begrenzt und daher abgerundet, andrerseits konsolidirt und daher zum lebendigen Ganzen erhoben. Der Eigennutz ist unter die Herrschaft des Gemeinwohls gebracht und daher beschränkt. So gut daher die wirthschaftlichen Begriffe von Gut und Werth, Kapital und Gewinn in der geselligen Oekonomie anders sich darstellen als in der isolirten Wirthschaft, sogut mufs auch die staatsgesellschaftliche Oekonomie wesentliche Modifikationen jener Begriffe bedingen. Wir fragen, ob es nicht von der höchsten Bedeutung sei, diese Gestaltungen der Oekonomie einzusehen und ob irgendwo ein Genügendes darüber vorgebracht wurde? Der Vf. hat diesen Mangel erkannt und die erste Untersuchung über Vermögen und Wirthschaft angestellt. Güter sind ihm Befriedigungsmittel der Bedürfnisse. Sie sind innre und äufsre. Doch können die innern den Einen äufsre des Andern werden. Güter, deren Beischaffung Sorge kostet, sind *wirthschaftliche.* Die andern nennt er freie Güter.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 4.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Staatswirthschaftliche Untersuchungen über Vermögen, Wirthschaft, Produktivität der Arbeiten, Preis, Gewinn, Einkommen und Verbrauch von Dr. Friedr. Ben. Wilh. Hermann.*

(Schluss.)

Ein ökonomisches Gut ist insbesondre ein solches, welches Tauschwerth hat (S. 4.). Fülle von Gütern, die Jemanden zu Gebote stehen, ist *Reichthum*, und wenn sie in sein Eigenthum übergehen, *Vermögen*. Nicht alles konstituirt daher Vermögen, was Reichthum gewährt. Doch können auch immaterielle Güter Vermögen sein (S. 7.). Wirthschaft als Sorge für Herbeischaffung der Güter ist so vielfach, als selbstständige Personen vorhanden sind. Die Wirthschaft der Regierung ist auch nur eine Einzelwirthschaft. Die Einzelwirthschaften in einem Volke zusammengenommen bilden die Volkswirthschaft, „jenes Netz von Beziehungen, welches Bedürfniss und Leistung ununterbrochen knüpfen und lösen" (S. 9.). Die Volkswirthschaftslehre hat die Gesetze darzulegen, nach welchen das Streben der Einzelwirthschaften wirkt und unter welchen es für die Einzelnen *und das Ganze* den besten Erfolg hat. Sie hat es weit mehr mit dem Nationalreichthume als mit dem Nationalvermögen zu thun. Der Grundtrieb der Einzelwirthschaften ist Eigennutz, der negativ *Spartrieb*, positiv *Erwerbtrieb* ist. Allein in der Volkswirthschaft muss Gemeinsinn hinzutreten; der Eigennutz führt nicht, wie Smith meinte, für sich selbst *zum allgemeinen Besten*. Daher muss die Wirthschaftslehre erst angeben, wie die Einzelnen zusammen wirken, und dann lehren, was von Oben zu geschehen habe. Nationalökonomie umfasst daher nach S. 17. wesentlich Volks- und Regierungsthätigkeit zusammen. — Diese kurze Analyse der ersten Abhandlung unsres Verfs. zeigt hinlänglich, wie viel Wahres darin enthalten ist. Fast würden wir nichts daran zu erinnern haben, als dass der Unterschied zwischen Reichthum und Vermögen zu gemacht sei, wenn der Verf. nicht in den folgenden Untersuchungen bewiese, dass er den Unterschied der geselligen und staatsgesellschaftlichen Oekonomie doch nicht klar gefasst und daher die Begriffe der Einzelwirthschaften in die Nationalökonomie übertragen habe.

Schon die zweite Untersuchung, welche von der Produktivität der Arbeiten handelt, liefert die deutlichsten Belege. Produciren heisst allerdings zunächst etwas hervorbringen. Allein auf den verschiednen wirthschaftlichen Standpunkten muss der Begriff sich modificiren. Für die Nation kann offenbar nichts produktiv heissen, was nicht einen Zusatz zu den Nationalwerthen verschafft. Wenn Jemand seinen Erwerb von dem Erwerbe der Nachbarn bildet, so kann er grossen Privatreichthum erlangen und doch für die Nation steril sein. Smith hatte Unrecht, die Produktivität der Arbeit von der Materialität abhängig zu machen, denn auch immaterielle Arbeiten können neue Nationalwerthe liefern. Der Unterschied zwischen *unmittelbarer* und *mittelbarer* Produktivität ist nur durch diese Erkenntniss hervorgegangen. Allein ganz gewiss muss ein Unterschied zwischen den Gütern zugelassen und nur die Hervorbringung gewisser Arten nationale Produktion genannt werden. Zuvörderst ist ein grosser Unterschied zwischen primären, secundären und tertiären Gütern. Der Eintritt der letztern ist von der Fülle der ersteren abhängig. Man kann nicht leicht zu viel Lebensmittel bei einer Nation denken, aber sehr wohl zu viel Parfüme, geistige Getränke u. s. w. Alle Güter, die ausser der natürlichen *Proportion* hervorgebracht werden, sind daher für die Nation kein Gewinn. Weiter darf zwischen dauerhaften und momentanen Gütern wohl unterschieden werden, weil die kontinuirliche Zahlungsfähigkeit von der Dauerbarkeit abhängt. Für den Einzelnen ist wohl alles produktiv, was Bezahlung findet, aber Seitens der Nation, die eine ewige Person ist, muss auf

solche Güter der Accent gelegt werden, womit auch fortwährend bezahlt werden kann. Die neueste Schule verkennt diesen Unterschied ganz und läfst daher den Tauschwerth für die Gesammtheit durchaus dieselbe sein, was er für den geselligen Einzelnen ist. Unser Verf. hat in diesem Irrthum Storch wo möglich überboten, doch dabei manches Eigenthümliche entwickelt. Er unterscheidet S. 24. zwischen technischer und wirthschaftlicher Produktivität. Die erstere besteht in der Erreichung des Zweckes. Die letztere hat eine dreifache Bedeutung. Auf dem Standpunkte des Producenten heifst produciren etwas über die Kosten gewinnen; auf dem Standpunkte des Konsumenten erscheint das als produktiv, was nicht gröfseren als den anderwärtigen Preis bedingt; auf dem Standpunkte der Volkswirthschaft soll alles produktiv sein, was ohne Zwang der Konsumenten Bezahlung d. h. wenigstens Ersatz der Kosten findet (S. 37.). Man darf zugestehen, dafs die freie Zahlung eines Produktes ein reales Kennzeichen der nationellen Produktivität der Arbeit ist; allein man mufs offenbar eine begründete Zahlung voraussetzen. Wenn der Verf. eine Produktion, die nur durch Zwang bestehen kann, für den Konsumenten null und nichtig nennt, warum geht er nicht folgerecht weiter und erklärt wenigstens jedes Geschäft als unproduktiv, welches nur durch eine unnationale Verzehrung bestehen kann?

Die dritte und die sechste Untersuchung widmen sich dem Kapitale, seinem Begriffe, seiner Wirkung, Schätzung und Entstehung. So viele Ursachen der Vf. hatte, diese Forschungen zu trennen, so viele Gründe haben wir, das Zusammengehörige zu vereinigen und in Einem zu beleuchten. Seit das Wort „Kapital" in der Wissenschaft vorkommt, wurde es nur immer im privatwirthschaftlichen Sinne genommen, als das Medium einer bestimmten Produktion, als dienstbarer Gütervorrath. Sobald aber ein Unterschied zwischen Privat- und National-Produktion festgestellet ist, mufs auch ein Unterschied zwischen Privat- und Nationalkapital eintreten. Der Mangel dieses Unterschiedes zog die Lehre vom Kapital in das gröfste Dunkel. Smith zog die menschlichen Fähigkeiten zum Kapital und schlofs die Grundstücke aus, J. B. Say glaubte wieder die Fähigkeiten ausscheiden zu müssen. Auf dem Standpunkte der Nation sind Natur- und Menschenthätigkeit die Faktoren des Reichthums, Kapitale bilden blos das Vehikel. Sie bestehen daher nothwendig aus dem, was nicht zur Naturkraft und Menschenthätigkeit gehört, folglich wirklich nur aus den Vorräthen. Auf dem Standpunkte des Einzelnen ist es anders; der sieht als Kapital alles an, was seinen Vermögensstamm bildet oder repräsentirt. Kapital ist ihm der blofse Gegensatz von Einkommen. Der Verf. behandelt die Lehre vom Kapitale ganz aus dem Gesichtspunkte des Privaten und dennoch scheidet er S. 53. die Arbeitskräfte aus dem Begriffe aus, weil sie in der That etwas ganz Eigenthümliches darstellen. Dagegen schlägt er günstige Verhältnisse, wenn sie in das Vermögen übergehen, zum Kapitale. Waren die Zunftrechte nicht wirkliche Kapitale der Einzelnen? Je mehr der Begriff des Kapitales auf dem Standpunkte des Verfs. sich erweitert, desto auffallender ist es, dafs er zur Notion eines Nationalkapitales sich nicht erheben kann. Man sollte glauben, dafs bei den günstigen Verhältnissen die Bemerkung zu Tage lag, wie sie durchaus kein Nationalkapital sein können. S. 295. findet man sogar einen Unterschied zwischen *absolutem* und *relativem* Kapitalzuwachs, jenachdem ein Kapital für den Einzelnen und die Gesammtheit, oder für den Einzelnen allein entsteht; und dennoch nirgend eine Ahnung des Unterschiedes zwischen privat- und national-wirthschaftlichem Kapitale. Setzen wir bei Seite, was wir vermissen, so können wir dem Verf. das Lob mancher treffenden Bemerkung nicht vorenthalten. S. 269. wird der Unterschied zwischen dem cirkulirenden und fixen Kapitale darein gesetzt, dafs ersteres Werth und Nutzung, letzteres nur den Werth in das Produkt überträgt. S. 283—285. wird ebenso wahr die Meinung widerlegt, als ob das Kapital ausschliefsend zur Bezahlung der Arbeit diene. Eine Vermehrung des Kapitales schliefst schon darum reicheren Arbeitslohn nicht in sich, weil es ja fixirt werden kann. Treffend macht der Verf. darauf aufmerksam, dafs Arbeit nicht blos gesucht werde, weil genug Kapital vorhanden ist, sondern weil die Nachfrage nach Arbeitswerthen sich erhebt. Daher dünkt es ihm ein unausstehlicher Hochmuth der unternehmenden Kapitalisten, wenn sie den Arbeiter zu nähren sich rühmen; denn sie tauschen ja nur darum die Arbeit gegen ihre Vorräthe ein, weil ihnen die Arbeit höheren Gewinn verspricht. Die vierte Untersuchung beleuchtet den Preis, die fünfte den Gewinn. Offenbar sind diese beiden Abhandlungen mit der gröfsten Gründlichkeit und Gewerbskenntnifs ge-

schrieben. Gleichwohl kann ihnen in diesen Blättern nur die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt werden, weil sie das allgemeine Interesse mehr festzuhalten haben. Es genüge die Bemerkung, dafs in der neuesten Schule der Verkehr und alles dahingehörige besser wie je behandelt wird, weil sie dem Tauschwerthe ein so grofses Gewicht beileget. Meistens ist Ricardo Vorbild und Leuchte. Der Verf. bekundet sich aber auch hier als selbstständigen Forscher. Während Ricardo den Preis von den Kosten abhängen läfst, macht der Verf. den Preis Seitens der Käufer von dem Gebrauchswerthe, von der Zahlungsfähigkeit, von den anderweitigen Anschaffungskosten, Seitens der Verkäufer von den Kosten, von den anderweitigen Verkaufspreisen, von dem Tauschwerthe der Zahlmittel abhängig. Der Gewinn ist nach S. 145. der Ueberschufs des Preises über die Kosten. Freilich schliefst diese Definition jeden Gedanken eines Nationalgewinnes aus; doch danken wir es dem Verf., die Gestaltung des Gewinnes der geselligen Privatwirthschaften desto schärfer gefafst zu haben. Da er *alles* zum Kapitale zählt, was nicht zur Arbeit gehört und die Arbeit von dem Kapital zu lohnen ist, so ist es natürlich, dafs ihm aller Gewinn auf das Kapital fallen mufs. Weil jedoch der Gewinn von dem cirkulirenden Kapitale weder grofse Ungleichheiten duldet, noch sich von dem Besitzer des fixen Kapitales leicht trennet, so betrachtet der Verf. zunächst nur den Gewinn *vom fixen* Kapitale, unter dem Einflusse steigender und sinkender Preise, und unter Voraussetzungen, welche die Zahl, Vermehrbarkeit, Ergiebigkeit und technische Wirkung der Kapitalien begründet. Hierauf wendet er sich zu der Theilung des Gewinnes in *Zins-* und *Unternehmungsgewinn*, und beleuchtet die Natur und das Verhältnifs beider Theile. Er fordert, dafs man den Unternehmungsgewinn als ein Selbständiges behandle und weder mit dem Arbeitslohne noch mit der Prämie für die unterlaufenden Gefahren vermische. Der Zins solle dagegen als eine konstantere Gröfse betrachtet werden, da er nur von stehenden Veränderungen des Gewinnes afficiret wird u. s. w. Indem der Verf. zur Höhe des Gewinnes sich wendet, sieht er wieder von der Theilung ab. Da ihm jedes Produkt ein Inbegriff von Arbeit und Kapitalnutzung und nichts anderes ist, so behandelt er die ganze Produktenmasse nur als den Inbegriff von Löhnen und Gewinnen (S. 331.). Da der Gewinn der Ueberschufs des Preises über die Kapitalauslagen ist, so mufs er allerdings mit Ricardo dem Lohne einen grofsen Einflufs auf den Gewinn zugestehen; allein da der Arbeitslohn weder nothwendig den Preis steigert, noch die Kapitalnutzungen ohne Einflufs auf den Preis bleiben, kann er nicht mit Ricardo's Schüler M'Culloch den Gewinn blos vom Arbeitslohne abhängen lassen. Im Verkehre stehen alle Produkte so in Beziehung, dafs sie ein Gesammtprodukt bilden. Der Gesammtgewinn ist für den Verf. die Differenz zwischen dem neuen Gütererzeugnifs einer Periode und der in ihr geleisteten Arbeit. Daher gewinnt alles Einflufs auf den Gesammtgewinn, was entweder das Gesammtprodukt oder dessen Theilung in Löhne und Gewinne ändert. Bleibt nun das Gesammtprodukt sich gleich, so mufs gröfserer Begehr der Arbeit den Gewinn, gröfserer Begehr von Kapitalnutzungen den Arbeitslohn afficiren. Anders, wenn das Gesammtprodukt sich vermehrt, theils in Folge einer Vermehrung von Arbeitern und Kapitalien, theils in Folge ihrer erhöhten Wirksamkeit. Hier kommen Modifikationen zum Vorschein, die der gewerbskundige Verf. theils im Allgemeinen, theils im Einzelnen nachweiset.

Die siebente Untersuchung führt den Verfasser zur Lehre vom Einkommen, wohin wir ihm lieber folgen. Er unterscheidet S. 299. zwischen Einnahme und Einkommen, wie gewöhnlich zwischen *rohem* und *reinem* Einkommen distinguirt wird. Dadurch bekommt er Anlafs, S. 317. gegen den letzteren, aus dem Ertrage hergenommenen Unterschied zu eifern, aber die Sache gewinnt dabei wenig oder eigentlich gar nichts. Er rügt sehr scharf Jacob's Ansicht vom Einkommen und begeht doch einen ebenso grofsen Fehler, indem er den Arbeitslohn als reine, frei zu verzehrende Einnahme betrachtet. Auf seinem Standpunkte kann er vom (reinen) Einkommen nur jenes ausnehmen, was zum Ersatze des Kapitales gehört, also, da die Arbeitskraft vom Kapitale ausgeschlossen wurde, ihre Erhaltung als keine Kapitalauslage gelten lassen. Inzwischen fällt in die Augen, dafs der Arbeitslohn nicht *frei* verzehrt werden darf, sondern zum Bestande der Wirthschaft auch verzehrt werden *mufs*. Er ist also nicht ganz reines Einkommen. Der Verf. fühlt das selbst und begeht den Widerspruch, die Erziehungskosten der Kinder als Ersatz der Arbeiter anzurechnen, womit er seine obige Behauptung völlig aufhebt. Dergleichen Widersprüche, die der gesunde Verstand den Principien abnöthigt, sind überaus folgenreich. — Auch der Verf. unterscheidet ein *ursprüngliches* und ein *abgeleitetes* Einkommen, jedoch ist das erstere jedes, das auf einer tauschwerthen Gegengabe beruht, das letztere das, welches ohne solche Gegengabe erzielt wird. Dieser Unterschied fällt aber einerseits mit jenem zwischen wirthschaftlichem und unächtem Einkommen zusammen, und bleibt andrerseits ganz auf dem privatwirthschaftlichen Standpunkte stehen. Allerdings mufs im Verkehre Tauschwerth gegen Tauschwerth gegeben werden, allein daraus folgt nichts weniger, als dafs die gegen einander ausgewechselten Werthe an sich und für die Gesammtheit *gleich* sein müssen. Der Verf. sieht das Einkommen des Agioteurs für ein abgeleitetes an, weil keine *ersichtliche* Gegengabe sich darstellt; aber gewifs mufs gegen jedes Gut Etwas gegeben werden. Alles kommt nur darauf an, von welchem *wirthschaftlichen* Werthe die Gegengabe ist. Damit wird der Begriff eines ursprünglichen Einkommens offenbar auf den Nationalwerth hingewiesen. — Nach den Ansichten des Verfs. besteht das (reine) Nationaleinkommen natürlicher Weise a) aus allen Einkünften der Privatwirthe, sie mögen nun Ackerbauer oder Sänger sein, denn die letztern nehmen ja auch nur durch Gaben von gesuchten Gegenwerthen ein; b) aus den öffentlichen Einkünften des Staates, denn die Regierung giebt ja auch für die Steuern die nöthigen Gegenwer-

the. Wie kommt es nun, dafs er dennoch zur Schätzung des Nationaleinkommens die Zahl der Rentenierer und Arbeiter verlangt, die bei der Gleichwichtigkeit der Einkünfte unwesentlich scheint, und sogar den mittlern Bedarf an Hauptprodukten und deren Schätzung begehrt, welches alles nur bei anerkannter Werthverschiedenheit der Güter und Einkünfte wissenswürdig ist? Man sieht, dafs die Wahrheit sich unversehens durch irrige Begriffe stiehlt.

In der letzten Untersuchung über den Verbrauch machen sich alle vorgebrachten Zweifel deutlicher, indem der Verf. zu Konsequenzen getrieben wird, die den bestrittenen Ansichten geradezu entgegenlaufen. Sehr gut bekämpft er S. 329. gegen Rau die Identität von Güterzunahme und Produktion und von Güterabnahme und Konsumtion. Indem er aber die Konsumtion in die Aufhebung des Tauschwerthes mittelst der Tilgung der Brauchbarkeit setzt, scheint er dem frühern Begriffe der Produktion, die er zum Gegentheile der Konsumtion erhebt, zu widersprechen. Doch ist das etwas Geringfügiges; wir gehen daher weiter. Sowie der Verf. zwischen technischer und wirthschaftlicher Produktion unterschied, so unterscheidet er auch zwischen einer technischen und ökonomischen Konsumtion, und setzt die erstere in die blofse Umwandlung des Werthes, die fast bei jeder Produktion vorkommt, Mit Recht eifert er dagegen, diese blofse Werthumwandlung reproduktive Konsumtion zu nennen. Doch ist ihm die Realität einer fruchtbaren Verzehrung ganz entgangen. Auch er läfst Güter zu, deren Hervorbringung keine wirthschaftliche Produktion ist. Sollte eine Verzehrung, die solchen unwirthschaftlichen Gütern das Entstehen giebt, sich nicht von jeder andern unterscheiden und den Namen einer fruchtbaren verdienen? Der Verf. unterscheidet hinsichtlich der Privatwirthschaft nur eine doppelte Verzehrung; hinsichtlich der Person des Konsumenten eine wirthschaftliche oder unwirthschaftliche, je nachdem die Konsumtion zur Befriedigung von Bedürfnissen geschieht oder nicht, hinsichtlich des ökonomischen Zustandes eine schädliche oder unschädliche, je nachdem sie die Wirthschaft zurücksetzt oder nicht. Daran ist nicht das Mindeste auszustellen; noch weniger an dem, was der Vf. über die volkswirthschaftlichen Wirkungen der Konsumtion darauf folgen läfst. Es ist nur zu bestreiten, dafs er das Vorgetragene aus seinen Grundbegriffen zu rechtfertigen vermag. Der Verzehr der isolirten Wirthschaften, heifst es S. 350. berührt andre nicht; in geselligen Verhältnissen ist dagegen die Verzehrung des Einen eine Bedingung der Produktion des Andern, vorausgesetzt, dafs der Konsument einen gesuchten Gegenwerth anzubieten hat, oder, was dasselbe ist, dafs der Verzehr auf ursprünglichem Einkommen beruht. Das ist ganz richtig, wenn das ursprüngliche Einkommen in unserm Sinne genommen wird; versteht man aber jedes durch irgend eine tauschwerthe Gegengabe erworbenes Einkommen, so ist das zu bestreiten. Der Flötenspieler kann durch seine Konsumtion nur dann Güter ernennen, wenn er sie mit seinem Flötenspiele bezahlen kann; das hängt aber bei sekundären Gütern von den allgemeinen Güterverhältnissen ab und steht nicht in der Willkühr ihres Erzeugers. Folglich ist nicht jede Gegengabe schon zur Güterernennung geeignet, sobald sie Tauschwerth hat. Nur unter der Voraussetzung eines ursprünglichen Einkommens in unserem Sinne kann man mit dem Verf. weiter gehen und eine vermehrte Konsumtion bei vermehrtem Einkommen vortheilhaft finden. Trefflich schildert er S. 354—364. alles, was bei gleicher Einkommensgröfse der verminderte Verbrauch eines Gutes bewirkt. Entweder tritt ein inländisches oder ein ausländisches Gut an seine Stelle. Im ersten Falle kompensirt der Gewinn des Einen den Verlust des Andern. Im zweiten Falle wird das ausländische Gut entweder hereingebracht oder vom Inländer im Auslande verzehrt. Geschieht das Erstere, so verlieren einige Dienstleute den Erwerb, andere gewinnen aber durch die Spedition. Verzehren die Inländer inländisches Einkommen im Auslande in ausländischen Gütern, so wird es oft nur einen neuen Weg der Industrie eröffnen, wenn das Inland industriös genug ist. Wäre das nicht der Fall, so wird es darauf ankommen, ob das Einkommen den Abwesenden in Gewerkwaaren oder Naturprodukten beschafft wird. Beziehen die abwesenden Rentenierer das Einkommen aus verkauften Gewerkprodukten, so schadet die Abwesenheit nicht, wie das Petty und Parnell bei Irland behaupteten. Müssen aber die Naturprodukte verführt werden, so tauschen die Landleute ihre Produkte nicht mehr gegen inländische Gewerkwaaren, die Gewerker leiden an Absatz, schlagen sich zu den Ackerbauern, und das ganze Volk leidet. Je richtiger diese Auseinandersetzung ist, *desto* auffallender scheint es, dafs die Produktengattung und Güterart, auf welche im Einzelnen schon soviel ankommt, im Allgemeinen ohne Gewicht sein soll. Im Verlaufe der Untersuchung beleuchtet der Verf. noch die Wirkungen, welche Verschwendung und Sparsamkeit in der Volkswirthschaft hervorbringen, und sieht die Sache ganz in A. Smiths Lichte an. Wenn aber jede tauschwerthe Gegengabe ein Einkommen zum ursprünglichen stempelt und seinen Verzehr zum Anlafs neuer Produktionen macht, so ist in Wahrheit nicht abzusehen, wie denn die Zurückbehaltung eines Gutes das Ganze fördern könne, da ja nach jenen Ansichten die Ausgabe des Gutes einen ganz adäquaten Gegenwerth in das Register der Nationalgüter eingetragen haben würde.

Wir gingen strenge allen Widersprüchen des Vfs. nach, doch war das nöthig, um zu zeigen, dafs der neuesten Schule eine ebenso grofse Verkennung der Nationalwirthschaft zur Last fällt, als sie an der ältern Schule zu tadeln weifs.

Johann Schön.

Nro. 5.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## III.

*Grundzüge einer speciellen Pathologie und Therapie der orientalischen Cholera; als Leitfaden für praktische Aerzte zu einer den Verschiedenheiten des Ganges, Grades, und übrigen Verhaltens der Krankheit angemessenen Behandlung; von Dr. E. D. A. Bartels. Berlin, Posen und Bromberg.* 1832. *XXIV. und* 259. S. 8.

Abweichungen von dem regelmäfsigen Gange des physischen Lebens nehmen, wenn sie auffallend und sehr eingreifend sind, immer schon die Aufmerksamkeit sehr in Anspruch; nicht nur des Heilkünstlers, sondern oft auch des Nichtarztes. Wieviel mehr aber, als bei nur Einzelne befallenden und hinraffenden Uebeln, mufs dies der Fall sein bei zerstörend um sich greifenden Seuchen! Die drei gröfsten und mörderischsten unter diesen waren indefs dem Deutschen ärztlichen und nichtärztlichen Publikum bis vor nicht gar langer Zeit nur historisch einigermafsen bekannt: Pest, gelbes Fieber und die Indische Cholera! — Vielleicht würde man nicht sehr irren, wenn man jedem der drei aufsereuropäischen Haupttheile der Erdoberfläche eine von ihnen beimäfse; und den Ursprung der wahren Pest in Afrika annähme, wie den des gelben Fiebers in Amerika (mit Einschlufs der Westindischen Inseln), und den jener Cholera in Asien. Europa aber hat keine, ihnen an Macht ganz gleiche ursprünglich aufzuweisen; und vermuthlich auch Australien nicht. Besuche hat allerdings Europa von allen dreien zu verschiedenen Zeiten erhalten; — zuerst, in früheren Jahrhunderten, mehrmals und in weiter Ausdehnung, von der Pest; sodann weit später und nur in viel geringerem Umfange, von dem Amerikanischen gelben Fieber, welches einige Male die Südeuropäischen Küsten angriff, und in Spanien sogar ziemlich tief landeinwärts vordrang. Zuletzt ist es auch der Ostindischen Cholera gelungen, den Europäischen Ländern einen sehr unerwünschten — und noch vor etlichen Jahren wohl nicht weniger unerwarteten — Besuch abzustatten; indem sie sich dazu vorzüglich seit dem Jahre 1829. den Weg, viel mehr nördlich als westlich, durch das halbasiatische südliche Rufsland bahnte.

Je näher sie bei ihren wiederholten Einbrüchen uns kam, desto höher steigerte sich die Besorgnifs, von der ärztlichen Seite aber auch zugleich der Trieb und Drang, den furchtbaren Feind näher kennen zu lernen, um ihn wirksamer zu bekämpfen. Nur Wenigen war es durch ihre Verhältnisse vergönnt, demselben so zu sagen entgegenzurücken und ihn in seinen, aufserhalb den Ländern Deutscher Zunge bezogenen Lagerplätzen schon im voraus aufzusuchen. Allgemein hingegen war das gespannte Aufmerken, und der lebhafte Wunsch, in dem theils begonnenen, theils noch bevorstehenden Kampfe wo möglich auch selbstthätig zu werden. Anfragen, Meinungsäufserungen, Vorschläge und Rathertheilungen in fast unübersehbarer Zahl, und keinesweges nur von Aerzten ausgehend, legten von jenem sehr natürlichen Eifer mehr als genügendes Zeugnifs ab. —

Für Aerzte aber gewannen gewisse vorläufige Fragen ein erhöhtes Interesse. Ist die Krankheit nur miasmatisch, oder ist sie ansteckend? dies würde wohl Jeder für eine höchstwichtige Frage halten. Ist sie überhaupt ein uns neues Uebel, und eine Krankheit besonderer Art? konnte nur der Krankheitskenner, von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus, zu fragen sich bewogen finden. Und doch sind die Antworten auch hierauf sehr verschieden ausgefallen. In solchen Streitsachen thut man wohl, die Stimmen nicht zu zählen, sondern zu wägen! und alsdann findet sich, dafs die meisten der gegen die Neuheit jener Cholera sprechenden von Aerzten erhoben wurden, welche die Krankheit

durch eigene Wahrnehmung noch nicht kannten, sie daher um so leichter auch verkennen mufsten. Unbefangene, und nichts Anderes nebenher bezweckende Beobachter gestanden, als das Objekt ihnen vorlag: es sei ihnen früherhin dieses noch nicht vorgekommen! — Eine Krankheitsgattung, Cholera genannt, und bei schlimmeren Fällen als *Cholera morbus* bezeichnet, hat man freilich in Europa längst, und schon in früheren Jahrhunderten gekannt, beschrieben und behandelt. Aber auf die *neue Art* von Cholera (die, genauer genommen, wohl selbst einer andern Gattung angehören dürfte) konnte man hiervon nur falsche Anwendungen machen; wie denn auch in Hand- und Druckschriften oft geschehen ist. Fast mit gleichem Rechte könnte Jemand, der zur Zeit des Deutschen Befreiungskrieges zuweilen einen *Typhus icterodes* wahrgenommen hatte, behaupten, er habe mitten in Deutschland bereits das gelbe Fieber gesehen. Und sind nicht pestilentialische Fieberseuchen, die dennoch keine wahre Pest (welche übrigens gar nicht immer in der Bubonenform aufzutreten braucht) heifsen konnten, in Europa oft genug hier und da herrschend gewesen, ja mit eigentlicher Pest verwechselt worden? — Nur aber wenn man auf die Altklugheit verzichtet, welche das wirklich Neue als solches nicht anerkennen will, kann man hoffen, dieses im Wissenschaftlichen und im Praktischen gehörig zu würdigen. Es kann keine Therapie geben ohne Pathologie; — einzig auf Kenntnifs von Krankheiten läfst sich deren Heilung gründen: — was Niemand, der den Namen eines Arztes verdient, bestreiten wird. Aber die praktisch werdende, in wirkliche und nützliche That übergehende, ärztliche Kenntnifs ist vorzugsweise eine empirische. Volles Erkennen des Gegenstandes, wie der Philosoph, der Mathematiker es fordern könnte, ist nicht Das, worauf der Heilkünstler Anspruch macht, um zum Handeln zu kommen. Hierzu bedarf er nicht des Eindringens in das innerste Wesen der Dinge, wovon im Gebiete der Erfahrungswissenschaften noch immer der Haller'sche Ausspruch gilt; — es genügt ihm vielmehr, die Objekte so kennen gelernt zu haben, wie sie der sinnlichen Wahrnehmung, und naheliegenden Schlufsfolgerungen (dem Epilogismus des *Erasistratus*) sich darboten, und diese Resultate mit der Fackel allgemeinerer Theorie zu beleuchten und zu ordnen. Denn auch die reine Empirie ist ein Unding, dessen Nichtigkeit schon die Geschichte der Medicin aus ihren frühesten Zeiten nachweiset.

Solche ärztliche Schriftsteller nun, welche den wahren Standpunkt der praktischen Heilkunde verkannten, waren sehr bemüht, vor Allem das eigentliche Wesen der morgenländischen Cholera ausforschen zu wollen; und legten, bei zu grofser Schwierigkeit dieses Unternehmens, ihrem eigenen Streben gleichsam den Hemmschuh an. Indefs giebt es ja einen Mittelweg zwischen dem sinnlosen Treiben des krassen Empirikers, und den allzusinnigen Spekulationen des ärztlichen Naturphilosophen. Wie Jener an den oberflächlichsten Phänomenen hängen bleibt, und eben hierdurch zu den gröfsten Mifsgriffen im Handeln verleitet wird; so hält ein rationeller Empiriker hingegen sich zwar auch an Aeufserungen der Krankheiten, aber er sucht die wesentlicheren unter diesen von den weniger wesentlichen zu sondern, und die Phänomene soviel möglich auf ihre Quellen zurückzuführen. Das nicht zum Ziele gelangende Streben nach Einheit, die Einfachheit sein soll, welches für die Anwendung so nachtheilig ist, fällt dabei weg; man erkennt lieber die Natur in ihrer wirklichen Mannichfaltigkeit an, die sie selbst auch in dem einzelnen Krankheitsprocesse nicht ablegt.

Nur in solcher Art und Weise läfst sich bis jetzt auch die Pathologie der morgenländischen Cholera nutzbar bearbeiten. Von ihrer Vollendung, und insbesondere von der Ergründung des wahren Wesens der Krankheit, ist sie noch weit entfernt; sie mufs also aus der Masse der Beobachtungen das Hauptsächlichste herauszuheben sich bemühen, — und für den praktischen Zweck vorzugsweise Das, worauf sich Anzeigen (Indicationen) für das Heilverfahren gründen lassen! Die allgemeineren unter diesen schliefsen sich dann an das übrige Lehrgebäude der generellen Therapie sehr nahe an, und die specielleren greifen, vermöge ihrer ausdrücklichen Beziehung auf den Heilapparat oder die anzuwendenden Mittel, geradezu in das Gebiet des ärztlichen Handelns hinüber.

Wäre die jetzt bis zu den Elbufern, ja sogar über das Meer bis zu den Britischen Küsten, gelangte Seuche nichts Anderes, als was man früher schon von Cholera in Europa gekannt hatte, so würde es unnöthige Anstrengung sein, ein geeignetes Verfahren gegen jene aufzusuchen. Mit absorbirenden und auskeernden Mitteln, sowie andrerseits Opium und einigen stärkenden Dingen würde man so ziemlich auskommen. Aber nichts ist auch irriger, als eine solche Ansicht; und wer sein

Objekt nicht verkennt oder allzu einseitig beurtheilt wird lieber noch denen Schriftstellern beitreten, die da behaupten, die Indische Cholera habe mit jener andern, früher bekannten, nichts als den Namen gemein; wie denen, die sich einbilden, es finde im Wesentlichen zwischen beiden eine grofse Uebereinstimmung statt.

Schon in Ostindien fühlten die Aerzte sich sehr gedrungen, gegen jene Krankheit eigenthümlicher Art auch auf eine eigene Weise zu Werke zu gehen; und es gab unter ihnen so hochachtbare, durch Erfahrung und praktisches Talent so ausgezeichnete Männer, dafs man sehr Unrecht thun würde, solche mit den blofsen Routiniers, die ebenfalls dort ihr Wesen trieben, zusammenzuwerfen. Indefs stützten selbst die besseren unter den dortigen Aerzten ihr Verfahren zu sehr nur auf gewisse einzelne Punkte im Pathologischen der Krankheit. Wer auch nicht gerade darauf ausging, nur die angehäuften und zähen (visciden), schädlichen Stoffe ausleeren zu wollen, der suchte entweder dem Sinken der Kräfte durch gewaltige Belebungsmittel (wie z. B. grofse Gaben von Aether, scharfen Gewürzen u. s. w.) entgegenzuwirken; oder er richtete vielmehr sein Augenmerk fast nur auf die Stockungen in dem Umlaufe der Säfte und das Bedrohtwerden der Organe von Anhäufungen des Blutes und deren Folgen. In dieser Ansicht haben die von den besten Englischen Aerzten in Indien (*und zwar mit oft so glücklichem Erfolge*) angewandten häufigen und starken Blutentziehungen ihre Quelle. Sie sind neuerdings oft bitter genug getadelt worden; am meisten indefs von Schriftstellern, die, während ihnen die Gelegenheit abging, selbst zu beobachten, sich mit der Meinung behalfen, die schon frühe bekannte *Cholera morbus* sei mit der Indischen Seuche, bis auf einige unerheblichere Modifikationen, identisch. Hiervon ausgehend verdammte man, wie sich von selbst versteht, nicht weniger als die Aderlässe auch den Gebrauch des versüfsten, salzsauren Queckailbers (*Calomel*), zumal in den grofsen Gaben, welche jene Aerzte zu reichen pflegten.

Indefs überschritt bereits die orientalische Cholera die Gränze jenes Welttheils, und betrat den Russischen Boden, ohne dafs sie darum auf eine sehr viel anders geartete Behandlung Anspruch zu machen schien; vielmehr wurde sie von tüchtigen Aerzten noch in *Orenburg* ebenfalls mit Blutentziehungen und Calomel am glücklichsten bekämpft. Und wäre es so fortgegangen, dann hätte jenes nun oft so verschrieene, Englisch-Ostindische Verfahren völlig triumphirt. — Aber schon mitten in Rufsland änderte sich die Scene, und namentlich in *Moskau* fand ein hochverdienter Veteran, welcher den vorherrschenden Charakter der dortigen Epidemie sicher nicht verkannt hat, sich bewogen, die Krankheit für wesentlich nervös zu erklären, und ihren eigentlichen Sitz in dem Gewebe der Eingeweidenerven, in ihren Knoten und Geflechten, oder dem sg. Gangliensysteme zu suchen. Ein berühmter Anatom, der ehrwürdige Greis *Loder*, also war der Tonangeber für eine neue Epoche, nicht nur der Betrachtung, sondern auch der Behandlung der orientalischen Cholera. Die vorzugsweise auf jenes niedere Nervensystem einwirkenden, und dessen Stimmung abändernden Mittel sind erst seit seinem Ausspruche mehr auf die Bahn gekommen; und wenn auch bei dem Anwenden und Anempfehlen von Wismuth, Brechnufsextrakt u. dergl. seiner nicht immer gedacht wurde, so rührt doch der bedeutendste Impuls zu allem Diesem von keinem Andern her.

Aber jene Cholera ist ein zu vielgestaltiges und zu veränderliches Geschöpf der erzeugenden Natur, um durch irgend ein Theorem sich gleichsam einfangen zu lassen. Findet sie andere Tummelplätze und andere Menschen, so verspottet sie den Scharfsinn Dessen, der schon glaubte, sich ihrer durch Enthüllung ihres Wesens bemeistert zu haben. Auf dem Polnischen Kriegsschauplatze angelangt, fand sie Gelegenheit, sich über jene Schranken der Nervosität (wenn man einmal so sagen darf) oft hinwegzusetzen, und häufig genug in's Gastrische, (insbesondere das Galligte), ja sogar auch wieder in's Entzündliche, oder wenigstens das stärker Congestive (zu Blutanhäufungen in verschiedenen Theilen alsbald sich mehr Hinneigende) hinein zu spielen. Noch mehr und deutlicher zeigte sich dies, nachdem die Seuche, die diesseitige Gränze durchbrechend, in die Preufsischen östlichen Provinzen eingedrungen war; denn wo sie in solchen einen hinlänglich kräftigen und säftereichen Einwohnerschlag traf, fanden sich Aerzte nicht nur zu curativen, sondern sogar auch zu prophylaktischen Blutentziehungen bewogen, und durften sich des glücklichsten Erfolges öffentlich rühmen. — Anders freilich verhielt es sich hiermit in den gröfsern Städten, sowie nachher insbesondere auch in *Berlin*. Wer aber unsere hiesige allgemeinere Constitution nur einigermafsen kennt, der wird sich darüber schwerlich wundern! —

Ist es darum ganz ungehörig und zweckwidrig,

hier bei Cholerafällen zur Ader zu lassen? Sind etwa die Körperbeschaffenheiten der Bewohner Berlins alle einander gleich? . . . Schon die grosse Vollblütigkeit eines Individuums kann fordern, dafs man demselben, sobald es von der Cholera befallen ist, Blut entzieht; und falls dieses bei dem Kranken wichtige Organe besonders zu überfüllen droht, ist an jener Nothwendigkeit ebenfalls nicht zu zweifeln. Möchte es immerhin noch streitig sein, ob wahre Entzündungen primär bei der ächten Cholera vorkommen? Thatsache ist es, dafs selbst die Ansetzung von Blutegeln in jenen Fällen oft nicht ausreicht, und dafs man, um gröfsere Gefahr abzuwenden, dann zur Venäsection schreiten mufs! Will man solche Aderlässe nicht als antiphlogistische anerkennen, so nenne man sie antihypophlogistische, anticongestive (!), oder wie man sonst wolle. — Immer aber ist dies nur erst die eine Art von Blutentziehung, die bei Cholera nöthig und nützlich sein kann; — eine andere, ebenfalls nicht zu verwerfende, ist im engern Sinne nur derivatorisch; sie bezweckt, den stockenden Blutlauf wo möglich in Gang zu bringen, und ihm wieder die normalere Richtung zu geben (was selbst ja bei sg. asphyktischer Cholera die Erfahrung uns als thunlich erwiesen hat). Es verhält sich hiermit ähnlich, wie bei einer venösen Apoplexie alter Leute, wo die grofse Blutstockung zuweilen noch durch eine schleunig angestellte, aber vorsichtige Venäsection wieder gehoben wird. —

Doch jene Blutentziehungen passen bei einer sehr adynamischen Cholera-Epidemie theils für gewisse, von solchem Hauptcharakter abweichende Fälle, und theils treten sie bei Behandlung der übrigen Kranken nur zuweilen gleichsam als Zwischenspiele ein, — das Vorherrschende kann jedoch in ihnen nicht bestehen. Ganz andere Mittel, und namentlich excitirende, nervenstärkende mufsten, seit die Seuche von Moskau her jenen Charakter so häufig an sich trug, sich mehr und mehr geltend machen. Schon in Ostindien hatte sich die Krankheit in dieser Hinsicht nicht jederzeit und überall gleich verhalten; und es wäre ungerecht, alle Aerzte zu tadeln, welche dort von der besagten Klasse von Mitteln starken Gebrauch machten; — indefs ist unleugbar ebendort auch Mifsbrauch genug damit getrieben worden. Zweierlei verdient besondere Erwähnung, nämlich das flüchtige Laugensalz (Ammonium) und der Camphor: welche zu den am frühesten gegen die Indische Cholera in Gebrauch gezogenen Mitteln gehören. Den Camphor, dessen sich auch Russische Aerzte mit Erfolg bedienten, usurpirte indessen wie einen neuen Vorschlag (!) der Stifter der homöopathischen Medicin, wobei er das Unglück hatte, sich in mehr als allopathische Quantitäten zu verirren; — während seine Jünger andere Mittel, u. a. Blausäure und Arsenik (jedoch nicht in solchen Quantitäten) auf die Bahn brachten. Homöopathen können bei solchen Anlässen consequenter Weise nur *Specifica* suchen oder empfehlen. Doch blieben sie hierin, wie wir nachher sehen werden, nicht die Einzigen!

Je dringender nun auch bei uns die in schwereren Fällen häufigste Beschaffenheit der neuen Seuche zur Anwendung von die Kräfte hebenden und Thätigkeit (der Nerven, des Hautorgans u. s. w.) erweckenden Mitteln aufforderte, desto öfter wurde natürlich bei der Cur danach gegriffen; — und was die Cholera selbst (d. h. ihren eigenthümlichen und vollständigen ersten Anfall betrifft) sehr oft auch mit dem besten Erfolge. Aber leider bestätigte sich auch hier, was man in den östlichen und nördlicheren Gegenden schon so oft wahrgenommen hatte: dafs nämlich die wieder hervorgerufene arterielle Thätigkeit, deren mäfsigeres Eintreten nothwendig ist, und die Genesung bedingt, nur zu oft einen übertriebenen Schwung bekommt, und selbst auch mit den noch übrigen örtlichen Stockungen desto mehr collidirt! Dies Letztere vorzüglich ist durch das übrigens angemessenste reprimirende, ableitende und antiphlogistische Verfahren oft weder zu hindern, noch zu heben. Und so sterben Viele an den nächsten Nachwirkungen der Cholera, nachdem sie schon fast gerettet schienen. Soll man deshalb sie lieber schon am Hauptanfalle selbst darauf gehen lassen? Und überstehen nicht wenigstens Manche auch jene neue Gefahr?

Man sieht jedoch, mit welcher Vorsicht die excitirende und reizende Methode (der auch Erwärmung, und überhaupt manches Aeufsere angehören kann) gegen die Cholera in Gebrauch zu ziehen sei; — und andererseits, wie wünschenswerth es wäre, wenn man jenes Verfahren durch anderweitiges oft noch mehr umgehen könnte! —

(Der Beschluls folgt.)

Nro. 6.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Grundzüge einer speciellen Pathologie und Therapie der orientalischen Cholera; als Leitfaden für praktische Aerzte zu einer den Verschiedenheiten des Ganges, Grades und übrigen Verhaltens der Krankheit angemessenen Behandlung; von Dr. E. D. A. Bartels.*

(Schluſs.)

Hätten wir (und zwar wir Allopathen) doch Mittel, die bestimmter auf den inneren Grund des Uebels hinwirkten! also umstimmende, alterirende, Mittel; wenigstens von solcher Wirksamkeit, wie wir dergleichen gegen Wechselfieber und einige andere Krankheiten besitzen!... Aber worin besteht jener innere Grund, jene *causa sufficiens morbi?* — Das wissen wir indeſs bei den genannten Fiebern auch noch nicht so ganz genau und dennoch heilen wir sie oft, mit Chinin und China, welche gegen die Cholera selbst ohne Erfolg versucht wurden, und nur bei gewissen nachkommenden Defluxen derselben nützen können. — Wer ein *Specificum* für ein „untrügliches Mittel" nimmt, ist zwar auf völligem Abwege; wer hingegen etwas ausgezeichnet kräftiges Qualitatives darunter verstände, wäre sicherlich in keinem Irrthume befangen; und es ist vielmehr sehr zu bedauern, daſs die ärztlichen Schriftsteller so gewöhnlich nur von Excitiren, Deprimiren, Stärken und dergl. (kurz vom Graduellen) reden, der Abänderung *in modo* aber, oder des Alterirens, Umstimmens, selten gedenken. Könnte nun einerseits das eben Gesagte eine Schutzrede scheinen für das Aufsuchen von Mitteln eigenthümlicher Wirksamkeit auch gegen die Cholera; so ist doch andererseits dabei zu bedenken, daſs dem mit Recht oft getadelten Jagen nach *specificis* meistens der Wahn zum Grunde lag, man kenne bereits das Wesen der morgenländischen Cholera.

Bevor das gute Glück (welches in solchen empirischen Angelegenheiten mehr zu leisten pflegt, als das menschliche Klügeln und ämsige Haschen) ein wirkliches *Specificum* gegen jene Seuche finden lassen wird, müssen wir Aerzte uns begnügen, dieselbe auf andere (noch indirektere) Weise zu bekämpfen. Aber selbst, wenn Jenes schon gefunden wäre, würden wir Nicht-Homöopathen schwerlich das echt-homöopathische Vertrauen darauf setzen, auſser solchem Mittelchen und den Abwehrungen des etwa Störenden (in Diät u. s. w.) nichts Anderes in Gebrauch ziehen zu wollen!

Es erhellet aus der bisherigen Betrachtung, daſs von Ostindien her die Behandlung der Cholera, welche schon dort keine stets gleiche war, durch verschiedene Veränderungen hindurchging, die an die mannichfaltigen Gestaltungen der Seuche sich sehr nahe anschlossen. Die Beschränktheit des Raums gebot, dies hauptsächlich an den inneren Mitteln und den Blutentziehungen nachzuweisen; wenngleich auch Aeuſseres von groſser Wichtigkeit, wie z. B. die theils zusammenziehende und reprimirende, theils starkreizende Wirkung der Kälte, eine Erörterung verdienen würde, die andererseits gar sehr in's Diätetische eingreifen, und vorzüglich das den Kranken zu reichende Getränk angehen dürfte. — Für den gegenwärtigen Zweck mag es hinreichen, dargelegt zu haben, wie sehr die Cur der Cholera theils überhaupt mit einer schon sonst begründeten rationellen Medicin verwebt sei, und theils, — was die zu bekämpfende Krankheit betrifft, sich nach deren Graden, Modificationen, nach klimatischen und individuellen Verhältnissen, u. s. w. richten müsse; ohne jedoch dabei die eigenartige und in der Hauptsache gleichbleibende Beschaffenheit jener Seuche, in soweit sie uns empirisch bekannt geworden ist, je aus den Augen zu verlieren.

In diesem Sinne hat der Vf. obenerwähnter Schrift versucht, die Therapie der orientalischen Cholera, wenngleich nur in Grundzügen, doch übrigens auf eine das

Ganze umfassende (nicht etwa erschöpfende!, was er sich keinesweges anmafst) Art und Weise zu bearbeiten; und er ist (falls er nicht sehr irrt) unter denen, die Gelegenheit hatten, mit dem Objecte selbst sich, beobachtend und thätig, zu beschäftigen, der erste, der ein solches Unternehmen gewagt hat. Könnte sein Beruf als klinischer Lehrer, und die Vorträge, die er seit einem Decennium über specielle Therapie, über die Grundsätze der Heilkunde noch weit länger gehalten hatte, ihm eine Berechtigung dazu zu geben scheinen: so mufs er doch eingestehen, dafs sein hauptsächlichster Antrieb in einer Art von moralischem Zwange lag, dem er nicht widerstehen konnte. In amtlichen Verhältnissen waren ihm den Sommer hindurch eine grofse Menge von Ansichten, Vorschlägen und Aufforderungen an die Sanitäts-Behörden zu Gesicht gekommen, woraus sich das in den Preufsischen und in andern Ländern obwaltende ängstliche Suchen und rathlose Umhertappen nur zu deutlich abnehmen liefs; und wobei *Specifica* in grofser Zahl, ja sogar *Arcana*, mitunterliefen, deren „Sicherheit und Untrüglichkeit" sich eigentlich nur auf den Beweis der falschen Richtungen, die man nahm, beziehen liefs. Zugleich wurden ihm von andern Seiten her häufige Klagen bekannt, über fehlende Indicationen, Mangel an Haltpunkten u. s. w.; und diese Klagen nahmen in dem Maafse zu, als die von respectablen Autoritäten anempfohlenen Verfahrungsarten und Mittel nur zu häufig beim Fortschreiten der Seuche selbst und ihrer Therapie gänzlich verworfen, und andere, anscheinend geradezu entgegengesetzte, angepriesen wurden. Es war also die höchste Zeit, auf gleichfalls empirisch-praktischem Wege der immer zunehmenden Verwirrung wo möglich Einhalt zu thun: was nur geschehen konnte, wenn man dem so Verschiedenartigen und Mannichfaltigen die Plätze anwies, die ihm theils erfahrungsmäfsig und theils nach den anerkanntesten medicinisch-praktischen Grundsätzen zukamen. Wäre von andern, würdigen und erfahrenen Amtsgenossen dem so dringenden Bedürfnisse abgeholfen worden: gern würde der Verf. zurückgetreten sein.

Die *drei Theile* seiner Schrift, denen ein *Vorwort* statt der Einleitung vorangeht, sind zwar ein *pathologischer*, ein *generell-therapeutischer*, und ein, das Heilverfahren selbst angehender *speciell-therapeutischer*; — die beiden ersten aber existiren, so zu sagen, nur *für diesen dritten*, auf welchen das Ganze durchaus angelegt ist, und machen deshalb auf eine in jedes Einzelne eingehende Vollständigkeit um so weniger Anspruch. — Der *erste Theil* erörtert diejenigen Momente des gesammten Krankheitsvorganges der Cholera, welche man, um zum ärztlichen Handeln zu kommen, nicht unberücksichtigt lassen kann. Hierzu gehört für den eigentlichen Therapeuten nicht die Contagiosität der Krankheit (von welcher übrigens der Verf., wie er schon in dem Vorworte darlegt, sehr überzeugt ist): — denn gesetzt auch, das Giftige, wodurch echte Cholera entsteht, wäre nur miasmatisch, und rührte aus der Atmosphäre oder irgend einer andern allgemeineren Quelle her; würde nicht dessen ungeachtet der einmal entstandene Krankheitsprocefs derselbe sein, und demgemäfs behandelt werden müssen? — Ganz anders verhält es sich mit den hauptsächlichsten Symptomen der Krankheit, insbesondere den eigenthümlichen Ausleerungen, den Krämpfen, dem Sinken des Pulses und Erkalten des Körpers; sowie mit den inneren Zuständen, woraus solche Aeufserungen hervorgehen. Doch hat hierbei jene Erörterung sich nur an das Näherliegende gehalten, und sich nicht angemafst, die verborgene Grundquelle aufdecken zu können. Daher ist es in Zweifel gelassen worden, ob z. B. ein Nervenleiden, oder ein Blut- und Gefäfsleiden (mit Einschlufs des Herzens) das *primäre* sei? Nur allzuleicht geräth man auch bei Forschungen über das Wesen der Krankheit in sehr mechanische Erklärungsweisen hinein, wobei Wirkungen und Folgen für den essentiellen Grund gehalten werden; wenn gleich schon bei so vielen andern Krankheiten sich gezeigt hat, dafs dergleichen Erklärungen auf die Länge am wenigsten Bestand zu behalten pflegen. — Nöthiger ist für den Arzt die Rücksicht auf die verschiedene Art des wirklichen Auftretens der Krankheit; auf die verschiedenen Gestaltungen, welche sie annimmt (möge man diese nun als Formen, Modificationen, Varietäten, Zusammensetzungen, oder wie sonst, bezeichnen); sowie auf ihren Gang, die Grade, welche sie erreicht, die im Verlaufe eintretenden Veränderungen und anderen Wendungen; — wodurch so Mancher noch dahingerafft wird, der aus der eigentlichen Cholera selbst bereits gerettet hervorzugehen schien. — Endlich erfordert eine wahrhaft praktische Betrachtung solcher Seuchen immer auch die Würdigung des Individuellen, des früheren und jetzigen Lebenszustandes der Befallenen; sowie die der influirenden Verhältnisse, und hier-

unter insbesondere der örtlichen. Durch ihre Contagiosität wird die orientalische Cholera nicht davon losgesprochen, gewissen epidemischen Bestimmungen unterworfen zu sein, und an verschiedenen Orten hiernach abweichende, eigenthümlich-modificirte Epidemieen, oder Contagionen, zu bilden (m. s. oben); worauf schon das Vorwort aufmerksam macht, und worauf die Schrift selbst häufig zurückkommt.

Ihr *zweiter* Theil, jene Erörterung theils voraussetzend, theils gelegentlich fortsetzend, bildet zugleich durch Aufstellung von Grundsätzen des Verfahrens die Verknüpfung mit dem folgenden. Schon jene allgemeineren Heilanzeigen aber dürfen nie aufser Acht lassen, dafs von einer bestimmten Krankheitsart die Rede sei, welche in ihrer durchgreifenderen Eigenthümlichkeit bei allen jenen Modificationen und Deflexen sich stets gleich bleibt; dafs also ein blofses Uebertragen von generell-therapeutischen Sätzen, ohne stets das eigenthümliche und bestimmte Pathologische der Cholera vor Augen zu behalten, zu Nichts führen würde. — Sonach hat dieser Theil der Schrift gewissermafsen kein selbstständiges Dasein, indem er einerseits auf den pathologischen sich lehnt, und andererseits nur dem specielleren zum Vorläufer dient. Auch ist er dem Verf. am schwersten geworden, da dieser immer den Trieb empfand, alsbald von der Cur selbst und den Mitteln zu reden. Dessen ungeachtet aber dürfte es für Benutzung der Schrift sehr gerathen sein, sich nicht gleich in das Mannichfaltige des Specielleren einzulassen, sondern vorher das Fundamentale in seinem Zusammenhange zu prüfen. Dafür übrigens, dafs man auch in Jenem sich nicht verirren könne, ist gesorgt worden, durch öftere Zurückdeutung, sowie durch leicht zu übersehende Abtheilungen.

Die allgemeinsten dieser, in dem *dritten* Theile, sind *sechs Abschnitte*, enthaltend: die Vorbauungscur; die Behandlung von Anfängen der Krankheit; die Bekämpfung ihres Hauptanfalls; die Behandlung gewisser Varietäten und Zusammensetzungen; das Verfahren bei drohender oder schon eingetretener anderer Wendung des Anfalls; und die Nachbehandlung. — Den bestimmteren Inhalt anzuführen, ist theils weniger nöthig, weil ja aus den obigen Betrachtungen über den Entwickelungsgang der Therapie der Cholera der Weg, den der Verf. einschlagen mufste, schon zu erkennen ist; — und theils würde eine solche Auseinandersetzung auch mit dem Zwecke dieser Jahrbücher zu wenig im Einklange stehen, zumal bei der alsdann unvermeidlichen gröfseren Weitläufigkeit.

Möchte nun die Schrift das leisten, wozu sie allein bestimmt ist: nämlich ärztlichen Praktikern, denen es übrigens nicht an der nöthigen Kenntnifs ihres Faches fehlt, das noch immer so schwierige Verfahren gegen ein in seinem Wesen dunkles, und in seinen Wirkungen ebenso schleuniges als verderbliches Uebel wenigstens zu erleichtern! — Sie soll keine ferneren Mittheilungen, Aufschlüsse und Belehrungen überflüssig machen. — Zu den dringendsten Gegenständen solcher dürften für's Erste wol die in Folge eines starken Anfalls der Cholera zurückbleibenden Stockungen in einzelnen Organen zu rechnen sein, deren Wiederaufhebung die bis jetzt zu Gebote stehende Kunsthülfe nur zu oft vergebens versucht; alsdann gleichsam den Preis wieder verlierend, den sie in solchen Fällen schon errungen zu haben schien.

**Bartels.**

---

## IV.

***Johann Gottlieb Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte. I. Theil, S. XVI. und 584. II. Theil, S. XIV. und 474. Sulzbach, in der J. E. von Seidelschen Buchhandlung.*** 1830—1831. 8.

Indem Ref. sich hiemit dem Hrn. Herausgeber zum zweiten Mal öffentlich gegenübergestellt sieht, bevorwortet er sogleich, dafs wenn derselbe, im Unmuth über die Beurtheilung einer seiner früheren philosophischen Schriften, sich verleiten liefs, andern Orts die wissenschaftliche Strenge des Ref. für subjektive Tadelsucht anzusehn und der heftigen Diatribe noch gehässigere Insinuationen einzuflechten, dies Ref. nur hat bewegen können, mit verdoppeltem Eifer sich der strengsten Unpartheilichkeit zu befleifsigen, und *sine ira et studio* gegen die Person, sein Augenmerk nur auf die Sache zu richten. Um so leichter hat ihm aber das gänzliche Abstrahiren von der Person des Hrn. Herausgebers werden können, als dessen eigene philosophische Bestrebungen in vorliegendem Werke eben zurücktreten sollen, und derselbe ausdrücklich bemerkt (Thl. I., Vor-

rede S. XV.), dafs er sich selbst der wissenschaftlichen Würdigung der Fichtischen Philosophie an diesem Orte enthalte, da er sie bereits in einer frühern Schrift, — nämlich eben der vom Ref. beurtheilten, — gegeben. „Was Philosophisches in der Biographie erwähnt werde, habe nur den Zweck vollständiger Charakteristik, um den inneren Zusammenhang und die Wechselwirkung von Philosophie und Gesinnung in ihm zu zeigen." (S. XIV.) Dafs der Hr. Herausgeber in der Biographie nun mehr die moralische als die scientifische Seite herausgehoben hat, dessen ihn zu beschuldigen, ist Ref. weit entfernt. Im Gegentheil kann er den Hrn. Herausgeber dieser seiner Selbstbeschränkung wegen nur loben. Darin jedoch möchte er nicht mit ihm übereinstimmen, dafs derselbe (wohl um jene Auffassungsweise zu motiviren) „Fichten mehr zu den ausgezeichneten Charakteren, als zu den Talenten rechne. Hierauf deute die vorherrschend praktische Richtung seines ganzen Lebens" u. s. w. (S. IX.). Ref. glaubt Fichten mit vollem Rechte nicht nur ein ausgezeichnetes Talent, sondern selbst ein Genie nennen zu dürfen, dessen Definition der Hr. Herausgeber selbst so richtig giebt (S. VIII—IX.), und da dieser somit seinen Helden viel zu niedrig stellt, so traut Ref. ihm um so mehr auf's Wort bei der Versicherung seiner Unpartheilichkeit (S. XIII.), deren mit feinem Gefühl entwickelte Begründung Ref. sich anzuführen nicht enthalten kann: „Auch möchte das Verhältnifs eines Sohnes, zumal wenn ihm schon im frühesten Jünglingsalter der Vater entrissen wurde, nicht nothwendig unbefangene Erforschung und Darstellung hindern, und wollte man doch hier und da Partheilichkeit vermuthen, oder sogar als Vorrecht uns einräumen, so können wir selbst beinahe uns keine andere zugestehn, als wie sie aus langer Beschäftigung mit einem interessanten Gegenstande von selbst hervorgeht. Und wir dürfen es aussprechen, Fichte's Leben bedarf keiner Verschleierung und Beschönigung" u. s. w.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen will nun auch Ref. dem Hrn. Herausgeber, der sich selbst fast gar nicht erwähnt, folgend, sich lediglich an die Sache, Fichte's Leben und Briefwechsel halten. Sogar das wird Ref. übergehen, was der Hr. Herausgeber immer noch hin und wieder aus seiner eigenen Philosophie in das Leben seines Vaters, theils als Reflexion über die näheren Lebensumstände, theils als genetische Erklärungen des Fichtischen Systems einstreut. (Vergleiche Thl. I., S. 25.; 27—30.; 230 flg.; 236 flg.; 242 flg. 301.; 312—313.; 345, 346.; 410 flg.; 428 flg.; 575.) Denn da Ref. ein für alle Mal sich über die Philosophie des Hrn. Herausgebers genugsam ausgesprochen zu haben glaubt, so hält er es für überflüssig, hier wiederum beiläufig darauf zurückzukommen. Er will weder sich selbst noch dem Leser weiter den Genufs durch Kritik derselben verkümmern, sondern Letzterem Fichte's Leben und Briefwechsel ungetrübt vor die Seele führen, indem er zuförderst die Hauptpunkte aus dem Ersteren nach der Darstellung des Sohnes hervorheben und beleuchten wird.

Wenn nun ächte Philosophie sich in den Lebensverhältnissen wieder abspiegeln mufs, so giebt uns Fichte's Leben einen merkwürdigen Beleg zu diesem Satze. Da nämlich seine philosophische Lehre diese höchste Spitze der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung erfafst, welche aber gerade auf diesem Extrem allseitigen Schranken ausgesetzt und unterworfen ist, so sind eben diese beiden Elemente auch durchgehend in allen Verhältnissen seines Lebens wiederzufinden. Sein Leben ist daher ein steter Kampf mit der äufsern, ihn umgebenden Welt, von welcher Seite diese sich ihm auch darbiete. Und wenn das Sein und Leben des Ich nach Fichtischen Grundsätzen nur ist in seiner Thätigkeit, so hat Fichte diesen Satz sein ganzes Leben hindurch praktisch durchgeführt. Jeder Umstand seines Lebens, jedes Verhältnifs, in das er trat, gestaltete sich ihm sogleich zu jenem unendlichen Anstofse seines theoretischen Bewufstseins, der ihn die Schranke zu durchbrechen reizte, und zwar mit solchem Ungestüm, dafs er oft ermüdet zurücktreten mufste, und dann in seinem philosophischen Wissen die Befriedigung fand, die ihm die Aufsenwelt so hartnäckig verweigerte. Der Kampf seines Lebens hat aber drei verschiedene Gegenstände und sehr sinnig theilt der Hr. Verf. hienach seine Biographie in drei Bücher. In dem ersten Buche sehn wir Fichte im eigentlichen Sinne um sein physisches Leben, um seine Existenz kämpfen, die er nur ringend dem Schicksal abgewinnen kann. Nachdem er sich in der Familie und dem Staate sein Dasein gewonnen, sehen wir ihn im zweiten Buche als Professor in Jena auftreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 7.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Johann Gottlieb Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte.*

(Fortsetzung.)

Hier kämpft er nicht mehr um sein Brod, sondern für seinen Stand und seine Wissenschaft. Theils ist es die Kleinlichkeit der Sächsischen Verhältnisse, theils aber, wir dürfen es nicht läugnen, seine unpraktische Hast, welche ihn um's Amt bringen. Doch gerade dadurch, dafs er Jena verläfst, steigt sein wissenschaftlicher Ruhm auf's höchste. Er sucht und findet weitere, allgemeinere Verhältnisse. Preufsen gewährt ihm seinen Schutz. Diese Epoche seines Lebens stellt uns das dritte Buch dar. Nachdem er sich seine Existenz als Mensch und Philosoph erkämpft, läfst er sich jetzt mit wahrer Leidenschaft in die grofsen Weltverhältnisse ein, und geht an dem Bestreben nach Deutschlands gänzlicher Umgestaltung und politischer Wiedergeburt, sowie an dem Kampfe gegen den Riesen unter, den nur Rufslands Eis besiegen konnte. Auf die (im ersten Bande enthaltene) Darstellung des Fichtischen Lebens nach jenen drei Verhältnissen wird Ref. dann die Beurtheilung des zweiten Bandes, der Beilagen und Briefe enthält, folgen lassen.

*Erstes Buch.* Unter den beschränkendsten Umständen geboren, aus denen er durch einen Gönner gezogen wurde, den er sich dadurch gewann, dafs er als Knabe mit vieler Fertigkeit ihm den Inhalt einer so eben gehörten Predigt mit vielem Feuer deklamiren konnte; in Schulpforta dem drückendsten Schulzwange untergeben, sucht Fichte von Anfang an immer aus dem Jetzt und Hier in die Ferne zu fliehen und findet in dieser Weite dieselbe Beschränkung, die er verlassen, ja kehrt enttäuscht in seine alte Schranke zurück. So wird (Thl. I., S. 7.) aus seinem frühen Knabenalter erzählt, „er liebte es, allein seinem stillen Treiben nachzuhängen, und man sah ihn oft einsam auf dem Felde verweilen, den Blick unverwandt in die *Ferne* richtend. So stand er nicht selten stundenlang, wohl bis nach Untergang der Sonne. . . . Jene Stunden, die in seine frühe Kindheit fielen, deren man sonst sich nur undeutlich erinnert, waren noch dem Manne die hellste und liebste Erinnerung." Später in Schulpforta „kam ihm der Gedanke, *überhaupt nur das Weite zu suchen* und auf irgend einer fernen Insel, von Menschen abgeschieden, herrliche Tage der Freiheit zu verleben. Kampe's Robinson, der auf irgend eine Art in seine Hände gekommen sein mochte, hatte ihm den seltsamen Gedanken eingegeben. Die Gelegenheit war bald gefunden und er eilte rüstig auf dem Wege nach Naumburg dahin, nachdem er schon vorher durch Landcharten über die Strafse dahin sich orientirt hatte. Da gedachte er im Laufen des Spruchs seines alten Predigers, dafs man jedes Werk mit einem Gebete um göttlichen Beistand beginnen solle; und auf einem schönen Hügel sank er auf die Knie. Aber während des Gebets fielen ihm seine Eltern ein, ihre Sorge um ihn, und der vielleicht sie tödtende Gram, wenn er jetzt plötzlich verschwände. Sie niemals wiedersehn zu dürfen, dieser Gedanke fafste ihn mit ganzer Gewalt, und sein Muth und seine Freude am Wagstücke war mit einem Male dahin. Er beschlofs eilig umzukehren und jeder Strafe sich auszusetzen". (S. 20.) Ueberall zeigt Fichte eine isolirte, sich isolirende Individualität; so ergriff er begierig die Tendenz, die damals in Schulpforta unter den älteren Schülern vorherrschend gewesen sei (S. 22.) „in Urtheil und Wissen so viel als möglich von ihren Lehrern sich unabhängig zu machen, vorzüglich von den bejahrteren, die das Hergebrachte in jeder Art wohl besonders aufrecht erhalten mochten; ja der Zufriedenheit oder des Tadels solcher Lehrer achtete man wenig, wenn man nur der *eigenen* gegenseitigen Achtung gewifs war. Ueberhaupt trat in dem Geiste der Zöglinge eine eigene

Mischung von geistiger Frische, kräftigem Streben, und dem Triebe hervor, keine *Autorität* mehr anzuerkennen; ja es schien sich dort im Kleinsten fast der Kampf zu wiederholen, der in Deutschland damals im Grofsen zwischen der alten Generation und der jungen fast gewaltsam aufstrebenden Zeit obwaltete".

Sobald der Jüngling nun dem Schulzwange entwachsen war und für seinen Lebensweg sorgen wollte, treten ihm sogleich Schwierigkeiten aller Art entgegen. Sein Vaterland Chursachsen, an das er mit ganzer Seele hing, verweigert ihm jede Anstellung als Pfarrer (er hatte Theologie studirt und zum öffentlichen Reden immer die entschiedenste Hinneigung). Seine deistischen Religionsansichten, welche sich, ehe er die kritische Philosophie ergriffen hatte, durch das Studium Spinozas zum Determinismus hinneigten, hatten ihn sogleich im orthodoxen Sachsen verdächtigt. Er mufs Deutschland, die Schweiz, Pohlen und Preufsen nacheinander bereisen, um an verschiedenen Orten als Hauslehrer seine Existenz zu sichern. Die Reise nach der Schweiz belohnte sich ihm aber durch das Finden seiner Gattin, die nach Pohlen und Preufsen durch die persönliche Bekanntschaft Kants, wodurch seine philosophische Richtung vollends entschieden wurde. Der Herr Verf. hat die Beschreibung dadurch zu beleben gewufst, dafs er fast ausschliefslich seinen Helden selbst theils in Briefen, theils im Tagebuche sprechen läfst. So schildern uns die Briefe an seine Verlobte mit vieler Lebhaftigkeit ihr schönes, und obzwar leidenschaftloses, doch im höchsten Grade inniges, und um so gleichmäfsigeres Verhältnifs. Sehr anziehend und anschaulich ist auch seine Fufsreise von Leipzig nach Warschau durch die Lausitz, Schlesien und Pohlen, um eine ihm angebotene Hauslehrerstelle bei den Kindern einer Gräfin anzunehmen. Der Freiheitssinn, der sich in seiner äufseren Erscheinung bekundet und der etwas rauhe Französische Accent mifsfallen der Gräfin aber dergestalt, dafs sie ihm sogleich den Handel aufsagt, nicht ohne dafs Fichte nur mit grofser Mühe die ihm gebührende Entschädigung von ihr erhalten kann. Durch dies Geld sieht er sich im Stande Kanten zu besuchen. Doch als es ihm ausging und er nun keine Mittel der Existenz sieht, entschliefst er sich zum ersten Male Kanten um eine Unterstützung als Darlehn zu bitten, nachdem er selbst seiner Geliebten früher, wie Saint-Preux in der neuen Heloise, ein angebotenes Geschenk abgeschlagen und ihr geschrieben hatte, dafs je dürftiger seine äufsere Lage werde, er sich im Inneren um so stolzer fühle. Der noch vorhandene Brief an Kant (S. 177—184.) ist im höchsten Grade merkwürdig durch den Kampf des edelsten Gemüths gegen die ungerechtesten Schicksale, durch die aufrichtige Hingebung an Kant, und des Briefstellers stoischen Stolz, der gleich beleidigt sein mufste, mochte Kant nun die Bitte zugestehn oder verweigern. Es erforderte die ganze Klugkeit Kants, um sich aus diesem Dilemma zu ziehen, und es ist ihm, wie die folgende Erzählung beweist, auf das vollkommenste gelungen. Er schlägt ihm aus Delikatesse die Bitte ab, wohl weil er aus dem Briefe sieht, dafs Fichten die Annahme penibel sein würde und hilft ihm auf andere Weise, indem er ihm eine neue Hofmeisterstelle verschafft. Noch ist Fichte's Aufenthalt in Königsberg durch die Abfassung seiner ersten philosophischen Schrift: Kritik aller Offenbahrung, merkwürdig, welche er Kanten als Empfehlungsbrief überreichte. Kant war mehr damit zufrieden als Fichte selbst, und sie scheint sogar für Kant der Anstofs gewesen zu sein, seine „Religion innerhalb der Grenzen der blofsen Vernunft" zu schreiben (Thl. II, S. 169.). Fichte selbst war bald über diesen Standpunkt hinaus auf einem neuen Wege. Nichtsdestoweniger machte die Schrift, weil man sie anfangs für Kantisch hielt (sie erschien anonym) die ungeheuerste Sensation. Ihr verdankt er seinen litterarischen Ruhm und seinen Ruf als Professor nach Jena.

Dorthin begleiten wir ihn im *zweiten Buche*, nachdem er sich zuvor in Zürich mit seiner Braut vermählt hatte. Der gröfste Ruf geht seiner Ankunft vorher. Er sollte Reinhold, der einer unverdienten Berühmtheit genofs, ersetzen, und überstrahlte ihn bald. Der gröfste Erfolg krönt seine Vorlesungen. Doch diese Befriedigung, die ihn einen Augenblick ganz einnimmt, — („O was bin ich für ein glücklicher Mensch! Eine solche Lage von Aufsen, und so ein Weib zur Befriedigung und Ausfüllung des Herzens von Innen" (S. 285.) — genügt ihm auf die Dauer nicht. Denn sogleich sucht er die Schranke, das Ungehörige, Feindliche in seinen neuen Verhältnissen auf, um das Uebermafs seiner Kräfte — (wie denn nach Thl. I, S. 535. sein Arzt, Hufeland, ihn zu den hypersthenischen Organisationen rechnete) — daran zu versuchen. Und er unterliegt im Kampfe mit Dingen, in die er sich gar nicht hätte zu mischen brauchen. Doch mufs man auch gestehn, dafs

sein freisinniges Denken ihm viele Feinde zugezogen hat, welche jede Kleinigkeit, jede Blöfse, die Fichte, gab benutzten, um ihm etwas anzuhängen. Fichte war bieder, treu, offen, sagte alles unvorsichtig heraus. Seine *Gegner* waren klug, versteckt. So gelang es dem Neide *kleiner* Geister, dem grofsen Manne das Leben zu verbittern. Zuerst wird mit ihm gehadert, dafs er des Sonntags öffentliche Vorlesungen hält, was selbst in Jena nicht ohne Beispiel war, ja das Konsistorium, in dem ein Herder safs, insinuirte, dafs er den öffentlichen Gottesdienst untergraben wolle. Siehe vierte Beilage des 2ten Theils S. 26—27. enthaltend den Bericht des Oberkonsisteriums zu Weimar an die Landesregierung, worin es unter anderem heifst: „Mafsen es allerdings scheint, dafs dieses Unternehmen ein intendirter Schritt *gegen* den öffentlichen Landesgottesdienst sei". Seine Verantwortung (ebendaselbst S. 27—49.) ist eine glänzende Probe seiner Beredsamkeit. Es gelingt seinen schlagenden Argumenten für diesmal noch das Ungewitter zu zertheilen, das sich am Horizont gegen ihn zusammenzog. Doch was half es, seine Feinde hatten laut *verkündet*, dafs er nicht lange in Jena bleiben sollte. Besonders blies aus Churzachsen der Sturm gegen ihn heran, wie wir sogleich sehn werden.

Die nächste Gelegenheit zu neuen Zerwürfnissen und Hader fand sich im Verhältnifs Fichte's zu den Studirenden. Die mittelalterigen Universitätsformen, der Schlendrian, das rohe Studentenleben waren für Fichte mit Recht ein Greuel. Alles dieses wollte er rasch umstürzen, umgestalten. Er hielt den Studenten moralische Vorlesungen, sprach gegen die geheimen Studentenverbindungen, und hatte die Jünglinge, die *ihn* anbeteten, wirklich soweit gebracht, dafs sie eidlich erhärten wollten, die Orden für immer abzuschaffen. Fichte wollte aber nicht selbst den Eid abnehmen, sondern verlangte, dafs der Senat es thäte. Dieser wies Fichten und die Studenten an die Regierung. Die Sache wurde nun wichtiger als sie sein sollte. Da Schnelligkeit nicht die Tugend Deutscher Administrationen ist, so zog sich die Sache in die Länge, die Studenten wurden ungeduldig. Ein Orden trat zurück, Fichten's Absichten wurden angeschwärzt, und obgleich zwei Orden wirklich den Eid vor Kommissarien der Regierung leisteten, so war doch das Ende davon, dafs der dritte Orden ihm mehrmal die Fenster einwarf. Nun braust die ganze Heftigkeit seines Charakters in ihm auf. Senat, Regierung, alles wird bestürmt, um Gerechtigkeit, exemplarische Strafe u. s. w. zu verhängen. Die Sache wird von diesen jedoch lässig getrieben. Man läfst sogar das Wort akademische Freiheit hören. Seine Kollegen wollen ihn beruhigen, sagen, das Fenstereinwerfen sei etwas Gewöhnliches, was ihnen allen begegnet sei, ja es sei unter Umständen ehrenvoll u. s. w. Fichte, der sich noch nicht gewöhnt hatte, wie seine Nation, alles ruhig zu dulden und über sich ergehen zu lassen, der noch glaubte, dafs das geschehn *müsse*, was geschehn *solle*, verbannt sich freiwillig aus Jena, will nicht lesen, und in der Mufse des Landlebens verkocht er den Ingrimm, der in seinem Innern gährt. Nichts ist beredter als seine „Rechenschaft an das Publikum über seine Entfernung von Jena im Sommerhalbjahr 1795." (Fünfte Beilage Thl. II, S. 51—97.). Denn gleich wendet er sich an die ganze Nation, wenn ihm ein Unrecht geschehn ist, und macht dadurch jeden Schritt unwiderruflich, jedes Unrecht seiner Gegner unersetzlich, so rein er auch selbst für seine Person aus dem Handel herauskommt. Besonders jovial ist darin die Beschreibung der inneren Verfassung und des Wirkens der Orden (S. 79. u. fig.): „Es ist ihr Hauptgrundsatz, junge Leute von Vermögen, von guter Geburt, von Verwandtschaft, die Einflufs hat, ... anzuwerben. Auch das Verdienst ein vorzüglich guter Fechter zu sein, gilt statt anderer Verdienste... Sie unternehmen die öffentlichen Lustbarkeiten, an denen meist die ganze gute Gesellschaft theilnimmt, die Bälle, die Pickenicks, die Komödien, die Schlittenfahrten. Es ist nicht unerhört, dafs derjenige, der gestern in der Nacht eure Fenster eingeworfen, heut am Tage euch und die Eurigen mit aller möglichen Politesse zum Ball einladet .... Der unbefangene, unerfahrne Jüngling, ... wenn ihm die Ehre nicht zu Theil werden kann, einer aus ihnen zu werden, geist doch wenigstens nach dem Ruhme zuweilen in ihrer Gesellschaft, die er honorige Bursche nennt, gesehn zu werden ... Sie versammeln sich, wenn auch nicht jeden Abend, doch sehr oft in bestimmten Gasthäusern oder Kaffeehäusern zum Trinken ... In diesen Zusammenkünften werden Kabalen für und gegen die Professoren gemacht, wie man diesem Zuhörer verschaffen, von jenem sie abwendig machen wolle. Hier werden die Plane Häuser zu stürmen entworfen. Hier wird in den schandbarsten Reden gewetteifert u. s. w. Sie sind die Depositäre des ächten Burschentons und

der Ueberlieferung; in ihnen erhalten sich die Erzählungen von allen Tumulten, die jemals auf der Universität vorfielen" u. s. w. Noch greller ist die Erzählung wie ihm die Fenster eingeworfen wurden (S. 91.), die wir uns nicht enthalten können gleichfalls herzusetzen: „Es waren ihrer drei. Sie gingen, nachdem sie vergeblich gesucht hatten, mit den zerschlagenen Mauersteinen mein Haus zu erreichen, an den durch die Strasse fliefsenden Bach, und holten kleinere Steine. Sie kehrten zurück, und warfen unter Schmähungen, mit denen ich diese für rechtliche Leute bestimmte Schrift nicht besudeln will, alle Fenster in meinem Hause ein, die sie erreichen konnten. Alles was im Schimpfen grofs ist, Matrosen, Fischweiber u. s. w. reicht nicht an die Fertigkeit dieser Klasse unter den Musensöhnen; und dem unsaubern Strome der Lästerungen, der bei dergleichen Gelegenheiten aus ihrem Munde geht, ist nichts zu vergleichen. Nachdem sie dies vollbracht, blickten sie auf zu den Fenstern meines Hauswirths, und beschlossen auch diese einzuwerfen. Er bezahlt sie dem Wirthe, sagten sie unter sich, und so bekommt er recht viel zu bezahlen. Nachdem sie es gethan, riefen sie dem Wirthe zu: lafs ihn ausziehn, er mufs ausziehn; so lange Du ihn (ein honoriger Bursch nennt alle Leute Du) so lange Du ihn im Hause hast, sollst Du nie eine ganze Scheibe haben. Hierauf zogen sie unter dem Liede: *Ça donc, ça donc* so geht es alle Tage, von meinem Hause ab" u. s. w. Doch mochte das Expektoriren in dieser Schrift ihn eben beruhigt haben, und als er durch einige Relegationen Genugthuung bekam, kehrte er nach Jena in seinen glänzenden Wirkungskreis zurück. Doch erschütterte jeder solcher Kämpfe seinen Geist im Innersten, weil er gleich in Alles den ganzen Menschen, den ganzen Umfang seiner Ehre legte. So wahr ist es, dafs unser Charakter, wie Herder irgendwo sagt, sich selbst sein Schicksal schmiedet. Dieses ist der Abglanz von jenem. Und nirgends zeigt sich dies deutlicher als an unserem Philosophen.

So war auch der neue Friede, den er erlangt, nur ein kurzer Waffenstillstand und eine Streitsache über eine zwar wichtigere Angelegenheit, wo aber doch wieder nicht ohne Fichte's Schuld der Bruch zu einem unheilbaren wurde, entschied endlich seinen Abgang von Jena und seinen Aufenthalt in den Preufsischen Staaten. Er hatte einem Forbergischen Aufsatze (im philosophischen Journal 1798.) eine Einleitung vorangeschickt: „Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" (Sechste Beilage, Thl. II., S. 98—113.), worin er den Satz durchführte, „dafs der wahre Glaube an Gott, der Glaube an die moralische Weltordnung sei. Denn diese sei selbst das Göttliche, das wir annehmen." ChurSachsen confiscirte sogleich das Journal in seinem Lande, als sei der Aufsatz wegen des darin herrschenden Atheismus ein Angriff auf die Religion (Siehe das Konfiskationsreskript Thl. II. S. 114—115.). Ferner erliefs Sachsen ein Requisitionsschreiben (S. 117—119.) an die Ernestinischen Herzöge, die gemeinschaftlichen Erhalter der Universität Jena, um die Verfasser zur Verantwortung zu ziehen und nach Befinden *ernstlich bestrafen* zu lassen" u. s. w. Auf das ChurSächsische Konfiskationsreskript antwortete Fichte wieder ganz öffentlich durch die Schrift: Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus: eine Schrift, die man zu lesen bittet, ehe man sie konfiscirt." Diese Schrift, erzählt der Hr. Vf. Thl. I. S. 356. reichte Fichte dem Herzoge von Weimar, von einem Schreiben begleitet, ein. Der Hr. Verf. stellt dabei (S. 357.) die Sache so dar, als habe die Regierung diesen öffentlichen Schritt nicht gern gesehen, weil „es in ihrem Interesse gelegen, die ganze Angelegenheit so unbedeutend als möglich zu behandeln, und durch einen Mittelweg zur Befriedigung der Ankläger, sowie vielleicht auch zur Schonung Fichte's abzumachen." Der Hr. Vf. giebt hiebei den Inhalt eines in diesem Sinne verfafsten Briefes von Schiller an, der es „über sich nahm, in dieser Verlegenheit ihm die Ansichten der Regierung mitzutheilen." Soviel ist gewifs, dafs die Regierung ein Verantwortungsschreiben von ihm verlangte, welches er auch einreichte. Ehe nun die Entscheidung der Regierung ankam, und da Fichte, sei es mit Grund oder Ungrund, von einem Verweise hörte, der ihm ertheilt werden sollte, griff er zum zweiten Male der Entscheidung der Regierung vor, und schrieb einen Privatbrief an das Mitglied der Regierung, welches ihn nach Jena berufen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 8.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Johann Gottlieb Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte.*

(Fortsetzung.)

Wie er die Sache ansieht, erzählt er selbst in einem wichtigen, bisher ungedruckten Aktenstücke: „Fichte's Sendschreiben an Professor Reinhold, den aktenmäfsigen Bericht über die Anklage enthaltend (Thl. II., S. 119—140.). Diese Erzählung ist wichtig, um eine Einsicht in diesen ganzen Handel zu erlangen. Wir heben das Wesentlichste mit den eigenen Worten Fichte's heraus: S. 120 flg. „Es war von allen, die ich über diese Sachen urtheilen gehört, Keiner, der nicht die sonderbare Verlegenheit unserer Höfe in dem Gedränge der zu schonenden Meinung des grofsen Publikums, und zwischen öffentlichen sowohl als persönlichen Beziehungen zu dem requirirenden Hofe und zu anderen Höfen empfunden hätte. Natürlich konnte auch mir diese Ansicht nicht entgehen. Eben so wenig konnte mir unbekannt sein, was die Höfe in solchen Fällen wünschen, und wie denn auch gewöhnlich dergleichen bedenkliche und verfängliche Angelegenheiten abgethan zu werden pflegen. Man unterhandelt nämlich schriftlich oder mündlich mit irgend einem Mitgliede des Geheimraths, man erkundigt sich, welche Schritte man thun und welche man nicht thun solle, und erhält dafür die Zusage, dafs die Sache so und so beendigt werden solle; welche Beendigung gewöhnlich darauf hinausläuft, dafs der Untergebene der *guten Sache* (d. h. um die Regierung aus der Verlegenheit zu ziehen) dieses oder jenes Opfer zu bringen habe. Ich hatte wohl ehemals dieser Politik mich gefügt u. s. w. — (in der Angelegenheit der akademischen Orden) .... Man wünschte und erwartete von mir auch in dieser Sache des angeschuldigten Atheismus einen solchen Versuch der Unterhandlung, dergleichen Erkundigungen und Verabredungen." Nun kommen S. 122. die Beweise, die Fichte dafür giebt: „Ich erhielt beim Anfang des Handels durch mehrere gemeinschaftliche Freunde Grüfse, Kondolenzen wegen der mir erregten Unruhen, Versicherungen von Wohlwollen, Erinnerungen an das ehemalige freundschaftliche Verhältnifs von einem gewissen Mitgliede des Geheimraths, den ich persönlich zu sprechen vermied." Sein Hauptbeweis ist aber der oben angeführte Brief von Schiller. Dann fährt er in seiner Erzählung folgendermafsen fort, S. 123: „Man hat, nachdem meine Vertheidigung eingegangen, sich wiederholt beklagt, dafs ich die Sache viel zu ernsthaft genommen, die Regierungen in die Enge getrieben und ihnen keinen Ausweg übrig gelassen. Ferner man erzählt selbst geflissentlich, dafs man von Weimarscher Seite vom Anfange des Streits an sorgfältig an den übrigen Höfen unterhandelt, und es endlich mit Mühe dahin gebracht, dafs auf die Sache selbst nicht eingegangen, sondern uns nur ein *leichter Verweis einiger Unvorsichtigkeit* gegeben werden solle." Hienach glaubt Fichte mit Recht Folgendes als die Ansicht der Regierung annehmen zu dürfen. S. 124.: „Es mufste vermittelt, es mufste ein Seitenweg eingeschlagen werden, der die beiden interessirten Partheien, Chursachsen und das grofse Publikum schonte; und diesem Seitenwege sollte ich mich fügen. Recht gegen den mächtigen Ankläger erhalten konnte ich bei ihnen nicht; vielleicht sollte ich auch so wenig als möglich verletzt werden, aber diese Schonung mufste als Gnade erscheinen." Es ist ihm also klar, dafs man unter der Hand verbreitet hat, man wolle die ganze Sache abthun, wenn er sich den Verweis gefallen lasse. Fichte, dieser geheimen Gänge, wie er sagt, müde, wollte rechtliche Verurtheilung oder glänzende Genugthuung (S. 124—125.). Nun wirft er sich aber den Fehler vor, jenen Privatbrief geschrieben zu haben; und mit Recht. Denn nachdem er über ein Vierteljahr hindurch mit Festigkeit jede nicht offizielle Mittheilung vermieden

hatte, läfst er sich durch den Rath eines Freundes verleiten, sein Schweigen zu brechen (S. 127.). Dieser höchst merkwürdige Brief ist hier zum ersten Male gedruckt (S. 127—131.), mufs allerdings als das Entscheidende betrachtet werden, wodurch er sein Amt verloren. Es heifst darin unter andern: „Persönliche Beziehungen auf mich, die sich ergeben haben sollen, neuerlich entstandene Beziehungen auf die ganze Universität, und was mehr ist, die Beziehungen auf Churs achsen dürften wohl, um dem letzteren eine Art von Genugthuung zu geben, auf den Entschlufs leiten, mir durch den akademischen Senat eine derbe Weisung zukommen zu lassen und zu rechnen, dafs ich diesen Verweis ruhig hinnehmen werde. Ich mufs erklären, dafs darauf nicht zu rechnen ist. Das darf ich nicht, das kann ich nicht..... Es würde mir nichts übrig sein, als den Verweis durch Abgebung meiner Dimission zu beantworten, und sodann den Verweis, die Abgebung der Dimission und diesen Brief, den ich mir gegenwärtig die Ehre gebe, Ew. etc. zu schreiben, der allgemeinsten Publizität zu übergeben." Zuletzt droht er, dafs mehrere Freunde die Universität mit ihm zu verlassen versprochen hätten, und dafs sie zusammen eine neue Universität in Deutschland gründen wollten. In einem Briefe an Reinhold äufsert er sich über die ganze Sache folgendermafsen Thl. II. S. 299 — 300.: „Ich habe nach dem Ausdruck eines ihrer Korrespondenten, der so sehr mein Freund ist, gepoltert, gepocht, gedroht. Es sei! Ich habe es damals nicht zum ersten Male gethan, und bin nicht der erste Professor zu Jena, der es gethan. Diese Regierung hat sich oft genug durch einige Studenten in Furcht jagen lassen. Wäre mir's gelungen, so war es der Mühe Werth, und ich weifs, dafs ich die dadurch gewonnene Gewalt zu guten Zwecken angewendet hätte. Es gelang nicht. Sie thaten, was — ich sage es freimüthig — ich an ihrer Stelle sicherlich auch gethan hätte (*aber in ihrer Stelle schwerlich veranlafst hätte*). Nun gut; wir sind gegenwärtig quitt. Ich habe gepoltert und sie haben mir den Abschied gegeben". Und über die neu zu errichtende Universität (Ebendaselbst S. 301.): „Es thut mir Leid, dafs ich nicht Wort halten kann, dafs die seitdem eingetretenen politischen Ereignisse die Ausführung meines Plans unmöglich machen, dieses Jena, diese Mischung von Barbarei und Kultur, von Thorheit und Weisheit zu Grunde zu richten, und die studirende Jugend, der die Wahl ihres Studir-Orts noch frei steht, auf einem bessern Institute zu versammeln". Die Weimarsche Regierung liefs sich diesmal durch die doppelte und dreifache Drohung nicht einschüchtern, und gab ihm die Dimission, indem sie selber den Verweis als unvermeidlich aussprach. Das hier zum ersten Mal gedruckte herzogliche Rescript Thl. II. S. 132—134. befiehlt daher dem Senate: „Wir begehren daher andurch gnädigst, Ihr wollet den Professoren Fichte und Niethammer ihre Unbedachtsamkeit verweisen und ihnen eine bessere Aufmerksamkeit auf die in das Publikum zu bringenden Aufsätze anempfehlen". Und im *Postscriptum*: Wir geben Euch aus der abschriftlichen Beilage zu ersehen, wie der Professor Fichte in einer Zuschrift, die er an ein Mitglied Unseres Geheimen Konsilii erlassen, deklarirt hat, einen in der Sache wegen der ihm beigemessenen Atheisterei ihm zugehenden Verweis durch Abgebung seiner Dimission zu beantworten. Da ihm nun in unserem Hauptrescript dieser Verweis hat zuerkannt werden müssen, so haben wir die Entschliefsung gefafst, die anerklärte Abgebung seiner Dimission unseres Theils sofort anzunehmen". Goethe, indem er von der Ansicht ausging, eine Regierung dürfe sich nicht drohen lassen, führte diese Entscheidung herbei. In der That blieb die Drohung, obgleich Privatmittheilung, immer Drohung. Fichte gibt selbst zu, dafs die Regierung sich ihres vollen Rechts bediente, indem sie ihn mit ganzer Strenge behandelte, nur ist die Richtigkeit der Fichtischen Behauptung, dafs die Regierung ihn zu dem Schritte veranlafst habe, auch nicht zu verkennen. Und dann, dafs man sich der ganzen Strenge des Rechts gegen den grofsen Mann bediente, das läfst uns wenigstens zweifeln, ob die Regierung wirklich so wohlwollend gegen ihn gesinnt war, als Goethe es in seiner Erzählung, die der Hr. Verf. abdruckt, (S. 140—142.), behauptet: „Er ward in Anspruch genommen; seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, *ohne Ahnung, wie gut man diesseits für ihn gesinnt sei*, wie wohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und ebenso wenig, *wie man ihm auf das Gelindeste herauszuhelfen gedachte*". Man könnte fragen, warum die Regierung ihm ihren guten Willen nicht hätte zu erkennen geben können. Und das „aufs Gelindeste heraushelfen" ist doch wohl der gefürchtete

Verweis. Er wollte eben nicht, dafs man ihm aufs Gelindeste heraushelfe. Er wollte, dafs ihm Gerechtigkeit widerfahre. Dann sagt Goethe weiter: „Hierdurch, (durch den Brief), war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysirt: hier blieb *kein Ausweg, keine Vermittelung* übrig, und das Gelindeste war, ihm ohne weiteres seine Entlassung zu ertheilen". Es fragt sich aber, was man Stärkeres hätte thun können. Der Brief Fichte's scheint erwünscht gekommen zu sein, indem man nun mit einem Male aus der Verlegenheit kam, und sich nach keinem neuen *Ausweg und Vermittelung* umzusehn brauchte.

Der Eingang zur Goethischen Erzählung ist aber gewifs das Treffendste, was zur allgemeinen Charakterisirung Fichte's gesagt werden kann: „Er war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehn, und an seinen Gesinnungen in höherem Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen"! Hätte indessen nicht, wir fragen es, die Weimarsche Regierung ihre Schritte etwas beschleunigen können, um dem höheren Standpunkt, den Fichte erringen wollte, sich anzunähern, ich meine die Gedanken- und Lehrfreiheit, die in Jena doch noch nicht vor aller Anfechtung sicher war, und für die Fichte erst in Preufsen endlich einen Zufluchtsort fand. Das ganze gelehrte Deutschland erklärte sich in Zeitschriften und Briefen für Fichte. Die Freiheit des Philosophirens war ein für alle Mal durch diesen Kampf gesichert, und Fichte trat glänzender als je aus demselben hervor, wie sehr er auch durch ihn erschüttert wurde. In Berlin, wohin er sich begab, athmet er freier, und kann sich nicht genug über das Glück erfreuen, dem engen Jenaischen Verhältnifs entgangen zu sein, das er eine Höhle nennt. Auch in Berlin war man anfangs bei der Abwesenheit des Königs unschlüssig, ob man ihm den Aufenthalt gestatten sollte, bis dieser nach seiner Zurückkunft auf geschehenen Vortrag äufserte: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen: so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, dafs er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut es nichts" (I, 371.). Da der mächtigste norddeutsche Staat ihn aufgenommen, so hatte Fichte nunmehr für seine Sicherheit nichts mehr zu besorgen, wohl aber früher, als er glaubte, dafs der Fürst von Rudolstadt ihm seinen Schutz verweigerte. Ich sage glaubte. Denn man hat seine Furcht vor Verfolgung übertrieben gefunden; so z. B. selbst seine Freunde Reinhold und Jacobi in einem Briefe an ihn (Thl. II, S. 290.). Irgend eine abschlägliche Antwort auf die Bitte um einen Aufenthalt mufs Fichte doch von Rudolstadt erhalten haben. Und wie *ein* Fürst dies verweigern konnte, so konnten sie es Alle, es sei denn, dafs die Sache sich so verhalte, wie Schiller an Goethe (ihr Briefwechsel V, 72.) nach Hörensagen schreibt, dafs Fichten eine Wohnung in einem fürstlichen Schlosse zu Rudolstadt, um die er bat, verweigert worden sei. Der Hr. Verf. glaubt aber diese Darstellungsweise berichtigen zu dürfen (Thl. I, S. 370.). Wenigstens behaupten Briefe von Fichte und seiner Gattin, dafs der Weimarsche Hof dem Rudolstädtschen angedeutet habe, der zugestandene Zufluchtsort würde ihm mifsfällig sein. Zwischen dem spottenden Stadtgespräche, das Schiller erzählt und der mifstrauischen Erbitterung Fichte's ist es freilich schwer, die richtige Mitte, das reine Faktum herauszubringen. Könnte der kleine Fürst in dem ersten Augenblick nicht wirklich ohne Grund die Mifsbilligung des Weimarschen Hofes gefürchtet haben, da sogar in Berlin Fichte's Ankunft bei den höchsten Regierungsbeamten Aufmerksamkeit erregte (Thl. I. S. 371.). „Des Mittwochs", schreibt Fichte darüber an seine Frau, (I, 373.) „Abends 10 Uhr fahre ich zum Thore herein, und gebe meinen Namen an. Donnerstags Morgen wird im Staatsrathe (d. h. im höchten Regierungs-Kollegio der Minister) Vortrag darüber gethan, und vorläufig denn doch nur beschlossen, *mich sehr genau beobachten zu lassen.* Ein Freund meldet mir dies. So eben — Freitags Morgens — verläfst mich der Polizei-Inspektor, der mir denn nur pflichtschuldiger Weise, sagt er, seinen Besuch machen wolle, und sich erkundigen solle, ob ich etwa nur zum Vergnügen oder in Geschäften hier sei. Ich habe ihm gesagt zum Vergnügen; wisse aber nicht, wie lange die Zeit meines Aufenthalts dauern könne. Das Aufsehen, der Schrecken sei allgemein, sagt man mir"! Wenn diese Erzählung Fichte's nun auch etwas übertrieben wäre, so ist es doch wohl sehr wahrscheinlich, dafs die Entsetzung eines Professors wegen Atheismus Aufsehn in Deutschland erregte, da so etwas noch nicht vorgekommen war. Und da der wahre Zusammenhang der

Sache nicht allgemein bekannt war, so liefs die plötzliche Entlassung schwerere Verbrechen, Einverständnisse mit der damaligen Französischen Republik vermuthen u. s. w., wie auch ausdrücklich aus der oben angeführten Entscheidung des Königs hervorgeht.

Das *dritte Buch* zeigt uns nun Fichte in den erweitertsten, mannigfaltigsten Verhältnissen. Die höchste Vollendung seines philosophischen Systems, wodurch er sich an Schelling anschliefst und zu ihm hinüberstreift, entwickelt er theils in populären Vorträgen in Berlin, theils als Preufsischer Professor in Erlangen, theils endlich an der neu errichteten Universität Berlin. Friedrich Schlegel, Schleiermacher, Novalis, welche, wie er, aus seiner ursprünglichen Wissenschaftslehre weitere Konsequenzen zogen, lernte er kennen. Und unbedingt thront er im Norden Deutschlands als der Philosophie Meister. Denn Schelling, gleichfalls aus seiner Philosophie hervorgegangen, der ihn aber nachher überflügelt hatte, genofs theils früher in Jena einer schnell aufkeimenden Blüthe, die in die erste Zeit kurz nach Fichte's Vertreibung aus Jena fiel, theils verbreitete sich sein Ruhm und Ansehn mehr gegen das mittlere und südliche Deutschland hin, wie denn die Preufsischen Staaten namentlich weniger von der höchst zahlreichen Schellingschen Schule berührt wurden. Beide Meister schienen sich also das *denkende* Deutschland getheilt zu haben. Die nächste Wirkung, welche die Jenaer Katastrophe auf ihn gemacht hatte, war nun aber wirklich die, dafs er seinen ausschliefslich moralischen Standpunkt, den er in Jena lehrte, und wonach er Gott nur in der moralischen Weltordnung wiederfand, verliefs, und zum religiösen Standpunkt durchzudringen suchte. (Thl. I, S. 409 flg.) Die Schrift, welche hauptsächlich aus dieser neuen Richtung seines Geistes hervorging war die „Anweisung zum seligen Leben". Selbst häusliche Andachtsübungen führte er in seine Familie ein, wo indessen mehr die rhetorische Seite, zu der er sich immer hinneigte, hervorgehoben wurde (Thl. I, S. 539—540.: „Wenn unter Begleitung des Claviers einige Verse aus einem Choral gesungen worden waren, nahm der Hausvater das Wort, und sprach über eine Stelle oder ein Kapitel aus dem neuen Testamente, besonders aus seinem Lieblings-Evangelisten Johannes: oder er redete auch, wenn besondere häusliche Veranlassungen dazu aufforderten, ein Wort der Ermahnung und des Trostes. Doch waren es, so viel wir uns erinnern, nie specielle Nutzanwendungen oder Lebensregeln, sondern mehr die Tendenz trat hervor, von dem Zerstreuten und Eiteln der gemeinen Lebensbeschäftigung den Geist zu reinigen und zum Unvergänglichen zu erheben".

Was die Fortbildung seines philosophischen Standpunktes betrifft, so liefs er sich dieselbe mehr als je angelegen sein. Die ursprüngliche Wissenschaftslehre, woran er oft in der Eile geschrieben zu haben gesteht, wenn der Drucker Manuskript verlangte, sah er bald als eine Schranke an und versprach bald und fortwährend eine neue Gestaltung seines Systems. Als jedoch Schelling endlich, nachdem Fichte sein Versprechen nicht gehalten, die Schranke durchbrach und eine höhere Gestaltung der philosophischen Wahrheit erschuf, da trat auch Fichte hervor, und gofs nun sein System um, doch nicht ohne in denselben Schranken fest stecken zu bleiben, die er durchbrochen zu haben wähnte. Anzuerkennen hierin ist, dafs er seinen einseitigen Standpunkt nicht für den absoluten hielt. Nur blieb's beim guten Willen, selber aus ihm sich los zu machen. So, wenn er Schellingen schreibt, Thl. I., S. 416.: „Auch weifs ich seit Langem sehr wohl, wo eigentlich der Grund dieser und anderer Differenzen zwischen uns liegt. Eben darin, wo der Grund des Mifsvergnügens Anderer mit dem transcendentalen Idealismus liegt, und warum Schlegel und Schl. (eiermacher) von ihrem verworrenen Spinozismus, und der noch verworrenere Reinhold von seinem Bardilianismus plaudert. Es liegt darin, *dafs ich noch nicht dahin habe kommen können, mein System der intelligibeln Welt aufzustellen*;" d. h. im Bedürfnifs der Zeit über den subjektiven Idealismus hinauszukommen; welches sich dann besonders in Schleiermachers Reden über die Religion hervorthat. Und als Schelling nun wirklich Fichten vorausgeeilt war, und ausgeführt hatte, wozu Fichte selber nie hat kommen können, da hält dieser nicht das Versprechen, was er jenem früher (Thl. II., S. 179.) gegeben: „Wer weifs wo schon jetzt der junge, feurige Kopf arbeitet, der über die Prinzipien der Wissenschaftslehre hinauszugehen, und darin Unrichtigkeiten und Unvollständigkeit nachzuweisen suchen wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 9.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Johann Gottlieb Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel, herausgegeben von seinem Sohne J. H. Fichte.*

(Schluſs.)

„Verleihe uns dann der Himmel seine Gnade, daſs wir nicht — (wie Kant es eben gethan) — bei der Versicherung, dies seien fruchtlose Spitzfindigkeiten und wir würden uns darauf sicherlich nicht einlassen, stehen bleiben, sondern daſs Einer von uns — (Schelling war damals noch ganz Fichtianer) — oder wenn dies uns selbst nicht mehr zuzumuthen sein sollte, statt unserer ein in unserer Schule Gebildeter dastehe, der entweder die Nichtigkeit dieser neuen Entdeckungen *beweise*, oder wenn er dies nicht kann, sie in unserm Namen dankbar annehme." Jeder kennt die Leidenschaftlichkeit, womit hernach der litterarische Streit zwischen beiden Männern geführt wurde, indem Fichte die Schelling'sche Philosophie eine todtgeborne nannte und Schelling in seiner „Darstellung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichtischen Lehre" Fichten des Plagiats beschuldigte. Auch kontrastiren spätere Aeuſserungen Fichte's sehr mit der Liebe und Achtung, die er früher Schellingen bezeugte. So schreibt Fichte an Jacobi, am 31. März 1804. Thl. II., S. 194.: „Diesem Mann und Allen, die sich von ihm imponiren lassen, geschieht aber viel zuviel Ehre, wenn man ihrer nur erwähnt." Und in einem Briefe an Joseph Rückert (Thl. II., S. 442.) treibt ihn, der Partheigeist — oder die Höflichkeit — soweit, das elende und ganz vermoderte Rückertsche System gegen die bekannte schlagende Recension im kritischen Journal (von Schelling und Hegel) zu vertheidigen: „Sie werden sich in Ihrer Darstellung doch nicht durch *solches Gerede* stören lassen." Fichte griff nach jedem Strohhalm, um seine angefochtene Alleinherrschaft zu retten.

Die Erfahrung hatte ihn noch nicht gänzlich geläutert, und auch in Berlin beging er als Rektor noch Mifsgriffe, obgleich nicht mehr in dem Grade als früher zu Jena, und der Hr. Verf., indem er ihn gegen den Solgerschen Tadel, der ihn einen unpraktischen Rektor nennt, in Schutz nehmen will, gesteht in seiner Apologie gerade das Wesentliche zu. Thl. I., S. 548.: „Will man ihn deshalb unpraktisch oder unpolitisch nennen, wie geschehen ist, so heifst dies schärfer betrachtet, nur das *allerdings Zuzugebende*: daſs es ihm nicht verliehen war, anders zu denken und anders zu handeln; und *in allen Fällen* des Lebens, wo ihm dies angemuthet würde, hat er sich *auf jede Gefahr hin* dieser Anforderung entzogen" u. s. w. Fichten war es nämlich unmöglich, mit Berücksichtigung der Umstände zu handeln. Er wollte bei jedem Geschäfte immer rücksichtslos, lediglich nach allgemeinen Grundsätzen verfahren, und so war er unpraktisch, denn die Handlung bezieht sich, wie Aristoteles sagt, immer auf den einzelnen Fall und die Umstände, und blos beim allgemeinen Grundsatz stehen bleiben, ist leer oder oberflächlich.

Doch wenden wir uns fort von diesen kleinen Flecken, die des Gestirnes Glanz zu verdunkeln nicht vermochten, und sehen wir den groſsen Mann in der höchsten Sphäre seiner Thätigkeit mit aller Kraft des Enthusiasmus glänzen. Ganz Europa schien im Sturme der Revolutionen umgewälzt zu werden. Ein Mann leitet das Ganze, aber er ist eine Welt und trägt die neue im Busen, die er an die Stelle der alten setzen will. Gegen diesen praktischen Idealisten kämpft Fichte's theoretischer Idealismus mit allen Waffen, die ihm zu Gebote stehen. Politik und Wissenschaft ergriffen Fichten zu gleichen Theilen. Er zieht die friedliche Wissenschaft mit in das Schicksal des Staats herein. Er flieht mit dem Hofe und verbannt sich nach Königsberg, als der Feind Berlin sich nähert und es besetzt. Er will zu seinem Theile dem Vaterlande auch praktisch

beistehn, als Feldprediger den Muth der Krieger durch seine Reden entflammen. Merkwürdig ist sein Tagebuch, worin er höchst casuistisch-scharfsinnig den desfalsigen Entschluſs hin und her mit sich selber bespricht (Thl. I., S. 559—561.). Die Behörde remonstrirt ihm das Unpraktische seines Vorschlags. Und er begnügt sich mit seinem guten Willen. Ebenso ist ihm aber auch jedes andere Opfer gering, wenn es sich um die Rettung des Preuſsischen Staats handelt, weil von ihm allein Deutschlands Rettung und politische Wiedergeburt ausgehen könne. Nach dem unglücklichen Frieden soll die geistige Wiedergeburt die politische einleiten. Die Gründung einer Universität in Berlin betrieb er vorzüglich in diesem Sinne. Durch Lehre wollte er die Deutschen vom Napoleonischen Despotismus befreien. Die „Reden an die Deutsche Nation" sind das Produkt dieses Bestrebens. Während der Feind in der Stadt mit klingendem Spiel herumzog, hielt er seine feurigen Reden gegen ihn an die Berliner, und als nun die Stunde der Befreiung schlug und die Franzosen bei Groſs-Behren geschlagen waren, da stieg seine Begeisterung, seine Aufopferung immer höher. Schon vorher, erzählt man sich in Berlin, habe er mit Lanze, Schild und Pistolen bewaffnet, an den Uebungen des Landsturms thätigen Antheil genommen. Seine Frau unterzog sich nach dem Beispiele vieler edlen Frauen der Wartung der Verwundeten und Kranken in den Berliner Lazarethen. Ein Nervenfieber aber, das sie sich zuzog, steckte auch ihn an, und sein Körper unterlag, wohl eben wegen der übergroſsen Aufregung seines Geistes. Er starb für das Pathos, das ihn im Leben getrieben, und wie er durch sein festes Auftreten in den letzten Jenaer Händeln Deutschlands geistige Freiheit errungen zu haben glaubte, so endete er zufrieden, weil er glaubte, durch seine Anstrengungen auch an der politischen Befreiung Deutschlands mitgearbeitet zu haben. So beschloſs er sein thatenreiches Leben wahrhaft tragisch und genoſs im Tode wenigstens die Befriedigung, die ihm das Leben selber standhaft verweigerte.

Dies ist das Bild Fichte's, wie es Ref. vom Hrn. Verf. vorgeführt worden. Diesen lebendigen Eindruck durch obige Darstellung fixirt zu haben, das hält Ref. für das beste Urtheil, welches er über die Biographie, die im Ganzen nur aphoristisch geschrieben ist, fällen konnte. Freilich hat Ref. auch die im zweiten Bande enthaltenen Beilagen und Briefe theilweise mit in diese Inhaltsanzeige des ersten Bandes hereingezogen. Er glaubt daher über diesen zweiten Band um so kürzer sein zu dürfen. Die drei ersten Beilagen sind Abhandlungen aus der vorkantischen Periode seiner philosophischen Ansicht, die eben nichts Bedeutendes enthalten. Sie gehören zum ersten Buche der Biographie. Die drei folgenden Beilagen, welche zum zweiten Buche gehören, beziehen sich auf seine Jenaischen Streitigkeiten und sind schon oben erwähnt worden. Die drei letzten gehören dem dritten Buche an. Denn die siebente ist eine Abhandlung über Studentenvereine und Ehrengerichte, als solche von den Studenten der Berliner Universität bei Fichte als Rektor beantragt wurden. Die achte ein Brief eines Schülers, den im Befreiungskriege Fichte's Buch: „Die Anweisung zum seligen Leben" vom Tode rettete, indem es die tödtliche Kugel auffing. Die neunte endlich eine gegenseitige Verpflichtung der berühmtesten Berliner Professoren, der Wittwen und Waisen derer ihrer Kollegen sich anzunehmen, welche als Opfer des Krieges, auf welche Weise es auch sei, den Tod finden würden.

Der Rest des zweiten Bandes von S. 155. enthält nun Fichte's litterarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Philosophen und Männern der Zeit; — ein höchst schätzbares Geschenk, weil er, wie jeder Briefwechsel der Art, uns die Philosophen und Schriftsteller gewissermaſsen in ihrem Hauskleide, vor ihrem Schreibepulte erblicken, und ihre subjektive Denkweise, oft die psychologische Entstehungsweise ihres Systems u. s. w. entdecken läſst. Solcher litterarischer Briefwechsel verhält sich zu den philosophischen Systemen, ungefähr wie die Memoiren zu der politischen Geschichte. Und die philosophische Ansicht tritt im Briefe oft auf individuellere lebendigere Weise als im Buche hervor, weil die Darstellung an ein konkretes Individuum gerichtet ist. Der Hr. Herausgeber hat die Briefe unter zwei Abtheilungen gebracht 1) Korrespondenz mit Kant, Jacobi, Reinhold, Schiller, J. v. Müller, Fr. Schlegel, Niethammer, Weiſshuhn, S. Maimon, Pörschke, Ernst Wagner: 2) Vermischte Briefe.

Was die erste Abtheilung betrifft, so ist die Korrespondenz mit Kant, Jacobi und Reinhold die wichtigste. In der Korrespondenz mit Kant kontrastirt die grenzenlose Bewunderung, und fast Vergötterung des Kantischen Genius, die Fichte überall an den Tag legt, mit der vornehmen Sicherheit Kants, und dem wohl er-

laubten Ruhen des ehrwürdigen Greises auf seinen Lorbeern. Als er aber sein System durch Fichtens Fortschritte wanken sieht, da begegnet ihm das Menschliche, was Fichten später auch begegnete, obgleich er durch Kants Beispiel gewarnt, im oben angeführten Briefe an Schelling das Gegentheil von sich vorherzusagen die Kühnheit hatte (S. 174—179.).

Auch der Briefwechsel mit Jacobi (S. 180—200.) zeigt, dafs Fichte viel mehr auf Jacobi's als Jacobi auf Fichte's Philosophie hielt, da dem Werthe beider Philosophieen nach es doch umgekehrt hätte sein müssen. Aber wer auf höherem Standpunkte steht, ist gerechter gegen den niederen Standpunkt, als umgekehrt. Fichte begriff und konstruirte sich Jacobi. Denn der Glaube Jacobi's verschmolzen mit dem Kantischen Kriticismus, war eben der philosophische Standpunkt Fichte's. „Ja theurer, edler Mann (schreibt er daher an Jacobi S. 184—185.) wir stimmen ganz überein, und diese Uebereinstimmung mit Ihnen beweist mir mehr als irgend etwas, dafs ich auf dem rechten Wege bin. Auch Sie suchen alle Wahrheit da, wo ich sie suche, im *innersten Heiligthum unseres eigenen Wesens.* Nur fördern Sie den Geist als Geist, so sehr die menschliche Sprache es erlaubt, zu Tage; ich habe die Aufgabe, ihn in die Form des Systems aufzufassen, um ihn in die Schule einzuführen. Sie gehn ein in den Mittelpunkt; ich habe es jetzt gröfstentheils mit den Elementen zu thun" u. s. w.

Der Briefwechsel mit Reinhold ist der bedeutendste. Fichte hielt viel auf sein philosophisches System, und war durch dasselbe, wie früher durch das Kantische und später durch den Schulzeschen Skepticismus hindurchgegangen, ehe er zu seiner eignen Ansicht gelangte (S. 393.). Ja er schreibt ihm sogar (S. 228.). „Ich habe nichts weiter zu thun gehabt, als Kant's Entdeckung, der offenbar auf die Subjektivität hindeutet und die Ihrige — (nämlich von einem obersten Grundsatze der Philosophie) — zu verbinden, habe daher gerade das geringste Verdienst". Solcher Weihrauch starker Geister mufste den schwachen Kopf allerdings betäuben. Wahre Freundschaft, die Fichte ihm weihen will, verdirbt Reinhold durch kleinliche Klagen, dafs Fichte sein System angriffe, als wenn es nicht schon von selbst in Trümmern zerfallen wäre. Mit ähnlichen Klagen, Klatschereien und anderen Kleinlichkeiten behelligt ihn auch Jacob in den Vermischten Briefen (S. 424—428.). Fichte antwortet immer grofs, edel, entwickelt und rechtfertigt sein Handeln immer aus Prinzipien, als wenn er so etwas gegen solche Gegner nöthig hätte. Dann bindet Reinhold wieder an, gibt sich für einen Neophyten der Wissenschaftslehre aus, und was dergleichen mehr ist. Reinhold hat nicht eher aufgehört, bei aller seiner Nichtigkeit eine höchst wichtige Rolle unter den Philosophen zu spielen, bis das kritische Journal der Philosophie ihn bekanntermafsen recht derb abgefertigt hatte.

Was die vermischten Briefe betrifft, so hebt Ref. nur No. 26. Fichte an Wolf und No. 44. u. 45. Fichte an einen Staatsmann nebst der Antwort, als die wichtigsten heraus. Die Mittheilung des Ersten verdankt der Hr. Herausgeber (und auch die Leser werden dafür dankbar sein) der Güte des Hrn. Geh. Legations-Rath Varnhagen von Ense, der in einleitenden Zeilen die Veranlassung dazu erzählt und dafs ihm Wolf denselben kurz vor seiner Abreise nach dem mittägigen Frankreich zur gelegentlichen Bekanntmachung übergab. Fichte hatte nämlich an Wolf einen mündlichen Gruls bestellen lassen mit dem Zusatze, dafs er *a priori* zu demselben Resultate über die Entstehung der Homerischen Gesänge gekommen sei, als Wolf auf historischem Wege. Und da Wolfs scherzende Erwiderung: es wäre hübsch, wenn Fichte *a priori* die Geschichte gewisser Völker liefern könnte, von denen uns nur die Namen im Lexikon übrig blieben, zu Spotte gegen Fichte verkehrt wurde, so schrieb dieser den in Rede stehenden Brief, wo die ganze aprioristische Deduktion der berühmten Wolfischen Hypothese darin besteht zu sagen, „dafs es nicht in der ursprünglichen Natur eines Menschen liegt, mit dem, was seit Aristoteles Epopee heifst, anzufangen .... die Epopee ist nichts nothwendig im menschlichen Geiste Gegründetes (so wie etwa die Dichtkunst überhaupt), sondern nur etwas zufällig Entstandenes". Wie sehr nun aber auch zugegeben werden kann, dafs einzelne Gesänge und Stellen spätern Ursprungs seien, die Einheit des Plans setzt Einheit der Person beim Verf. nothwendig voraus. Nie hätte eine schöne Statue daraus werden können, hätte auch Phidias den Kopf, Praxiteles die Hände, Scopas u. s. w. gebildet. Spätere Restaurationen lassen sich aber wohl denken. Ebenso ist es mit einem grofsen Gedichte. Interessant ist uns aber hier nur die daraus zu ziehende Bemerkung, dafs keine noch so paradoxe Behauptung aufgestellt werden kann, ohne dafs sich

ein Philosoph finde, der sie hinterher *a priori* zu beweisen suche.

Der Brief an den Staatsmann (S. 464 – 465.) zeigt von der tiefsten Einsicht Fichte's in die damaligen politischen Verhältnisse, und die Wünsche und Forderungen, die er an die Zeit macht, sind noch jetzt wie an der Zeit, so unbefriedigt und unerledigt. Fichte's grofse Individualität bewährt sich auch hieran, wie aus allem Neuen, was der Hr. Herausgeber uns über ihn und von ihm gibt. Das philosophische Publikum kann ihm also nur für die gemachten Mittheilungen danken, und Ref. insbesondere schliefst diese Anzeige mit der Aufforderung, der Hr. Herausgeber möge seinem Versprechen gemäfs uns nun auch den noch übrigen Nachlafs seines edlen Vaters nicht länger vorenthalten.

Michelet.

## V.

*Trachten und Gebräuche der Neugriechen, von O. M. Baron von Stackelberg. Berlin bei Reimer.* 1831. 28 S. *u.* 31 *Kupfertafeln. Klein Folio.*

„Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet. Schönheit der Körper, Sonnenfing des Geistes, Ebenmaafs und Einfalt der Sitte, Kunst, Rennbahn, Stadt, Dorf, Säulenpracht und Tempel, ja sogar der Name ist von der Oberfläche des Griechischen Continents verschwunden. Eine zweifache Erdschicht, aus Trümmern und Moder zweier neuen und verschiedenen Menschenracen aufgehäuft, decket die Gräber dieses alten Volkes. — Auch nicht ein Tropfen ächten und ungemischten Hellenenblutes fliefst in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands zwischen dem Tempethal und den Strömungen des Eurotas". —

Solches und Aehnliches verkündet Hr. Jac. Phil. Fallmerayer im Vorworte zu seiner Geschichte von Morea im Mittelalter, und er bezeichnet dadurch das Grundthema seiner Untersuchungen: „Scythische Slawen, Illyrische Arnauten, Kinder mitternächtlicher Länder, Blutsverwandte der Servier und Bulgaren, der Dalmatiner und Moskowiten sind die Völker, welche wir heute Hellenen nennen, und zu ihrem eignen Erstaunen in die Stammtafeln eines Perikles und Philopoemen hinaufrücken".

Kurz, diese Neugriechen, an die die Gräkomanie der Westvölker Geld und Blut vergeudet, sind nicht weniger als Griechen: sie sind schnöde Slawen, die man schon zu hoch ehrt, wenn man ihnen einige Verwandtschaft mit den Stämmen von der Ober-Wolga zugesteht. In dem Jahrzehend 580 bis 590 nach Chr. waren sie von Norden her in Hellas eingedrungen, zuerst mit den Avaren, dann mit Slawen und Slawinnen: sie hatten die alten Bewohner weggetrieben, dann ihre Wohnsitze eingenommen, und so war um jene Zeit der Hellenische Peloponnes zum Slawischen Morea geworden. Denn auch dieser Name ist nicht, wie wir seit Jahrhunderten unsern Vätern nachgeglaubt und nachgesprochen, Griechischen Ursprungs und vom Blatt des Maulbeerbaums zu erklären: er ist das Slawische *more, Meer*, wie Pommern, *po more*, also *Seeland*, obgleich man meinen sollte, den Slawischen Landläuflingen habe das Wort mit der Sache gefehlt, und sie hätten es erst von Germanen oder Römern holen müssen, wofür seine Bildung selbst spricht *).

Dafs wir uns mit einem solchen Umschweif dem Trachtenbuch des Hrn. von Stackelberg nähern, hat seinen Grund in der Natur des Gegensatzes: wir sehn nämlich in diesem Werke ein direktes, wenn auch unbewufstes und unbeabsichtigtes, aber dadurch desto wirksameres Gegengift gegen jenes Buch. Bei Hrn. von Stackelberg heifst es: „wie das Land in Ruinen der Städte, Tempel und Gräber, so zeigt das Volk der Griechen in Sprachen, Tracht, Sitten und Gebräuchen Reste einer schönen klassischen Vergangenheit, die mit der Natur und mit dem Leben in neuer, interessanter Verbindung fortbestehn. Bei keiner Nation in unserer Zeit finden sich solche Trachten und Gebräuche, die so vollkommen den Forderungen der bildenden Künste entsprechen, die ihr so reichhaltigen Stoff zur Ausübung bieten". —

*) Um vieles besonnener finden wir einen verwandten Gedanken ungefähr gleichzeitig geäufsert von K. O. M. in der Rec. von Koraes Ἄτακτα, Gött. Gel. Anz. 1830. September Stück 140. Aber Müller wollte nicht herunterwürdigen, sondern den wahren Punkt im Gesammtleben der Europ. Völkerschaften andeuten.

(Der Beschluss folgt.)

Nro. 10.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Trachten und Gebräuche der Neugriechen, von O. M. Baron von Stackelberg.*

(Schluss.)

„Sogar in Gestalt und Zügen der Menschen hat „sich, im Allgemeinen genommen, die Hellenische Art „nicht verloren. Unter dem südlichen Himmelsstriche „begegnet uns häufiger jene Regelmäfsigkeit der Ver„hältnisse, aus welcher die Plastik bestimmte Gesetze „der Schönheit der menschlichen Gesichtsbildung und „des Körperbaues aufstellte, doch in keinem trifft man „sie so beisammen wie in Griechenland: die Senkung „der Stirn zur Nase, die tiefe Lage der Augen in ge„wölbten Augenhöhlen, der Schnitt der Augenlieder, „die kurze aufgebogne Oberlippe, das vollrunde Kinn, „das insgesammt das Griechische Profil bezeichnet, fer„ner das durch den breiten Nacken wenig vorragende „Hinterhaupt, ist keine ungewöhnliche oder erdichtete „Erscheinung, und einen gewissen Ausdruck in den „Idealköpfen der Alten finden wir mit dem Leben über„einstimmend und verständlich".

Sehn wir nun, wie verschiedene Wege beide Gelehrte gingen, um zu so verschiedenen Ergebnissen zu gelangen, so wird alles klar. Hr. Fallmerayer, bisher *Prof.* am Lyceum zu Landshut, schrieb zuerst ein anerkannt tüchtiges Buch über das Trapezuntische Kaiserthum, dann das erwähnte über Morea, und entschlofs sich endlich, mit Hrn. Thiersch unter den Auspicien eines Slawischen Magnaten nach Griechenland zu reisen, wo er nun Gelegenheit haben wird, die Neugriechen im Ganzen und Grofsen zu sehn, nicht einzelne, hülfsbedürftige Flüchtlinge. Hr. von Stackelberg hielt es für angemessener, umgekehrt zu verfahren: er reiste vor allem selbst nach Griechenland, nicht auf einige Monate, sondern auf mehrere Jahre, sah mit geübten Sinnen, unter begünstigenden Verhältnissen, überall selbst, sah wieder, verglich, prüfte; dann heimgekehrt erwarb er sich durch sein Prachtwerk über den Apollotempel von Phigalia den Ruhm eines unserer ersten Alterthumskenner, und nach solchen Vorbereitungen, — sie mögen etwa 20 Jahre erfordert haben — glaubte er sich ein Urtheil über Griechenlands Bewohner erlauben zu können, das Niemand des Leichtsinns, der Leidenschaftlichkeit und Uebereilung zeihen wird. Der Leser entscheide selbst, welches Verfahren das bessere.

Dies kleine Zeugenverhör hat uns nun sogleich in den anziehenden Mittelpunkt des Stackelbergschen Werkes gestellt, von dem hinfort ausschliefslich die Rede sein soll. Uns wenigstens scheint ihm das den höchsten Werth zu verleihen, dafs die durch diese Kupfer zum erstenmal möglich gemachten Anschauungen uns zu unmittelbarer Vergleichung des lang gekannten Alten und des in so manchem Wahn verhüllten Gegenwärtig-Neuen befähigen und anregen, ja nöthigen.

Dieser Bestimmung entspricht auch der voranstehende Text. Nach allgemeinen Andeutungen über Kleidung, ihr Wesen und ihre Bestimmung, ihre Zweckmäfsigkeit und Bequemlichkeit, über Trachten, Sitten, Gebräuche und Nationalgeschmack, über ihr Fortschreiten mit der gesammten Kultur, ihre Entartung endlich und ihren Verfall durch das launenhafte Wechselspiel der Mode, wird in kurzen und kräftigen Zügen eine Geschichte der Griechischen Volkstracht entworfen, besonders von Konstantinopels Eroberung an.

Nicht allein aber in der Tracht, sondern ebenso in Namen, Sprache, Lebensweise durchgängig verschieden, erkennt der Verf. vor allem drei Stämme der Neugriechen: die eigentlichen *Griechen*, *Ῥωμαῖοι*, meist Handels- und Schiffsleute, die *Albanesen*, *Ἀρβανῖτες*, Land- und Kriegsleute, und die vom *Wallachischen* Stamme, *Βλάχοι*, Hirten und Jagdleute: die ersten die feinsten und cultivirtesten; die zweiten, zum Theil Muhammedaner, die rohsten und übermüthigsten; die dritten die einfachsten und bedrücktesten: von diesen haben

aus begreiflichen Gründen die beiden letzten das Meiste von alter Tracht bewahrt.

So begründet und folgenreich nun zwar diese Unterscheidung ist, so ist doch der Verf. unstreitig darin im Irrthum, dafs er „ein von den Hellenen als barbarisch angesehenes, d. h. nicht Hellenisch redendes Volk, „das seit den ältesten Zeiten in Griechenland ansässig „war, wie durch Sprache so auch durch Sitte sich völlig unterschied, in einigen Gegenden, wo es seine Eigenthümlichkeit beibehielt, verdrängt wurde, zum Theil „aber sich mit den Hellenen vermischte, und daher aus „der Geschichte verschwand", dafs er mit Einem Wort die alten, in mythisches Dunkel der fernsten Vorwelt zurückweichenden *Pelasger* in den heutigen Albanesern wiedererkennt. Es scheint hier alles auf einem Mifsverstehn der Begriffe *Barbar* und *Pelasger* zu beruhn: dafs beide im altgriechischen Sinne nichts weniger waren als identisch, und die Pelasger wieder nur in einer sehr bedingten Beziehung Barbaren (Hdt. I, 57.) heifsen konnten, dafs die Illyrier sammt den von ihnen stammenden Epiroten und Macedoniern unstreitig Barbaren, aber nichts weniger gewesen sind als Pelasger, dafs endlich zwischen Pelasgern und Hellenen nimmermehr der Gegensatz angenommen werden darf, der zwischen Hellenen und Barbaren weltgeschichtlich ist, ja dafs sie mit ihrer so häufig barbarisch geheifsenen Sprache doch höchst wahrscheinlich ein ächthellenischer Stamm waren, ihre *βάρβαρος γλῶσσα* ein nur weniger ausgebildeter althellenischer Dialekt, der untergehen mufste, weil keine Volkswerke in ihm gedichtet oder geschrieben waren, das möchte sich schon aus Herodot zu ziemlicher Gewifsheit bringen lassen. Für jetzt genügt es darüber auf eine kleine, aber an gesunden Ansichten reiche Schrift von W. B. Mönnich, *de Pelasgis et Hellenibus*, Stuttg. 1826. und auf K. F. Hermanns Lehrb. der Griech. Staatsalterth. p. 17 fg., über die ältesten Völkerabstammungen im Nordwesten Griechenlands aber auf K. O. Müller *über die Makedoner*, zu verweisen.

Da nun schon der vielgereiste Herodot aufserhalb Kreston schwerlich noch lebende Ueberbleibsel seines barbarischredenden Pelasger aufzutreiben im Stande gewesen wäre: so dürfte auch von dieser Seite die Vermuthung des Hrn. W. F. Edwards, jetzt 2000 Jahre später seien die Albanesen als Abkömmlinge derselben zu betrachten, dem entschiedensten Widerspruch unterliegen. Darum stimmen wir jedoch nicht minder mit dem Wunsche des Hrn. von Stackelberg überein, dafs gründlichere Forschungen als bisher über die Anfänge des merkwürdigen Albanesischen Volkes angestellt werden möchten, die von uns bisher noch ganz unerforschten, wenn auch vielleicht grofsentheils nur auf Mengung beruhenden Sprache würden ausgehn müssen. Die Neugriechische Volkspoesie, die gerade in diesen Gegenden wieder einen neuen Aufflug begonnen zu haben scheint, führt auf die Vermuthung, von hier aus haben frische Südslawische und erlöschende Byzantinische Lebenselemente einander zu günstiger Stunde berührt, und neue Entwicklungen hervorgerufen, sodafs von dort zwar nicht die reinsten, aber keineswegs die unedelsten, die kraftlosesten Neugriechen hervorgingen. Es ist erst kurze Zeit, seitdem wir wissen, welch einen Schatz ächter Poesie die Volksgesänge der Serven enthalten: vielleicht haben wir noch auf manches ähnliche Mittelglied zwischen Norden und Süden, zwischen Alt und Neu, zwischen Hellenisch und Barbarisch zu hoffen.

Doch um zur Einleitung des Hrn. von Stackelberg zurückzukehren, an die lehrreichsten Hinweisungen auf das, was in den jetzigen Trachten alt geblieben ist, knüpft sich ein zweites, ebenso wichtiges an, Nachweisung, dessen, was im Neugriechischen Ungriechisch, was von aufsen hinzu gekommen, woher es stammt, was seine Bedeutung, was Veranlassung der Aufnahme ist. Hier vernehmen wir überall den Mann, der, vertraut mit den Schriftwerken wie mit den Bildwerken der alten Hellas, im Besitz der Grundlage sich befindet, von der aus allein eine richtige und billige Würdigung der gegenwärtigen Zustände ausgehn kann, indem nur so das Löbliche seine wahre Stelle finden wird neben dem Unlöblichen, das Vorzügliche neben dem Mangelhaften. Sonst mufs man darauf gefafst sein, vom *Sonnenflug des Geistes* und andern wohllautenden Dingen so declamiren zu hören, als wären sie vormals an der Tagesordnung gewesen, jetzt ohne Beispiel, wie laut alte und neue Geschichte gegen Eins wie gegen das Andre zeugen. Hr. v. Stackelberg reiht ohne Prunk mit lästiger Gelehrsamkeit Thatsache an Thatsache, und läfst den Leser sich selbst daraus das Bild eines Volkes zusammenfügen, das von der Natur hoch begünstigt und von den Menschen so tief wie möglich heruntergedrückt, sich einen reichen Quell inneren Phantasielebens und ein

unerschöpflichen Maafs verschmitzter Gewandtheit gegen die Mitlebenden bewahrt hat, nicht Marathonische Kämpfer, (wer die suchen wollte, verdiente den Spott, an dem es nicht fehlen würde) sondern Menschen, unter allen Bedingungen und Beschränkungen der neuern Zeit lebend, und doch bewundernswürdig in allen ihren Gebrechen, dafs sie nicht schlechter sind als das übrige Europa, das gewetteifert hat, alle seine Schlechtigkeit an den Wehrlosen auszulassen: vollbringen sie denn doch auch noch Thaten wie den letzten Kampf um Missolunghi, an den die letzte Kupfertafel unserinnert.

Hr. v. Stackelberg hat das Wesentliche sehr gut zusammengefafst: „vorstechende Züge des Volkes sind: „Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantasie, Frohsinn, „Beweglichkeit des Gemüths, Muth und Wankelmuth, „Schärfe des Geistes, die sich vorzüglich in Betriebsamkeit äufsert, daher die Beschaffenheit der Küsten und „des buchtenreichen Landes ihr vorstechendes Talent „für Handel und Schifffahrt veranlafst, und der Druck „des Volkes häufig zu kriechender Schmeichelei und „Höflichkeit, List und Betrug, der Unterdrückten und „Schwachen, führt. Ferner Religiosität, die sich sowohl „durch Ergebung und Festigkeit des Glaubens oft bis zum „Martyrthum in unsern Zeiten steigend, als auch durch „abergläubische Vorurtheile und Gebräuche äufsert. Liebe zur Heimath, und Neigung zur Unabhängigkeit, die „an die Natur der Gebirgsgegenden geknüpft ist, daher „die vielfachen Beispiele hartnäckiger Vertheidigung „und patriotischer Hingebung, in ihrem gesellschaftlichen Leben auffallende Annäherung und Vertraulichkeit zwischen Herren und Dienern, Eifersucht bei Erhebung irgend eines aus ihrer Mitte über die Andern, „Quelle fortwährender Uneinigkeit, und schon bei den „Alten ein häufiges Uebel". Man bleibt in der That zweifelhaft, ob diese Schilderung besser auf das alte oder auf das neue Griechenland paßt.

Doch was die Hellenen von jeher vor allen Völkern aller Zeiten ausgezeichnet hat, das ist das angeborne, angestammte Naturgefühl für Schönheit der Form, gleichviel ob diese sich dem Geiste in Poesie und Redekunst durch das Medium der Sprache kundgiebt, oder zunächst dem äufsern Sinn in Plastik und Mahlerei vermittelst Form und Farbe.

Davon hat nun in näherer Anwendung auf die Tracht Hr. v. Stackelberg den anschaulichsten Beweis geführt. Auf 31 Tafeln bringt uns diese erste Lieferung das Brustbild einer Griechischen Braut im Hochzeitsschmucke und dreifsig ganze Figuren vor Augen, Griechische Männer und Frauen aus den verschiedensten Gegenden des Landes, von Thessalien und Delphi bis nach der Maina und Arkadien, von Janina bis Chios, Mitylene, Mykone und Karsos, ebenso mannigfach an Alter, an Rang und Gewerb, Erzbischof, Landpriester und Novize, Archon und Archontinn, Feldhauptmann, Soldat, Jäger, Hirt, Bauer und Bäuerinn, Handelsmann und Matros, Kinder ein Paarmal als Beiwerk: die Mehrzahl indefs immer Frauen, wie billig wo es sich von Kleidern handelt: ein jeder in eigenthümlicher, charakteristischer Stellung und Haltung. Was diesen Blättern aber einen besonders hohen Werth und Reiz verleiht, alle Gestalten sind von Hrn. v. Stackelberg nach dem Leben gezeichnet und gemahlt, und daher ist die Sammlung zugleich als eine Reihe von Bildnissen anzusehn, die durch Wahrheit und Treue der Darstellung alles übertreffen, was bisher ähnliches mit willkührlicher Phantasie und hölzerner Nachhülfe des Mannequin versucht worden ist. Da die Zeichnung zu allen Platten vom Verf. selbst ist, wird auch dadurch Zuverlässigkeit bis ins kleinste Detail verbürgt, die bei der Neigung der Griechen zu reichem Schmuck, der gewählten Pracht ihrer Waffen und der geschmackvollen Sauberkeit der Geräthe und Werkzeuge doppelt schätzbar ist.

Allerdings ist auch bei den schwarzen Kupfern der Stich so rein und genau, dafs er nichts zu wünschen übrig läfst, was überhaupt von diesem Kunstmittel gefordert werden kann: und in der Erklärung der einzelnen Blätter hat der Verf. sich beeifert, nicht bloß die Stoffe, sondern auch die Farben der verschiedenen Kleidungsstücke sorgfältig anzugeben. Aber eine jede Farbe hat soviel Töne, soviel Abstufungen und Modifikationen, dafs mit der Nennung der einzelnen im Grunde gar nichts gesagt ist, und doch sind es grade diese Nuancen, wodurch die Harmonie der Farben erst möglich wird. Daher mufs in der Beschreibung manches buntscheckig und überhaupt mit Farbenglanz erscheinen, was sich in der That zwar prachtvoll und reich an Wirkung, aber zugleich im höchsten Grade harmonisch und wie aus Einem Gusse darstellt. Unter Völkern des Nordens, wo das Sonnenlicht blässer scheint, und der Geist sich gern der Abstraktion zuneigt, läfst sich gar wohl eine Tracht denken, die ohne anderweite Hülfen ausschliefslich im Schnitt der Kleider, im Wurf der Ge-

wänder und Falten ihre Effekte sucht und findet, wie wir Verwandtes in Cornelius meisterhaften Blättern zum Nibelungenliede wahrnehmen. Aber der Grieche ist Südländer durch und durch: ohne den edeln, plastischen Wirkungen des Kleiderschnittes und Faltenwurfes, die sich auch durch schwarze Kupfer erreichen lassen, irgend zu entsagen, ist er zugleich unübertreffbarer Meister in der Behandlung des Farbenspiels, und dies als unerheblich oder gleichgültig nicht beachten zu wollen, hiefse ihm eine bedeutsame Eigenthümlichkeit entziehn. Wir haben es bei dieser Stackelberg'schen Trachtensammlung abermals empfunden, wieviel der verliert, der sie nur aus den nicht kolorirten Abbildungen kennt, und möchten daher jedem rathen, der sie sich zu verschaffen denkt, die einigen Thaler mehr der illuminirten Ausgabe nicht zu scheuen: er wird sich für diesen Aufwand reichlich entschädigt sehn, und wollte er die Blätter auch nur für den Bedarf eines Maskenballes, für den sie allerdings nicht die schlechteste Ausbeute liefern würden.

Doch wir können es uns nicht versagen, noch über einzelne Abbildungen einige Bemerkungen beizufügen, und zwar vor allen über den vorzüglich schönen Kopf der Griechischen Braut, der diesem Hefte mit Recht als ein ὄμμα τηλαυγές vorangestellt ist. Den glänzendsten, aber auch den würdigsten und bedeutungsvollsten Theil des Hauptschmuckes bildet die kolossale, mit Adlern und Rosen gezierte Krone der Himmelskönigin, die nur an diesem Tage der Jungfrau zu tragen vergönnt ist. Wir können nicht umhin, hier neben der christlichen Himmelskönigin noch eine zweite, die alte Hellenische zu sehn. Die Krone selbst entspricht völlig der Form der Stephane, die wir als der Hera eigenthümlich noch jetzt auf ihren schönsten antiken Darstellungen erblikken, auf der Ludovisischen, auf der im Mus. Pio-Clem., auf denen von Praeneste and Versailles, ähnlich auf der des Polykleit und wahrscheinlich der Argivischen überhaupt: ja auf dem kolossalen Junokopfe im Florentinischen Museum, Winkelm. G. d. K. V, 2, 7. und die Heraüsg. S. 336. ist sie vollkommen wie unsere Krone mit Rosen geschmückt: eine natürliche Wahl der Rose als Liebesblume, Schrader zu Mus. p. 178. Mehlhorn zu Anacr. 42. p. 156. und so noch häufiger bei den Neuern. Hera aber wirkt ein in der bestimmten Beziehung als Göttinn der Ehe und Vermählung, ζυγία oder τέλεια, *Juno pronuba iugalis*.

Nicht minder von alterthümlichem Anklange scheint ein anderes zu sein. Zwischen den Augenbrauen der Braut bemerken wir einen mit Gold gemalten Dolch, zum Zeichen, dafs die Blicke verwunden, und unter dem Einen Auge auf der Wange sind Goldflittern wie unsere ehemaligen Schönpflästerchen angebracht, *Dakryá* geheifsen, bräutliche Thränen beim Scheiden aus dem Elternhause geweint. Das erste bedarf keiner Erörterung: die Thränen und die Trauer der Braut aber haben an einer vielbestrittenen Stelle des Theocrit. VIII, 90. den Kritikern soviel zu schaffen gemacht, dafs sie sie sogar haben wegemendiren wollen, weil eine Braut fröhlich sein müsse. Aber freilich bei *Catull. LXI.*, 83. bei *Stat. Theb. II.*, 229. weinen die Bräute auch. Eben dieses Weinen setzt Kallimachos in *Catull, coma Beren. ix. fg.* voraus, er ist nur ungewifs, ob es ernstlich damit gemeint sei. Daraus nun, dafs Schick und Anstand Thränen forderten, mit denen Stimmung und Gefühl nicht immer sogleich bei der Hand waren, scheint ein sich fester, gestaltender, religiöser Ritus ein stehendes Herkommen gebildet zu haben: die Braut mufste als Theil ihres Schmuckes künstliche Thränen auflegen, die, wenn etwa natürliche nicht fliefsen wollten, deren Stelle vertraten; übrigens aber aufrichtigen Thränen, die auch nicht immer gefehlt haben werden, kein Hindernifs in den Weg stellten.

Bemerkenswerth ist auch bei dem Mädchen aus der Umgegend von Theben (Taf. IX.) die aus Geldstücken schuppenförmig zusammengesetzte Haupt- und Brustbedeckung, die der Aegis gleicht; man glaubt eine Athene im Schuppenpanzer zu sehn.

Im Allgemeinen drängt sich aber die Bemerkung auf, dafs die Trachten in dem Grade an geschmackvoller Einfachheit und Nettigkeit gewinnen, in welchem die, die sie tragen, von städtischem Prunk, Luxus und weichlichem Wohlleben sich entfernen: man sehe die Bäurin aus der Gegend von Athen, (III. IV.) den Bauern ebendaher, (V.) den Arkadischen Schäfer nebst Schäferin (VI. VII.) die Manioten, (XI. XII.) die Delphierin, (XVI.) die Mykonerin, (XVIII.) die Frau aus Kassos, (XXIV.) und man vergleiche damit den Archonten und seine Gemahlin: (XXVII. XXVIII.) welche Kraft, Geschmeidigkeit, Behendigkeit, Leichtigkeit und natürliche Anmuth dort, welche Schlaffheit, Weichlichkeit, Ueberladung und mürrische Vornehmigkeit hier! Ja, manche jener Gestalten würde sich zu unmittelbarer Benutzung für den Bildhauer eignen.

An diese Trachten sollen sich nun in Steindruck Neugriechische Sitten und Gebräuche in gröfsern Gruppen und Scenen, doch nach kleinerm Maafsstab der Figuren, im zweiten Heft anschliefsen. Wir erinnern nur noch, dafs die Worte des Textes zwar sauber, allein wenig correct gedruckt sind: so finden wir auf Einer Seite *Perhaeber, Paconer et Paconer, Junius* Pollux, *Architas, Birrbonisches* Museum: das letztere kann zwar auch ein derber Lazzo seyn, der aber doch, treffend an sich, hier nicht an seinem Orte seyn möchte.

In allem übrigen freuen wir uns auch die äufsere Ausstattung des Werkes würdig und seinem Innern entsprechend nennen zu können.

Franz Passow.

Nro. 11.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## VI.

*Der Fall des Heidenthums von Dr. H. G. Tzschirner, Prof. der Theol. zu Leipzig. Herausgegeben von M. C. W. Niedner, Privatdocent an der Universität Leipzig. Erster Band. IV. u. 618 S. Leipzig 1829. 8. Verlag von Johann Ambrosius Barth.*

Dies Werk ist objektiver gehalten als irgend eine andre Arbeit des geehrten Verfs. Wo aber, wie hier, der Pragmatismus nicht von einem universalhistorisch-philosophischen Standpunkte hervorgeht, wird immer von der Subjektivität des Vfs. sehr viel abhängen, wie sich dies denn auch hier deutlich genug zeigt. Er erscheint aber in diesem Werk, wie er auch sonst auf dieselbe Weise bekannt ist, als ein sehr gebildeter, kenntnifs- und mitunter auch geistreicher Mann, von weniger Eigenthümlichkeit, als Klarheit der Vorstellungen, welcher dabei seinen Geschmack durch fleifsige Lesung der Alten gekräftigt und geläutert hat; zwar fromm im tiefsten Grunde seines Wesens, aber durch Bedürfnifs seiner mehr gemüthlichen Natur und durch Beschaffenheit der Zeit, in welcher er seine Bildung empfing, gleich wenig zu einer tiefer wissenschaftlichen Selbstverständigung über den Inhalt seines Glaubens hingetrieben, daher er sich bei einem gewissen Semipelagianismus, wie er in unserer Zeit fast allgemein herrschend ist, beruhigen konnte und aller dogmatischen, um nicht zu sagen aller religiösen *Produktivität* entbehrt, während es ihm in geschickter Verarbeitung eines reichen gelehrten Stoffes nicht an Erfindungsgabe für Auffindung der Mittelglieder oder an Beobachtungsgabe, um manches bisher Uebersehene zu bemerken, fehlt.

Nun aber bleibt die Hauptfrage, welche nur die genauere Ansicht des Werks beantworten kann: War ein Mann von dieser Natur und Bildung geeignet, den Fall des Heidenthums genügend und seinem innern Wesen nach darzustellen? — Man sollte es meinen, wenn man aus der Einleitung (S. 3. 4.) sieht, dafs der Verf. sich schon als Jüngling durch jene grofse unermefslich folgenreiche Begebenheit angezogen fühlte, dafs er durch seine vor mehr als zwanzig Jahren erschienene Geschichte der Apologetik mit dem gröfsten Theil des Stoffes sich vertraut zu machen Gelegenheit hatte, dafs diese Aufgabe, deren Gröfse ihm lebendig vor Augen stand, zehn Jahre lang der Mittelpunkt aller seiner wissenschaftlichen Bestrebungen gewesen; wie er ferner mit redlichem und unermüdetem Fleifse geforscht, wie er endlich ernst und mit Bewufstsein gerungen nach dem Preise historischer Kunst. — Gewifs, nur Würdiges konnte die Frucht eines solchen Strebens sein und Jeder (welcher Partei er auch angehöre) wird anerkennen müssen, dafs der Verf. dies geleistet und dafs sein Fall des Heidenthums zu den trefflichsten kirchenhistorischen Werken neuerer Zeit gehöre und ganz geeignet sei „die Geschichte aus den engen Schranken der Schule in den weiteren Kreis aller derer einzuführen, welche, weil sie menschlich Theil nehmen an den menschlichen Dingen, das erneuerte Leben untergegangener Geschlechter schauen und ihre Zeit aus der Vorzeit begreifen wollen". — Damit ist aber freilich noch nichts gesagt, als dafs kräftiges und tüchtiges Streben immer achtungswürdige Resultate hervorbringt, wobei es dennoch zweifelhaft bleiben kann, ob der Vf. besonderen Beruf gerade zu dieser Aufgabe hatte, obgleich auch dafür die Wahl der Aufgabe schon selbst ein günstiges Vorurtheil erwecken mufs. Es ist jetzt wenigstens so viel bewirkt worden, dafs die Geistreicheren und Tüchtigeren die Forderung anerkennen, dafs der Glaube begriffen werden, der Begriff aus der in der Welt concret daseienden Wahrheit hervorgehen oder auf dem Glauben ruhen müsse. So war es aber nicht in Tzschir-

ner's Bildungszeit und zu jenen tieferen Naturen, die vorahnend die Lösung der Aufgabe in sich tragen, während sie dem Gehalt noch keine entsprechende Form zu geben wissen (wie Jacob Böhm) gehört er nicht. Daher fällt jener doppelte Vorwurf in den zurück, dafs er ein Kind seiner Zeit und durch ihren Geist in Einseitigkeiten hineinbestimmt war — eine Stellung, die er mit der Mehrzahl der Theologen am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts theilte.

Diefs wird am Klarsten erhellen, wenn wir die Charakteristik, welche der Verf. vom Heiden-, Juden- und Christenthume gibt, etwas näher ins Auge fassen. Vom *Heidenthume* sagt er, (S. 16.) „das Eigenthümliche desselben bestehe darin, *dafs es das Göttliche in die Welt setzte und mit ihr vermischte*, in ein Mannigfaltiges zertheilte, das Sichtbare anbeten lehrte, eine materielle Verbindung zwischen der Menschenwelt und der Götterwelt vermittelte, irdischen Segen mehr als himmlische Güter verhiefs, und aller Orten ein nationaler Glaube und Gottesdienst war". Diefs wird dann näher so bestimmt (S. 24.): „Das Heidenthum hatte keine Verheifsung des Himmels, keine befriedigende Auflösung des Schicksals und ein immer sich fortbildendes und durch stetes Fortschreiten sich verherrlichendes seliges Leben lehrte es nicht hoffen. — — Es mangelte ihm die Idee der Einheit der Welt, eines Systems sittlicher Zwecke, eines Gottesreichs". Dann auch der Gegensatz: „Irdisches nur verhiefs und gewährte das Heidenthum und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst ihrer Beschützer zeugte, frömmere Götterdiener, als Unglückliche zu sein". Das Schwanken des Verfs. (zwischen beiden Ansichten) liegt aber in seinen letzten Grundsätzen und ist für die Unentschiedenheit der ganzen Partei charakteristisch, zu welcher er gehört. — Uebrigens wird innerhalb der angegebenen Schranken der Charakter des Heidenthums bei Römern und Griechen gut unterschieden, und im Einzelnen sind viele charakteristische Züge sehr gut benutzt, um ein bedeutendes Gemählde mit scharfen Grundstrichen hinzustellen. Namentlich ist lobenswerth, dafs der sittliche Charakter dieser Religionen so richtig gewürdigt ist, um so mehr, da diefs fast immer auf sehr einseitige Weise geschieht. „Sittliche Ideale, sagt der Verf. S. 35., waren freilich die Götter Griechenlands nicht, und die Anbetung in ihren Tempeln konnte weder die Sehnsucht nach dem Frieden des Himmels wecken, noch mit tiefem geheimnifsreichem Ahnen die Seele erfüllen. Heilsam aber hat doch auch dieser Glaube und diese Anbetungsweise gewirkt. Hob er doch die Gemüther über die rauhe und gemeine Wirklichkeit in eine ideale Welt voll schöner Gestalten empor, deren heitrer Glanz heut noch in den Resten Griechischer Kunst wiederscheint, gewährte Trost und Hoffnung in den Aengsten und Nöthen des Lebens und gab, indem er auf Demeter hinwies, welche den Spinnrocken erfunden und den Ackerbau gelehrt, und auf Pallas Athene, welche die Kunst zu weben erdacht und geübt hatte, selbst den gemeinsten Geschäften eine höhere Bedeutung u. s. w. Und selbst auf das sittliche Leben äufserte er nicht mittelbar allein, sondern auch durch die fromme Scheu vor den Göttern, mit welcher er die Gemüther erfüllte, eine heilsame Kraft. Was der fromme Hesiodus gesungen hatte von den Göttern, die die Obhut des Rechts üben und der schnöden Vergehung, von Zeus dem Eiferer, und der schweren Vergeltung, die er dem auflege, der den Schutzanfleher und den Fremdling beleidige, des Bruders Ehebette schände, Unrecht thue an verwaiseten Kindern und den alten Vater kränke, das ward auch in den folgenden Zeiten nicht vergessen. — — Solche Scheu vor den Göttern aber zügelt die rohe Leidenschaft, stützte Zucht und Sitte und förderte häusliche und bürgerliche Tugend". Nachdem dann weiter auseinandergesetzt ist, wie die Religion auch den Staat stützte, wird die freilich viel breitere Schattenseite auch eben so unpartheiisch ausgeführt. Man kann im Ganzen sagen, dafs bei denen, deren Grundrichtung schon sittlich war, die Religion wohl mitwirken und ihrer guten Gesinnung Triebfedern und Anknüpfungspunkte hergeben konnte; die sittlich Verderbten konnten darin aber doch noch viel leichter Entschuldigung, ja Rechtfertigung für alle Arten der Sünde finden.

Wenden wir uns zur Charakteristik des Judenthums, wie sie unser Vf. gibt (S. 167 ff.), so wird man in der Darstellung der äufsern Seite seiner historischen Erscheinung wohl keine bedeutende Fehler oder Auslassungen entdecken, wie auch mit Recht Universalismus neben dem Particularismus behauptet wird. „Denn der Gott der Juden war zugleich der Weltgott, neben welchem alle anderen Götter als nichtige Trugbilder erschienen, nicht als Götter andrer Völker; daher die

Idee: alle Menschen Kinder Gottes, die Israeliten aber die erstgebornen, die geliebtesten". Das Judenthum war also Monotheismus und zeichnete sich durch sittlichen Ernst, besonders aber dadurch aus, dafs es die Idee der Theokratie in den Mittelpunkt der Entwicklung des Volkslebens stellt. „Die Theokratie aber erschien als die göttliche Weltregierung selbst, die durch einen kleinen Erdenstaat bedingt und auf diesen als ihren Mittelpunkt bezogen werde". "Es hätte freilich wohl tiefer nachgeforscht und die Idee des Judenthums aufgesucht werden können; allein da des Verfs. Aufgabe eigentlich nicht damit näher zusammenhängt und er den Fall des Heidenthums allein zu beschreiben sich vorgesetzt hat, dürfte diese kurze Ableitung des Christenthums aus dem Judenthume doch wohl genügend gefunden werden, wenn jenes selbst nur in seiner vollen weltgeschichtlichen Bedeutung hingestellt wäre. Aber dieſs ist in dem Abschnitte: *das Evangelium* (S. 174 ff.) und auch in den folgenden, welche eine weitere Ausführung desselben enthalten; gewifs nicht geschehen. Namentlich hindert schon die Unbestimmtheit der Darstellung der Grundzüge des Christenthums, welche dem Naturalismus, wie dem Supernaturalismus gleichen Raum läfst, an einer tieferen Auffassung des Gegenstandes. Der Inhalt des Evangeliums ist auf anderthalb Seiten gegeben. Aus diesem Ueberblicke des Inhalts des Evangeliums, wie ihn der Verf. gibt, dürfte schwerlich Jemand, der sie nicht schon hätte, eine richtige Kenntnifs der Religion des Geistes gewinnen, als deren Mittelpunkt doch die Menschwerdung Gottes oder die Gottwerdung des Menschen, die wahre Versöhnung des Menschen und Gottes im Geiste anzusehen ist. Uebrigens findet die Thatsache, dafs die Messianische Erwartung erst seit den Zeiten des Exils entstanden sei, schon darin nach Ref. Ueberzeugung ihre Widerlegung, dafs sie bei manchen vorexilischen Propheten vorkommt. Doch gewann sie allerdings je länger, je mehr Bestimmtheit.

Im ersten Buche wird in zwei Kapiteln, *von dem Heidenthume und dem Christenthume nach ihrem Gegensatze und dem Anfange ihres Kampfs im Zeitalter der Antonine*, also über die Zeit von der ersten Pflanzung des Christenthums bis zum Jahr 180 gehandelt; und zwar im ersten Kapitel von dem Heidenthume und dem Religionszustande der Welt in den Römerzeiten; im zweiten von dem Christenthume und seiner Stellung zur heidnischen Welt bis zum Ende des Antoninischen Zeitalters. Gegenstand des zweiten Buches ist *der unentschiedene Kampf des Heidenthums und des Christenthums und die gegenseitige Annäherung der Heiden und der Christen an einander* von dem Ende des Antoninischen Zeitalters bis auf die Diokletianische Verfolgung vom Jahre 180—303. Unter den zwei Kapiteln, in welche auch dieſs Buch zerfällt, handelt das erste von dem Wachsthum der christlichen Partei und der veränderten religiösen Stimmung der heidnischen Welt; das zweite von dem Kampfe der christlichen und heidnischen Partei und ihrer Annäherung an einander. — Das dritte Buch sollte von der Diokletianischen Verfolgung oder vom Jahre 303 bis zum Regierungsantritte des Theodosius 379 fortgehen und die durch erstere herbeigeführte Entscheidung des langen Kampfs und den Sieg des Christenthums unter Constantin und dessen Söhnen beschreiben, welcher obwohl Julian vergebens ihn zu wenden sucht, doch die völlige Umwandlung der heidnischen Welt in eine christliche noch nicht zur Folge hat. Das vierte Buch sollte theils den endlichen Untergang des Heidenthums bis zum spurlosen Verschwinden seiner letzten Reste erzählen, theils die nahen, wie die fernen Folgen dieser Umwandlung der Welt entwickeln. Leider ist es dem Verf. nicht vergönnt gewesen, die beiden letzten Bücher selbst zu Stande zu bringen, welches besonders darum beklagenswerth ist, weil zu besorgen steht, dafs der Hr. Professor Niedner, der als ein sehr gründlicher und ausgezeichneter Gelehrter bekannt ist, wenn er im Ganzen auch vom Standpunkt seines Lehrers zuerst ausgegangen sein mag, doch als der Jüngeren einer nicht im Stande sein dürfte sich dem Einflusse der neueren Richtung hinreichend zu entziehen, um sich ganz auf demselben zu erhalten; so könnte es dann leicht geschehen, dafs das Ende eine vom Anfange ganz verschiedene Gestalt gewänne. Sollte es der Herausgeber aber vermögen mit Aufopferung seiner eignen, gewifs zum Theil verschiedenen, vielleicht auch tieferen Ansichten, das Werk ganz in demselben Geiste zu Ende zu führen, so würde dieſs eine sehr dankenswerthe Arbeit sein und die Gerechtigkeit würde dann erfordern diese Fortsetzung auf keinen Fall als einen Maafsstab für künftige Leistungen desselben anzusehen.

Nach der gegebenen Uebersicht des Inhaltes wird es zweckmäfsig sein, noch auf gewisse charakteristische Eigenthümlichkeiten dieser Schrift hinzuweisen. Da ist

denn vor Allem rühmend anzuerkennen, wie des Verfs. Forschungen durchaus gründlich und sicher sind, so dafs man kaum hie und da leichte Fehler findet, die bei Werken dieser Art wohl nicht zu vermeiden sind. Alles ruht, auch wo die Quellen nicht ausdrücklich citirt werden, auf Ergebnissen eines genauen Studiums derselben, welches der Verf. vom Anfange seiner gelehrten Laufbahn begonnen hat. Im Einzelnen ist daher nur wenig auszusetzen, zumal da wenig neue und eigenthümliche Ansichten hervortreten, und überall zwischen streitenden Meinungen durch eine glückliche Mitte die richtige Ausgleichung gefunden ist, wie dies z. B. in des Verfs. Ansicht über den Einfluss des Platonismus auf die älteste Kirche der Fall ist; ebenso bei seinem Urtheil über den richtig festgehaltenen Epikuräismus des Celsus. Was würde es helfen, da, über Einzelnes zu rechten und zu untersuchen ob z. B. der Verf. in der Stelle des Justinus *M. Apol. I, 6. p. 47.* nicht besser σφαιηνὸς statt στρόγγος lese, wodurch die Engel aus der Reihe des vor den Christen Angebeteten entfernt würden; ob der Brief an den Diognet nicht viel höher hinaufzusetzen ist, als in das Antoninische Zeitalter, da man wegen seiner grofsen Einfachheit und seines gesammten innern Charakters geneigt sein möchte ihn näher ans Apostolische Zeitalter, etwa in den Anfang des zweiten Jahrhunderts hinaufzurücken; ob die *passio Justini* in des Metaphrasten Symeon Sammlung nicht hätte mit berücksichtigt werden sollen, da sie, wenn auch äufserlich nicht sehr gut beglaubigt, ihrem innern Charakter nach doch glaubwürdig zu sein scheint. Darum nur noch ein paar Bemerkungen. Das Urtheil über Theophilus von Antiochien ist gewifs wohl begründet, wenn gleich von andern angesehenen Historikern ganz entgegengesetzte Urtheile sind aufgestellt worden (Neander I, 3. S. 1136.). In Julius Afrikanus, der eher Freund, als Schüler des Origenes genannt werden müfste, sehen wir den Uebergang von der Alexandrinischen zur Antiochenischen deutlich hervortreten, eine Verbindung, die genauer beachtet zu werden verdiente, als zu geschehen pflegt. — Dafs übrigens der Gnosticismus nicht tief in das Zeitalter eingedrungen, wie der Verf. behauptet, kann Ref. auf keine Weise zugeben, wie diese Ansicht sich auch durch eine andre kürzlich in diesen Blättern enthaltene Beurtheilung von Matter's *Histoire du Gnosticisme* hinzieht, in welcher nur die altgnostische Wichtigkeit bestritten werden mufste, welche der Verf. diesem Gegenstande beilegt.

Mit dieser Sicherheit und, so zu sagen Urkundlichkeit der Darstellung hängt eine andre Eigenschaft nahe zusammen, welche insbesondre bei den Historikern unserer Tage selten ist, nämlich die ernste Haltung, die ruhige Würde und das schöne Maafs, welche der Verf. überall zu behaupten weifs. Hier erkennt man den Zögling der alten Historiker und Gibbons: er opfert lieber etwas an dem Gedanken auf, als dafs er auf Kosten dieser Ruhe und dieses unparteiischen Schwebens über seinem Gegenstande irgend ein näheres Interesse an denselben verriethe. Was er in der Einleitung verheifst, ist bei ihm ganz in That übergegangen, wenn er sagt: „Obwohl dem Geschichtschreiber vergönnt sein mag, ehe er den Vorhang aufzieht, zu der Versammlung zu reden, so mufs er doch, sobald das Schauspiel anhebt, hinter sein Werk zurücktreten und darf die Handlung durch die Erscheinung seiner Persönlichkeit nicht stören wollen." Damit soll dem Verf. aber keineswegs die Theilnahme an seinem Gegenstande abgesprochen werden; nur ist dieselbe so gemäfsigt, dafs er für keine Gestaltung desselben zur Parteilichkeit hingerissen wird. Dieses Maafshalten erscheint so sehr als Eigenschaft des Charakters und der Gesammtbildung des Verfs., dafs es eben dadurch angenehm ist und selbst eine gewisse Grazie über seine ganze Darstellung verbreitet. Aus dieser Eigenschaft des Verf. geht denn auch ein edler, würdevoller, männlicher Styl hervor, der nur mitunter zu mühsam und studirt erscheint, während auf der andern Seite doch gewisse stehende allgemeine Formen anhängen, wie das immer wiederkehrende *Jetzt — jetzt, wie — so* u. s. w., welche nicht selten lästig werden; auch entbehrt die Schreibart etwas der Individualität und selbst der Lebendigkeit, welche mit historischer Würde durchaus bestehen kann — wie Ref. vermuthet, vornehmlich eine Folge von des Vfs. grofser Kränklichkeit während der Jahre, in denen dieses Buch ausgearbeitet worden; auch ist nicht zu vergessen, dafs er selbst nicht mehr die letzte Hand hat anlegen können.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 12.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Der Fall des Heidenthums von Dr. H. G. Tzschirner, Prof. der Theol. zu Leipzig. Herausgegeben von M. C. W. Niedner. Erster Band.*

(Schluſs.)

Gewiſs wären dann auch die Ueberschriften getilgt worden, welche den einzelnen kurzen Abschnitten in Parenthese beigefügt sind, und ohne Zweifel nur den Verf. selbst leiten und ihm einen leichteren Ueberblick gewähren sollten; letzteres können sie freilich auch für den Leser leisten; aber abgesehen davon, daſs sie doch nicht immer ganz treffend sind, bilden sie oft eine unangenehme Unterbrechung und geben dem Ganzen eine ihm als Kunstwerk übel kleidende Steifigkeit der Ineinanderfügung der Glieder.

Weiter kann dem Verf. aber drittens das Streben nach einer pragmatischen Auffassung der Geschichte nicht abgesprochen werden; er strebt ernstlich alle Erscheinungen aus ihren wahren Gründen abzuleiten und auch die versteckter liegenden aufzufinden, so wie auch auf der andern Seite alle Folgen einer Begebenheit, so weit sie dem Kreise seiner Darstellung angehören, einfach und lichtvoll zu entwickeln; doch ist es freilich nicht jener höhere Pragmatismus, der die Sache so aus sich selbst anschaut, so ganz in ihr lebt, daſs sie sich selbst von Innen heraus dem Blicke mit Nothwendigkeit entfaltet. Doch kommen über die innere Verbindung vieler Erscheinungen auch treffliche Winke vor, wie wenn z. B. S. 364. auf die mächtige Wirkung der Lehre für Verbreitung des Christenthums hingewiesen und gezeigt wird, wie dadurch ein tiefes, damals besonders lebendig erwachtes Bedürfniſs des menschlichen Geistes befriedigt wurde; wenn ferner bemerkt wird (S. 122. vgl. 127.), daſs die pantheistische Religionsweisheit, welche später weiter entwickelt im Neuplatonismus hervortrat, als Anfang und Keim in den Mysterien vorhanden gewesen zu sein scheine. — Dasselbe gilt von der vortrefflichen Entwicklung der fortschreitenden Stellung des Christenthums gegen die heidnische Welt, welche vom stillen Fortwachsen der christlichen Gemeinen sehr passend beginnt, bis das Christenthum dann offner hervortritt, gröſsere Aufmerksamkeit der heidnischen Welt erregt, eben darum aber auch stärkere Gegenwirkung erzeugt (S. 294—96.). „Denn da die christliche Partei, gelockt durch den Schimmer der Hoffnung, aus ihrer früheren Verborgenheit hervorgetreten war, lauter sich ausgesprochen und den Plan, ihren Glauben an die Stelle der bestehenden Gottesdienste zu setzen, offen an den Tag gelegt hatte, so waren sie nun vielmehr als vormals bemerkt, angefeindet, verklagt und verfolgt worden. Man hatte angefangen für das Bestehende von ihnen zu fürchten, und nicht bloſs der Volkshaſs und die Staatsgewalt, sondern auch die Wissenschaft der heidnischen Welt war ihnen nunmehr entgegengetreten". So entstand also ein Kampf zwischen der alten und neuen Religion auf Tod und Leben. Die Christen traten aber nun auch in immer engere Verbindung und die Idee der sichtbaren Kirche als einer Einheit immer mehr in den Mittelpunkt der christlichen Gemeinschaft. Zu wenig sagt der Verf., wenn er behauptet, ob es gleich keinen äuſsern Vereinigungspunkt der in der Welt zerstreuten Gemeinen gegeben, so habe doch seit der Mitte des dritten Jahrhunderts schon hier und dort der Gedanke aufgedämmert, daſs die christlichen Gemeinen der ganzen Welt Einen Körper, Eine sichtbare Kommunität bildeten, da er damals schon zu voller Klarheit entwickelt war. „Diese Verbindung der Christen nun, wie wenig sie auch noch geregelt sein, wie oft sie auch unterbrochen und durch groſse Meinungsverschiedenheit gestört sein mochte, war gewiſs ein sehr haltbarer Stützpunkt und ein wirksames Beförderungsmittel ihrer Sache. Der Mensch erstarkt in seinem Glauben und Vertrauen, wenn er Andre seine Ueberzeugung und seine Zwecke theilen sieht, und darum ward die Ver-

bindung der Christen schon dadurch ihrer Sache förderlich, dafs sie den Gedanken an ihre weite Ausbreitung in der Welt lebendig in der Seele erhielt und auf solche Weise ihr Selbstgefühl hob und stärkte". So trat zugleich das Interesse an einer neuen *res publica* an die Stelle des alten für den Staat. Inzwischen hatten auch schon Viele Christus als einen achtbaren Weisen anerkannt, die Verfolgung der unschuldigen Christen aber getadelt. „Die Folge dieser veränderten Meinung auf der einen und der Besorgnifs des Umsturzes der bestehenden Gottesdienste oder auch der Anhänglichkeit an den alten Glauben auf der andern Seite war das Schwanken der Regierungen zwischen Duldung und Verfolgung, welches durch diesen Zeitraum geht, und der Wechsel zwischen Kampf und Frieden der Kirche. Hierin aber lag gewifs eine der wirksamsten Ursachen ihres Wachsthums. Denn wenn die Duldung die Mittheilung und Fortpflanzung der christlichen Lehren und die Befestigung der kirchlichen Institute beförderte, so verhütete die fortdauernde Unsicherheit, dafs nicht der Eifer erkaltete und das Band der Vereinigung erschlaffte; und die von Zeit zu Zeit sich erneuernde Verfolgung, welche Widerstand forderte und Muth, spannte die Kraft von Neuem und entflammte die Begeisterung". Nimmt man dazu die Hinneigung des durch die Philosophie erneuten Heidenthums zum Christenthum, welches seiner Natur nach beim Fortschreiten der Zeit wohl künstlich gestützt, aber nicht gerettet werden konnte: so sind alle die Bedingungen gegeben, welche einen allgemeinen Sieg des Christenthums im folgenden Zeitraume herbeiführen mufsten.

Ist diese Seite der Darstellung des Verfs. sehr lobenswerth, so ist dagegen eine vierte Eigenthümlichkeit desselben bisweilen störend: er bringt gewisse fertige Vorstellungen und Voraussetzungen aus der rationalistischen Schule mit, welche aber doch nur selten der Unbefangenheit Eintrag thun. Dahin gehört indessen unter andern die natürliche Erklärung der Wunder, die jedoch ein wahrhaft historischer Rationalismus auch nicht statuiren wird, weil er mit Anerkennung des mythischen Charakters derselben unkritisch zu verfahren glauben würde, wenn er aus ihnen Thatsachen herleitete, welche doch immer nur Muthmafsungen und Möglichkeiten bleiben würden. — Wenn der Verf. ferner behauptet, wir versuchten fruchtlos Unbeantwortliches zu beantworten, wenn wir fragen, ob den Urmenschen eine reine Erkenntnifs und Verehrung Gottes gelehrt worden sei, zu welcher die nachherigen Religionen sich verhalten hätten wie die gebrochnen und erblafsten Lichtstrahlen zu dem vollen Lichtquell der Sonne, oder ob nach einem thierischen Leben erst das Menschliche in unserm Geschlechte und mit ihm die Ahnung des Göttlichen sich entwickelt habe: so mufs man ihm auf der einen Seite Recht geben; denn „der Anfang und das Ende jeglicher Erscheinung der Menschenwelt verliert sich in unergründlicher Tiefe; — wie den Tag seines Daseins eine doppelte Nacht, also begrenzt ein doppeltes Geheimnifs seine Forschung". Allein es dürfte sich wohl zeigen lassen, dafs eine grofsartige Auffassung der Menschengeschichte zu Ersterem hindrängt und dafs doch viele Thatsachen vorhanden sind, welche dasselbe bestätigen. —

Die äufsere Ausstattung dieses nach so vielen Seiten trefflichen Werks ist sehr gut und der Hr. Herausgeber verdient noch namentlich wegen der ungemeinen Sorgfalt gerühmt zu werden, welche er auf die Korrektur verwandt hat. So darf diese Schrift denn allen gebildeten Freunden der Geschichte des menschlichen Geistes mit vollem Rechte empfohlen werden.

Ludwig Pelt.

---

## VII.

***Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. Von Dr. Albert Hüne (Privatdocenten zu Göttingen). Mit einer Vorrede von A. H. L. Heeren R. d. G. O. u. s. w. Erster Theil. Hannover** 1824., **im Verlag der Hahnschen Hofbuchhandlung** (798 S. 8vo.) **Dess. Werks zweiter Theil, erste Abtheilung. Hannover** 1830. (545 S.)*

Der Verf. rühmlichst bekannt durch sein Werk über die Geschichte des Negersclaven-Handels, hat, wie sich nach dem empfehlenden Vorworte Heerens schon erwarten liefs, nach Maafsgabe der von ihm benutzten Hülfsmittel das Ziel, welches er sich vorsteckte, eine zur Belehrung des gröfseren Publicums bestimmte klare und lebendige Darstellung, glücklich erreicht. Auch hat ihm die scharfe, statistische Abscheidung der Kultur- und Verfassungsgeschichte, wo er mehr originalen Quellen und seinen eigenen wissenschaftlichen Neigun-

gen folgen konnte, Gelegenheit gegeben, der hin und wieder, besonders in den früheren Zeiträumen, trockenen, zerstückelten Regentengeschichte, ein mehr vaterländisches, praktisches Interesse zu geben. Was wir noch sonst in diesem Werke der Auszeichnung werth gefunden, wird im Laufe dieser Anzeige einzeln vorkommen. Dagegen können wir uns nicht enthalten, hier im Allgemeinen den Wunsch zu äufsern, dafs doch immermehr von Seiten der Regierungen die Nothwendigkeit erkannt werde, durch Centralisirung und Eröffnung der Archive den Schriftstellern die Bearbeitung der Landesgeschichten zu erleichtern, damit man in keinem Staate mehr mit Heeren (Vorrede S. IX. B. 1.) sagen könne: „Unsere wichtigsten Urkunden liegen noch gröfstentheils in den Archiven verborgen". Vielleicht kommt ein Theil der vom Verf. begangenen oder vielmehr nachgeschriebenen Irrthümer besonders da, wo es die benachbarten Grenzländer betrifft, auf die Rechnung eines fast gänzlichen Mangels an Forschung in ungedruckten Quellen. Immer würde, auch bei einer gedrängten Uebersicht, die Geschichte der einzelnen nach und nach den Staaten von Hannover und Braunschweig einverleibten Grafschaften, Herrschaften und Stifter durch Benutzung der Archive unendlich gewonnen haben. Band 1. reicht von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1705. als dem Zeitpunkte der Entstehung des Churfürstenthums Hannover und dessen Vereinigung mit Lüneburg. Wir wollen unsre zerstreuten Bemerkungen an die Reihenfolge der einzelnen Abschnitte knüpfen. *Einleitung:* bis zur Vereinigung und Erhebung der Braunschweig-Lüneburgischen Lande zu einem Herzogthume unter Otto dem Kinde (356 Seiten). Eine natürliche Vorliebe für das Sächsische Alterthum und Lebensprincip, die jedoch nicht so weit geht, um den Zerstörer der Altsächsischen Freiheit Karl den Grofsen in seiner wahren Gröfse zu verkennen, (wobei wir es jedoch für übertrieben halten zu sagen: „Auf sein „Wort erhoben sich ... Klöster und Kirchen ... Einem „rollenden Schneeball gleich schritt jetzt die Cultur un„aufhaltsam und mit mathematischen Progressionen zu„nehmend durch die Sächsischen Gaue dahin" S. 122.), hätte den Verf. nicht hindern sollen, je in Beziehung auf seinen Gegenstand die so merkwürdigen Grenzverhältnisse der Franken und Sachsen und namentlich die Berührungspuncte des benachbarten Hessenlandes (etwa nach Anleitung Wenck's, Schmidt's u. s. w.) näher zu betrachten. Wie kommt Ida, Tochter Theodorichs, Herzogs der Ripuarier oder Ostfranken dazu, zur Zeit Karls des Grofsen Stifterin des Klosters Hersfeld im Hessischen genannt zu werden (S. 128.), welches schon unter Pipin durch einen Schüler des heil. Winfrieds gegründet wurde. Wie wenig kennt der Verf. alle die antifränkischen Vorkehrungen, die Verkümmerung Fränkischer Stifter und Güter zu Gunsten der Sächsischen seit Heinrich I. (den er sonst trefflich würdigt) und noch mehr seit Otto I, welche zuerst die Reaction der Fränkischen Grofsen unter diesem prachtvollen Kaiser erklären. Die S. 200. 230. und 322. genannten Reihen vaterländischer Klöster hätten vielleicht verdient, in Anmerkungen, womit der Verf. ebenso sparsam ist als mit Anführung und Würdigung urkundlicher Stellen, mehr Leben zu erhalten. Die Geschichte Heinrichs des Löwen, worin der Verf. einen trefflichen Vorgänger hatte, ist übrigens der Glanzpunkt dieser Einleitung, welche, wenn man den Endpunkt, das Jahr 1235. bedenkt, wohl als Ur- Vor- oder ältere Geschichte als ein integrirender Theil des Ganzen hätte bearbeitet und bezeichnet werden müssen. *Erste Hauptperiode.* Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Gesammthauses bis zur Entstehung des Churfürstenthums Hannover und dessen Vereinigung mit Lüneburg. Zeitraum von 1235 bis 1705. *Erste Epoche.* Aeltere Landesgeschichte vor den Zeiten der Reformation, von Errichtung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg bis zur Entstehung des Fürstenthums Calenberg 1235 bis 1495. (65 Seiten). Es ist dies die Periode der Entwickelung der Braunschweig-Lüneburgischen Fürstenthümer auf den Trümmern der Herrschaft Heinrichs des Löwen, der Theilungen und innern Streitigkeiten, der Entwickelung ständischer Corporationen, städtischer Innungen und des in diesen Landen nach den Altsächsischen Elementen vorherrschenden Aristokratischen Princips. Der Verf. läfst, wie im ganzen Werke, nach der politischen und Regentengeschichte noch drei abgesonderte Darstellungen der Geschichte, der Landesverfassung und Landesverwaltung, der Landescultur und der allgemeinen Sittengeschichte in statistischer Weise folgen, welches zwar die Uebersicht der Gegenstände (auch in historiographischer Hinsicht das Geschäft der Verarbeitung des gesammten Stoffes) erleichtert, aber keine zur Reproduction des ganzen Organismus geeignete Form gewährt. Wir übergehen die einer nähern For-

schung bedürftigen Momente der Innern oder eigentlichen Landesgeschichte und bemerken auch hier die Vernachlässigung benachbarter, besonders Hessischer Geschichtskunde. S. 378. ist der Thüringsche Erbfolgekrieg hinsichtlich des Antheils, den Albrecht der Grofse daran nahm und der Abtretung der sogenannten Landschaft an der Werra zu kurz und ungenau erzählt, weil der Verf. aufser den vaterländischen Hülfsmitteln nur *Estor elementa juris publici Hassiaci* benutzte. Nirgends (vergl. bes. S. 420. 421.) findet sich eine genügende Nachweisung über die beiläufig-vorkommenden Grafen von Eberstein (auch Dassel) und die Herrschaft Homburg, auch weifs man nicht, was für eine Stadt Homburg im Hessischen bei Gelegenheit der 1445 gegen Dietrich von Mainz gelieferten Schlacht (S. 432.) der Verf. im Sinne hat. Nach der 1400 bei Fritzlar geschehenen Ermordung des zur Deutschen Königswürde designirten Friedrichs von Braunschweig soll einer der Hauptthäter, der Hessische Ritter Friedrich von Hertingshausen von Seiten der Rächer dem schmählichsten Tode geweiht worden sein (S. 420.). Schon aus Gudenus (*cod. dipl. T. IV. p.* 12. u. ff.) hätte der Verf. ersehen können, dafs man sich mit einer Verweisung begnügte. S. 468. zum Jahre 1448, als eine Menge Fürsten und Städte mit einem Heere von 20000 Mann (es waren 2000 Reisige) Gruhenhagen umsonst belagerte, wird ebenso irrig, (vermuthlich nach Rechtmeyer, des Verfs. Hauptquelle) Landgraf Wilhelm von Hessen genannt (ein solcher lebte damals nicht, sondern Ludwig der Friedsame). Zur Erläuterung der 1428 geschehenen merkwürdigen Theilung der Braunschweig-Lüneburgischen Lande, wo der Oheim Herzog Bernhard den Neffen Wilhelm und Heinrich die Theilung überläfst, um sich das Wahlrecht vorzubehalten (S. 425.), hätte wohl die Regel der Altsächsischen Theilung erwähnt werden müssen, vermöge der dem Aeltern die Abscheidung, dem Jüngern die Wahl zustand. Unter die treffenden Bemerkungen über Cultur und Landwirthschaft des Mittelalters kann man rechnen, wie die Klöster zwar zur Erweiterung und Verbesserung des Ackerbaues und der landwirthschaftlichen Gewerbe, aber deshalb nicht directe zur Verbesserung des Standes der Bauern wirkten, deren Leibeigenschaft erst seit dem Aufkommen der Städte gemildert wurde (S. 549 u. ff.). In kritischen Fällen waren hier, wie in Hessen, die Städte, nicht die Ritter die Stütze der Fürsten und der Anker ihrer Rettung (S. 364. 365.); man findet dagegen (was dem Verf. entgangen) besonders an den Grenzen dieser Länder und in den neugewonnenen Landschaften im ganzen Mittelalter Ritterfamilien, die zwischen Braunschweig-Lüneburg und Hessen schwankend oft eine beiden Fürstenthümern nachtheilige Unabhängigkeit handhabten. Wenn der Verf. (S. 588.) in Hinsicht der Städte (die fast Alles ihrem eigenen Eifer verdankten) den Fürsten gegenüber selbst bemerkt, dafs die Triebfedern landesväterlicher Fürsorge für dieselben meistens Eigennutz oder Noth waren, so scheint ihm doch anderwärts die zum Verständnifs unsrer Deutschen Geschichte so nöthige (bei Joh. v. Müller so musterhafte) Anerkennung der innern Elemente des Bürgerthums und des städtischen Regiments abzugehen; daher die Darstellung der Unabhängigkeitskämpfe Braunschweigs und andrer freien Städte seines Vaterlandes nirgends genügt. Bei einer solchen (unhistorischen) Hinneigung zum reinmonarchischen, als dem siegreichen Princip, (wie sich auch in der Darstellung S. 628. 629. zeigt), mufs freilich Manches als Mifsverhältnifs, als störende Ausbildung einer isolirten Freiheit erscheinen, was umgekehrt bei einer andern Wendung oder Moderation der fürstlichen Obergewalt in der That als ein herrliches naturgemäfses Element einer guten Verfassung erschienen wäre. Merkwürdig und vielleicht für einen fürstlichen Kanzler schreckend (auf dem Papier) ist freilich die von der, zwischen zwei Fürstenhäusern strittigen Lüneburgischen Landschaft 1392 zu Celle mit den Herzögen Bernhard und Heinrich geschlossene *Friedesate*, wodurch sich die drei Stände, besonders die Städte (gegen 50000 Mark Lüneburgischer Pfennige) unabhängige Justiz in dieses Bundes Sachen und die Unantastbarkeit von acht Satesleuten als Garants der Constitution verschafften.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 13.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. Von Dr. Albert Hüne.*

(Schluſs.)

Aber statt diese einen tiefen Blick in die innern Verhältnisse gewährende Erscheinung aus einem wohl motivirten innern Bedürfniſs oder aus der Analogie anderer Staaten näher zu erläutern: (auch in Hessen wurde 1509 urkundlich, aber ebenso wenig für die Dauer in der Wirklichkeit ein ganz unabhängiger landständischer Verein geschlossen, der besonders bei Streitigkeiten und Theilungen der Fürsten das Fürstenthum ganz d. h. in seiner Integrität erhalten sollte), zieht der Verf. die neueste Spanische Constitution zur Vergleichung herbei und setzt hinzu: „Verfassungen dieser Art sind einem „unaufhörlich glimmenden Brande, in einen Haufen Stroh „geworfen, zu vergleichen. Bei ihnen ist die Ruhe der „Völker (!) fast noch mehr gefährdet, als bei dem ent„schiedensten Despotismus". *Zweite Epoche.* Geschichte der gesammten Braunschweigischen und Lüneburgischen Lande während und nach der Reformation von Entstehung des Fürstenthums Calenberg bis zur Erlangung der Churwürde und Vereinigung mit Lüneburg 1495—1705. Ein an Begebenheiten, geistigen und physischen Umwälzungen reicher, aber vom Verf. vermöge seines Plans oder aus Mangel näherer innerer Kunde zu flüchtig behandelter Zeitraum. Besonders hätten die Einwirkungen der Reformation und der Gegensatz zwischen dem von trefflichen Regenten (Julius und Heinrich Julius) regierten Braunschw. Wolffenbüttelschen und dem Calenbergischen oder Hannoverschen Lande (welches der Verf. überhaupt vorzugsweise berücksichtigt) wohl mehr verdient hervorgehoben zu werden. Von den Verbindungen Erichs I. und besonders seiner ausgezeichneten Gemahlin Elisabeth mit Landgr. Philipp von Hessen, welcher den gröſsten Einfluſs auf die Reformation dieser Lande hatte, scheint dem Verf. nichts bekannt zu sein, (Erich II. war in seiner Jugend mit einer Tochter Landgr. Philipps verlobt, die nachherige Heirath mit der ältern unfruchtbaren Sidonia von Sachsen, bei der Elisabeth nicht ohne Schuld war, hatte die nachtheiligsten Folgen); auch die in ihren Folgen so wichtige Hildesheimer Fehde ist nicht gehörig gewürdigt (S. 645.); von der Herrschaft Plesse glaubt der Verf. (nur den *origg. guelf.* und einheimischen Schriftstellern folgend) sie sei nur zum Theil von Hessen, gröſstentheils von Braunschweig zu Lehn gegangen (S. 639.). Wie besonders der Wohlstand der Städte durch den verderblichen dreiſsigjährigen Krieg gänzlich zerrüttet worden, hat der Verf. richtig bemerkt, aber bei Gelegenheit der Verschönerung der Residenzstadt Hannover (S. 693.) gleichzeitig mit dem Todesstoſs, den Georg Wilhelm 1651 den Landständen gab (er traf die Verfügung, daſs kein Landtagsabschied, der einen Vertrag zwischen Regenten und Landschaft enthielt, mehr verabfasset, sondern der Beschluſs durch eine fürstliche Resolution bekannt gemacht wurde, *welches dann von dieser Zeit an immer geschah*) sind demselben wohl diejenigen Betrachtungen entgangen, welche sich in solchen Umständen dem philosophischen Beobachter aufdringen. Auch läſst sich mit dieser Einengung gesetzmäſsiger landständischer Wirksamkeit und andern im Laufe der folgenden Geschichte auffallenden Thatsachen das vorzügliche Lob nicht reimen, was der Verf. in der Einleitung seiner Geschichte der Repräsentativverfassung des Königreichs Hannover als seit Jahrhunderten bestehend ertheilt (S. 20.). Sehr belehrend sind auch hier in drei verschiedenen Abschnitten angehängten historisch-statistischen Notizen, namentlich über Bergbau und Fabriken und Landesökonomie überhaupt. Auch können wir es nur billigen, daſs in der Geschichte der Landesverwaltung ausgezeichneter Staatsmänner erwähnt wird, (wie S. 721. Balthasar Klammers und S. 751. des auch durch den Briefwechsel mit Melanchthon bekannten Mi-

thobius, welche beide in Hessen zuerst sich ausbildeten und von denen der Arzt Mithobius, obgleich fürstlicher Kanzler wie es hier heifst, noch 1567 von Landgr. Philipp consultirt wurde). — Der zweite Theil dieses Werks enthält von der zweiten Hauptperiode des ganzen Werks (der Geschichte der Braunschweig-Lüneburgischen Lande seit ihrer Erhebung zum Churfürstenthum und der Braunschweig-Wolffenbüttelschen seit Anton Ulrichs Regierung bis auf unsere Zeiten) die erste von 1698 bis 1814 reichende Epoche (so dafs also der Verf. dem folgenden Band eine ganz ausführliche Geschichte der neuesten verhängnifsvollen Zeit widmen kann). Die trefflichen Regenten des Hannöverschen Landes in dieser Periode von Georg I. bis auf Georg IV. sind hier in fliefsender Darstellung auf eine ihrer würdige Art geschildert (weniger ausführlich die Braunschweigischen Herzöge, so wie wir auch zu Braunschweig-Wolffenbüttel bei der Angabe der Gelehrten und Dichter aufser Lessing eine ganze Reihe trefflicher Schriftsteller vermifst haben). Besonders anziehend sind die Einzelnheiten des Ueberganges des Hauses Hannover zur Englischen Königswürde. Auch ist der Geschichte von Bremen und Verden durch gehörige Einschaltung hier ihr Recht geschehen, (was bei den frühern Erwerbungen von Lauenburg, Hadeln, Diepholz, Hoya u. s. w. dem Verf. entgangen ist). Dafs der Verf. in einem den königl. Grofsbrit. Hannöverischen Staats- und Kabinetsministern gewidmeten Werke bei allem Bestreben „sich auf einen möglichst freien Standpunkt zu stellen" über die Verbindung des Deutschen Landes Hannover mit England, über die neuesten Capitulationen und Invasionen u. s. w. sich nicht mit dem Feuereifer eines Berlepsch ausdrückt, war wohl zu erwarten; wie denn auch bei allen Mifsgriffen neuerer Zeit die ein Jahrhundert dauernde consequente Wirksamkeit des Hannöverischen Ministeriums, vergleichbar den Senaten der ruhmwürdigsten Freistaaten, unsre Bewunderung verdient. Aber aufser der Art, wie hier des gepriesenen (Bd. 1. S. 1 ff.) Vaterlandes Erhebung zum Königreich (S. 257.) mit demselben Recht, mit welchem Napoleon die Königreiche Baiern, Sachsen und Würtemberg erschuf) eingeführt oder gerechtfertigt wird, schien uns besonders die Stelle mifslich, wo der Verf. über das Geschrei der Völker nach Constitution in Beziehung auf den Deutschen Bund spricht (S. 254. „und so kann man auch „die *Nachgiebigkeit* der Regierungen in den Deutschen „Bundesstaaten begreifen, mit welcher dieselben im 13ten „Artikel der Bundesacte ihren Völkern eine landständi„sche Verfassung zusicherten"). Uebrigens enthalten die statistischen Abschnitte dieses zweiten Bandes abermals eine Menge interessanter Bemerkungen über Landesökonomie und Sittengeschichte, wenn wir gleich die Notizen über den Hofstaat der Churfürsten (bis auf den Hofstrumpfmacher u. s. w.) als Excerpte aus Hof- und Addrefskalendern, aus einer Landesgeschichte, wenigstens aus dem Text derselben hinweggewünscht hätten, und auch in der Anspielung auf modernen Luxus die Sopha's, Kanapee's, Divan's, Ottomannen, Büreau's und Secretair's etwas auffallen. (Die vollen Busen und *posteriora* S. 465. 621. Bd. I. wollen wir deswegen niemanden verleiden, aber nur zu S. 519. und 537. Bd. II. bemerken, dafs die Anecdote von dem Braunschweigischen Theaterhelden Rüdel, der 1718 in der einen Hand eine Schlackwurst, in der andern ein Glas Mumme haltend öffentlich auftrat, zweimal vorkommt). An Druckfehlern, besonders hinsichtlich der in einem geschichtlichen Werke so wichtigen Zahlen, sind beide Bände nicht arm; auch möchten hinsichtlich der sonst anziehenden Schreibart eine Menge allzuflüchtiger Stellen (Bd. II. S. 20. wird von Karl I. gesagt: „Sein beson„ders von dem berühmten Cromwel und seiner Parthei „ihm gewordenes trauriges Schicksal, als Verbrecher „öffentlich hingerichtet zu werden, konnte Karl II. sei„nen Sohn nicht abhalten, in die Fufstapfen seiner Vor„gänger zu treten"), eine zweite Ausgabe nöthig machen, der wir eine tüchtige aus archivarischen Quellen geschöpfte Beigabe und jegliche Unterstützung der Regierung wünschten.

Rommel.

---

## VIII.

***Handbuch der Geschichte des Mittelalters von Dr. Friedrich Rehm. Dritter Band. Das Zeitalter der Kreuzzüge. Erste Abtheilung. Allgemeine Geschichte und Geschichte des Abendlandes. Mit vierzehn Stammtafeln. Cassel 1831. Bei J. Chr. Krieger. gr. 8.***

Es gehört mit zu den beachtenswerthen literarischen Erscheinungen der beiden letzten Decennien, dafs die Geschichte des Mittelalters mit einer gewissen Vorliebe

von den Deutschen Historikern bearbeitet worden ist. Nicht allein die Geschichten einzelner Zeitabschnitte, Völker und Personen der mittlern Zeit wurden in zahlreichen Schriften von gründlichen und talentvollen Männern ans Licht gestellt, sondern auch mehrere Werke, welche das gesammte Mittelalter behandelten, gaben von der alles umfassenden Deutschen Gelehrsamkeit glänzende Beweise. Unter diesen allgemeinen Werken der Geschichte des Mittelalters verdient das Handbuch von Rühs eine ehrenvolle Stelle, wegen der eifrigen Forschung, womit es abgefafst ist, weniger aber in Rücksicht der Anordnung. Schlosser unternahm die fast über die menschlichen Kräfte gehende Arbeit, den ungeheuern historischen Stoff in den Quellen noch einmal selbst zu sichten und zu prüfen, gewann durch dieses gründliche Verfahren unzählige neue Resultate, brachte Verbindung in die vor ihm fast nur isolirt behandelten Völker und regte durch eine Menge Winke auf zu historischen Forschungen. Leo behandelte die mittlere Geschichte von dem philosophischen Standpuncte nach der geistigen Entwicklung der Völker, oder nach den Richtungen, durch deren Gegeneinanderwirken und Eingreifen in das Leben der einzelnen Völker die Staaten der neuern Zeit und der sie beherrschende Geist gebildet worden sind. Abweichend von diesen Behandlungsweisen der mittlern Geschichte ist die, welche Hr. Rehm in seinem Handbuche der Geschichte des Mittelalters gewählt hat. Von diesem Werke ist der erste Band Marburg 1821, der zweite ebendaselbst 1824 erschienen: die Geschichte wird darin bis zum Jahre 1073 geführt: daneben ist eine kürzere Darstellung desselben Zeitraums von demselben Verf. erschienen unter dem Titel: Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, Marburg 1826. Der vorliegende Band, welcher die Geschichte der Kreuzzüge und des Abendlandes bis zum Ende des 13ten Jahrhunderts umfafst, soll als Fortsetzung der beiden frühern Arbeiten gelten, defshalb hat der Verf. (wie er sich in der Vorrede S. VI. ausdrückt) zwischen zu grofser Ausführlichkeit und compendiarischer Kürze die Mitte zu halten gesucht. Die zwischen diesem Bande, welcher sich als zweiter unmittelbar an das Lehrbuch anschliefst, und dem zweiten Bande des Handbuches noch gebliebene Lücke verspricht er zunächst durch eine neue und etwas ausführlichere Bearbeitung der Geschichte des Orients unter den Abbassidischen Chalifen, den Makedonischen Kaisern u. s. w. auszufüllen und dann die Geschichte des Orients während des Zeitalters der Kreuzzüge, der Seldschukenherrschaft und des ersten Mongolischen Eroberungszugs folgen zu lassen.

Das Eigenthümliche der Behandlungsart der Geschichte, welche Hr. Rehm gewählt hat, besteht aber im Folgenden: das Mittelalter wird in Perioden getheilt, jedem Zeitalter gehen die allgemeinen Begebenheiten voraus, dann folgen die Geschichten der einzelnen Völker. Die Grundsätze, die den Hrn. Verf. zu dieser Methode bestimmten, finden sich in der Propädeutik, welche im ersten Bande der Geschichte vorausgeschickt ist, entwickelt. Da Hr. R. in dem Werke die doppelte Absicht verfolgte, eine getreue, klare, so viel als möglich vollständige Darstellung der mittlern Geschichte zu geben, wie auch ein tieferes wissenschaftliches Studium derselben zu befördern, so ging er nicht nur in eine etwas ausführliche Erzählung der Begebenheiten und in die Entwicklung der Staaten und der Kirche ein, sondern er fügte auch eine sehr vollständige Aufzählung der Hauptquellen hinzu, so dafs sein Werk in dieser Rücksicht vor den übrigen über denselben Gegenstand sich vortheilhaft auszeichnet: in der Anführung der Hülfsschriften aber gibt das Buch weniger vollständige Nachweisungen, indem selbst wichtigere Werke, wie z. B. Stenzel's Geschichte Deutschlands unter den Fränkischen Kaisern, *Capefigue's histoire de Philippe-Auguste etc.* sich nicht angegeben finden.

Gleichweit entfernt von der Sucht nach Neuem zu haschen oder durch Polemisiren die Verdienste seiner Vorgänger schmälern oder verdunkeln zu wollen, begnügte sich Hr. R. eine auf kritische Forschung in den Quellen gestützte Geschichte zu geben, ohne sich auf das so anziehende Feld der Hypothesen zu wagen. Nur dann wurden verbesserte Unrichtigkeiten der Vorgänger in den Noten erwähnt, wenn eine Vertheidigung der Verbesserung nothwendig erschien. Es verdient eine besondere Anerkennung, dafs vorzüglich in der Chronologie, welcher grofse Aufmerksamkeit gewidmet ist, nicht wenige Berichtigungen gegeben worden sind.

So sehr Ref. die guten Seiten des Buches, gründliche, unparteiische, gelehrte Behandlung der Geschichte, anerkennt, so scheint ihm doch die Anordnung des historischen Stoffes und die Art und Weise der Darstellung nicht die passendste und gelungenste: in wiefern dieses von der vorliegenden ersten Abtheilung des drit-

ten Bandes behauptet werden kann, soll im Folgenden näher dargethan werden.

Diese erste Abtheilung zerfällt in zwei Capitel, wovon das erstere die allgemeine Geschichte begreift, das andere aber die Geschichte der einzelnen Hauptstaaten des Abendlandes. Die allgemeine Geschichte handelt in acht Abschnitten ab: das Papstthum, die Kreuzzüge und die christlichen Herrschaften im Morgenlande, die geistlichen Ritterorden mit der frühern Geschichte Preußens und Liflands, die Veränderungen in dem bürgerlichen Zustande Europa's während der Zeit der Kreuzzüge, in welchem Abschnitte Ritterthum, freie Städte, Bauernstand, Literatur und Kunst besprochen werden. In einer gleichen Anzahl von Abschnitten oder Paragraphen werden im zweiten Capitel die Geschichte der Hauptstaaten des Abendlandes erzählt und ihre Verfassung dargestellt in dieser Reihenfolge: Deutschland mit Italien, die Republiken Venedig, Genua und Pisa, Frankreich (bis S. 593.) die Brittischen Inseln, die christlichen Staaten auf der Pyrenäischen Halbinsel, die Scandinavischen Königreiche, die Slawischen Staaten und zuletzt Ungarn. Vierzehn Stammtafeln von den christlichen Königsfamilien während der Zeit der Kreuzzüge sind als Anhang beigegeben.

Wenn auch die Geschichte der Kreuzzüge und der christlichen Herrschaften im Morgenlande nebst der damit eng zusammenhängenden Errichtung der geistlichen Ritterorden von der abendländischen Geschichte abgesondert erzählt werden kann, — zumal ja auch die mit den Kreuzzügen noch enger verflochtene Geschichte der Mohamedanischen Staaten getrennt gegeben wird — so hält Ref. doch die Trennung der Geschichte des Papstthumes von der abendländischen Kaisergeschichte in einem solchen Handbuche für ganz unstatthaft, indem ihre mannichfaltigen Berührungen sich so einander durchdringen, daß entweder dieselben Darstellungen wiederholt werden müssen, oder eine höchst mangelhafte Geschichtsentwicklung entsteht. Zwar hat der Hr. Verf. mit vieler Kunst diesen Mißverstand zu vermeiden gesucht, indem er nur das höchst Nothwendige von der Geschichte der abendländischen Staaten bei dem Papstthume angibt, und umgekehrt bei der Geschichte der R. Kaiser und der abendländischen Königreiche nur das zum Verständniß des Zusammenhanges Unentbehrliche von den Verhältnissen zu dem Papsteme einflicht: allein die Folge davon ist ein unvollkommenes Bild auf beiden Seiten sowohl vom Papstthum als auch von der weltlichen Macht, da beide Gewalten, die sich tausendfältig feindlich und freundlich berührten und einander durchdrangen, nur durch eine gemeinsame, zusammenhängende Darstellung können gehörig gefaßt und gewürdigt werden. Man braucht in dem Buche z. B. nur die Geschichte der Päpste Gregor VII., Urban II., Paschalis II. mit der Geschichte der Kaiser Heinrich IV. und Heinrich V., oder die Darstellung des Papstes Alexander III. mit Kaiser Friedrich I., oder des Papstes Innocenz III. mit den Kaisern Philipp und Otto IV. und den übrigen damaligen abendländischen Königen zusammenzuhalten: man wird Wiederholungen auf Wiederholungen, daneben viele Hinweisungen auf frühere Darstellungen finden, und daher nicht eine deutliche und genaue Darstellung von den Verhältnissen erhalten, welche man doch mit wenigern Worten hätte geben können, wenn die Anordnung des historischen Stoffes anders getroffen worden wäre.

Was die historische Darstellung an und für sich betrifft, so ist die einfach, natürlich und klar: es scheint sich der Hr. Verf. mit Absicht von allem Redeprunk fern gehalten und verschmäht zu haben, durch öftere philosophische Betrachtungen und Urtheile die nüchterne Erzählung zu heben. Ob diese Darstellungsweise für eine Geschichte des Mittelalters, welche nicht in compendiarischer Kürze erzählt werden soll, — wie in der Vorrede erklärt ist — die richtige ist, darüber mögen die Urtheile und Ansichten der Historiker sehr getheilt sein, je nachdem dieselben die Geschichte einzig und allein als Studium einer Wissenschaft, oder als lehrreiches Bildungsmittel betrachten. Weniger aber scheint dem Ref. zu entschuldigen — was vielleicht von Andern als das Vorzüglichste des Buches angesehen wird — daß die Menge der aufgenommenen Thatsachen viel zu groß ist. Daher mag es denn auch kommen, daß bei der gedrängten Darstellung die bedeutendsten Begebenheiten und wichtigsten historischen Personen nicht scharf genug gezeichnet und hervorgehoben sind, sondern in der Menge von Namen und Angaben, welche ermüden, sich verlieren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 14.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

*Handbuch der Geschichte des Mittelalters von Dr. Friedrich Rehm. Dritter Band. Erste Abtheilung.*

(Fortsetzung.)

Selbst in einer allgemeinen Geschichte müssen die Hauptpersonen, wenn ihre Geschichte Interesse einflößen soll, nicht blofs als Gerippe ihrer nackten Thatsachen erscheinen, sondern in der Fülle des Lebens mit Fleisch und Blut und Seele. Nebenpersonen brauchen nur mit schwachen Umrissen gezeichnet zu sein und können in den Hintergrund gestellt werden, ohne dafs die Lebendigkeit der Darstellung oder das Verständnifs darunter leidet. Erwähnungen von Personen, Begebenheiten, Orten, welche zur Entwicklung der Hauptbegebenheiten oder zum Verständnifs der Handlungsweise der Hauptpersonen nicht durchaus nothwendig sind, müssen wegbleiben, damit nicht die Uebermenge des Minderwichtigen dem, worauf es hauptsächlich ankommt, im Lichte steht. Wenn diese Grundsätze als gültige angenommen werden, so ist oft im Buche des Hrn. R. zuviel gegeben: so wird z. B. S. 294. in der Geschichte des Kaisers Heinrich IV. nach dem Ausbruche des Sachsenkrieges erzählt:

„Heinrich zwischen erbitterten Feinden und zweideutigen Freunden stehend, hatte sich nicht allein gezwungen gesehen (15. Aug. 1073.) den Prinzen Magnus, welcher sofort zum Besitz des Sächsischen Herzogthums gelangte, frei zu geben, sondern auch durch die Erzbischöfe von Mainz und Köln Unterhandlungen mit den Sachsen zu Gervey (24. Aug.) anknüpfen und eine Zusammenkunft von Fürsten beider Partheien zu Gerstungen (20. Oct.), deren Ausgang er in Würzburg abwartete, veranstalten zu lassen. Der Friede kam nicht zu Stande; denn obgleich Rudolph die ihm angebotene Krone ausgeschlagen hatte, so beschuldigte doch bald nachher Regenger, ein Vertrauter Heinrichs, diesen öffentlich eines Mordanschlags gegen den Schwabenherzog und gegen Berthold von Kärnthen. Mit Mühe besänftigte der König bei einer Unterredung in Oppenheim den Unwillen der von Siegfried zu einer allgemeinen Versammlung nach Mainz berufenen Fürsten und erbot sich durch das Gottesurtheil des Zweikampfs, welchen Ulrich von Cosheim mit Regenger bestehen werde, von dem Verdacht zu reinigen. Regenger's plötzlicher, schauderhafter, für ein Zeichen seiner Schuld gehaltener Tod vereitelte den Zweikampf. Vergebens baten (Anf. 1074.) die beiden als Unterhändler dienenden Erzbischöfe die Sachsen nochmals zu Corvey von der Belagerung der königlichen Burgen abzustehen; es wurde vielmehr eine Zusammenkunft in Fritzlar (auf die Woche nach Mariä Reinigung, d. i. 2. Febr.) verabredet, welcher persönlich beizuwohnen man den König aufforderte. Mit einem kleinen Heere, welches sich durch Plünderung in der Umgegend verhafst machte, langte Heinrich (27. Jan.) zu Hersfeld an. Bei 40000 Sachsen waren auf dem rechten Ufer der fest zugefrorenen Werra gelagert. Hartwig mufste die unter denselben herrschende Stimmung erforschen, vier Bischöfe begaben sich als Unterhändler zu ihnen und die Weigerung der Seinigen gegen die Sachsen zu streiten, zwang den König die vorgeschlagenen Bedingungen (2. Febr.) anzunehmen. Er versprach die von ihm erbauten Truzburgen niederreifsen zu lassen, dem Nordheimer [dessen Ankläger Egino vor kurzem (1073) als Räuber ergriffen und von seinen Landsleuten geblendet, jetzt sein Brod vor den Thüren bettelte], Bayern und allen andern Grofsen die ihnen entzogenen Güter zurückzugeben" u. s. w. Mit ähnlichen genauen Angaben wird bis S. 297. die Zerstörung der Harzburg durch die Sachsen und deren endliche Unterwerfung unter Heinrich's eisernen Scepter erzählt.

Wenn auch anerkannt werden mufs, dafs bei dieser Behandlungsart der Geschichte in einen beschränkten Raum eine Menge Thatsachen zusammengedrängt wor-

den sind, so wäre es doch nach dem Zwecke des Buches, eine möglichst vollständige Darstellung der Begebenheiten ohne Eingehung ins Einzelne zu geben, schon hinreichend gewesen, über diesen Sachsenkrieg mit Weglassung vieler nicht durchaus nothwendigen Namen und vergeblichen Unterhandlungen nur in einigen Sätzen die Stimmung des Königs, der Fürsten und der Sächsischen Nation zu schildern und die wichtigsten Vorfälle und deren Folgen hervorzuheben. Dagegen hätte der für Heinrich's IV. wie für Gregor's VII. Charakter gleich wichtige Auftritt in Canossa, wo ersterer die Lossprechung vom Banne erhielt, eine ausführlichere Erzählung verdient, als S. 298. in der Kaisergeschichte gegeben ist mit den wenigen Worten: „die theuer erkaufte Demüthigung zu Canossa (25—28. Jan. 1077.) konnte seine Lage um so weniger verbessern". — Auch in der Geschichte des Papstthums S. 13. sind nur einige Zeilen darüber gegeben: „Heinrich (eilte) in fast beispiellos kaltem Winter auf beschwerlichem Wege nach Italien und erbettelte gleichsam durch die tiefste Erniedrigung eines Büfsers in Canossa (25—28. Jan. 1077.) bedingte Lossprechung von dem Banne, nicht aber Entscheidung der Streitsache".

Auch veränderte Richtungen in der Zeit sind gewöhnlich nicht scharf genug hervorgehoben. Zwar ist nicht versäumt darauf hinzuweisen, allein da zugleich auch nebenbei auf vieles andere hingewiesen wird, so geht der Eindruck verloren. Besonders bemerklich ist dieses in der Geschichte der Päpste, die zwar immer ein bestimmtes Ziel verfolgten, die Wege und Richtungen aber, die eingeschlagen wurden, um dieses Ziel zu erlangen, änderten sich: selbst das Steigen und Fallen der Hierarchie steht damit in enger Verbindung. Die Gründe dieses Wechsels, dieser verschiedenen Richtungen nach demselben Ziele, nachzuweisen oder wenigstens anzudeuten, durfte in vorliegendem Buche um so weniger übergangen werden, als der Hr. Verf. es sich zur Aufgabe gemacht hat, neben der äufsern Geschichte zugleich die innere Entwicklung der Staaten und der Kirche zu schildern. In einzelnen Fällen ist dieses auch auf eine vortreffliche Weise geschehen, wie z. B. bei der Gelegenheit, wo der Hr. Vf. (in der Geschichte des Papstthums S. 21—23.) auf die Wichtigkeit und Folgen des Wormser oder Calixtinischen Vertrags hinweist: aber in der Kaisergeschichte, wo derselbe Vertrag von nicht geringerer Wichtigkeit ist, wird S. 302. leicht darüber weggegangen, und auf die frühere Darstellung verwiesen, die doch eigentlich nur in Beziehung auf das Papstthum gegeben ist. Ungeachtet die mannichfaltigen Berührungen, in denen der thätige Innocenz III., wohl der gröfste aller Päpste, zu den Herrschern der abendländischen Reiche stand, von S. 37—44. gut zusammengestellt sind, so vermifst man doch am Schlusse seiner Geschichte einen Ueberblick dessen, was er zur Erhöhung und gewissermafsen zum Culminiren der päpstlichen Macht gethan hatte. Besonders hätte auf sein Bestreben, alle abendländischen Reiche dem päpstlichen Stuhl lehnspflichtig zu machen, hingewiesen werden müssen.

Die Geschichte der Kreuzzüge und des Königreiches Jerusalem ist auf 130 Seiten zusammengedrängt: dessen ungeachtet wird man nicht ein wichtiges Factum, nicht einen bedeutenden Namen vermissen. Auch die Verfassung und Einrichtung des Königreiches Jerusalem ist ziemlich ausführlich besprochen: und in Rücksicht der Chronologie sind hie und da Berichtigungen der frühern Bearbeiter der Geschichte der Kreuzzüge gemacht worden. Hinzugefügt ist eine Geschichte von Cypern bis zum J. 1510. und von Armenien bis 1371, als Reste der christlichen Herrschaft im Morgenlande. Die Behandlung der geistlichen Ritterorden ist im Verhältnifs der überaus kurzen Darstellung der Kreuzzüge offenbar zu weitläuftig ausgefallen. Auch die Geschichte der Johanniter geht über die Zeit der Kreuzzüge bis auf das J. 1530., wo sie Malta erhalten und zu der Geschichte der Deutschritter und Schwerdtbrüder wird die frühere Geschichte Preufsens und Liflands hinzugefügt: am Schlusse des Abschnittes wird auch ganz kurz der geistlichen Ritterorden in Spanien und Portugal Erwähnung gethan. Was aber S. 272—279. über Ritterthum, Freie Städte und Bauernstand gesagt wird, ist allzu ungenügend. Diese drei Puncte hätten eine weitere Bearbeitung verdient als die geistlichen Ritterorden. Ueber Literatur und Kunst ist zwar auch gedrängt, aber doch mehr in den eigentlichen Gegenstand eingehend gesprochen.

In der Geschichte der einzelnen Hauptstaaten des Abendlandes hat das heil. Römische Reich Deutscher Nation wie billig die erste Stelle und die ausführlichste Darstellung erhalten: die Geschichte des Königreiches beider Sicilien mufste nothwendig damit verbunden werden, seitdem die Hohenstaufischen Kaiser ihr Hauptaugenmerk auf die Behauptung dieser reichen Besitzungen richteten. Vorzüglich gelungen und unpar-

tüsch ist die so sehr schwierige Geschichte Friedrichs II., worin auch nicht versäumt ist den innern Einrichtungen und Gesetzen dieses Kaisers besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die Resultate der Zeiten der Kreuzzüge für die äussern und innern Verhältnisse des Deutschen Reiches sind von S. 465—489. zusammengestellt: wir zweifeln nicht daran, dafs das, was über Reichsstände, Städte, Rechtsquellen und Staatsverfassung gesagt ist, allgemeinen Beifall erhalten wird. Mit Recht hat der Hr. Verf. die Darstellung des eigentlichen Privatrechtes und des kanonischen Rechts nicht mit aufgenommen, indem er sich nur auf den Hauptgesichtspunct, den Staat, beschränkt: auch ist zu loben, dafs keine Darstellung der Fortschritte gegeben, welche die Nation in Kunst und Wissenschaft, Ackerbau und Gewerbe gemacht hat, denn wo über diese Gegenstände nicht mit Ausführlichkeit gehandelt werden kann, werden sie besser ganz mit Stillschweigen übergangen; in einem Handbuche der Geschichte des Mittelalters von dem Umfange des vorliegenden Werkes ist aber kein Raum für solcherlei ausführliche Darstellungen.

Auf die Geschichte des Kaiserthums folgt die Geschichte der Italienischen Republiken Venedig, Genua und Pisa: eine nähere Entwicklung wird von der sehr complicirten Verfassung Venedigs gegeben. Die Geschichten der übrigen Italienischen Freistaaten sind übergangen, da nach dem Plane des Hrn. Verfs. die Specialgeschichten im engern Sinne im Buche ausgeschlossen worden. Das von Hrn. R. ausgesprochene Urtheil über Sismondi's Geschichte der Italienischen Republiken im Mittelalter, dafs es ein über Verdienst gelobtes Buch sei, werden wohl die Geschichtsforscher nicht unrichtig finden.

Der darauf folgenden Französischen Geschichte der Capetinger von Philipp I. bis auf die Thronbesteigung Philipp's VI. werden S. 520. wenige Worte vorausgeschickt, welche treffend den Entwicklungsgang der Französischen Monarchie andeuten: „Einen ganz entgegengesetzten Gang von dem, welchen wir im Römisch-deutschen Reiche bemerkten, nahm besonders in diesem Zeitalter die innere Entwickelung der Verfassung in Frankreich. Ein erblicher Thron wurde hier errichtet, ein Vasallenland nach dem andern mit der Krone vereinigt und der Grund zu königlicher Allgewalt gelegt. Schwierigen Kampf mit den Vasallen kostete es jedoch, ehe es den Königen gelang auch nur einigermafsen dies Ziel zu erreichen und den Stoff der Geschichte machen auch hier gröfstentheils innere Fehden aus".

Wenig befriedigend ist die wichtige Regierung Philipp's II. August dargestellt: auch ist das Hauptwerk darüber von Capefigue nicht benutzt; wenigstens ist es nicht unter den Hülfsschriften aufgezählt. So unrichtig auch Manches in Capefigue's Werk gefafst worden ist, da der Verf. im Sinne einer Partei schrieb, so ist es doch schon wegen der vielen handschriftlichen Nachrichten und der detaillirten Schilderungen von Werth. Die Albigenser-Kriege, welche Hr. R. in die Geschichte Philipp's II. verflochten hat, möchten vielleicht eine passendere Stelle in der Geschichte der Kreuzzüge gefunden haben. Gewann unter Philipp August Frankreich am meisten in diesem Zeitalter an Land, so war die Regierung Ludwig IX. oder des Heiligen am bedeutendsten in Rücksicht der Steigerung des königlichen Ansehens. Obwohl die vorzüglichsten Momente angegeben sind, so hat sie der Hr. Verf. doch allzu kurz gefafst. Da diese Regierung offenbar der Französischen Staatsverfassung eine ganz neue Richtung gab, so mufste den Einrichtungen des heiligen Ludwig eine ausführlichere Beachtung zu Theil werden. Dagegen ist die Darstellung von Philipp's IV. Regierung eine gelungenere und vollständigere zu nennen. Die Unterdrückung des Templerordens ist nur kurz angedeutet, weil sie früher bei der Geschichte dieses Ordens ausführlich mitgetheilt worden. Von S. 583. an ist über die Staatsentwickelung und die Entstehung des dritten Standes nicht nur das dahin Gehörige zusammengestellt, sondern auch ein sehr richtiges Urtheil über die Bedeutung des dritten Standes in Frankreich in damaliger Zeit gegeben: „Die allgemeine Ständeversammlung, unstreitig die Hauptveränderung in Frankreichs Verfassung seit der Erblichkeit des Throns, sollte mehr ein Mittel sein den Einfluss des Königs zu vermehren und den der Vasallen zu schwächen, als Nationalfreiheit zu begründen. Trefflich konnte sie von einem einsichtsvollen Regenten benutzt werden, um in den Bürgern ein Gegengewicht gegen Klerus und Adel aufzustellen, den königlichen Willen als allgemeinen Nationalwillen geltend zu machen und den dritten Stand, selbst in den Vasallenländern, empor an die Krone zu knüpfen. Bei der ganzen Einrichtung des Städtewesens in Frankreich war von dem Emporstreben der Bürger weit we-

Der letzte Abschnitt gibt die Geschichte von Ungarn bis auf das Erlöschen des Arpadischen Stammes. Alles was die Verfassung des Ungarischen Reiches betrifft, hat auch hier eine besondere Berücksichtigung erhalten: nur ist das dahin gehörige nicht wie in der Geschichte der meisten andern Hauptstaaten des Abendlandes am Schlusse des Abschnittes zusammengestellt, sondern an seinem Orte mit in die Geschichte verflochten, wie dieses nahmentlich bei den wichtigen Regierungen von Ladislav I., Kalmany, Andreas II. und Bela IV. geschehen ist.

Wenn auch das Werk von Hrn. R. in Rücksicht der Anordnung und der allzu gleich fliefsenden Erzählung nicht den Beifall des Geschichtschreibers und Geschichtfreundes erhalten wird, so mufs doch der Geschichtkundige und Forscher die Vorzüge des Buches, strenge Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, gründliche und genaue Benutzung und Nachweisung der Quellen, sorgfältige Angaben der Chronologie, eine nach dem Raum des Buches so viel als möglich vollständige Darstellung der Begebenheiten und Staatsverfassungen, anerkennen.

Aschbach.

---

## IX.

***Das Verhältniſs der chemischen Verwandtschaft zur galvanischen Elektricität, in Versuchen dargestellt von N. W. Fischer, Professor der Chemie a. d. Universität zu Breslau u. s. w. Berlin*** 1830. ***In der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung. VIII. und*** 238 ***S.*** 8.

Wenn einem wissenschaftlichen Zweige im Fortgange seiner Ausbildung eine durchgreifende Aenderung der bisherigen Richtung bevorsteht, so giebt sich diese Aenderung nicht selten schon längere Zeit vorher in der Erscheinung einzelner Schriften zu erkennen, die, wenn nicht bereits als Elemente der wirklichen Umgestaltung, doch als Vorboten wenigstens die Annäherung des Eintrittes derselben auf unzweideutige Weise verkünden.

Ref. nimmt keinen Anstand, die vorliegende Schrift in dieser Beziehung zu unserer heutigen Chemie als ein solches Zeichen des sich regenden Bedürfnisses nach einer wesentlichen und befriedigenden Reform derselben ins Auge zu fassen. Die Chemie, wie sie gegenwärtig ist, fordert einen Wendepunct, jenseits dessen sie sich dem Gegenstande ihrer eigentlichen Aufgabe in dem Maafse wieder nähert, als sie ihn in der jetzigen Gestalt ihrer theoretischen Begründungsversuche aus dem Gesichte verloren hat. Dafs sehr vielen Chemikern des Tages die Nothwendigkeit dieser Umgestaltung etwas Fremdes und Widerstrebendes ist, dafs sie Alles, was darauf sich bezieht, so weit als möglich von sich zu weisen trachten, hängt hier, wie überall, mit der Beschränkung der vorhandenen Richtung selbst ange zusammen, die häufig diejenigen, welche an der Spitze des gangbaren Betriebes sich befinden und die da wähnen, dafs die Bewegung von ihnen geführt werde, am stärksten beherrscht und mit sich fortreifst. Sie werden fortwährend in dem Strudel des Widerspruchs umher getrieben, der einerseits gewissenhafte Beachtung und Feststellung der Thatsachen im Studium der Naturerscheinungen mit Recht zur Grundregel macht, andererseits aber gerade dagegen unaufhörlich verstöfst, indem eben die erste und wesentlichste Thatsache des durch die ganze organische und unorganische Natur verbreiteten Lebenstriebes in seiner Einheit völlig unvernommen und unanerkannt gelassen wird. Die physische Welt der Umgebung ist ihnen eine Zusammensetzung einfacher Stoffe und die Natur ein Leichnam, den sie anatomiren und in zahllose Particularitäten zerstückeln, ohne die geringste seiner lebendigen Eigenthümlichkeiten nach ihrer wahren Bedeutung zu verstehen. Wenn sie aber, wie es nicht anders möglich ist, in diesem Körper ein Leben wahrnehmen, so sehen sie es nicht mit dem schlichten Blicke der Angemessenheit als das wirkliche gemeinsame Leben des Geistes und der Natur, sondern als ein Gewirr rein äufserlicher, automatischer Bewegungen, für welche die einseitige Reflexion des Standpunctes dieser ganzen verkümmerten Betrachtungsweise die Triebfedern in vereinzelten Bestimmungen sucht und sie in solche Momente hinein legt, die eine an die Totalität des Lebens einfach hingegebene Anschauung nur als besondere Aeufserungen und untergeordnete Erscheinungen desselben gelten lassen kann.

So wird denn namentlich der Chemismus, diese umfassende, auf dem Uebergangspuncte zwischen der mechanischen und organischen Wirksamkeit stehende Grundform der Naturthätigkeit, von den gröfsten Chemikern unserer Tage, ohne irgend eine Beziehung auf die

Nro. 15.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Handbuch der Geschichte des Mittelalters von Dr. Friedrich Rehm. Dritter Band. Erste Abtheilung.*

(Schluſs.)

In der Geschichte des Spanischen Helden Cid sind die poetischen Ueberlieferungen mit den historischen Datis verschmolzen und die fabelhafte Nachricht, daſs ein Castilianisches Heer unter dem Cid bis Toulouse, gegen des Kaisers Heinrich III. Anmaſsung über Spanien, gezogen sei, hat mehr Beachtung gefunden, als eine der wichtigsten Castilianischen Regierungen dieses Zeitalters, nämlich die des Kaisers Alfonso Raimundez, welchem groſsen Fürsten nur ein mäſsiger Satz zugewiesen worden ist. Ganz unrichtig aber wird die Veranlassung der Eroberung Toledo's durch Alfonso VI. mit folgenden Worten erzählt: „Bei ihm (Alfonso) suchten die Bewohner von Toledo nach dem Tode ihres guten Königs Almanun und dessen ältern Sohnes Hescham Schutz gegen den Tyrannen Jahia und nach mehreren glücklichen Feldzügen eroberte er (25. Mai 1085.) die wichtige Stadt."

In der sehr gedrängten Geschichte der ersten Portugiesischen Könige ist nicht streng geschieden, was ächte oder was verdächtige Urkunden melden. Mit Recht hat sich Hr. R. für die Ansicht erklärt, daſs Portugal anfangs wenigstens dem Namen nach unter Castilianischer Lehnsoberhoheit stand: in der Geschichte des ersten Portugiesischen Königs, Alfonso Henriquez, welche mit so manchen Fabeln ausgeschmückt ist, hätte nicht bloſs die Urkunde über die Schlacht bei Ourique in Zweifel gezogen werden sollen, sondern selbst die Jahresangabe und die Verfügungen der Stände von Lamego hätten einer nähern Prüfung bedurft.

Bei den Skandinavischen Königreichen wird die Geschichte von Dänemark bis auf die Ausstellung der ersten Haandfesteing, von Schweden bis auf das Erlöschen der Häuser Swerker und Bonde und von Norwegen bis auf den Tod des Königs Magnus Lagabäter geführt. Dem Ref. scheint, daſs der Hr. Verf. allzusehr in die ermüdenden Einzelnheiten der vielen innern Streitigkeiten eingegangen ist, was in einem Handbuche doch nicht nothwendig ist. Die Verfassung der Nordischen Reiche ist jedesmal am Schlusse der Geschichte angehängt, zwar gedrängt, aber doch so, daſs keine wesentlichen Punkte übergangen sind. Ueber das Halbwahl-Halberbreich Dänemark, welches in jenen Zeiten des Mittelalters eine aristokratische Gestalt annahm, wird sowohl in Hinsicht der Verfassung als der Gesetzbücher gehandelt: kürzer über die demokratisch-Germanische Regierungsweise in Schweden, wo sich eine geordnete bürgerliche Verfassung bei dem innern Zwiespalt zwischen Sueven und Gothonen und bei dem Streite mehrerer Familien um den Thron nicht hatte bilden können. In Norwegen aber, das ebenfalls in damaliger Zeit durch innere Zerrüttungen in seiner Entwicklung gehemmt und in vier Haupttheile mit besonderer Gerichtsverfassung und eigenem Rechte getheilt war, erhielten sich am längsten und reinsten die freien Germanischen Einrichtungen. Erst unter der Regierung Hakon's VI., der Island und Grönland mit Norwegen vereinigte, und seines Sohnes Magnus VII., des Gesetzverbesserers, erhält das Reich gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts eine bestimmtere und festere Verfassung, welche in Kürze besprochen wird.

In der Geschichte der Slawischen Staaten, welche Böhmen mit Mähren (bis zum König Johann von Luxemburg), Polen und Lithauen (letzteres Land bis zur Vereinigung mit dem erstern) und Rufsland (bis auf die Mongolische Eroberung) umfassen, ist wenig von dem innern Zustand und den Einrichtungen dieser zum Theil erst entstehenden Reiche gesprochen: nur bei Rufsland wird von dem innern Zustande gehandelt, in welcher Weise es auch von den übrigen Slawischen Reichen hätte geschehen können.

einer Ansicht zu erklären, welche der herrschenden ganz entgegengesetzt sei. In der That aber würde mit der Behauptung, dafs die galvanische Kette, während sie die ausgezeichnetste und kräftigste chemische Wirkung in der Wasserzersetzung faktisch darbietet, durchaus keinen andern als eben nur diesen specifischen Erfolg der Oxydation und Desoxydation zu bewirken vermögen, ein solcher Grad des Eigensinns und der Willkühr von der Naturthätigkeit prädicirt, dafs derselbe, je weniger er an sich auf irgend eine Weise zu erklären sein würde, nur noch um so weniger als ein befriedigender Beziehungspunkt zum Behuf der Erklärung anderweitiger Erscheinungen jemals zum Grunde gelegt werden könnte.

So vollkommen wir mit der Tendenz des Verfs. im Allgemeinen einverstanden sind, so wenig können wir daher doch diesen Versuch in seiner speciellen Richtung als genügend betrachten, da er zugleich, wie noch weiter unten anzuführen ist, durch keine der vom Verf. dafür aufgestellten Gründe positiv getragen wird. Und wenn es selbst triftigere Beweismittel, als die beigebrachten, gäbe, so wäre nach unserem Dafürhalten die Aufnahme einer solchen Voraussetzung in das wissenschaftliche System dennoch immer ein gröfseres Uebel zu nennen, als der sonstige Mangel an Erklärung aller der Erscheinungen, welche von dieser Verdunkelung ihr Licht erhalten sollten. Doch ist es ebenso leicht zu übersehen, als zu entschuldigen, wie in der verdienstlichen Absicht des Verfs., auch jedem andern eben sowohl als ihm es begegnen konnte, auf eine gleiche Vorstellung der Sache zu gerathen.

Das Bestreben des Verfs. war, wie gesagt, darauf gerichtet, die Grundgesichtspunkte für die chemischen Erscheinungen von den fremden Beziehungen, unter welchen sie in den heutigen Systemen aufgefafst werden, wieder auf einen angemessenen und natürlichen Gehalt derselben zurückzubringen. Da nun aber die elektrochemischen Ansichten unserer Tage ihren Ursprung vom Galvanismus, den man bekanntlich nach Volta ganz allgemein als eine Wirkung der Elektricität betrachtet, genommen und von da auf den Chemismus fälschlich übertragen waren, so kam es darauf an, zu entscheiden, ob das Falsche blofs in der Unangemessenheit dieser Uebertragung an sich, oder in dem übertragenen Volta'schen Princip selbst läge. Bei der gerühmten Hingebung aber an die Autorität Volta's und seiner Lehre hat der Verf. an die Alternative überhaupt und also auch daran nicht gedacht, dafs bis auf den Volta'schen Standpunkt selbst zurückgegangen werden müsse; er hat die Gültigkeit der Volta'schen Hypothese nicht nur unangefochten gelassen, sondern sie vielmehr selbst als etwas Entschiedenes zur Voraussetzung gemacht, wie schon der Titel des Buches zu erkennen giebt, wo von der *galvanischen Elektricität*, d. h. von der Elektricität, in wiefern sie im Sinne Volta's als Princip des Galvanismus gesetzt ist, wie von einem ausgemachten Faktum, die Rede ist. Unter diesen Umständen blieb natürlich nichts anders übrig, als auf eine entschiedene Trennung des galvanischen und chemischen Processes zu dringen und diese Trennung durch eine möglichst weit getriebene Beschränkung des Galvanismus, im Gegensatze des eigentlichen Chemismus, sowie es durch den Verf. geschehen ist, zu motiviren. Die Darlegungen des Verfs. haben insofern noch das Verdienst, dafs sie auf eine eigenthümliche Weise und gleichsam in der Form einer *deductio ad absurdum* darthun, *dafs* mit dem Festhalten des Voltaismus eine naturgemäfse Ansicht von den Wirkungen des Chemismus völlig zu Grunde gehe, indem der Versuch, sie unter Beibehaltung der Volta'schen Voraussetzungen zu retten, nur auf noch unangemessenere und widerstrebende Hypothesen hinführt.

Um aber statt einer solchen blofs formalen Deduktion einen reell weiter führenden Inhalt der Ansicht und des Wissens vor Augen zu haben, mit dem zugleich ein Maafsstab für die weitere Beurtheilung dieser Schrift verzeichnet sei, so mögen hier vorläufig von Seiten des Referenten nur die folgenden Hauptpunkte zu diesem Behuf in der Kürze ihre Andeutung finden.

Der eigentliche Begriff des Chemismus, in dessen lebendiger Anschauung zuvörderst alle hierher gehörigen Betrachtungen ihren gemeinsamen und festen Beziehungspunkt finden müssen, fällt zusammen mit dem Begriff des allgemeinen Entwickelungsprocesses in der Gesammtmasse des Erdkörpers. Der Chemismus ist eine vom metallischen Urzustande des Planeten sich immer weiter entfernende und zu höheren, aufgeschlossenen Stufen der Ausbildung unablässig fortschreitende Metamorphose desselben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 16.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Das Verhältniss der chemischen Verwandtschaft zur galvanischen Elektricität, in Versuchen dargestellt von N. W. Fischer.*

(Fortsetzung.)

Wird die Gesammtheit des Planetensystems unter dem Bilde einer Pflanze aufgefafst, so entspricht die Sonne, als Centralkörper, dem Stamme, die Erde mit den übrigen Gliedern des Systems den Zweigen und Blättern und die organischen Individuen den Blüthen und Früchten dieser Pflanze. Während ferner die blofs räumlichen, quantitativen Bewegungen der Planeten um die Sonne die äufserlichsten Lebensverrichtungen des Stammes repräsentiren, so stellt der Chemismus in der qualitativen Veränderung der Planetenmasse den Entwickelungsproceſs der Blätter und die Organisation mit ihren Individuen die höchste Stufe des individuellen Blüthenlebens dieser Pflanze dar. Sowie aber in jedem einzelnen Proceſs, da er immer nur als ein Glied im stetig geschlossenen Kreise des Totalprocesses auftritt, ein zwiefaches Bestimmtsein nach den entgegengesetzten Seiten seines Zusammenhanges mit den übrigen Gliedern besteht; wie insbesondere an einer wirklichen Pflanze in dem Processe der Blattbildung die zwiefache Richtung obwaltet, nach welcher einerseits in jedem Blatte die Tendenz, sich für sich bereits zur Blüthe zu gestalten, andererseits eben damit aber auch die entgegengesetzte Tendenz sich geltend macht, welche dem Proceſs der Blüthenentwickelung seinen Fortgang bis zu dieser vom Blatte noch unerreichten Stufe streitig macht, weil es diese Stufe für sich allein zu erreichen trachtet, demselben mithin hemmend und beschränkend entgegenarbeitet und somit zugleich wiederum auch auf das niedere Leben des Stammes und in gleichem Sinne mit demselben zurückwirkt: ebenso ist auch beim Chemismus, in allen Formen und in jedem einzelnen seiner Partialprocesse, diese zwiefach polare Seite der Thätigkeit vorhanden, dafs er einestheils, mit dem positiven Momente der Fortbewegung, die vom niederen Standpunkte der Metallität aufwärts führende Metamorphose in der Form der *Oxydation*, anderntheils jeder Zeit in der entgegengesetzten Richtung des negativen Moments wiederum zugleich auch die rückgängige Annäherung zur Metallität in der Form der *Reduktion* oder *Desoxydation* in sich darstellt. Die Momente des Gegensatzes, welche in der Sphäre der mechanischen Naturthätigkeit nur noch durch ein blofs räumliches Fortstreben vom Centrum und durch ein Zurücksinken (Gravitation) nach ihm hin gegeben sind, werden in der Sphäre des Chemismus auf lebendigere Weise, unter reeller, qualitativer Umbildung der Materie, in den Formen der Oxydation und Desoxydation ausgesprochen. Jene ist ebenso eine Entfernung abwärts: diese ein Zurücksinken und qualitatives Fallen zum Centralpunkt der metallischen Urform, der als Kern der Erde erweislich gleichfalls metallisch ist.

Als diese immanenten polaren Momente werden freilich die Oxydation und Desoxydation in unsern Lehrsystemen der Chemie noch keineswegs betrachtet, sondern die Desoxydation erscheint nur als einseitig accidentelles Ergebniſs des mit der Oxydation irgendwo zugleich stattfindenden Austritts des Oxygens oder sonstigen Oxydationsfaktors; welches aber noch ganz dieselbe befangene Weise der Auffassung ist, mit der in der alten Franklin'schen Theorie die negative Elektricität zu einem blofsen Mangel der positiven herabgesetzt ist. Sowie jedoch hinsichtlich dieses letzteren Punktes die Physik sich bereits zu einer bessern Ansicht bequemt hat, nach der, in Uebereinstimmung mit den über die magnetische Polarität herrschenden Vorstellungen, der Gegensatz wenigstens minder zufällig und bedeutungslos aufgefafst wird: so mufs es noch vielmehr dahin kommen, dafs in der Chemie die Oxydation und Desoxydation als diese von Innen heraus

bedingten Polareffecte behandelt werden, die sich gegenseitig mit Nothwendigkeit fordern und unzertrennlich einander gegenüber stehen, wie das nord- und südpolare Extrem der Magnetnadel, wie die positive und negative elektrische Erregung zweier an einander geriebenen oder sich blofs berührenden Körper; denn eben diese genannten Gegensätze der Elektricität und des Magnetismus sind selbst wiederum durchaus nichts anderes als nur die einseitig untergeordneten Formen, und zwar die äufserlichsten, dieses umfassenden concreten chemischen Gegensatzes der Oxydation und Desoxydation.

Hat man aber auf diesem so eben entwickelten Standpuncte der Anschauung die Orientirung zur angemessenen Beurtheilung der einzelnen Erscheinungen gewonnen, so ist es nicht schwer, zugleich den richtigen Gesichtspunct für die Bestimmung des eigentlichen, hier vornehmlich in Frage gestellten Verhältnisses zwischen dem Chemismus und Galvanismus aufzufinden. Dieser letztere nehmlich, nach seinem wesentlichen Gehalte bezeichnet, ist schlechthin nichts anderes als Chemismus, nur in der untergeordneten Form, dafs die beiden Polareffecte der Oxydation und Desoxydation in ihm noch räumlich an verschiedenen Stellen oder Extremen auseinander gehalten sind, wie es eben auch noch bei der Elektricität und dem gemeinen Magnetismus, (hingegen schon nicht mehr beim Elektromagnetismus) der Fall ist; während sie dagegen im eigentlichen Chemismus in gleichmäfsiger Vertheilung über alle Puncte der Flächen, mit denen die Substanzen chemisch auf einander einwirken, vertheilt sind. Wenn z. B. wäfsrige Schwefelsäure und Zink in chemische Wechselwirkung treten, so wird einestheils der Zink oxydirt; mit der nach dieser Richtung Statt findenden Anregung des Zinks ist aber zugleich auch die andere Polarseite der chemischen Thätigkeit in ihm hervorgerufen, nach welcher er zugleich sich zu desoxydiren oder die Flüssigkeit zu oxydiren strebt und diese Tendenz ist es, in deren Sinn das Hydrogen als brennbare Luft aus der Flüssigkeit hervortritt. Es sind also beide Polareffecte in dem Processe repräsentirt und er ist ein chemischer, in so weit sie beide über die ganze mit der Flüssigkeit in Berührung stehende Oberfläche des Zinks gleichmäfsig vertheilt sind, so dafs es scheint, als würde der Zink in allen Puncten dieser Fläche oxydirt und als würden zugleich in allen diesen Puncten die Gasbläschen des Hydrogens entbunden. So wie aber der Zink an verschiedenen Stellen durch eine mehr oder minder rauhe Oberfläche, durch eine gröfsere oder geringere Dichtigkeit der Masse oder auf irgend eine andere Weise eine Differenz darbietet, vermöge deren die Oxydation auf der einen und die Desoxydationstendenz auf der andern Seite vorzugsweise begünstigt wird, so erhält der Verlauf den Character des galvanischen Processes, indem nun die Polareffecte örtlich gesondert erscheinen, die Oxydation überwiegend auf der mehr oxydablen, die Desoxydation in der Form der Luftentwickelung auf der minder oxydablen Seite des Metalls. Dieser galvanische Charakter tritt daher um so bestimmter hervor, je gröfser die Differenz auf beiden Seiten des Metalls ist und er wird am kräftigsten ausgesprochen, wenn man der Flüssigkeit ein Metallstück darbietet, das aus zwei durch innigen Contact vereinigten und nach den verschiedenen Graden ihrer natürlichen Oxydabilität möglichst differenten Metallen besteht, wie namentlich der Fall ist, wenn es zur Hälfte aus Zink und Platin zusammengesetzt ist, wo sich dann die Oxydation mit der höchsten Energie des Uebergewichts auf die Zinkseite, die Gasentbindung auf die Platinseite wirft, so dafs diese beiden Effecte jedoch stets in dem ursprünglichen, dem Chemismus wesentlichen Polarverhältnisse von Innen heraus die unzertrennliche Einheit des ganzen Processes bilden. Letzteres zeigt sich sogleich, wenn man den geschlossenen Kreis dieser galvanischen Kette, der zwischen den beiden differenten Seiten des Metalls und der Flüssigkeit besteht, an irgend einer Stelle wie z. B. am Vereinigungspunct der beiden Metalle wieder trennt, denn alsdann tritt augenblicklich die normale rein chemische Form der beiden vereinigten Effecte lediglich wieder am Zink auf, wie sehr die mit dem Zink aufser Contact gesetzte Platinhälfte jenem aufserdem in der Flüssigkeit auch nahe gebracht werden möge.

Aus dem eben Gesagten ergiebt sich zugleich, dafs die Duplicität der Metallspecies in dieser galvanischen Kette und damit auch die Triplicität der Glieder der Kette keineswegs, so wie es unter andern auch unser Verf. noch fordert, eine wesentliche Bedingung ihrer Darstellung sei; diese Bestimmungen sind vielmehr, wenn gleich zur Hervorbringung des stärksten galvanischen Effects am geeignetsten, doch immer nur untergeordnete Fälle des allein wesentlichen Erfordernisses, dafs schlechthin nur ein auf verschiedenen Seiten dif-

ferentes Metall der Flüssigkeit dargeboten werde. Der galvanische Procefs besteht ursprünglich gerade so wie der chemische nur unter der Wechselwirkung zweier Factoren, und es kommt bei ihm nur darauf an, dafs in einem dieser Glieder oder auch in beiden zugleich auf verschiedenen Seiten ein differentes Verhalten begründet sei; denn diese Differenz bedingt allein, bei dem ein für allemal von Innen gegebenen Polaritätsgesetze, das örtlich gesonderte Hervortreten der Polareffecte und dieses letztere ist allein wieder nur dasjenige, was den Procefs zum galvanischen macht und als solchen lediglich constituirt. Alles übrige, was in das weitere Detail seiner Phänomenologie fördernd oder störend mit hineingeht und das noch bis jetzt, den Beobachtern imponirend, zwischen sie und die schlichte Ansicht des eigentlichen Kerns der Erscheinungen gestellt geblieben ist, wie z. B. die Zuckungen thierischer Organismen, die in den geschlossenen Kreis der Kette mit aufgenommen sind, die elektrischen Erregungen der ungeschlossenen Kette und die magnetischen Wirkungen der geschlossenen, — alles das ist Beiwerk und Reflex der Grundthätigkeit, wie Ref. es in diesem, durch Mannigfaltigkeit der Formen und Beziehungen allerdings complicirten und zum Theil sehr versteckten Verhältnisse, aufser den früheren Arbeiten, zuletzt noch in seiner Schrift: „*der Elektromagnetismus, Berlin* 1830." umständlich nachzuweisen gesucht hat. Hätte unserm Verf. die Veranlassung sich dargeboten, vor der Herausgabe der gegenwärtigen Schrift mit dem Inhalte jener Arbeiten, (die zuletzt genannte ist erst kurz nach der seinigen erschienen) bekannt zu werden, so wäre es fast nicht möglich gewesen, dafs seine Untersuchungen so ganz aufser Beziehung mit den vorausgegangenen Darlegungen des Ref. geblieben wären. In der Theorie des letzteren wird die Volta'sche Hypothese als eine dem gediegneren Standpuncte naturwissenschaftlicher Ansicht und Bildung in Deutschland schon längst nicht mehr angemessene Reflexionsform negirt, während dafür die chemischen und galvanischen Erscheinungen unter die Einheit eines positiven, aus der Naturanschauung unmittelbar geschöpften und umfassenderen Begriffes gebracht werden. Nach dem hier vorliegenden Werke des Verfs. bleibt dagegen der Voltaismus als eine unantastbare Autorität auf seinem alten Platze, während dagegen die Negation an das natürliche und einfache Verhältnifs der chemischen und galvanischen Erscheinungen durch eine harte und widerstrebende Trennung derselben gebracht wird, und mit dieser Richtung, die wir bei der entschiedensten Achtung und vollen Anerkennung der wissenschaftlichen Verdienste des Verf. nicht anders als verfehlt zu bezeichnen vermögen, ist es denn auch demselben vollends begegnet, dafs er zugleich in dem ersten Hauptresultate seiner Untersuchungen einer grofsen Anzahl von Erscheinungen und Thatsachen, die nach Gehalt und Form unbezweifelt reelle galvanische Erfolge sind, ihren eigentlichen Character streitig machen zu müssen glaubt, indem er sie nicht als galvanische, sondern als schlechthin chemische oder als solche, die nach seiner Bezeichnung lediglich auf dem Erfolg chemischer Verwandtschaft beruhen, darzustellen gesucht hat. Wir haben in dieser Hinsicht besonders noch den concreten Gehalt des Buchs, der die auf diesen Gegenstand sich beziehenden Demonstrationen des Verfs. enthält, näher zu erwägen und wir werden daher im folgenden Theil dieser Anzeige das Wesentliche davon, so weit es der Raum nur irgend gestattet, einer speciellen und genaueren Betrachtung unterwerfen.

Die Schrift des Verf. zerfällt in drei gesonderte Abhandlungen. Die erste derselben wurde von dem Verfasser schon im Jahre 1815. der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin eingesandt und von dieser unter dem Titel: „*Kritische Untersuchungen einiger Erscheinungen, welche als Wirkungen der galvanischen Action erklärt worden sind u. s. w.*" in den 21sten Band ihrer Verhandlungen aufgenommen. Im ersten Abschnitte dieser Abhandlung betrachtet der Verf. die bekannten Farbenveränderungen, welche früher durch *Jäger* bei der Wirkung des Zinks auf benetztes Kurkume- und Lakmuspapier untersucht worden sind und strebt zu beweisen, dafs die Erfolge von keiner galvanischen Thätigkeit, sondern lediglich von dem sich bildenden, zum Theil sauer-, gröfstentheils aber alkalisch reagirenden Zinkoxyde herrühren. Die Argumentation kann hier für einen solchen, dem der leitende Grundton einer festen und gediegenen Anschauung der natürlichen Polaritätsverhältnisse bei seinen Urtheilen abgeht, durch Subtilität leicht bestechlich werden. Allerdings sind die älteren Vorstellungen von Jäger und anderen, nach denen bei diesen Erfolgen eine eigene, aus der galvanischen Wirksamkeit hervorgehende, Säure und ein Laugensalz die Färbungen erzeugen sollen, gänz-

lich zu verwerfen; aber die Betrachtungsweise des Vfs. der jetzt dem Zinkoxyd die Rolle jener fingirten Salze zutheilt, ist wenigstens auch aus einer solchen Kategorie, die zur Röthung des Lakmus, zur Bräunung des Kurkume u. s. w. gleichfalls noch immer erst einen besonderen körperlich auftretenden, sauren oder alkalischen Stoff postulirt. Welcher Chemiker oder Physiker hat denn aber diese Farbenreactionen nach den wesentlichen dabei obwaltenden Bestimmungen so durchschaut und nachgewiesen, daſs daraus jenes Postulat hervorgegangen wäre? Und wenn nichts desto weniger im Sinne dieses Postulats argumentirt wird, heiſst das nicht eben so viel, als wenn man z. B. schlieſsen wollte: weil durch ein Glasprisma rothes und blaues Licht entsteht, daſs überall, wo sich rothes und blaues Licht zeigt, dieses durch ein prismatisches Medium bewirkt werde? Sehen wir andererseits nicht in so vielen Processen den Gegensatz der Färbung als ein immanentes Symptom des chemisch polaren Gegensatzes, ohne irgend eine Säure oder ein Alkali sich manifestiren? Ist z. B. nicht die Feuerlinie, welche den Zwischenraum zwischen dem Conductor der Elektrisirmaschiene und einem Leiter vom Reibzeug her durch eine Reihe rasch aufeinander folgender Funken stetig erfüllt, auf der positiven und negativen Seite auch roth und violett gefärbt? — Mag indeſs immerhin auch das Zinkoxyd es sein, welches in den besprochenen Erfolgen Farbenveränderung bewirkt, so muſs der Verf. doch besonders bei der Reaction auf das Kurkumepapier das Fortrücken des Oxyds von den stärker angegriffenen Stellen, wo es sich bildet, nach denen hin, wo die Bräunung erfolgt, motiviren oder wenigstens nachweisen, woher es komme, daſs es nicht an jenen, sondern nur an den letzteren sich bildet und seine Wirkung übt. Um diesem Erfordernisse nachzukommen, nimmt der Verf. zufällige Differenzen von relativ gröſserer Glätte und Rauhigkeit in der Beschaffenheit des Zinks auf verschiedenen Stellen seiner Oberfläche an und sucht daraus das Weitere vollends herzuleiten. In der That sind diese oder ähnliche Differenzen auch bei der sorgfältigsten Politur und anderweitigen Gleichartigkeit, die man dem Zink durch Kunst zu geben bemüht sein mag, immer vorhanden; aber eben diese Differenzen bedingen ohne alles Weitere schon in der Wechselwirkung mit dem Wasser die örtlich differenten Polareffecte der chemischen Wirkung, hier ein Uebergewicht der Oxydation, dort der Desoxydation und damit den eigentlichen galvanischen Act, mit dem zugleich die den Polarseiten correspondirende Reaction auf die Pigmente hervortritt. Auch sieht man jedenfalls, wenn man ein solches Zinkblech mit seinen durch die verschiedene Färbung bezeichneten chemischen Polen in die Richtung einer sehr empfindlichen magnetischen Doppelnadel bringt, die gesetzmäſsigen Schwankungen der Nadel, die an dem Vorhandensein der bestrittenen galvanischen Kette keinen Zweifel übrig lassen, so daſs, wenn selbst das Detail der Färbung noch problematisch und ein Gegenstand fernerer subtiler Untersuchung bliebe, damit doch wenigstens der eigentliche Fragepunct entschieden und für immer beseitigt wäre.

Im zweiten Abschnitte, der von der Reduction einer Metallauflösung durch ein anderes Metall handelt, ist es dem Verf. indem er diesen Erfolgen gleichfalls den galvanischen Character streitig zu machen trachtet, und sich dabei zum Theil schon auf seine Argumentation des ersten Abschnitts beruft, nicht besser oder vielmehr noch schlimmer, als in diesem ergangen. Der Verf. citirt gleich im Eingange dieses Abschnittes eine Bemerkung Ritter's mit folgenden Worten; „Nach Ritter ist diese Reduction vom Anfange an galvanischer Natur, indem jedes oxydirbare Metall durch die Erhabenheiten und Vertiefungen seiner Oberfläche *das Aequivalent eines oxydirbaren und weniger oxydirbaren Metalls* darstellt und daher, wenn Zink in eine Bleisalzlösung gesteckt wird, vom Anfange an eine galvanische Kette construirt ist. Da sich diese Rittersche Ansicht auf die im ersten Abschnitte in Untersuchung gezogenen Jägerschen Beobachtungen als auf die einzigen dafür sprechenden Erfahrungen stützt, so können wir sie füglich mit Stillschweigen übergehn".

Dem Ref., der sonst die Ritter'schen Arbeiten wohl kennt, ist diese Aeuſserung Ritter's bisher entgangen und er bedauert, daſs der Verf. nicht den Ort angegeben hat, wo sie zu finden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

No. 17.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Das Verhältniſs der chemischen Verwandtschaft zur galvanischen Elektricität, in Versuchen dargestellt von N. W. Fischer.*

(Fortsetzung.)

Sie ist um deswillen merkwürdig, weil sie besonders in den oben unterstrichenen Worten schon als eine, wiewohl noch unklare und mit falschen Nebenbestimmungen vermengte, Andeutung zu den ersten Grundlinien einer vollkommneren Theorie des chemischen Processes zu betrachten ist, und wäre dieser Ausspruch Ritters, der, gehörig geläutert, nicht auf dieser oder jener einzelnen Erfahrung beruht, sondern eine wesentliche Enunciation des Thatsächlichen aller chemischen Erscheinungen überhaupt in sich enthält, weniger von unserem Verf. verkannt worden, so hätte daraus leicht eine gänzlich veränderte Richtung seiner Darstellungen hervorgehen können.

Das Wahre in der Ritter'schen Aeuſserung ist nämlich dieses: daſs die zwiefache Richtung der Thätigkeit des Zinks im Reductionsprocesse, die von Ritter nur noch als eine gröſsere und geringere Oxydirbarkeit an verschiedenen Stellen desselben bezeichnet ist, nicht bloſs von zufälligen Erhöhungen und Vertiefungen seiner Oberfläche abhängt, sondern die immanente Polarität des Verhaltens ausmacht, mit dem hier der Zink und überhaupt jeder von den beiden Facteren eines jeden chemischen (keineswegs bloſs galvanischen) Processes gegen den andern sich wirksam erweist. Der gewöhnliche Begriff der sogenannten chemischen Verwandtschaft hingegen, welchen der Verf. noch wie einen Nothanker gegen den Strom der Elektrochemie wiederum in Kraft setzen will, ist um deswillen gar nicht mehr dazu geeignet, weil er ein für allemal das Unrichtige der Vorstellung noch mit sich führt, daſs darin das Verhalten jedes chemischen Factors nur im Sinne einer einzigen Richtung der Thätigkeit gegen den andern gesetzt ist. Mit dieser bloſs bildlichen und im eigentlichsten Wortverstande bloſs einseitigen Ansicht wird man nie zu wissenschaftlich exacten und befriedigenden Vorstellungen über den Hergang bei chemischen und galvanischen Processen gelangen. Die faktische Wahrheit ist, daſs in jedem einzelnen Processe ein jeder der beiden Factoren, er sei chemisch einfach oder zusammengesetzt, sogleich von vorn herein, den allgemeinen chemischen Gegensatz seiner Natur gemäſs in sich widerholend, mit zwei verschiedenen, von Innen heraus auf einen Schlag hervorgerufenen Thätigkeitsrichtungen in den Proceſs tritt, wo dann ferner, je nachdem dieses Doppelverhalten entweder rein dynamisch bleibt oder zugleich durch Anschlieſsung an örtliche Differenzen äuſseren Unterschieden folgt, der Proceſs in jenem Falle chemisch, in diesem galvanisch wird. Es versteht sich hiernach von selbst, daſs in vielen Fällen die galvanische Form des Processes erst einige Zeit nach der anfänglich bloſs chemischen, mit den erst im Verlauf etwa herausgebildeten äuſseren Differenzen, eintreten könne, daſs überhaupt beide Formen in der Wirklichkeit nicht so wie in der Vorstellung gesondert zu finden sind, daſs im Gegentheil beide in einem und demselben Proceſs gleichzeitig neben einander bestehen können; ja daſs es eigentlich keinen Proceſs gebe, der, wenn auch vorzugsweise der einen oder andern Form angehörend, nicht auch zugleich wenigstens ein relatives Minimum der andern an sich tragen sollte.

Wenn also z. B. Zink und eine Auflösung von essigsaurem Blei auf einander wirken, indem eine Zinkmasse in die oberen Schichten der Auflösung eingetaucht ist, so sind die Momente des Herganges die folgenden. Im Anfange des Processes ist, abgesehen von allen zufälligen Bedingungen, kein Grund vorhanden, daſs der Proceſs ein anderer, als ein rein chemischer sein sollte. Die Flüssigkeit wirkt im Sinne des oxy-

direnden Effekts auf den Zink und dieser in entgegengesetzter, desoxydirender Richtung auf die Flüssigkeit ein. Von dieser Seite bildet sich das Zinkoxyd, welches von Essigsäure aufgenommen wird, so dafs die beiden Thätigkeitsrichtungen sich in dem neuen Produkte des gebildeten essigsauren Zinkoxyds einigen. Es wirkt aber zugleich auch die Flüssigkeit desoxydirend auf den Zink und dieser oxydirend auf jene ein, und unter dem Zusammengreifen dieser beiden Richtungen, (die zugleich auch mit jenen beiden zuerst genannten zum stetigen Kreise zusammen schliefsen) entsteht als zweites Produkt (auch Edukt geheifsen) das regulinische Blei, welches auf der Oberfläche des Zinks rings herum auftritt. Unter dem Gleichgewichte und der symmetrischen Vertheilung dieser Polareffekte ist also der Process noch ein rein chemischer. Bald aber setzt sich zugleich eine örtliche, äufsere Differenz zuvörderst in der Flüssigkeit. Diese besteht zunächst in der Umgebung des Zinks aus dem mit essigsaurem Zink vermischten essigsauren Blei, während dagegen die tiefer liegenden, noch nicht in den Thätigkeitskreis gezogenen Schichten das essigsaure Bleioxyd unvermischt erhalten. Dadurch wird der Procefs bereits in seiner zweiten, neu beginnenden Periode zu einem galvanischen. Die Flüssigkeit hat ihren Desoxydationspol zunächst am Zink, ihren Oxydationspol zunächst unterhalb desselben; dort fällt sie dem Desoxydationseffekt anheim, indem sie den Zink oxydirt, hier wird sie oxydirt, indem das regulinische Blei nun vorzugsweise in der Richtung nach unten aus ihr hervortritt, während das gleichzeitig am andern obern Ende frei gewordene Oxygen dort unmittelbar zur Oxydirung des Zinks verwandt wird. Dabei ist keineswegs an ein Wandern oder eine eigentliche Fortschiebung der hervortretenden Bestandtheile zu denken. Die letzteren sind in der Auflösung nicht atomistisch gemengt, sondern diese ist die homogene Einheit von jenen und sie tritt, kraft der das eigentliche Wesen des Chemismus bildenden Metamorphose, an ihren Extremen wieder in der differenten Form ihrer Bestandtheile hervor, ohne dafs in dem Zwischenraume etwas anderes, als ein rein dynamischer, ausgleichender Erregungsakt statt fände, der sich nach Aufsen hin, wie in allen gleichen Fällen im Magnetismus offenbart. Dieser Akt kann allenfalls wohl unter dem Bilde einer solchen im successiven Wechsel von einem Ende zum andern hin erfolgenden, partiellen Reduktion und Oxydation der Bleitheilchen vorstellig gemacht werden, wie sie unter andern auch unser Verf. S. 22. dargestellt hat; immer ist dieses aber eine der Natur ungetreue Reflexion, wie wenn man sich z. B. den Kreis fälschlich als ein graduniges Polygon von sehr vielen Seiten vorstellt. In und mit der eben entwickelten zweiten Periode des Processes stellt sich nun aber endlich auch noch eine örtliche Differenz des Metalls ein, indem es im Zink seinen Oxydationspol und in dem an das untere Ende des Zinks angeschossenen Blei seinen Desoxydationspol erhalten hat, und eben damit tritt nun auch von dieser Seite der galvanische Charakter der örtlich gesonderten und in noch äufserlicheren Unterschieden ausgesprochenen Polareffekte des Processes in seiner dritten Periode hervor. Wenn in der ersten Periode das Blei nur in kleinen, dunkel gefärbten Fäden oder Schuppen erscheint, so bildet es in der zweiten Periode schon gröfsere Verzweigungen und in der dritten stellt es sich in breiten regulinischen Blättern mit dem vollkommensten Metallglanze dar.

Nach dieser Auseinandersetzung können wir nun aber dem Verf. in seiner Behauptung, dafs eine solche Metallreduktion nicht auf der Wirkung einer galvanischen Kette beruhe, natürlich so wenig beistimmen, dafs wir darin im Gegentheil vielmehr eine erst recht potenzirte galvanische Kette sehen müssen, indem hier nicht blofs, wie es sonst schon ausreicht, nur auf Seiten des einen Faktors, sondern an beiden Faktoren zugleich durch die zusammenstimmenden Differenzen ihrer Extreme die Bedingungen zu einer um soviel mehr gesteigerten galvanischen Wirkung sich vereinigen. Dabei sind alle aus den an sich sehr schätzbaren Beobachtungen des Verfs. von ihm hergenommenen Gründe, die er zur Unterstützung seiner Behauptung anführt, vielmehr geeignet, als Argumente in entgegengesetztem Sinne zu gelten, weil sie sämmtlich nur darthun, dafs der Bildungsprocefs der Metallvegetation in diesen Erfolgen allemal um so vollkommener ausfalle, je günstiger die Umstände zur Herstellung örtlicher Differenzen bei dem jedesmaligen Versuche sind.

Dahin gehört, dafs in einer verdünnten Auflösung die Metallvegetation besser als in einer concentrirten von Statten gehe, weil in jener natürlich schon im zweiten Stadium des Processes die chemisch polare Differenz der beiden entgegengesetzten Zustände der Flüssigkeit früher eintritt und gröfser ist, als in dieser; dafs

ferner die Metallvegetation durch eine geringere Masse oder vielmehr durch eine geringere Oberfläche des Zinks mehr als durch eine gröfsere begünstigt werde, weil im letzteren Falle der rein chemische Proceſs des ersten Stadiums mehr Kraft und Ausdehnung als in jenem zu gewinnen und dadurch die nachfolgenden beiden Stadien der eigentlichen Vegetation noch mehr zu beschränken, oder zu verkümmern vermag. Wenn hingegen die Masse oder Oberfläche des Zinks zu geringe ist, wie in dem Falle, wo dieser nur mit einer sehr dünnen Spitze in die Flüssigkeit getaucht ist, so leidet der Fortgang des Processes an dem entgegengesetzten Mangel, weil die örtliche Ausdehnung des obern Theils der Flüssigkeit, der im vorigen Falle gegen den untern zu groſs war, jetzt noch unverhältnifsmäfsiger gegen denselben verkleinert ist; wie denn auch unter den sonst günstigsten Umständen der Proceſs natürlich ganz aufhören muſs, wenn man den Zink mit der schon daran hängenden Verzweigung des Blei's soweit aus der Flüssigkeit heraushebt, daſs nur noch das Blei in der letzteren zurück bleibt. Ebenso ist der Grund, weſshalb in einem weiten Gefäſse der Bleibaum nicht so rasch und kräftig fortwächst, leicht darin gefunden, daſs hiebei die gröſsere Masse der umgebenden Flüssigkeit sich mit der im ersten Stadium des Processes um den Zink herum entstehenden Schicht des sauren Zinkoxyds immerfort stärker vermischt und damit die zu den folgenden Stadien erforderliche Differenz der obern und untern Flüssigkeitsschichten beständig aufhebt. In einem engen Gefäſse oder auch im capillären Raum der Flüssigkeit eines weiteren Gefäſses fällt dieses Hinderniſs fort; im letzteren Falle schon, weil die starke Cohäsion der Flüssigkeit mit dem Gefäſs sie fester an ihrer Stelle hält und dem Eindringen der umgebenden Flüssigkeit mehr Widerstand leistet.

Wenn aber der Verf. behauptet, daſs ein Zink- und ein Bleistab in eine Auflösung des essigsauren Blei's getaucht, während sie sich auſserhalb der Flüssigkeit berühren, durchaus nur am Zink, nicht aber am Blei eine Reduktion bewirke, so muſs Ref. nach einem eignen, ausdrücklich auf Veranlassung dieser Behauptung des Verfs. unternommenen, Versuch das Gegentheil aussprechen. Auch ist der Verf. hiebei im Widerspruch gegen das von ihm selbst im folgenden vierten Abschnitt angeführte Gesetz begriffen, wonach die Zinkbleikette aus dem essigsauren Blei das letztere reducirt. Allerdings mag in einzelnen Fällen der am Zinkstabe sogleich beginnende Proceſs auf Kosten der Gegenwirkung am Blei in dem Grade vor sich gehen, daſs die letztere ganz ausbleibt. In dem Versuche des Ref. aber, wo in einer mit der verdünnten Auflösung des essigsauren Blei's gefüllten senkrechten Glasröhre von unten her ein Bleidrath, von oben her ein schmaler Zinkstreifen sich etwa in dem Abstande von $\frac{1}{2}$ Zoll begegneten, während sie auſser der Röhre umgebogen und in Contact gebracht waren, zeigten sich schon in den ersten Minuten zugleich am Bleidrathe einzelne blitzende Partikelchen reducirten Blei's, die in Gröfse und Zahl fortwährend zunahmen, und nach Verlauf einiger Stunden war die Spitze und ein Theil des Bleidrathes mit einer Bleivegetation besetzt, deren Blättchen an Breite und Glanz die durch den gewöhnlichen Proceſs am Zink gebildeten auffallend übertrafen.

Was endlich den Versuch von v. Grotthuſs anbetrifft, bei dem aus einer Silberauflösung das Silber durch Kupfer und darauf durch den gebildeten Silberbaum in einer darunter befindlichen Kupferauflösung wieder das Kupfer reducirt wurde, so hat der Verf. selbst sich dabei der Anerkennung einer durch Differenz der Flüssigkeit wirksamen Kette nicht entziehen können. Wenn er aber die Anerkennung einer zugleich von Seiten der Differenz des Metalls gegebenen Kupfersilberkette durch die Behauptung beseitigen will, daſs das Silberbäumchen nur das Kupfer als eine bloſse Verlängerung desselben repräsentirte: so vermiſst man einerseits den in diesem Fall unerläſslichen Gegenversuch, das Kupfer auf diese Weise aus seinen Auflösungen durch bloſses Kupfer zu reduciren; andererseits ist der Verf. dabei mit seiner Darstellung im vierten Abschnitte abermals in Widerspruch, nach welcher er auch der Kupfersilberkette als solcher das Reduktionsvermögen bei angewandter saurer Kupferauflösung zugesteht. Zugleich setzt der noch entschiedenere Kupferniederschlag, wenn bei dem v. Grotthuſs'schen Versuche statt des reducirenden Kupfers Zink in Anwendung gebracht wird, wo also statt der Kupfersilberkette eine durch die gröſsere Differenz des Metalls noch um so kräftiger wirkende Zinksilberkette thätig ist, auch die Wirksamkeit der ersteren Kette in ein entschiedenes und unzweifelhaftes Licht.

Wir sind in diesem Abschnitte besonders dem Verf. mehr durch das Detail seiner Untersuchung gefolgt; wir werden aber von jetzt an, schon zur Vermeidung eines

unverhältnifsmäfsigen Umfanges dieser Anzeige, unsere Bemerkungen über das Folgende um so mehr in der Kürze zusammenfassen können, da die wesentlichen Gesichtspuncte der Beurtheilung des Ganzen durch das Vorhergehende bereits vollständig hervorgehoben sind und alles Weitere nur noch als nachträgliche Bestätigung dazu anzuführen ist.

Im dritten Abschnitte handelt der Verf. von der Reduction einer Metallauflösung durch dasselbe Metall, welches in der Auflösung enthalten ist. — Dafs ein Metall aus einer Auflösung durch seine eigene Species im rein chemischen Processs ausgefällt werde, ist nach den Vorstellungen der Verwandtschaftstheorie nicht wohl erklärbar. Nichts desto weniger ist es ein Factum, dafs z. B. aus der, etwas freie Säure enthaltenden, Solution des salzsauren Zinns das Zinn durch Zinn langsam reducirt werde. Nach den im Obigen angedeuteten Grundlinien einer chemischen Polaritätstheorie ist dieser Erfolg jedoch so wenig anomal, dafs man vielmehr nach dieser Theorie in der Reihe der Erscheinungen seine Repräsentanten vor der empirischen Bekanntschaft mit ihnen hätte erwarten und aufsuchen können. Indem das regulinische Zinn mit bipolarer Erregung den beiden Thätigkeitsrichtungen der Zinnsolution begegnet, so sind die Producte, in dem Kreislauf der in einander greifenden Wirkungen, auf dieselbe Weise, wie sie in dem oben betrachteten Procefs zwischen dem Zink und essigsauren Blei nachgewiesen wurden, einerseits neu gebildetes salzsaures Zinn, entsprechend dem dortigen essigsauren Zink; andererseits reducirtes Zinn, entsprechend dem reducirten Blei in jenem Procefs. Wenn nun dieser Erfolg schon in der Sphäre des reinen Chemismus seine Verwirklichung findet, so ist es nicht minder in der Ordnung, dafs er ebenso wie anderweitige Metallreductionen in der durch örtliche Polardifferenz sich bildenden oder absichtlich eingeleiteten Form des Galvanismus, unter noch stärker ausgesprochener Sonderung des Products, hervortreten werde. Und dies geschieht hier, indem man dem Processe durch das gefäfsentliche Bilden der beiden verschiedenen Flüssigkeitsschichten, die im Obigen mehrentheils von selbst sich herstellten, zu Hülfe kommt, wenn nämlich noch eine minder concentrirte Solution oder mit Wasser über die anfängliche Lösung geschichtet und darauf der reducirende Zinnstab mit beiden zugleich in Berührung gebracht wird. Die exacte Construction aller einzelnen hierher gehörigen Erfordernisse und Bestimmungen bleibt Sache einer ausführlichen theoretischen Darstellung, zu der hier der Ort nicht ist; aber das eben beigebrachte wird schon hinlänglich sein, um zu übersehen, dafs einerseits die Schwierigkeiten und complicirten Hülfsvorstellungen, unter denen der Verf. die Ergebnisse zu deuten gesucht hat, sich zum grofsen Theil beseitigen lassen und dafs andererseits die auch hier von ihm bestrittene Wirksamkeit der galvanischen Kette nichts desto weniger nach ihrem eigentlichen Gehalt und Character in diesen Erfolgen vorhanden sei.

Im vierten und letzten Abschnitt dieser Abhandlung beschäftigt sich der Verf. noch mit Untersuchung der Bedingungen, unter welchen Metallreductionen endlich durch die wirkliche Anwendung einer einfachen galvanischen Kette, die aus zwei Metallen und einer Metallauflösung zusammengesetzt ist, erfolgen können. Er fafst darin diese Bedingungen vornehmlich in den beiden folgenden Gesetzen zusammen: dafs 1) die Reduction nur dann eintreten könne, wenn das eine der beiden Metalle, das sogenannte positive (welches aber nur gegen das andere Metall positiv, hingegen nach der eigentlichen Richtung seiner productiven Thätigkeit gegen die Flüssigkeit in der Kette das negative heifsen mufs) die Metallauflösung auch ohne das zweite sogenannte negative Metall schon an und für sich zersetzt; und dafs 2) zum wirklichen Erfolg der Reduction auch eine unmittelbare Verbindung des positiven Metalls mit der Metallauflösung erfordert werde.

Der Ref. mufs hiebei nur auf die allgemeine Bemerkung sich beschränken, dafs er diese Resultate im Sinne allgemein gültiger Gesetze, keineswegs unterschreiben würde, wie sich dem Vf. auch schon Ausnahmen ergeben haben und unter veränderten Formen des Experiments gewifs noch mehrere ergeben würden; dafs diese Resultate hingegen als approximative, einer Mehrzahl von Erscheinungen entsprechende Bestimmungen, sich nach der im obigen entwickelten Ansicht vom Galvanismus schon von selbst verstehen müssen und keineswegs eine Instanz für eine ungewöhnliche Beschränkung der Sphäre galvanischer Thätigkeiten bilden. Denn indem der galvanische Effect dem Hauptinhalte nach nur eine örtliche Modification des chemischen ist, so mufs er im Ganzen nothwendig auch denselben Bedingungen folgen, unter welchen der letztere zu Stande kommt.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 18.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Das Verhältniſs der chemischen Verwandtschaft zur galvanischen Electricität, in Versuchen dargestellt von N. W. Fischer.*

(Schluſs.)

Daſs indeſs unser Verf. auch mit diesen Ergebnissen nicht bei dem befriedigenden Puncte der rechten Einigung und Unterscheidung angekommen sei, sondern sich vielmehr nur noch weiter davon entfernt habe, zeigt sich am Schlusse dieses Abschnittes insbesondere wieder darin, daſs er das negative Metall nur als eine zufällige Reductionsstelle für das ausgeschiedene Metall darzustellen, (S. 56.) und es hier schon wahrscheinlich zu machen sucht, daſs sie sich als solche, wie er sagt, nur deshalb darbiete, „weil sich daran der Wasserstoff des zersetzten Wassers, wenn auch in noch so unbedeutender Quantität, darstellt oder darzustellen strebt". — Allerdings bilden das (sogenannte) positive Metall und die Flüssigkeit die ursprünglichen und einzigen Glieder des Processes, er sei chemisch oder galvanisch; aber das negative Metall bildet in letzterem mit dem positiven innerlich auch nur ein und eben dasselbe, welches in der rein chemischen Form das positive für sich allein darstellt. Wie dieses für sich allein mit den beiden Polarthätigkeiten in den Proceſs greift, so auch das eine aus dem positiven und negativen Metall zusammengesetzte Glied der galvanischen Kette; nur mit dem Unterschiede, daſs in ihm jetzt die reducirende Richtung vorzugsweise auf die Seite des hinzugekommenen negativen Metalls gewiesen und von diesem übernommen wird. Wenn also das reducirte Metall da hervortritt und anschieſst, so geschieht es nicht, weil auch der Wasserstoff zufällig sich an derselben Stelle entbindet oder gar nur entbinden will, so wenig als die bloſse etwanige elektrische Erregung dieser Stelle die Ursache davon ist: sondern eben das Auftreten des Wasserstoffs selbst ist, wenn es Statt findet, so wie das Auftreten des reducirten Metalls nichts als dieselbe, gleiche Folge einer beiden gleich gemeinsamen Ursache, die in dem chemischen Processe schlechthin und in der mit jedem einzelnen chemischen Factor sich äuſsernden Bipolarität seines Verhaltens wesentlich begründet ist.

Die zweite Abhandlung in der Schrift unsers Verfs. bildet ein System über mehr als 300 Fälle der Wiederherstellung von Metallen aus ihren Auflösungen durch andere Metalle. Der schätzbare Inhalt derselben nebst den übrigen im ganzen Buche enthaltenen rein faktischen Mittheilungen sichern an und für sich bereits dem mit mühevollem Fleiſs errungenen Verdienste des Vfs. die lebhafteste Anerkennung eines jeden Chemikers und Freundes der Wissenschaft zu. Was aber die von neuem aufgenommene Erörterung der theoretischen Gesichtspuncte in der dritten und letzten, gleichfalls der Berliner Akademie der Wissenschaften im Jahre 1829. eingesandten und in einer Klassensitzung derselben vorgelesenen Abhandlung, betitelt: „*die chemische Verwandtschaft und die galvanische Elektricität in ihrem wechselseitigen Einfluſs dargestellt*" — anbetrifft, so kann Ref. darüber nur seine im obigen entwickelten Ansichten wiederholen. Ueberall verkennt der Verf. den eigenthümlichen Charakter der chemischen Polarität der galvanischen Kette und das richtige Verhältniſs derselben zum Chemismus. Dies wird in dieser Abhandlung unter Andern besonders da fühlbar, wo der Verf. die Unterschiede des chemischen Processes und der galvanischen Kette rücksichtlich der in beiden erfolgenden Gasentbindung betrachtet und die letztere nach dem Ergebnisse eines einseitigen Versuchs, (S. 184.) oder nach solchen, die offenbar zu ganz andern Kategorieen gehören, (S. 186. u. 189.) nur wie ein bloſs äuſserliches Fortrücken des Gases, ebenso wie oben des reducirten Metalls, vom positiven zum negativen Metall angesehen wissen will.

Ohne hier nochmals in eine durch den Raum ver-

botene Erörterung des Details einzugehen und ohne der vom Verf. selbst angegebenen Umstände, die sich seiner Ansicht entgegen stellen, zu gedenken, sei es nur noch erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, daſs wenn dem Verf. auch die (in unbedingten Zeiträumen keineswegs Statt findende) Gleichheit der quantitativen Effecte zwischen dem chemischen Proceſs an sich und der Wirkung der einfachen galvanischen Kette zugestanden wird, nebst allen den als accidentell betrachteten Umständen, auf welche er zugleich die qualitativen Verschiedenheiten zwischen beiden zurückzuführen strebt: dennoch eine Instanz eines positiven qualitativen Unterschiedes zurückbleibt, die mit allen jenen Palliativen nicht zu überwinden ist; die Instanz nämlich, welche die zusammengesetzte Kette, die galvanische Säule, wie ein schweigendes, in der innern Gröſse seiner Bedeutung unerschütterliches Monument, an und für sich selbst bildet. Nicht daſs sie ein Babelthurm wäre, mit dem unsere Sprache und Ansichten sich verwirrten, wie sie letzthin genannt worden ist; sondern im Gegentheil ein Pharos muſs sie werden, auf den wir geschärften Blicks hinsehen, um dem Schiffbruche der leider rings herum herrschenden Verwirrung glücklich zu entgehen. Zahllose Schichten von Säure und Zink z. B. über einander gelegt leisten nichts anderes, als was schon jede einzelne von ihnen zeigt; dagegen nur wenige übereinander geschichtete einfache galvanische Ketten, von denen, wie der Verf. uns so oft wiederholt hat, jede einzelne quantitativ und qualitativ nichts anders bewirkt, als was die Flüssigkeit und das positive Metall an und für sich thun, dennoch plötzlich durchaus veränderte, durch Intensität und Eigenthümlichkeit des Effects überraschende Erfolge in ihrem Zusammenwirken hervorbringen. Es muſs also doch eine wesentliche qualitative Verschiedenheit bereits zwischen der Thätigkeit im Proceſs der einfachen galvanischen Kette und in dem, wenn auch in seinem vereinzelten Product mit jener ganz gleichen, chemischen Proceſs obwalten, und wo von einer genügenden Darlegung des Verhältnisses beider die Rede sein soll, da muſs dieses Moment des Unterschiedes mit Bestimmtheit hervorgehoben und so nachgewiesen sein, daſs daraus zugleich die Wirkung der galvanischen Säule als eine nothwendige Folge davon construirbar ist. Diese Aufgabe ist es, deren Lösung von dem Ref. in seiner bereits im Jahre 1826. erschienenen Schrift über den Proceſs der galvanischen Kette unternommen worden und während der bisjetzt vergangenen Zeit ist demselben durch alle weitere Verarbeitung des dahin gehörigen Materials nicht nur keine Veranlassung zum Zweifel über die Richtigkeit seiner Darlegungen im Ganzen, sondern im Gegentheil die Hoffnung noch mehr begründet worden, daſs die darin niedergelegten Ansichten als die richtigen und mit ihrem Inhalte identischen noch einmal auf dem Grund und Boden der Physik und Chemie allgemeine Anerkennung finden werden.

Wenn nun aber unser Verf. sich in die Behauptung zurückgezogen hat, daſs der erhöhte Effect der Säule in nichts anderem bestehe, als nur in einer erhöhten Production des Oxygens und Hydrogens, wovon denn nur die anderweitigen chemischen Effecte als bloſs accidentelle abhängig sein sollen, so ist auſser dem, was schon in der Einleitung dieser Anzeige darüber gesagt worden, nur noch zu bemerken, daſs diese Behauptung 1) auf keinem dem Gegenstande selbst von Innen her entnommenem positiven Grunde, sondern nur auf äuſserlich angelegten negativen Reflexionen sich stützt, wie z. B. daſs Reductionen, die nicht durch den Wasserstoff an sich zu bewirken, auch bis dahin nicht durch die Säule zu Stande gebracht worden sind. Daſs aber auch 2) darüber, wie wenigstens eine solche verstärkte Production des Oxygens und Hydrogens der Säule aus der vereinigten Wirkung der einzelnen einfachen Ketten hervorgehe, um die anderweitigen kräftigen Effecte der Kette daran knüpfen zu können, in den Demonstrationen des Verfs. keine Nachweisung und selbst nicht der Versuch zu einer solchen Nachweisung enthalten sei. Und daſs endlich 3) zur Erklärung der Energie des lokalen Auftretens der Producte an den Polen der Säule, wodurch Stoffe von der stärksten chemischen Wechselwirkung, bei unmittelbarer gegenseitiger Berührung und in der vollen Kraft ihres eigenthümlichen Verhaltens gänzlich auseinander gehalten werden, dem Verf. dennoch kein anderes Mittel übrig bleibt, als zu dem unangemessenen, abstracten Effect einer bloſs elektrischen Anziehung und Abstoſsung im Sinne der Volta'schen und elektrochemischen Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen.

So sind wir hiemit bei dem Grundübel wieder angekommen. Wenn nun gleich die vorstehende, im Sinne unpartheiischer Wahrheitsliebe unternommene, Beurtheilung gezeigt hat, daſs Ref. mit dem Standpuncte des Verfs. dieser Schrift noch keineswegs einverstanden ist

so kann Ref. doch nicht umhin, am Schlusse noch seine Freude und wahre Hochachtung dem Verfasser darüber zu bezeugen, dafs das Bedürfnifs nach freier Erkenntnifs und das Streben, sich aus den Fesseln eines der Zeit wie der Natur widersprechenden Systems herauszuarbeiten, seine Untersuchungen veranlafst und ihn dabei geleitet hat. Nur ist mit halben Ansichten und halben Mafsregeln hier so wenig wie irgendwo etwas Befriedigendes gethan. Die Bestrebungen des Verfs. zeigen im Gegentheil, wie so viele andere, die in der verdeckt oder offen hervortretenden Richtung gegen ein eingewurzeltes Uebel ihre erfreuliche Seite haben, dafs man dabei vor allem den Boden von den schädlichen Wurzeln ganz frei zu machen suchen müsse, wenn nicht fortwährend die Macht des wuchernden Gestrüpps uns immer von neuem entgegentreten und die Keime der besseren Pflanzung ohne Unterlafs verdrängen und ersticken soll.

G. F. Pohl.

---

## X.

***Introduction à l'histoire universelle par Michelet, chef de la section historique aux archives du royaume, maitre de conférences à l'école normale. Paris, librairie classique de L. Hachette.*** 1831. 152 *S. in* 8.

Kein Gegenstand ist den Franzosen in philosophischer Auffassung geläufiger, als die Geschichte. Sie hat in Frankreich in den letzten vierzig Jahren so schnelle und so häufige Wendungen genommen, sie ist selber so sehr das Resultat von Gedanken gewesen, dafs es mehr als auffallend sein müfste, wenn sie den Franzosen in ihrem ganzen Verlaufe nicht als eine Gedankenreihe, und als eine nothwendige Entwickelung erschiene. Auch hat sich die Deutsche Philosophie niemals besser bei dem Nachbarvolke empfohlen, als wenn sie geschichtliche Gegenstände erfafste und darstellte. Doch wird dem verschiedenen Geiste der beiden Völker gemäfs auch die philosophische Behandlung der Geschichte verschieden sein. Nicht grade in metaphysische Categorieen werden die Franzosen die Geschichte dialectisch ablaufen und sich festsetzen lassen, sondern sie werden ihr Inwendiges als eine Reihe zusammenhängender und aufeinanderfolgender Vorstellungen begreifen. Der Fortschritt (*le progrès*), der als Forderung an die Spitze der heutigen Welt gestellt ist, darf auch nicht in den vorangegangenen Zeiten verkannt werden, und so wird der Orient, Griechenland, Rom, das Christenthum, das Mittelalter, die neue Welt, vor und nach der Französischen Staatsumwälzung, als in einander übergehend angesehen, so dafs die folgende Zeit immer die bessere, reichere und gediegenere ist. In diesem Sinne hat *Mignet* die Geschichte der Revolution gemacht, in welcher die Nothwendigkeit mehr als Rubrik über die Begebenheiten geschrieben, wie als Dialektisches in die Begebenheiten eingearbeitet ist, so haben *Comte*, und neuerdings die *Simonisten* den Verlauf der Geschichte aufgefafst, und es wird bald keinen Französischen historischen Schriftsteller mehr geben, der etwa, wie *Schlosser* oder andere naive Deutsche, in der Aeufserlichkeit des baaren, blofsen, und von ihnen noch dazu verschiedentlich angesehenen Factums, den Anker fände, an dem er allein anzuknüpfen geneigt wäre.

Unterschieden jedoch von der allen neueren Französischen Historikern eigenthümlichen Fähigkeit, ihre Geschichtsdarstellung an Gedanken zu knüpfen, müssen diejenigen werden, die wirklich eine Philosophie der Geschichte erfafst haben, und dieselbe in philosophischer Form wiedergeben und bearbeiten. Hier treten nun zwei Richtungen hervor. Die eine ist religiös und mystisch: sie spricht von dem göttlichen Ursprung aller geschichtlichen Begebenheiten, die Hand Gottes in allem sehend und zu erkennen suchend. Nach dem Principe des Abfalls und der Wiederherstellung, dem jede Zeitepoche unterworfen sein soll, ordnet sie das Aufsteigen und Herabkommen der Völker an: die Zeit freisinnig erfassend, weifs sie das Neueste und Heutige mit dem göttlichen Grunde in Verbindung zu bringen. Der Urheber dieser weltgeschichtlichen Theodicee ist *Ballanche*, in der *Palingenesie sociale*, ein Werk des tiefsten und gediegensten Geistes, von dem wir uns eine Anzeige in diesen Jahrbüchern zu liefern nicht enthalten werden, sobald es nur vollständig in unseren Händen sein wird. Aber mehr ablassend von diesem stets sichtlichen göttlichen Urgrunde, und jener religiösen Verklärung; die Welt genauer als Wirklichkeit, und ihre Entwickelung als ihr immanente Nothwendigkeit begreifend, vertrauter mit der Deutschen Behandlungsweise, und ihr zum Theil nachfolgend, ist Herr *Michelet*, der Verf. des gegenwärtigen Werkleins, das nur als Vorläufer ei-

ner gröfseren Römischen Geschichte betrachtet werden darf, mit deren Abfassung der Autor unablässig beschäftigt ist. Unter allen jüngeren Französischen Schriftstellern ist uns vielleicht keiner vorgekommen, dem sich die geschichtliche Ausbildung der Völkerindividualitäten so klar gestaltet hätte als unserem Verf., und der mit so viel Einbildungskraft an seinen Gegenstand ginge, um ihn ganz in dieselbe aufzunehmen und wiederspielen zu lassen. Der Verf. sagt in den wenigen Worten, die er dem Buche vorgesetzt hat, dafs er dasselbe ebenso gut eine Einleitung in die Geschichte von Frankreich hätte nennen können; absehend von allem Patriotismus, entfernt von jeder Partei, konnte ihm dennoch der Schlufs nicht entgehen, dafs sein glorreiches Vaterland für künftige Zeiten der Steuermann im Schiffe der Menschheit sei, in einem Schiffe, das so schnell geht, dafs ein Schwindel die Stärksten fafst und dafs jede Brust davon beschwert wird. Diese Bewegung zu verstehen müsse man von weitem ausholen: es sei nicht zu viel die Geschichte der Menschheit zu befragen, um Frankreich zu erklären. Man könnte gegen diese Auffassung erinnern, dafs wenn auch die Franzosen allerdings die Hauptwerkmeister der heutigen Weltgeschichte sind, sie doch nur ein sehr einseitiges Moment derselben abgeben, aber der Verf. hat sie auch gar nicht als Letztes und Alleiniges, sondern im Zusammenhange mit den übrigen Völkern aufgefafst, und um zu dieser Darstellung zu kommen, wollen wir Hrn. Michelet in seiner vorbereitenden Entwickelung sprechen lassen.

Mit der Welt hat nach dem Verf. ein Krieg angefangen, der nur mit der Welt endigen soll und nicht vorher, der des Menschen gegen die Natur, des Geistes gegen die Materie, der Freiheit gegen das Schicksal. Die Geschichte sei eben nichts Anderes als die Erzählung dieses unendbaren Kampfes. Die Freiheit hat jetzt wie in der Gesellschaft, so auch in der Wissenschaft, ihre Ansprüche geltend gemacht, und die Geschichte erscheint nunmehr als die ewige Protestation, und der fortschreitende Triumph jener ersteren. Was in diesem Kampfe ermuthigt, das ist, dafs die Natur dieselbe bleibt, und die Freiheit fortschreitet: die Alpen, sind, was sie waren, geblieben, aber wir haben den Weg über den Simplon gebahnt: Wind und Wetter sind nicht weniger launenhaft, aber das Dampfschiff durchschneidet die Wellen, ohne sich an beide zu kehren. Vom tiefsten Orient aus, auf dem grofsen Wege von Asien nach Europa, und von Indien nach Frankreich, sind die Schicksale des Menschengeschlechts zu verfolgen, aber auf jeder Stufe vermindert sich die Schicksalsmacht der Natur, und der Einfluss des Geschlechts und des Climas wird weniger tyrannisch.

In Indien, der Wiege der Geschlechter und Religionen, dem „Bauche" der Welt, ist der Mensch gekrümmt der Allmacht der Natur unterworfen, ein Kind, an der Brust der Mutter, schwach und abhängig, weniger ernährt als berauscht. Gegen die ungeheuren Kräfte der Natur kann der Mensch nicht zu kämpfen versuchen: er ergiebt sich ohne Bedingungen, vertieft sich in Gott um unterzugehen, oder flieht gegen Westen, um von Persien aus den grofsen Weg der Befreiung des Menschengeschlechts anzutreten. Hier ist Winter und Sommer zugleich, die Luft ist von den schweren Indischen Dünsten befreit. Der vielfachen Gottheit, die in der Verwirrung ihrer unendlichen Formen den Geist der Materie hinopferte, der unfrommen Heiligkeit einer göttlichen Welt, folgt der Dualismus des reinen und einsichtigen Lichtes, so wie des unreinen und körperlichen Stoffes. Persien ist somit der Anfang der Freiheit in der natürlichen Welt selbst. Die Götter sind in einer weniger materiellen Sphäre, aber immer noch in der Natur gewählt: das Gefühl der allgemeinen Unfestigkeit hat dem Perser eine Gleichgültigkeit gegeben, die seinen sonst thätigen Sinn zu hemmen weifs: jedermann baut ein Haus, das mit dem Eigenthümer untergeht, für den andern Morgen wird Nichts aufbewahrt, und die sich erst aufschwingende Freiheit fällt entmuthigt in das Nichtsthun zurück. Die Berauschung ist nicht wie in Indien, die der Natur: sie ist freiwillig, und der Perser findet im kalten Opium die Träume eines phantastischen Lebens, und am Ende, die Ruhe des Todes.

Die menschliche Freiheit, die nicht stirbt, verfolgt ihren Weg von Egypten nach Judäa, wie von Indien nach Persien. Egypten ist die Gabe des Nils: der Flufs bringt hier nicht blofs die Menschen und die Civilisation, sondern er giebt die Erde selbst. Deswegen ist die Fruchtbarkeit, die allmächtige Isis der herrschende Gedanke.

(Die Fortsetzung folgt.)

№. 19.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Introduction à l'histoire universelle par Michelet.*

(Fortsetzung.)

Die menschliche Freiheit in dieser Welt verworfen, faſst in der anderen Platz, aber auch bisweilen erhebt sie sich hier gegen die Tyrannei der Götter. In den Pyramiden, welche alle Tempel verdunkelten, liegt die groſse Protestation der Menschheit in dieser fatalistischen Welt.

Aber die Fleischtöpfe Egyptens werden verlassen, und das reiche Nilthal mit dem Sande des rothen Meeres vertauscht. Judäa verflucht das goldene Kalb, wie Persien die Indischen Götzen zerbrach: hier ist *ein* Gott und *ein* Tempel, hier sind Helden, die kämpfen, Richter und Könige, die dem Gottesdienste vorstehen; die Freiheit erhebt sich hier als mächtige Feindin des nicht mehr natürlichen Priesterthums. Die Natur ist bei den Juden entthront, das Licht zu Geist geworden. Einen kleinen Raum im Orient bildend ist Judäa nur da, um den Welttheil zu verfluchen. Wenn Griechenland und Rom vollendet sein werden, wird man ihm den Preis abfordern, den es in seinem Tempel verwahrt hält.

Europa ist articulirter und accentuirter als Asien; es ist eine freie Welt. Der Sclave, der sie berührt, ist frei; die Asiatische Menschheit, die auf diesen Boden trat, wurde befreit: im strengen Occident giebt die Natur nichts mehr durch sich selbst: hier muſs ihr die Freiheit alles abgewinnen, hier muſs jene enge Vereinigung zu Stande kommen, welche man die Stadt nennt. Familie und natürliche Menschheit werden in diesen Mauern bezwungen. Griechenland erobert Troja, läſst bei Salamis die Kraft des Geistes gegen Asiatische Natürlichkeit hervortreten, und Alexander und seine Nachfolger nöthigen die gigantischen Massen des Orients sich in die Gebilde der Menschlichkeit zu kleiden. In Griechenland muſs man ein Bürger sein, das Unendliche verlassen, um das Endliche eines Ortes, eines Vaterlandes, einer Stadt anzunehmen: hier bricht die Blume der Freiheit in der Schönheit auf, wie sie der Bildhauer unbeweglich und fest verkündet, wie sie in den Schriften Herodots, Platons und Sophocles, als ein kurzer und unersetzbarer Moment auftritt, den die männliche Weisheit des Menschengeschlechts aber nicht zurückrufen möchte. In der Schönheit trägt diese Welt ihre eigene Verdammung, denn das jugendliche Alter muſs der Reife weichen; es bedarf einer gröſseren Welt, um Stamm und Stadt zu verbinden, die beweglichen Götter müssen eine ernstere Gestalt annehmen, die Frau aus dem Gynäceum, in die Befreiung von Sklaverei treten.

Griechenland hat zwei Städte, Athen und Sparta, das heiſst, die Stadt ist hier unvollkommen; das groſse Rom hat beide Städte in seinen Mauern, beide Völker, das Etruskische, und Latinische, beide Seiten, das Priester- und Heldenthum, beide Welten, den Orient und Occident, beide Geschlechter, die Patricier und Plebejer. Grundeigenthum und bewegliches Gut, Festigkeit und Fortschritt, Natur und Freiheit treten hier gegen einander auf. Der Dualismus Persiens ist nun von den Göttern an die Menschen gekommen, von der religiösen Metaphysik an das Civilrecht. Rom öffnet sich der Welt, und nimmt dieselbe in sich auf, während sich Griechenland colonisirend aufreibt und endlich in Erschöpfung ausgeht.

Aber indem Rom Griechenland und den Orient in sich aufzunehmen gedenkt, haben diese es selbst unterworfen: die feinen Götter Athens führen sich in Römische Tempel, die Griechische Sprache und Litteratur in die Bildung der barbarischen Römer ein. Der litterarische Ausdruck des hellenisirten Roms ist das Zeitalter des Augustus und seine Frucht Marcus Aurelius das Ideal der antiken Moral. Unter den Religionen, die Rom zu ertragen hat, ist auch das Christenthum, und dies unterscheidet sich wohl von allen anderen. Denn

diese versenken den Menschen in die Materie; sie nehmen zum Symbol das Zeichen des Lebens und der Zeugung; das Christenthum dagegen umfafst den Geist und den Tod. Leben und Natur, Materie und Schicksal werden von demselben geopfert.

Die barbarischen Völker erheben sich gegen Rom: aber die ersten Barbaren wurden von der Stadt eingeschüchtert oder verführt, die sie zerstören wollten: sie vertrugen sich mit dem Römischen Geiste und behielten die Sclaverei bei. Dann aber kamen die Franken, unter deren furchtbaren Herrschaft die häusliche Sclaverei verschwand, um der Leibeigenschaft Platz zu machen, die schon eine Befreiung der unterdrückten Menschheit war. Der Franke nahm den Gottmenschen, das gereinigte Rom an, und liefs sich Cäsar nennen. Das wilde Chaos der Barbarei, das sich seit Attila und Theodorich festsetzen wollte, fand seinen Mittelpunkt in Karl dem Grofsen.

Diese materielle und noch lügenhafte Einheit dauerte nur ein Menschenleben und hinterliefs in Europa die Bischofs- und Feudalaristocratie des Papstes und Kaisers. Die Welt der Kraft und Gewalt, durch den Geist gebändigt, sprach sich in den Kreuzzügen aus, oder in den Kriegen Europas gegen Asien, und der heiligen Freiheit gegen die sinnliche und unfromme Natur. So erfüllte sich in tausend Jahren das lange Wunder des Mittelalters, jene grofse Legende, deren Spur jeden Tag mehr zu erlöschen scheint, und von der man in einigen Jahrhunderten keine Vorstellung mehr haben würde, wenn sie nicht in so vielen Domen und in ihren Verzierungen starke und der Zeit trotzende Gestalten hinterlassen hätte.

Endlich aber ist die neue Zeit erschienen, und die Freiheit hat gesiegt. Der fortschreitende Triumph des Ichs, das alte Werk der Befreiung des Menschen, welches mit der Enthüllung des Wissenschaftsbaumes beginnt, hat sich fortgesetzt: das heroische Princip der Welt, lange unter dem Namen Satan begriffen, ist endlich unter seinem wahren Namen erschienen: der Mensch hat mit der natürlichen Welt Asiens gebrochen, und sich aus sich eine Welt der Freiheit erbaut: er hat sich von der Gottnatur des Schicksals, einer ausschliefsenden, und stiefmütterischen Gottheit entfernt, um zum reinen Gotte, zum Gott des Geistes zu gelangen, der nicht zwischen Menschen und Menschen unterscheidet, und ihnen allen in der Gesellschaft und Religion die Gleichheit der väterlichen Liebe eröffnet.

Hiermit endigt Hr. Michelet das Allgemeine seiner vorbereitenden Entwickelung. Ehe wir mit ihm nun in das heutige Europa eingehen, und dasselbe sich in die Volksgestalten, die er hervorruft, zerlegen lassen, mögen uns einige Bemerkungen gestattet sein. Wie wahr auch der ganze Gang dieser Philosophie der Geschichte ist, so zeigt sich doch sowohl in der Aufstellung des Themas, wie in der Ausführung der vollkommene Unterschied zwischen der Weise, wie etwa der Deutsche Geist den Gegenstand ergreifen würde, und der Französischen Behandlungsart. Die Aufgabe, die Hr. Michelet am Ende zu lösen gedenkt, stellt er sich im Anfange seiner Betrachtung vollständig auf: er gelangt somit nicht erst zu diesem Letzten durch die Entwickelungsweise selbst; sondern es ist von Hause aus als Zielpunkt gegeben, zu dem die ganze Darstellung nur der wohlberechnete Marsch ist. Mit der Welt soll ein Krieg anfangen, der nur mit der Geschichte der Welt endigen wird; der des Menschen gegen die Natur, des Geistes gegen die Materie und der Freiheit gegen das Schicksal. Die Geschichte soll eben die Erzählung dieses unendbaren Kampfes sein. Wenn es nun auch wahr ist, dafs der Anfang der Geschichte die Freiheit schlafend in den Armen der Natur und gleichsam von dieser eingesogen antrifft, so hat diese erstere eben weder die Kraft noch die Bedeutung, sich als die eine Seite des Gegensatzes zu erweisen, von dem der Verf., als von dem Ursprünglichen ausgeht. In China, von dem Hr. Michelet in seiner Darstellung der Asiatischen Staaten nicht spricht, findet sich durchaus gar kein Gegensatz vor: hier aber, in dieser natürlichen, starren, sich ewig gleichgebliebenen Welt ist der Anfang der Geschichte zu suchen. Wollten wir etwa in Frankreich das Ende und Resultat dieser geschichtlichen Entwickelung erblicken, so würde es sich aufweisen lassen, wie grade das nivellirte, unreligiöse und einheitliche China, ohne Privilegien und Adel, *von dem Standpunkte der Natürlichkeit* aus, dasselbige ist, was das gleichgemachte, für diese Gleichheit allein empfängliche, die Privilegien zertrümmernde und den Adel abweisende Frankreich *von dem Gesichtspunkte der Freiheit* aus bedeutet. In China ist die Freiheit gar nicht vorhanden, sie schläft unentwickelt inmitten des Despotismus des Staates, darum die

wunderbare Einheit, diese leichte Bewegung des familienmäfsig geordneten Staates, die den Missionarien wie eine hohe Bildung vorkam, und die so lange erstaunt, bis man einsieht, dafs die Kindheit der Geschichte eine Aehnlichkeit mit der Arbeit ihrer letzten Resultate haben mufs. In Frankreich finden wir dagegen die geschichtlichen Vorstellungen von der Freiheit aufgerieben, den sich allein bewegenden Gedanken somit als ausschliefslichen Herren; die Natur, die sich immer noch in den rückgängigen, diesem oder jenem Standpunkt angehörigen Männern zeigt, überwunden und verschlungen, und eine Gleichheit hervorgebracht, die freilich mit jener ersten Chinesischen nur die Uebereinstimmung hat, welche die Natur und der freie Geist, der Anfang und das Ende zu haben pflegen. Der Gegensatz, von dem unser Verfasser ausgeht, ist weder im Anfange der Geschichte, in welchem er sich noch nicht vorfindet, noch am Ende, wo er überwunden ist: er bildet aber allerdings die Mitte der Geschichte, und tritt nicht blofs im Ganzen, sondern auch in jeder einzelnen Weltepoche besonders hervor. In der natürlichen Welt Asiens ist Persien das Land des Gegensatzes, des Guten und Bösen, und Judäa bildet wieder hier die geistige Einheit, die der natürlichen Chinas gegenübersteht. Im Alterthum ist Rom zugleich die Welt des Kampfes, und die andere, einheitliche und niveliirte, in welcher der Kampf und Gegensatz sich auflöst; in der christlichen Weltanschauung ist die tausendjährige Gährung und der Streit der Besonderheiten im Mittelalter anzutreffen, und die Geschichte der neueren Zeit ist die Auflösung, Verschmelzung und somit auch Befreiung dieser Letzteren. Trotz dem ist aber dies allerdings richtig, dafs der vieltausendjährige Weg der geschichtlichen Entwickelung nichts als der Marsch von dem natürlichen Anfang zur endlichen Darstellung der Freiheit ist, dafs vielfache Emanationen in Gestalt von Völkerindividualitäten zu diesem Behufe hervortreten, dafs jeder sogenannte Rückschritt ein Fortschritt ist, und dafs am Ende, von der Höhe des letzten Standpunktes, die Uebersicht jener wohlthätigen Krümmungen und Wendungen, die die Geschichte bilden, zu betrachten sei. Wir könnten nun wohl auch von dem Deutschen Standpunkte aus etwas gegen die Entwickelung der geschichtlichen Bewegung zu erinnern haben, wie sie in der Darstellung des Vfs. hervortritt, wir könnten meinen, dafs in jedem der genannten Völker nicht auch zugleich die Nothwendigkeit, dafs das Folgende erscheine, zu finden sei, sondern dafs vielmehr dieses Aufeinanderfolgen von Hause aus als Bedingung gestellt, und sonach jedes einzelne, *besonders* hervortretend in seiner Eigenthümlichkeit geschildert wäre; aber wir dürfen nicht verkennen, dafs eine solche metaphysische Behandlung weder dem Geiste noch dem Character der Franzosen sich hätte anpassen lassen, dafs der Verf. durch seine blühende, und man möchte fast sagen glühende Darstellung, durch die fantasiereiche Ueppigkeit seines Geistes, welche niemals in das Fantastische fällt, und deren Besonder- und Einzelheiten sich immer zu einem vortrefflichen Gesammtbilde zusammenfügen, die grofse Gewandtheit der Franzosen die Natur der Sachen herauszufinden gezeigt hat, und dafs es somit überflüssig ist auf die Strenge philosophischer Deduction, und das Daseyn metaphysischer Formen zu dringen.

Aber wir wollen Hrn. Michelet nun auch in den Resultaten kennen lernen, die er aus dieser vorbereitenden Entwickelung zieht, und wie ihm das heutige Europa und seine Völkerindividualitäten erscheinen. Zunächst müssen wir es hochpreisend anerkennen, dafs er in Europa nur vier Länder hervorhebt, Frankreich und Italien, England und Deutschland, denn die übrigen stellen sich als Monde um diese Sonnen herum, empfangen ein zweites und geborgtes Licht, und können somit nicht den Kern der Europäischen Civilisation bilden. Wir hätten fast sogar etwas dagegen einzuwenden, dafs Italien mit zu den tonangebenden Ländern gerechnet wird. In der wahrhaften heutigen Bewegung des Europäischen Geistes ist es nicht: Bewahrerinn alter Ruinen der Römischen Zeit und des Mittelalters ist es heute etwas mehr, wie die übrigen Romanischen Staaten ein Nachzügler Französischer Kultur, die es begierig aufnimmt, um sie sogleich wieder fallen zu lassen, oder unverstanden von sich zu weisen. Es mag sich aufflackernd erheben, und bisweilen auch brennen, aber die Gegenwart hat hier keinen Boden, keine Hoffnung und keine Geschichte. Hr. Michelet fafst ferner aufserordentlich gut die Europäische Civilisation, zu ihren beiden Enden, gegen Afrika und Asien auf. Hier, sagt er, an diesen beiden Thoren, sind die Spanier und Slawen, christliche Barbaren der moslemitischen Barbarei gegenüber zu einem ewigen Kreuzzuge verdammt. Im Süden und Norden hat Europa zwei Pole, Italien und Skandinavien. Auf diesen äufsersten Spitzen liegt

schwer die Schicksalsmacht des Geschlechts und des Klima's.

Doch wir wollen die Darstellung der vier Völkerindividualitäten durch Hrn. Michelet selbst wiedergeben. Deutschland mit seinen unbestimmten Flüssen, die es nach Osten und Westen schlecht begränzen, hat sich oft nach beiden Seiten hin verändert: es hat aber allen anderen Völkerschaften den Deutschen Bestandtheil hinzugefügt, und ist so in alle übergegangen. Noch heute geht der Deutsche gern aus seinem Lande, und ist gastfrei gegen Fremde: er sympathisirt mit der Welt, liebt und nimmt die Sitten anderer Völker an. Der Charakter dieses Volkes ist die leichte Verläugnung seiner selbst, der Vassal giebt sich seinem Herrn: der Handwerker seiner Körperschaft: an der gemeinschaftlichen Tafel ist der Egoismus vernichtet. Der Mensch ist dort dem Menschen ergeben. Wenn dieses freilich nicht mehr in dieser äufsersten Weise besteht, werden doch noch genug Spuren jenes sympathetischen und uneigennützigen Geistes bewahrt. Darum macht sich in Deutschland zuerst der Mann zum Mannen eines Anderen, und jene interesselose Hingebung, die den Völkern des Südens lächerlich erscheint, hat dennoch die Gröfse des Germanischen Geschlechtes ausgemacht. Neben dem Herrn, neben den Grafen und Herzogen, neben dem Kurfürsten und Kaiser steht aber in Deutschland die Frau. Die Liebe zu ihr ist nicht jene frivole Dialektik der Französischen Liebeshöfe; sie ist innerlich und tief. Die Minnelieder sind voll von kindlichen Thränen, und jener hingegebenen Zärtlichkeit, die sich nicht auszudrücken vermag. Der Gegenstand dieser Gesänge ist das ideale Weib, die Jungfrau, die Gott und die Heiligen vergessen macht. Wenn aber so der Deutsche Alles seinem Herrn und seiner Dame gewährt, was wird er seinem Gotte versagen? Nichts, nicht einmal seine Freiheit; er wird den Menschen in die Welt, die Welt in Gott legen. So wären wir denn nach Indien zurückgekehrt; der indogermanische Stamm hat sich durch ganz Europa verlaufen, und dasselbe verändert; aber als sich hinter ihm in den Slawen, Avaren und Ungarn eine neue Barbarei erhoben, als Frankreich gegen Westen sich schlofs, mufste man selber Burgen bauen und Städte erfinden. Man kann nunmehr hier jenes wunderbare Schauspiel eines immer jungen und jugendlichen Geschlechtes, einer durchsichtigen Civilisation, und eines ganz verschiedentlich abgestuften Landes erblicken. Staaten von zwanzig Millionen, neben welchen von zwanzigtausenden, Städte von gestern, weifs und rechtwinklig, neben dem alten Nürnberg, dessen Häuser dem Vorübergehenden in den Worten des Evangeliums zusprechen, unter allen Widersprüchen, aber den stärksten, welcher unter dem Joche des Mittelalters ein Volk erhält, das neuerungssüchtig und für das Fremde enthusiastisch ist. Nicht an dem Willen, sich zu verändern, fehlt es Deutschland, wie oft hat es sich nicht erhoben, aber es fällt ebenso wieder in seine Träume, in seine unbestimmten Allgemeinheiten zurück.

Nein, das grofse, mächtige und gelehrte Deutschland soll kein Recht haben, das arme Italien, das es unter dem Joche hält, zu verachten. Was dieses unterwürfig gemacht hat, ist gerade die unsähmbare Persönlichkeit, die unbezwingbare Ursprünglichkeit, welche hier die Individuen von einander ablöst: es ist weit davon entfernt, einen Geist der Selbstverläugnung zu haben, und sich in dem Idealismus von Gott und der Welt zu verlieren; vielmehr läfst es Gott herabsteigen, materialisirt ihn, und macht aus der Religion einen Gegenstand praktischer Nützlichkeit. Die Theologie wird frühzeitig in das Recht gelegt, und die Päpste sind dessen erste Legisten. Italien hat eine Civilbaukunst, zur Zeit, wo sich in den anderen Ländern nur religiöse Bauten erheben. Wenn sich aber die Italienische *Individualität* nicht Gott ergiebt, um wieviel weniger wird sie sich dem Menschen ergeben. Man findet im Italienischen Mittelalter viel Zeichen und Gestalten der Feudalität, niemals aber die Feudalität selber, nicht den Glauben und die Treue eines Menschen gegen einen Andern. Der Italiener wird für eine Idee sterben können; aber das Aufsuchen unnützer Gefahren, die Vergötterung der Frau, die Religion der Treue, das enthusiastische Träumen der Feudalwelt erregt in ihm ein unauslöschliches Gelächter. Sein Rittergedicht ist die Satyre des Ritterwesens, der rasende Roland. Hier ist nicht die Welt der Familie und des Stammes, hier ist die Welt der künstlichen, der gemachten Stadt: jeder singt zwar in diesem Lande, aber der wahre Italienische Dichter ist der Sänger der unsichtbaren Stadt Dante in der *divina comedia*. Die Wissenschaft des Italieners ist die Jurisprudenz, die Geometrie und die Taktik: Cäsar und Napoleon waren Italiener.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 20.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1832.

## *Introduction à l'histoire universelle par Michelet.*

(Schluss.)

Man sollte endlich mit jenen lächerlichen Erörterungen über die Schlaffheit des Italienischen Charakters aufhören, denn kein Volk ist sich gleicher geblieben, In Kleidung und Nahrung sind die Italiener wie im Alterthum. Zu jeder Zeit umsteht ein gewaltiger Haufe den Improvisator, er heifse Statius, Dante oder Sgricci; der Pflug ist, wie ihn Virgil beschreibt, die Provinzen sind ihrem Genius getreu geblieben; im Süden finden sich der Idealismus, und die Spekulation der Griechen, im Norden der Sensualismus und die Thatkraft der Celten, in der Mitte die versteinernde Kraft Etruriens in den Palästen von Florenz und in der Kunststeifigkeit von Giotto. In Rom besonders findet man die bittere und beifsende Satyre, das tragische Lachen. Juvenal war ein Römer von Geburt, Salvator Rosa ist es durch Adoption. Der wahre Beruf des Römers ist die politische That; da ihm diese nicht mehr möglich ist, so träumt er. Für Nichts in der Welt wird er ein serviles Werk verrichten; der Wildheit, wenn man will, kann er beschuldigt werden, aber nicht der Schwäche. Das arme Italien hat sich wenig verändert, und das ist sein Verderben; die Deutschen, die es eroberten, sind von ihm absorbirt worden, die Gothen in einem Jahrhundert, die Longobarden in zweien. Seit dieser Zeit ist Italien, der Thätigkeit und dem Kopfe nach in den Norden, nach Rom, Mailand und Piemont gewandert, während die Kraft des Alterthums im Süden war, es hat daher wenig Hoffnung auf Originalität und wird noch lange Frankreich betrachten.

In Deutschland und Italien hat die Natürlichkeit des Geschlechts und Klima's noch eine grofse Macht, die die Freiheit nicht hinwegheben kann. Nirgends finden wir hier eine vollkommene Vermischung und Ausgleichung. Wenn aber das am wenigsten Einfache und Natürliche, das Künstlichste, Menschlichste und Freieste Europa ist, so ist das Europäischste Frankreich. Deutschland und Italien haben keinen Mittelpunkt, aber Frankreich hat einen; es ist wie eine Person, die lebt und sich bewegt. Das Französische Frankreich hat das Englische, Deutsche und Spanische an sich gezogen und absorbirt, es hat den Norden versüdlicht, und den Süden vernördlicht, dem letzteren den ritterlichen Geist der Normandie und Lothringens eingehaucht, und dem ersten die Römische Form der Toulouser Municipalität, und die Griechische Industrie von Marseille gegeben. Das Französische Frankreich ist der Thalgrund der Seine und Loire, ein plattes, blasses und unentschiedenes Land; die Menschen haben weder die provenzalische Anmuth, noch die eroberungssüchtige Rauheit des Normannen, noch den Eigensinn des Bretagners, aber dafür haben sie jene allgemeine Empfänglichkeit, welche den geselligen Charakter giebt; sie bilden den Kitt und die Verbindung aller äufsersten Originalitäten, so dafs jede in ihnen nach Belieben die Verwandtschaft erkennen kann. Dies ist der Vorzug des mittlern Frankreichs vor den Provinzen, des ganzen Frankreichs über Europa, und die Vermischung der Geschlechter macht den eigenen Genius jener riesenhaften Einheit von dreifsig Millionen aus. Die Eigenthümlichkeit des Französischen Volkes ist die Thatkräftigkeit, und darum gehört ihm die Welt; es sind Kriegs- und Geschäftsmänner, was in so vieler Beziehung dasselbe ist. Dann aber ist hier der gesellige Geist mit seinen drei verschiedenen Charakteren, dem Aufnehmen fremder Gedanken, dem Proselytismus, die eigenen zu verbreiten, und die organische Gewalt, die einen und die anderen zu verbinden und festzustellen, vorherrschend. Der Franzose will seine Persönlichkeit und seine Gedanken den anderen Völkern einprägen, und nachdem er sie besiegt hat, sie zu Franzosen machen. Nicht die gemei-

nen Vortheile einer Eroberung, nein die Assimilation der Geister, die Unterwerfung der Willen soll erlangt werden: die Französische Sprache ist ja die allgemeine Europas geworden, und heute ist es die Freiheit und das Gesetz, mit welcher Frankreich der ganzen gebildeten Welt vorangeht und auf diese einwirkt. Darum schreibt der Franzose Geschichte, wie er sie macht. Nirgends treffen wir Memoiren oder individuelle Geschichte, wie in Frankreich an: der Deutsche schreibt solche nicht aus Bescheidenheit, der Engländer aus Stolz. Aber der Franzose will eine Wirkung hervorbringen, und übertreibt daher oft. Diese Uebertreibung ist meistens uneigennützig, und geht aus dem oratorischen Character der Nation hervor. Denn die Französische Litteratur ist die Redekunst, wie Frankreich das Land der Prosa ist. Diese hängt mit dem democratischen Geiste des Volkes zusammen, wie sie denn die letzte und thatkräftigste Form des Gedankens bleibt.

Der menschliche Stolz, in einem Volke personificirt, ist England. Könige des Meeres und der Welt, ohne Gesetz und ohne Gränzen, verbinden die Engländer die rauhe Härte des Dänischen Piraten mit dem feudalen Stolze des Normannischen Lords. Wie viel Mal kann man Tyrus und Carthago aufhäufen, um zur Insolenz des titanischen Englands zu gelangen? Aber diese Welt trägt auch die Strafe ihrer eigenen Widersprüche. Aus zwei feindlichen Principien der Industrie und Feudalität, dem Egoismus der Absonderung und dem der Assimilation zusammengesetzt, kommen diese nur in einem einzigen Punkte, der Anhäufung von Reichthümern zusammen. Aber das wirkliche Leben, dem der Engländer alles opfert, entschwindet ihm: sein Stolz ist das ewige Hinderniss der Vermischung der Geschlechter: und wenn er auch die Freiheit in aristocratischer und feudaler Weise vorstellt, so ist es ihm nicht vergönnt, zur Freiheit in der Gleichheit zur Geselligkeit, die Frankreich aufweist, zu gelangen.

Unter diesen vier Völkerindividualitäten ist Frankreich somit die führende und leitende Macht: in seiner letzten Revolution ist es kein Einzelner, welcher hervortritt: man sieht ein ganzes Volk sich für einen Gedanken schlagen: man war übereinstimmend, ohne sich verständigt zu haben. Diese Ordnung, die man in alten Zeiten wunderbar genannt haben würde, ist ein Blitz, der in dieser bewegten Welt Hoffnungen für die Zukunft gewährt; die Einheit, die der Epoche, welche in der Zerstörung begriffen ist, zu mangeln scheint, wird wiederkehren, wenn auch erst auf unseren Gräbern. Wenn der gesellschaftliche Sinn uns zur Religion zurückführen soll, so muss diess von dem geselligen Volke ausgehen; denn Frankreich spricht das Wort Europas aus, wie Griechenland einst das von Asien gab. Nicht in America, einem ernsten Kinde, das noch lange nachahmen wird, sondern in dem alten Frankreich durch den Geist erneuert, liegt das Priesterthum der Civilisation. Mit den Lateinischen Völkerschaften, namentlich mit Italien vereint, wird es ihnen etwas von der Bedeutung wiedergeben, die sie im Alterthum und im Mittelalter hatten. Wer die Schicksale des menschlichen Geschlechts kennen lernen will, muss den Genius Italiens und Frankreichs ergründen.

Die Unterschiede, die Hr. *Michelet* zwischen den Völkern, die wir jetzt genannt haben, aufstellt, können wir im Ganzen nur billigen. Nur eine Bemerkung möchten wir uns erlauben. Was ist es, das heute Frankreich zum Anführer und zum ersten Staate der Europäischen Civilisation macht? Unstreitig nichts Anderes, als jener Germanische Geist, der hier nicht, wie in Italien und Spanien, in die Lateinische Grundlage sich verloren, sondern dieselbe aufgenommen und bearbeitet hat. Dass die Franzosen nicht, wie die anderen Romanischen Völker, lediglich dem Mittelalter, sondern wesentlich der heutigen Welt angehören, ist in der grossen Kraft der Fränkischen Bevölkerung zu suchen, welche hier niemals sich zerstören liess. Sind es die Nord- oder Südfranzosen, die Länder des Gewohnheits-, oder die des Römischen Rechts, die jene Bedeutung und diese Geschichte hervorriefen? Dagegen hat sich in Italien, wie in Spanien, der Germanische Geist von den Besiegten aufreiben und verzehren lassen: Italien soll sich, wie der Verf. richtig bemerkt, nicht verändert haben. Deswegen ist es aber auch ausserhalb der Bewegungen des Europäischen Geistes, weil dieser mit einem unveränderten Lande nicht bestehen kann. Es wird immer merkwürdig genug bleiben, denn es stellt das Alte vor, aber seine Menschen, wie seine Steine, sind Ruinen, und ihre Züge können Wehmuth, Zorn und Verachtung ausdrücken, ohne dass das durchziehende Leben der Gegenwart in denselben zu finden wäre.

Wir können, indem wir hier von dem Buche des Hrn. *Michelet* Abschied nehmen, nur die grosse Freude ausdrücken, die uns dasselbe gemacht hat. Ein so, der

Bogenzahl nach, kleines Werk, mit so vielem geistvollen, immer aber lebendigen Stoffe, wird wohl nicht oft gefunden werden. In den Noten, die eine Beilage dazu ausmachen, hat der Verf. theils seine Citate mitgetheilt, die eine gröfse Gelehrsamkeit, namentlich aber eine Kenntnifs Deutscher Litteratur bekunden, wie sie sich gewifs höchst selten in Frankreich zeigen wird; theils sind hier Ausführungen gegeben, die im Texte nicht an ihrem Platze gewesen sein würden. Indem wir diese Anzeige abfafsten, ist uns auch die Römische Geschichte des Hrn. Michelet zugekommen. Dieses Werk, dem noch gröfsere und bedeutendere Studien, als dem eben angezeigten, zu Grunde liegen, wird sicherlich recht bald in diesen Jahrbüchern eine seinen Werth bekundende Beurtheilung erhalten.

Eduard Gans.

---

## XI.

### *Entstehung und erste Schicksale der Brüdergemeinde in Böhmen und Mähren und Leben des Georg Israel, ersten Aeltesten der Brüdergemeinde in Grofs Polen. Als Beiträge zu einer Slawischen Kirchengeschichte herausgegeben von Georg Wolfgang Karl Lochner. Nürnberg bei Fr. Campe.* 1832. S. X. 164.

Viele der in der grofsen kirchlichen Bewegung des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sich hervorbildenden Gestalten sind trotz der Nähe der Zeit, in welcher sie zu uns stehen, sehr in's Dunkel gestellt; vor allen ist dies der Fall mit dem, was sich in jenen Jahrhunderten in den Ländern Slawischer Zunge begeben hat, obwohl in diesen, soweit sie Deutschland näher berühren, damals und bis in das siebzehnte Jahrhundert herein eine geistige Aufregung, eine Raschheit und Kühnheit des Handelns sich findet, die billigerweise eine gröfsere Aufmerksamkeit späterer Geschlechter hätte erregen sollen. Die Fremdheit der Sprache freilich, die Unstatthaftigkeit im Handeln da, wo es zu allgemeinerem Thun kam, und die aus dieser Turbulenz hervorgehende Nichtigkeit des endlichen Resultates bilden einige Entschuldigungsgründe für diese Vernachläfsigung; immerhin aber wird ein Versuch, einzudringen in die innere Bildungsgeschichte Böhmens, Mährens und Polens in den bezeichneten Jahrhunderten Lob verdienen, und doppeltes Lob, wenn er von soviel rein wissenschaftlichem Interesse und von solcher umsichtigen Ruhe der Darstellung begleitet ist, wie der vorliegende.

Ohngeachtet die sogenannten Mährischen Brüder zu den religiösen Vereinen gehören, welche den einen Theil des Berufes der Kirche, die Aufrechthaltung des Reiches Gottes in Allem, sich gleich anfangs nur in beschränktem Mafse zum Ziele gesetzt, d. h. sich ausgesondert, ihre kirchliche Thätigkeit auf einen kleinen Kreis ohnehin der von ihnen für göttlich angesprochenen Ordnung Ergebener zusammengezogen haben, sind sie doch besonders uns Lutheranern als die nächst befreundeten unter den Slawischen Reformirten merkwürdig genug, um ihren Ursprung einmal in's Auge zu fassen, und jener Mangel an ihrer kirchlichen Thätigkeit ist ein Tadel, der mehr oder weniger alle aus der Kirchenreformation hervorgegangene Kirchen, wenn nicht in ihren Anfangszeiten, doch in unserer Zeit trifft. Gleich der Anfang der Brüdergemeinde zeigt übrigens, dafs sie sich aussonderte, um nur nicht in der mehr und mehr unkirchlich sich bildenden Masse zu verkommen, und selbst in einsamer Nacht die Leuchte des Herrn zu verlieren.

Der Hr. Verf. spricht zuerst von den mancherlei Trennungen der Hussiten nach Johann Ziska's Tode, von den Unterhandlungen mit der Römischen Kirche und ihren Resultaten, endlich von Podiebrads leider sehr ungleichmäfsigem Wirken. Fast alle Gestalten, die seit dem Vertrage der Böhmen mit der Römischen Kirche an Einem vorübergeführt werden, sind unentschiedene Charactere, und weniger weil er schlimmer ist, als die übrigen, als vielmehr nur, weil er seiner Stellung wegen mehr hervortritt, erscheint als ein wahres Musterbild dieses Bestrebens, den Pelz zu waschen ohne ihn nafs zu machen, der utraquistische Erzbischof von Prag Rokyczana. Bald, als ihm die Zumuthung gemacht wird, er solle sich der Römischen Kirche ganz unterwerfen, spricht er laut in Predigten seinen Unwillen über Nichthaltung der Verträge aus; dann wird er von Furcht vor Sigismund ergriffen, und flüchtet bis Georg Podiebrad die Statthalterschaft antritt, nach Hradek. Dann nennt er den Pabst, der ihm die Investitur versagt, den grofsen Antichrist, und vergleicht die katholische Kirche einem gottlosen Haufen, der verdammt werden müsse, wenn er nicht von jenem lasse; „*nicht die Compactaten, sondern Christi eignes Gebot müsse man als Richtschnur der Religion haben, und auf der Grundlage der Apostel sei alles von neuem aufzubauen*".

Als Rokyczana in diesem Sinne sprach, wendeten sich einige von den Calixtinern, die schon früher an eine kirchliche Absonderung gedacht hatten, an ihn „in frommer, einfältiger Zuversicht, entdeckten ihm ihre Gewissensscrupel, und baten ihn um seinen Rath". Dieser Rath fiel so aus, dafs die sich Befragenden dadurch bestärkt werden mufsten. „Wie sie nun aber zum zweiten- und drittenmal, an Zahl bereits verstärkt, in ihn drangen, doch nicht aufzuschieben, sondern das mit der That auszuführen, was er mit Worten lehre, gab er zur Antwort: es sei ein wichtiges Unternehmen, man dürfe sich nicht übereilen". Schwankend verhielt sich Rokyczana auch die nächsten Jahre; hie und da stand er den früher durch ihn ermunterten eifrigen Christen helfend zur Seite, und verschaffte ihnen namentlich von Podiebrad das Gebiet von Liticz bei Leutomischel in dem Riesengebirge als sichern Zufluchtsort. „Diese errichteten nun an vielen Orten besondere Gemeinden, beschlossen, ohne Krieg sich allen Gefahren für Christi Lehre geduldig

zu unterziehen, einzig bedacht auf Verbreitung der reinen Lehre und festere Beobachtung und Bestimmung der kirchlichen Zucht. Sie hielten standhaft an dem, was sie von Huſs bekommen hatten, gingen aber bald zu Weiterem und Gröſserem fort, was jener noch nicht berührt hatte".

Nun wendete sich Rokyczana gegen sie, suchte (erbittert darüber, daſs sie sich von ihm abwendeten und selbstständig zu werden strebten) Podiebrad zu ihrer Verfolgung zu bestimmen, und erreichte seinen Zweck. Dagegen hielt sein eigner Schwestersohn Gregor treu zu den neuen Gemeinden. „Als im J. 1461 derselbe Gregor und einige andere ihre Freunde zu Prag besuchten und in einem Hause eine Zusammenkunft hielten, wurden sie verrathen und gefangen". Trotz der Gelegenheit, die sich ihnen bot, entflohen sie nicht, und wurden auf die Folter gebracht. Als hier Gregor in einen solchen verzückten Zustand verfiel, daſs ihn die Henkersknechte für todt herabnahmen, brach sein erbärmlich in ihm selbst schwankender Oheim Rokyczana, der zugegen war, in die Worte aus: ach! daſs ich an Deiner Stelle wäre!

Als die Verfolgungen Podiebrads fortdauerten, beschworen die Verfolgten Rokyczana, „er solle die Sache, die er selbst als Gottes Sache kenne, nicht verlassen; er möchte nicht durch sein Beispiel die Bekehrung vieler von Irrthümern verhindern; er möchte nicht die erkannte Wahrheit, aus welchen Gründen es auch wäre, ungerechter Weise preisgeben; er sei das Haupt des ganzen Cleres im Reiche, und werde Gott für alles Rechenschaft geben müssen". Allein er blieb verhärtet gegen ihre Bitten, und sie erklärten ihm: Rokyczana, Du bist Welt, und wirst mit der Welt vergehen!

Die Zeit der Verfolgungen der Brüdergemeinden ist sehr interessant dargestellt, und bildet die belebteste Partie der vorliegenden Schrift. Erst die Bedrängniſs Podiebrads durch Mathias Corvinus im J. 1468. brachte den Brüdern einige Erleichterung, da man über diesen Begebenheiten ihrer vergaſs. „Nur Rokyczana gedachte wieder an sie, und warf ihnen ihren Abfall vor, wogegen sie sich auf das Bescheidenste mit Angabe ihrer Gründe verantworteten. Endlich befreite sie der Tod am 22sten Febr. 1471. von diesem Gegner, dem am 22sten März auch König Georg Podiebrad nach einem mühevollen Regiment folgte, das ihm weder zu Lebzeiten Erfüllung seiner Wünsche gebracht hatte, noch eine dankbringende Zukunft erwarten lieſs".

Sowohl unter Mathias als unter Wladislaus und seines Sohnes Ludwig Regierung hielten sich die Gemeinden der Brüder in Böhmen und Mähren. Man nannte sie gewöhnlich in dieser Zeit *Picarden*, welcher Name aus dem älteren Namen *Begharden* verdorben zu sein scheint. Als die Reformation in Deutschland begann, traten sie mit Luther und seinen Anhängern in ein sehr freundliches Verhältniſs, so daſs er mehreren ihrer Abgeordneten, als sie 1542 von ihm in Wittenberg Abschied nahmen, sagte: „Seid ihr die Apostel des Slawischen Stammes: ich, mit den Meinigen, will der Apostel des Deutschen Stammes sein".

Neue Verfolgungen trafen die Brüder in Böhmen nach dem Sieg Karls V. bei Mühlberg. „Zuerst wurde im J. 1547. ein Edict erlassen, und alle Kirchen der Brüder wurden verschlossen und versiegelt". Alles, was man bei König Ferdinand gegen diese Maſsregeln versuchte, war umsonst, und die Brüder erhielten von dem Statthalter 1548 den Befehl, „entweder vor Weihnachten aus ihrer Heimath auszuwandern, oder sich zu einer der beiden kirchlichen Parteien in Böhmen, der päbstlichen oder der calixtinischen zu bekennen, und nach einer von ihm vorgelegten Formel zu widerrufen". Eine Zeit lang ertrugen die Brüder die über sie ergehenden Verfolgungen, dann erging ein neues Edict Ferdinands, sie sollten Hab und Gut verkaufen und innerhalb 42 Tagen von allen königlichen Besitzungen auswandern. „Denn die, welche auf den Gütern der Barone und des Ritterstandes lebten, wurden keinesweges des Landes verwiesen, und es erhellt hieraus, daſs der eigentliche Stock der Brüdergemeinde vor der Hand in Mähren und Böhmen zurückblieb, was auch aus der folgenden Geschichte hervorgeht, indem die Polnischen Gemeinden anfangs fortwährend, um sich Raths und geistlichen Beistandes zu erholen, nach Mähren sich wendeten".

Gegen Tausend aber wanderten aus, und fanden bei Herzog Albrecht von Preuſsen freundliche Aufnahme; auf dem Durchzug durch Posen wurde der Grund gelegt zu mehreren Gemeinden in Groſspolen, wo auch mehrere der Brüder zurückblieben, und die Erhaltung und Verbreitung der Gemeinden in diesen Gegenden fällt nun besonders der Thätigkeit des auf dem Titel erwähnten Georg Israel anheim, dessen Leben indeſs nicht eigentlich einen Gegenstand biographischer Darstellung bildet, da es viel zu sehr durch Andere und durch Verhältnisse bestimmt erscheint, als daſs man eine interessant gestaltende individuelle Kraft darin gewahr würde. Kraft ist wohl vorhanden; es ist aber die, welche überhaupt der Gemeinde eigen ist, auch hebt der Verf. selbst die Verhältnisse namentlich Polens weit bedeutender hervor als Israels Person.

Betrachtet man nun den Inhalt dieser, auch für Preuſsen, nicht uninteressanten, Schrift im Ganzen, und sieht ab von den Verdiensten des Verfs., der in fleiſsiger Zusammenstellung und in klarer leidenschaftsloser Darlegung in der That das *Mögliche* leistet, und nur selbst einen streng-kirchlichen Sinn etwa vermissen läſst, so wird man auſser der besseren Erkenntniſs der Verhältnisse Böhmens im 15ten, Polens im 16ten Jahrhundert auch noch folgendes als sicheren Gewinn dieser Lectüre ansehen können: die Einsicht (die freilich aus den Schicksalen aller unterdrückten, aber energischen Charactere gewonnen werden kann), daſs sich in der Kraft des Geistes alles überstehen lasse, daſs der Mensch in sich ein Gegengewicht gegen alles irdische Leid trage, und daſs ihn, wo diese Kraft ist, auch die Verhältnisse nie zu Schanden werden lassen; — andererseits aber auch die Einsicht, daſs in *solchen* Absonderungen und Kleinkreisungen die edelsten Kräfte versplittert und auf Resultate gerichtet werden, die, da sie ganz in die Erlebnisse subjective Wesen hereinfallen, keinesweges ihrer würdig sind. Weit edler ist es in dem Bestreben eine allgemeinere Kirche zu bessern und ihr Kraft und Strenge zuzuführen, selbst subjectiv aufgezehrt zu werden, als so für sich subjective Tröstungen zu gewinnen, und die Welt als ein unwürdiges von sich zu stoſsen.

Heinrich Leo.

Nro. 21.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## XII.

*Deutsche Denkwürdigkeiten. Aus alten Papieren. Herausgegeben von C. F. von Rumohr. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1832. Drei Theile. 186. 203. und 244. Seiten. in 12.*

Nach geschichtlichen Denkwürdigkeiten, in welchen das Deutsche Leben seine wahrhafte Zeitgestalt an wirklichen Personen und Ereignissen vertraulich abspiegelte, und so durch Gedächtniſs und Bild einer beziehungsreichen Vergangenheit auch der Reiz der unmittelbaren Gegenwart sich erhöhte, nach solchen Schriften verlangen wir noch groſsentheils vergebens. Der gute Wille der Schriftsteller reicht hier nicht aus; eine reiche Wirklichkeit persönlich erlebt zu haben, ist die erste Bedingung, die Gabe, sie frisch und anmuthig mitzutheilen, wird die zweite. Aus dem Gebiete des Hof- und Staatslebens wüſsten wir Musterhaftes in dieser Art nicht zu nennen; was wir Vortreffliches aus andern Gebieten aufzuweisen haben, die groſsen Beispiele von *Goethe* und *Jung-Stilling*, stehen sehr einsam da. Mittlerweile sucht uns die Dichtung auszuhelfen, und nicht bloſs diejenige, welche mit der Wahrheit so innig verbunden ist, daſs sie nur noch als der Ausdruck erscheint, ohne welchen diese gar nicht reden könnte, sondern auch die eigentliche Fiktion, welche für die Wahrheit nicht gelten will, sondern zufrieden ist, von ihr einigen Stoff zu entlehnen und im Uebrigen nur den zu offnen Widerspruch mit ihr zu meiden.

*Woltmann* zuerst gab uns einen solchen Versuch in den vielgelesenen und vielbesprochenen Memoiren des Freiherrn von S—a, worin sehr gute Elemente vereinigt sind, jedoch der bloſse Versuch allzu sichtbar bleibt, so wie die befangene Wendung des Urtheils über lebende Personen und die gesuchte Eigenheit der meist ungeläuterten und oft ganz schiefen litterarischen Urtheile den absichtlich für den Tag und für den Tag flüchtig arbeitenden Schriftsteller zu sehr verrathen.

Weniger Schadenfreude und Tagesreiz, aber mehr ästhetischen Genuſs und gleichen Stachel der Unterhaltung bieten die gegenwärtigen Denkschriften dar, welche, wie jene, den Schein eines anderweitigen Verfassers annehmen, und den Namen des Hrn. *von Rumohr* nur als den ihres Herausgebers führen. Schon dies allein aber, wenn wir auch die litterarische Maskenfreiheit streng achten und dem angenommenen Geheimnisse mit keinem aufdringlichen Erkennen zusetzen, wird dem Buche mit Recht zur günstigsten Empfehlung dienen.

Hr. von Rumohr ist längst rühmlich bekannt und anerkannt als ein geistvoller Theilnehmer und thätiger Förderer des höheren Strebens, welches seit etwa dreiſsig Jahren einen neuen — und noch immer den neusten — groſsen Aufschwung in Litteratur und Kunst der Deutschen erfolgreich durchgesetzt hat. Ein langjähriger Aufenthalt in Italien hat ihn dieser Bildung nicht fremd machen können, sondern nur inniger und reicher ihn auf sie zurückgeführt. Der Mann von Geschmack und feiner Lebenskunde hat als Herausgeber von Königs Geist der Kochkunst, der staatswissenschaftliche Forscher durch die Abhandlung über die Besitzlosigkeit des Kolonen in Toscana, der einsichtige Freund und Kenner der bildenden Kunst und ihrer Geschichte als Verfasser dreier Bände Italiänischer Forschungen sich hinreichend dargethan, um uns von seiner Hand nur Werthvolles und Ausgezeichnetes erwarten zu lassen. Selbst die Scylla und Charybdis des äuſsersten Lobes und Tadels, zwischen welchen das letztere Buch seine Fahrt durchzusteuern verurtheilt sein mochte, dürfte in jedem Fall als ein ehrenvolles Zeugniſs seiner Bedeutung gelten. Jetzt aber tritt er in einer ganz neuen Region auf; hier ist nicht mehr die Aufgabe, bestimmte Thatsachen gelehrt zu untersuchen und geschickt anzureihen, oder praktische Zwecke mit Bildung und Geist

zu behandeln, sondern ein eignes Kunstgebilde erscheint, das in sich abgeschlossen ist, und selbstständig befriedigen soll.

Ein Deutscher Diplomat von jenem ausgebreiteten Mittelschlage, der mehr dem Fach untergeordnet ist als das Fach ihm, und der die auszeichnenden Eigenheiten seines Standes etwas pedantisch, daher freilich weniger glänzend, aber auch um so unschädlicher, besitzt und ausübt, reist im Oktober 1762. von Hubertsburg, wo er dem eben gehaltenen Friedenskongresse noch zuletzt beigewohnt, in seine südlichere Heimath zurück, und gedenkt sein ferneres Leben, dem Geschäftsdienst entsagend, in behaglicher Ruhe zu genieſsen. Doch fühlt er schon im ersten Augenblick, daſs das Aufgeben einer gewohnten Thätigkeit sogleich eine schmerzliche Lücke macht, und nothwendig einen Ersatz verlangt. Diesen findet er in dem Einfall, ein Tagebuch zu schreiben, nach Art der vielen Denkwürdigkeiten, die ihm während seiner bisherigen Laufbahn so reiche Quelle der Unterhaltung und Belehrung geworden sind. Deutsch, und noch der Mitte des vorigen Jahrhunderts angehörig, zeigt er sich alsogleich in der eifrigen Verwahrung, daſs er weder Geheimnisse, welche die Dienstpflicht zu verschweigen gebietet, ausplaudern werde, noch überhaupt dreiste Urtheile, unbestimmte Gerüchte, und was sonst auf Personen und Begebenheiten ein nachtheiliges Licht werfen könnte, dem verrätherischen Papier anvertrauen wolle. Nur seine neuesten persönlichen Begegnisse sollen der Gegenstand seiner Aufzeichnungen sein. In der That ziemlich mager muſs er sie beginnen mit der Schilderung einer öden, dürftigen, vom Kriege hart mitgenommenen Sächsischen Gegend, schlechter Wege und schlechten Wetters und endlich eines traurigen Wirthshauses, wo denn doch, mit Hülfe des Reisenden, eine ganz leidliche Abendmahlzeit und ein belebtes Gespräch zu Stande kommt, das in rührende Betrachtungen übergeht und mit einer sehr freigebigen Wohlthätigkeit beschlossen wird. Wir haben den Autor hier gleich in ausgezeichneten Vorzügen kennen gelernt, die seine weltmännische Klugheit und Bildung in schönem Einklange eines menschenfreundlichen Innern zeigen. Leicht und bedeutend ergiebt sich hierauf in den nächsten Tagen der Uebergang zu der ansprechendern Natur und Lebensart des südwestlichen Landes, zugleich aber nöthigt ein Unfall den in genuſsreichen Betrachtungen schwelgenden Autor, in einer kleinen Fränkischen Stadt die Herstellung seines zerbrochenen Wagens und die Pflege seiner Gesundheit abzuwarten. Mit den Verhältnissen des Ortes und der reichsritterschaftlichen Herrschaft desselben macht ihn sein gesprächiger Arzt bald bekannt, und dieser singt ihm darin heimlich schon eine beschäftigende Bestimmung aus. Die Mutter Vormünderin der beiden Freiherren, welche das Schloſs bewohnen, ist vor einigen Tagen gestorben, die herangewachsenen, aber ganz unerfahrnen Söhne bedürfen einer weltklugen Leitung, besonders der jüngere verspricht noch etwas aus sich machen zu lassen, der Glanz und die Fortdauer seines Hauses werden wohl auf ihn übertragen werden müssen, und der Autor läſst sich bewegen, als Freund und Rathgeber, doch ohne eigentliche Verpflichtung und Entgelt, ihn auf Reisen zu begleiten. Zunächst in einem Badeort angelangt, machen sie die Bekanntschaft einer so schönen als geistig lebhaften Reichsgräfin und ihres reichen, geschäftigen und absichtsvollen Vaters. Der Freiherr bekommt einen Ehrenhandel, dessen verzweigte Berathungen und wechselnde Aussichten meisterhaft beschrieben sind, gewinnt die allgemeine Achtung, und, wie auch der Autor selbst, groſse Zuneigung bei dem Grafen. Auf des Letztern Schlosse am Rhein setzen die Eingeladenen ein angenehmes Leben fort, und ein poetisches Treiben sogar ist unter dem Namen der Rheinischen Arkadia gesellschaftlich eingerichtet. Ein Heirathsabsehen des Grafen für seine Tochter wird von dem Autor aus allen Kräften gefördert, der sein eignes Wohlgefallen an der schönen Gräfin gern dem Freiherrn unterschiebt. Allein im entscheidenden Augenblicke, da die Gräfin auf die eröffnete Anwerbung ihr Jawort geben soll, flüchtet sie mit einem Vetter in die Nachbarschaft zu einer Tante, worüber der Graf und der Autor in nicht geringe Verlegenheit gerathen, dem Freiherrn aber ist es nur um so wohler, sich wieder ohne die Befangenheit zu fühlen, in die er doch, ohne jenen Vorfall, weiter einzugehen willig genug gewesen wäre. Hier schlieſst das erste Buch.

Im zweiten Buche sehen wir den Autor bemüht, nach dem Wunsche des Grafen die nunmehr nothwendige oder doch schickliche Heirath zwischen der Gräfin und dem Vetter zu Stande zu bringen. Er sucht erst jene bei der seltsam strengen und fürsorglichen Tante auf, sodann diesen in der nahen Residenz, wo er im Kriegsdienst und am Hofe angestellt ist, und nach man-

cherlei auf beiden Seiten zu überwindenden Schwierigkeiten gelingt die Sache. Der Freiherr war inzwischen zu seinem Bruder nach Hause gereist, und trifft mit dem Autor in der Residenz wieder zusammen, nachdem er auf der Durchreise an einem Universitätsorte das Studentenwesen näher angesehen und in verschiedenen Richtungen eilig erprobt hat. Die Gesellschaft der muntern Musensöhne verfolgt ihn aber auch hieher, und mitten aus einem grofsen Jubelfeste, womit sie abgespeist und geneckt werden, entführt ihn der Autor klug und entschlossen zur längst beabsichtigten Reise nach Paris. In dieser Stadt eröffnet sich nun die grofse Welt für unsre Helden; Kammerdiener, Kleiderkünstler, Tanzmeister und Koch treten in ihrer vollen Bedeutung auf; geselliger Umgang und feiner Sinnengenufs, vornehmes und modisches Leben mit allem Zubehör, Theater, Kunstgeschmack und litterarischer Geistesreiz, erfüllen die raschen Tage. Der Autor insbesondre trifft alte Freunde, sieht Kunstsammler und Künstler, die Encyklopädisten lassen sich vernehmen, Diderots Name wird genannt. Mittlerweile hat der Graf, befriedigt durch die Heirath seiner Tochter und die ihm dadurch gewordenen Aussichten, sich zur Reise nach Paris entschlossen, um seinen Freund wieder aufzusuchen. Er kommt an, jedoch krank, und schon dem Tode nah; die wunderbarsten Bekenntnisse und Auflösungen bisher räthselhafter Bezüge giebt er auf dem Sterbebette, zu welchem auch die vermeintliche Tante, nach jetzigen Aufschlüssen aber die Mutter der jungen Gräfin und deren Gemahl aus Deutschland herbeigeeilt sind. Doch behalten wir keine Zeit, diesen veränderten Beziehungen jetzt zu folgen, vielmehr nimmt ein neues unerwartetes Ereignifs den Autor ganz in Anspruch. Sein Zögling, der seit längerer Zeit mehr und mehr sich von ihm abgetrennt und in das genufsvolle Treiben junger Leute gestürzt hat, ist den vervielfachten Reizen und Spannungen dieses anstrengenden Lebens nicht gewachsen, seine Natur schlägt plötzlich um, er verfällt in Wahnsinn und Raserei, mufs in eine Irrenanstalt nach Deutschland zurückgebracht werden, und der Autor läfst auch von Erfüllung dieser Gewissenspflicht sich nicht abwenden.

Das dritte Buch führt uns solchem traurigen Orte zu, und gleich beim Eintritte sehen wir den Autor in Gefahr, selbst als ein Gestörter aufgenommen und behandelt zu werden; er befreit sich aber bald von diesem Verdachte, und widmet der Anstalt und ihren Bewohnern seine gründliche Aufmerksamkeit als einsichtiger Beobachter. Seine Wohnung nimmt er in einem nahen Försterhause, dessen ländliche Gegend er mit reizender Anschaulichkeit beschreibt. Er besucht in der Nähe eine weibliche Erziehungsanstalt, in deren Vorsteherin er ein vortreffliches Frauenzimmer kennen lernt, dem er sogar, jedoch ohne gewünschten Erfolg, seine Hand anzutragen wagt. Eine ländliche Knabenschule bietet nicht weniger merkwürdige Wahrnehmungen dar. Inzwischen nimmt unerwartet ein Freund, der in gefahrvolle Hofhändel und in die Religionsveränderung eines Deutschen Prinzen tief verflochten ist, seine geheime Zuflucht bei ihm, und erzählt seine Begebenheiten, die aus den Verhältnissen jener schon erwähnten Residenz hervorgehen, und mit der laufenden Geschichte sich zum Theil durchkreuzen. Neues Geheimnifsvolle dringt heran, und unter andern wird ein Zigeuner bemerklich, der bald seine ganze Bande nachzieht. Dazwischen erscheint auch der ältere Freiherr, und während der einst versprechendere Bruder jetzt in seinem traurigen Zustande nur noch schwache Hoffnungen giebt, zeigt jener sich trefflich entwickelt, als tüchtiger Verwalter seiner Besitzthümer und eine wackre Frau zu heirathen eben im Begriff. Der Autor, welcher seinen Zögling auf leidlichem Wege und in guter Hand sieht, auch seinen verborgenen Gastfreund durch dessen heimliches Davongehen zu guter Stunde wieder los geworden, widersteht nun nicht länger den Einladungen des Grafen und der Gräfin, welche als glücklich verbundenes Ehepaar jetzt die Besitzer des nahegelegenen, uns schon bekannten Rheinschlosses sind. Hier sehen wir das alte poetische Treiben unter der Leitung der Gräfin noch in bestem Gange, während der Graf seine Regierung ernstlich aufs allerbeste zu ordnen bedacht ist, den umständlichen Rath des Autors verlangt, und diesem mit weitausgeholten, ängstlichen Grübeleien etwas peinlich wird. Daneben wird eine Gemähldesammlung gemustert und die Eitelkeit und Gefahr der leeren Kunstliebhaberei aufgedeckt, ferner die Niederlassung des geflüchteten Freundes in Amerika fürsorglich besprochen, endlich für die Zigeuner ein Anbau fester Wohnsitze im nächsten Walde ausgemittelt. An eine erzählte Gespenstergeschichte reiht sich unerwartet eine im Augenblicke selbst vorgehende, welche einen Besuch in den Kellern und Gewölben des Schlosses veranlafst, bei wel-

cher Gelegenheit von Weinen und Weinkennerschaft manches gut Eingesehene vorkommt, der Autor zuletzt aber mit zweien Gefährten plötzlich durch eine Fallthüre tief in die Erde versenkt wird, wo er für uns auch verbleibt, indem aus dem Gespräche der immer tiefer Versinkenden schliefslich — auf welchem Wege dieser Schluſs, sowie überhaupt das ganze Buch, mag ein jeder rathen — als des Autors und des Buches letzte Worte uns diese überliefert werden: „Unwillkührlich rief ich daher in einem Tone, welcher ebenso viel Verwunderung als Schmerz ausdrücken mochte: Welch' ein Ende! Ja, welch' ein Ende, fielen die Uebrigen ein, welch' ein trauriges Ende!"

Einen etwanigen aufserordentlichen Schlüssel dieses unterwarteten Ausganges möge der Herausgeber noch in der Tasche haben, und uns nur vorenthalten, oder ihm möge selbst ein solcher fehlen und unfindbar sein, immer bleibt es ein halsbrechendes Wagnifs, den harmlosen Leser vor einem solchen Absturze stehen zu lassen. Soll dies Ironie sein, wie die Schlufsworte selbst allerdings neckisch andeuten, so ist es offenbar ein Uebermafs, das doch wieder einen viel zu mäfsigen Ernst in sich trägt, und daher selber ein Mifsverhältnifs wird, anstatt ein solches zur blofsen Ergötzung nur zu spielen und durch das Spiel wieder aufzuheben. Diesen letzten Verdrufs abgerechnet, wird man den Gang und die Entwicklung der Begebenheiten, wenn solche auch nicht zu einem strengberechneten Ganzen sich ründen und abschliefsen, glücklich genug angelegt, verständig geführt und befriedigenden Lösungen überall wenigstens angenähert finden. Es kam hier nicht so sehr darauf an, dafs uns ein vollständiger Kreis von Handlungen und Ereignissen, sondern nur, dafs uns, wenn auch noch so abgebrochene und beschränkte Theilstücke eines und desselben Kreises geliefert würden. Die Einheit des dargestellten Lebens aber, und so auch die Einheit des Tons und Sinnes, worin das Ganze vorgetragen worden, vermissen wir keineswegs, und innerhalb dieser Einheit lassen wir uns auch den Wechsel von scheinbar planmäfsiger Anlage und doch wieder ganz willkührlichem Fortspinnen der Fäden, die mit gleicher Leichtigkeit geknüpft und entlassen werden, um so lieber gefallen, als wir durch ein solches Spiel unvermerkt von Bild zu Bild übergeführt werden, und zuletzt, selbst im höhern Sinne genommen, die eigentliche Erzählung doch nur die Rahmen zu liefern hat, welche geschickt und bequem eine ganze Welt von Gestalten und Betrachtungen zu fassen und hinzustellen geeignet sind. Dieser Anforderung und Erwartung entsprechen unsre Denkwürdigkeiten vollkommen, sie geben in einer gleichmäfsigen, schön und rein gebildeten Form einen durchaus geist- und gedankenreichen Inhalt, es ist kein Absatz, keine Zeile darin, kann man sagen, die nicht etwas Anmuthiges, Gedachtes, Feines oder Treffendes enthielte, und auf die erfreulichste Weise das Nachdenken oder die Einbildungskraft anregte. Auch verbreitet sich die Auffassung des Stoffes nach und nach zu einer fast vollständigen Weltanschauung; wir werden kaum eine wesentliche Richtung des grofsen und kleinen Lebens finden, welche nicht auf eine bedeutende Weise in den Kreis dieser Gegenstände hineingezogen wäre. Das ganze Buch ist ein Schatz von eigenthümlichen Wahrnehmungen, in welchen bald Zartheit, bald Tiefe vorwaltet, von feinen Bemerkungen, angenehmen und nützlichen Lebensregeln, von gründlicher Einsicht und Erfahrung in den wichtigsten und anziehendsten oder aufdringlichsten Angelegenheiten. Die Schreibart ist klar und anmuthig, dem Kenner nur durch ein paar kleine Züge die nordwestliche Deutsche Heimath verrathend, im übrigen rein und sicher, in einer vorausbestimmten Richtung trefflich gebildet und *gehalten*, auf allen Punkten von einer leisen, gefälligen Ironie erhellt.

Im Ganzen finden wir eine Verwandtschaft des Geistes und der Kunst mit der Novellenart von *Tieck*, besonders der früheren, welche, z. B. die Gemählde und die Zopfnovelle, an Frische und Dichtigkeit manchen späteren vorzuziehen sind. Aber aufserdem werden wir auch an die unvergleichliche Liebenswürdigkeit, an die stillheitre Laune *Sterne's* erinnert, zuweilen an die mimische Beobachtung *Engel's*, und nicht selten an die sittliche Wohlmeinung *Möser's*. In dem ganzen Buche findet sich kein Zug, der auf bittere Galle, auf gehässigen Zorn oder widrige Leidenschaft deutete. Die erwähnten Elemente sind übrigens mit einem so eigenthümlichen Grundbestandtheile gemischt, dafs nach allen Seiten ein Ursprüngliches zu erkennen ist, und kein Gedanke von irgend einer Nachahmung damit zu verbinden bleibt.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 22.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

*Deutsche Denkwürdigkeiten. Aus alten Papieren. Herausgegeben von C. Fr. v. Rumohr. Drei Theile.*

(Schluſs.)

Und so könnten wir denn vollkommen berechtigt sein, in diesen Denkwürdigkeiten das ausgezeichnete Werk eines freibildenden Dichters anzuerkennen, und in der Novellenlitteratur an ehrenvoller Stelle einzuordnen. Allein wir wollen uns damit nicht übereilen, sondern treten der Sache vielleicht noch von einer andern Seite näher. Wir können uns ganz wohl vorstellen, daſs ein freisinniger, höchst gebildeter Mann, der die Welt in ihrer wechselnden Gestalt mit freiem Blick und reger Geistesthätigkeit seit langen Jahren betrachtet, der seine Wahrnehmungen nicht bloſs auf der Oberfläche befriedigt, sondern überall in die Tiefe eines geistigen Zusammenhanges zu steigen genöthigt ist, dem auf seinen Lebensbahnen ein überreicher Stoff begegnet, und nach allen Richtungen ein fruchtbares Nachdenken erweckt worden, daſs ein solcher Mann, meinen wir, endlich auch einmal von dem Trieb ergriffen würde, den wesentlichen Ertrag eines so begünstigten Lebens durch Mittheilung festzuhalten, und seine Memoiren zu schreiben wünschte. Gesetzt ferner, dieser Treffliche fände gleichwohl seine unmittelbar persönlichen Schicksale zu einfach, seinen innern Entwicklungsgang zu abgeschieden von der äuſsern Welt, um seine Mittheilungen an diese Fäden aufreihen zu mögen, und eben so wenig fühle er die Neigung, die Ergebnisse seines Umschauens und Erkennens in der Form abstrakter Gedanken niederzulegen, so wäre wohl nichts natürlicher, als daſs er sich eine dichterische Form wählte, in welcher die nöthigen Lebensvorgänge nach seinem Bedarf erfunden, und zur schicklichen Gelegenheit würden, die Gedanken, Ansichten und Stimmungen, um die es ihm vorzüglich zu thun ist, vollständig anzubringen. Seinem vornehm-bescheidenen Sinne, seinem künstlerischen und sittlichen Hange zur Ironie würde dann entsprechen, sich unter einer nicht ins Hohe und Geniale idealisirten Figur, sondern in einer zwar würdigen und guten, aber jedenfalls gemäſsigten Erscheinung darzustellen, damit der Starke in ihm den Schwachen, nicht der Schwache in ihm den Starken, — wie dies neulich treffend ausgedrückt worden, — beschaue und behandle. Hiedurch würden nun alle inneren Verhältnisse dieser Denkwürdigkeiten in ein neues Licht gerückt. Sollte dies Vorausgesetzte hier gelten dürfen, wie es uns denn gar wohl möglich dünkt, so hätten wir dieses Buch aus dem Gebiete der freien Poesie doch gröſsentheils wieder zurückzuziehen, und ihm dafür einen nothwendigeren Zusammenhang mit der Person des Autors zuzugestehen, statt fingirter Denkwürdigkeiten lägen alsdann dem Wesen nach doch wirkliche vor uns, welche einen edlen Zeitgenossen nach seiner wahren Geistes- und Gemüthsart treulich abbilden.

In einer solchen Voraussetzung fortschreitend müſsten wir vor allem den guten Takt loben, mit welchem der Autor die Fiktion sorgfältig von allem Zusammentreffen mit seiner Wirklichkeit geschieden, und doch hinwieder nicht zu fern von ihr abgewandt, sondern zwar andre, aber die den seinen nächstliegenden Zeiten und Schauplätze zu Trägern seiner Ausführungen gewählt hat. Dann auch wird es vollkommen richtig, daſs er nur das Höchstnöthige von bestimmten Namen aus der fingirten Wirklichkeit gebraucht hat, weil jede Fülle dieser Art eine zu starke Bedeutung hervorriefe, und die Fiktion zu sehr als Hauptsache erscheinen lieſse. Aus dem Vergnügen freilich, welches der Leser jedesmal fühlt, wenn er bekannte Geschichtsbilder unverfälscht in der Dichtung wiederfindet, möchte sich eine Vermehrung derselben rechtfertigen, und wenn z. B. die Erwähnung Göttingens als einer noch nicht alten Universität, die Nennung Diderots und der Clairon als

Lebender, den angenehmsten Eindruck macht, so möchte man noch mehreres der Art wünschen, dagegen der Autor in seiner besondern Stellung mit Recht auf eine weise Sparsamkeit hält.

Schon durch die gewählte Zeit war die neueste Litteratur als ein Gegenstand der Betrachtung ausgeschlossen. Aber auch dem leichten und verführerischen Reize, die Deutsche und Französische Litteratur aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts kritisch durchzugehen, hat der Verfasser glücklich widerstanden, und dadurch, wie uns dünkt, den gröfsten Beweis seines richtigen und reinen Gefühls gegeben. Denn nichts leidet mehr unter einer solchen gelegentlichen, in fremden Standpunkt übertragenen, fragmentarischen und auf gefällige Kontraste ausgehenden Behandlung, als die Litteratur, welche mehr als je mit gründlichem Ernst und in grofsem Zusammenhange betrachtet zu werden bedarf. Grade diese Seite ist es auch, welche in den anfangs erwähnten Memoiren Woltmanns den meisten Schatten hat.

Wir würden einige Proben der Darstellung und Laune unsres Autors hier vorzulegen nicht unterlassen, und dazu vorzugsweise die Kunstgespräche in Paris und die herrliche Diatribe wider das Tabackrauchen auswählen, wäre hiezu nicht nochmals der Raum erforderlich, den wir doch nöthiger für die Darlegung des geschichtlichen Herganges zu verwenden fanden. Uebrigens wird der Leser unsrer Anzeige, wir bezweifeln es nicht, sehr gern der Leser des ganzen Buches werden, und unsrer Auszüge defshalb weniger bedürfen.

Diese Denkwürdigkeiten sind Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Preufsen, „dem feinen, tief eindringenden Kenner vaterländischer Verhältnisse", durch den Herausgeber zugeeignet, und entsprechen auch in dieser Beziehung jeder an sie zu stellenden Erwartung. Die äufsere Ausstattung durch den Verleger ist geschmackvoll, der Druck von einer seltnen Korrektheit. —

K. A. Varnhagen von Ense.

---

## XIII.

### *Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse vom nordwestlichen Deutschland, von Fr. Hoffmann. Leipzig* 1830.

Das Mifslingen aller Theorieen der Erde, welche von dem Ganzen zum Einzelnen gingen, mufste die Neigung herbeiführen, den entgegengesetzten Weg zu nehmen, von dem Einzelnen auszugehen und bei dem nächsten Erforschten stehen zu bleiben. Wie sehr dieses der Wissenschaft genutzt hat, wie weit wir gekommen sind, seitdem wir auf diesem Wege weiter vorzudringen suchten, hat der Erfolg gelehrt. Werner und Saussure sind unsere Führer gewesen. Werner war selbst noch ein strenger Theoretiker; er war von der Niederschlagstheorie so eingenommen, dafs er sonst nichts sah als diese, und sogar den vulkanischen Ursprung des Basalts nicht anerkennen wollte, den man allgemein angenommen hatte. Aber sein systematischer Geist, welcher diese Niederschläge zur Uebersicht nicht allein zu bringen suchte, sondern auch auf das Beständige, die Gesetzmäfsigkeit zurückzuführen strebte, liefs das theoretische Gerüst in einen hypothetischen Nebel fallen, und gab die Lehre so rein, dafs sie die Grundlage der heutigen Geognosie geworden ist. Durch jenes systematische Bestreben wurde auch Werner viel eingreifender in die Wissenschaft, als sein Zeitgenosse Saussure, der in der Beobachtung viel genauer als Werner, sein nahgelegenes Riesengebirge in eigentlicher Bedeutung, den Montblanc und dessen Umgebung, viel besser kannte als der Sächsische Geognost sein Erzgebirge, aber sich begnügte die Thatsachen nur neben einander zu stellen, ohne sie nur einigermafsen zu ordnen. Und da er die Genauigkeit und Kenntnisse in der Mineralogie nicht hatte, wie Werner, so mufsten doch gar viele dieser Thatsachen von Neuem untersucht und berichtigt werden. Saussure war so hypothesenscheu, dafs er die auffallendsten Beweise einer Erhebung und Zerrüttung des Gebirges durch innere Kräfte übersah, um nicht eine Vermuthung annehmen, wodurch der Willkür im Erklären nur das Geringste eingeräumt würde. Da jedoch die geringe Uebersicht, welche Saussure's zahlreiche Beobachtungen darboten, die Nothwendigkeit einer Theorie durchaus zeigte, da die *crystallisation confuse*, worauf sich der Genfer Naturforscher allein berief, von Werners Niederschlagstheorie nicht sehr abwich, so wurde die Wernersche Geognosie die einzig herrschende, besonders seitdem sie durch Jameson nach Brittanien und d'Aubuisson nach Frankreich gebracht war. Aber das Basaltgebirge blieb immer eine Erscheinung, welche sich nicht der Wernerschen Theorie fügen wollte, und auch in Deutschland wurden Stellen bekannt, wo der Ausbruch des Basalts im Innern der Gebirge

deutlich zu sehen war. — L. v. Buch, ein Schüler Werners und in seinen frühern Schriften ein entschiedener Wernerianer, überzeugte sich in der Auvergne von dem vulkanischen Ursprunge des Basalts und der verwandten Steinarten, und nun erkannte sein Scharfblick und sein Scharfsinn in den wilden Felsen des Fassathals in Tyrol, in den freundlich erhabenen Umgebungen des Sees von Lugano und an manchen andern Orten deutliche Erhebungen des Gebirges durch den Augitporphyr. Diese Entdeckungen, zuerst gemacht in den Jahren 1820 und 1821, haben eine grofse Veränderung in der Geognosie hervorgebracht. Man hat eingesehen, dafs unter den Schichten, welche das Meer und sogar Süfswasserseen abgesetzt haben, ein anderes Gebirge emporgehoben ist, welches man sonst zu dem Urgebirge zählte, auf dessen Gipfeln nicht allein, sondern auch gar oft an den Seiten und um den Fufs das alte Meer seine Schichten abgesetzt hatte. Man wundert sich jetzt nicht mehr über Versteinerungen auf den Gipfeln der Gebirge, 9000 Fufs und mehr über der Meeresfläche; sie wurden lange nach ihrer Bildung zu dieser Höhe erhoben. Man wundert sich nicht mehr über den Saum von Kalkbergen, zwischen denen das Urgebirge sich oft erhebt, und über die gestürzte, sogar senkrechte Lage der Schichten in der Nähe des Urgebirges; nicht mehr mit Saussure über diese Lage der Schichten von Geschieben bei Valorsine in der Nähe der grofsen Massen des Mont-Blanc. Eine Menge von Erscheinungen hat dadurch ihre gehörige Stelle in der Geschichte der Erde gefunden. Man kann diese Theorie nicht wohl eine vulkanische nennen, denn die Wirkungen der Vulkane, wie sie jetzt noch wirken, sind weit beschränkter und nur auf kleine Räume ausgedehnt. Wohl aber ist man zurückgegangen auf die Beobachtungen, welche besonders Voigt über die Erhebung des rothen Porphyrs machte, so wie auf die Granitgänge, welche in Huttons Theorie der Erde eine wichtige Rolle spielten; eine Theorie, die mit Recht auf einige Zeit vergessen wurde, damit die Erfolge der Untersuchungen, welche die Wernersche Theorie herbeiführte, ihren gehörigen Platz in der Geognosie einnehmen konnten. Es war nöthig, den Standpunkt anzugeben, worauf sich die Wissenschaft jetzt befindet, weil es zur Beurtheilung des vorliegenden Werkes dient, dessen Vf. jetzt ebenfalls auf diesem Standpunkte steht. Unter den zahlreichen geognostischen Werken, welche wir besonders über einzelne Länder in neuern Zeiten erhalten haben, nimmt dieses einen vorzüglichen, vielleicht den ersten Rang ein, besonders wenn wir auf den Reichthum und die Genauigkeit der Angaben sehen. Die erste Abtheilung enthält eine vollständige orographische (Oberflächen) Beschreibung des nordwestlichen Deutschlands und ist als der Haupttheil des Werkes zu betrachten. Der Verf. hat sie, wie er sagt, mit Zuziehung aller ihm zu Gebote stehenden Höhenbestimmungen verfertigt, unter welchen gegen 2000 völlig neu und gröfstentheils nach seinen Beobachtungen von ihm selbst nach den besten Hülfsmitteln berechnet sind. Der höhere Theil dieses Landstrichs bildet ein Vorland gegen das Meer der Vorzeit, begränzt im Norden und Osten durch den Harz, dann sich weit gegen Nordwest über Hildesheim, den Dnister, bis zur *Porta westphalica* und Osnabrück, ja bis zur Grafschaft Bentheim erstreckend, und gegen Lippe Detmold einen Meerbusen bildend, dessen andere Küste das Rheinische Schiefergebirge macht. Den Harz hat der Verf. nach wiederholten Untersuchungen mit gröfster Genauigkeit beschrieben; dieses sonderbare Gebirge, ausgezeichnet durch seine Verflächung in der Mitte, überhaupt durch die Einförmigkeit seiner Hauptmassen, und durch das sonderbare Hervorbrechen des Urgebirges am äufsersten Ende desselben. Zwei Thatsachen hebt der Verf. besonders heraus: 1) dafs der Harz, seiner Hauptmasse nach, ein grofses Plateau (Hochebene) bildet, dessen obere Platte eine allmälige und zugleich sehr beträchtliche Senkung in seiner ganzen Längenausdehnung von N. W. gegen S. O. erleidet; 2) dafs die Oberfläche des Harzes auch in seinen Queerdurchschnitten keine vollkommene wagerechte Lage besitzt, sondern dafs sie sich ganz im Allgemeinen in den Gegenden westwärts des Brockens gegen den südwestlichen, in den Gegenden auf der Ostseite desselben aber gegen den nordöstlichen Rand neigt. Diese Erscheinung spricht schon für die Erhebung des Harzes durch die Granitmasse am östlichen Ende. Aber eine andere merkwürdige Thatsache für die Bildung der Gebirge führt der Verf. im Folgenden an. Wo die Oberfläche des Gebirges mit ihrem Fallen gleichförmiges Ansteigen hat, können die Ursachen seiner Zertheilung nicht in die Kraft der Gewässer gesetzt werden. So ist es mit dem Thale der Ocker. Denn nachdem dasselbe den Abhang des Bruchberges verlassen hat, richtet es sich von Altenau her unausgesetzt gegen Norden, während doch das all-

gemeine Niveau des Gebirges in diesem Theile gegen die Nordwand allmälig ansteigt. Ja wir sehen sogar das äufserste nordwestliche Ende des Brockengebirges selbst in einer felsigen Schlucht, ohne Unterschied von den benachbarten Bergen, durch das Ockerthal bis auf seine Sohle zerspaltet, und die Erscheinungen, welche sich hier im Ansehn der Thalränder darbieten, wiederholen sehr nahe die der gleichartig gebildeten Rostrappenschluft. Aus diesen und andern Bemerkungen geht nun hervor, dafs die Thäler Spalten des Gebirges und nicht wie man sonst glaubte, durch das Wasser allein hervorgebracht sind. Alle Erscheinungen, welche darauf deuten, dafs die Thäler durch Wasserströme gebildet wurden, widerstreiten jener Annahme durchaus nicht, indem die Gewässer der geöffneten Spalte folgen und ihre Kraft an den Rändern und am Ausgange derselben ausüben mufsten. Dafs diese Spalten durch innere Erhebungen veranlafst wurden, darf wohl nicht erinnert werden. Für die Beschreibung des Thüringer Waldes fand der Verf. schon mehr vorgearbeitet, als für die Beschreibung des Harzes, doch untersuchte er zu verschiedenen Zeiten dieses Gebirge. Auch für die Beschreibung des Rheinischen Schiefergebirges fand er Vorarbeit. Vorzüglich aber müssen wir dem Verf. Dank wissen für die äufserst genaue und vollständige Beschreibung der Hügelländer zwischen jenen Gebirgen und zwar zuerst des Hügellandes zwischen dem Harze und dem Thüringer Walde; ferner des Hügellandes in den Umgebungen des obern Leine-Thales, in Hessen und im Fürstenthume Paderborn; dann des Hügellandes in dem untern Theile des Wesergebietes und in den westwärts davon gelegenen Gegenden; des Hügellandes nordwestwärts vom Harze, und des Hügellandes im Norden des Harzes. In einem Anhange ist von der Wasservertheilung in diesem Landstriche die Rede. Es ist in neuern Zeiten bekannt genug geworden, dafs die Wasserscheiden keinesweges mit den Bergzügen übereinstimmen. In dieser Rücksicht hat Fr. Schultz das Verdienst, die ältere Meinung, welche beide für eins hielt, scharf und entschieden aufgestellt und dadurch auch einen entschiedenen Widerspruch herbeigeführt zu haben. So führt ein entschiedener Irrthum zur Wahrheit. Al. v. Humboldts Reise aus dem Oronoco auf dem Cassiquiare nach dem Rio negro, welcher in den Amazonenstrom fällt, zeigte zuerst, dafs jenes Wassersystem nicht mit der Natur übereinstimme. Der Verf. zeigt hier erstlich, dafs auch im nordwestlichen Deutschlande, die Wasserscheiden die Bergzüge, selbst die Höhen, auf eine sehr auffallende Weise schneiden, dann führt er einige Beispiele auch in diesem Landstriche von jener Erscheinung an, deren so eben gedacht wurde, welche Humboldt die Bifurcation der Ströme nennt. Eines derselben will Ref. hieher setzen. Es findet sich in dem sehr ausgedehnten Längenthale von Rehme an der Weser bis Osnabrück. In diesem Thalgrunde tritt fast in der Mitte seiner Ausdehnung von S. und zwar von den Abhängen des Teutoburger Waldes her, die Haase in die Wiesenfläche von Gesmold, unweit Melle ein. Bis hieher auf beiden Seiten von nur sehr mäfsig anstehenden Uferrändern eingefafst, doch mit einem sehr ansehnlichen Fallen seiner Grundfläche, öffnet sich das kleine Auerthal, in welchem der Bach aus den Bergen kommt, hier schnell in die fast wagerechte Fläche des Längenthals. Dieser Wechsel des Falles scheint die Veranlassung zur Theilung in zwei Arme zu geben, welche, nachdem sie sich eine Strecke weit in der Wiese neben einander hin geschlängelt haben, endlich, der eine nach S. O. zur Weser, der andere nach N. W. zur Ems, abfliefsen. Der erstgenannte der beiden Arme nimmt sehr bald den Namen der Else an; er vereinigt sich mit der Werre, die von Herford herabkommt, bei Löhne und fliefst mit ihr bei Rehme in die Weser. Der letztere aber behält den Namen der Haase und erreicht endlich, nachdem er das Hügelland bei Bramsche verlassen hat, erst nach langem Lauf durch die Ebene bei Meppen das Emsthal. So mufste erst ein Beispiel in S. Amerika, aber im Grofsen gefunden werden, ehe wir auf nähere Begebenheiten dieser Art aufmerksam wurden. Eine ähnliche irrige Beobachtung glaubte überall den Boden ehemaliger Landseen zu finden und Durchbrüche, wodurch dieser Boden aufs Trockne gesetzt wurde. Der Vf. führt Beispiele von Flüssen an, welche allerdings einst zusammenhängende Landseen scheinen, aber er weist auch nach, dafs ein Landsee der Weser hinter der *Porta westphalica*, welcher beim ersten Blicke ein Durchbruch scheint und dafür oft angesprochen wurde, wenn man annimmt, dafs er nur einen um 90 Fufs höhern Wasserspiegel hatte als jetzt die Weser, sich ohne Gewalt anzuwenden, bequem durch das Längenthal der Werre und Haase ausleeren konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 23.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## *Uebersicht der orographischen und geognostischen Verhältnisse von nordwestlichen Deutschland von Fr. Hoffmann.*

(Schluss.)

Viele andere solche oberflächliche Behauptungen, wie z. B. dass Böhmen ein Landsee gewesen, und dgl. m. fallen bei näherer Untersuchung ganz weg. Ref. ist der Meinung, dass die Richtung der Ströme eines der Hauptmomente sein müsse, wonach man das relative Alter der Berge beurtheilt, indem gegen manche Gründe, welche man, um es zu bestimmen, neuerlich angewendet hat, erhebliche Einwendungen können gemacht werden. So fand aber die Weser ihre Längenthäler und Querthäler und die Spalte der *Porta westphalica* gewiss schon offen, als sie diesen Lauf nahm: und wurde zu demselben ohne Zweifel durch neuere Gebirge, näher an dem Ursprunge der beiden sie bildenden Flüsse, bestimmt. Welche Berge konnten aber diesen Lauf wohl so leicht veranlassen, als die Basaltberge in Hessen, unstreitig von sehr später Bildung? — Der zweite Abschnitt, welcher von der innern Zusammensetzung des Landes redet, ist nicht so ausführlich, als der erste, ja er enthält eigentlich zum Theil nur eine kurze Uebersicht der Gebirgsarten, zum Theil ausführliche Untersuchungen einzelner Gegenstände. So ist von der merkwürdigen Niederlage des Uebergangskalksteins bei Elbingerode am Harz kaum die Rede, welche doch in ihren Verbindungen mit dem Grünstein und mit dem Quarzfels sehr wichtig erscheinen. Auch wünscht man genauere Nachrichten von dem Uebergange der Grauwacke in Quarzfels, von dem merkwürdigen Vorkommen der Versteinerungen und von diesen selbst, so wie den Gängen und Erzniederlagen des Harzes sowohl als auch des Rheinischen Schiefergebirges. Allerdings würde das Buch sehr vergrösert sein. Mit grosser Genauigkeit beschreibt der Verf. die Verhältnisse des Granits zu den anliegenden Gebirgsarten, zum Hornfels, zum Thonschiefer und zur Grauwacke. Es ist bekannt, dass K. v. Raumer hier sowohl als am nordöstlichen Abhange des Erzgebirges den Granit für regelmäsig dem Thonschiefer aufgelagert hielt, wodurch allerdings die Aufmerksamkeit zuerst auf diese Verhältnisse gerichtet wurde. Schon vor ihm glaubte Lasius am Harz regenerirten und wieder gebildesen und niedergelegten Granit zu sehen. Der Verf. zeigt nun deutlich, wie der Granit, an der Rosstrappe, sich als ein Kamm keilförmig zuschärft und zwischen den fast senkrecht an ihm aufgerichteten Hornschiefer- und Quarzfelsplatten mit stets abnehmender Breite hineindrängt, wie er im Müglitzthale gegen Maxen, im Thonschiefer in die Höhe gestiegen, und beweist aus diesen und ähnlichen Erscheinungen sowohl als aus den Granitgängen, womit er in den Thonschiefer, so wie in den Hornfels gedrungen, die spätere vulkanische Bildung des Granits. Diese Granitgänge hatte früher Hutton schon als Beweise dieses vulkanischen Ursprungs angeführt. Dass der Hornfels aus dem Thonschiefer durch Schmelzung vermittelst des Granits entstanden ist, wird hier überzeugend nachgewiesen. — Die Granitgänge, welche ohne die Gebirgsart sehr zu verändern tief eindringen, überdiess oft äusserst schmal sind, zeigen, dass der Granit in einem sehr dünnen Flusse war, als er eindrang. Darum treten auch zuweilen die Schichten anderer Gebirgsarten in ihrem Streichen und Fallen unverändert bis an den Granit, wovon auch hier manche Beispiele angeführt sind. Muss man aber, wo solche Erscheinungen vorkommen, nicht auch an eine andere Ursache der Erhebung der Gebirge denken, als durch den Granit selbst? Der Vf., der sonst L. v. Buch sehr folgt, hat den schwarzen Porphyr etwas zu sehr aus den Augen gelassen. Am Ende der kurzen Darstellung des Flötzgebirges redet der Verf. umständlich von der Erhebung der Gebirge aus Spalten. Es war wohl A. v. Humboldt, wel-

cher diesen Gedanken zuerst äufserte, als er die Lage der Mexikanischen Vulkane in einer Parallele schilderte. Aber L. v. Buch hat ihn allerdings zuerst auf das Hervorbrechen des sogenannten Urgebirges aus den Spalten der secundären Gebirge angewandt, durch welches Hervorbrechen diese letztern an die Seite geschoben wurden. Ref. ist keineswegs gesonnen, etwas gegen die Vorstellungsart überhaupt oder gegen den Ausdruck derselben zu sagen, aber er mufs doch aufmerksam darauf machen, dafs man leicht Nebenvorstellungen damit verbinden kann, welche ungegründet oder doch sehr hypothetisch sind. Denn sagt man, die Spalte sei im secundären Gebirge entstanden, so ist dieses nicht immer ganz richtig. Die grofsen Kalkmassen der höhern Gebirge, z. B. in den Schweitzeralpen deuten doch darauf, dafs schon früh eine Erhebung im Urmeere zur Entstehung derselben die Veranlassung gab. Erst später wurde bei einer neuen Erhebung die Kalkmasse zersprengt und an die Seite geschoben. Die Erhebung der Berge im Hügellande setzen eine Spalte in der Grundlage jener Berge voraus, welche wohl nicht mehr aus derselben Gebirgsart entstanden sein mag, ja die erste Erhebung des festen Landes, mag wohl eine Spalte in einer ganz andern Steinart gewesen sein. Dann läfst sich auch der Parallelismus der Bergzüge, der sich in den hohen Alpen, wie im flachen Lande nur dort gedrängt, hier entfernt, zeigt, nicht gerade zu aus Spaltungen erklären. Was der Verf. über diesen Gegenstand sagt, enthält übrigens eine Menge trefflicher Beobachtungen. Der dritte Abschnitt giebt nur eine Darstellung der ältesten Flötzsandsteinformation nach v. Veltheims Beobachtungen. Es ist nothwendig, hier die beiden vortrefflichen Charten zu nennen, welche wir durch den Fleifs des Verfs. erhalten haben. Die erste ist eine geognostische Special-Charte vom nordwestlichen Deutschland in 24 Blättern, wovon 21 mit besonderer Sorgfalt illuminirte Sectionen der verdienstlichen Charte von Reymann und Berghaus, bei Schropp und Comp. zu Berlin. Die andere ist ein geognostischer Atlas vom nordwestlichen Deutschland, bestehend aus einer ausführlichen Uebersichts-Charte und drei Platten mit Profil-Zeichnungen, in welchem Alles versucht worden ist, um auch der Ausführung im Kupferstich den möglichsten Grad der Sauberkeit und Klarheit zu geben, bei Cotta.

Link.

---

## XIV.

***Vollständige Sammlung aller ältern und neuern Konkordate, nebst einer Geschichte ihres Entstehens und ihrer Schicksale von Dr. Ernst Münch, früher Prof. der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der Univ. Lüttich, dermalen Hof- und Staatsbibliothekar S. M. des Königs der Niederlande im Haag. Erster Theil. Konkordate der ältern Zeit. Leipzig 1830. J. C. Hinrichsche Buchhandlung. 8. 522 S. Zweiter Theil. Konkordat der neuern Zeit. 1830. 722 S.***

Wie ein guter Haushälter am Abend übersieht und prüft, was er am Tage gearbeitet, wie er dann am Ende jeder Woche, jedes Monates und Jahres seine Rechnung schliefst und zuletzt auf der Neige seines Lebens seine Werke sammelt und revidirt, während nun schon ein neues Geschlecht die begonnenen Arbeiten fortsetzt oder neue beginnt, so haben auch Völker, so hat die Menschheit selbst ihre Tage und Zeiten des Rücksehens, der Abrechnung und der Sammlung und Revision ihrer Werke. Die Zeitalter des Perikles und des Augustus waren solche Momente für Griechen und Römer, wie die des Zerduscht und Kung-fu-dsi für Perser und Chinesen. Aber zu Alexandrien *resumirte* sich das gesammte *alte* Abendland, oder vielmehr der Theil der Menschheit, welcher im Aufschreiten begriffen war. Während hier die bisherigen Schöpfungen gesammelt wurden, sprach Gott auch in die Menschenwelt: „es werde Licht", und in Christo vergegenwärtigte er seine Liebe den Menschen. Eine neue Schöpfungsperiode war eröffnet. Die Kirche wurde das Gestirn des Tages; der Staat verblich zum dienenden Monde, und Licht und Finsternifs kämpften einen harten Kampf. Nur im Abendlande siegte die Sonne und rief eine neue Welt an's Licht, — selbst nun zum dunklen Planeten geworden. Aber mit dem funfzehnten Jahrhundert begann die Revision der *christlichen* Geschichtswerke, und an sie knüpfte sich zuerst die zweite Sammlung und Revision der sg. *classischen* Welt, bis nach und nach auch alle *Naturwerke* und in neuester Zeit auch die *Geschichtswerke* der ganzen Menschheit gesammelt und der strengsten Prüfung unterworfen wur-

den. So ist die Zeit, in der wir leben, vor allem der *erste* Jahresschluss für die *Menschheit*, als solche, eine Zeit der Sammlung und Kritik alles Vorhandenen.

Zeitgemäss ist diesem nach — jede Sammlung geschichtlicher Urkunden, und auch Hr. Münch verdient unseren Dank, dass er in dem vorliegenden Werke die übermeisten Verträge, welche zwischen dem Monarchen der Römischkatholischen Kirche und den weltlichen Regenten über kirchliche Angelegenheiten — abgeschlossen worden sind, und die man durchgängig mit dem Namen *Concordate* bezeichnet, zum erstenmale übersichtlich zusammen dargestellt hat.

Der *erste* Band enthält die „Koncordate der *älteren* Zeit", und — dem Inhalte dieses Bandes zufolge — versteht Hr. M. unter älterer Zeit den ganzen Zeitraum zwischen dem Wormser Koncordat von 1122. bis zum Anfang der Französischen Revolution. Der *zweite* Band giebt die Koncordate der *neueren* Zeit, unter welchen das Französische von 1801. als das erste aufgeführt wird. Die meisten Koncordate werden durch geschichtliche Andeutungen eingeleitet, und durchgängig sind denselben die wichtigsten Urkunden beigegeben, welche auf Entstehung und Wirksamkeit jener Verträge wesentlich Bezug haben.

Was nun zunächst die angegebene *Anordnung* der gesammten Materialien betrifft, so ist gegen dieselbe einzuwenden, dass sie eines *objektiven* Princips ermangelt. Ein solches Princip findet sich nur in den spezifischen Veränderungen, welche das Verhältniss der weltlichen Macht zur päpstlichen durchlaufen hat. Diesemnach gliedert die bisherige Koncordaten-Geschichte sich in *vier*, wesentlich von einander verschiedene Perioden. Die *erste* beginnt mit der Wirksamkeit Hildebrand's, und umfasst die ganze Zeit von der Rheimser Synode von 1049. bis zur Synode von Constanz. Völlige Absonderung des Klerus von den Laien, und *absolute Monarchisirung* der Kirche einerseits, und andrerseits — Verweltlichung und Verderbniss des Klerus bei beginnender Verselbstständigung der weltlichen Macht gegen die Hierarchie und zunehmender Bildung der Laien charakterisiren diese erste Periode.

Die *zweite* umfasst die Zeiten von der Constanzer Synode bis zum Westphälischen Frieden, und unterscheidet sich von der vorhergehenden dadurch, dass der *Episcopat* seine alten Rechte zu vindiciren sucht, dass die *Fürsten* durch ihre Gesandten die Synoden influenziren, und dass die *Laien* sich geistig *über* den Klerus erheben, wie das bürgerliche Recht sich gegen das Kirchenrecht geltend zu machen anfängt.

Die *dritte* Periode wird durch den Westphälischen Frieden und die vergebliche päpstliche Protestation gegen denselben eröffnet; geht durch die Gallikanische Erklärung von 1682. zur dogmatischen — theilweisen Befreiung des Episcopats *gegen* den Papst und des Staates *gegen* die Kirche, und später — durch die Französische Aufklärung zur *Suprematie* der Fürsten *über* den Papst — und des Staates über die Kirche fort, und schliesst mit der Emser Punktation von 1786.

Die *vierte* und letzte Periode beginnt mit der Französischen Revolution, welche die Kirche mit Gewalt von allem Weltlichen befreit, den Menschen *von Staatswegen* ihre unveräusserlichen Rechte zurückgiebt, und den weltlichen und geistlichen Vorgesetzten nur *die* Rechte zuerkennt und beläst, welche zur Ausübung ihrer *Pflichten* — zum Besten des Gemeinwesens — sich als unentbehrlich erweisen.

In dieser Eintheilung haben wir zugleich bereits angedeutet, nach welchen Beziehungen bei Auswahl der Aktenstücke für die Koncordatengeschichte zu verfahren, von welchem Standpunkte aus dieselben einzutheilen und aneinander zu reihen sein möchten. Wir entfernen uns hierin durchaus von dem Standpunkte, von welchem Hr. M. seine Arbeit unternommen und durchgeführt hat. Derselbe scheint durch *unmittelbare Wahrnehmung* der *leidenschaftlich* erneuten *Prätensionen* und *Machinationen* der Römischen Hierarchie in der Schweiz, in Frankreich und den Niederlanden auf's tiefste empört, und hierdurch in jene affektvolle Stimmung versetzt worden zu sein, welche bei den katholischen Reformatoren des vorigen Jahrhunderts, die noch Zeugen der klerikalischen Anmassung und Gewaltherrschaft waren, sich vorherrschend findet. Diese Stimmung lässt in dem Gegner nur den *Feind* — und am Feinde nur das *Schadenbringende* und *Verwerfliche* wahrnehmen, und übersieht die Voraussetzungen, welche auch dem Gegner theilweise zur Entschuldigung dienen können. So scheint nun Hr. M. durch die überall wieder angesponnenen Intriken und Restaurationsversuche der Römischkatholischen Geistlichkeit zu leidenschaftlicher Gereiztheit aufgeregt, und durch diese in jenem Grundirrthum befestigt worden zu sein, welcher sich gleich auf den ersten Seiten seiner allgemeinen Einleitung un-

unwunden ausspricht, — und durch alle besondern Einleitungen störend hindurch zieht. Dieser Irrthum besteht wesentlich darin, dafs das Römische *Papstthum* als ein Ereignifs baarer Willkühr aufgefafst, und als eine Thatsache hingestellt wird, welche von dem Organismus der *katholischen* Kirche nicht nur ohne Lebensgefahr für diese, sondern sogar zum Wohlgedeihen derselben abgesondert werden könne und müsse. Diese Ansicht veranlafst Hrn. M. durchgängig zu inadäquater Bezeichnung kirchlicher Begriffe, und nicht selten zu unrichtiger Charakteristik geschichtlicher Phänomene, indem er bald als „*papistisch*" oder „*kurialistisch*", bald als „ultrakatholisch" bezeichnet, was ächt Römischkatholisch, und als rein *katholisch*, was entweder *schismatisch*, oder *protestantisch*, oder sogar rein *rationalistisch* ist. — Solche Verwechslungen entspringen daher, dafs drei Hauptmomente der *ökumenisch-katholischen* Kirche, zu welcher wir auch die Griechische zählen, völlig unbeachtet bleiben. Diese Momente sind folgende:

1) Die, schon im *dritten* Jahrhundert, aus dem gesammten Leben der alten Welt — und namentlich aus der engen Verknüpfung des alten und neuen Testamentes hervorgegangene *Erhebung eines Priesterstandes*, als einer höher begabten und höher bevollmächtigten Kaste — *über die Laien;*

2) Die schon zu *Nizäa* vollzogene absolute Feststellung der kirchlichen Ueberlieferung und der privilegirten *priesterlichen* Deutung und Canonisirung derselben zu einer allein wahren und *auf ewig unveränderlichen Glaubenslehre;* also die *Erhebung des klerikalischen Dogmen-Canons* über gewöhnlich menschliche Einsicht und Erkenntnifs; endlich:

3) Die aus dem Judenthum frühzeitig hervorgegangene, von der katholischen Priesterschaft früher urgirte *Vorerwählung* der *Kirchgläubigen* und der den *Priestern Gehorsamen* — zur *ewigen Seligkeit.* Ueberhaupt also 1) die Oberherrschaft des *Klerus* über die Laien; 2) die Despotie des *Canons* über den Verstand; und 3) das *Seligkeitsprivilegium* der katholischen Kirchenmitglieder. — Diese drei Momente sind älter als das Papstthum, und dieses selbst nur eine nothwendige Consequenz jener *althatholischen* Prämissen, welche aber nur im Abendland — und nur von der alten Weltstadt Rom aus — sich vollständig entwickeln konnten, während die Byzantischen Kaiser — und das Ansehen der verschiedenen Patriarchen, so wie Mohamed und der Stillstand der Bildung im Orient — dem dortigen Katholizismus nicht zur vollständigen Ausgeburt seines Wesens gelangen liefsen.

Diese Thatsachen sind von Hrn. M. völlig unbeachtet geblieben, und es erklärt sich hieraus, wie er einerseits die *Tendenz* der mittelalterlichen Päbste theilweis *unrichtig beurtheilen*, andererseits die unerweislichen *Vortheile* übersehen konnte, welche aus der consequenten Entwickelung des Papstthums für das Abendland hervorgegangen sind. Was das Erste betrifft, so mufs allerdings zugestanden werden, dafs Päpste, welche ihre Herrschaft durch *wissentlich* untergeschobene Urkunden, wie der Schenkungsakt Constantins und die falschen Dekretalen waren, zu erweitern suchten, *Betrüger* waren, und dafs Römische Bischöfe, welche ihre Omnipotenz auf willkührliche Schriftdeutungen begründeten, und sie zu Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht mifsbrauchten, *widerchristlich* gehandelt. Es darf aber auch nicht unberücksichtigt bleiben, dafs sehr viele päpstliche Verfügungen, gegen welche in späteren Zeiten mit Recht protestirt wurde, durchaus folgrichtig aus dem Glaubenssysteme hervorgegangen sind, welches früher das herrschende war, und wogegen damalige Fürsten oder Bischöfe aus ebenso verwerflichen Motiven sich opponirt haben, als diejenigen waren, aus denen manche Päpste ihre Befehle erlassen hatten. Jedenfalls war die Macht der Päpste immer noch weit mehr durch das gesammte geistige Leben des Abendlandes bedingt, als die fürstliche Gewalt, und die Tyrannei eines Kaisers Heinrich IV. und eines Philipp des Schönen gehässiger und verwerflicher als die Härte eines Gregor VII. und als die Anmafsung eines Bonifaz VIII.

Fürs Andere ist bei historischer Würdigung des Papstthums das allgemeine Gesetz der Geschichte der Menschheit gegenwärtig zu halten, wonach — *Alles bleibend Gute ein Werk der Freiheit sein soll, welche nur aus der Vermittlung von Gegensätzen hervorgeht, mithin diese selbst erheischt und voraussetzt.* Durch die Tyrannei der Römischen Imperatoren und der Jüdischen Hohenpriester und Pharisäer wurde die Menschheit für das Christenthum empfänglich; und die *Magna charta* und die *Bill of rights* sind die positiven Resultate vorhergehender Despotie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 24.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

*Vollständige Sammlung aller ältern und neuern Konkordate, nebst einer Geschichte ihres Entstehens und ihrer Schicksale von Dr. Ernst Münch.*

(Fortsetzung.)

So hat denn auch die fortwährend sich steigernde Spannung des Papstthums fortwährend die entgegengesetzten Extreme hervorgerufen, und wir sehen seit Gregor VII. mit der unbedingten *Erhebung der Hierarchie* über die weltliche Gewalt — diese letztere von England aus ihre Verselbstständigung beginnen, und mit der anscheinend vollendeten Suprematie des Klerus über *die Laien* — schon im 11ten Jahrhundert die völlige Gleichstellung des Priester- und Laienthums bei zahlreichen Dissidenten hervortreten. Wir sehen weiterhin die hierarchische *Vollendung des Papstthums, den Episcopat* seine apostolischen Rechte, und durch die *dogmatische* Tyrannei des Römischen Bischoffs den *menschlichen Verstand* sein Recht zur freien Schriftforschung sich bleibend vindiziren. Wir sehen endlich durch die höchst gesteigerte Despotie und *Exclusivität* der Römisch-katholischen Kirche *den Menschen*, als solchen, zum Bewufstsein seiner unveräufserlichen *Gotteskindschaft* und seiner allgemeinen, unverlierbaren Anwartschaft auf unendliche Vervollkommnung hingetrieben, womit denn in neuester Zeit, — zum erstenmale seit Erscheinung des Christenthums, — die Worte seines Stifters, — dafs Gott die Liebe, und dafs am Ende der Zeiten nur Ein Hirt und eine Heerde sein werde, — zu unverkümmerten Wahrheiten werden wollen.

So hat der *ökumenische Katholizismus*, so haben die *Klerokratie* und das *Papstthum*, wie sie aus geschichtlichen Vorhandenheiten und vorübergehenden Bedürfnissen hervorgegangen sind, — ebenso auch wieder höhere Bedürfnisse und immer kräftigeren Drang zu deren Befriedigung — wenn auch wider Wissen und Willen der Treiber hervorgerufen. Sie haben den *menschlichen Geist* genöthigt, seiner Bestimmung zur Freiheit und seines Rechtes zur freien Prüfung dessen, was er sich zum *Gewissen* machen sollte, inne zu werden: — sie haben dem *menschlichen Herzen* die wahrhafte Humanität und hiermit auch eine höhere Divinität — zu *Gefühl* gebracht; sie haben durch Vollendung der alten Vorstellung vom Priesterthum den Gedanken einer von *Sittlichkeit* untrennbaren Geistlichkeit in's Bewufstsein erhoben; — sie haben die *Wissenschaft* und den *Staat* zur Erkämpfung und zur Demonstration ihrer ewigen Rechte genöthigt; — sie haben endlich innerhalb der Kirche selbst zuerst dem Episcopat, dann auch dem untergeordneten Klerus und den Laien das Bedürfnifs der Vertretung und die Majestät der gebildeten Mehrheit, die sich durch die öffentliche Meinung kund thut, fühlbar gemacht, und so — auf alle Weise die Restauration der *christlichen* und *allgemein menschlichen* Wahrheiten hervorgerufen, die aber durch diese freie und prüfende und läuternde Wiederaufnahme eine höhere, bleibendere Gestalt und Stätte gewonnen haben, als sie ursprünglich hatten.

Dies hat Hr. M. übersehen, und wir glaubten uns deshalb hier ausführlicher darüber verbreiten zu müssen, weil bis jetzt, leider! nur noch zu Viele der gerügten Betrachtungs- und Behandlungsweise der Geschichte huldigen. —

Was nun die verschiedenen, den Konkordaten vorangeschickten Einleitungen im Einzelnen betrifft, so müssen wir, aufser dem angegebenen Grundfehler derselben, noch besonders die Uebereilung rügen, mit welcher sie — nur zu wahrnehmbar — ausgearbeitet worden, da sie den Hrn. Verf. veranlafst hat, statt aus dem reichen Schatze seiner Gelehrsamkeit, häufig nur aus den Schriften de Pradt's und Anderer über die Konkordate zu schöpfen. Hierdurch ist es auch gekommen, dafs nicht wenige Aktenstücke nicht aufgenommen, ja

meistens nicht einmal erwähnt sind, welche theils zum Verständnifs der Konkordate unentbehrlich, theils in die Reihe derselben gehörten.

So hätte, um nur das Wesentlichsten zu erwähnen, gleich die *allgemeine Einleitung* doch wohl mit dem Bannspruche der Legaten Leo's IX. v. J. 1054. beginnen sollen, in welchem dieselben sich auf die unterschobene Schenkungsakte Constantins berufen, Kraft welcher *alle abendländischen Provinzen des Römischen Reichs der Röm. Kirche gehören.* Hiervon war zu der Lateranensischen Synode von 1059 überzugehen, auf welcher bereits durch Leo IX. die Papstwahl in die Hände der Cardinäle gebracht, und durch c. 6. die Ertheilung von Beneficien, so wie durch c. 11. das Urtheil über Kleriker *durch Laien* — verboten wurden.

Zu erwähnen wären dann ferner die 4te *Synode von Rom* VII. im Jahr 1075, deren *can.* 3. alle Gläubigen „des Schwures und der Treue gegen Excommunicirte" entbindet; *die 5te Röm. Syn.* desselben J., deren *can.* 1. u. 3. sämmtlichen Geistlichen die Annahme eines Kirchengutes und die Investitur aus den Händen *irgend eines* Laien untersagt; weiterhin der *6ten Röm. Syn.* von 1080, deren c. 1. die eben angeführten Beschlüsse bestätigt, deren c. 2. Kaiser und Könige u. s. w., welche sich der Investitur anmafsen sollten, mit dem Verlust der „Gnade des *h. Petrus*", und mit Ausschlufs vom Kirchenbesuch bedroht, und, im Falle der Hartnäckigkeit, sie *hier* dem Satan übergibt, damit *dort* ihre Seele gerettet werde *); — deren c. 5. endlich das Devolutionsrecht an den päpstlichen Stuhl oder den Metropoliten feststellt; — endlich die *Syn. zu Melfi v.* 1089, welche c. 11. wiederholt: „die Geistlichkeit müsse von „aller weltlichen Obergewalt frei und unabhängig sein; „Laien durften durchaus kein Recht über Kleriker haben", — eine allgemeine Bestimmung, welche auf den Synoden von *Clermont* (1095) von *Guastalla* (1106) und von *Troyes* (1107) wiederholt bestätigt wurde.

Dies sind die bestimmteren *positiven* Voraussetzungen, gleichsam die Anker, welche der Römische Steuermann in den jenseitigen Abgrund warf, um das Schiff seiner Kirche daran fest zu legen, und so vom hohen, unendlichen Meer aus das kleine Erdenland zu beherrschen. Hierbei wäre dann vor Allem das Verhältnifs zu bestimmen und zu beleuchten gewesen, in welchem das, was man *Kirche* und was man Staat nennt, damals sich gestellt fanden; die Kirche — als eine, auf ungeheuren Güterbesitz und Bezug von Zehnten und sonstigen Abgaben irdisch basirte, durch Gehorsams-Eide streng verbundene, und in militairischer Ordnung bis zum angeblichen Stellvertreter Gottes aufsteigende, mit dem furchtbarsten Anathem bewaffnete — *Macht*, welche nur durch den Wahnglauben an die Unantastbarkeit und *Abgeschlossenheit* ihrer Lehre und Verfassung sich behaupten konnte; die *Staaten* aber — als erst werdende Ordnungen des übrigen weltlichen Lebens, ausgestattet mit jugendlicher, wenn auch noch roher Naturkraft, durch den Lehensverband nur leicht verknüpft, durch Handel, Gewerbe, Rechtsbedürfnifs und beginnende Geistesbildung auf eine *unendliche Fortschreitung* angewiesen. — Durch solche Gegeneinanderstellung wäre von selbst der Widerspruch auffallend geworden, in welchen die Kirche damals bereits mit ihrer Bestimmung gerathen war, und dem sie nach und nach erliegen mufste. Indem sie nämlich als *geistliche* Hierarchie sich Rang und Herrschaft über das Weltliche zuschrieb, zeigte sie sich dennoch ebenso eifersüchtig auf *weltliche* Ehre und auf ihre einmal erworbenen Reichthümer, dafs sie hierdurch nothwendig mit der neben ihr befindlichen Macht in Conflict gerathen, und um so eher der zeitlichen Uebermacht unterliegen mufste, da sie schon zu Gregor's VII. Zeiten die Schärfe des geistlichen Schwerdtes durch allzuhäufigen und allzuheftigen Gebrauch desselben abzunutzen angefangen hatte. *) Es war nicht, wie man häufig mit schönen Formeln gleichsam zu musiciren beliebt, ein Kampf der Intelligenz und des Christenthums mit der Ignoranz und der baaren Willkühr; sondern vor Allem ein Kampf zwischen dem *privilegirten* und *charakterisirten Streitheere des h. Petrus* — und den, von dieser Römischen Hierarchie unterjochten *idiotischen Laien-Massen*, — wie denn sogar der König der Deutschen (1081.) dem *h. Petrus*, d. h. dem Papste, „wahrhaften Gehorsam" zuschwören sollte, und wie nun Jahrhunderte lang die Synoden fast ausschliefslich die ganz irdischen Privile-

*) — „*Insuper — divinae animadversionis ultionem in hac praesenti vita tam in corpore, quam in caeteris rebus quis sentiat, ut in adventu domini spiritus salvus fiat*". —

*) *Conc. Rom. a.* 1075. *c.* 4. *quoniam multos — pro causa excommunicationis perire quotidie cernimus, partim ignorantia, partim etiam nimia simplicitate, part. etiam necessitate, etc. etc.*

gien und Emolumente des Klerus zu sichern und zu erweitern, und die Rechte der weltlichen Ordnung und der geistigen Freiheit nicht aufkommen zu lassen sich bemühten. So war der grofse Kampf des Mittelalters nur in *dem* Sinne ein Kampf für die *Freiheit* der Kirche, wie in kleinerer Sphäre die weltlichen Grofsen gegen die Könige für die *Freiheit* kämpften. Der Klerus wollte unumschränkt *über* die Laien, wie der Adel unbedingt über die Unterthanen herrschen. Die Päpste suchten aber ebenso souverain *über* den Episcopat, wie die Könige souverain *über* den Adel zu werden, und erst späterhin, als die Laien gegen den Klerus überhaupt, und der dritte Stand gegen jede weltliche Despotie ihre Rechte wieder zu gewinnen trachteten, schlofs wieder der Episcopat — dem Papste, der Adel — den Königen, und die weltliche Aristokratie — der kirchlichen Hierarchie sich an, um gemeinsam die alten Vorrechte zu behaupten. —

Dies sind wohl die Hauptmomente, über welche die allgemeine Einleitung sich füglich hätte verbreiten mögen, wozu dann die besonderen Einleitungen die bestimmteren Hinweisungen hätten enthalten sollen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns über die letzteren auf gleiche Weise aussprechen; wir werden uns daher darauf beschränken, nur noch in möglichster Kürze die Urkunden zu bezeichnen, welche wir in der vorliegenden Sammlung vermissen. —

I. Unter den Akten der *Deutschen* Konkordatengeschichte, vermissen wir vor Allem: 1) den *Vergleich*, den Heinrich V. im Jahre 1111. mit Paschalis II. zu Sutri abgeschlossen, der auf einer Synode zu Rom bestätigt wurde, und in welchem der Papst dem Kaiser angeboten, alle der Kirche verliehenen Regalien und Ländereien zurück zu nehmen. Die Geistlichkeit sollte sich mit den Zehnten und Oblationen begnügen; der Kaiser hingegen der Investitur entsagen. — Aber der Klerus klagte über Verrätherei des Papstes und der Vergleich kam nicht zur Ausführung. *) — Wir vermissen — 2) den *Vergleich*, den derselbe Papst als Gefangener mit dem Könige abschlofs, der aber 1112. für erzwungen, und der König für einen Judas erklärt wurde. — 3) Die Bestätigung des Wormser Konkordats auf der ökumen. Synode vom Lateran vom Jahre 1123. 4) Den Vertrag zwischen Friedrich dem Ersten und Eugen im Jahr 1152. zur Sicherung der Rechte beider. 5) Die Urkunde, in welcher Kaiser Philipp sich alles Einschreitens in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten, besonders in Wahlsachen — begiebt. 6) Die Urkunde, durch welche Otto IV. die Wahlen völlig frei zu lassen versprach, — und die in die Wahlkapitulation Friedrich's II. aufgenommen und durch die goldene Bulle. im Jahre 1230. bestätigt wurde. 7) Die betreffenden Verhandlungen auf dem, 1438. zu Frankfurt a. M. gehaltenen Wahlconvent, die daran sich knüpfenden Beschlüsse des Churfürstentages zu Mainz vom Jahre 1440., und zu Frankfurt a. M. im Jahre 1446., sowie das 1448. abgeschlossene Konkordat. Endlich waren 8) die betreffenden Artikel des *Westphälischen* Friedens und der *Wiener Congrefs-Verhandlungen*, sowie 9) die päpstlichen Protestationen gegen die einen und die andern mitzutheilen.

II. Den Akten der *Französischen* Konkordaten-Geschichte hätten wohl 1) die *Statuten* vorangeschickt werden mögen, durch welche Ludwig der H. im Jahr 1228. im Einverständnifs mit den Grofsen des Reiches und mit seinen Räthen der Kirche die Einführung der Inquisition gestattet, und ihr die Beihülfe des weltlichen Armes zugesichert. **) Dagegen war auch zu erwähnen, dafs *derselbe* König die päpstliche Urkunde, welche ihm das Privilegium zu allen Prälaturen zu ernennen ertheilte, in's Feuer geworfen, und dafs Ludwig der Jüngere hierin dem Beispiele seines heiligen Vorfahren gefolgt. ***) — Anzuführen war: 2) und zwar *in extenso* das höchst charakteristische *Schreiben*, welches der hohe Klerus Frankreichs, — den Philipp der Schöne 1302. zu Paris *versammelt* hatte, — an Bonifaz VIII. erliefs, um bei allgemein drohendem Abfalle Frankreichs von Rom, und der sämmtlichen Laienschaft vom Klerus (: *cum jam abhorreant laici et prorsus effugiant consortia clericorum*) — sich Raths bei ihm zu erholen und ihre Nachgiebigkeit gegen den König zu entschuldigen. ****) Ebenso war 3) ein aktenmäfsiger Bericht zu erstatten über die, am 15ten Dez. 1329. bei Vincennes gehaltene *Konferenz*, in welcher der Parlamentsadvokat de Cugnieres, ein Zeit- und Strebensgenosse des Marsilius von Padua, gegen einen Erzbischof und einen Bischof, die königlichen Rechte gegen die Usurpationen des Klerus ver-

*) Vgl Staudemaier's *Gesch. der Bischofswahl.* S. 226. ff.

**) S. *Colet. Conc. T. XIII. col.* 1232. *s.* 99.

***) S u. a. Staudemaier a. a. O. S 289. 290.

****) bei *Colet. Conc. T. XIV. col.* 1345. *s.* 99.

theidigte. *) Mitzutheilen war 4) das zwischen Martin V. mit den Französischen Abgesandten abgeschlossene Konkordat, obgleich es vom König und Parlament nicht genehmigt wurde. **) In Beziehung auf das Konkordat von 1516, hinsichtlich dessen Hr. M. dem Könige den Vorwurf macht, „die Freiheiten der gallikanischen Kirche der Freundschaft des Papstes gera„dezu aufgeopfert zu haben", (I. 217.) — können wir nicht umhin, auf das Theilweis entgegengesetzte Urtheil aufmerksam zu machen, welches Hr. Lacordaire im *Avénir* vom 17. Juni 31. darüber ausgesprochen: „*Le nouveau pape*, heifst es daselbst, *craignant que, si le concile de Latran anathématisoit sans accord préalable la pragmatique sanction, l'Eglise de france ne se séparat du st. siège, convint à Bologne avec François I, de céder à la couronne l'élection des évèques, pourvu que la couronne ne contestât point à la tiare l'institution canonique*... Er schreibt dann das Konkordat dem *esprit d'indépendance* zu, *qui fermentoit alors*, und bemerkt zwar: „*en consentant, quoiqu'à regret, à l'établissement des concordats, le st. siège a usé d'un pouvoir-devant lequel doit fléchir toute conscience catholique. Tout ce qu'il fait, est bien fait; car il est des époques où de grands maux ne peuvent être évités qu'au prix le grandes condescendances*"; — er fügt aber am Schlusse hinzu: „*le concordat de* 1516 *est un des plus grands crimes du gallicanisme; car ce fut le gallicanisme qui mit le st. siège entre la nécessité du schisme et celle du concordat*". — Dieses Eingeständnifs eines streng päpstlich gesinnten, geistreichen Schriftstellers ist in doppelter Hinsicht höchst merkwürdig. Es zeigt, wie auch jetzt noch von Kirchgläubigen für alles Päpstliche sich eine Entschuldigung, wie für jede Selbstständigkeit gegen Rom sich eine Anklage findet. Es zeigt, wie die Hierarchie — aus *Furcht* vor einer ehrlichen Abtrennung Verschiedengesinnter ebenso 1516, wie schon 1302, und wie später — und noch neuerdings — condeszendirt — oder vielmehr *dissimulirt*, und damals, wie jetzt, hinsichtlich der zweckdienlichen Mittel sich nicht durch die kirchlichen Canons für gebunden hält. Indessen erweist sich auch hier, dafs eine solche nur „katholische Gewissenhaftigkeit" die Uebel nur steigert, die sie beseitigen möchte. Das Schisma, welches Leo X. vermeiden wollte, wurde schon durch die Versammlung des Gallikanischen Klerus 1682 mehr als zur Hälfte vollzogen, und da die Beschlüsse dieser National-Synode das Concordat von 1516 wesentlich modificirt haben, so vermissen wir ungerne unter den von Hrn. M. mitgetheilten „Aktenstücken", — 5) eben diese Beschlüsse, 6) das *Edikt* Ludwigs XIV. vom 23. März desselben Jahrs, 7) die wiederholt dagegen geschleuderten päpstlichen Verdammungs-*Bullen*, 8) den *Reuebrief* des Königs an den Papst, und 9) das spätere *Arrêt* des Königl. Staatsrathes vom 24. März 1766, durch welches jenes Edikt erneuert und die Artikel von 1682 abermals als Reichsgesetze anerkannt wurden. Ebenso, wenn Hr. M. es für zweckmäfsig hielt, die Emser Punktation mitzutheilen, so ist nicht abzusehen, wie er 10) die *Constitution civile du clergé de france*, durch welche das längst vorbereitete Schisma vollzogen wurde, und 11) die *Breve's* des sechsten Pius, welche so ausdrücklich die radikale Unverträglichkeit des Röm. kath. Kirchensystemes mit dem neueren Bürger- und Staatsrecht beurkunden, — mit Stillschweigen übergehen konnte. Unter den zahlreichen Aktenstücken endlich, welche in Bezug auf die neueste Französische Konkordatengeschichte sich im 2ten Theile der vorliegenden Sammlung abgedruckt finden, vermissen wir 12) die *Allocution* des Pabstes an die Kardinäle vom 24. Mai 1802, worin die *articles organiques* wiederholt verworfen werden; 13) das *Circular-Schreiben* Pius VII. an die Kardinäle v. 5. Febr. 1808, in welchem er unter andern dem Franz. Kaiser vorwirft: „*si pretende la libertà d'ogni culto con publico esercizio, e questo articolo siccome opposto à canoni ed ai concilij, e alla Religione cattolica, al quieto vivere ed alla felicità dello stato, per le funeste consequenze, che ne deriverebbero, lo abbiamo pure rigettato*" *). Wir finden ferner, dafs der Papst in der Notification vom 11. Juni 1809 sich auf zwei *Allocutionen* vom 14. März und 11. Juli 1808 beruft, von welchen Hr. M. (II. 57.) nur eine, und diese ohne Datum mittheilt.

*) S. *de l'Autorité des deux puissances. T. III. p.* 384. *et suiv.*
**) S. *Mansi Conc. XXVII.* 1184. *s.* 99.

*) S. das *National-Concil. zu Paris im Jahr* 1811 *u. s. w.* von Canonikus Melchers. Münster 1814. S. 159.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 25.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

*Vollständige Sammlung aller ältern und neuern Konkordate, nebst einer Geschichte ihres Entstehens und ihrer Schicksale von Dr. Ernst Münch.*

(Schluſs.)

Wir vermissen 14) das kais. *Dekret* vom 25. Febr. 1810, welches das früher erwähnte Edikt Ludwigs XIV. zum „allgemeinen Reichsgesetz" erhebt, und 15) das *Dekret* vom 28. desselben Mon., durch welches mehrere Bestimmungen der *organischen Artikel* modificirt worden. Dann 16) das Original des, der Franz. National-Synode v. 1811 vorgelegten Dekrets, über welches, so wie über die Beschlüsse dieser Synode C. II. S. 44. ein Bericht erstattet ist, der mehrere Unrichtigkeiten enthält. Die Einleitung der Beschlüsse: „*le concile nat. est compétent pour statuer sur l'Institution des évêques en cas de néoessité*", — wird als 1ster Artikel, der 5te Art. „*Le présent décret sera soumis à l'approbation de notre st. père le pape etc.* wird gar nicht angeführt; endlich heifst es: „das Dekret ward mit *Einmüthigkeit* angenommen; — der von uns in der Anm. angeführte aktenmäfsige Bericht über diese Synode erklärt dagegen (S. 129.), dafs sowohl die Einleitung als das Decret nach gemachter Probe und Gegenprobe (nur) durch *Mehrheit* der Stimmen bejahend entschieden wurde. — Wir vermissen endlich 17) das wichtige *Schreiben Pius VII.* an Napoleon vom 24. März 1813; ferner 18) die im Jahr 1819 abgeschlossene, von Hrn. M. (C. II. S. 56.) erwähnte *Convention*, endlich 19) *einerseits den Art. 5. der Charte*, welcher Religions- und Cultus-Freiheit Jedem zusichert; anderseits den *Krönungs-Eid* (v. 29. Mai 1825.) wodurch der König schwört: *de maintenir notre ste. religion* (näml. die Röm. kath.) *comme il appartient au Roi très chrétien et au fils aîné de l'Église*" (also wie es meinem Nachfolger Ludwigs des heil. Franz I. Carl IX. und Ludwig des XIV. ziemt).

III. *In Bezug auf Spanien vermissen wir* 1) eine *Einleitung*, 2) den zwischen Martin V. mit Alphons im J. 1429 mitgegebenen *Vergleich*, 3) die Apostolischen *Bullen*, Privilegien u. s. w. durch welche die Befugnifs der kath. Könige von Spanien zum Königl. Patronatrechte oder Ernennung zu den Erzbisthümern, Bisthümern u. s. w. festgestellt worden. 4) Das am 18. Oct. 1737 zwischen Clemens XII. und Philipp V. abgeschlossene *Konkordat*, auf welches das mitgetheilte v. 11. Jan. 1753. sogar ausdrücklich Bezug nimmt, und 5) die betreffenden Akten, welche sich auf das Verhältnifs der neuern constitutionellen Regierungen Spaniens zum Röm. Stuhle beziehen.

IV. Auch die für die Konkordaten-Geschichte *Italiens* mitgetheilten Urkunden sind bei weitem nicht vollständig. So finden wir folgende Lücken: 1) für *beide Sizilien* ist bis zum Konkordat von 1818 gar kein Aktenstück mitgetheilt, nicht einmal das zwischen Kaiser Carl dem V. und Clemens VII. abgeschlossene *Konkordat*, — noch die merkwürdigen *Rescripte* König Carls III. vom 26. Sept. 1750 und vom 31. Juli 1751, durch welche der Staatskammer aufgegeben wurde, alle päpstliche Provisionen und Beneficien und andere Würden — Kraft des Königl. Placets zu verweigern, — noch den v. J. 1790 zwischen dem König und dem Papste eingegangenen *Vergleich*, — noch das von Bonaparte für die italienische Republik mit Pius dem VI. abgeschlossene *Konkordat*.

2) In Bezug auf *Savoien, Piemont und Sardinien* vermissen wir das *Konkordat* von 1727 und den 1742 geschlossenen *Vergleich*. 3) *Venedig*, welches so frühe und so energisch seine Selbstständigkeit gegen Rom errungen und behauptet hat, ist gänzlich mit Stillschweigen übergangen.

Eben so ist V. *Portugals*, VI. *Ungarns*, VII. der *Skandinavischen Reiche*, in welchen letztern die Kirche gar nicht zur vollen Selbständigkeit *gegen* den Staat gelangt ist, — endlich auch *Grofsbrittanniens* — gar keine Erwähnung geschehen, während der Konkordatengeschichte der *Schweizerischen Eidgenossenschaft* über 200 Seiten gewidmet sind. Und doch ist im Kirchlichen, wie im Dogmatischen, wie im Bürgerlichen und Politischen, besondes von *England* der Hauptanstofs zur Umgestaltung und Regeneration Europas ausgegangen. Denselben Widerstand, den Gregor VII. in Deutschland, — fand sein Repräsentant Anselmus in England. Schon Wilhelm der Eroberer weigerte dem Papste den Unterthänigkeits-Eid und liefs keinen Bischof mehr nach Rom reisen, und schon 1106 sah der Papst sich genöthigt, mit dem Könige einen *Vergleich* zu schliefsen, wonach die Bischöfe demselben Treue zu schwören verpflichtet wurden. So wurde schon 1164 auf dem grofsen *Reichstage zu Clarendon* beschlossen, dafs Kleriker auch vor dem weltlichen Gerichte stehen, dafs Appellationen von den Erzbischöfen nicht nach Rom, sondern an den König gehen, und die Bischöfe nicht ohne des Letzteren Erlaubnifs gewählt werden sollten, — und — als Anfangs des 18. Jahrhunderts der König sein Reich zum päpstlichen Lehn herabzusetzen schwach genug war, eroberten seine Barone die *magna charta*, die dann vergeblich vom Papste für ungültig erklärt wurde! — Es liegt jedoch nicht in unserer Aufgabe, die weiteren Haupt-Momente der Englischen Geschichte, welche auf die der Konkordate einen wesentlichen Bezug haben, hervorzuheben; es bleibt uns zunächst nur der Wunsch auszusprechen, dafs Hr. M. in einem dritten — und vielleicht auch vierten Bande — die angegebenen Lücken ausfüllen, und hiermit ein Archiv vervollständigen möge, welches dem Geschichtsforscher, wie dem Rechtsgelehrten und — selbst dem Theologen — reichen Stoff der Weltkenntnifs und — des Nachdenkens darbietet.

Hr. M spricht zum Schlusse der allgemeinen Einleitung zur vorliegenden Sammlung (I. 9.) als allgemeines Resultat aus: „es habe sich bei den Freunden „des ächten Katholizismus, wie bei den Vertheidigern „der geistigen und politischen *Freiheiten* überhaupt, die „Ueberzeugung gebildet: es wäre für die *Religion* und „den *Staat* zugleich vortheilhafter, wenn *gar keine*, als „*solche* Konkordate, wie sie jetzt bestehen, geschlossen worden wären". Wir können, auf die Gefahr hin, nicht zu jenen „Freunden" und „Vertheidigern" gezählt zu werden, jene Ueberzeugung nicht theilen, — gleichviel ob wir unter „*ächtem Katholizismus*" — denjenigen verstehen, der in den ökumenischen Cenzilien, und in einer Geschichte von 15 Jahrhunderten sich deutlich genug explicirt hat, — oder eines der modernen Phantasiebilder, welches immer nur eine *Contradictio in adjecto* bleibt, (nämlich *freier Glaubenszwang* oder *besondere Allgemeinheit*, u. s. w.), man möge nun mit De la Mennais die Hierarchie zu republikanisiren, oder mit ihm und Eckstein — das Dogma historisch zu universalisiren, oder mit v. Baader und Günther und Sengler die Kirche philosophisch, oder sie mit Möhler gemüthlich und fast poetisch zu construiren, oder auch sie mit Sailer ganz mit frommer allgemeiner Liebe zu durchdringen, oder endlich — mit Hrn. Münch und seinen zahlreichen Strebensgenossen — sie — im *gewöhnlichen* Sinne des Wortes — *aufzuklären* oder zu *rationalisiren* sich bemühen. Wir zählen vielmehr die Konkordate im Allgemeinen zu jenen *nothwendigen Inconsequenzen*, ohne welche die Welt nicht fortschreiten kann, und die insofern als „*vortheilhaft*" zu betrachten sind. Man mufs sie nämlich als *vermittelnde Uebergänge* ansehen, von der historisch gegebenen *Römisch-katholischen* Lebensgestaltung des Abendlandes zu der, in Geburt stehenden *göttlich-menschlichen*, wahrhaft allgemeinen Weltordnung, an welcher, seit der Vollendung des Römisch-katholischen Systems im Mittelalter, alle Generationen gearbeitet haben, und die nur aus allmähliger Verarbeitung alles historisch Ueberlieferten und aus der vollständigen, durch Vernunft-Thätigkeit vermittelten, Explication des göttlichen Weltplanes hervorgehen kann. Der Weg zur Erreichung dieses höchsten Zieles der Menschheit ist lang; denn jeder Mitarbeiter, — und trüge er eine dreifache Krone, — ist eben auch Mensch, und als solcher dem Irrthum, der Leidenschaft und der Selbstsucht mehr oder weniger unterworfen. Ueberdies ist jede allgemeine Lebenseinrichtung, eben *als Ordnung*, eine geistige, und, näher noch, eine *ethische* Macht, welche vollständig und bleibend nur durch eine höhere, vollkommenere Einrichtung überwunden werden kann. Gestaltet sich nun eine solche *bessere*, (weil allgemeinere und tiefer greifende) Ordnung, dann verläuft eine lange Zeit, in welcher sie mit der, eben damit veraltenden, — in man-

nigfache Collisionen geräth, die zunächst dadurch vorübergehend ausgeglichen werden, dafs jede von beiden mehr oder weniger von ihrer *exclusiven Unbedingtheit* aufgiebt. Hierdurch bildet sich, was man eine *Uebergangsordnung* nennen kann, die dann einerseits — als *einigermafsen ordnend*, oder doch eine Waffenruhe gewährend, werth zu halten ist, anderseits besonders das Gute mit sich bringt, dafs alle diejenigen, welche die künftige allgemeine Lebenseinrichtung noch nicht fassen — oder sie noch gar nicht ahnden können, allmählig und unmerkbar zu derselben vorbereitet und übergeführt werden. Diesen Gang nimmt sowohl das kirchliche, als das staatsbürgerliche Leben, und zwar jedes für und in sich selbst, als auch beide in ihrem Verhältnifs zu einander. Was namentlich dieses Letztere betrifft, so ist die rein *kath. Kirche*, weil sie ihr ganzes System für *von Gott* (theils unmittelbar durch Christum, theils durch den Beistand des heiligen Geistes) *gegeben*, und deshalb für unfehlbar und unverbrüchlich hält, nothwendig zur Parthei des *Widerstandes* geworden, während der *Staat*, — der nur mittelst der *freien* Erforschung des göttlich *Rechten* und Wahren zur Selbstständigkeit gegen jene gelangen konnte, — eben damit die unendliche Perfektibilität und *Fortschreitung* — zum Lebensprinzip nehmen mufste. Waren auch die älteren Konkordate fast durchgängig nur Verträge zwischen der *weltlich* gewordenen Hierarchie — und den *weltlichen* Fürsten über *weltliche* Rechte und Befugnisse, welche beide Mächte sich einander streitig machten, so ist doch, — wenn man von den Intentionen absieht, und nur die *Sache* berücksichtigt, — das *Fortschreiten* auf Seiten der Staatsgewalt nicht zu verkennen. Wurde auch im *ersten* Konkordat von 1122 dem Kaiser nur gestattet, den Bischofswahlen *beizuwohnen*, bei eintretenden Differenzen „dem verständigeren Theile *zuzustimmen* und ihm *Hülfe zu leisten*", und den gewählten Bischof „mit dem Szepter zu belehnen", — so war hiermit doch schon die Obermacht der Hierarchie über das Weltliche beschränkt, und schon die *pragmatische Sanction* Ludwigs d. h. (v. 1268) that zwei Schritte weiter, indem sie, die kirchlichen Wahlen *freigebend* und *alle*, den Unterthanen von der Römischen Kurie auferlegte, belästigende *Geldabgaben verbietend*, — gegen die päpstliche Souveränität nachdrücklich *protestirte*. So ist allmählich das *Placet* der Staatsregierung zu einer kirchenrechtlichen Bedingung der Bekanntmachung und Ausführung päpstlicher Verfügungen erhoben, — so ist fast allgemein die *Ernennung* der Bischöfe den Fürsten überlassen, und im Französischen Konkordat von 1801 sogar die *Circumscription* der Diözesen der Zustimmung der weltlichen Gewalt unterworfen worden. Mag denn auch, um den Schein der alten Machtvollkommenheit zu retten, von Rom aus erklärt werden, dafs der *Drang der Umstände* vorübergehend von der alten *Strenge* der Kirchengesetze abzulassen nöthige, — so liegt doch in solcherlei Reservationen das doppelte Eingeständnifs — einerseits der wirklichen Ohnmacht der Hierarchie, andrerseits der Unwesentlichkeit der aufgegebenen Kirchenrechte. Es widerspricht allerdings sowohl der ältesten christlichen, als einer — den Prinzipien der neuesten Zeit angemessenen Kirchenordnung, dafs die Vorsteher einer besonderen Kirche von der Staatsbehörde ernannt werden, da diese über deren geistliche Geeigentheit nicht entscheiden, und die nothwendige Zustimmung der Diözesanen nicht suppliren kann. Da aber die kirchliche Oberbehörde ausdrücklich, — die Gläubigen stillschweigend in solche Einrichtung eingewilligt haben, so ist man berechtigt anzunehmen, dafs die Staatsregierungen bisher das nothwendige Zutrauen beider Theile besafsen.

Ein Anderes ist es übrigens, über die bisherige, ein Anderes über die künftige Zweckmäfsigkeit bestehender Gesetze und Einrichtungen zu urtheilen. In der letzten Beziehung sehen wir es als die unabweislichste Forderung der jetzigen Zeit an, dafs jede Staatsregierung vor Allem vom *Papste* — und dann auch von den *Bischöfen* ihres Landes eine ausführliche, genau specificirte Angabe ihrer *Glaubenslehren*, ihrer *Kirchen Gebote* und *Gesetze* und ihrer kirchlich anerkannten *Lehrbücher* einfordere, damit der Staat auch wirklich und unbestreitbar wisse, *was* er anerkennt, indem er der Römischkath. Kirche eine gesetzlich gesicherte Existenz zugesteht. Demnächst aber wäre der übrige *Klerus*, wären die *Gläubigen* zu befragen, in wie weit sie die, vom Episcopat als kirchlich aufgestellte Lehre — als die ihrige anerkannten. — Hierdurch würde zahllosen Irrungen vorgebeugt, die besonders dadurch entstehen, dafs der *Papst*, als das Organ der Römischen Mutter- und Meisterkirche, gar manche Lehren, Gebote und Gesetze — als *wesentlich katholische* festhält, welche von den *Bischöfen* dieses oder jenes Landes — theils für *unwesentlich*, theils sogar für *antiquirt* oder

auch für *unkirchlich* gehalten werden mögen, — wie dann vielleicht ein noch gröfserer Widerspruch sich finden dürfte zwischen den gewöhnlichen Priestern und den Bischöfen, und vollends zwischen den Laien und dem Klerus überhaupt. Hierdurch würde gar bald und auf das nachdrücklichste einerseits das Geschrei derjenigen zum Verstummen gebracht werden, welche entweder die *Konkordate*, oder die Staatsverfassungen, oder die Regierungen der *Unterdrückung* der Römisch-kath. Kirche bezüchtigen; denn eben diese Kirche würde selbst als Despotie enthüllt sein; andrerseits würden auch diejenigen verstummen, welche, sich noch für Mitglieder dieser Kirche ausgebend, den Regierungen zum Vorwurf machen, dafs sie überhaupt noch mit Rom konkordiren, oder doch, dafs sie bei Abschliefsung derselben sich zu *nachgiebig* gegen die sg. Anmafsungen und Usurpationen des Römischen Rechtes bezeigen. —

Das Staatsrecht will jetzt in Verfassungen, das bürgerliche Recht in allgemein verständlichen, übersichtlichen Gesetzbüchern ausgesprochen sein; es ist Zeit, dafs auch das Kirchenrecht und die Kirchenlehre aus der unabsehbaren Zersplitterung gesammelt, und offen und ehrlich dem, der Gewifsheit und Gewissenhaftigkeit bedürftigen, Geschlechte vor Augen gestellt werde. Durch Sammlung eines Theiles der hierzu unentbehrlichen Materialien hat auch Hr. Münch sich ein dankbar anzuerkennendes Verdienst erworben, und wir müssen es ebenwohl der Verlagshandlung des vorliegenden Werkes Dank wissen, dafs sie durch Uebernahme desselben, durch dessen ziemlich korrekten Druck und sonstige Ausstattung ein Unternehmen gefördert hat, welches zwar nicht auf den Beifall der nach *Zerstreuung* begierigen Menge, wohl aber auf den der höher Strebenden, die über die Gegenwart und Vergangenheit zur *Besinnung* zu kommen wünschen, Anspruch zu machen berechtigt ist. — F. W. Carové.

## XV.

***Researches into the nature and affinity of Ancient and Hindu Mythology by Lieutenant Colonel vans Kennedy of the Bombay military establishment.*** *London* 1831. (*pg.* 494.).

### Erster Artikel.

Ueber keiner wissenschaftlichen Richtung der neuern Zeit hat so lange ein Unstern gewaltet als über der Indischen Mythologie. Man hat daraus einen Tummelplatz gemacht für die wunderlichsten und verzerrtesten Meinungen. Es erregt ein widriges Gefühl und ist ein unerfreuliches Geschäft, diesen dichten Phalanx von Beschränktheit, Phantasterei, angewöhnten Gedanken und verschwommenen Vorstellungen zu durchmustern. Was würde man auf dem Gebiete der klassischen Philologie dazu gesagt haben, wenn man ohne Kenntnifs der Sprache die Mythologie und Religion der Griechen und Römer aufgestellt, ja wohl gar ohne irgend eine Einsicht in den grammatischen Bau der Sprache etymologisirt, und auf den Grund der auf diese Weise erhaltenen Resultate philosophirt hätte! Und doch ist dieses Verfahren in der Behandlung der Indischen Mythologie nur ein gewöhnliches! Theils um das Gesagte zu beweisen, theils um den jetzigen Standpunkt dieser Wissenschaft anzugeben, wollen wir der bisherigen förderlichen oder hemmenden Erscheinungen erwähnen.

Auf eine mehr glänzende als richtige, aber, der Tendenz nach, grofsartige Weise, eröffnete *W. Jones* mit seiner Abhandlung „über die Götter Griechenlands, Roms" u. s. w. die Schranken; doch hatte er nur in seinen Irrthümern, nicht aber in seinem grofsen umfassenden Sinne Nachfolger. Die meisten Punkte, die sein weitschauender Geist nur erst im Fluge angeleuchtet und der Untersuchung bedürftig bezeichnet hatte, nahmen die Spätern für erledigt und hatten dabei scheinbar das gute Recht, sich auf eine bedeutende Autorität stützen zu können. Von den nachtheiligsten Folgen war die Sucht nach Identitäten, der zufolge man zu den schon vorhandenen Vorstellungen über Griechische und Römische Mythologie Aehnliches aufzusuchen bemüht war; dies Verfahren konnte und sollte wohl die neue Richtung den Philologen vom Fach ansehnlich und sie dafür geneigt machen. Neben und nach Jones trat *Paulinus a St. Bartholomeo* mit gröfsern Ansprüchen, aber kleinern Resultaten auf. Er zeigt sich polemisch gegen jenen und seine Weise ist mehr störend als begründend. Der lärmende Dünkel, mit dem er seine Forschungen mittheilt, schmälert sehr den ihm dafür gebührenden Dank. Bis dahin war das Indische noch eine exotische Erscheinung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 26.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

*Researches into the nature and affinity of Ancient and Hindu Mythology by Lieutenant Colonel vans Kennedy.*

(Fortsetzung.)

Fr. Schlegel verpflanzte den neuen Baum der Erkenntnifs ins Vaterland und pflegte ihn mit glücklichen Händen, indefs wendete er seine Thätigkeit nicht der Mythologie zu; es lag ihm mehr daran zu wecken, zu ermuntern, Gesichtspunkte aufzuzeigen und eine Ansicht zu verbreiten.

In einer seltsamen Gestalt erschien die Indische Mythologie in einem 1809 zu Rudolstadt herausgekommenen Werke: *Mythologie des Indous travaillée par Madame la Chanoinesse de Polier sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par le Colonel de Polier.* — Polier ging in seinem 17ten Jahre nach Indien, stand dort 30 Jahre hindurch in Militärdiensten und fühlte bei seiner Rückkehr nach Europa das Bedürfnifs, auch von den geistigen und religiösen Interessen Indiens etwas zu wissen. Er wandte sich daher an einen Kschatriya Namens Ramtschund, (Ramatschandra) der zur Sekte der Sikhs *) gehörte und unterhielt sich mit diesem über jene Gegenstände. Die Resultate der gegenseitigen Fragen und Antworten, welche Polier niederschrieb, bilden die oben angeführten *Manuscrits authentiques.* Die Indische Mythologie wird von den beiden Kriegsleuten wie das äufsere Gerüst eines reichen Romans besprochen und behandelt. All das Reiche, Sinnige, eigenthümlich Gestaltete oder Ausgeführte schwindet und es bleibt grofsentheils nur ein dürres Skelet von Seltsamkeiten. Wer mit einer grofsen Masse Indischer Mythen vertraut ist, der trifft Bekanntes an; von einer genetischen Darstellung, von Entwickelung und Kritik findet sich keine Spur. Polier verstand nicht Sanskrit, daher herrscht in dem Buche eine beispiellose Namenverdrehung. Wer sucht z. B. in dem Berge Mandashel den Mandara, in Basugnac oder Barugnag, die Schlange Wâsuki, in Parjartuck den Wunderbaum Paridschata; in Hermantchel den Himâtschala? Die Daityas und Devas werden immer Daints und Deiotas genannt.

Ein Jahr später erschien in London Moor's „*Hindu Pantheon*". Dies Werk ist selten und, wie wir hören, jetzt vergriffen. Auch sein Verf. verstand kein Sanskrit; er hat sich sein Buch zusammengefragt bei diesem und jenem und, was gedruckt war, compilirt. Friedlich stehen hier nebeneinander das Richtige, den Quellen Entnommene und Phantastische; die gewissenhaften Untersuchungen Colebrooke's und die utopischen Chimären Wilfords. Von Kritik ist keine Rede, es ist ein Pickenick von Meinungen. Einen besondern Werth aber hat dies Buch durch die demselben angehängten bildlichen Darstellungen, die das Beste in der Art sind.

Den vorhandenen Quellen, wie sie eben waren, folgend trat zur selbigen Zeit Görres's „Mythengeschichte" hervor. In diesem Werke waltet ein tiefer, divinatorischer, wetterleuchtender Geist, den die grofsen Dimensionen und Tendenzen des Indischen Geistes zu verwandten Aeufserungen angeregt haben. Es ist etwas Titanisches in diesem Buche. Solche Erscheinung nicht in der gewohnten Weise zu messen, sondern als Phänomen oder Meteor zu betrachten. Für den Gewinn positiver Kenntnisse ist dies Buch nicht geeignet.

Von Friedrich Majer ist ein „mythologisches Lexikon" herausgegeben, dessen wir zu unserm Bedauern nicht habhaft werden konnten, indefs kann es nicht von grofser Bedeutung sein, da der Autor weder des Sans-

*) Das Sanscritwort ist *sikscha* d. h. Schüler. Diese jetzt beinahe 5 Millionen starke Sekte wurde gegen Ende des 15ten Jahrhunderts von einem Kschatriya Nanaka gestiftet, der auf die Vereinigung der Indischen Religionsschriften und des Koran einen reinen Deismus gründete. In seinen Lehren und Vorschriften waltet ein schöner, grofser und milder Sinn.

krit's kundig war, noch auch der Zustand der Quellen sich geändert hatte.

Mit grofsen Ansprüchen trat Ward auf in seinem „*View of the history, literature, and religion of the Hindus*". Es findet sich darin viel Richtiges und Belehrendes, aber die Abschnitte über Theologie, Mythologie und Philosophie enthalten viel Schiefes und Falsches. Unerfreulich und tadelnswerth ist der in diesem Werke durchgehends herrschende religiöse Partheisinn. Der Verf., der als Missionär in Indien lebte, Christen machen wollte, und kein Glück gehabt zu haben scheint, kann dies den Indiern nicht vergeben, und schilt, wo er nur kann, auf die blinden Heiden. Da die Missionsversuche in Indien bisher von so geringen Resultaten begleitet waren, so wollen wir uns hier eine Bemerkung erlauben, die wir von denjenigen, welche es angeht, beachtet wünschen möchten. Bevor nämlich das bisherige Prinzip des Missionswesens, besonders für Indien, sich nicht ändert und zu der Basis eines energischen Willens und guten christlichen Herzens nicht auch ein wohlgebildeter scharfblickender Kopf, ein umfassender biegsamer Sinn und eine tüchtige wissenschaftliche Bildung vorzüglich im Sanscrit hinzutritt, ist alles fruchtlos. Die Indier sind nicht von gestern, sie haben eine alte auf die vielfachste Weise ausgebildete Kultur. Mit dieser mufs man vertraut sein und ihr geschichtliches Verhältnifs zur christlichen Bildung erkannt haben, wenn man einen heilsamen Einfluss ausüben will. Wir gestehen aufrichtig, dafs wir das in Bibeln und Tractätchen verwendete Geld bedauern, was für ein so hohes Interesse nach Indien gesendet wird, denn die auf solche Weise dort gegründete Religion, die für Christenthum ausgegeben wird, verdient diesen Aufwand nicht. Die Bibeln machen es nicht aus; das bleibt Papier, wenn nicht der richtig leitende Geist und die umsichtige Erkenntnifs hinzutritt. Es war ein Unglück für die katholische Kirche, dafs sie Lehrer ohne Bibeln sandte, möge sich die protestantische Kirche davor hüten, dafs sie nicht Bibeln ohne die Lehrer sendet!

Während der Zustand der Quellen höchst mangelhaft und die Ausbeute nur dürftig und unsicher war, änderte sich sowohl die Auffassung der Indischen Mythologie als auch die Stellung derselben zu den ähnlichen Erscheinungen bei den anderen alten Nationen. Die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in der Philosophie durch Kant begonnene und von den andern Koryphäen fortgesetzte Reaktion zur Tiefe und zu grofsen Gesichtspunkten war nicht ohne heilsamen Einfluss auf die Darstellung des Lebens und der Kultur der alten Welt geblieben. Ein Uebelstand hierbei war es, dafs die Phantasie an den Resultaten oft einen gröfsern Antheil hatte, als die Kritik, da der Gang der historischen Forschung zu langsam und für die Forderungen subjektiver Kombinationen nicht genügend war.

Creuzer's „Symbolik und Mythologie der alten Völker" gehört hieher. Es ist hier nicht der Ort, über ein Werk von solchem Umfange und Gewichte ein Urtheil abzugeben, wir haben blos sein Verhältnifs zu Indien in Betracht zu ziehen. Unter diesem Gesichtspunkte müssen wir es als ein antizipirendes bezeichnen, da der Verf. die Thatsachen seines Bewufstseins und seines reichen, mythenkundigen Sinnes mit derselben beweisführenden Kraft anwendet, als wären sie sichern Quellen entnommen. Häufig ist er nicht sowohl für seine aus, wie sich später ergeben hat, unsichern Quellen entlehnten Ansichten, als für die darauf gegründeten Kombinationen und Folgerungen verantwortlich zu machen. Der Indische Abschnitt seines Werkes ist theils antiquirt, theils dem jetzigen Standpunkte gänzlich ungenügend und hat mehr Werth als philologische Phantasie und historische Ahnung, denn als kritisch sichere Belehrung. — Von Niclas Müller erschien 1822 ein Werk über Indien, was darauf mit demselben Rechte paßt, als auf den Mond. Ohne Bedeutung für die Mythologie ist auch Rhode's Werk über Indien, da der Autor des Sanskrits unkundig war und nur die alten Geschichten zusammengestellt hat. — Bis zum Schlusse des zweiten Decenniums war der Zustand der Indischen Studien ein unsicheres Provisorium. Aber es begannen glücklichere Auspizien, als Bopp durch seinen, 1819 zu London herausgegebenen, Nalus zeigte, dafs der neue Baum einer folgenreichen Erkenntnifs acclimatisirt sei. Dies war der zweite, in Europa gedruckte, Sanskrit-Text, und ein Ereignifs. Auf die entschiedenste und förderndste Weise traten W. v. Schlegel und W. v. Humboldt auf; die Verdienste der drei genannten Männer sind zu bekannt, als dafs daran erinnert werden dürfte. Bei Betrachtung des Betriebes der Indischen Studien wird man unwillkührlich daran erinnert, wie es gewifs ein grofser Verlust bleiben wird, dafs Alex. v. Humboldt nicht Indien bereis't hat. Ein Land von solcher Wichtigkeit hätte einen Anspruch auf ihn. Es ist kaum

zu berechnen, wie sehr die Erkenntniſs Indien's durch seinen groſsartigen, universellen Sinn gewonnen haben würde. Es war ein groſses Glück für Amerika, daſs Kolumbus es entdeckte, aber vielleicht ein nicht geringeres, daſs Alex. v. Humboldt es erkannt und kennen gelehrt hat. — Wenn wir bisher der hemmenden und fördernden Erscheinungen gedacht haben, so müssen wir dankend den groſsen Sinn und Schutz anerkennen, den die leitende Hand eines hohen Staatsmannes dadurch ausübte, daſs an allen Universitäten Lehrstühle errichtet und mit den Mitteln zur Kolonisirung eines neuen geistigen Gebiets ausgestattet wurden. Darin sprach sich ein groſses Prinzip aus: daſs die Höhe der Kultur nur da erreicht werden kann, wo der gröſste Theil der vorhandenen gepflegt und verstanden wird.

Neue und gründliche Bereicherungen hat die Indische Mythologie erst in P. v. Bohlens „Archäologie Indiens" erfahren, und die Indischen Götter treten, wenn auch noch in schwachen Umrissen, aus dem Dunkel, das sie, nach Indischer Ansicht, so gern lieben. Wenn die Darstellungen nicht so reichlich sind, als zu wünschen und möglich gewesen wäre, so liegt das nicht am *Verf.*, *sondern* daran, daſs ihm zu wenig Quellen zu Gebote standen. Mit den Ansprüchen, die Indische *Mythologie* in einer umfassenden, genügenden Form und als Ergebniſs eines sorgfältigen Quellenstudiums zu enthalten, tritt Kennedy's Werk auf. — In der Vorrede werden mehrere Deutsche, Französische und Englische Schriften über Indische Religion und Mythologie angeführt und richtige kritische Bemerkungen daran geknüpft; zugleich nimmt der Verf. Gelegenheit, die aus Versehen in Rosens „*Radices*" dem Verbo *sthâ* + *prati* beigelegte Bedeutung von „*incedere, calcare*" zu berichtigen. — Im I. Kap. wird auf eine mühsame und unfruchtbare Art vom Ursprunge der „*Idolatrie*" gehandelt. Der Verf. frägt bei den verschiedensten Autoritäten an, bei Griechen, Römern, Kirchenvätern und Englischen Schriftstellern. Wir wissen nicht, wie weit es erforderlich ist für Englische Leser, in die kritische Untersuchung eines solchen Punktes einzugehen, für die Deutschen möchten wir die Unangemessenheit verbürgen. Das Ganze läuft zuletzt auf die matte Vorstellung hinaus: daſs das höchste Wesen dem oder den ersten Menschen das Gehörige offenbart habe, und daſs später, als sich die Eindrücke (*made on the minds of the first men by their immediate communication with God*) abschwächten, die Natur, der Himmel, die Erde und andre sichtbare Dinge verehrt wurden. Daneben habe sich dann doch immerwährend eine Erinnerung an ein Einziges, selbst existirendes, höchstes Wesen erhalten u. s. w. Wieviel auch gegen den aus solchen Vorstellungen sich kundgebenden niedrigen Stand des philosophischen und historischen Denkens zu sagen wäre, so wollen wir es unterlassen. Solche Geistesebbe kann nur durch eine Gedankenreform vernichtet werden. Ehe wir in Deutschland eine solche erlebten und durchführten, hat es ja auch nicht an Leuten gefehlt, welche das Paradies ausmaſsen und über seine Ströme dicke Bücher schrieben. Bemerken wollen wir noch, daſs es bei Englischen Schriftstellern eine entschiedene Vorliebe, eine Art Ehrenpunkt ist, Einen Gott, oder die Einheit Gottes aufzusuchen; es hat förmlich das Ansehen, als wollte man damit den alten Religionen eine Ehre anthun. Wenn sie diese Einheit gefunden zu haben glauben, so sind sie beruhigt, sie mag beschaffen sein, wie sie will. Rücksichtlich Indiens ist der Verf. der Meinung, daſs Monotheism und Polytheism von Anfang gleichzeitig bestanden hätten. Auf diese Ansicht und ihren Werth kommen wir später zurück. — Im II. Kap. wird die Mythologie Egyptens betrachtet. Alles nur mögliche wird aus alten Schriftstellern angeführt, verbunden und besprochen, indeſs ist das Ganze ohne Halt, ohne bestimmtes Resultat, es ist eine Zusammenstellung, aber keine Darstellung. Das III. Kap. ist nur ein Versuch, verschiedene Punkte in der Mythologie Kleinasiens, Griechenlands, Hetruriens und Latiums zu skizziren. Im IV. Kap. wird die Mythologie Thraziens, Germaniens und Skandinaviens betrachtet. Nach Thrazien setzt der Verf. den Ursprung der Germanen und Skandinavier und ihrer Religion. Uebrigens ist er der Meinung, daſs Europa vom westlichen und nicht vom mittlern Asien aus bevölkert wurde. Naiv ist es, wenn später gesagt wird, die Religion der Thrazier sei unbekannt. Sodann werden die Ansichten und Angaben des Caesar und Tacitus angeführt. Mit gleicher Bereitwilligkeit schlieſst der Vf.: daſs, wenn Skandinavien von Germanien aus bevölkert wurde, so habe es auch auch sicherlich seine Religion daher. Darauf folgen noch Bemerkungen über die Edda und die darin enthaltene Religion, über Odin, u. s. w. Weit entfernt, die berührten Gegenstände nach dem jetzigen Zustande der Quellen befriedigend zu behandeln, ist es nur ein Ver-

auch, der den Zustand der Sachen um nichts fördert. — Im V. Kap. geht der Verf. zum Mittelpunkte seines Werkes, zu Indien, über und betrachtet hier zunächst *„die Aechtheit und das Alterthum der heiligen Schriften der Indier."* Die erstere, im Jahr 1831 zum Gegenstande einer Betrachtung zu machen, ist überflüssig, und das andere zu untersuchen, ist deshalb unfruchtbar, da keine neuern historischen Ergebnisse erschienen sind, die dasselbe wankend gemacht hätten. Mit solchen Untersuchungen verknüpft sich die gewöhnliche Neugierde, Adams Geburtsjahr zu finden. Das steht fest und wird täglich augenfälliger, dafs Indien in seinem Gebiete eine reiche vielartige Kultur entwickelt und nach den verschiedensten Orten ausgebreitet hat, dafs ferner diese Cultur nach den Elementen, die ihr zu Grunde liegen und darin verarbeitet sind, als eine der frühzeitigsten nach der innern Folge des Begriffs zu betrachten ist. Ob man danach in den Compendien einige Jahrszahlen ändern müsse, ist eine völlig gleichgültige Sache. Es kann nicht oft und dringend genug wiederholt werden, dafs die, welche auf Jahrszahlen spekuliren, in Indien leer ausgehen müssen, weil die gewöhnliche zeitliche Bestimmtheit nicht ein in dem Charakter und der Entwickelung seiner Ideen nothwendiges oder wesentliches, sondern völlig unangemessenes Element ist. Mit dieser Zahlensucht ist gewöhnlich noch ein anderes Interesse verbunden. Es ist nämlich ein hergebrachter Gedanke, die alte Welt in eine Art magnetischen Cultur-Rapport zu setzen, wonach eine Vorstellung, die in Indien erscheint, kurz darauf auch in Egypten oder sonst, wo man eben will, auftaucht. Nichts hat einen so unheilbringenden Einfluss auf die Erkenntniss des alterthümlichen Lebens gehabt, als das Identitäten aufsuchende Bestreben, das von beschränkten Köpfen erfunden, von einer kurzsichtigen Gelehrsamkeit ausgearbeitet und von einer in sich rath- und thatlosen Gewohnheit festgehalten wurde. — Einen widerwärtigen Eindruck macht es ferner, wenn man sieht, wie tiefe historische Nothwendigkeiten und Erscheinungen auf die oberflächlichste Weise behandelt werden und die Philosophie der Geschichte auf eine Sammlung von Handgreiflichkeiten reduzirt wird. Nach den Aeufserungen des Verfassers scheint es, als hätten sich die Indischen Priester auf Religion, Cultur und Poesie besonnen und in der Muse die sie hatten, ihre Rolle und Stellung, welche sie in der Nation einnehmen wollten, wohl memorirt und überdacht. Das ist doch in der That zu stark! Die Religion und alle grofsen und wichtigen Interessen einer reichbegabten Nation zu einem Privilegium weniger Einzelner zu machen, die Zeit hatten sich darauf zu besinnen. Diese Ansicht giebt an Oberflächlichkeit einer andern von Deutschen Gelehrten leider auch ausgesponnenen nichts nach, dafs nämlich die alten Priester Erzbetrüger und Schelme seien. Hierin liegt überdem eine ungeheuere Anmafsung, da die alten Völker doch es mindestens auch wohl errathen haben würden, ob sie betrogen wurden oder nicht. — Auf mannigfache Punkte, die der Verf. noch berührt, gehen wir jetzt nicht ein, da sich später bessere Gelegenheit dafür findet. Gegen die Bemerkung des Verfs. dafs Ward sei *„completely master of the Sanscrit language"* müssen wir das gegründetste Bedenken erheben, so wie auch schon Colebrook in den *„Transactions"* dies nachgewiesen hat. Erfreulich ist die S. 153. gegebene Mittheilung, worin es heifst: *„I have most carefully examined sixteen of the Purans, and a great portion of the Skanda Puran etc.* Die Veranlassung zu dieser Aussage nimmt er von einer Aeufserung Colebrooke's im VII. Vol. der *Asiat. Research*, dafs nämlich jeder *Puranа* über fünf Gegenstände sich verbreite: über die Schöpfung der Welt, ihren Fortschritt und die Erneuerung der Welten, die Genealogie der Götter und Heroen, die Chronologie, und über die heroische Geschichte, welche die Thaten der Halbgötter und Heroen enthält. Diese Angabe wird für ungenau insofern erklärt, als darin die moralische und religiöse Belehrung, die in den *Puranas* eingeschärft wird, übersehen sei. — Zuletzt sagt der Verf.: *In a former work, however, I have endeavoured to evince how probable it is that neither the Brahminical literature nor the Brahminical religion were of indigenous origin in India, but that they were introduced into it by colonists who had migrated from Babylonia.* Diese Ansicht ist so durch und durch wunderlich, dafs wir uns hüten werden sie zu widerlegen. Es hiefse sich zum Mitschuldigen solcher Späfse machen. Glücklicher Weise hat diese Vorstellung, die verschiedentlich wiederkehrt, wenig Einfluss gehabt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 27.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

*Researches into the nature and affinity of Ancient and Hindu Mythology by Lieutenant Colonel vans Kennedy.*

(Fortsetzung.)

Das VI, VII und VIII. Cap. enthält „*Allgemeine Bemerkungen über die Indische Religion*" — „*das höchste Wesen*", „*die Theogonie*" — und „*die Kosmogonie*". — Hier wäre der Ort gewesen, die wesentlichen Gedanken, die in den Zuständen und Erscheinungen ausgeprägt sind, darzustellen, aber dieser Theil ist der ungenügendste. Es ist dem Verf. durchaus nicht gelungen, von der Natur und dem Gange der Indischen Religion und Mythologie ein anschauliches und erschöpfendes Bild zu entwerfen. Ausser manchen andern Erfordernissen hätte es dazu vor allen philosophischer Gedanken und einer möglichst vollständigen Sammlung und Benutzung der Quellen bedurft. Ueber den Mangel jener können wir nicht rechten, aber die Nachlässigkeit in Betreff dieser müssen wir rügen; denn obgleich er in der Vorrede sagt, dass seine Untersuchungen sich auf den *Ramayana* und *Mahabharata* (*Manu* wird ganz ausgelassen) stützten, so haben wir doch im Werke selbst keine Spuren einer solchen Benutzung, vielmehr nur die Nachtheile einer Vernachlässigung derselben wahrgenommen. Ueberdem ist das Verfahren des Vfs unbequem und durchaus untauglich für die beabsichtigten Zwecke, da es ihm an allen Ideen, als Prinzipien, fehlt; weil er aber doch ein Bedürfniss danach hat, so macht er allerlei Anstalten, citirt diesen und jenen Autor, lässt ihn eine Zeitlang reden und stimmt dann entweder ein oder widerlegt ihn; wird die Sache zu verwickelt, dann nimmt er seine Zuflucht zu einem *Purana*, aus dem er dasjenige excerpirt, was den fraglichen Punkt betrifft. Von einer wissenschaftlichen Methode, von philosophischer Begründung und Entwickelung, von Kritik endlich ist keine Spur. Zwar kritisirt und polemisirt der Verf. viel, indess es ist nur eine rüttelnde, nicht aber begründende Kritik. Wir wollen hiebei bemerken, dass der Verf. in seiner Polemik gegen Ward's Ansichten stets Recht hat, was indess nicht schwer ist gegen einen Mann, der, wo es auf ein Prinzip, oder wohl gar auf Unbefangenheit ankommt, in der reinen Negative steht und sich zu derjenigen Höhe der Betrachtung erhoben hat, dass er in den Indiern nur blinde Heiden sieht. —

Der Verf. beginnt damit, dass er sagt: die Indier seien hinsichtlich ihrer Meinung von der Natur des höchsten Wesens ohne Frage Pantheisten. Nun ist aber keine Bezeichnung ungeschickter und das Charakteristische der Sache wiederzugeben unfähiger als diese, und man sollte sie schon um der Vieldeutigkeit wegen vermeiden; der Begriff der Indier von der Gottheit besteht vielmehr darin, dass sie die allgemeine Substanz, die unbedingte absolute Wesenhaftigkeit alles Existirenden (nicht das Existirende selbst) ist, und anstatt das „Alles" als solches geltend anzuerkennen, dasselbe vielmehr verwirft und für Trug, Täuschung und Unwahrheit hält. Alle Erscheinung wird eben nur bis auf den Punkt ihres Wesens und ihrer Ursache anerkannt, weshalb man denn auch jene Ansicht weit eher eine akosmistische, als eine pantheistische nennen sollte. Im Verfolge seiner Betrachtungen vermischt der Verf. fortwährend die flüssigen aufs mannigfachste nüancirten mythologischen Ansichten mit den philosophischen Lehren und verknüpft das Verschiedenste in eine bunte zufällige Reihe, wodurch er nicht hindern kann, dass zwischen den so neben einander geworfenen Vorstellungen häufig Widersprüche entstehen. An die Stelle kritischer Untersuchung tritt ein Hin- und Herreden, was nicht die Gegenwart leitender Grundgedanken zeigt, sondern nur die Verlegenheit um dieselben verräth.

Um den Begriff vom höchsten Wesen als Einheit festzustellen, und das Verhältniss der drei Götter *Brah-*

*mâ*, *Wischnu* und *Siva* zu bestimmen, führt er, was ganz unzulässig ist, aus Taylor's *Appendix* zur Uebersetzung des *Prabh. Chandr.* die Ansicht der Vedanta-Philosophie, ferner auch Ward an, der zwar zugiebt, dafs die Indier an die Einheit Gottes glauben, aber hinterdrein bemerkt: „*It is a painful reflection, that not a single Hindu temple, dedicated to the one God, is to be found in all Hindusthan; nor is any act of worship, in any form, addressed by this people to God*"; wodurch er zeigt, dafs er nicht weifs, worauf es ankommt. Nach vielen abschweifenden Bemerkungen kommt der Verf. sodann zu dem Schlusse, dafs der Glaube an Einen Gott und an dessen, durch andere himmlische Wesen vermittelte, Wirksamkeit vom ersten Ursprunge der Indischen Religion coexistirende Grundansichten seien. Durch solche allgemeine Angabe wird nichts gewonnen als eine Unbestimmtheit oder ein neuer Irrthum. Es hätte nachgewiesen werden sollen, dafs und in welcher Art die Indische Religion in der Natur wurzele. Nicht auf die Einheit als solche kommt es an, sondern in welcher bestimmten Form sie erscheint; übrigens ist die Einheit der Indischen Religion nicht in der Art ein Ursprüngliches, wie in der Jüdischen, Muhamedanischen und Christlichen, sondern ein aus der unendlichen Fülle der Erscheinungen gewonnenes Resultat. Diese Einheit ist eine ganz abstrakte, sie erscheint als eine blofse Versicherung; sie war nur ein Gegensatz zur Fülle und Wandelbarkeit der erscheinenden Welt. In den literarisch uns bekannten frühesten (aber deshalb nicht uranfänglichen) Vorstellungen, in den *Weda's*, erscheint diese Einheit als Weltseele, als *Brahm*. Die Vermittelung zwischen dieser in Ruhe verharrenden Substanz und der Welt geschieht durch die drei Götter *Brahmâ*, *Wischnu* und *Siva*, in deren Wirksamkeit sich die Wirksamkeit der Substanz offenbart. In diesen treten alle Bestimmtheiten, die in jener der Möglichkeit nach ruhen, als ein Erscheinendes und Thätiges auf. Daher ist die Einheit ein Müfsiges, Isolirtes, deshalb auch für den Cultus Unfähiges und nur in den philosophischen Lehren als Ziel Sichtbares. Die einzige Bestimmung, die diese Einheit hat, ist ihre Unbegrenztheit, denn das auf der Phantasie ruhende Denken des Indiers sieht alle Bestimmtheit als Schranke, als Bedingtes; deshalb wird die Gottheit als Einheit ein Unbegrenztes, Unbedingtes und hiermit Unbestimmtes. Der Begriff der göttlichen Thätigkeit ist danach auch ein untergeordneter, auf die drei Götter einzeln übergehender, bald ist *Brahmâ*, bald *Wischnu*, bald *Siva* der Höchste.

Gegen die oben angenommene Coexistenz spricht der Umstand, dafs die religiösen Vorstellungen Indiens von der in sich mannigfaltigen Natur ausgingen, und bei einer einfachen, in sich bewegungslosen Idealität anlangten.

Ueber das Verhältnifs von Geist zur Materie nach der Indischen Ansicht will es dem Verf. ebenfalls nicht gelingen, eine deutliche Erkenntnifs zu geben, und was er in solcher Beziehung anführt, beweiset deutlich, dafs ihm die wesentlichen Gesichtspunkte entgangen sind. Die Grundansicht der Indier (die Buddhaistische nicht mit eingeschlossen) ist eine abstrakt idealistische. Das Bewufstsein hat den ungeheuren Widerspruch, dafs die Welt Gottes theilhaftig ist, erkannt, aber sich an der Versöhnung desselben vergriffen. Die Erkenntnifs dieses Widerspruchs und die Ausführung derselben begründen einen hohen Werth und sichern den darüber aufgestellten Gedanken ihre geschichtsphilosophische Stellung. Der Indische Geist hat die Materie nur zugelassen als ein absolut zu Negirendes, daher bestimmt er sie als *Schein*, als ein in sich Leeres und Vergängliches. Kurz, eine Gottheit ohne Welt wollte er nicht denken, und eine Gottheit mit der Welt konnte er nicht denken, deshalb suchte und fand er einen Ausweg in der Ansicht von der Mâyâ. Der Inbegriff der Existenzen blieb dadurch blos ein Schein, wodurch das *Sein* oder die Wahrheit der Gottheit nicht betheiligt werden sollte.

In Betreff der weiblich personifizirten Energie der Gottheit und deren Vorstellung, zufolge welcher jene als Grund der Erscheinungen angesehen und der mythologischen Verfassung gemäfs den drei grofsen Göttern entsprechende weibliche Gottheiten beigesellt wurden, erklärt sich der Verf., etwas zur nähern Einsicht anzuführen für unfähig. Wir verweisen auf das, was wir später bei Gelegenheit der *Devi* anführen werden. — Ueber die innere Geschichte und die wesentlichen Epochen der Indischen Mythologie erfahren wir nichts, ja der Verf. scheint an so Etwas gar nicht gedacht zu haben. Die bis jetzt vorhandenen Quellen gestatten uns die Annahme dreier Stufen oder Epochen: 1) das Hervortreten der Begriffe und Vorstellungen aus sinnlichen Anschauungen, der Reflex oder die Umwandlung des Natürlichen in's Geistige, wobei aber wegen des Verhältnisses, in dem das Denken zur Phantasie steht, das

gien und Emolumente des Klerus zu sichern und zu erweitern, und die Rechte der weltlichen Ordnung und der geistigen Freiheit nicht aufkommen zu lassen sich bemühten. So war der grofse Kampf des Mittelalters nur in *dem* Sinne ein Kampf für die *Freiheit* der Kirche, wie in kleinerer Sphäre die weltlichen Grofsen gegen die Könige für die *Freiheit* kämpften. Der Klerus wollte unumschränkt *über* die Laien, wie der Adel unbedingt über die Unterthanen herrschen. Die Päpste suchten aber ebenso souverain *über* den Episcopat, wie die Könige souverain *über* den Adel zu werden, und erst späterhin, als die Laien gegen den Klerus überhaupt, und der dritte Stand gegen jede weltliche Despotie ihre Rechte wieder zu gewinnen trachteten, schlofs wieder der Episcopat — dem Papste, der Adel — den Königen, und die weltliche Aristokratie — der kirchlichen Hierarchie sich an, um gemeinsam die alten Vorrechte zu behaupten. —

Dies sind wohl die Hauptmomente, über welche die allgemeine Einleitung sich füglich hätte verbreiten mögen, wozu dann die besonderen Einleitungen die bestimmteren Hinweisungen hätten enthalten sollen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns über die letzteren auf gleiche Weise aussprechen; wir werden uns daher darauf beschränken, nur noch in möglichster Kürze die Urkunden zu bezeichnen, welche wir in der vorliegenden Sammlung vermissen. —

*I.* Unter den Akten der *Deutschen* Konkordatengeschichte, vermissen wir vor Allem: 1) den *Vergleich*, den Heinrich V. im Jahre 1111. mit Paschalis II. zu Sutri abgeschlossen, der auf einer Synode zu Rom bestätigt wurde, und in welchem der Papst dem Kaiser angeboten, alle der Kirche verliehenen Regalien und Ländereien zurück zu nehmen. Die Geistlichkeit sollte sich mit den Zehnten und Oblationen begnügen; der Kaiser hingegen der Investitur entsagen. — Aber der Klerus klagte über Verrätherei des Papstes und der Vergleich kam nicht zur Ausführung. *) — Wir vermissen — 2) den *Vergleich*, den derselbe Papst als Gefangener mit dem Könige abschlofs, der aber 1112. für erzwungen, und der König für einen Judas erklärt wurde. — 3) Die Bestätigung des Wormser Konkordats auf der ökumen. Synode vom Lateran vom Jahre 1123. 4) Den Vertrag zwischen Friedrich dem Ersten und Eugen im Jahr 1152. zur Sicherung der Rechte beider. 5) Die Urkunde, in welcher Kaiser Philipp sich alles Einschreitens in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten, besonders in Wahlsachen — begiebt. 6) Die Urkunde, durch welche Otto IV. die Wahlen völlig frei zu lassen versprach, — und die in die Wahlkapitulation Friedrich's II. aufgenommen und durch die goldene Bulle. im Jahre 1230. bestätigt wurde. 7) Die betreffenden Verhandlungen auf dem, 1438. zu Frankfurt a. M. gehaltenen Wahlconvent, die daran sich knüpfenden Beschlüsse des Churfürstentages zu Mainz vom Jahre 1440., und zu Frankfurt a. M. im Jahre 1446., sowie das 1448. abgeschlossene Konkordat. Endlich waren 8) die betreffenden Artikel des *Westphälischen* Friedens und der *Wiener Congrefs-Verhandlungen*, sowie 9) die päpstlichen Protestationen gegen die einen und die andern mitzutheilen.

II. Den Akten der *Französischen* Konkordaten-Geschichte hätten wohl 1) die *Statuten* vorangeschickt werden mögen, durch welche Ludwig der H. im Jahr 1228. im Einverständnifs mit den Grofsen des Reiches und mit seinen Räthen der Kirche die Einführung der Inquisition gestattet, und ihr die Beihülfe des weltlichen Armes zugesichert. **) Dagegen war auch zu erwähnen, dafs *derselbe* König die päpstliche Urkunde, welche ihm das Privilegium zu allen Prälaturen zu ernennen ertheilte, in's Feuer geworfen, und dafs Ludwig der Jüngere hierin dem Beispiele seines heiligen Vorfahren gefolgt. ***) — Anzuführen war: 2) und zwar *in extenso* das höchst charakteristische *Schreiben*, welches der hohe Klerus Frankreichs, — den Philipp der Schöne 1302. zu Paris *versammelt* hatte, — an Bonifaz VIII. erliefs, um bei allgemein drohendem Abfalle Frankreichs von Rom, und der sämmtlichen Laienschaft vom Klerus (: *cum jam abhorreant laici et prorsus effugiant consortia clericorum*) — sich Raths bei ihm zu erholen und ihre Nachgiebigkeit gegen den König zu entschuldigen. ****) Ebenso war 3) ein aktenmäfsiger Bericht zu erstatten über die, am 15ten Dez. 1329. bei Vincennes gehaltene *Konferenz*, in welcher der Parlamentsadvokat de Cugnieres, ein Zeit- und Strebensgenosse des Marsilius von Padua, gegen einen Erzbischof und einen Bischof, die königlichen Rechte gegen die Usurpationen des Klerus ver-

*) Vgl Staudemaier's *Gesch. der Bischofswahl.* S. 226. ff.

*) S. *Colet. Conc. T. XIII. col.* 1232. *s.* 99.

**) S u. a. Staudemaier a. a. O. S 289. 290.

***) bei *Colet. Conc. T. XIV. col.* 1345. *s.* 99.

Bestehen in sich, wofür auch sein Name *Sachtana* d. i. „Ewiger". Alles Menschlich-lebendige, alles Thun fällt in den Umkreis seines Wesens, dadurch erhält es zugleich einen ethischen Charakter. Er ist der Gott des Epos, weshalb auch der *Ramayana* genannt wird, *Sachtanarita ramâyanam*, ferner die über dem Erdenleben waltende, höchste Macht, die Weltseele. Zu *Brahmâ* verhält er sich wie Ausführung und That zum Gedanken und Entschluss. Wenn es das Heil und die Rettung der Götter und der Welt gilt, so sinnt *Brahmâ* nach über die Weise und den Plan, aber die Vollbringung fällt dann *Wischnu* anheim. Eine Andeutung dieses Verhältnisses findet sich auch in den beiderseitigen Namen, *Brahmâ* wird *tschaturmukho* der *viergesichtige*, *vierköpfige*, *Wischnu* aber *tschaturbâhucho* der *vierarmige* genannt. Vor allem aber erscheint mir dem Leben und diesem Erhaltung zugewendeten Charakter in den ihm vorzugsweise, ja fast allein eingeschriebenen Inkarnationen oder *Avatar's*. Dieser Ausdruck (von *ava* + *tri* herabsteigen) bezeichnet die energischen Offenbarungen der Gottheit, welche, wie es in der *Gîta* heißt, dann stattfinden, wenn das Uebel und die moralische Verfinsterung in der Welt Ueberhand gewinnt. Diese *Avatar's* bilden ein fruchtbares Erkenntnissmittel der im Begriffe der Gottheit waltenden Oekonomie. Sie zeigen deutlich, dass den Glauben an die Weltseele als Substanz etwas zu Einseitiges, keine genügende Befriedigung Gewährendes war und dass man sich nach wirklicheren Beziehungen sehnte. Daher treten sie als Vermittelungen auf zwischen der in seelische Ruhe versenkten Substanz und der Welt. Dass sie sich an *Wischnu* anschlossen, wurde nur durch die dem Individuellen zugewendete Natur dieses Gottes möglich. In den *Avatars* sind daher die Epochen des Lebens der Gottheit in der Welt, und damit auch der Stufengang der Religion im Allgemeinsten ausgedrückt. Sie haben im Beginn einen durchaus elementarischen Charakter, schreiten dann fort zum Spirituellen und erheben sich zuletzt zum Ethischen. Der Verf. beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Verhältnis des *Buddha* zu *Wischnu* und bemüht sich vergeblich, zu beweisen, dass *Buddha* als Stifter und Mittelpunkt der von ihm benannten Religion ganz verschieden sei von dem *Buddha*, der als eine Inkarnation des *Wischnu* betrachtet wird. Was der Verf. anführt, genügt in keiner Hinsicht, da es we-

der seine Ansichten begründet, noch die damaligen richtigen Vorstellungen (und deren Anzahl schwächt Wir müssten die mir gemachten Einwendungen übersehen, wenn mir diese ganze, dem Lesen Anstellen den Prinzipien eingeflochten, oder bei Beurtheilung alles dahin einschlagenden Materialien berücksichtigt hätte. Ich unterdrücken wollte, damit deutlich werde, dass es aus verschiedenen Personen Brahm, Bingwad, Agni, Sesha und Varuna Bhr. Auszüge gegeben hat, die bisher unbekannt waren und willkommene Beiträge zur weiteren Aufklärung über dieses wichtige Thema sind. Der Verf. hat daraus weder Vortheil, noch eigene Belehrung zu entnehmen gewusst, sondern sieht nur durch seine eigenen Vorstellungen immer mehr verstrickt. Es fällt ihm gar nicht ein, dass dem Prinzip des *Buddhaismus* Vorgefühl liegt im Brahmanismus, dass jenes eben denjenigen als allgemeinen Zustand enthält und aufstellt, was früher nur eine einseitige Richtung des Lebens war. Einen bedeutenden Anlass nimmt er daran, dass nur die 9te Inkarnation *Wischnu's* als Grundlage einer solchen wichtigen Erscheinung, wie der *Buddhaismus* war, angenommen wird.

Wenn man sich zu dieser ganzen Frage in ein Verhältniss setzt, wie der Verf., so wäre es doch wohl vor allem erforderlich gewesen, sich um die Prinzipien zu kümmern und nicht *Erskine's* Meinungen für das Richtige anzusehen und dann bei Betrachtung einer Ansicht *Guigniaut's*, die mit den Worten schliesst: — *et il n'y a qu'un pas de la philosophie Védahte au Bouddhisme* — voll Verwunderung auszurufen: *One step from the purest spiritualism to the grossest materialism!* Schliesslich widerlegt den Verf. mit Erfolg die in *Heeren's* „Ideen" u. s. w. vorkommende Ansicht, als werde der *Buddhaismus* im *Ramayana* erwähnt. Dies beruht auf einem sprachlichen Missverständnisse in der Englischen Uebersetzung, welcher *Heeren* folgte. Auch *P. v. Bohlen* hat in seinem neuesten schätzbaren Werke dieselbe Ansicht mit der Modifikation aufgenommen, dass er in der betreffenden Stelle nicht, wie die Englischen Herausgeber, einen *Buddhaisten*, sondern *Buddha* als Gründer selbst sieht. In jener Stelle ist aber bei genauerer Ansicht weder von einem *Buddhaisten* noch von *Buddha* sondern ganz einfach von einem Gelehrten oder Weisen die Rede.

(Der Beschluss folgt.)

Nro. 28.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## *Researches into the nature and affinity of Ancient and Hindu Mythology by Lieutenant Colonel vans Kennedy.*

(Schluſs.)

Wir wenden uns jetzt zu „*Brahmâ*" und zu den „*weitern Bemerkungen über die Indische Religion*". Aus *Brahmâ's* Namen, als Derivativ von *Brahm*, aus dem Umstande, daſs er als Autor der *Weda's* gilt und die *Brahmanen* nach ihm benannt sind, schlieſst der Verf. auf eine Art Uebergewicht, was er in den Anfängen des religiösen Lebens über die andern Götter gehabt habe, und behauptet auch, daſs ungeachtet der in den *Upanischads* und *Puranas*, erscheinenden Identifizirung *Brahmas* mit *Brahm*, sein Charakter viel deutlicher sei als *Wischnu's* und *Siva's*. Hierauf bemerken wir, daſs ein solches Uebergewicht durchaus nicht anzunehmen ist, und wenn es angenommen würde, nur aus seinem Begriffe und aus seinem zum Intellektuellen hinneigenden Charakter zu begründen wäre. Die Annahme gröſserer Deutlichkeit lieſse sich ferner nur aus dem Epos, einem vom Verf. unbenutzten Felde, beweisen. Hierin sind aber die Charaktere der drei Götter in deutlichen und unterscheidbaren Kreisen angegeben. Wie früher beim *Wischnu* wollen wir auch beim *Brahmâ* einige Bemerkungen hinzufügen. *Brahmâ's* Gebiet ist die reine allgemeine Geistigkeit. Er ist ein Gott des geistigen Maaſses und der Ueberlegung. Er erscheint als Welt-Verstand. Von ihm sind ausgegangen die Kasten, als nothwendiger wesentlicher Halt der Welt, ferner die Wissenschaften und Gesetze; er inspirirt die Dichter und zu ihm wenden sich Rath suchend die Götter und Menschen, wenn der Himmel oder die Erde durch die dämonischen Kräfte der Asuren und Daitya's in Verwirrung gebracht ist. Dann sinnt er nach und überläſst die Vollziehung dem *Wischnu*. Wie wichtig nun aber auch die angegebenen Punkte sind, so ist es doch leicht begreiflich, daſs sie wegen ihrer reinen Innerlichkeit für lebendige Beziehungen des Kultus ungeeignet waren. Man würde indeſs irren, wenn man glaubte, daſs der Kultus des *Brahmâ* verschwunden sei, er ist nur auf die Sonne als seinem Repräsentanten symbolisch übertragen. Mit der stillen und energischen Wirksamkeit der Sonne, mit ihrer Nothwendigkeit für das Bestehen aller natürlichen Existenzen, verknüpfte das Bewuſstsein den ordnenden und leitenden Charakter *Brahmâ's*; ferner schloſs sich an ihre Lichtnatur die Vorstellung des Schöpferischen insofern an, daſs das Erscheinen Bewirkende zugleich als das des Erscheinenden Ursach Enthaltende gedacht, und ebenso nach Indischer Ansicht mit dem Dunkeln das Verschwinden identifizirt wurde. — Das Verhältniſs *Brahmâ's* zu *Brahm* stellt der Verf. nicht deutlich auf. *Brahm* ist die Ursach des Stoffes, des Universums als Summe; *Brahmâ* schafft d. h. ordnet diese zur Welt, zugleich ist er Schöpfer der innerhalb derselben erscheinenden Creaturen. *Manu* als *Brahmâ's* Sohn ist die leitende, dem Geistigen übergeordnete Macht, weshalb auch die zum Heile der Welt von *Brahmâ* ausgedachten Gesetze durch ihn verkündet werden. Die *Manvantaras* sind ferner die einzelnen, unter dem Einfluſs der verschiedenen *Manus* stehenden Epochen des Lebens der Welt. Nur daraus, daſs der Verf. die oben angegebenen Punkte über das Wesen *Brahmâ's* unbeachtet gelassen hat, ist es erklärlich, daſs er glaubt, diese Gottheit müsse seit lange aufgehört haben, ein Gegenstand der Volksverehrung zu sein. Wenn er hieran noch die Bemerkung knüpft, daſs *Brahmâ* in den *Puranas* nicht mit der Ausübung seiner göttlichen Macht zum Heile und Schutze der Menschen und Götter beschrieben werde, so ist das ungenau und unrichtig, da es sich durch seine eigenen, aus den *Purana's* mitgetheilten, Auszüge widerlegt. Wenn endlich zur Bestätigung der eben bestrittenen Ansicht einige Mythen angeführt werden, wonach die Abschaffung der Verehrung

des *Brahmâ* einem Fluche *Siva's* zuzuschreiben wäre, so hätte der Verf. doch hiebei den sektirerischen und ausschliefsenden Charakter derselben nicht aufser Acht lassen sollen. Mit Erfolg wird sodann die Unzulässigkeit mehrerer Meinungen *Guigniaut's* aufgezeigt und bemerkt, dafs nirgends in den *Purana's* Spuren von etwaigen Kriegen zwischen den Verehrern der einzelnen Götter zu finden seien. — Die Polemik gegen *Fried. Schlegel* und *Colebrooke* ist ohne Erfolg. Eine völlige Unbekanntschaft mit dem Gange der religiösen Entwickelung verräth die wiederholte Ansicht des Vfs., dafs die Indische Religion in allen wesentlichen Punkten gegenwärtig in demselben Zustande sei, wie zur Zeit, wo die *Weda's* entstanden. Auf der nächsten Seite wird das Entgegengesetzte gesagt.

Ueber *Siva* theilen wir die Ansicht des Verfs., dafs es schwierig sei, vollständig und erschöpfend sein zu können. Am wenigsten aber ist des Verf. Verfahren, mitten in die Mythen hineinzutreten, zu einer klaren Ansicht geeignet. *Siva* ist die dritte Kategorie im Begriffe der Gottheit. Wie *Brahmâ* vorzugsweise dem stillen innerlichen Gebiete des Geistes, *Wischnu* den beweglichen thaterfüllten Kreisen des Lebens, so gehört *Siva* der Sphäre des unmittelbar Natürlichen als eines sich Umwandelnden, Veränderlichen, und wenn die darin vereinigten Gegensätze auseinandergehalten werden, der Vernichtung und Zerstörung an. *Siva's* Charakter ist dem Individuellen am wenigsten befreundet und zugewendet. Er ist der Negirende. Alles Grausen und Entsetzen in den Erscheinungen der Natur, so wie alle Stürme und Leidenschaften in der Brust der Menschen, sind seinem Wesen befreundet. Sein Erscheinen ist mit diesem furchtbaren Charakter übereinstimmend, da er mit Schädeln und Schlangen umgeben geschildert wird. Das Gegensätzliche, was in seiner Natur liegt, erschwert gar sehr alle bestimmtern Andeutungen. In solcher zu den reichhaltigsten Vorstellungen anregenden Beschaffenheit, so wie in der damit verbundenen Fähigkeit, geistige Erscheinungen und Vorgänge durch das Natürliche darzustellen und an dasselbe anzuschliefsen, möchten wir die Veranlassung finden, weshalb *Siva*, abgesehen von den Tendenzen der Sekte, in den Mythen der *Purana's* und im Cult im Allgemeinen eine so hervorragende Stelle einnimmt. Ob es eine Folge seines den Sinn und die Phantasie am fruchtbarsten ansprechenden Charakters ist, dafs seiner in den Einleitungen zu den dramatischen Stücken lobpreisend gedacht wird, wollen wir nur andeuten, nicht entscheiden. In Folge des im Natürlichen verweilenden und durch dasselbe sich ausprägenden Wesens dieser Gottheit, schlofs sich auch daran der Cultus des *Lingam* und der *Yoni*, d. h. die Verehrung der in diesen Symbolen erzeugend vorgestellten Kräfte der Natur oder des Männlichen und Weiblichen. Der Keim zu diesem Cultus lag in den frühesten Vorstellungen der Indier, was wir später bei Betrachtung der *Devi* ausführen werden. Verdienstlich sind die über den *Lingam*-Cult gegebnen Auszüge aus verschiedenen *Purana's*. In Betreff der jenem Culte zu Grunde liegenden Gedanken erklärt sich der Verf. für inkompetent und überläfst dies einer künftigen Untersuchung.

Poley.

---

## XVI.

***Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen von Dr. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, ordentl. Prof. der Philosophie an der K. Friedr. Wilh. Universität in Berlin. Dritte Ausgabe. Heidelberg. Verwaltung des Ofswald'schen Verlags. (C. F. Winter.)*** 1830. 8. ***LVIII und*** 600 **S.**

### Erster Artikel.

Als Aristoteles seine akroatischen Schriften herausgab und damit die nur dem engeren, ausgewählteren Kreise seiner Zuhörer vorgetragenen Lehren öffentlich bekannt machte, tadelte ihn Alexander in einem Briefe aus Asien über eine solche Gemeinmachung seiner speculativen Lehren, (s. *Gell. N. A. XX*, 5.), und setzte hinzu: „Worin soll ich mich nun noch von den Andern unterscheiden, wenn die Lehren, nach denen ich von dir unterrichtet wurde, ein Gemeingut Aller sein werden? Lieber wünschte ich mich durch die Kenntnisse des Besten als durch meine Macht und Herrschaft auszuzeichnen". Aristoteles antwortete ihm; „Wisse, diese Schriften sind ebensowohl herausgegeben, als auch nicht herausgegeben; denn verständlich werden sie nur Denen sein, welche mich hörten". — An dieser Ueberlieferung mag für den grofsen Welteroberer zuvörderst bei allem Neid und Egoismus der Gesinnung, welche

das allgemeine Gut der Wissenschaft allein besitzen wollte, doch dieses Moment seiner königlichen Gröfse nicht unbemerkt bleiben, dafs er die *erkannte* Wahrheit noch höher achtete als seine irdische Macht und Herrlichkeit. In Anwendung auf das vorliegende Werk und seinen hochberühmten, — der Wissenschaft wie dem Leben schon jetzt auf eine so beklagenswerthe Weise, so viel zu frühe entrissenen — Verf., und überhaupt in Anwendung auf den eigentlich speculativen Gehalt seiner Schriften, läfst sich ebenfalls sagen, sie seien sowohl herausgegeben als auch nicht herausgegeben. Ob die von Aristoteles noch zur Verständlichkeit geforderte Bedingung des *Hörens* auch wirklich den Hörern allen, welche das ausführende und ausführliche Wort der Erläuterung aus dem Munde des grofsen Lehrers unmittelbar vernahmen, das innere, vollkommene Verständnifs aufgeschlossen habe, vermag Ref. wenigstens für die spätere Zeit nicht mehr zu beurtheilen; genützt, unendlich genützt hat er jedenfalls gewifs Allen. Ueber Mifsverständnisse von Seiten nicht blofs des lesenden Publicums, sondern der Mitarbeiter auf dem gleichen Gebiete fast am meisten, ja selbst über unrichtige Auffassung und Verdrehung des blofsen Factums seiner Philosopheme, hat der grofse, tiefe Denker vielfältig zu klagen Ursache gehabt; diese Mifsverständnisse liegen in der That für jeden seiner Philosophie Kundigen offen am Tage. — Auch des grofsen Stagiriten Lehren und Schriften haben ein solches Schicksal erfahren. Obgleich indessen ihr rechtes Verständnifs und selbst die blofse Bekanntschaft mit ihnen schon frühzeitig in der Welt ausgegangen zu sein scheint, (aus Cicero's Zeitalter z. B. s. dessen Top. 1.) so haben sie doch später ihre Erklärer und Ausleger, eine lange Zeit hindurch, wieder gefunden und selbst in ihrer Verstümmelung und Verseichtigung zu einem blofsen Formalismus die wissenschaftliche Bildung des Mittelalters, noch über die Reformation hinaus, beherrscht. Von neuem verkannt ist Aristoteles in der neuesten Zeit wieder zu Ehren gebracht worden, und wird bei dem jetzt regen, von Hegel selbst so sehr belebten Studium seiner Werke täglich mehr von Entstellungen, Mifsverständnissen und Verunglimpfungen gerettet und befreit. Was auch Andere, deren Verdienst nicht geschmälert werden soll, hiezu beitrugen, Niemand hat in der Hauptsache ihn wohl früher so tief erfafst und richtig gewürdigt, als Hegel. Ref., einer seiner ältesten Schüler, kann selbst bezeugen, dafs er die wichtigsten Aufschlüsse schon vor 26 Jahren von ihm vernahm. H. hatte schon damals das Tiefste und Beste an der Quelle selbst geschöpft. Und der speculative Denker, der in dem langen Zuge von Geistern, welcher die Geschichte der Philosophie ist, Jeden an seiner Stelle und in seinem Antheil an der Entwicklung und Fortbildung der Einen philosophischen Idee so richtig zu erkennen und zu würdigen wufste, mufste wohl auch auf höherer Stufe das speculative Denken desjenigen am tiefsten wieder erfassen, mit dem er in seiner eignen Speculation, wie im Verhältnifs zur Zeit und Mitwelt in mancher Beziehung so nahe verwandt ist. —

Da von Hegel's Philosophie nach der obigen Andeutung sich ebenfalls sagen läfst, sie sei da und sei auch nicht da, oder sie sei in ihrer Zeit wohl erschienen, aber in dem, was sie ist, von Vielen noch nicht erkannt, und verschieden aufgenommen worden: so liegt es nahe, um so mehr, als ihr berühmter Urheber nun selbst schon aus dem äufsern Dasein in die Geschichte der Philosophie zurückgetreten ist, sie gegenwärtig zumeist auch von der Seite ihres äufsern Daseins, ihrer *Erscheinung* als solcher und der Art ihrer Aufnahme in der gebildeten Welt zu betrachten, und über ihr grofses Interesse, über ihren Zusammenhang mit ihrer Zeit und ihre tiefe Bedeutung nicht allein für die Deutsche Philosophie und Wissenschaft, sondern für Geist und Bildung der Deutschen Nation überhaupt einige Andeutungen zu geben. Vom Ref., als er dem Auftrage zur gegenwärtigen Anzeige schon vor einem Jahre sich unterzog, konnte, bei seiner Stellung zu dieser Philosophie, ohnehin keine Beurtheilung in einem andern Sinne sich erwarten lassen, als dafs er entweder von dem philosophischen Inhalte und der Methode dieses Systems, wenigstens in seinen Hauptzügen, auch dem Zwecke dieser Jahrbücher gemäfs, eine kurze Schilderung und Vorstellung dem gröfseren gebildeten Publicum zu geben versuchen, oder dafs er mehr an jenen äufsern Zusammenhang und die äufsern Verhältnisse sich halten würde. Es kommt hinzu, dafs durch die vorliegende *dritte* Ausgabe der Encyklopädie, welche sich von der zweiten bei „vielfachen Verbesserungen" im Einzelnen, doch im Ganzen nur wenig unterscheidet, in der bekannten Hauptsache keine Veränderung eingetreten ist, und dafs die vorgenommenen Aenderungen, bei denen „besonders darauf gesehen wurde, der Klarheit und Bestimmtheit der

Exposition nachzuhelfen", ebenfalls mehr nur jenes äufsere Dasein des Systems für Andere und die Erleichterung seines Verständnisses zum Augenmerk hatten. Indem Ref. daher zunächst in jener angegebenen Beziehung einige Puncte hervorzuheben sich gestattet, und zwar mit Hinsicht auf das in der Encyklopädie selbst (insbesondere in der Einleitung, in dem Vorbegriffe der Logik und der dazu gehörigen Abhandlung und sonst) darüber Vorkommende, kann es dabei ohnehin nicht fehlen, auch die andere Seite, des Inhaltes, der Methode, wie der Natur einer speculativen Philosophie überhaupt, in Berührung zu bringen, oder von diesem Inneren aus vielmehr auf jene äufsere Erscheinung zu reflectiren. — Hegel's von ihm selbstbegründetes und vollständig ausgebildetes speculatives System, welches das vorliegende Werk ganz, jedoch nur „im Grundrisse" enthält, war überall zu wichtig, zu umfassend, zu tief und zu tiefeingreifend in die wichtigsten Fragen und Interessen des Lebens und der Wissenschaft, als dafs der Versuch, es zu ignoriren, hätte von Bestand und Dauer sein können; wenn auch nicht ein tiefer früher Blick in den innern Gehalt und Werth dieses Systems ihm jene grofse Celebrität und äufsere Begünstigung seiner Aufnahme und Wirksamkeit verschafft hätte; denn an einem Orte wie Berlin, am ersten Sitze Deutscher Bildung, Wissenschaft und Kunst, in einem solchen Mittelpuncte aller gründlichen Bestrebungen und aller gebildeten Kritik, wäre es *ohne den Gehalt, den es wirklich hat*, am ersten zu Grunde gegangen. — Wie dieses System die Denkenden noch lange beschäftigen, oder vielmehr in der Geschichte der Philosophie nie untergehen wird, so haben das Interesse daran auch Diejenigen nicht verläugnen können, welche verschiedenen und selbst entgegengesetzten Richtungen im Philosophiren folgen. Von der immer gröfser und reger gewordenen, besonders in den letzten Jahren sehr vermehrten Theilnahme an H's. Philosophie liefert auch die vorliegende Ausgabe der Encyklopädie, nachdem die starke Auflage der *zweiten* vom J. 1827 schon nach drittehalb Jahren sich vergriffen hatte, einen erfreulichen Beweis, welcher gerade bei diesem Werke um so bedeutender hervortritt, als es seiner Hauptbestimmung nach, „erst durch den mündlichen Vortrag die nöthigen Erläuterungen zu erhalten", auch den wichtigsten Theil seines Inhaltes, den systematisch-wissenschaftlichen, in der strengen und präcisen, vielen unverständlichen Schulsprache des Begriffes, noch dazu in compendiarischer Kürze, ausdrückt, und nur den in den Vorreden, Einleitungen und Anmerkungen niedergelegten, freilich auch für sich schon sehr reichen und vieles näher bringenden Inhalt in einer auch für das gewöhnliche und allgemeine Verständnifs zugänglichen, klaren und fafslichen Sprache darlegt. Es liegt schon hierin der Beweis, dafs H., wenn er in seinem Stil auch manches Eigenthümliche hatte, doch über Gegenstände einer mehr discursiven Darstellung und äufserlichen Abhandlung sich sehr deutlich und verständlich, treffend und bezeichnend ohnehin immer, auszudrücken vermochte. Im Ausdruck des eigentlich speculativen Inhaltes aber durch das den reinen Gedanken in der Bestimmtheit seiner Kategorieen und Momente, in ihrer reinen Beziehung und Bewegung bestimmt bezeichnende Wort ist H., je länger er sich mit dem Denken dieses Inhaltes, wie mit dem Ausdrucke des Gedachten beschäftigte, immer klarer und äufserlich zugänglicher, so weit die Sache selbst in der compendiarischen Kürze es gestattet, geworden, wie auch die vorliegende Ausgabe der Encyklopädie an vielen Stellen zeigt, und die hinterlassene *neue* Ausgabe des ersten Bandes der Logik, welche dem Ref. noch nicht zu Gesicht gekommen, es noch mehr bestätigen soll. Man mufs aber — und Ref. darf dieses zu behaupten wagen — einen solchen speculativen Inhalt selbst schon vor sich gehabt, und seine bestimmteste Darlegung und Bezeichnung versucht haben, um zu finden und zu erkennen, dafs die Angemessenheit des Hegel'schen Ausdruckes zur eigentlichen Sache in gleicher Kürze, Schärfe und Bestimmtheit sich schwer erreichen lasse. Es ist hier überhaupt sogleich der Ort, über die Natur speculativer Philosophie und die Schwierigkeiten, denen ihre Darstellung um dieser Natur willen unterliegt, Einiges zu bemerken.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 29.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## *Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen von Dr. Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Dritte Ausgabe.*

(Schluſs.)

Wer ohne alle Kenntniſs von dem Inneren der speculativen Sache auch unter den sie bezeichnenden besondern Ausdrücken nicht weiſs, wie man zu sagen pflegt, was er sich denken soll, weil in der That die Sache selbst, welche nur im reinen, unvermischten Denken und in dessen Lebendigkeit vorhanden, für ihn noch das Fremde und Unbekannte ist, — für einen solchen *Leser oder Hörer* ist es allerdings kein Wunder, wenn ihm z. B. H's. wissenschaftliche Paragraphen wie Hieroglyphen und Räthsel, oder wenn sie dem gemeinen Verstande, welcher den lebendigen Gedanken, den verborgenen Geist dahinter nicht einmal ahnet, sogar wie Unsinn vorkommen. Der philosophische oder auch theologische Mystiker (worunter man aber keineswegs Etwas versteht, was in jetziger Zeit häufig mit dem Namen Mystiker belegt wird), welcher den Inhalt der Idee oder wenigstens den speculativen Gegenstand überhaupt mehr schaut als denkt, und zur Bezeichnung daher nach Bildern, wenn auch bedeutsamen, der äuſsern Anschauung und Vorstellung greift und eine mehr sinnbildliche Sprache redet, giebt der auffassenden Vorstellung damit freilich etwas Näheres zum Anhalte hin, woran sie in sich gehen und in das Geistige sich vertiefen mag, aber so auch noch etwas sehr Unbestimmtes und Verschiedendeutiges. Es ist aber erstens gerade um die *Bestimmtheit*, um bestimmte Gedanken und Kategorieen, und darum zu thun, den Inhalt der Idee auch *zu Verstande zu bringen;* und zweitens liegt das höchste und das *objective* Interesse der Wahrheit und Wissenschaft vielmehr darin, daſs der *ganze* Inhalt der Idee zu seiner Auslegung und Entwicklung, im Elemente des *Denkens* gebracht werde, nicht darin, daſs man es bloſs bei einem *concentrirten*, eben damit wieder *subjectiv* werdenden *Schauen* der Idee und bei einer ungefähren Andeutung ihrer verborgenen Schätze und bloſsen Bedeutsamkeit der Bilder bewenden lasse; die Mystik ist darum auch noch keine Wissenschaft. Daſs indessen Aristoteles z. B. in seiner gegen Hegel noch kürzeren, noch wortkargeren Sprache und Terminologie, bei aller Schärfe seiner Bestimmungen und aller Bestimmtheit seiner Kategorieen, doch ohne die geistige Wiedererweckung, ohne das Wiederdenken seiner speculativen Gedanken, eben solche oder noch gröſsere Räthsel darbietet und auch seinen jetzigen Auslegern noch Schwierigkeiten genug entgegenstellt, pflegt diejenigen, wenn sie es auch wissen, wenig zu kümmern, welche jedenfalls verlangen, daſs der Philosoph deutlich und verständlich reden solle. In der vollständigen Ausführung und Entwicklung (auſser der compendiarischen Sprache) hat die Darstellung der Philosophie allerdings, so weit immer die Natur ihrer Gedanken dessen fähig ist, sich aller Klarheit und Deutlichkeit zu befleiſsigen, woran es weder sonst fehlen wird, noch auch bei H. gefehlt hat; denn wie wären auſserdem so Viele, freilich aber nicht ohne die Thätigkeit ihres eignen gleichen Denkens und Nachdenkens, in den Besitz des Wissens von dem speculativen Inhalte seiner Philosophie und zur Anerkennung seiner Wahrheit gekommen? In *jener* geforderten und gemeinten Verständlichkeit aber wird etwas mit der Natur des Speculativen Unverträgliches gefordert. (Vgl. Encykl. §. 3.). Was man nämlich in dieser Forderung eigentlich meint, ist, wenn man es näher untersucht, nichts Anderes, als daſs der Philosoph den Inhalt seiner Gedanken in der Sphäre des dem Bewuſstsein sonst schon Bekannten, in oder auſser ihm Vorräthigen aufzeigen und nachweisen, oder daſs er ihn, um darüber den gehörigen Bescheid wissen und nach eigner Einsicht urtheilen zu können, auch mit den schon geläufigen und vertrauten Ansichten

in Zusammenhang bringen solle; allein in diesem Elemente des gewöhnlichen und bisherigen Denkens und Vorstellens ist der *reine* Gedankeninhalt, um dessen für sich abgesonderte Erkenntnifs es eben zu thun ist, wenigstens *als solcher* und in seiner *reinen Form* gerade nicht vorhanden, noch dem Bewufstsein gegenwärtig, und läfst sich in ihm also auch nicht nachweisen, so sehr er übrigens das Innerste, Eigenste und Wahrste eines Jeden ausmacht, wie auch aller Wirklichkeit zu Grunde liegt. Vielmehr ist jenes ganze Element selbst aufzugeben, wenn man das Wesen und die Wahrheit unvermischt und unverhüllt denken will, und hiefür ein Jeder nur an das Element des reinen Denkens selbst zu verweisen, dieses aber, wie es ebenso wenig auch das Element der Phantasie und bildlichen Anschauung als das jenes sonstigen vermischten Denkens und Reflectirens ist, so auch nur allein dasjenige, in welchem der reine speculative Inhalt, das Ewige und Unsterbliche, in seiner objectiven Wahrheit und der seiner würdigen Gestalt gedacht und dem Wissen des Denkenden erworben werden kann. Nur eine glückliche Naivetät im Philosophiren, welche selbst ohne Ahnung von jenem höheren Inhalte bleibt, kann sich einer so leichten Sprache und faslichen Darstellung rühmen, dafs das Verstehen ihrer Gedanken weder ein wiederholtes Lesen noch eine besondere Anstrengung des Denkens erfordere; und was sie so unschwierig giebt, ist allerdings für den gemeinen Verstand fliefsend und verständlich, aber auch für diesen oft nicht einmal richtig, sobald man es etwas näher besichtigt. — Allein auch jener von der speculativen Philosophie geforderten Verständlichkeit wird durch ein System von wahrhaft speculativem Gehalte in der That ebenfalls Genüge geleistet, nur nicht unmittelbar, sondern durch die weitere Verarbeitung desselben; denn in dieser geschieht es, dafs der Gewinn der reinen Wahrheit und Erkenntnifs aus seiner ursprünglichen Quelle durch eine Menge von Canälen in die weiteren Gebiete der Wissenschaft und des Lebens, gleichsam in eine zweite Region, abgeleitet wird, und hier mit den sonst bekannten Gegenständen vermischt, mit ihrem Denken und Vorstellen vereinigt, und hiemit auch dem gewöhnlichen Bewufstsein näher gebracht, durch alle jene Gebiete seine höhere Natur belebend und befruchtend ergiefst und verbreitet. Allein diejenigen, zu welchen jener geistige und reine Gehalt erst in dieser Vermischung und Einverleibung durchdringen kann, sind hiemit selbst nur auf der zweiten oder dritten Stufe stehen geblieben; und, wenn sie der Macht der Wahrheit, welche auch in dieser concreten Weise noch zu ihnen gelangt, sich nicht erwehren können, so bleibt ihrer Einsicht wenigstens der Zusammenhang der abgeleiteten Gestalt der Sache mit ihrer ursprünglichen noch etwas Verborgenes. Alle grofsen und wahrhaft speculativen Systeme haben auf solche Weise gewirkt und den Gang der Wissenschaften oft auf Jahrhunderte bestimmt. Bei der regen Thätigkeit, womit der Gewinn von Hegel's Philosophie schon jetzt in die andern Wissenschaften eingeführt und verarbeitet wird, sind die reichen Früchte davon auch jetzt schon erkenntlich und werden zu einem immer reicheren Ertrage hervorgehen. An Verständlichkeit aber wird man es dabei gar nicht fehlen lassen, um so weniger, je handgreiflicher fast in mancher Wissenschaft die bisher übersehene Wahrheit sich vor Augen legen läfst. — Zu dem Schwierigen der Darstellung sowohl als des Verständnisses einer speculativen Philosophie gehört aber allerdings der Umstand, dafs diese zur Bezeichnung ihrer reinen Begriffe und Gedanken, ihrer Kategorieen und Denkbeziehungen sich nur der in der Sprache sonst schon gangbaren und meist in einer besondern concreten Bedeutung vorhandenen Ausdrücke bedienen kann und ihnen in ihrer Vergeistigung das Leibliche, Sinnliche, Bildliche nicht abzustreifen vermag. In den Sprachen aller Völker wird so überhaupt das ursprünglich von concreter Anschauung und Auffassung Herrührende erst auf das Abstracte und Geistige übergetragen. Philosophen, welche nicht den ganzen lebendigen Geist sich zum Bewufstsein bringen, sondern an eine äufserste Zersplitterung und Vereinzelung des Geistigen, an viele isolirte Puncte ihr Philosophiren anknüpfen und von diesen aus zu ihren abstracten Allgemeinheiten gelangen, nehmen dieses leicht so, als ob es überhaupt keinen an und für sich seienden Inhalt des Geistes, keine substantielle Wahrheit gebe, und jenes Frühere der Sprache, nebst jener späteren Uebertragung ein Beweis von der Abhängigkeit des Geistigen und von der Unselbständigkeit oder Nichtigkeit sogar des reinen substantiellen Denkens sei. Allein es liegt ganz im natürlichen Gange der Sache, dafs der Geist eines Volkes, welcher ursprünglich in und mit seiner Entwicklung sich seine Sprache schafft, in seiner Unmittelbarkeit und ersten Beziehung auf die Aufsenwelt auch von aufsen anfängt, seine Grundanschauungen und Vorstellungen der Dinge in sinnlichen Ausdrücken und Bezeichnungen des Concreten ausprägt, (obgleich auch hierin schon die tiefere Natur des Geistes sich nachweisen läfst) und in dem weitern Ausbau der Sprache zunächst nur eine Verstandesarbeit schafft, und erst später zu sich selbst, zum Wissen von sich und seinem reinen Wesen zurückkehrt und hiemit seine Philosophie gewinnt: so dafs man hiebei keineswegs dem Empirismus oder gar Materialismus das Wort zu reden braucht. —

Die Klage über Dunkelheit und Unverständlichkeit bei H. hat in der späteren Zeit, wie es scheint, ziemlich nachgelassen; die Mifsverständnisse sind geblieben.

Auf manche hat H. selbst schon (Encykl. §. 6. u. sonst), wie ehedem Sokrates, mit einem Beispiel vom Handwerk geantwortet, dafs man keinen Schuh machen könne, ohne es gelernt zu haben; dafs überhaupt zu allen Kenntnifs und Fertigkeit Schule, Uebung und Gewohnheit der Sache erforderlich sei. Es gehört dahin auch der Mifsverstand derjenigen, welche die sogenannten Hauptsätze einer Philosophie verlangen, und meinen, dafs sie ihnen in einer Anzahl solcher für sich schon fertiger Sätze und in letzten Resultaten, wie zu ihrer beliebigen Auswahl, Annahme oder Verwerfung von dem Standpuncte der sonstigen Ansichten und einer zufälligen Bildung aus, dargereicht werden könne: gleich als ob das, was in solcher Gestalt oder Erstarrung vielmehr an sie gelangt, nicht schon aufgehört hätte, Philosophie, wenigstens thätige und lebendige, nur in ihrem wesentlichen Elemente, dem Denken, sich hervorbringende Philosophie zu sein. Es ist schon im Eingange derselben zu lernen, dafs der speculative Inhalt und seine Erkenntnifs unzertrennlich von der speculativen Form und Methode, von der dialektischen Entwicklung und innern Selbstbewegung der reinen Gedanken, die wahre Philosophie überhaupt nicht ohne ihren Begriff, der ihre innerste Seele ist, und dieser für das Subject nicht ohne das speculative Denken und Begreifen möglich und wirklich ist. — Auf der Basis einer wohlernstlichen Beschäftigung mit der Philosophie, aber zugleich auf einer wesentlichen Differenz in den *ersten Principien*, auf welche es ankommt, ruhet das Mifsverständnifs von Seiten derjenigen, welche in der Hauptsache bei dem Resultate der kritischen Philosophie stehen geblieben, und daher in einem blofsen Formalismus des Philosophirens befangen, der weiteren, durch Kant blofs begonnenen, nothwendigen Entwicklung der Philosophie zur Erkenntnifs und Anerkennung des substantiellen Inhaltes der Vernunft und des Geistes und der objectiven Wahrheit der Idee nicht mehr gefolgt sind. Diese Erhebung zur Idee macht den Unterschied und den Streitpunct aus. Während in diesem grofsen Fortschritte zur letzten noch übrigen Stufe die Philosophie ihre Versöhnung mit Gott und der Welt zu Stande gebracht hat, und mit aller Wirklichkeit und aller objectiven Wahrheit in ihr, auch in der Gestalt ihres positiven und historischen Daseins, sich in positiver Einigung findet, und hiemit die wahre Philosophie der Wirklichkeit selbst ist: sind Jene dagegen noch im Widerspruche und in der Negation stehen geblieben. Von diesem Verhältnifs gelten die Worte (S. V.): „In der Philosophie hat der Geist die Versöhnung seiner mit sich gefeiert, so dafs diese Wissenschaft nur mit jenem Widerspruche selbst und mit dessen Uebersöhnung im Widerspruche ist". Es ist genugsam bekannt, wie nach jener Richtung der kritischen Philosophie, deren im Bewufstsein der von ihr ergriffenen Zeit und in der allgemeinen Bildung zurückgebliebene Reste, in Vermischung mit anderer subjectiver Philosophie, in der That noch eine ziemliche Ausbreitung und ein grofses Publicum haben, nicht blofs Philosophen, sondern auch Theologen, diese im Widerspruche mit der ersten Forderung und der Grundlage ihrer Wissenschaft, der Gewifsheit der Offenbarung, hartnäckig darauf verbleiben, die Erkennbarkeit des Unendlichen und des sogenannten Dinges an sich und die Möglichkeit eines Ueberganges vom Unendlichen zum Endlichen und umgekehrt zu läugnen und somit auch nur eine Philosophie des Endlichen und des endlichen Verstandes zu haben. Bei dem absoluten Mangel eines objectiven, an und für sich seienden Inhaltes der Erkenntnifs tritt dann jene „Uebertünchung" ein, um den innern Widerspruch äufserlich zu decken, indem die Lücke des überall dem Bewufstsein Unentbehrlichen, des Ewigen und Unendlichen, durch allerlei Subjectivitäten des Gefühls und Glaubens und durch eine blofs subjective Befriedigung ausgefüllt werden soll. Wie überhaupt das endliche und einzelne Subject, seine Isolirung und abstracte Befestigung für sich, als der beliebte Ausgangspunct, der, statt seiner nothwendigen Negation, zugleich als bleibender Standpunct und als Grundlage des Weiteren gelassen wird, in den philosophischen und nichtphilosophischen Ansichten der Zeit, insbesondere in Religion, Moral und Staatswissenschaft, der durch Alles sich hindurchziehende Grundfehler ist, darüber wäre Stoff genug zu einer weitläuftigen Abhandlung vorhanden. Es ist aber für sich einleuchtend, dafs eine Philosophie, welche die unendliche Wahrheit selbst zu ihrem Inhalte und in ihr und ihrer Selbstentwicklung ihre Bewegung hat, von der Inhaltlosigkeit und Unfruchtbarkeit jener andern in Wesen und Wahrheit geschieden, auch mit ihr keine Gemeinschaft haben kann. Da Hegel selbst, aufser der gründlichen Würdigung der ursprünglichen kritischen Philosophie, wie des unmittelbaren Wissens, (insbesondere in der Abhandlung über die verschiedenen Stellungen des Gedankens zur Objectivität, Encykl. §. 40—60, dann §. 61—78.) von der ihm sonst von dieser Seite her erwachsenen Gegnerschaft, zumal in der spätesen Zeit, wenig Notiz mehr und nur im Allgemeinen genommen hat: so findet auch Ref. sich nicht berufen, bei dieser Differenz hier länger zu verweilen, als zur Angabe des Hauptpunctes nöthig schien. Hegel, im Besitz und Bewufstsein seines tiefen und gründlichen Wissens von der Natur des absoluten Begriffes, wie von dem entwickelten Gehalte der Idee, deren Anerkennung nur mit ihrer Erkenntnifs fehlt, konnte schon in Beziehung auf ein früheres, mehr mystisches Wissen von der Wahrheit sagen (S. XXXII.): „Wie von dem Wahren richtig gesagt worden, dafs es *index sui et falsi* sei, vom Falschen aus aber das Wahre nicht gewufst wird, so ist der Begriff das Verstehen seiner selbst und der begrifflosen Gestalt, aber diese versteht von ihrer innern Wahrheit aus nicht jenen". Um wie viel mehr wird man da, wo auch diese innere Wahrheit mit allem Inhalte fehlt, zu sagen haben, dafs die Philosophie des Begriffes und der Idee wohl auch jene Erscheinung, wie alle andern, gefafst hat und versteht, jene selbst aber nicht sie! —

Ein arges Mifsverständnifs, von welcher Seite es auch kommen mag, ist der Vorwurf des Pantheismus, womit man nicht abgelassen hat Hegel's Philosophie zu

vernehmen. Es sollte überflüssig sein, über eine so kahle und grundlose Behauptung, welche nur die eignen Einsichten derjenigen, welche sie vorbringen, und ihre Unfähigkeit in speculativen Dingen bloßstellt, noch ein Wort zu verlieren, nachdem H. selbst, schon in der 2ten Ausgabe, (insbesondere in der langen Anmerkung zu §. 573.) sich umständlich darüber herausgelassen, und, was dazu gehört, um eine Philosophie für Pantheismus ausgeben zu können, und was auch *factisch* an ihr nachgewiesen werden müßte, deutlich genug dargethan, und gezeigt hat, wie es „nur die eigene Gedankenlosigkeit und eine daraus hervorgehende Verfälschung der Begriffe ist, welche die Vorstellung und Versicherung von dem Pantheismus erzeugt". Allein bei der Wiederkehr oder Fortsetzung dieses Vorwurfs scheint es in der That, daß diejenigen, welche ihn machen, „dieß einzusehen nicht fähig und nicht willens sind; denn eben die Einsicht von Begriffen ist es, was sie nicht wollen". (S. 585.) Es wäre ohnehin zunächst von einem Pantheismus, einer Allesgötterei der gemeinen sinnlichen Vorstellung und bloßen Meinung der speculative Pantheismus zu unterscheiden. Dieser hat aber, wie die Ewigkeit der Materie, zu seiner Voraussetzung und nothwendigen Grundlage (Anm. 5. zu §. 88, S. 107.) die Sätze: Aus Nichts wird Nichts, und Etwas wird nur aus Etwas, — sehr bekannte und selbst triviale Sätze, indem sie die bloße Identität enthalten, welche aber gerade in Beziehung auf den absoluten Anfang H's. Philosophie *nicht*, vielmehr im Satze des *Werdens* das Gegentheil hat. „Es muß aber wunderbar auffallen", setzt H. hinzu (a. a. O.), diese Sätze „auch in unsern Zeiten ganz unbefangen vorgetragen zu sehen, (vielleicht von solchen selbst, welche H's. Philosophie des Pantheismus zeihen!) ohne einiges Bewußtsein, daß sie die Grundlage des Pantheismus sind, sowie ohne Kenntniß davon, daß die Alten die Betrachtung dieser Sätze erschöpft haben". Noch mehr aber muß man sich verwundern, als Pantheismus diejenige Philosophie selbst behandelt zu sehen, welche nicht bloß diese Nachweisung giebt, sondern in ihrer eignen und zwar ihr ebenso eigenthümlichen, als sie am schärfsten von andern unterscheidenden Speculation sich zum geraden Gegentheil entwickelt hat. Man macht diesen Vorwurf also einer Philosophie, welche nicht bloß Gott als den absoluten Geist (und schon, was dieses heißt, zu wissen, schließt die Widerlegung in sich) denkend erkannt, sondern auch durch ihre Entwicklung der Subjectheit, hiemit der Selbstheit, Freiheit und Persönlichkeit Gottes am bestimmtesten den Pantheismus hinter und unter sich gelassen hat! einer Philosophie, welche nicht bloß anderen Vorstellungsweisen und Systemen es als einen Mangel anrechnet (S. 593.), „nicht zur Bestimmung der Substanz als *Subject* und als *Geist* fortzugehen", sondern auch in dem Spinozismus selbst, welchen man so gerne als bloßen Pantheismus qualificirt (vgl. S. 60.), die bloße Substanzialität als den absoluten Mangel desselben, als das sich selbst durch seine eigene Dialektik Aufhebende und als das, was ebenso wenig den wahren Begriff und die Idee Gottes erreicht, als das menschliche und denkende Selbstbewußtsein befriedigt, auf das Genaueste nachgewiesen hat (s. Logik, B. II. S. 223 ff.)! einer Philosophie endlich, welche wie einerseits die endlichen Dinge, auch den endlichen Geist selbst, sehen als solche, welche ihrem Begriffe nicht vollkommen entsprechen, um hier nicht anderer Kategorieen ihrer Schranke und Negation zu gedenken, gemäß angeschieden, so andrerseits in dem absoluten Begriffe selbst und in seinem tiefsten Momente, der Subjectheit und Einzelheit, nicht bloß andere wichtige Dinge, von denen Viele nichts wissen wollen, sondern gerade auch in Beziehung auf Gott zuerst wieder von Seite der Philosophie den tiefen Quell der unendlichen Selbstheit und Lebendigkeit Gottes für die Erkenntniß aufgeschlossen hat? Wornach man wohl sagen darf, daß diejenigen, welche ohne diese *Erkenntniß* (von der möglichen Tiefe und Intensität des Gefühls, der Andacht u. s. w. ist hier nicht die Rede) von Gott und seinem *Wesen* reden wollen, ebenso wie Blinde von der Farbe, nur wie Meinende von einem Wesen ihrer Vorstellung, das sie Gott nennen, nicht aber von dem wahren und lebendigen Gotte, welcher Geist ist und nur im Geiste wahrhaft erkannt wird, sprechen. Allein (S. 576.) „was Gott als Geist ist, dieß richtig und bestimmt in Gedanken zu fassen, dazu wird gründliche Speculation erfodert". Für die solcher Speculation Kundigen bedurfte es dieser Nachweisung nicht; auch für den gläubig einsichtsvollen und seine Bibel verstehenden Christen sollte sie überflüssig scheinen, der, so wenig er auch dagegen hätte, wenn mit und nach dem Ausspruche des Apostels Gott wirklich „*Alles* in *Allem*" würde, doch das endliche, sinnliche, ungöttliche Wesen und Dasein von dem, was Gott und Gottes ist, sehr wohl zu unterscheiden weiß. Für Andere aber mag noch die *Versicherung* beigefügt werden, daß H's. speculative Philosophie gerade ebenso viel und ebenso wenig Pantheistisches enthält, als der religiöse Glaube an eine göttliche Vorsehung und Weltregierung und an Gottes Allgegenwart und Allwirksamkeit. Ist aber freilich schon dieses Verhältniß Gottes zur Welt, zumal die Allgegenwart, wenn es auch erklärt und näher aufgezeigt werden soll, ein Kreuz mancher Theologen oder auch Philosophen geblieben: so sollte man doch so billig sein, eine speculative Philosophie und Theologie, welche zu dem Glauben auch das Wissen des Gedankens und eine tiefere Einsicht in jenes Verhältniß hinzufügt, darum noch nicht zum Pantheismus stempeln zu wollen. Denn wollte man ehrlich sein, könnte nur etwa das naive Geständniß herauskommen: „Wir haben einmal gehört, daß alle Philosophie zum Pantheismus führe, und daher geglaubt, bei der speculativen, von welcher wir am wenigsten verstehen, dieß am ersten annehmen zu müssen". —

Gabler.

Nr. 30.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## XVII.

*Oeuvres complètes de M. le Vicomte de Chateaubriand, pair de France, membre de l'académie Françoise. Tom. IV—VII. Paris Lecoffre, oder auch: Etudes ou discours historiques. Vol. I. CXII. 222. Vol. II. 400. Vol. III. 470. Vol. IV. 460 S. gr. 8.*

Von einigen Jahren wand aus Frankreich die Ahnung eines gelehrten Mönches berichtet, der vertieft in Forschungen über die französische Geschichte im Mittelalter, die gewaltigen Stürme der Revolution bestanden hatte, ohne die Anforderungen Aussenwelt abgerechnet, sich um die Gegenwart zu kümmern, und mit seiner Seele mehr bei Hugo Capet, als dessen jüngstem Thronerben gewesen war. Dem angekündigten Fall bietet das obengenannte Buch, der Sinn seines Verfassers ist dergestalt von den Erscheinungen der Gegenwart befangen, und so eingefesselt, dass er nicht vermocht hat, im geistigen Verkehr mit der Vergangenheit sich unabhängig und ungestört davon zu behaupten, vielmehr überwältigt von dem Drange dessen, was er jüngst erlebt, Blick und Hand von der schon vor drei Jahren begonnenen Erforschung und Darstellung des Lebens der Altvordern abgelenkt, und mit dem Ausdrucke frischen Schmerzes und dem Gepräge der Gegenwärtigkeit, eine nur zum geringern Theile ausgeführte, lückenhafte Zeichnung vergangener Zeiten übergiebt. Wenn von den Meistern der Kunst der natürlich bedingte Zusammenhang zwischen den Erscheinungen der Vergangenheit und der Gegenwart zu historischer Anschaulichkeit gebracht, wenn Belehrung über die Gegenwart aus der Vergangenheit, oder Aufklärung dieser aus dem, was jene hervorbringt, zum Augenmerk genommen wird, so mag der denkende Mensch den geistigen Faden durch die Kette der Begebenheiten gern verfolgen; wenn aber der Geist der Wissenschaftlichkeit dem der Persönlichkeit zur Unzeit Raum giebt, so haben die Hinweisungen auf die Gegenwart wohl den unangenehmen Charakter der Ciceroni, die, statt zu erklären, was vorliege, erzählen, was für vornehme Personen sie geführt und wie ziemlich oder kärglich diese sich gegen sie benommen haben. Wir wissen und rühmen, dass Männer, welche ihrer selbst Herren waren, aus einem vielbewegten und anspruchsvollen Leben zurückgezogen in den Hallen der historischen Muse die Kunst des Vergessens übten, und ihren Schriftwerken darum ein grossartiges Gepräge geistiger Selbständigkeit und Objectivität aufzudrücken vermochten; den Lethetrank hat Hr. von Chateaubriand nicht gefunden, an kindischer Verstimmtheit zu leiden hat er selbst mit Bewusstsein und Absicht ausgesprochen; das Buch trägt als Mitgift diese Erklärung an der Stirn. Dante hat in der Hölle seinen politischen Parteigeist und Hass ein Denkmal gesetzt; aber nicht dadurch ist das Gedicht unsterblich geworden. Thukydides, von seinen Mitbürgern grundlosem Verdachte geopfert und aus der Heimath flüchtig, schrieb die Geschichte der Begebenheiten, an denen er selbst Theil genommen hatte und in deren Verkettung ihn ein unerfreulicher Loos geführt war, ohne Bitterkeit; erfüllt vom Geiste edler Verläugnung der Unguust persönlichen Geschickes konnte er mit stolzem Gefühl seines unverkümmerten geistigen Adels aussprechen, sein Buch sollte ein dauernder Schatz (κτῆμα ἐς ἀεί) sein: wie traurig klingt es dagegen, wenn Hr. v. Chateaubriand, in bitterem Unmuthe sein Buch mit der trostlosen Erwartung ausrüstet, dass es keine Leser finden werde. „*Le plus long et le dernier travail de ma vie, celui qui m'a coûté le plus de recherches, de soins et d'années, celui où j'ai rénuni peut-être le plus d'idées et de faits, paraît lorsqu'il ne peut trouver de lecteurs*". Allerdings ist unsere Zeit den

Wissenschaften nicht hold; dem Sturm des Revolutionsgeistes zieht ein Sirokko nach, der Lust und Liebe an Ernst und Tiefe der Forschung lähmt; die bange Erwartung schlimmerer Zeit hält die Gemüther in dämonischer Gleichgültigkeit gegen das, was nicht heute und morgen sich zu erfüllen geeignet ist: mußte aber darum ein unvollendetes Werk, das dereinst als *oeuvre posthume* unfehlbar seinen Ehrenplatz würde bekommen haben, durch eine in leidenschaftlicher Stimmung stattgefundene *donatio inter vivos* dem beklagenswerthen Geschick, seine Bestimmung gänzlich zu verfehlen, entgegengeworfen werden? Jedoch, da ist des berühmten und an der anziehenden Kraft seines Namens in der Literatur nicht so gern trotzig verstummenden Verf. dieses Buches wahrlich Ernst gewesen, mit jenem Mahl gel an Hoffnung auf Erfolg; nachdem sich Reflexionen, die That ihn nicht bewährt zu haben, mindestens hat das Buch viele Käufer gefunden, und wer jetzt ein Buch kauft, hat das Vorurtheil für sich, daß er es lesen werde. Darum darf denn auch die Kritik sich nicht verstummen lassen und doch mag die Frage, warum das Buch überhaupt in seiner vorliegenden, mit nicht in einen vollkommneren Beschaffenheit ins Leben getreten sei, hinweg abgethan sein. Haben nun aber die Leistungen der neuesten Französischen Historiker, Barante, Thierry, Guizot, Villemain, Mignet, Thiers, Fauriel u. s. w. uns gewöhnt, unsere Ansprüche hinsichtlich heiliger Interessen, seit länger als einem Vierteljahrhundert, einen Ehrenplatz unter den Schriftstellern seines Vaterlandes; wie sollte da nicht beklagt werden, daß der, welcher sich ein hohes Ziel gesteckt hatte, der mühsamen Wanderung dahin überdrüssig und daher genöthigt wird, einen verjüngten Maaßstab für seine Leistung in Anspruch zu nehmen?

Wie den Buch würde geworden sein, wenn es ihm hätte gelingen können, läßt sich um so weniger bezeichnen, als es in seinen einzelnen Bestandtheilen Einflüsse verschiedener Zeitläufe auf Stimmung und Ansicht des Verf. zu bekunden scheint, und eine gewisse Wandelbarkeit derselben bei festgesetzter Arbeit mindestens nicht als ein Unding anzusehen ist; unabhängig davon aber scheint uns das Hervortreten der Subjektivität in dem Buche zu sein; dieses, meinen wir, möchte sich auch bei längere festgesetzter Gestaltung desselben wohl nicht verwischt haben. Es trägt insofern etwas vom Charakter der Memoiren. Wir haben den Verf. vor uns, wie er leibt und lebt, nicht nur nach seinem politischen Glaubensbekenntniß, theils der frühern, theils der jüngsten Zeit, sondern die Persönlichkeit gibt sich in Vorrede und Schriftstellern Beruf und Recht dazu gegeben; wäre nun aber, was der Verf. *préface* genannt hat und was die Hälfte des ersten Bandes füllt, nicht eine Reihe unter gemeinschaftlichem Titel zusammengestellter Aufsätze, sondern eigentliche Vorrede, so würde doch, scheint es, das Ich mit einem gewissen *marcato* der Ankündigung hervortreten; als, wenn es heißt: „*Si je n'étois maintenant un étranger sur le sol, qui m'a vu naître, si j'avois le droit de proposer quelque chose* etc. — „*Ceux, qui vivoient auparavant, comme moi, d'écrire sur l'histoire* etc. — „*Ce sont là des derniers adieux d'un Français. — Je tombeau, où je trouve avoit déposé pour toujours mon bâton de pélérin*". So giebt der weitgereiste, der Mann der Nordamerikanischen Wildnisse, der Träumer von Kartilago und des heiligen Grabes sich zu erkennen: „*Les Sabéens, nous lais* [illegible] *aient sauvages, que fut-ce de la bonne mère* — „*Mais où le dieu de la mer le Dieu Lear, les hideux Furies trouveront-elles dans le Nord, qui fut fait de cette mère quelques détails, que ses derniers ont ignorés, et dont je n'ai dû la connaissance qu'aux sollicitudes de ma vie errante et fugitive.* — „*Ce temps (au Tombeau), donc il ne reste pas pierre sur pierre, comme nos yeux ont pu s'en convaincre.* — „*Dernier témoin de l'accomplissement de la parole du maître, fut en Jérusalem. Non relinquetur lapis super lapidem.* — „*Le christianisme naquit à Jérusalem dans une tombe, que fut visitée au pied de la montagne de Sion*" — „*En 1807, revenant de la Terre-Sainte, je passai à Blois* etc. Erweitern wir den Kreis der Subjectivität in dergleichen Hinweisungen auf das rein Individuelle hinaus, so finden wir zuförderst den Bretagnischen Edelmann, den Landsmann Bertrands du Guesclin: „*Je me souviens, avoir commencé mes premières études dans le collége obscur de l'obscure petite ville, où repose le cœur de Bon Connétable* — „*Du Guesclin n'écrivoit pas, mais il savoit signer. J'ai vu sa signature, Bertrand, en tête de quelques dispositions de famille*". In diesem Allem spricht der Mann, der viel gesehen, viel erlebt hat, wie aus seinen Reden, ohne gerade redig zu werden, das Letztere

aber wird er für den Nichtfranzosen in viele mehr minder passionirten Kritik, namentlich den Nationalitäts- und Sprachfanatismus der Franzosen an Eitelkeit und Ruhmsucht, die Ritterlichkeit der altkönigl. und den leichtfahrenden Ton der heiteren Zeit seiner Schwächen, denen alle gegenwärtige lebhafte historische Schriftstellerei Frankreichs zum großen Theil unterliegt. Es wird erzählt, daß im J. 1303 bei Eroberung der Franzosen zu Brügge diesen aufgegeben wurde, absteigen zu müssen. Seit jenem Ereigniß, wie einst auf Sicilien, wurde damals Folgendes „*Il y a des mots auxquels les Gaulois ont été contens, mieux dénaturé leur double nature pour s'égayer, l'humeur changeante de leur langue étant bien, ils ont enseigné à leurs ennemis à la maudire toute la terre: il est probable, que quelque fût pas en bataille, que Brenus prononça la Capitale vaincue fut ce*" — „Denn Frankreich (Ludwig XI. Schwester) that Tausenden dasselbe *pillarent, la cité brûla, pétrit, qui pourtant ne périra point, et toujours se relèvera, dans*" — Edward VII. gewinnt durch Verkauf (868) Wallis Schätze zur Führung des Krieges gegen Frankreich. „*Heureusement la France n'est pas mortelle dans ses racines, pour des ruses de la*". — „*Cette terre de France a la propriété de faire des héros, même quand elle est ennemie*". — Vom Schlachtfeld bei Crécy: „*Un mot déjà échappé à l'ennemi vainqueur par l'excès de notre courage*". — „*Ce que la Pucelle produisit sous Philippe VI, ce que celle-ci produisit sur tous les Français, Duguesclin le combattre et le faire guerrier*". — König Johann von Böhmen kämpfte in Frankreich's Heere bei Crécy, seine Devise waren die vers; darüber heißt es: „*Il n'appartenait qu'à la France de donner de pareils exemples*". — Johann enthebt sich bei Poitiers seinem Feldherrnamt. „*Du moins la France ne vaincra jamais sans*". — „*Du Guesclin, le premier grand capitaine, que l'Europe ait vu depuis les temps de Rome*" (41) „*et que nos yeux nommèrent le père connétable, tant le sang de France est fécond! dans quelle patrie il doit se trouver d'autres malheurs*". — Dem Freiburger Frieden zwischen Frankreich und den Eidgenossen „*qui n'a laissé point à ceux qui l'ont signé de vestes pour rougir pour les Français*". — Heinrich IV. schlägt die Oberherrschaft über die Niederlande aus: „*La France, par une destinée constante, manque encore l'occasion de porter ses frontières aux rives du Rhin*". (*Hört!*) — „*Nos ennemis*

*affirmé celles d'Alexandre, ont ramené les lumières chez des peuples, où notre drapeau s'est promené, l'Europe est devenue Française, sous la plus de Napoléon, comme l'Asie devint Grecque dans la course d'Alexandre*". Diese und ähnliche Stellen mahnten darum, daß manche Theile des Buches in einem frühern Jahrzehende entstanden sein mögen, daß das ganze aber, wie sich's gebührt, für das Volk geschrieben ist, in dessen Sprache es verfaßt ist. Muß dann aber der Nichtfranzose darum beistehen entdecken, das Wort, das im J. 1807 der Französische Gouverneur in einer Deutschen Stadt zu einem kritisch stagnirenden Deutschen sagte: „*Les bulletins ne sont pas écrits pour les Allemands*". In gewissen Dingen kann man vielmehr dem Geschichtschreiber den Spruch, du sollst Vater und Mutter vergessen, ans Herz legen. [illegible] Ehrfurcht aber, wenn er schreibt, was nicht heute und morgen der Vergessenheit anheimfallen, sondern der Nachwelt überliefert werden soll, daß er sich über die Bedingungen der Gegenwart erheben und eine Stellung mit freier Umschau gewinnen müsse. Hrn. von Chateaubriand's freiwillige Verzichtleistung auf Hoffnung und Wunsch für die Erfolge seines Buches darf uns nicht abhalten, unsere Bemerkung, daß der Blick auf die Gegenwart bei dem Verf. oft störend die Betrachtung der Vergangenheit unterbreche, hier durch Anführung von Beispielen zu begründen, und auch dadurch das Vorherrschen der Subjectivität in dem Buche darzuthun. „*En disant*, heißt es von der Tempelstürmerei unter Theodosius, *le vœu de cet. vous auriez cru assister à la destruction des églises, perpétrée de nos jours*". — Der letzte Römische Kaiser, Augustulus, war Sohn von Attila's Schreiber Orestes: „*Maintenant que nous sommes au déclin de vieille et nouvelle race, mettre le soir dans leurs portes entrelacées, leurs sceptres vermoulus ou coupés le matin sur l'arbre, ces jeux de la fortune, hélas sont devenus familiers*" etc. Dagobert gründet die Begräbnisse zu St. Denys: *Buonaparte fit reconstruire les, tristement dévastés et leur promit sa possession en indemnité des vieilles gloires spoliées; il a dépassé la tombe*. „*Enfin le Duc de Bétry attend tristement son père, son frère et son fils dans ces sépultures d'espérance*". — Am Ende des Abschnitts von den Karolingern fällt ein Blick auf das Papstthum, von diesem auf Ludwig XIV. „*Les arts ouvrirent alors un nouvel envahissement de nos franchises nationales: le*

Louvre du grand roi est entre debout comme le Vatican, dans quel état la Convention, après quels outrages a-t-il été pris et est-il gardé". — Hugo Capets Enkel Heinrich — „porte le premier en son pays révélé par le tribut de France et fonde à tout les voilà marqués de ce nom", wo die naheliegende Anspielung nicht mißdeuten kann. — „La fleur de lis, qui chez tous les peuples signale le nord sur la rose des vents semble assurer à la France l'invention ou le perfectionnement de la boussole; cette fleur a de même indiqué bien d'autres gloires avant l'époque où elle n'a plus marqué que des malheurs". — Philipp's IV. Schatzmeister Marigny wurde gerichtet von einer im Holze von Vincennes versammelten Commission; „c'est la première commission assemblée dans ce bois; lon sait quelle a été la dernière". — Philipp's V. Sohn Johann I. lebte nur fünf Tage: „heureux et un autre orphelin royal est de même caché en venu très dans le trésor pour deux de nos chartes, s'il n'est jamais sorti de prison de la couronne, qu'il n'a cependant pas perdue!" — Karl IV. erhob die Baronie Bourbon zur Pairie, des Enkel Ludwig IX. hiess, statt von Clermont, nun nach dem Gute seiner Gemahlin Agnes. — Bourbon: „Dès vint ce nom de Bourbon etc. Ces Bourbons — devaient voir leur premier roi tomber sous le poignard du fanatique et le dernier (!) sous la hache de l'athée". — Der Mönch von S. Gallen: „Ce vieux Adalbert — me ressemble pas mal à quelque grénadier de Napoléon, racontant la campagne d'Egypte à un conscrit". — Unter Karl VI. waren nächtliche Hinrichtungen gewöhnlich: „Les corps étoient jettés dans la Seine avec cet écriteau: laissez passer la justice du roi". — „Avertissement à la Loire en 1793, pour laisser passer la justice du peuple". — Im J. 1395 zuerst wurden den zum Tode Verurtheilten Beichtväter gegeben: „Sublime fonction du prêtre, qui commença en 1395 par l'édit d'un roi de France malheureux (Karl VI.) et qui devait donner en 1793 un dernier consolateur à un roi de France encore plus infortuné". — Fast seltsam schimmert die Vorliebe für das schon genannte königliche Kind durch, wenn es heißt, Karl VIII. habe nicht für echten Sohn Ludwigs XI. gegolten; „A ce compte, une foule de rois n'auroient pas été fils de leur prétendu père, car ces histoires d'enfants supposés sont renouvellés de règne en règne dans tous les pays — [illegible] plus d'obstacles ont toujours été traités, et dans la fatale opposition des peines l'infidélité des femmes est effrayante à toute dans l'histoire générale des peuples les plus importantes (même du célibat du droit et de la liberté même)", dass standrecht de royal enfant: il devait à une fiction légale les avantages de l'hérédité et les qualités d'un grand homme, alors, couvert et de droit et de fait, il emploierait à la naissance et au génie une double légitimité". — Der Protestantismus hat nur zu Einer Positivität, der Niederländischen Bildung gebracht: „et ce sont des prêtres catholiques, qui viennent aujourd'hui même de la rendre à l'état républicain". — Maria Stuart sagt Frankreich Lebewohl: „Une autre exilée, plus malheureuse encore, a pu prendre les mêmes paroles en allant demander un abri au palais solitaire de Marie Stuart". — Stiftung des Ordens vom heiligen Geist (1579): „le roien a reçus dans ce palais de Catherine de Médicis etc. enfin il couvre encore dans le château des Stuarts le voici bientôt etc." — Bei dem Angriffe Heinrichs von Guise auf das Louvre (1588) hatten die Schweizer zum Schutz: „ils tuoient les suisses à la foule, mais tuoient leurs chapelets et criaient: Vive Catholique, comme ils auroient crié aux dernières barricades: Vive libéraux"! — Heinrich III. zahlte jedem der vier Meuchelmörder des Cardinals Guise hundert Thaler: „Les bons des Septembriseurs étoient de cinq francs le prix de nos d'abord quand buvait". — Es fällt in die Augen, wie neben einigen treffenden Bemerkungen, die der historischen Combination Eintrag machen, hier mancher gewaltsame herbeigezogene der reinen historischen Auffassung widerstreben und statt schmückender Spiele des Geistes als hors d'oeuvres erscheinen, als greller Behang, der vom lebendigen Leidenschaftlichkeit dem Gliederbau des historischen Kunstwerkes angethan worden ist.

So haben wir denn vorausgeschickt, was den Ansprüchen dieses Buches auf volle Geltung im Gebiet der freien historischen Kunst im Wege steht; der letzte Eindruck der Zeit, der den Verf. zur Herausgabe desselben bestimmte, ist für uns dunkel und kein giltiger; es ist uns aber vergönnt, von diesem uns sinnenden verklimmenden, zum Theil flatterem Genusse zuwenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 31.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## *Oeuvres complètes de M. le Vicomte de Chateaubriand.*

(Fortsetzung.)

Das Buch, im Ganzen willkommen als Abdruck und Spiegel der Eigenthümlichkeit einer in Leben und Literatur hochragenden Person, mufs um einzelner trefflicher Bestandtheile willen gepriesen werden. Ist es auch keine von den Meisterleistungen, die von innen vollendet und aufserhalb von allen Seiten abgerundet die Ansprüche der Kritik in vollem Maafse befriedigen; keins von den Werken, die durch musterhafte Zusammensetzung, Gliederung und Bewegung der historischen Kunstgesetze zum Idealen steigern helfen, so ist es doch keineswegs Mittelgut, das den Leser gleichgültig läfst und wegen seiner Stumpfheit und Mattigkeit weder an Erfüllung des Gesetzes, noch an Ungesetzlichkeit erinnert. Im Gebiete der Kunst ist das Ausschreiten eines Riesen, und sollte er auch straucheln und unterwegs innehalten, förderlicher, als wenn eine Schaar von Pygmäen des Sumpfes darthut, dafs sie den Kopf eben hervorzuhalten vermag. Grofsartige Auffassung des Lebens, edler Sinn für das, was recht und gut und löblich, freimüthiges Urtheil über Gegenstände, die durch Geist der Parteiung gewöhnlich in falsches Licht treten, bekunden sich durch das gesammte Buch, und selbst der trübe Blick auf die Gegenwart wird durch hellen Gegenschein ausgeglichen. Wenn der Herold und Anwald des letzten Bourbon der ältern Linie Schmerz und Klage ausspricht, und das ritterliche Gefühl des Bretagnischen Edelmanns von altem Geschlechte hie und da laut wird, so hat auch die constitutionelle Monarchie, die Nationalität und das Wesen des Volkes, als Gesammtheit, ihren einsichtsvollen und eifrigen Vertreter, so liegt auch fern die Befangenheit und Verkehrtheit der Männer vom *ancien régime;* wenn der Abscheu gegen Gräuel der ersten Revolution in edler Entrüstung sich Luft macht, so waltet doch die Erkenntnifs vor, dafs die Revolutionen als unheilvolle Entwickelungsprocesse gleich der Gährung einen Zustand der Lauterkeit vorbereiten und dafs Freiheit ein edles, unveräufserliches Gut, Tyrannei aber verabscheuungswürdige Unnatur sei; wenn der fromme Sinn des Christen hie und da an süfslicher Mystik hinstreift, oder in den Ton der Kirche fällt, und vermerken läfst, dafs Hr. von Chateaubriand in der Literatur gar gern seinen Platz neben Bossuet einnehmen möchte, so ist voll Weihe und Würde die Anerkennung göttlichen Waltens im Weltleben und von ansprechender und ergreifender Kraft sind die Hinweisungen auf Gottes Vorsehung; wenn des katholischen Christen Wunsch und Hoffnung kirchlicher Einheit sich lebendig ausspricht und die schwachen Seiten des Protestantismus hervorgehoben werden, so ist auch über das Papstthum, über die Schändlichkeit der Verbrechen, die unter dem Banner des Kreuzes von fanatischer Mörderbrut begangen wurden, über die Ruchlosigkeit der Ligisten, über den Geist der Jesuiten gerechtes Urtheil hier zu finden. Wir heben eine Anzahl der bedeutsamsten Stellen zum Beweise aus: „*Avant la révolution on n'interrogeoit les manuscrits que relativement aux prêtres, aux nobles et au roi. Nous, nous ne nous enquérons que de ce qui regarde les peuples et les transformations sociales: or ceci est resté enseveli dans les chartes*". — „*Partout où les hommes ressaisissent leur indépendance naturelle, cette indépendance, en reprenant ensuite le frein des lois, fait faire un pas à la liberté politique. Quand la pensée a été élargie de prison, ne fût-ce que pour un moment, elle en garde le souvenir; les idées une fois nées ne s'anéantissent plus; elles peuvent être accablées sous les chaînes, mais prisonnières immortelles elles usent des liens de leur captivité*". — „*Un grand fait se présente partout dans l'histoire: jamais les peuples ne sont entrés en jouissance de leurs droits, qu'en pas-*

*sant au travers des maux inhérents aux révolutions combattues*"; wozu eine zweite sehr ausdrucksvolle Stelle: „*Dans les révolutions, même en apparence rétrogrades il y a un pas de fait, une lumière acquise pour atteindre quelque vérité. Les conséquences ne se font pas immédiatement remarquer en jaillissant du principe, qui les produit; ce n'est guères qu'après une cinquantaine d'années, qu'on apperçoit les transformations opérées chez les peuples par les évènements déja vieux d'un demi-siècle*" und die noch sinnvollere: „*La civilisation ne décrit point un cercle parfait, et ne se meut pas en ligne droit; elle est sur la terre comme un vaisseau sur la mer; ce vaisseau, battu de la tempête, louvoie, revient sur sa trace, tombe au-dessous du point, d'où il est parti; mais enfin à force de temps il rencontre des vents favorables, gagne chaque jour quelque chose dans son véritable chemin et surgit au port, vers lequel il avoit déployé ses voiles*". In Wahrheit und Schönheit ein Musterstück aus der Philosophie der Geschichte. — Karls VI. Wahnsinn heifst „*l'époque la plus désastreuse de la monarchie Françoise; dans la monarchie constitutionelle la raison nationale prend la place de la raison du roi; dans la monarchie absolue la folie de la cour succède à la folie royale*". — Zur Zeit Ludwig's XII. und bis auf die Revolution ging Liebe und Hafs der Völker gegen die Fürsten aus dem Mehr oder Minder der ihnen aufgelegten Steuern hervor; „*aujourd'hui que l'espèce humaine a gagné en intelligence et en civilisation les nations attachent moins leurs affections à ces intérêts tout materiels; elles accorderoient plus volontiers le nom de père au souverain, qui accroîtroit leurs libertés, qu'à celui, qui épargneroit leur argent*". — „*Louis XIV.* (der übrigens einige Male *le grand Roi* genannt wird) *a rendu fameux le prémier règne de la monarchie absolue par sa protection des lettres et des arts, par ses conquêtes, son administration, ses fêtes, ses galanteries; car dans l'histoire du despotisme la magnificence et les foiblesses du prince deviennent des affaires d'état*". Ferner: „*Sous Louis XIV. le peuple étoit créé; il se perdoit seulement dans l'arbitraire, ce qui fait, qu'il se retrouva au moment, où ses chaines se rompirent*"; und: „*Le siècle de Louis XIV. fut le superbe catafalque de nos libertés, éclairés par mille flambeaux de gloire, que tenoit à l'entour un cortège de grands hommes. — La presse bienqu' enchainée, conserva le depôt de ses souvenirs sous la monarchie absolue de Louis XIV.; la liberté dormit, mais elle ne dérogea pas, et cette antique liberté, comme l'antique noblesse, a repris ses droits en reprenant son épée... Tout ce que produit le corps, meurt comme lui; tout ce que produit l'esprit, est impérissable, comme l'esprit même. Toutes les idées ne sont pas encore engendrés; mais quand elles naissent, c'est pour vivre sans fin, et elles deviennent le trésor commun de la race humaine*". Das sind liberale Aeufserungen, so wahr, als würdig, und der echt Liberale wird auf ihren Verkündiger nicht darum Steine werfen, dafs er in der *préface* mit Bitterkeit den Fatalisten vorwirft, dafs sie dem scheufslichen Terrorismus das Wort reden: „*Et voilà l'objet de vos hymnes! Des milliers d'exécutions en moins de trois années, en vertu d'une loi, qui privoit les accusés de témoins, de défenseurs et d'appel! — On dit: Une révolution est une bataille; comparaison défectueuse. Sur un champ de bataille si l'on reçoit la mort on la donne; les deux partis ont les armes à la main. L'exécuteur des hautes oeuvres combat sans péril... le révolutionnaire, qui du sein de la débauche, après s'être vendu tantôt à la cour, tantôt au parti républicain envoyoit à la place du supplice des tombereaux remplis de femmes, quels risques couroit-il avec ses foibles adversaires*"? —

Wer aber durch den geharnischten Styl der Kirche, der in der Geschichte des Römerreiches und Christenthums hie und da sich vernehmen läfst — z. B. wo der Völkerwanderung gedacht wird: „*Cette grande division des soldats du Dieu vivant*", wo Alarich, „*l'homme, que Dieu avoit destiné pour venger la querelle du monde*", genannt wird; wo es heifst: bei Chalons standen die Heerschaaren einander gegenüber „*comme si Dieu avoit voulu faire la revue des ministres de ses vengeances au moment où ils achevoient de remplir leur missions*"; wo die Vandalen bezeichnet werden, — „*ces conscrits du Dieu des armées n'étoient que les aveugles exécuteurs d'un dessein éternel*"; aber auch in einer spätern Abtheilung, nämlich von Karl V. und Bertrand du Guesclin — „*lorsque Dieu envoye les exécuteurs de sa vengeance, le monde est aplani devant eux*" etc. und durch den oft vorkommenden Ausdruck „*au pied de la croix*" — wer durch alles dieses sich versucht fühlen sollte, Hrn. von Chateaubriand den Missionarien zuzugesellen, die vor wenigen Jahren in Frankreich Bufskreuze aufrichteten, der mag sich leicht

enttäuschen „wenn er das treffliche Glaubensbekenntnifs beachtet, welches ganz herzusetzen eine sicher nicht eitele Mühe sein wird: „*Les protestants, pas plus que les catholiques ne sont ce qu'ils ont été; les premiers ont gagné en imagination, en poesie, en éloquence, en raison, en liberté, en vraie piété, ce que les seconds ont perdu. Les antipathies entre les diverses communions n'existent plus; les enfants du Christ, de quelque lignée qu'ils proviennent, se sont resserrés au pied du Calvaire, souche commune de la famille. Les désordres et l'ambition de la cour romaine ont cessé; il n'est plus resté au Vatican que la vertu des premiers évêques, la protection des arts et la majesté des souvenirs. Tout tend à recomposer l'unité catholique; avec quelques concessions de part et d'autre, l'accord serait bientôt fait. Je répéterai ce que j'ai déjà dit dans cet ouvrage: Pour jeter un nouvel éclat, le christianisme n'attend qu'un génie supérieur venu à son heure et dans sa place. La religion chrétienne entre dans une ère nouvelle; comme les institutions et les moeurs, elle subit la troisième transformation; elle cesse d'être politique; elle devient philosophique sans cesser d'être divine, son cercle flexible s'étend avec les lumières et les libertés, tandis que la croix marque à jamais son centre immobile*".

Wenden wir nun unsern Blick zuvörderst auf die Beschaffenschaft des Buches, als eines in manchen Theilen unvollendet gebliebenen Werkes, auf das Verhältnifs dessen, was vorliegt, zu dem, was nach des Meisters früherem Vorhaben daraus werden sollte! Dieser gedachte, *discours historiques* vom Aufkommen des Christenthums im Römerreiche an über dieses, dann über Frankreichs Geschichte bis zu Philipp VI. zu schreiben und darauf eine eigentliche ausführliche Geschichte Frankreichs von jenem Könige bis zur Revolution folgen zu lassen. Ausgeführt ist nur ein Theil der ersten Hälfte der grofsen Aufgabe, die Darstellung des Kampfs und Sieges der christlichen Religion und Kirche über das Heidenthum im Römerreiche und der Angriffe der Barbaren des Nordens und Ostens auf das Kaiserreich bis zur Entsetzung des Augustulus. Doch nennt der Verf. aus Bescheidenheit diesen Theil des Werkes nicht uneingeschränkt *discours*, sondern auch nur *études*, weil dieser Titel ihm mehr Freiheit liefs, von den verschiedenen Gegenständen seiner Aufgabe zu reden und ihn nicht nöthigte „*de tenir incessament son style à la hauteur du discours*". Diese *études* nun bilden die gröfsere Hälfte des ganzen Werkes; sie gehen fort bis zur Mitte des dritten Bandes. Darauf folgt *analyse raisonnée de l'histoire de France* bis zu Ende des dritten Bandes, dann einige Fragmente der beabsichtigten Geschichte Frankreichs, und zwar aus der Geschichte Philipp's VI. und Johann's, dann wieder *analyse raisonnée*, in der die Geschichte der Ligue den bedeutendsten Raum einnimmt. Ein gleichartiges Ganze würde also auch nicht aus ganz vollendeter Arbeit hervorgegangen sein, die *discours* immer ein anderes Gepräge gehabt haben, als die eigentliche Geschichte Frankreichs. Als gemeinschaftliche Grundgedanken, auf die des Verfs. Blick sich richten wolle, sind angegeben: Entwickelung der drei Wahrheiten, die die Grundlage der Gesellschaft bilden, der religiösen d. i. des Christenthums, der philosophischen d. i. der Wissenschaft, und der politischen d. i. der Freiheit — *j'amène du pied de la croix au pied de l'échafaud de Louis XVI. les trois vérités, qui sont au fond de l'ordre social*" (*Pref.*) Alle Ehre der Auffassung; doch giebt das noch nicht innere Einheit. Jedenfalls wird die Idee in historischen Arbeiten durch das Substrat mitbedingt; und jene kann nicht die Einheit erhalten, wenn dieses widerstrebt. Darum wird Römerreich und Frankreich nimmer durch jene Ideen aufhören als historische Doppelheit dazustehen. Oder die Geschichte des ersteren dient nur zur Einleitung. Welchen Umfang aber das Werk nach vollständiger Ausführung würde gehabt haben, dazu ist von dem allein ausgeführten Theile der Maafsstab zu entnehmen, — „*les études très-étendus, qui vont d'Auguste à Augustule, montrent par la profondeur des fondements l'intention où j'étois d'élever un grand édifice; ... je n'ai pu bâtir sur les masses, que j'avois enfoncées dans la terre, qu'une espèce de baraque en planches*" etc. (*Préf.*) Allerdings nimmt jetzt die Geschichte eines Märtyrers mehr Raum ein, als die Karls des Grofsen, und die *analyse raisonnée* enthält von einer grofsen Zahl wichtiger Begebenheiten gleichsam nur Titel. Sie erscheint als Materialiensammlung, oder Notizenbuch, wo bald Auszüge aus den Quellen, bald Betrachtungen über den Gang der Dinge, bald erinnernde Uebersichten aufgezeichnet sind zu Gerüst und Füllung eines künftigen grofsen Bau's. Da mufs begreiflicher Weise abermals das Gewicht der Subjectivität bei unserer Beurtheilung den Ausschlag bekommen; wer möchte nicht mit Ad-

versarien verkehren, die beitragen, eine bedeutende Persönlichkeit ins Licht zu stellen. Wir haben Hrn. von Chateaubriand hier nicht im literärischen Galakleide, sondern im Hausrocke, und — vermissen doch nicht seine glänzenden Gaben. Wiederum aber bieten die ausgeführten Theile des Buches, nämlich die *discours* über Christenthum und Barbaren im Römerreiche und die Fragmente aus der Französischen Geschichte den Maafsstab zur Schätzung von des Verfs. Kunststyl, und hier, können wir nicht verhehlen, scheint die Arbeit des berühmten Verfs. weit hinter den Ansprüchen zurückzubleiben, die der Historiker wie der Stylist erheben möchte. Wir berühren die Frage nach der Quellenforschung an sich nur im Vorbeigehen und bemerken, dafs das Buch ehrenwerthe Zeugnisse von Bekanntschaft des Verfs. mit den Quellen giebt: was aber die Gestaltung des Ergebnisses historischer Forschungen zum historischen Vortrage betrifft, die Umprägung des Quellenstyls in *den* des Historikers, so hat hier der Vf. seine Subjektivität weniger geltend gemacht, als zu wünschen war, und statt einer Verarbeitung der Quellenberichte gar oft diese selbst als Text gegeben. Wohl läfst sich dies vertheidigen, und selbst ganz allgemein gehalten ist die Frage, wie weit in historischen Darstellungen die Quellenberichte unveränderten Styls Platz finden dürfen, noch nicht erledigt: wie aber, wenn im Texte Uebersetzung und in der Note die Urschrift seitenweise zusammen fortlaufen? So ist hie und da geschehen. Wir enthalten uns jeglichen Seitenblickes, werden aber um so geradern Weges zu dem Urtheil geführt, dafs, wenn in den ausführlichen Darstellungen des Werkes, also den *discours* über das Römerreich und den Fragmenten aus der Französischen Geschichte, in der That künstlerische Leistung, und nicht auch etwa nur noch halb rohe Werkstücke vorliegen sollen, auch nicht hochgespannte Erwartungen kaum befriedigt werden. Es möchte zu hart scheinen, wenn behauptet würde, das historische Gebiet sei nicht der vorzugsweise günstige Boden für die geistigen Saaten des begeisterten und beredten, feurig und dichterisch sich erhebenden Heroldes des Christianismus und grofsartigsten Pamphletisten unserer Tage; und doch liegt es sehr nahe, so zu urtheilen. Doch bleiben wir bei dem, was vorliegt. Vermissen wir also Ebenmaafs der Theile, klassische Gleichförmigkeit der Darstellung, Einfachheit und Ruhe, so ist dagegen Leben und Licht, und poetischer Schwung auch selbst in den Abtheilungen, wo nur Material gesammelt ist, zu finden, und, bevor von den einzelnen Abtheilungen insbesondere geredet wird, mag es nicht unpassend scheinen, auf den geistigen Schmuck, der durch das gesammte Buch zerstreut ist, hinzuweisen und damit das Capitel von der Subjektivität zu beschliefsen. Es ist hier nicht durchweg die *mâle simplicité, qui plaît avant tout*, wie der Verf. (*Préf.*) selbst anerkennt, aber ein Reichthum von Korn und Kern des Ausdrucks, treffenden Gedankenschlägen, helleuchtenden historischen Witzes. Z. B. „*On condamna Gordien à la pourpre*", derselbe erdrosselt sich „*pour sortir librement des grandeurs, où il étoit entré de force*". — Gallien dachte nicht daran, seinen Vater loszukaufen oder zu rächen; „*il en fit un Dieu; cela coûtoit moins*". — Honorius „*faisoit paisiblement des lois assez bonnes pour des sujets, qu'il n'avoit plus*". — Theodosius nimmt die Athenerin Eudokia (Athenais) zur Gemahlin: „*Athènes, qui n'avoit pas fourni un tyran à l'empire Romain, lui donnoit pour reine une muse: Eudocie étoit poète*". — Der Exkaiser Attalus wird nach Lipari verwiesen, „*il comme il étoit possédé de la fureur de vivre, il est probable qu'il fit heureux*". — Conradin wirft vom Blutgerüste seinen Handschuh unter das Volk: „*qui l'a relevé? Louis XVI., descendant de Saint Louis, dont Charles d'Anjou étoit frère*". — „*François I. fut transféré rudement dans les prisons de Madrid; les chevaliers, que le monarque François vouloit faire revivre, n'étoient plus*". — Heinrich Guise fällt sterbend auf seines Mörders, Heinrich's III., Bett: „*j'aimais lit plus honteux ne vit mourir tant de gloire*". — Richelieu, „*le grand maître des échafauds*". — Nach Ludwig's XIV. sieht man nur noch zwei Denkmäler der absoluten Monarchie: „*l'oreiller des débauches de Louis XV. et le billot de Louis XVI.*" — Als Ludwig XV. die Du Barry zur Beischläferin nahm, grollten die Damen des Hofes; „*la nouvelle maîtresse du prince parut un outrage aux droits d'un noble sang, précisément parcequ'elle étoit à sa place*". —

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 32.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## *Oeuvres complètes de M. le Vicomte de Chateaubriand.*

(Fortsetzung.)

Häufiger aber ergiefst sich die poetische Ader mit Metaphorie, Bild und Gleichnifs, und die Lehre von den poetischen Figuren kann hier einen ansehnlichen Vorrath von Beispielen zu fast jeder Rubrik finden. Z. B. während des Terrorismus, oder vielmehr Vandalismus wurden Manuscripte der Zerstörung preisgegeben; eine grofse Menge, nach Metz gesandt, ward zu Patronen verbraucht: „*On chargea nos canons avec notre vieille gloire; tous les coups portèrent et elle fit éclater notre nouvelle gloire*". — Augustus, „*chargea les muses de désarmer l'histoire*". — *Vitellius s'assit à l'empire, qu'il avoit pris pour un banquet; ses convives le forcèrent d'achever le festin aux Gémonies*". — Rom, die ewige Stadt, „*s'assit à l'ombre de son nom en attendant sa ruine*". — *Rome caduque ne portoit qu'en souffrant un grand citoyen: quand par hazard elle en produisit un, elle n'avoit plus la force de le nourrir*". — „*Valérien n'étoit qu'un génie raccourci, qui n'avoit pas la taille de sa fortune*". — Herrmanrich vom Eisen des Meuchelmords getroffen, heifst „*vainement cuirassé d'un siècle*" und nachher — „*il mit fin à ses jours, que la mort avoit oubliés*". — Alarich zieht durch die Enge der Thermopylen, „*qui n'étoit défendu que par le tombeau de Léonidas*". — „*L'empire d'Occident sur son lit de mort ressembloit à un guerrier ou à un roi, dont on pille la tente ou le palais tandis qu'il expire, ne lui laissant pas un linceuil pour l'ensevelir*". — Die Merovingischen Könige trugen langes Haar — „*les Germains dans leur simplicité avoient attaché le signe de la puissance à la couronne naturelle de l'homme*". — Eduard III. versucht im Greisenalter eine Landung in Frankreich: „*cette fois la mer méconnut sa tête blanchie et le repoussa; le vent de la fortune enfloit d'autres voiles*". — Karl IX.: „*Heureux si ce prince n'avoit jamais reçu une couronne doublement souillée de son propre sang et de celui des François, ornement de tête incommode pour s'endormir sur l'oreiller de la mort*". — Nicht alle diese Beispiele, denen sich eine grofse Zahl ähnlicher zugesellen liefse, sind ansprechend, in einigen wird der Genufs durch Unzartheit der Auffassung verkümmert, einige ermangeln des frischen natürlichen Lebens: aber Ersatz dafür ist reichlich zu finden in der Grofsartigkeit anderer, z. B. wo von den Unruhen der Ligue die Rede ist: „*Les éléments d'un ordre social fermentoient encore dans les ténèbres du Chaos; la création commençoit, mais la lumière n'étoit pas faite*". — Dieser Art aufzufassen und anzuschauen entspricht endlich die häufig vorkommende Zusammenstellung ähnlicher oder verschiedener historischer Erscheinungen, wo allerdings das geistige Spiel durch den in diesen dargebotnen Stoff getragen wird und der Scharfsinn und Witz gleichsam aus historischem Boden aufkeimt. Damit kann Grofses ausgerichtet werden; es ist heimische Waffe der historischen Kunst; der Verf. versteht, sie zu gebrauchen; z. B. „*Deux mondes étrangement divers se présentent ici à la fois: Jésus-Christ à la croix, Tibère à Caprée*". — „*Les soldats de Jupiter faisoient des tyrans, les soldats du Christ des saints: différence des deux empires*". — Julian und Voltaire als Eiferer gegen das Christenthum: „*L'impiété de l'empereur, qui pouvoit ordonner des supplices, ne laissa aux chrétiens que des couronnes, et l'impiété du poëte, qui n'avoit pas la puissance du glaive, leur légua des échafauds*"! (!) Julian's Lieblingsaufenthalt während seiner Heerführung in Gallien war Paris; der Verf. zeigt darauf hin, dafs Julian der erste Schriftsteller von Paris, der Erste, der dort eine grofse Heeresmusterung anstellte und der Erste, der dort zum Kaiser ausgerufen wurde; der Schlufs — „*pour trouver un second exemple d'un empereur pro-*

*clamé à Paris il faut passer de Julien à Napoléon*" — ist gesucht und kann nicht gefallen. Nicht glücklicher ist folgende Zusammenstellung: „*Madame de Montpensier attendoit à Paris le moine, qui devoit sortir de ses bras pour aller planter son couteau dans le ventre de Henri III., comme le duc de Guise étoit sorti des bras de Madame de Noirmontiers, pour tomber sous le poignard des gardes de ce monarque*". Dafs nun eben diese Geistesrichtung des Verfs. die herrlichsten Dienste zur Verknüpfung des Allgemeinen mit der einzelnen Erscheinung, zur Hervorhebung der letzteren in volles und helles Licht, zu leisten geeignet ist, liegt am Tage und dafs sie solche geleistet hat, bekunden hundert Stellen des Werkes. Hier Eine für alle; die Schlacht bei Rom zwischen Constantin und Maxentius: „*Cette bataille est du petit nombre de celles, qui, expression materielle de la lutte des opinions, deviennent, non un simple fait de guerre, mais une véritable révolution. Deux cultes et deux mondes se rencontrèrent en présence, les armes à la main au bord du Tibre, à la vue du Capitole. Maxence interrogeait les livres sibyllins, sacrifiait des lions, faisait éventrer des femmes grosses, pour fouiller dans le sein des enfants arrachés aux entrailles maternelles: on supposait que des coeurs, qui n'avaient pas encore palpité, ne pouvaient recéler aucune imposture. Constantin, dans son camp, se contentait de dire, ce qu'on grava sur son arc de triomphe, qu'il arrivait par l'impulsion de la divinité et la grandeur de son génie. Les anciens dieux du Janicule rangèrent autour de leurs autels les légions, qu'ils avaient envoyées à la conquête de l'univers: en face de ces soldats étaient ceux du Christ. Le lubarum domina les aigles, et la terre de Saturne vit régner celui qui prêcha sur la montagne: le tems et le genre humain avoient fait un pas*".

Blicken wir nun auf die einzelnen Bestandtheile des Werkes, auf Ordnung und Zusammenhang derselben untereinander, und auf das historische Schrot und Korn derselben, so fällt nächst der sogenannten *préface*, in welcher eine Uebersicht der Quellen zur Französischen Geschichte und eine Kritik der neuern Geschichtschreibung, insbesondere der Schule der Fatalisten, zugleich aber auch eine Beleuchtung des Terrorismus und des dazugesellten Vandalismus, welcher Wissenschaft und Kunst mit Füfsen trat, ferner eine räsonnirende Anzeige des Inhaltes der gesammten Leistung des Verfs. enthalten ist, als Hauptgegenstand der ersten Hälfte des Buches ins Auge das *Christenthum*. Mit ihm, heifst es, beginnt die neuere Geschichte. Wohl! Aber der Geist des Christenthums ist ewig und liegt aufser aller Zeit; die Erscheinungen in dieser, welche den Charakter einer neuen Ordnung der Dinge in die Geschichte gebracht haben, wurzeln aber theils im Germanischen und Skandinavischen, theils im Arabischen, Slavischen und Turanischen Volksthum; daher die körperlichen Stoffe, denen der Geist des Christenthums und seiner Gegensätze, namentlich des Islam sich einbildet. Der erste Haupttheil des Werkes von der Mitte des ersten bis zur Mitte des dritten Bandes, zerfällt in sechs *études* oder *discours*, 1) von Cäsar bis Constantin, 2) bis Valentinian I. und Valens, 3) bis zu Theodosius Tode, 4) bis Augustulus Entsetzung; 5) Sitten der Christen und der Heiden im Römerreiche; 6) Sitten der Barbaren. Einige haben Unterabtheilungen; bei allen insgesammt würde Zerfällung in mehre Abschnitte von geringerem Umfange zuträglich gewesen sein. Wir verfolgen die Angaben und Ansichten des Verfs., ohne die Marken der einzelnen Abschnitte zur Richtschnur für unsere Bemerkungen zu machen; ebenfalls die Geschichte des Christenthums insbesondere ohne Rückblick auf das frühere Werk vom *genie du christianisme*. Indem wir an die schon oben dargelegte würdige Ansicht des Verfs. vom Christenthum erinnern, fassen wir als zwei Hauptpunkte ins Auge, dafs *erstlich* der heidnischen Philosophie und Religionslehre hohe Bedeutsamkeit gegeben, und die Annahme eines Urchristianismus vor der Offenbarung nicht als Wahn vorgestellt wird. „*Il conviendroit*, heifst es, *d'examiner si, avant le christianisme révélé, il n'y a pas eu un christianisme obscur, universel, répandu dans toutes les religions et dans tous les systèmes philosophiques de la terre; si l'on ne trouve pas partout une idée confuse de la Trinité, du Verbe, de l'Incarnation, de la Rédemption, de la chute primitive de l'homme; si le christianisme ne fit pas sortir du fond du sanctuaire les doctrines mystérieuses qui ne se transmettaient que par l'initiation; si, portant en lui sa propre lumière, il n'a pas recueilli toutes les lumières, qui pouvaient s'unir à son essence; s'il n'a pas été une sorte d'éclectisme supérieur, un choix exquis de plus pures vérités*".

*Zweitens*, dafs dem Christenthum das Princip der allmäligen Erweiterung über den Erdboden, aber auch

der weitern innern Entwickelung beigelegt wird. Nicht als ob die heil- und segensvollen Wirkungen, die es in seiner Jugendzeit offenbarte, irgend in Schatten gestellt würden, vielmehr wird außer seinem Einflusse auf Abschaffung der Sklaverei, auf Erweckung des Sinnes menschlicher Freiheit, der bei Märtyrern, Mönchen und Einsiedlern im Trotze gegen irdische Gewalt sich offenbart, auf Erhebung des weiblichen Geschlechts, auf Erzeugung der Schamhaftigkeit, auf Abschaffung der blutigen Fechterspiele, der Kindaussetzung u. s. w. mit Liebe und Wohlgefallen der Geist des Märtyrerthums, der Sinn des edlen Basilius, des Stifters der ersten Spitäler Asiens und, so zu sagen, des Altvaters der barmherzigen Brüder, die Zerknirschung des blutbefleckten Theodosius zur Kirchenbuße von dem heiligen Ambrosius, die Trefflichkeit und Fülle der Waltung der ersten Bischöfe, die Großheit einzelner Kirchenväter, namentlich des Hieronymus und Augustinus, die Nützlichkeit der Klöster, zu deren Bevölkerung Religion, Philosophie und Unglück führten, u. dgl. hervorgehoben und ausführlich dargelegt. Aber der Mantel des Aberglaubens deckt nicht den Geist und die Sprühfunken des Ketzerhasses erhitzen nicht das Gemüth des Frommgläubigen. Von den Häresien heißt es: „*les hérésies ne furent que la vérité philosophique, ou l'indépendance de l'esprit de l'homme, refusant son adhésion à la chose adoptée. Prises dans ce sens les hérésies produisirent des effets salutaires: elles exercèrent la pensé etc. elles conservèrent un droit naturel et sacré, le droit de choisir .... Alors même que l'hérésie choque la raison, elle constate une de nos plus nobles facultés: celle de nous enquérir sans contrôle et d'agir sans entraves*". Möchte man nicht darin selbst das Princip oder Häresie finden? Es bedarf nur eines Blicks auf die Erzählung der Streitigkeiten über die Natur Christi: Scythische Mönche behaupteten im sechsten Jahrhundert, eine Person der Dreieinigkeit habe gelitten; „*dans le septième siècle autres chimères*": Ebenso ist die Darstellung von Julian's Leben und Walten, gewiß ein Probestein für den Sinn historischer Gerechtigkeit und Unbefangenheit, um so mehr, seitdem Gibbon's Unchristenthum den Helden heidnischen Glaubens in so glänzendes Licht gestellt, ein Denkmal echt historischer und echt christlicher Sinnesart. Von der edelsten und lautersten Anhänglichkeit am Christenthum und zugleich dem hohen Standpunkte freier Vernunftansicht zeugt aber vor Allem, was über Verjungung der Religion durch Reformation der Kirche gesagt ist: „*Mais si le christianisme tombe comme toute institution que l'homme a touchée et à laquelle il a communiqué la défaillance de sa nature, si le tems de cette religion est accompli, qu'y faire? Le mal est sans remède. Je ne le pense pas. Le christianisme intellectuel, philosophique et moral a ses racines dans le ciel, et ne peut périr; quant à ses relations avec la terre, il n'attend pour se renouveller qu'un grand génie. On aperçoit très-bien aujourd'hui la possibilité de la fusion des diverses sectes dans l'unité catholique: mais la première condition pour arriver à la recomposition de l'unité, c'est l'affranchissement complet des cultes. Tant que la religion catholique sera une religion soldée, dépendante de l'autorité politique et de la forme variable des gouvernements, tant qu'elle continuera d'être gênée dans ses mouvements, entravée dans ses assemblées particulières et générales, contaminée dans ses chaires et ses écoles par l'argent du fisc; en un mot tant qu'elle ne retournera pas au pied et à la liberté de la croix, elle languira dégénérée*".

Wenn nun bei unerheblichen Irrthümern dieser Abtheilung des Werkes zu verweilen den Ring unserer Aufgabe zu weit dehnen würde und wir deren Berichtigung dem aufmerksamen und kundigen Leser überlassen müssen, so verdient dagegen als wesentlicher Vermiß angezeigt zu werden, daß Constantin's Gesetz, welches erlaubte, der Kirche Schenkungen zu machen, nicht nach seinem unermeßlichen Einfluß geschätzt worden ist. Mehre eigentlich schwache Seiten und Blößen bietet der sechste *discours*, von den Sitten der Barbaren, dar. In der Uebersicht von den Quellen zur Geschichte Frankreichs wird auf Gedichte und Gesetze hingewiesen; dies kommt in jenem Abschnitte zur Anwendung, aber mit augenfälliger Nothdürftigkeit. Es ist ehrenwerth, daß der Verf. den einseitigen Standpunkt der ältern Historiker, von den Berichten der Römischen und Griechischen Schriftsteller aus das Germanische Alterthum abhängig zu machen, aufgegeben hat, aber bei der Fahrt in die poetischen Nebelseen des Nordens hat er nur geringe Kunde von den Klippen und der *Fata Morgana*, die dort berücken. Die historische Kritik hat längst an die Unsicherheit des Verfahrens der Germanisch-skandinavischen Synkretisten gemahnt und der Einfügung der Mythen der Edda in die Geschichte

der Alt-Germanen Fehde geboten: abgesehen davon ist eben in dem Abschnitte über die Sitten der Barbaren selbst das eine schwache Seite, dafs bei den echt Germanischen Sagen und Dichtungen der Abschnitt, den die Völkerwanderung macht und über welchen keiner der poetischen Stoffe des Altdeutschen Sagenkreises, der in dem Niebelungenliede und Heldenbuche vorliegt, hinausreicht, nicht beachtet ist, dafs das Rolandslied aus dem noch spätern Sagenkreise von Karl dem Grofsen hier der ältern Sage zugerechnet wird, dagegen dafs die augenscheinliche Dichtung des Jornandes von dem Hervortreten der Gothen aus der Insel Scanzia, ihre Anfahrt am Ufer der Weichselmündung für historische Wahrheit genommen wird, ja dafs sogar, entweder auf den Grund der Sage von Verwandtschaft der Asen und Alanen mit Kaukasischen Völkern, oder der historischen Thatsache späterer Zusammengesellung mit den Gothen, die Alanen aus Skandinavien hergeleitet werden. Dem letztern Mifsgriffe läfst sich beiläufig zur Seite stellen, dafs die Quaden sich unter die Franken sollen verloren haben. Glücklich ist die Hinweisung auf die Anfänge des Romantischen in den Sagen von Chlodwigs Geburt u. s. w., aber ein Mifsgriff, wenn das Ritterthum, wo es doch nicht sowohl Waffenrüstung und reisigen Zeug, als Gesinnung, Lebensweise, Rechte u. s. w. galt, schon in Karls des Grofsen Zeit versetzt wird, wenn gleich nicht aus unzulässiger Folgerung aus den Ritterromanen entstanden. Die reichste Ader des Romantischen der ältern Deutschen Sage fliefst übrigens in Paulus Diakonus Geschichte der Longobarden.

Die Benutzung der Gesetze der Germanischen Völker ist ebenso wenig aus der Tiefe geschöpft, doch wenn hier *la loi des Saxons* ungenau nicht auf die *lex Saxonum*, sondern auf die Angelsächsischen Gesetze bezogen, und *de vita componat* übersetzt ist *il est mis à mort*, so ist das leichter zu übersehen, als die Vernachlässigung des wichtigen Einflusses, den die Verehrung des Mosaischen Rechtes, als eines göttlichen, auf Umgestaltung des Privat- Kirchen- und Staatsrechts in den Staaten der kaum christlich gewordenen Barbaren gehabt hat. Die Schärfe des Orientalisch-griechischen Geistes, die Einfügung Griechischer Speculation in die Offenbarung, hat der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten, wo die Lehre als Staatssache behandelt wurde, Dogmen und Häresien zugebracht, das scharfe Feuer des Mosaismus den Gesetzbüchern Mehrung und Schärfung der Strafsatzungen. Keineswegs aber findet des hochherzigen Verfs. Sinn, Blut und Tod im echten Christenthum: „*La rédemption s'étant accomplie dans l'immolation du Christ, la peine de mort auroit dû être abolie, elle ne s'est perpetuée que par une sorte de crime légal. Le Christ avoit dit dans un sens absolu: Vous ne tuerez pas*". Wie nach einer treffenden Bemerkung des Verfs. der wohlthätige Einfluss des Christenthums mehr in den Gesetzen der christlichen Kaiser des Römerreiches, als in Erzählung ihrer Thaten zu erkennen ist, ebenso das Aufsteigen eines schreckbaren Geistes, der Blut- und Feuerflammen begehrt, in den von dem Mosaisch-christlichen Zelotismus der Geistlichkeit eingegebenen Gesetzen der Abendländischen Völker. Ueberhaupt aber ist der überaus wichtige Punkt, welche Umgestaltung einerseits des vollblütigen Barbarismus der Germanen durch Verkehr mit christlichen Römlingen, und Annahme dessen, was diese Christenthum nannten, andrerseits der überscharf gewordenen Säfte des Christenthums durch Ausgiefsung über die Kraftnaturen aus den Germanischen Wäldern erfolgt sei, weder in dem ersten Haupttheile des Buches, noch in der folgenden *analyse raisonnée* ins rechte und volle Licht gesetzt worden.

Dafs der Geist der päpstlichen Hierarchie die bedeutendsten Erscheinungen der Geschichte des Mittelalters bedingt, liegt in der Geschichte des Deutschen Reiches mehr vor Augen, als in der Geschichte Frankreichs, wenn auch der blutrothe Faden des Fanatismus sich reichlicher durch diese als durch jene hinzieht: während die Salischen und Staufischen Kaiser mit dem Papstthum zu kämpfen hatten und die politische Verfassung des Reichs mehr aus thatsächlicher Zerrüttung, als aus absichtlicher Ordnung hervorging, erbaute in Frankreich das Königthum, in Kämpfen gegen Vasallen und England sich einen festen Grund zu Reichthum und Macht: das Politische tritt hier mehr, als das Kirchliche hervor; so mit Recht in dem zweiten Haupttheile des vorliegenden Werkes und so in unserer Musterung desselben.

(Der Beschluss folgt.)

Nro. 33.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## *Oeuvres complètes de M. le Vicomte de Chateaubriand.*

(Schluſs.)

Als Grundgedanken dieser Abtheilung möchten wir hervorheben den Satz, daſs die Freiheit durchs Naturrecht dem Menschen angeboren und nicht durch politisches Recht zugetheilt worden sei; der Gipfelpunkt der Entwickelung desselben ist Vertretung der Freiheiten der Völker durch eine rechte Verfassung. Gern sieht der Leser durch häufige Andeutungen sich daran erinnert. Um so kärglicher aber ist die historische Füllung mancher Abschnitte. Nur geringen Raum nimmt die Skizze der Geschichte der Merowinger und Karolinger ein. Nicht so scharf, als Thierry in den trefflichen *lettres sur l'histoire de France*, faſst der Verf. die Wälschen südlich von der Loire als den Grundstamm der Franzosen und die Franken nur als eingedrungene und auch wieder zurückweichende Eroberer ins Auge; nicht scharf genug späterhin den mächtigen Einfluſs der Normannen auf Gestaltung des Französischen Volksthums; es ist hier für künftige Geschichtschreiber noch manches zu thun übrig. Mit Recht streitet er gegen die Annahme einer zweiten Einwanderung der Franken in der Zeit der Karolinger; wohl neigte damals das Gewicht der Kraft der Austrasier sich mehr, als zuvor, auf Neustriens Boden, aber die Hauptsache lag doch darin, daſs jene der neuen Dynastie durch Stammbürtigkeit verwandt eifriger und zahlreicher in Waffen waren, als die Neustrier. Bemerkenswerth aber ist, daſs mit Pippin's Thronbesteigung die Wälschen im Süden einen Anhalt an den Merowingischen Herzögen von Aquitanien bekamen, deren Kriege daher von Thierry sehr richtig auch aus dem Gesichtspunkte des volksthümlichen Gegensatzes geschätzt werden. Der letzte Sprösling dieses Merowingischen Herzogsgeschlechtes, für dessen Stammvater Chariberts Sohn Roggis gilt, war nach dem Verf. Ludwig von Armagnai, Herzog von Nemours, der in der Schlacht bei Carignoles 1503 das Leben verlor. Die Anfänge der ständischen Versammlungen um den König sucht der Verf., worin er schwerlich Zustimmung finden wird, zum Theil in den Gallischen *états (!)*, mehr aber in dem Vorbilde, das die Concilien gaben. Die Hausmeier glaubt er schon bei Tacitus — *reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt* — zu erkennen. Auſser Zweifel ist mindestens, daſs sie nicht bloſs nach des Königs Willkühr eingesetzt wurden, und daſs ihre Wichtigkeit sich auf ihre Waltung im Beneficienwesen gründete, wo königliches Gut gegen Waffenpflicht verliehen war, und über die vielgeltendsten Leistungen der Persönlichkeit an den König, als Ertheiler der Beneficien, zu bestimmen in ihrem Berufe lag.

Mit der dritten *race* tritt die Geschichte der *Franzosen* in die Stelle der Fränkischen, und für diese zeichnet der Verf. vier Hauptabwandlungen der Monarchie, 1) die rein feudale Monarchie bis Philipp dem Schönen, 2) die der Stände und des Parlements bis Ludwig VIII. 3) die absolute bis Ludwig XVI.; 4) die constitutionelle. Mit sichtbarem Eifer bemüht sich der Verf. darzuthun, daſs das Königthum bis dahin wählbar, die Thronbesteigung Hugo Capets aber keine Usurpation gewesen sei; „*la legitimité étoit un dogme inconnu*"; das ist eitel; Erblichkeit galt wohl auch bei Merowingern und Karolingern, die Wahl war Förmlichkeit, und was gleich nachher verlautet: „*le sacre usurpa le droit d'élection*", ist erst im Laufe der spätern Zeit wahr geworden; wiederum ist das von einem hochbedeutsamen Falle der frühern Zeit gültig: wozu denn Pippin's Gesandtschaft an den Papst und die zweimalige Salbung, durch Bonifacius und durch jenen? Hugo Capet war um ein gutes Theil mehr Kronräuber, als Pippin. — Was über das Verhältniſs der ersten Capetinger zu den hohen Vasallen, über das Aufsteigen des Bürgerthums, über die jugendliche Kräftigkeit der Franzosen des elften und

zwölften Jahrhunderts, über die Bedeutsamkeit des Nationalen in der Schlacht bei Bouvines (1214) u. s. w. gesagt wird, ist eben so wahr, als wenig neu: welcher Art aber ein Philipp August, Ludwig IX. (von dem es heifst: „*il avoit devancé son siècle*“ ?) insbesondere Philipp der Schöne waren, das lernt man hier nicht, am wenigsten die Verruchtheit des letzten. Jedoch — es ist ja bei einer Skizze nicht zu rechten um das, was nicht da ist. Der Schlufsabschnitt: *Féodalité, chevalerie, éducation; moeurs générales des douzième, treizième et quatorzième siècles*, ist theilweise in Deutsche Zeitblätter übertragen worden; nur wenige Bemerkungen können hier Platz finden. *Feudum* wird von *fides*, Vasall von Gesell abgeleitet; beides richtig. Schielend ist die Ansicht vom Einfluss des Lehnswesens auf Bildung des *servage* statt *esclavage*. Diese gehört den ersten Einrichtungen der Germanen an; dem Lehnswesen dagegen die Herabdrückung unzähliger *freien* Männer in den Stand der Hörigkeit. In Osten ward das Wort *Slaw* zur Bezeichnung des Knechtes *Sklav*, in Westen ward aus *villanus*, Landmann, *vilain*, d. i. heut zu Tage *garstig*. Ganz verkehrt aber ist aufgefafst, dafs der Baron von Krenkingen vor Friedrich Barbarossa aus Stolz das *régime féodal* nicht habe anerkennen wollen: nein, vielmehr, weil er Niemandem lehnspflichtig war. Von diesem Stande freier Dynasten weifs freilich die im Lehnswesen versteckte Geschichte der Kapetinger nichts. Das Ritterthum, das der Verf. schon in der Zeit zwischen 700 und 753 findet, weil das Romantische in einzelnen Erzählungen aus der Carolingischen Zeit gefunden wird, gehört, so wie *Curne de St. Palaye* es gefafst hat, in keine Zeit, als historische Erscheinung aber gewifs nicht in die Karolingische; in Frankreich wirkte der Geist der Normannen seit deren Niederlassung daselbst, in Deutschland Heinrich's von Sachsen und Otto's 1 und 2 Wackerheit zur Bildung eines Waffenstandes von Selbstgefühl und hoher Brauchbarkeit: in beiden Ländern der Innungsgeist und kriegerischer oder geschlechtlicher Stolz auf Sonderung von dem schlecht oder gar nicht bewehrten Gemeinen, und im gesammten Abendlande der Kampf gegen die Ungläubigen, besonders die darauf gerichtete Stiftung der geistlichen Ritterorden auf Erhebung des Sinnes zu Ritterehre, Achtung des Wortes, Ehrendienst bei den Frauen u. s. w. So wenig als das Ritterthum, gehört die Gothische Baukunst schon in die Karolingische Zeit; aber sie ist auch nicht aus der Neugriechischen entstanden, wie behauptet wird. Der Abschnitt *éducation* enthält manches bemerkenswerthe Einzelne über die Universität Paris, ihre 25000 Zöglinge u. s. w., doch hier ist nichts aus der Tiefe geschöpft; ganz dasselbe gilt von dem Abschnitte über die Sitten, woraus jedoch klar genug hervorgeht, dafs die Fleischeslust bei Rittern und Geistlichen zu groben Verirrungen trieb, und die christliche Schamhaftigkeit nicht etwa auch Sittlichkeit eingeführt hatte, vielmehr dafs Obscönität in Frankreich zur Augenweide diente. Der Liebhaber der Sittengeschichte findet in dergleichen einen reichen Tisch gedeckt in *Le Grand d'Aussy moeurs privées.*

Die Fragmente aus der Französischen Geschichte nehmen fast die erste Hälfte des vierten Bandes ein. Die Beschreibungen der Schlachten von Crécy und Poitiers sind die Hauptstücke, und in diesen hat der Geist des Franzosen und des Ritters aus der Lehnsmonarchie mehr die Stimme eines Wappenherolds, als die ansprechende „*mâle simplicité*“ des historischen Styls. Froissart ist die Hauptquelle. Von der entschiedenen Schlechtigkeit der Politik und Regierung Philipp's VI. und Johann's ahnet man hier nichts. — Die darauf folgende *analyse raisonnée* enthält, wie schon bemerkt, als Hauptstück, das mit nicht minderem Rechte, als einige der Fragmente ausführlich zu nennen ist, die Zeit der letzten Valois und Heinrich's IV. Hier bieten Parteiung um der Religion willen, gemischt mit verruchten Anschlägen, das Aufstreben der Guise, die Gräuel der Ligue u. s. w. Stoff zu Vergleichungen mit der Revolution. Mehr als zwei Millionen Menschen büfsten das Leben darüber ein. Allerdings aber wird nichts erschöpft, nichts vollständig gegeben und nach dem, was aufser dem Gesagten noch hätte gesagt werden sollen, dürfen wir auch hier nicht fragen. Von dem aber, was vorliegt, wird der gröfste Theil ansprechend gefunden werden, mag es Erzählung und Bemerkung des Verfs., oder Mittheilung aus den Quellen in deren altem Styl, z. B. *l'Estoile, d'Aubigné*, sein. Als die drei Hauptgegenstände erscheinen das Wesen der Reformation, wovon schon oben geredet worden ist, Heinrich Guise *le balafré* nebst dem Tage der ersten Barrikaden und seiner Ermordung zu Blois, und Heinrich IV.

Das über die Wirkungen der Reformation gefällte Urtheil hat bei manchen Vorurtheilen doch innere Gerechtigkeit und von der Parteilosigkeit des Verfs. zeigt

der oben mitgetheilte Schlufssatz. Ueber die letzten Valois spricht er sich zu günstig aus, und Niemand möchte zustimmen zu dem Ausspruch: „*il faut remonter jusqu'aux Romains pour retrouver cette hérédité de gloire et de genie dans une même famille*" (der Guisen) oder zu diesem: „*Henri IV. lui-même a quelque chose de moins royal et de moins noble que les Princes, dont il reçut la couronne: tous ensemble sont effacés par les Guises, véritables rois de ces temps*". Doch wol nicht deshalb, weil Heinrich als Knabe barfuls mit den Béarner Bauerjungen umherlief und von ihrem Schwarzbrod afs, oder weil er zur Zeit seiner Salbung (1593) sein zerrissenes Wams für einige Deniers flicken liefs? Besondere Vorliebe für Heinrich IV. zeigt der Verf. nicht; dessen Schwächen sind fast ohne Ausnahme bemerklich gemacht. Das ist wohlgethan, Heinrich ist dem Könige David zu vergleichen, viel *Licht*, viel Schatten: doch sollte die Vergleichung mit den schändlichen Söhnen der Katharina von Medici und dem ruchlosen Guise fern bleiben. Hart, aber nicht ungerecht lautet: „*Le Béarnois étoit ingrat et gascon, oubliant beaucoup et tenant peu*". Darüber darf nur d'Aubigné gelesen werden. Höchst bemerkenswerth aber ist, was über die Glaubensänderung Heinrich IV. gesagt wird: „*Henri IV. se trouva dès sa naissance et par les hazards de sa vie à la tête de la Réformation et des idées nouvelles, mais la Réformation étoit en minorité contre l'ancien culte et les vieilles idées. Les François catholiques rejetaient un roi protestant malgré son titre héréditaire; ils en avoient le droit comme les Anglais protestants eurent le droit de repousser un roi catholique. La Ligue, coupable envers le dernier des Valois, était innocente envers le premier des Bourbons, à moins de soutenir, que les nations ne sont nées à maintenir le culte qu'elles ont choisi, et les institutions qui leur conviennent. Le péril était imminent: les États illégalement convoqués sans doute, mais redoutables, car tout corps politique dans un moment de crise a une force prodigieuse, l'Espagne appuyée de la cour de Rome et des préjugés populaires, étaient prêts en s'alliant au prince Lorrain à disposer du trône. L'héritier légitime ne se pouvait défendre qu'avec des soldats étrangers, triste ressource pour un roi national; les protestants qui l'appuyaient étaient en petit nombre et plutôt inclinés à l'aristocratie qu'à la monarchie; les catholiques attachés à sa personne ne le suivaient que parce qu'il avait promis de se faire instruire dans leur religion. Il ne restait donc évidemment à Henri IV. qu'un seul parti à prendre, celui d'abjurer: ce fut une affaire entre lui et sa conscience; s'il vit la vérité du coté où il voyait la couronne, il eut raison de changer d'autel. Il est fâcheux seulement qu'il écrive à Gabrielle à propos de son abjuration: C'est dimanche que je ferai le saut perilleux*".

Heinrich's IV. Andenken ward erst durch Voltaire gehoben; das ganze Zeitalter Ludwig's XIV. schwieg über den Ahnherrn der Bourbons; der Nachwelt sind die Zungen gelöst worden, wie zur Lobpreisung der liebens- und ehrenwerthen Eigenschaften des ritterlich-tapfern und ritterlich-verliebten, aber auch landesväterlich gütigen Königs, so zur Enttäuschung über das widrige Trugbild der sogenannten Gröfse Ludwig's XIV. Hr. von Chateaubriand selbst kann dabei zum Muster dienen: „*Au beau côté de Louis XIV. il y a un vilain revers. Ce prince qui fit notre patrie, pour l'administration, la force extérieure, les lettres et les arts à peu près ce qu'elle est demeurée, écrasa le reste des libertés publiques, viola les privilèges des provinces et des cités, posa sa volonté pour règle, enrichit ses courtisans de confiscation odieuses. Il ne lui vint pas même en pensée que la liberté, la propriété, la vie d'un de ses sujets, ne fussent pas à lui*".

Dafs die in der Pariser Ausgabe befindlichen Schreib- und Druckfehler z. B. *Appollonius, Percennius, Pouse, Angesise* etc. auch in dem Brüsseler Abdrucke sich wiederfinden, kann nicht auffallen; ebenso wenig, dafs neue Druckfehler, als *cuil* statt *coit*, *apportioit, Gallia camata* etc. dazugekommen sind. W. Wachsmuth.

## XVIII.

*Die homöobiotische Medizin des Theophrastus Paracelsus, in ihrem Gegensatz gegen die Medizin der Alten, als Wendepunkt für die Entwickelung der neueren medizinischen Systeme und als Quell der Homöopathie, dargestellt von Carl Heinrich Schultz, der Medizin u. Chirurgie Doctor und Professor an der Königl. Friedrich-Wilhelms Universität u. s. w. u. s. w. Berlin* 1831. *Hirschwald, XXVIII*, 263. 8.

Der geehrte, im In- und Auslande durch Arbeiten

anderer Art bekannte Hr. Verf. bewegt sich hier selbstständig in anderen Kreisen, besonders in dem des Geschichtlichen, welchen Charakter zwei Drittheile des vorliegenden Werkes tragen. Der Inhalt, durch den Titel schon bezeichnet, ist dem Wesen und Umfange nach grofs. Wenn gleich Paracelsus und die Homöopathie die eigentlichen Halt- und Hauptpunkte des Werkes sind, so mufste doch, um beide vollständig zu fassen und zu verbinden, die Zeit der Medizin vor und hinter Paracelsus ihren Grundlineamenten nach geschichtlich angezeichnet werden. Aufserdem stellt sich der Hr. Verf. noch die mit der Medizin des Paracelsus wesentlich zusammenhängende Beantwortung der Frage nach der „Entwickelung des Inhalts der Deutschen Medizin".

Zur Lösung dieser hohen Aufgabe zerfällt das Werk in drei Abschnitte. Der *erste* (historische) stellt das System des Paracelsus für sich dar; der *zweite* (vergleichende) hat besonders zum Gegenstande das Verhältnifs der Paracelsischen Medizin zu der der Alten und vorzüglich zur Homöopathie und diese selbst; der *dritte* (systematische) Abschnitt endlich enthält die Ideen der Entwickelung des Inhalts der Deutschen Medizin.

Da der Inhalt des Buchs selbst sich zur „Vorbereitung auf den Inhalt" verhält wie die Substanz zum Accidenz, so ist die nähere Berücksichtigung derselben nicht nöthig, und das Hervorzuhebende wird sich den Bemerkungen über den Inhalt wohl anknüpfen lassen. Nur dies, dafs die Einleitung ächter Art ist, eine wirkliche „Vorbereitung auf den Inhalt". Sie ist ganz, was eine Einladung ist; man erfährt, wohin man soll, was daselbst zu erwarten steht, und folgt doppelt gern, da die Gäste so vornehme, seltene Geister sind, mit denen der Wirth — ein in wissenschaftlichen Dingen aufserordentlich bestimmt sprechender Mann — auf vertrauliche Weise verkehrt.

Der erste Abschnitt stellt also das *System des Paracelsus für sich* dar. Die sehr determinirte Behauptung des Hrn. Verfs. (X. u. XI.), dafs Niemand bis auf die neueste Zeit den Paracelsus gründlich studiert hätte, mit dem Zusatz: „ich sage niemand", bleibt nachzuweisen anheimgestellt. Mit Freuden ist dem Vf. einzuräumen, dafs keiner so gründlich als er den Paracelsus in Bezug auf die Homöopathie studiert hat; aber es ist doch wohl nicht daraus zu folgern, dafs überhaupt Niemand ihn gründlich studiert habe. Im Gegentheil wäre es leicht möglich (obgleich dieser Ausspruch nicht für den Verf. gelten soll) dafs das kritisch-vergleichende Studium beider keine glückliche sei zum gründlichen Studium des Paracelsus, weil man ihn dann nicht rein objectiv betrachtete, vielmehr sich abhängig gemacht hätte, nicht von der eigenen Subjectivität, sondern von einer anderen, hier der Hahnemannschen. — „Dafs aber auch aufserdem Niemand den Paracelsus zum Besten der Wissenschaft studiert hat" geht nach dem Verf. daraus hervor, dafs über Paracelsus allgemein bekannte Urtheile als: dafs sein Hauptzweck die Entdeckung des Steines der Weisen sei, — dafs er die Chemie mit der Medizin verbunden und zuerst dreist starkwirkende chemische Arzneipräparate angewendet habe — bis jetzt unwiderlegt seien. Abgesehn davon, ob diese „allgemein bekannten Urtheile" wirklich alle „grundfalsch sind, so dafs das Gegentheil davon sich als unwidersprechliche Wahrheit aus seinen Schriften beweisen läfst", so berechtigt doch die etwanige Nichtwiderlegung nicht zu jener kategorischen Behauptung des Verfs. Für die Zeit von Haller bis Sprengel mag gelten, was der Hr. Verf. sagt; seitdem steht es aber nicht so schlimm mit den Beurtheilern des Parac. Der Geist, welcher die Naturphilosophie brachte, hat auch den Kehricht von Ansichten über Paracelsus hinweggewehet; und die Einzelnen, welche von Loos (Studien von Creuzer und Daub 1ster Band 1805.) an, bis jetzt über ihn geschrieben, haben das Ihrige dazu gethan. Ja die Widerlegung dieser „gewöhnlichen Ansichten", welche keine mehr sind, möchte jetzt wohl nur dann noch an ihrer Stelle sein, wenn es sich darum handelte: eine kritische Geschichte der Schicksale der Werke des Paracelsus zu geben. Hinsichtlich der Gefahr dieser gewöhnlichen Ansichten kann man so ruhig sein, dafs es jetzt vielmehr Pflicht ist: die Nothwendigkeit derselben zu beweisen, um ihnen auch ihr Recht zu verschaffen. Uebrigens hat der Verf. Recht, dafs für manche dieser Widerlegungen sich auf jeder Seite der Paracelsischen Schriften hinreichende Belege finden, ja selbst inhaltstiefere, als manche der angeführten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 34.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## *Die homöobiotische Medizin des Theophrastus Paracelsus, in ihrem Gegensatz gegen die Medizin der Alten, als Wendepunkt für die Entwickelung der neueren medizinischen Systeme und als Quell der Homöopathie, dargestellt von Carl Heinrich Schultz.*

(Fortsetzung.)

Sehr schön sagt der Hr. Verf. beim Uebergange zur reinen Darstellung des Systems des Paracelsus, dafs er seine Grundsätze, den Geist seiner Gedanken nirgends für sich bestimmt ausspricht, sondern immer nur in der besondern Behandlung der Materien durchblicken läfst, und man kann in diesem Betracht seine Werke wahren Naturprodukten vergleichen, die zwar das Princip ihrer Entwickelung in sich haben, aber dergestalt in ihrer ganzen Gestalt versenkt und verhüllt, dafs man, um es herauszufinden, zuvor die Analyse aller Erscheinungen machen mufs. Geht man an diese Analyse, so findet man nirgends Mangel an Princip, sondern überall dieselbe Idee, welche bald hier bald dort mit gröfserer Klarheit durchstrahlt. Diese Worte sind nur die Frucht des Studiums des Geistes der Werke des Paracelsus, wie auch das Bild, dafs seine Schriften einem unmittelbaren Naturprodukt in natürlicher Einfachheit gleichen und all' die abnormen (oft allein gesehenen) Entwickelungen und Monstrositäten an sich tragen, die sich zufällig an den Naturprodukten zu finden pflegen. Ein ähnliches gar schönes Bild über Paracelsus braucht auch F. Jahn in seinen „Ahnungen einer allgemeinen Naturgeschichte der Krankheiten".

Vor der Betrachtung des „Systems des Paracelsus für sich dargestellt", sei an die wesentlichen höchsten Erfordernisse zu einer solchen Darstellung erinnert, damit man nach der Beleuchtung der Arbeit sich sage, in wie weit der Hr. Verf. derselben nachgekommen ist. Diese Erfordernisse sind: 1) die durchaus genaue Kenntnifs sämmtlicher Werke des Paracelsus; 2) die aus derselben zum Kunstwerk erhobene Form des Inhalts; 3) die aus 1 und 2 begriffne Nothwendigkeit ihres Wesens.

Das Wesen der Paracelsischen Medizin möchte wohl nach des Verfs. Aussprüchen, welche sich weitläuftiger dargelegt an mehreren, von einander getrennten Stellen finden, so im Allgemeinen zusammenzufassen sein. — Paracelsus bemühte sich, das Princip der praktischen Medizin aus physiologischen Grundsätzen abzuleiten und hat so die Keime zur wahren Physiologie geschaffen (XVI.). Dies Princip des Paracelsus ist nun näher dieses: die organische Natur in ihrer rein natürlichen, physiologischen Entwickelung von innen heraus aufzufassen, und nie eine andere Kraft als Grund der Entwickelung irgend eines Dinges anzusehen. Er hält überall den objectiven Gang und die objective Idee der Natur fest, und hohlt all seine subjective Erfahrung aus der Natur heraus. Das Wesen der verschiedenen Individualitäten sucht er durch Vergleichung derselben zu erläutern, und diese Vergleichungen machen den Hauptbestandtheil seiner Erkenntnifsweise aus. Die Anschauung des allgemeinen Gegensatzes zwischen Makrokosmus und Mikrokosmus liegt vorzüglich seinen Gedanken und Darstellungen zum Grunde, und er betrachtet von ihm aus besonders die verschiedenen Individualitäten gegen einander, jedoch als selbstständige (§. 73.). Die ganze Eigenthümlichkeit der Paracelsischen Medizin beruht also auf dem Gedanken einer individuellen Reaktion des Organismus gegen die Aufsenwelt, sowohl in Form der Krankheitsursachen als der Arzneien, und den einer ähnlichen Reaktion der verschiedenen Organismen gegen einander, so dafs Paracelsus alle Thätigkeiten des Gesundheits- Krankheits- und Heilungsprocesses unter dem Bilde organischer Gegensätze darstellt.

Kann man sich nun allerdings mit diesen Ansichten, getragen von ächt wissenschaftlicher Forschung,

einverstanden zeigen, so mag es doch erlaubt sein, eine andere gegenüberzustellen, theils als Berichtigung einzelner Abweichungen, theils zugleich als Erklärungsgrund der Paracelsischen Medizin. Das Princip des Paracelsus ist: das Wesen und nichts als das Wesen in allen Phänomenen des Natur- und Menschenlebens zu wollen. Diesen grofsen Willen, welcher die Gesammtheit seiner einzelnen Aeufserungen befruchtet, personificirte und individualisirte er auf die mannichfachste Weise; und die geschaffenen Worte, welche die *eine* Idee in den einzelnen Begriffen bezeichnen sollten, bilden seine Terminologie. Das Wesen aller Phänomene des Natur- und Menschenlebens hatte er nicht *begriffen*, sondern er hatte es nur in unmittelbarer Anschauung. Der Begriff des Wesens gehörte auch nach ihm zu den „*Magnalibus Dei*". So nun konnte er den beharrlichen Willen, ins Innerste der Natur des Menschen nach allen Sphären zu dringen, weder sich noch seiner Zeit anders verwirklichen, als durch bildlich vergleichende Beweise, weil die gleich nothwendige Kenntnifs des Faktisch-empirischen ihm fehlte und fehlen mufste und sollte, was aus ihm selbst und aus der Geschichte der Medizin vor und nach ihm sich ergiebt. Paracelsus griff nun, seinem hohen Genius gemäfs, nach dem grofsartigsten Bilde, um das Wesen des Menschen in Gesundheit, Krankheit und Heilung zur Anschauung zu bringen, nämlich zu dem des Mikrokosmus und Makrokosmus. Aus dem Vergleiche dieser beiden quollen ihm in wirklich bewunderungswürdiger Fülle und in zahllosen Metamorphosen seine Darstellungen des Wesens der Erscheinungen. Diese Vergleiche nahm er für das gefundene Wesen selber. Mikrokosmus (Mensch) und Makrokosmus (Natur) waren ihm zwar jede für sich selbstständig; allein die Harmonie beider, des Alls, lag doch all' seinen Bestrebungen so wesentlich zum Grunde, als das Wesen selbst ihm an sich nur eine Einheit war. Wäre dem nicht so, alsdann hätte er das Wesen des Mikrokosmus nicht in dem Wesen des Makrokosmus anschauen, er hätte nicht die Befriedigung des Strebens nach dem Wesen der Erscheinungen in dem Vergleiche beider finden können.

So die Bedeutung des Makrokosmus und Mikrokosmus für Paracelsus aufgefafst, rechtfertigt sich wohl als wahr, was Ref. in seinen „Elementen" über Paracelsus gesagt, und was der Verf. wegen der Kürze wohl mifsverstanden hat. Eben so scheinen Jahn und der Däne Severin aus ähnlichen Gründen wegen ähnlicher Behauptungen nicht des Irrthums anzuklagen (§. 72.). Die Stelle Severin's nämlich, welche der Hr. Verf. wohl meint, und von der Sprengel auch den Sinn giebt, heifst: „*Idea medicinae philosophicae, fundamenta continens totius Doctrinae Paracelsicae, Hippocraticae et Galenicae Erf.* 1616. 8. *p.* 34.": *Medicae artis amplitudo magna est, Universam enim harmoniam totius Creaturae contemplatur et* (*p.* 35.) *divina quadam Analogia majoris mundi dispositionem tanquam parentis, Microcosmo accommodat.* Dies Werk des Dänischen Leibarztes ist überhaupt für Paracelsische Medizin stets mit der höchsten Achtung zu nennen, da unter den Anhängern des Paracelsus zu der Zeit (die erste Ausgabe erschien 1570 gleichzeitig mit dem Antiparacelsischen Repräsentanten, den Disputationen des Th. Erast) Severin ihn auf die würdigste Weise gefeiert hat, indem er mit ächt wissenschaftlichem Geist, und gediegener, unter Paracelsus sonstigen Schülern nirgends zu findender Klarheit, die wesentlichen Ideen des Paracelsus, den wahren „Balsamus" seiner Schriften, ohne seine schroffe Sprache und Terminologie, organisch verarbeitet, wiedergegeben hat.

Die wahre, ganze Bedeutung von Makrokosmus und Mikrokosmus für Paracelsische Medizin wird aus den an vielen Stellen des Werkes gegebenen Citaten nicht so klar, als der Verf. wohl glaubt; sie belegen auch nicht immer ganz seine Ansicht. Auch wäre es nicht schwer, Stellen den angeführten gegenüber zu stellen, welche die Identität von Makrokosmus und Mikrokosmus bewiesen. Stellen, welche dafür sprechen, stehen (*opera I.* 339 *folio. Strafsburg*): „denn es mufs die Vergleichung *Microcosmi* und *Macrocosmi* mit einander übereintreffen; solches aber zu offenbaren, erfordert ein Buch, dreimal so grofs, als die ganze Bibel; oder (*I.* 615 *fol.*) „Wie sich von einander scheiden die grofse Welt und der Mensch, und ist doch Ein Ding, so scheiden sich auch von einander der Mensch und die *matrix*"; oder (*I.* 230 *fol.*). „Der Arzt soll stehen in des Himmels, des Wassers, des Luffts und der Erden Erkenntnifs, und aus denselbigen den *Microcosmum* und auf solche Erkenntnifs sein gewissey vertheidigen". — Da endlich nach dem Verf. selbst der Gegensatz von Mikrokosmus und Makrokosmus der Grundgedanke ist, welcher in allen seinen (Par.) Darstellungen zu finden ist, so wäre es ein Verdienst mehr gewesen, welches

der Hr. Verf. sich erworben hätte, wenn er den einer besondern Untertheilung (die §. 22 ff. gegebene kann doch nicht genügen) diesen Gegenstand zu einem Ganzen verbunden dargestellt hätte, wodurch die Sache zwar schwieriger, aber übersichtlicher geworden wäre.

In der Abtheilung „*Physiologie des Paracelsus*" handelt der Verf. zunächst von den „Grundsäulen seiner Medizin", deren er nur *drei* angiebt: Philosophie, Astronomie, Alchemie. Die vierte, die „*virtus*" übergeht er merkwürdigen Weise, obgleich Paracelsus von ihr sagt: „sie trägt und erhält die drei andern in ihrem Grunde". Sie gehört daher wesentlich zur Paracelsischen Medizin, so gut wie die andern.

Die *Philosophie* ist nach den oben Gesagten dem Paracelsus nichts anderes als die Erkenntniss des Wesens in allen Dingen, des Grundes der Natur. Deshalb nennt er sie einmal auch, was das Hr. Verf. angiebt, die „unsichtige Natur"; dann aber auch, was in Bezug auf die Identität von Natur und Geist wichtig ist, bezeichnet er das Wort „Licht der Natur" für „Vernunft". Das Licht der Natur ist allein die Vernunft und nichts anderes (*II. 67 fol.*) und (*III. 375 fol.*) „es ist das Licht der Natur und das Licht ist Gott". Zur Lächerlichmachung der Galenisch-scholastischen Philosophie hat er sehr charakteristische Bilder. Er sagt in einer vom Vf. citirten Stelle: das sind die Philosophen, die um einen Schwanz machen, der nur hinten am Baum hängt und nichts soll. Also liegen sie *ausser* in der Philosophie und nicht in der Philosophie". Auch auf von diesen gilt, was er (*I. 210 fol.*) sagt: „Ein Experimentator ist ein verzweifelter gerathwohler Hoffer. Ist es doktorisch oder mörderisch solch' Lernen?" — Die vom Vf. citirte Stelle über das Experiment (§. 8.) bitte zu vergleichen mit der, welche steht *III.* 300. *Chir. magna fol.* — In dem zweiten Grunde der Medizin, der *Astronomie*, hat es Paracelsus, wie der Verf. richtig bemerkt, auch besonders mit Makrokosmus und Mikrokosmus zu schaffen, wovon schon die Rede war. Doch ist nicht zu übersehen, dass er unter Astronomie besonders „*Meteorica*" versteht, die Lehre von den „obern Phänomenen".

Was der Verf. über den dritten Grund der Arznei, über die *Alchemie* sagt, ist übereinstimmend mit den Ansichten des Paracelsus; die Citate beweisen es. Aber er fasst dieselbe nicht in der tiefsten Bedeutung auf, welche sie für die Generation des Einzelnen und für Weltschöpfung hat. Das Genialste findet sich in seiner sogenannten „*Philosophia ad Athenienses*". „*Separatio*" nennt er die Gebärerin aller Dinge, die Erzeugerin aus dem *Mysterium magnum*, und heisst sie das grösste Wunder der Philosophie. Er gebraucht hinsichtlich dieser „Scheidung" das Bild der Mischung von Essig und Milch, sagt, dass dieses ein göttlich Gleichniss (*II. 3 fol.*). — Weiter redet nun der Hr. Verf. unter der Ueberschrift „physiologischer Process" (§. 21.) von diesem, dem Verhältniss des Geschlechts (§. 27.), dem Assimilationsprocess (§. 28.) von dem Begriff des Giftes (§. 29.) u. s. w. Viel Neues, Interessantes, Gedankenreiches findet sich hierin über und aus Paracelsus; allein Vollständigkeit kann wohl nicht die Absicht des Verf. gewesen sein. Wenig ist gegeben aus der Fülle seiner tiefen Ideen über die Zeugung und Assimilation, nichts über die *Transplantation*, über Leben und Tod, über specielle Physiologie der Organe, über den Unterschied von Mensch und Thier, über Anthropologie und Psychologie überhaupt, über welche Gegenstände Paracelsus neben sehr vielen Monströsen auch das Schönste klar und einfach ausspricht. Obgleich endlich der Vf. in der „Pathologie und Therapie" wichtige Stellen über die „*Anatomey*" des Paracelsus beibringt, hätte er doch gewiss noch mehr Aufklärung über den Begriff derselben geben können. Paracelsus bedient sich des Wortes „Anatomey" in verschiedenem Sinne, selbst für Lehre von Makrokosmus und Mikrokosmus. Im höchsten Sinn genommen drückt die Anatomey die Idee der Harmonie von Mikrokosmus und Makrokosmus aus (*I. 268, 374; III. 635. Chir. fol.*) und ist ihm Physiologie in umfassendster Bedeutung. Diesen Begriff von Anatomie unterscheidet er sehr wohl von dem gewöhnlichen (*Anatomia localis*), indem er öfters sagt, *II. 166 fol.*: wir machen über mit *Anatomiam Italorum id est Cadaverum*. Die *localis Anatomia*, sagt er *III.* 260. *Chir.* sei auch nöthig zu wissen. „Aber der lebendige Leib ist es, der die Gesundheit und Krankheit anatomiziren lässt, und nit der todte; und der lebendige Leib erfordert eine lebendige Anatomey." —

Von §. 31 — §. 48. stellt der Verf. die *Pathologie* und von §. 49—68. die *Therapie des Paracelsus* dar. Bei demselben Interesse für den Gegenstand und das Werk, würde es doch zu weit führen, gleich schwer von diesem Theile zu scheiden, wie von dem physiologischen. Wissenschaftlicher Ernst, welcher die Gründlichkeit be-

zweckt und dem Wesen nach meist erreicht, läfst sich auch hier nicht verkennen, weder in der eigenen Auffassungsweise noch in den Beweisstellen; jedoch stellt sich das Ganze so dar, dafs man es lieber mit einem schönen Netzgeflechte, als mit einem festen, vollständig in einander gegliederten Bau vergleichen möchte. Demgemäfs entwirft der Hr. Verf. Paracelsus Lehre von den Elementen, der Generation der Krankheiten, der Widerlegung der Theorie der Alten, des Organismus der Krankheit, der Immaterialität, Individualität derselben, der Heilkraft der Natur, des *Arcanum*.

Die Zerstörung und Entfernung der Individualität des Krankheitsprocesses giebt die Grundidee der Paracelsischen Medizin (§. 61.). In Uebereinstimmung mit seinen physiologischen Principien ist nun bei Krankheiten und *Arcanis* der natürlich innere *Balsamus* (*Mumia*, *Manna etc.*), immer auf individuelle Weise, das wesentlich Thätige und Wirksame. Alles was Paracelsus in Pathologie und Therapie aufstellt, erscheint als Produkt dieser einen allgemeinen Grundidee. Sehr treffende Stellen aus Paracelsus sind in Menge angeführt; die derbsten sind oft die bezeichnendsten.

Die Krankheit ist ihm ein Positives, nicht Negatives, etwa nur Mangel an Gesundheit; ist ihm ein selbstständiges Naturprodukt. Wie die Natur Blumen und Früchte treibt, so wächst ihm auch die Krankheit und das Heilmittel. Der Arzt ist in seiner Kunst, wie die Erde, die solche Möglichkeit hat (*III.* 215; *Chir.*). Jede Krankheit nennt er daher auch „die Frucht des Todes" (welcher ihm auch etwas selbstständiges, nicht nur das Aufhören des Lebens, ist) und sagt: „wie dem Baum ist, so ist jeder Krankheit. Will der Tod hervorbrechen, so giebt er anfänglich Zeichen, es schiefsen Sprossen, dann andere Zeichen, das ist Laub, darnach andere, das ist Blüth, und so bis zum Ende in der rechten Frucht. Arzt mufs diese natürliche Weisheit haben (*II.* 201 *fol.*).

Am Schlufs dieser Bemerkungen über die Darstellung des Systems des Paracelsus für sich, welche Arbeit besonders in unserer Zeit zum Selbststudium dringend zu empfehlen ist, noch die Bemerkung, dafs sich nur Citate des Paracelsus aus den ersten *sechs* Bänden der Hasenschen Quartausgabe finden, welche doch, ohne die chirurgischen Bücher, *zehn* Bände hat. Nur in dem §. 68., bei Gelegenheit einiger Aufsetzungen über Paracelsus Bedeutung in Betreff auf Seelenkrankheiten, ist der neunte Theil citirt; doch scheint hier die Abhandlung „*de lunaticis*" *etc.* zum Zweck des § besonders nachgeschlagen zu sein. Durch die Berücksichtigung der „*Chirurgia magna*", d. h. des ganzen dritten Theiles der Fol.-Ausgabe, hätte die Arbeit nur gewinnen können, da Paracelsus in derselben seine medicinischen Ideen am entschiedensten und entscheidendsten niedergelegt hat; und diese Bücher die sicherste Autorität für sich haben, indem sie von ihm selbst bei Lebzeiten noch, und in seiner fruchtbarsten Zeit (1536—1537.) edirt sind. Man mufs sich über diese auffallende Erscheinung wundern, da nach dem Ausspruch, dafs „Niemand die Werke des Paracelsus gründlich studiert", es doch nicht denkbar ist, dafs dem Hrn. Prof. Schultz die grofse Chirurgie nicht durchaus bekannt sein sollte.

Der Verf. spricht in dem kurzen §. 68. die Behauptung aus, dafs „die selbstständige Ansicht des Paracelsus von den Geisteszerrüttungen, auf wissenschaftliche Weise weiter entwickelt, der alleinige Grundstein dieses Zweigen der Arzneikunde sei". Da es nicht des Verfs. Absicht ist, in das Einzelne zu gehen, so stehe nur die Bemerkung, dafs allerdings das Princip: die Natur der Dinge aus ihnen selbst und ihren innern Bestimmungen zu erklären, auch hier das leitende ist. Uebrigens ist das gründliche Studium der Ansichten des Paracelsus über Seelenkrankheiten eines der allerschwierigsten, weil ohne vorher feststehende Kenntnifs seiner anthropologischen und psychologischen Ideen, ohne Mitberücksichtigung der über Wahnsinnige und Besessene herrschenden Ansichten der Kirche und Scholastik, nicht viel zu machen ist.

Im *zweiten* Abschnitte (dem vergleichenden) folgt man mit Vergnügen durch die scharfsinnigen Ansichten, welche er entwickelt über das Verhältnifs der Paracelsischen und Galenischen Medizin, über den Einfluss des Paracelsus auf die neuere Medizin (wo man überall Ausgezeichnetes über Paracelsus in praktischer Hinsicht begegnet) über J. B. v. Helmont, der wenigstens S. XVI. doch nur leicht beurtheilt wird, über Stahl, Fr. Hoffmann, Boerhaave, über John. Brown, der fast übersprungen wird.

(Der Beschluss folgt.)

Nro. 35.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## *Die homöobiotische Medizin des Theophrastus Paracelsus, in ihrem Gegensatz gegen die Medizin der Alten, als Wendepunkt für die Entwickelung der neueren medizinischen Systeme und als Quell der Homöopathie, dargestellt von Carl Heinrich Schultz.*

(Schluſs.)

Das nähere Eingehen wird wohl nicht gefordert werden können, weil in den „Elementen" des Refer. ausführlicher sich über diese Zeit der Geschichte ausgesprochen ist, und im Allgemeinen eine Sympathie der Geschichtsansicht, als Entwickelungsgeschichte, statt findet. Im Einzelnen sind freilich wesentliche Differenzen, in welchen bald der Prof. Schultz, bald der Ref. glücklicher zu sein scheint. Wie kann das auch anders sein! Sagt doch schon Paracelsus: der Geist geistet nicht in Einem allein, sondern wo er will.

Mit §. 105. geht es fort zur *Homöopathie*, und wird polemisirt über ihre Widersprüche, ihren Inhalt, ihre praktische Bedeutung, über das Verhältniſs zum Staat, Erlaubniſs zur Praxis, Selbstdispensation der Arzneien u. s. f. bis §. 140. Das Wesentlichste der ganzen Sache ist: zu beweisen, daſs das praktische Princip des Paracelsus der Quell der Homöopathie sei (§. 106.) und zwar in verkrüppelter Gestalt (§. 107. und X.) als falsch aufgefaſstes Faktum — und als systematisch entwickeltes Miſsverständniſs. Dies alles „glaubt" Hr. Schultz „zur vollkommensten Ueberzeugung dargethan zu haben" (XIII.). Er sagt, daſs die Homöopathie durchaus nichts anderes sei, als eine Verbindung des empirisch entwickelten und wissenschaftlich miſsverstandenen Principe der Paracelsischen Praxis und der Hippokratischen Theorie der Complexion der Qualitäten.

Wenn man nun auch des Vfs. kritisch-neuen, und nur von Jörg und Simon jun. gar leicht angedeuteten Untersuchungen über diesen Gegenstand beistimmt; wenn man auch zugiebt, daſs das wesentlichste Moment der Homöopathie die Verkehrung der Paracelsischen Praxis ist; wenn ferner, daſs es zur Paracelsischen Methode gehört, daſs eine individuelle, *gesunde Reaktion* die Krankheit zerstört, bei dem Hahnemann aber auf unbekannte Weise eine Krankheit vernichtet wird durch die Arzneien, wenn auch die Hahnemannsche Deutung des Ausdrucks „*similia similibus*" nur die Verkehrung des Paracelsischen Begriffs ist — so ist mit all' diesen Zugeständnissen doch noch nicht erwiesen, selbst nach dem, was der Verf. S. X sagt, daſs Hahnemann die Grundidee seines Systems wirklich aus Paracelsus selbst geschöpft habe. Ja, wenn noch Oel in's Feuer gegossen wird durch Citirung neuer Stellen aus Paracelsus, welche obige Aussprüche des Hrn. Schultz bestätigen, als da sind: z. B. *III.* 588. *Chir. fol.*, wo es heiſst (auch in Bezug auf die Heilung des Kropfes durch Jodine wichtig): *quia ex mineralibus est generatio et potissimum ex sale, talia quoque medicamina applicanda*; ferner *III.* 227. *Chir.*, wo es heiſst: „Die Krankheit begehrt nicht, ihren Fechtmeister zu haben, sondern ein Fünklein, das sich stärkt oder schwäche, wie das Fünklein im Stroh. Nicht die Quantität soll betracht' werden, sondern das Fünklein, als ein Element, das sein Widerwärtiges verzehrt und macht sich stark und groſs, so sein Feind stark und groſs ist" — so ist doch die Nothwendigkeit nicht einzusehen, daſs Hahnemann unmittelbar aus Paracelsus sein Princip, noch dazu als ein gänzlich verkehrtes, habe.

Sollte die Homöopathie nicht aus den letzten Decennien der Medizin haben hervorgehen können? Sollte die Homöopathie nicht Folge des Zustandes der Medizin sein, in welcher die Einseitigkeiten des Dynamischen und Materiellen sich nach und nach, durch den steten Kampf gegeneinander, so aufgerieben hätten, daſs das Wesen beider *so* zu Nichts geworden sei, wie die Dosen der Homöopathie es sind? Sollte sie nicht vielleicht

als mahnende Stimme in die auseinanderfallende „Deutsche Medizin" hineinschallen, und sollte nicht die traurige, wissenschaftlich-abgezehrte Gestalt der Homöopathie die laute Offenbarung sein des Zustandes der Deutschen Medizin, welche solch System erzeugt werden lassen konnte? Es sei dies Alles nur fragweise gestellt, weil die etwanig beweisende Ausführung hier nicht an der Stelle ist. Ist die Homöopathie kein rein subjektives Ding, so ist es um so mehr Unrecht, ihr auch kein gutes Haar zu lassen; damit vergiebt man der Medizin selbst am meisten. Will man sie ein Uebel nennen, so theilt sie auch das Gute jedes historischen Uebels. Paracelsus sagt: „Das Gift mufs vom Guten geschieden werden. Ihr lafst's bei einander; es mufs geschieden werden. In allen guten Dingen liegt auch Gift". —

Im dritten Abschnitt, systematischer genannt, giebt nun endlich der Verf. von §. 140. bis zum Schlufs §. 220. Elemente einer Aenderung des drückenden Zustandes der Medizin durch die „Entwickelung des Inhalts der Deutschen Medizin". Es zeigt sich auch hier wieder, dafs nicht nur von Wissenschaftlichkeit geredet wird, sondern dafs es auch zur That kommt, weil er die Mühe des Denkens nicht scheut. Die Grundlage der „Deutschen Medizin" ist nun nach §. 140. die Einheit des Paracelsischen und Galenischen Elements. Der ausgesprochene Gegensatz dieser beiden Elemente mufs darin in harmonischer Auflösung und Verbindung enthalten sein. So wird die „Deutsche Medizin" ein wissenschaftlicher Organismus, und mufs vom physiologischen Grund und Boden ausgehen. Unter der Ueberschrift „Organismus, Innenwelt" (§. 150—§. 190.), setzt nun der Verf. besonders die Hindernisse der Erkenntnifs des Organismus auseinander und die Gründe des Zwiespalts zwischen theoretischer und praktischer Medizin. Am wichtigsten ist der, dafs man nicht dahin gekommen war, das organische Leben als einen, sich aus sich selbst entwickelnden Proceſs zu begreifen und von dem Leben der Aufsenwelt in seiner eigenen Energie zu unterscheiden, und auch das Unzureichende wird gezeigt in Annahme von Lebenskräften der Materie gegenüber, wie das des Dynamismus und Chemismus. Als „Anforderung, welche die Medizin an die Physiologie zu machen hat", stellt er den Satz auf (§. 161): So gut, als der gesunde Organismus in den kranken übergeht, ebenso gut mufs ein objektiver, wissenschaftlicher Uebergang und Zusammenhang zwischen Physiologie und Pathologie sein. Bei der Erklärung des organischen Lebensprincips (§. 163.) darf man jedoch nicht aus dem Organismus herausgehen, sondern mufs ihn aus seiner eigenen Substanz erklären und begreifen (eine Paracelsische Idee). Das alleinige Grundgesetz alles organischen Lebens ist die *Selbst*attraktion und *Selbst*repulsion in der organischen Substanz; und der Uebergang der Attraktionen und Repulsionen der Aufsenwelt in jene, ist zugleich der Uebergang der Aufsenwelt zum Organismus, ebenso in dem Zeugungs- wie Assimilationsproceſs. Es genüge diese Andeutung der Grundbegriffe, aus welchen die übrigen sich entwickeln, theilweise schon aus früheren Schriften des Hrn. Schultz bekannt. Ob die Ausdrücke: „Autapokruse" und „Autepispase" sich zum Bürgerrecht hindurcharbeiten werden, steht zu bezweifeln, sowie auch der Ausdruck: „*homöobiotische* Medizin des Paracelsus" nur hinsichtlich des Vergleiches mit der *Homöopathie* gebraucht werden dürfte, da er für die Medizin des Paracelsus zu eng erscheint und *der* „Paracelsische Medizin" immer der beste bleibt.

Nach den Prinzipien der „Innenwelt", des Organismus, handelt der Verf. auch von der „Aufsenwelt" und betrachtet sie in ihren eigenen Gesetzen (§. 191—195.). Drittens endlich betrachtet er das Verhältnifs der Innen- und Aufsenwelt in Gesundheit und Krankheit (§. 195—§. 220.), giebt einige Gesetze der Wechselwirkung, spricht in eigenen Abschnitten über Krankheit, Arznei, Heilung und die drei Methoden derselben, sich stützend auf seine physiologischen Ideen, besonders auf die der Selbstattraction und Selbstrepulsion.

Es entschuldigt sich wohl, nicht kritisch dem Verf. zu folgen durch alle Einzelnheiten; und dies um so mehr, da der ganze Abschnitt „der Entwicklung der Deutschen Medizin" so gehalten ist, dafs man das Schicksal derselben der weiteren Ausführung des Hrn. Verfs. und dem Willen der Geschichte überlassen mufs. Es ist diese Gabe auch eine Weise der gährenden Sehnsucht in der Medizin unserer Zeit: das zu wollen, was sie nicht hat. — Wer wird diesmal die Braut heimführen und erkennen? Gewifs keiner der Alten! — Paracelsus sagt: „aus altem Lorbeerbaum kann nit junger Sambucus werden".

H. Damerow.

## XIX.

1) *Ueber geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile. Von C. Ritter, Dr. u. Prof., Mitgl. d. Akad. d. Wissenschaften u. s. w. Berlin* 1829. 4.

2) *Bemerkungen über Veranschaulichungsmittel räumlicher Verhältnisse bei graphischen Darstellungen durch Form und Zahl. Von demselben.* 1828. *Berlin* 1831. 4.

3) *Die ersten Elemente der Erdbeschreibung für den Gebrauch des Schülers in den untern Lehrklassen auf Gymnasien u. s. w.; von Dr. Heinrich Berghaus, Prof. an der k. Bau-Akademie zu Berlin u. s. w. Berlin* 1830. 8.

Nachdem die Erdrinde ihrer innern Bildung nach durch die vielfältigen geognostischen Bemühungen aufgeschlossen worden und hiernach wenigstens eine gewisse Gesetzmäfsigkeit derselben als unbestreitbar angenommen werden kann, scheint nunmehr auch die äufsere Erdoberfläche dem innern Sinne näher zu kommen und als ein geregelte Bestimmungen ausdrückendes Ganzes erkannt zu werden. Wenn in dieser Hinsicht die gegenseitige Lage der beiden Haupttheile unsers Planeten, des festen und flüssigen und deren quantitatives Verhältnifs zueinander schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so ist doch erst in Folge tiefergehender neuerer Forschungen anschaulich geworden, dafs auch die scheinbar regellosen Figuren, welche die verschiedenen Theile der Erdoberfläche bilden und die Stellung dieser Theile zueinander und zum Ganzen, den Typus eines sich wechselseitig bedingenden Gliederbaus ausdrücken, und als mannigfaltig prädestinirend auf die Entwicklung des ganzen Erdlebens sich darstellen. In solcher Beziehung ist der Grundbau der geographischen Wissenschaft in jüngster Zeit vornämlich durch die oben angeführten, von ihrem Verf. in der hiesigen Akad. d. W. gelesenen Abhandlungen erweitert worden, von deren Inhalt wir deshalb durch Mittheilung einiger Hauptmomente desselben wenigstens eine annähernde Vorstellung geben wollen.

Die Betrachtung der vertikalen Gliederung der Erdoberfläche einer andern Gelegenheit vorbehaltend, hat derselbe, wie schon der Titel der ersten Abhandlung anzeigt, in dieser sich vornämlich mit der horizontalen beschäftigt, indem er zuerst den so merkwürdigen Gegensatz der beiden Hauptformen unsers Planeten und die Gruppirung der Erdmassen unter bedeutungsreichern Beziehungen nachweiset als dies bisher geschehen, und hierauf die Erdtheile, sowohl in Hinsicht ihrer Stellung als in Rücksicht ihrer Gröfse und wagerechten Ausbreitung auf eine für das erste wie für das tiefere Studium der Erdkunde gleich fruchtbare Weise schildert.

Ausgehend von der schon früher vornämlich durch Forster angeregten und von Steffens eigenthümlich fortgeführten Betrachtung, dafs im Gegensatze der Lage des Oceans das Land mehr den Norden umlagere als den Süden, mehr gegen unsern Osten sich zusammendränge als gegen unsern Westen, bemerkt er zuvörderst, dafs aus diesem allgemeinen Doppelverhältnisse der Vertheilung, die Anordnung einer nordöstlichen Landhalbkugel und einer gröfsern südwestlichen Wasserhemisphäre sich von selbst ergebe, eine continentale und eine pelagische Seite unsers Erdballs; deren Scheidung durch eine breite Zone bewirkt werde, die über Wasserflächen und Gestadeländer hinziehe, namentlich die Südenden Amerika's, Afrika's und Asiens und vereinzelte Glieder wie Madagaskar, die Sundischen, Japanischen und Kurilischen Inseln, Californien u. a. umfasse, den Gleicher zweimal durchschneide, im Nordosten der Mosambikstrafse und im Küstenmeere von Peru, und nur an zwei Stellen ganz durchbrochen werde, in seiner gröfsten Annäherung zum Nordpole durch die Beringsstrafse und in der kleinsten zum Südpole durch den Aethiopischen Ocean. In der Mitte jener Landhalbkugel liege der durch seine gesteigerte Civilisation alle andern Erdräume beherrschende Erdtheil, möglichst vielseitig die grofse Continentalform des Planeten tangirend; während im Centrum der grofsen Wasserhemisphäre die Antipoden Europa's, die Australischen Gestade und Inselgruppen sich befinden, und zwar aufserhalb aller natürlichen, frühzeitig sich entwickelnden Berührungen mit dem Continentalkreise. Hiernach sei schon aus der blos räumlichen Stellung beider Hemisphären zueinander zu entnehmen, einerseits die grofse Aneignungsfähigkeit Europa's für die Mannigfaltigkeiten der übrigen Landwelt, insbesondere die frühere Zeitigung universeller Cultur zu rückwirkender allgemeinerer Ausbreitung; andererseits, dafs erst nach Entstehung vollendeter Kunstmittel Oceanischer Schiffahrt die Australische Inselwelt in den Kreis allgemeiner Civilisation

eintreten konnte. In der gleichartigen Zusammenstellung jenes scheidenden Gürtels von vielfach verengten, theilweise oder ganz zerrissenen Gliedern, denen die Vortheile eines allgemeinen Landzusammenhanges mangeln, drücke sich aber sowohl die Abwendung von der continentalen Erdseite als die Annäherung an die oceanische Südwelt aus, während derselbe zugleich, in welchen z. B. die Region der Monsune falle, in Rücksicht der klimatischen Verhältnisse, die über der einen Halbkugel einen Wolkenhimmel mit hängenden Meeren, über der andern einen continentalen Lufthimmel gestalten, die allgemeinsten und regelmäfsigsten Ausgleichungen gewähre.

Ein anderes von der Vertheilung des Landes und Oceans ganz verschiedenes Verhältnifs sei das der Gruppirung der Erdmassen, welches aufser der im Nordosten vorherrschend gewordenen Masse des Continentalen auch das für Länderbildung wichtig gewordene Phänomen der Massenanhäufung gegen die gemeinsamen Mitten und der Zerspaltung an den Umsäumungen der Peripherien offenbare. Jenseits des nördlichen Polarkreises breiten sich die beiden Vesten dergestalt aus, dafs ihre auslaufenden Spitzen bis auf geringe Strecken sich einander nähern, während nach dem Süden zu die Continente sich verengen, die Erdtheile in keilförmig sich zusammenziehende Glieder auslaufen, gegen den grofsen Wasserkreis hin aber nur Inseln als letzte Repräsentanten der Continentalform sporadisch auftreten, bis auch diese im freien Oceane in blofse Klippen zersplittern oder gänzlich verschwinden. Dieser Gegensatz von Ausdehnung und Zusammenziehung nach Mitte und Enden, mit dem strahligen Auseinandergehen der Erdflächen von einem gemeinsamen, aber in die alte und neue Welt gesonderten Stamme gegen die Glieder hin, geben der Gesammtgruppirung ihren Hauptcharakter und äufsern auf die Entwickelung des Ganzen, wie der untergeordneten Theile den entschiedensten Einfluss, welcher noch durch das zum räumlichen Drittheil gröfsere Uebergewicht der Gewässer über die trockenen Flächen gesteigert werde. Die arktischen Länderbreiten seien indessen einander nicht blos räumlich, sondern wahrscheinlich auch geognostisch nahe, ihre organischen Bildungen durch einander genäherte Formen bedingt, zeigen in den Haupttheilen beider Vesten verwandtere Gruppen, als sonst wo, und die Völkerschaften selbst fügen sich dieser ursprünglichen Verwandschaft. Auch nicht blos die arktischen, sondern alle, gegen den Norden vorragenden Enden der ihm nahen Erdtheile, weil sie mehr der gemeinsameren Mitte zugestreckt liegen, seien in ihren Gesammterscheinungen sich näher verwandt, als die Südenden dieser Erdtheile, welche überall durch verhältnifsmäfsig weitere Meeresstrecken auseinanderrücken und deshalb, obschon unter gleichen Breiten, vielfach sich unterscheidende, und in sich abgeschlossene Welten darbieten. Das strahlige Auseinanderlaufen und die Gliederung des Umkreises der Landhalbkugel stelle an den äufsern Enden der Gruppirung mehr natürliche, contrastirende Abtheilungen fest, die von der doppelten Form des Festen und Flüssigen bedingt seien, als gegen ihre gemeinsame Mitte hin, nach welcher zu die Verschiedenartigkeit vielmehr abnehme, übergreifende Verhältnisse aller Art eintreten, in der Mitte selbst aber als Schauplatz der klassisch gewordenen Weltgeschichte derjenige Erdtheil hervortrete, welcher in doppelter Hinsicht durch seine Stellung zur Gesammtgruppirung aller Landschaften zu der Bestimmung vorgebildet worden, die er erfüllt, nämlich das Kontrastirende aller Länderräume in physikalischen und historischen Erscheinungen auszugleichen. Dieserhalb habe die Ausbreitung der continentalen Mitte nicht vollkommen, nicht ohne alle Unterbrechung sein dürfen, weil ihr sonst die Fähigkeit des Ineinandergreifens in die anderen Formen gefehlt haben würde, die zur mannigfaltigen Entwickelung ihrer Länderbreiten ebenso nöthig gewesen sei, als zur reichsten Ausstattung ihrer äufsern Umsäumung. Meerengen, Golfe, mittelländische Meere, selbst unfreie Theile des Oceans unterbrechen deshalb die Mitte, und führen dieselbe dem oceanischen Weltverkehr der Zeit nach, durch Fortbewegung auf dem flüssigen Elemente wieder näher, als dem Raume nach der Fall sei, wodurch Europa den eigenthümlichen Vorzug bekommt die Vortheile der centralen Länderstellung mit der peripherischen zu vereinigen, gegensätzlich davon andere Localitäten, z. B. die Chinesische bei reichlicherer Mitgift anderer Art, der Anlage für eine universelle Entwickelung entbehren.

(Der Beschluss folgt.)

Nro. 36.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

1) *Ueber geographische Stellung und horizontale Ausbreitung der Erdtheile. Von C. Ritter.*

2) *Bemerkungen über Veranschaulichungsmittel räumlicher Verhältnisse bei graphischen Darstellungen durch Form u. Zahl. Von demselben.*

3) *Die ersten Elemente der Erdbeschreibung für den Gebrauch des Schülers in den untern Lehrklassen auf Gymnasien u. s. w.; von Dr. Heinrich Berghaus.*

(Schluss.)

Dies lichtvolle Bild von der Stellung Europa's erweitert der Verfasser weiter unten durch eine Skizirung dieses Erdtheils in Hinsicht seiner wagerechten Ausdehnung, indem er bemerkt: dass, obwohl der kleinste der Erdtheile, er doch am mannigfaltigsten gestaltet, Verzweigung, Individualisirung seiner Länderräume und nicht blos seiner Umsäumungen sein Hauptcharakter sei. Sein von Osten nach Westen langgedehnter, aber verhältnifsmäfsig sehr schmaler Stamm nehme gegen Westen hin immermehr an Breite ab, und sei durch einschneidende Meeresarme und Mittelmeere in viele grofse und kleine Halbinseln getheilt, von denen einige wieder in sich gesondert seien, namentlich Griechenland, welches die Gestadebildung in höchster Entwickelung zeige. Die von Europa eingeschlossenen Binnenmeere, welche sein inneres Land mit dem Ocean möglichst weit verbinden, machen etwa die Hälfte des Areals seiner trockenen Länderräume aus; seine Küstenbegränzung sei die relativ gröfste von allen Erdtheilen, sein Gestade das am reichsten entwickelte und zugänglichste, die Inseln längs desselben seien wahre insularische Erweiterungen des Kontinents, wogegen z. B. die am Gestade Südostasiens liegenden ohne bedeutende Wechselwirkung mit dem Festlande stehn.

Wenn sich nun so beschliefst der Verf. seine Abhandlung, schon in Hinsicht der horizontalen Form der Erdräume, eine eigenthümliche Entwickelung, Steigerung der Verhältnisse und Individualisirung jeder Erdstelle nachweisen lasse, so könne auch die Entwickelung aller übrigen Erscheinungen derselben nur als durch diese Grundlage bedingt gezeigt werden; aber erst beide Dimensionen, die horizontale und die vertikale im Zusammenhange ihrer Bildungen und Einwirkungen betrachtet, vermögen zu einer vollen Anschauung des Planeten zu führen, zu einem natürlichen Systeme geographischer Wissenschaft.

Die *zweite* Abhandlung des Verfs. kann gewissermafsen als eine Fortsetzung der ersten angesehn werden, insofern er in derselben nachweiset, auf welche Art eine Anwendung jener allgemeinen Verhältnisse der Erdoberfläche auf die Betrachtungsweise der räumlichen jedes besondern Landtheils, durch eine besonnene Benutzung der geometrischen Figuren und numerischen Werthe für physikalische Räume zu gewinnen sei.

Bisher habe man in der geographischen Wissenschaft eine solche Anwendung von Figur und Zahl mit wenigen Ausnahmen noch nicht gemacht, indem man in der Regel bei der jedesmaligen Beschreibung stehen geblieben, ohne das Resultat derselben, nämlich den gewonnenen Begriff, für die Weiterführung der Wissenschaft zu handhaben. Es lasse sich aber auf eine folgerecht für das Ganze der Erdoberfläche durchgeführte Weise, diese, ihren horizontalen Räumen nach, bequem überschaulich in eine gewisse Anzahl der Natur ihrer Ausbreitungen entsprechender Figuren zerlegen, mit deren Combination die geographische Wissenschaft ein leichteres Spiel haben werde, als mit der unübersehbaren Masse umständlicher und schwerfälliger Beschreibungen. Rein geometrische Figuren fehlen zwar in den physikalischen Räumen, sie können jedoch als deren Kern- oder Grundgestalten angesehn werden. Zur genauern Bestimmung der geographischen Figur sind

Erdraums in Hinsicht seines horizontalen Umrisses, müsse aufser seiner geometrischen Grundgestalt auch die Abweichung derselben von dieser, die als Ueberschufs oder Mangel sich darstelle, etwa die Zeichen des Positiven und Negativen angegeben werden. Eine Vergleichung der Länderräume, welche die nämliche Grundgestalt haben, z. B. der Dreiecksländer Nord- und Südamerika, Vorderindien u. s. w. werde hiernach sogleich vor die Anschauung bringen, was sie Gemeinsames in ihren von jener Gestalt abhängigen Hauptphänomenen, in ihrer Bewässerung, Production u. s. w. haben, und wiederum eine Betrachtung derselben Länderräume nach dem + und — ihrer Abweichungen, das Eigenthümliche jeder derselben in gedachter Beziehung aufweisen. Von diesem Gesichtspunkte der geometrischen Kernfiguren der Länderräume aus, werden in Folge weiterer Forschung gewisse Classen und Classenbegriffe gleichsam von selbst entstehen, und sich in Bezug auf die Regel und Abweichung auf das bestimmteste ausbilden lassen, so dafs genau erkannt werden könne, was einer ganzen Classe, was ihren Unterabtheilungen, was den localen Individualitäten für Verhältnisse und Eigenschaften aus der Figur zukommen. Selbst zur genauern qualitativen Bezeichnung der Erdräume können die geometrischen Figuren angewendet werden, wenn man z. B. die Wasserflächen, die Räume, welche Alpenlandschaften und die Ebenen einnehmen, die Wüsten und die fruchtbaren Erdstriche, die Verbreitungssphären der Pflanzen- und Thiergattungen u. s. w. in solcher Beziehung soweit als thunlich zusammenfasse, und auch für das + und — ergänzend hinzufüge; eine Combination, welche freilich nur nach vorangegangener Specialkenntnifs der Naturbeschaffenheit der Länderräume gelingen könne, unter dieser Voraussetzung aber sich von selbst aufdringe, wie in Humboldt's meisterhafter Schilderung Südamerika's wahrzunehmen sei. Aus einer schliefslich zu verwirklichenden Gruppirung der geometrischen Figuren nach quantitativen und qualitativen Verhältnissen, mit ihren Unterordnungen aller Art, werde sich zugleich der kürzeste Ausdruck für die Charakteristik der Erdtheile und einzelner Gebiete derselben ergeben und dadurch auch die Skizzirung politischer Länderabtheilungen vorbereitet sein.

Was die Anwendung der *Zahl* zur Bildung einer geographischen Verhältnifslehre betrifft, so erinnert der Verf. zuvörderst an Analoges in der Pflanzenbeschreibung. Wie in dieser das Figuriren und Zählen der Gewächstheile zur vollendetern Erkenntnifs des ganzen Gewächsbau's führen und die Stelle der Reihe bezeichnen soll, zu welcher unter den Pflanzenformen überhaupt die in Rede stehende gehöre, weil davon ihr physikalisches Leben mit abhänge; so zeige sich auch bei jedem bestimmten Erdraume eine Anzahl physiographisch bestimmbarer und zu zählender Theile und Verhältnisse, die wesentlich zur Auffassung seiner Natur gehören, aus deren Sonderung und Gruppirung verschiedenartige oder zusammengehörige, ineinandergeschlossene Räume hervortreten. Diese Zahlenverhältnisse werden entweder die horizontalen und verticalen Entfernungen der Räume selbst bezeichnen und also auf den gemachten Messungen beruhen, oder es werden blos Zählungen verschiedener hiehergehöriger Objecte sein. Bisher habe man aber noch nicht die Gröfse der Naturabtheilungen der Erde auszumitteln gesucht, nirgends z. B. die Gröfse des continentalen rechtwinkeligen Dreiecks von Europa, dessen Spitzen bezüglich bei Bayonne, Archangel und am Nordende des Urals zu denken, angegeben im Verhältnifs zu den Gliedern dieses Erdtheils und zu den durch diese eingeschlossenen mittelländischen Meeren, Strafsen und Golfen, aus welchem Verhältnisse sich doch der verschiedene Antheil, den diese drei Hauptformen an den wichtigsten Einflüssen auf physikalische und historische Erscheinungen hatten und noch haben, leicht erkläre. Gleich jenen müfsten die Zahlenwerthe derjenigen Verhältnisse angegeben werden, in welchen die grofsen und kleinen Halbinselländer gegeneinander, gegen die ihnen zugehörigen Inseln und gegen die von den Meeren unberührten Continentalflächen in Rücksicht ihrer Gröfse stehen; eine lebendige Anschauung von der Stromwirksamkeit zu erhalten, sowohl der directe Abstand der Quellen des Flusses von seiner Mündung, als die gekrümmte Linie seines Laufs oder das Maximum seiner Entwickelung, ferner das Areal seines ganzen Gebietes u. s. w. ermittelt und auf gleiche Weise die Bezüge aller wenig veränderlichen Hauptobjecte der verschiedenen natürlichen Länderräume auf anschauliche Zahlenwerthe reducirt werden, wie Aehnliches schon zum grofsen Gewinn der statistischen Wissenschaft durch Malthus, Dupin und Chateauville ausgeführt sei.

Im Verfolge seiner Abhandlung wählt hierauf der Verf. unter den Gegenständen, die in eine geographische

Verhältnifslehre hineinzuziehen sein würden, drei heraus: die Küstenentwicklung der Länder, die Bewässerung der Stromgebiete und die Verhältnisse der mittleren Höhen der Gebirgsrücken zu den Gipfelerhebungen, und weiset unter ausdrücklicher Hervorhebung dessen, was Humboldt in Hinsicht des dritten Gegenstandes bereits geleistet, an bestimmten Beispielen ausführlich nach, wie diese Gegenstände ihrer Form nach aufzufassen und zu behandeln seien, wenn sie der weitern wissenschaftlichen Betrachtung erfolgreich dienen sollen. Am Schlusse seiner Abhandlung aber spricht er den Wunsch aus, dafs von Seiten der Akad. d. W. die Ausarbeitung eines Atlasses der räumlichen Erdverhältnisse eingeleitet werde, der das Wesentliche eines geographischen Verhältnifssystems in Maafs und Zahl darstelle. Da wir unter solchen Umständen annehmen können, dafs der Verf. selbst und im Einklange mit ihm auch einige andere Mitglieder derselben Akademie sich bereit zeigen würden, nicht nur die innere Einrichtung eines solchen Atlasses näher zu bestimmen, sondern selbst die Ausführung desselben kritisch zu begleiten; so können wir nur angelegentlich wünschen, dafs die höchste Unterrichtsbehörde der Vollziehung dieses Planes sich geneigt zeigen möge, welcher nicht nur im Interesse der sich bildenden geographischen Wissenschaft, sondern aller in die räumlichen Verhältnisse der Erdoberfläche innig eingreifenden Disciplinen gedacht ist, dessen Vollführung auch nicht minder der wissenschaftlichen Betrachtung als der elementaren für Schulzwecke auf eine dauernde Weise förderlich werden könnte. Sollten auch manche der aus einer gewissen unmittelbaren Auffassung des allgemeinen Lebens gefolgerten Hypothesen auf diesem Wege nicht die gewünschte Bestätigung erhalten, so ist doch zu erwarten, dafs einer spätern vergleichenden Betrachtung der zu gewinnenden numerischen und figurativen Verhältnisse der Erdoberfläche, auch noch unbekannte innere Seiten der letztern sich aufschliefsen werden.

Ist es uns verstattet, die von Ritter seit einer Reihe von Jahren hieselbst gehaltenen Vorlesungen hier mit in Betracht zu ziehen, so dürfen wir sagen, dafs die Ausführung der in der zweiten Abhandlung angedeuteten Auffassungsart des schon sich selbst überwuchernden Stoffs der Erdkunde über den Anfang bereits hinausgeschritten sei; sollen wir uns aber an gedruckte Arbeiten allein halten, so können wir die dritte der oben angeführten Schriften als eine solche bezeichnen, in welcher wenigstens ein Theil gedachter Abhandlung und Vorträge, wenn auch nicht völlig zweckentsprechend, benutzt erscheint. Der als ausgezeichneter Kartograph bekannte Verf. desselben, in der äufsern Anordnung des Materials darin im Allgemeinen der Ansicht huldigend, welche Bücher neuerdings empfohlen, obgleich nicht so regelrecht sie durchführend, als dieser sie verwirklicht sehn will, wird gern zugeben, wie er auch in der Vorrede des Buches, bestimmter noch in den von ihm herausgegebenen Annalen angedeutet, dafs, seiner innern Struktur nach, der gröfste Theil desselben, soweit er in bedeutender eigenthümlicher Gestalt heraustritt, als Ergebnifs von Ritters Bestrebungen angesehen werden mufs; aus welchem Grunde er auch gescheut haben mag, der durch diesen in Folge neu gewonnener Anschauungen und Begriffe zum Theil neu gebildeten geographischen Sprache für seinen elementaren Zweck eine für Anfänger faſslichere Form zu geben. Ist er nun auch weit davon entfernt geblieben, den in jener zweiten Abhandlung angegebenen Ideen einigermafsen vollständig zu entsprechen, hat er sich nur die leichtere Seite der Ausführung derselben, nämlich die durch Berechnung guter Karten zu gewinnenden Ergebnisse über die Zahlenwerthe von Stamm und Glieder, von Küstenentwickelung und einiger andern die äufsern Formen der Erdoberfläche angehenden Verhältnifsbegriffe zum Gegenstande seiner hier in den Resultaten dargelegten Untersuchungen gemacht, das Qualitative aber in der oben angegebenen Auffassungsart, als das ungleich Schwierigere fast unberücksichtigt gelassen; so hat er doch schon mit dem auch nur innerhalb jener Gränzen selbstständig Gebildeten etwas gegeben, das einer nachdenklichen Auffassung der Gestalt der Erdoberfläche Behufs des Elementarunterrichts den Weg mehr ebnet, als was vor ihm dafür geschehen war; zugleich auch mit Ritters Beistand im Einzelnen, die hervorstechenden Züge der lothrechten Gliederung der Erdoberfläche sorgfältig zusammengefafst und dadurch den zur Befriedigung von Schulbedürfnissen bestimmten Bücherkreis wesentlich bereichert. Wenn wir dabei auch bedauern müssen, dafs er in letzterer Hinsicht in die geographische Literatur mehrerer Europäischen Länder nicht tiefer hinabgestiegen, als er gethan, um nach Art mehrerer

seiner kartographischen Arbeiten, aus scheinbar dunkeln Massen neues Licht zu verbreiten; uns auch nicht beifällig äufsern können, dafs er selbst diejenigen Theile der vertikalen Gliederung der Erdoberfläche nicht gleichmäfsig genug behandelt, über welche die Vorarbeiten hinreichend nahe lagen; so müssen wir doch unbestritten lassen, dafs in Hinsicht der Gestalt der Erdoberfläche, soweit der geographische Stoff in unmittelbarer Beziehung zur Karte steht, er den schon der Literatur gehörigen, anschaulich aufgenommen und geschickt zu reproduciren gewufst.

Der übrige Theil seines Grundrisses dagegen ist von untergeordnetem und nicht eigenthümlichem Werth. Die Umrisse der Klimatologie, nur durch Bruchstücke aus andern Büchern gebildet, sind dennoch gehaltvoller und in sich zusammenhängender als diejenigen, welche über denselben Gegenstand die meisten Schulbücher darbieten; die Pflanzen- und Thierwelt, in diesem Theile nur als Vehikel der Klimatologie betrachtet, wird wahrscheinlich im Folgenden selbstständig dargestellt sein; die sogenannte Ethnographie endlich, von dem Uebrigen fast feindlich abgesondert, ist bis auf einige einleitende und nachfolgende Worte ein Eigenthum des bekannten Bory de St. Vincent, aus dessen *l'homme* der Verf. auszugsweise diejenigen Kapitel entnommen, welche Schilderung von angeblich funfzehn Racen des Menschengeschlechts enthalten, nicht eben zum Vortheil des Grundrisses, wahrscheinlich aber zur Freude des Franzosen, da dessen desfalsige Behauptungen von namhaften Deutschen Forschern schwerlich gebilligt werden dürften.

Das Buch hinsichtlich seines praktischen Werths für das vorhandene Schulbedürfnifs gründlich zu würdigen, was nicht ohne Bezug auf die dazu gehörigen Karten geschehen könnte, würde um so mehr gröfsern Raum erfordern, als uns hier verstattet, je zahlreicher die Bedenklichkeiten sind, die wir, in Folge einer zum Theil andern Ansicht von dem geographischen Unterricht, in solcher Beziehung mitzutheilen und zu begründen hätten; wir begnügen uns also zu wünschen, dafs der folgende Theil nicht blofs durch eine äufsere Erweiterung des Stoffes, sondern auch durch eine höhere, der bezüglichen Unterrichtsstufe angemessenen Entwicklung desselben sich auszeichnen möge, um höhern Grades noch als der erste, nicht blos materiell belehrend, sondern auch geistig befreiend einwirken zu können.

v. Felgermann.

---

## XX.

*Richardett, ein Rittergedicht von Niccolo Forti-guerra, übersetzt von J. D. Gries. Erster Theil. Stuttgardt, bei F. E. Löflund u. Sohn.*

Wenn wir die Werke des Dante, Petrarca, Ariosto und Tasso uns zu eigen gemacht haben, dann besitzen wir, einige kleinere Productionen abgerechnet, Alles, was die Dichtkunst der Italiener uns an klassischer Poesie darbietet. Eine das ganze Werk begründende und durchdringende hohe Gesinnung und Empfindungsart; Klarheit des Selbstbewufstseins in Beziehung auf den vorgesteckten poetischen Zweck und die zu dessen Erreichung erforderlichen Mittel; tiefe Auffassung der Dinge in ihrer Wahrheit, durch welche allein in dem Besondern das Allgemeine, im Einzelnen die Gattung erkennbar wird; Fähigkeit der klaren und sichern Darstellung, geleitet von Geistesbildung und Geschmack, welche allenthalben das rechte Maafs finden und die erlaubte Grenze nirgends überschreiten lassen; endlich als Resultat Alles dessen, was wir erwähnt, innige Verschmelzung der Form und des Stoffes, durch welche nicht nur das Ueberflüssige, sondern auch das Zufällige beseitigt, und Allem das Gepräge des Nothwendigen aufgedrückt, hiemit aber erst die Vereinigung der künstlerischen Elemente zum Kunstwerke bewirkt wird — dies Alles verbunden werden wir nur in den Werken jener grofsen Dichter finden, unter welchen in allen Beziehungen Tasso, wie der Zeit, so der Kraft nach die letzte Stelle einnimmt.

Aber hiemit soll nicht ausgesprochen sein, dafs nicht die Italienische Dichtkunst noch viel Bedeutende darbiete, was sich anzueignen wohl die Mühe verlohnt. Eine so lebendige, leidenschaftliche, geistreiche Nation wie die Italienische, mit so bedeutenden Erinnerungen, so anregenden Trümmern, in einem Lande, das auch den kältern Nordländer zur Poesie erwärmt, mit einer Sprache, die sich selbst zum schönsten Organ derselben darbietet, mufste wohl, aufser ihren klassischen Werken der Dichtkunst, deren bei jedem Volke nur wenige sind, noch viel Bedeutendes und Erfreuliches hervorbringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 37.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

*Richardett ein Rittergedicht von Niccolo Fortiguerra, übersetzt von J. D. Gries. Erster Theil.*

(Fortsetzung.)

Was Pulci, Bojardo, Berni, Guarini, Tassoni, Marino, Carlo Gozzi, Casti, Alfieri, Cesarotti, Monti, Metastasio und viele Andere geleistet, verdient wohl gelesen und beachtet zu werden. Auch der neueste uns bekannte Italienische Epiker, Tommaso Grossi, dessen Heldengedicht, i Lombardi in Italia, in Mailand 1826 erschienen ist, und neben vielem Verkehrten und Wunderlichen manches Meisterhafte enthält, ist eine allen Beachtung würdige Erscheinung. Gewiss verdient derjenige unsern Dank, der uns, wenn wir nicht selbst aus der Quelle schöpfen können, mit den genannten und mehrern andern Dichtern der zweiten und dritten Klasse, auf geistreiche Weise bekannt macht. Eine Anthologia des Besten dieser Art, womit Hr. Gries in der Sammlung seiner Gedichte bereits einen erwünschten Anfang gemacht hat, würde ein verdienstvolles Unternehmen sein.

Einen eigenen Kreis in der Italienischen Poesie bilden die Nachahmer und Fortsetzer des Ariosto. Der rasende Roland, mit seinem wunderbaren Gemische von Ernst und Scherz, seinen locker an einander geknüpften mannigfachen Abentheuern, seiner einfachen Natürlichkeit des Tons, welche Manchen zu dem Glauben verführen mochte, dass es nichts Leichteres gebe, als etwas Aehnliches hervorzubringen, musste wohl in einer so leicht aufgeregten Nation Manchen auffordern, sein eigenes Glück auf dem von Ariost mit so grossem Erfolge betretenen Wege zu versuchen. Die Versuchung hierzu war um so anlockender, als das ganze grosse Gedicht scheinbar nur aus Episoden besteht, deren viele da, wo Ariost abgebrochen, einen Punkt darbieten, um ein neues Gedicht daranzuknüpfen. Hatte doch der grosse Meister seinen Nachahmern auch hierin ein verführerisches Beispiel gegeben, indem er auf ähnliche Weise sein Werk an den *Orlando innamorato* des Bojardo anschloss. Hatte doch auch Er in vielen, scheinbar regellosen Sprüngen, die Erde in allen ihren Theilen, das Meer und die Lüfte durchreist, und überall sich selbst, und seinen Lesern eine freundliche und ergötzliche Herberge zu bereiten gewusst. Was konnte leichter erscheinen, als solche Willkühr? So erschienen in älterer und neuerer Zeit *la morte di Ruggiero*, *Astolfo horioso*, *Angelica innamorata*, *la coronazione di Medoro*, *le prime imprese di Orlando innamprato* und wie die Fortsetzungen und Nachahmungen sonst heissen mögen, die freilich meistens nur den Beweis liefern, dass derjenige Geist, der am meisten zur Nachahmung anregt, sich am wenigsten nachahmen lässt.

Die bedeutendste und glücklichste dieser Nachahmungen, welche wenigstens das unbestreitbare Verdienst hat, fast immer unterhaltend zu sein, hat Fortiguerra in seinem Ricciardetto geliefert. Dem Dichter, der im Jahre 1735 gestorben ist, musste es unendlich leicht scheinen, in der Weise seines Vorgängers zu dichten, denn er machte sich in einer lustigen Gesellschaft anheischig, binnen vierundzwanzig Stunden einen ganzen Gesang zu liefern, in welchem der Styl des Ariost mit dem des Pulci und Berni vermischt und verschmolzen sein sollte, und genügte dieser Verbindlichkeit zur Zufriedenheit seiner Gesellen. Der Nation selbst gefiel das erst nach dem Tode des Verfs. gedruckte Werk so wohl, dass es in zahlreichen Ausgaben gedruckt und wieder gedruckt wurde.

Richardett, den wir durch Ariost im 25sten, 26sten und 31sten Gesange des rasenden Roland als einen Ritter kennen lernen, der im Kampfe der Liebe glücklicher ist, als in dem der Waffen, ist der Held des Gedichts. Er hat den Sohn des Kaffern-Königs Scricca erschlagen und die Tochter des letztern, Despina, dadurch zur

Rache gereizt. Um diese zu befriedigen, werden die Völker des Südens und des Nordens in der ungeheuersten Zahl vereinigt, um das Reich Karls des Grofsen umzustofsen, welchem Richardett angehört und dient. Unglücklicherweise sind die Paladine fast alle abwesend als der Sturm losbricht. Aber sie kehren nach manchen Abentheuern zurück, und da auch Richardett sich selbst Despinen als den Gegenstand ihres Hasses überliefert, und dadurch diesen Hafs in die glühendste Liebe verwandelt, so werden die Heiden geschlagen. Despina flieht, von Richardett gefolgt, und nachdem die beiden Liebenden und eine grofse Menge wunderlicher Personen die tollsten Abentheuer bestanden, endigt sich das Gedicht zu Jedermanns Zufriedenheit mit einer Hochzeit.

Man sieht, dafs Fortiguerra auch in Hinsicht der Hauptidee dem Ariost gefolgt ist, welcher den Krieg der Mauren gegen die Franken zum Mittelpunkt seines grofsen Gedichts gemacht und von diesem aus mit seinen Personen die Welt nach allen Richtungen hin durchzogen hat. Aber wenn man den Faden, welcher die einzelnen Theile des rasenden Roland verknüpft, schon sehr locker findet, so wird man ihn im Richardett meistens ganz vermissen. In jedem der Ariostischen Abentheuer finden wir irgend eine mächtige Leidenschaft, ein bedeutendes Verhältnifs, eine moralische Wahrheit dargestellt und durch die kräftigen Kernsprüche im Eingange der Gesänge oft schön und tiefsinnig erläutert. Fortiguerra dagegen wirft mit ungezügelter Phantasie und jenen höhern Zwecken gänzlich entsagend, die theils aus dem Ariost entnommenen, theils willkührlich hervorgerufenen Personen wild und toll in traumartigen Abentheuern umher, so dafs, wenn bei Ariost

*Auf wohlgestimmter Laute wild*
*Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint*
*Und doch im schönsten Takt sich mäfsig hält,*

wir bei Fortiguerra meistens den maafs- und taktlosen Wahnsinn toben zu hören glauben. Die allgemeinen Betrachtungen, mit welchen er nach Ariosts Weise die Gesänge einleitet, sind meist weitschichtige, flache Gemeinsprüche ohne scharfe Beziehung zur Handlung. Ariosts Figuren sind durchaus lebendige, individuelle Gestalten von Fleisch und Blut, die wir in ihrer Eigenthümlichkeit vor unsern Augen handeln sehn, während Fortiguerra mit seltenen Ausnahmen, uns Nebelbilder vorführt, welche kaum irgend eine bestimmte Erinnerung in unserer Seele zurücklassen. Und wenn uns Ariosts Scherze fast immer als sinnreich und witzig ergötzen, so müssen wir die Fortiguerras meistens als derbe, gemeine Späfse erkennen.

Aber wenn wir auch hiermit den Nachahmer unendlich weit unter sein Vorbild stellen müssen, so können wir ihm doch das Verdienst nicht absprechen, dafs er, wenn nicht Charaktere zu individualisiren, doch Begebenheiten mit grofser Lebendigkeit darzustellen; wenn nicht in der Fabel den tiefen Sinn des Lebens zu schildern, doch phantastische Abentheuer mit grofser Fruchtbarkeit zu erfinden; wenn nicht fein und geistreich zu scherzen, doch uns mit derben, oft possirlichen Späfsen vielfach zum Lachen zu bringen; wenn nicht durch feinen Spott zu reizen, doch die Geifsel der Satyre zu manchem scharf treffenden Hiebe, besonders gegen Ultra-Glauben und Klerus zu führen weifs. Das ganze Buch trägt das Gepräge, dafs der Dichter, indem er es niedergeschrieben, sich selbst sehr wohl unterhalten hat, und ein Buch mit diesem Gepräge wird selten den Zweck verfehlen, auch seine Leser zu unterhalten.

Wir müssen daher besonders jetzt, da die Deutsche Poesie so wenig Eigenthümliches von einiger Bedeutung hervorbringt, dem verdienstvollen Uebersetzer des Ariost, Tasso und Calderon dankbar dafür sein, dafs er das wunderliche Werk uns in einer Gestalt vorführt, welche uns berechtigt, es als unser Deutsches Eigenthum zu betrachten. Eine Hoffnung, welche Fortiguerra im Anfange des dreifsigsten Gesanges ausspricht, möchten wir durch Hrn. Gries in Beziehung auf Deutschland für freundlich erfüllt ansehen. Der Dichter giebt dort den Vorsatz zu erkennen, das Werk immer verborgen zu halten und es nur einigen Freunden zu zeigen — ein Vorsatz, dem er bei seinem Leben auch treu geblieben ist. Dann aber wendet er sich in der vierten Stanze mit folgender Anrede an das Gedicht:

*Vielleicht kommt einst die Zeit, wo hold und helle*
*Der schönen Kunst ein Freundes-Stern erglänzt,*
*Der Dich hervorruft aus verschlofsner Zelle,*
*Dafs er in goldnem Schleier, schön bekränzt,*
*Dich hier und dort der Welt vor Augen stelle,*
*Wenn längst ein enges Grab mich schon umgrenzt;*
*Dafs ich mit Dir in neues Leben Hauche,*
*Den Wogen der Vergessenheit entlauche.*

Die erste Forderung, die wir an eine Uebersetzung machen, ist die, dafs sie für sich selbst ein gutes, von eigenem Leben durchdrungenes Buch sei. Hr. Gries hat diese Forderung, soweit irgend sein Original es zu-

liefs, im Ganzen mit gewohnter Meisterschaft befriedigt. Die Darstellung ist klar, plastisch, lebendig. In den komischen Stellen herrscht unverkennbar die beste Laune vor. Solche finden wir vorzüglich in der äufserst ergötzlichen Scene Ges. 3. St. 15. u. f., wo Rinald den vormaligen wilden Heiden Ferragu, der überhaupt die bestimmteste Gestalt des Gedichts ist, als Christen, ja sogar als büfsenden Einsiedler wiederfindet, sich sehr freundlich mit ihm bespricht, zuletzt aber mit ihm über Angelica in Zank und eine arge Rauferei geräth. Muthwille und Laune sind dem Uebersetzer in dieser, gegen 60 Stanzen füllenden Scene immer frisch geblieben, und man wird das Original wenig oder gar nicht vermissen. Die Stanzen sind allenthalben wohlgebaut, oft von ausgezeichneter Schönheit.

So Gesang 7. St. 86. die Beschreibung Despina's:

*Grofs sind die Augen, glänzend und voll Leben,*
*Vom reinsten Licht. Ihr Schwarzes kann fürwahr*
*Nicht schwärzer sein; erloschne Kohlen geben*
*Ein schwaches Bild von diesem Augenpaar.*
*Doch wo sie weifs sind, stellt der Schnee, der eben*
*Vom Himmel fiel, die Wahrheit noch nicht dar:*
*Und frische Milch, Frühreif und Schaum der Welle*
*Sind kein Vergleich für dieses Glanzes Helle.*

So ebenfalls Ges. 7. St. 11., wo Despina, welche allein gegen Richardett kämpfen will, den Freiern, die darauf bestehen, sie zum Kampfe zu begleiten, gute Lehren giebt.

*Wenn ihr mich liebtet, wie ihr sagt, so fiele*
*Mich zu verpflichten, euch gewifs nur leicht.*
*Nicht bloís durch tapfre That im Waffenspiele*
*Wird Gegengunst von Liebenden erreicht.*
*Viel' andre Mittel giebt's, unendlich viele,*
*Wodurch ihr, wenn ihr wollt, mein Herz erweicht.*
*Doch Liebe lehrt sich nicht; die Mittel findet*
*Ohn' alle Müh', wer wahre Lieb' empfindet.*

Wenn diese Stanzen schöner sind, als die Mehrzahl, so ist dies nicht die Schuld des Uebersetzers, sondern des Dichters, der jenem nur wenige solcher Stellen dargeboten hat. Was das Verdienst des Uebersetzers anlangt, so würden wir den gröfsern Theil des Werks abschreiben müssen, wenn wir Alles mittheilen wollten, was diesen Stellen an Leichtigkeit und schlanker Zierlichkeit gleich oder nahe kommt.

Die Sprache ist fast allenthalben klar, gerade, unumwunden, den Gegenstand scharf bezeichnend. Nur selten ist Hr. Gries an der Klippe zu Schaden gekommen, an welcher wohl noch nie ein poetischer Uebersetzer ganz unbeschädigt vorübergesegelt ist. Diese Klippe liegt in dem Bestreben, Alles, was das Original darbietet, wiederzugeben, und, wenn nun einmal eine gänzliche Uebertragung nicht möglich ist, es wenigstens halb zu übersetzen. Aus *dem Halben* wird häufig *das Schiefe*. Und eine solche Schiefheit müssen wir für eine gröfsere Untreue halten, als das gänzliche Verlassen des Original-Textes in einigen Zeilen und dessen Ersatz durch etwas Anderes, was jedoch zu dem Texte paíst und den Schein des Zufälligen oder Ueberflüssigen von sich abweist.

Folgende zufällig aufgegriffene Einzelnheiten mögen zur Erläuterung dessen dienen, was wir meinen:

Ges. 1. St. 95.

*Doch eh' es sich nach seinen Wünschen lenke,*
*Hemmt manch ein Abentheuer seinen Sporn.*

Im Orig.:

Ma pria che giunga la dove desia
Piu d'una impresa nuova lo distorna.

Er wird also vom Ziele abgeleitet durch neue Unternehmungen. Aber in dem er diesen nachreitet, wird er *den Sporn* ebenso brauchen, als ob er auf das Ziel gerade losritte. *Der Sporn* wird daher dadurch nicht *gehemmt*.

Von Despina, deren Schönheit oben beschrieben ist, welche aus Liebe für Richardett das Lager verlassen will, heifst es Ges. 7. St. 122.:

*Sie hüllte sich von Kopf zu Fufs in Waffen,*
*Und seufzt' und weint', als sie sich kleiden liefs,*
*Und küfst' ihr Mädchen, sah mit starrem Gaffen*
*Bald auf das Lager hin, bald auf Paris.*

*Gaffen*, heifst dumm und gedankenlos, hauptsächlich aus Neugierde etwas ansehen. Dieses Wort giebt also ein ganz falsches Bild von der Königstochter, die aus Hafs alle Schaaren vereinigte, um Paris zu zerstören, und nun aus Liebe das grofse Unternehmen aufgiebt. Das Original giebt keine Veranlassung zu diesem Ausdrucke. Es sagt:

Ed ora i suoi, or Parigi rimira.

Ges. 8. St. 84.

*Und schier unzählbar ist die Menschenfluth.*

Eine Fluth kann nie gezählt werden, daher auch nicht unzählbar sein.

Im Original:

E tanti son, che sembrano infiuiti.

Von Rittern, welche in Valencia sehr gemifshandelt werden, ist Ges. 6. 52. gesagt:

Pensa, lettore, se si danno al diavolo

in der Uebersetzung:

*Nun denkt, ob sie dem Teufel sich befehligen.*

Befehligen heifst: einen Befehl auftragen, oder als Befehlshaber vorstehen. Der Ausdruck ist also hier völlig schief.

Ges. 6. St. 27.

Dopo questo timor, che non fu poco
*Nach dieser Furcht von nicht geringen Stoffen.*

Ges. 6. St. 1.

L'ambizione ha seco tutti i mali —
*Kein Uebel, das dem Ehrgeiz nicht entblüht.*

Kann man von einem Uebel sagen, dafs es entblüht?

Schiefheiten dieser Art mindern den absoluten Werth des Werkes, ohne den relativen desselben, als Uebersetzung, zu vermehren. Dem Original, das dazu keine Veranlassung giebt, geschieht dadurch ein entschiedenes Unrecht; und man wird ihm untreuer, als wenn man es in solchen Einzelnheiten ganz verlassen und aus eigenen Mitteln *ersetzt* hätte. Bei der Virtuosität des Hrn. Gries und seinem achtungswerthen poetischen Talente würde ihm dieser Ersatz nirgends schwer gegeworden sein. Dafs er übrigens auf das Recht, zu ersetzen, — ein Recht, dessen Ausübung die Bedingung der Existenz jedes Uebersetzers in der Form des Originals ist — nicht Verzicht geleistet habe, beweist fast jede Stanze durch kleine meist wohlgewählte Aenderungen und Zusätze.

Glücklicherweise sind Stellen, wie die obigen, nur selten und thun daher dem Verdienste der ganzen Arbeit wenig Eintrag. Vielleich würden sie ganz vermieden worden sein, wenn Hr. G. sich in Hinsicht des Gebrauchs der Reime nicht fast ohne Ausnahme das Gesetz der strengsten Reinheit aufgelegt hätte. Wir sind weit entfernt das Verdienstliche dieses Bestrebens zu verkennen, oder zu bestreiten, dafs diese Korrektheit auf das Ohr eine sehr wohlthuende Wirkung äufsere. Aber wir finden diese Wirkung durch ein Opfer auf Kosten der Richtigkeit des Ausdrucks zu theuer erkauft. Bis vor kurzer Zeit noch haben alle unsere grofsen Original-Dichter, deren Werke wirklich in Mark und Blut der Nation übergegangen, die Reime mit verwandten Selbst- und Zwischenlauten für erlaubt gehalten und sonst mindere Strenge geübt. Sie haben dadurch bewiesen, dafs es nöthig sei, in unserer reimarmen Sprache den Kreis des Zulässigen in dieser Hinsicht zu erweitern, um die Freiheit des Dichters nicht über Gebühr zu beschränken. Mufs man nun zugestehen, dafs der poetische Uebersetzer, durch sein Original gefesselt, einer weit gröfsern technischen Virtuosität bedarf, als der Original-Dichter, der die Freiheit hat, nach dem Bedürfnisse sein Bild, seinen Gedanken zu ändern, zu kürzen oder auszudehnen, so mufs man es für eine oft schädliche Strenge erklären, wenn der *Uebersetzer* sich die Grenzen seiner Bewegung enger stellt, als sie bis zur höchsten Ausbildung unserer Sprache von den *Dichtern* gestellt waren. Selbst die Italienischen Dichter, obwohl ihnen durch den grofsen Reichthum ihrer Sprache an trefflichen Reimen die Arbeit so sehr erleichtert ist, beobachten diese Reinheit nur für das Auge, nicht immer für das Ohr, da sie oft unbedenklich die hellen Vokale *e* und *o* mit den dunkeln reimen, obwohl der Unterschied, insonderheit zwischen dem hellen und dunkeln *o*, für das Ohr des Italieners ebenso grofs ist, als der zwischen dem *i* und *u* für das Ohr des richtig aussprechenden Deutschen.

Was die Form der Stanze anlangt, so hat Hr. Gries in der vorliegenden Uebersetzung das strenge Gesetz, welches er sich früher gemacht, in Beziehung auf die Reimstellung verlassen. Wenn er früher immer die Stanze mit weiblichen Reimen anfieng, zwischen diese in den ersten sechs Zeilen die männlichen einschob und mit weiblichen endete, so hat er jetzt oft männliche zum Anfange und zum Schlusse, auch wohl durchgehend gebraucht. Wir können dies nur billigen, da wir keinen Grund zu erkennen vermögen, aus welchem jene strenge Reimfolge für Geist und Ohr nothwendig sein möchte. Wenn die Italiener meistens nur weibliche Reime gebrauchen, so kommt es daher, weil sie diese in gröfster Fülle und Schönheit haben, während die männlichen nur in einem Vokale bestehenden, selten und schlecht sind. Dennoch verschmähen sie es nicht ganz, diese letztern anzuwenden. Im Deutschen mögen männliche und weibliche Reime ungefähr in gleicher Zahl vorhanden sein. Die weiblichen aber leiden an Mattigkeit und Eintönigkeit, da sie, mit wenig zahlreichen Ausnahmen, alle mit dem halbstummen *e* ausgehen, während die männlichen volleren und mannigfaltigeren Klanges sind.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 38.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

*Richardett, ein Rittergedicht von Niccolo Fortiguerra, übersetzt von J. D. Gries. Erster Theil.*

(Schluſs.)

Eine Regel, welche uns zwingt, in jeder Stanze fünf weibliche und nur drei männliche zu brauchen, scheint uns daher für den Wohllaut nicht förderlich. In welchem Falle des Inhalts wegen der weichere weibliche oder der entschlossenere männliche Reim zum Ausgange schicklicher, in welchem Falle aber es gleichgültig sei, sich des einen oder des andern zu bedienen, wird wohl richtiger Takt des Künstlers leicht zu erkennen wissen. Durch noch gröſsere Freiheit der Form in dieser Hinsicht würde die Uebersetzung des Richardett vielleicht gewonnen haben, da das wild phantastische Gedicht möglichste Mannigfaltigkeit rechtfertigt und erfordert. Daſs Hr Gries gleitende Reime zu erlangen sucht, wo sie im Originale sich finden, wollen wir als Aeuſserung des Künstler-Eigensinnes gelten lassen, ohne es an sich zu loben oder zu tadeln.

Bei obiger Mittheilung unserer Meinung über den absoluten Werth des vorliegenden Buches haben wir bereits mehrfach Gelegenheit gefunden, auf unser Urtheil über den relativen Werth desselben, als Uebersetzung, hinzudeuten. Wir fassen dasselbe jetzt darin zusammen, daſs wir, die wenigen zum Theil oben angezeigten, aus dem Bestreben nach Treue miſslungenen Stellen abgerechnet, die Uebersetzung treu, die Treue geistreich, den Styl allenthalben im Ernsten, Komischen und Phantastischen dem Original und seinem Inhalte angemessen finden. Diese Ansicht näher zu belegen, erachten wir nicht für nothwendig, da sie nur bestätigt, was das öffentliche Urtheil längst schon über die Werke des Hrn. Gries ausgesprochen hat und von diesem Urtheil wieder bestätigt wird. An guter Laune in Darstellung des Komischen scheint uns derselbe sogar reicher geworden zu sein. Daſs Hr. Gries die zwölfte Stanze des zweiten Gesanges, mit dem darin enthaltenen gemein ekelhaften Bilde, nicht wiedergegeben hat, können wir nur billigen. Eben so wird es zu loben sein, wenn derselbe die vorkommenden obscönen Auftritte etwas verschleiert, denn der Uebersetzer soll ein lesbares Buch für seine Zeit liefern. Nur Ehrfurcht vor anerkannter Klassicität kann in solchen Dingen rücksichtslose Treue rechtfertigen — eine Ehrfurcht, die Fortiguerra nicht in Anspruch nehmen darf. Die Feuersbrunst Ges. 6. N. 83. würden wir aber von den beiden wackern Riesen ganz nach des Dichters Weise ohne Umschreibung haben löschen lassen.

Und nun wünschen wir, daſs der Uebersetzer, welcher uns hier nur die ersten zehn Gesänge mittheilt, auch die folgenden zwanzig des Gedichts, das bei allen ursprünglichen Mängeln doch eine interessante Erscheinung bleibt, bald nachfolgen lassen und auf seinem Wege von reger Theilnahme des Publikums begleitet werden möge.

Schon früher sind zwei Versuche mit Deutschen Uebersetzungen gemacht worden. Der erste, von Schmit, hat nur bis zum achten Gesange geführt. Wir haben von ihm nur durch die Einleitung des Herrn Gries Kenntniſs erhalten, das Buch selbst aber ist uns nie zu Gesicht gekommen. Die zweite bis zum zehnten Gesange gebrachte Uebersetzung, von C. C. Heise, ist in Berlin im Jahre 1808 erschienen, und hat einigen Anspruch auf Beachtung.

In welchem Verhältnisse sie aber zu der Griesischen Uebersetzung stehe, wird man leicht erkennen, wenn aus ihr die aus letzterer oben abgedruckte elfte Stanze des siebenten Gesanges mitgetheilt wird.

*Wenn ihr mich liebt, wie eure Worte sagen,*
*Fehlt euch die Art nicht mich davon zu bringen* *)

*) Im Orig. *onde obbligarmi.*

gen zusammengesetzt, und was der Herausg. daraus gemacht hat, ἀπριγκτόπληκτα, fügt etymologische Zweifel hinzu, da solche Consonantenhäufung wohl nur in Abwandlungen von den wenigen Zeitwörtern auf ΓΓΩ und ΓΧΩ, σφίγγω, ἄγχω, ἐλέγχω, vorkommt, nie in Zusammensetzungen wie hier. — Bedenklich in anderer Art ist *Choeph.* 731., wo δολομήτιδες für δόλομήτιδες gesetzt, und das ganz unpassende δουλόφρονες zurückgerufen ist: schwerlich wird angemessener geändert werden können, als von Heinr. Voſs geschehen ist, δολόφρονες δ' ἐκεῖνοι δολομήτιδες. — Ebend. 961. hat das Adjectivum εὐπροσωπόκοιτος einen Artikel im Lexikon gegeben, nur hätte dabei nicht vergessen werden sollen, daſs es Conjectur von Hermann ist. Dasselbe ist von Stephanus gefälliger Aenderung, *Eum.* 342. (nicht, wie gedruckt ist, 542.) ἐς ἔγκρισιν, zu rügen. —

Dagegen wäre hie und da einer glücklichen Vermuthung, wenn auch nicht gleich im Text, so doch mit nöthiger Verwarnung im Wörterbuche ein Platz zu gönnen gewesen, z. B. *Prom.* 609. Elmsleys vortreffliches τί μηχαρ; statt des gew. τί μὴ χρή; was besonders nach der Rettung des η durch Reisig, Haupt, Dindorf u. a. τί μῆχαρ; ἤ τί φάρμακον νόσου; einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt hat, und auf keinen Fall mit einem schnöden *quod explodendum* abzufertigen war: ebenso wenig können wir das *male* billigen, mit dem *Prom.* 683. das gleichfalls von Elmsley herrührende, höchst beachtenswerthe ἀφνίδιος von ἄφνω st. αἰφνίδιος in den Addendis entlassen wird: grade in einem Aeschyleischen Lexikon durfte es am wenigsten übergangen werden, da es, übrigens ohne Beispiel, völlig analog gebildet ist: Dindorf hat kein Bedenken getragen, ihm eine Stelle im Text anzuweisen, und hoffentlich wird es auch der umsichtigen Sorgfalt den Pariser Herausgeber von *Stephanus Thesaurus* nicht entgehn. Auch Seidler's ἀγρύπνων statt ἄϋπνων, *Sept. c. Theb.* 188. dürfte wohl das Richtige sein, vgl. *Prom.* 358.

Um vieles gröſser scheint die Anzahl handschriftlich beglaubigter Lesarten zu sein, der neben der recipirten ein ausgezeichneter Platz gebührt, ja von denen es noch die Frage ist, ob sie nicht in die Reihe wirklicher Diographien gehören, und also, wenn auch der herrschenden Lesart nicht überall vorzuziehn, doch wahrscheinlich Aeschyleïsch sind, z. B. *Sept. c. Theb.* 150. παναρκεῖς θεοί statt παναλκεῖς, aus dem *cod. Medic.* gewiſs besser: *Sept.* 226. φόνῳ statt φόβῳ, aus derselben Handschrift: *Eum.* 36. ἐκτείνειν βάσιν statt στείβειν: *Eum.* 164. παρανόμιον θεῶν βρέτας statt παρὰ νόμον θεῶν βρότεα: *Eum.* 337. ἐπιτόνως δομένους statt ἐπὶ τὸν, ὦ, διόμ. u. dgl. Entschieden gegen die Sprache der ältern Attiker ist aber der Accusativ Ἄρην, *Dind. poet. scen. Att. p. VII.* den wir bei Aeschylos überall, auch ohne die Codices, in Ἄρη verwandeln, und höchstens da ertragen würden, wo der Vers ihn durchaus foderte. Dieſs ist z. B. bei *Soph. Aj.* 1196. der Fall, aber bei unserm Dichter wird sich schwerlich ein Beispiel davon nachweisen lassen. Hr. W. scheint über diesen Accusativ gar keiner Regel gefolgt zu sein, nicht einmal der, der er sonst zuweilen allzugroſse Opfer bringt, dem Ansehn der Handschriften. Häufig zwar finden wir bei ihm die Form Ἄρη, doch hat er auch an fünf Stellen die andre vorgezogen: *Agam.* 1208. ἄσπονδόν τ' Ἄρην, wo das ganze Wort Conjectur von Lobeck statt ἀρᾶν ist, und wo dieser Accusativ doppelt auffällt, da wir in demselben Stücke, v. 365. Ἄρη πνοάντων lesen: *Pers.* 86. und *Sept. c. Theb.* 45. an welchen zwei Stellen der allein schon entscheidende *cod. Medic.* nebst mehrern andern Ἄρη darbeut: *Suppl.* 665. wo gar alle Handschr. sammt der *Vulg.* sich zu Ἄρη vereinigen, und *Sept. c. Theb.* 53. hier allein ohne angegebne Variante, die sich doch noch im genauer verglichenen *cod. Medic.* finden dürfte, deren wir aber auch bei diesem Stand der Sache füglich entbehren können. Auch die Form Παρνάσιος mit einfachem Sigma *Choeph.* 941. muſs an sich und nach Vergleichung mit *Choeph.* 556. *Eum.* 11. anstöſsig sein.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 39.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

1. *Lexicon Aeschyleum. Composuit Augustus Wellauer.*
2. *Vollständiges Sophokleïsches Wörterverzeichniſs von Gottl. Carl Wilh. Schneider. Erste und zweite Abtheilung.*

(Schluſs.)

Leicht zu entschuldigen sind Widersprüche zwischen Hn. W's. Text und seiner Angabe im Lexikon, zumal wenn diese eine stillschweigende Berichtigung oder Verbesserung des Textes enthalten sollten, was öfters vorkommt, z. B. *Prom.* 246. ἐλεινός statt des, den Vers aus falscher Theorie verderbenden ἐλεινός: *Suppl.* 358. λήμασι statt des widersinnigen λήμασιν: *Sept. c. Theb.* 136. ὄτοβος statt ὄττοβος, was ebenso ungriechisch ist als das *Sept.* 221. vermuthete πάτταγος: ferner σχεθεῖν, welches Hr. W. im *Prom.* und in den *Sept.* noch als völliges Praesens betrachtet, erst in den *Choeph.* 819. nach Hermanns und Elmsleys Vorschrift als Anthypotakton zu behandeln anfängt: (Hr. Schneider hat alles hieher Gehörige übersehn, und bringt uns daher noch zu einem aor. ἔσχεθε ein Praesens σχέθω:) auch ist es wohl gethan, daſs χθών, *Eum.* 6. und Δίκη an einer Menge Stellen, im Lexikon anders als im Texte, als Eigenname geschrieben ist: wäre nur dasselbe auch *Sept. c. Theb.* 16. mit χῆ geschehn, umsomehr, als dieſs Wort schon in der Ausgabe v. 69. die richtige Schreibung hat. Ueberhaupt ist nicht zu leugnen, daſs neben diesen löblichen Inconsequenzen auch wirkliche und daher tadelhafte vorkommen. Aus miſsverstandener Treue, nicht einmal gegen die besten Handschriften, nein, gegen die alten Ausgaben, besonders gegen die Aldina, finden wir im Texte durchweg gegen den herrschenden Gebrauch γίνεσθαι und γινώσκειν statt γίγνεσθαι, γιγνώσκειν, geschrieben; und nur viermal hat das Attische γίγνεσθαι sich dem allgemeinen Verdammungsurtheil vielleicht zufällig entzogen, *Suppl.* 471. 774. *Agam.* 609. *Eum.* 329. Seitdem hat Reisig das Unstatthafte dieser Kritik vollständig dargethan und man durfte daher im Lexikon stillschweigende Herstellung der Attischen Form von dem sonst keiner wahren Verbesserung eigensinnig widerstrebenden Herausg. gewärtigen: leider finden wir nichts geändert, als daſs auch noch an den bezeichneten vier Stellen, im Widerspruch mit der Ausgabe, das gemein Hellenische γίνεσθαι eingeschleift ist! (Hr. Schn. hat das richtigere Verfahren beobachtet.) Andere Inconsequenzen zeigen sich in den Interjectionen ᾱ und ω̄, in denen Hr. W. sich eine Verwechselung der circumflectirten Form mit der oxytonirten hat zu Schulden kommen lassen, und dergleichen sogenannte Kleinigkeiten mehr, die um so eher hätten vermieden werden sollen, da der Herausg. sie sonst vorzugsweise ins Auge gefaſst zu haben scheint.

Wir wollen nur noch bemerken, daſs die Worte ὀργίων μνήστορες, *Sept. c. Theb.* 162. einen Artikel ὄργιον veranlaſst haben, dessen Singular von allen Lexikographen als sprachwidrig verworfen werden dürfte: indeſs wollen wir darauf aufmerksam machen, daſs bei Spätern der Singular doch nicht ganz unerhört ist: zwar bei *Orph. hymn.* 52., 5. ist der Vocativ ὄργιον ἄῤῥητον, als Beiwort des Trieterischen Bacchus von Schneider in Zweifel gezogen und aus *hymn.* 25., 3. nicht unpassend geändert, ἄγριον, ἄῤῥητον. Minder fügsam in eine Emendation möchte aber Lucian. *de dea Syr.* 16. sein: ἐρέω δὲ καὶ ἄλλο, τί ἐστι ἐν τῷ νηῷ Διονύσου ὄργιον, wo unter den mystischen Heiligthümern des Gottes von einem kleinen ehernen νευροσπαστον mit groſsem Zeugungsgliede die Rede ist. Will man nicht etwa ὄργιον in ὄργανον umwandeln, was ohne kritische Gewaltthätigkeit geschehn könnte, so lieſse sich eine gegenseitige Unterstützung beider Stellen auseinander um so leichter denken, als beide sich auf Bacchischen Geheimdienst beziehn und der Orphiker auf die Person bezog, was Lucian als Sache auffaſste: doch versteht es sich, daſs dieſs

ohne Rücksicht auf Aeschylos gesagt sein soll, für den der Plural feststeht *). — Auch über das *Deponens Med.* ταγένεσθαι, das aus *Sept. c. Theb.* 58. angeführt wird, ist nicht alles im Klaren: das Wort kommt wohl nur noch bei Xenophon vor, und zwar als Act. *Hellen. VI,* 1, 19. Regent sein, mit dem Pass. *Hellen.* 6, 1, 12. regiert werden und daher gehorchen. Bei Aeschylos aber paſst keine dieser Bedeutungen, denn bei ihm ist das Wort intransitiv, ἀρίστους ἄνδρας ἐπ' ἐξόδους τάγευσαι, die Tapfersten *commandire* zu den Ausgängen. Hier ist der *aor. med.* ziemlich befremdlich, und es ist wahrscheinlich, daſs ταγεῖσαι als *inf. aor. act.* mit Imperativbedeutung gelesen werden muſs, wie gleich darauf v. 63. φραξαι steht, vgl. *Steph. Thes. T. VII. p.* 9062. *B. Lond.*

Wir sind dagegen Hrn. Schn. die Anerkennung schuldig, daſs er mit rühmlicher Sorgfalt diese Ausstellungen zu vermeiden gewuſst hat, die zwar keine Hauptsachen sind, aber doch immer ein sprechendes Zeugniſs ablegen für die Art, wie der Verf. gearbeitet hat, und vermieden, zu allgemeinem Zutrauen bei weiterer Benutzung berechtigen. Nun ist es freilich wahr, daſs der kritische Zustand des Aeschyleïschen Textes dem des Sophokleïschen noch bei weitem nachsteht, und daſs für jenen Tragiker noch bei weitem nicht die Menge gediegner und trefflicher Arbeiten vorhanden ist, deren wir uns für den Sophokles von Brunck an dankbar erfreuen. Doch soll durch diese Bemerkung dem Verdienste des Hrn. Schn. nichts entzogen werden.

Wenn wir also mit Ausnahme einiger weniger von ihm selbst bezeichneter, von uns oben hervorgehobener Wörter dieselbe Vollständigkeit wahrnehmen, die nicht das geringste Verdienst des Aeschyleïschen Lexikons ist, so müssen wir hinzufügen, daſs die Reichhaltigkeit der Angaben verschiedner Lesarten neben der recipirten im Sophokleïschen Wörterverzeichniſs um vieles überwiegt. Vermiſst haben wir weniges wie das in beiden Oedipus vorkommende, von bedeutenden Kritikern vorgezogene προσστείχειν neben προστείχειν: daſs bloſsen Vermuthungen seltner Raum gegeben ist, kann nur gebilligt werden. Eher dürfte in der Art die Varianten aufzuzählen eine und das andre zu wünschen übrig sein. In vielen Fällen bildet die Variante ein neues Wort: an diesen Orten wäre es gut gewesen, wenn ein doppelter Nachweis beliebt hätte: es würde genügt haben, wenn das Einemal nichts als das Wort hinzugesetzt wäre, unter dem sich das Nähere über die abweichende Lesart bemerkt fände, z. B. προσπυνθάνεσθαι, s. προσαθέχθαι, wie es in der That auch hie und da, aber sehr selten geschehn ist. — Zu der von Hrn. Schn. anerkannten Lesart ist die als beachtenswerth hervorgehobene Variante einfach in Klammern beigefügt, und es kann danach das Weitere in den Ausgaben nachgeschlagen werden. Das Zweckmäſsige und Raumsparende dieser Einrichtung würde gar sehr zu loben sein, wenn nur der Klammer nicht noch eine zweite, ganz abweichende Bestimmung gegeben wäre. Es werden dadurch auch die Wörte bezeichnet und ausgesondert, die, zur Deutlichkeit nothwendig, aus einem früheren Satz hinzugezogen werden muſsten. Freilich lehrt häufig der Zusammenhang, was Variante und was erklärende Wiederholung sei: aber es war hier leicht, nicht nur jedes Miſsverständniſs zu vermeiden, sondern überhaupt das raschere Verstehn zu befördern, da ja der Unterschied in der Form der runden und eckigen Klammern aufs Bequemste dem Unterschiede des Gebrauches anzupassen war.

Einen eigenthümlichen Vorzug jedoch hat Hr. W. seiner Arbeit dadurch zu geben gestrebt, daſs er jedem Artikel mit möglichster Kürze seine Lateinische Erklärung angefügt hat. Wir wissen zwar, daſs ἄνθρωπος *homo* und ἀνήρ *vir* bedeutet: aber mit Recht ist die Angabe auch des Bekanntesten nicht gescheut, um der Consequenz treu zu bleiben. Ueberdiefs ist eine groſse Mehrheit der Artikel, in denen es mit Einem Worte keineswegs abgethan war, sondern mehrfache Abtheilungen und Unterabtheilungen vorgenommen werden muſsten, (so gleich von vorn hinein ἀβλαβής, ἄβαλμα, ἄγαν, ἀγέλαστος, ἄγριος, ἀγών, ἄδμα, ἄθος u. dgl. um der Partikeln zu geschweigen), und ganz vorzüglicher Aufmerksamkeit bedurften die zusammengesetzten Wörter, bei denen es nicht selten der Mühe verlohnt hätte, da sogar mehrere der schwankenden Auslegungen aufzuführen, wo es durch

*) Die Beibehaltung der singularischen Form ὄργιον scheint bei späten Schriftstellern unzweifelhaft zu sein, s. Lobeck *Aglaopham. T. I. p.* 703. *II. p.* 1355. Er führt an in ganz gleichem Zusammenhang aus *Clem. Alex.* χόνδροι τε ἁλῶν καὶ δράκων ὄργιον Διονύσου Βασσάρου, wozu ὄργιον von *Iustin. apol. I,* 26. durch φύμβαλοι μέγα καὶ μυστήριον erklärt wird. Ferner *Lexic.* περὶ πνευμ. bei *Valck. Ammon. p.* 234. (209. *Lips.*) τὸ ὄργιον, τὸ μυστήριον, und *Herodian. epiner. p.* 102. *Boisson.* ὄργιον, τὸ μυστήριον, was wohl mehr als hinreicht, den Singular zu schützen, zugleich aber für das Alter des Orphischen Hymnus von Wichtigkeit ist.

aus unmöglich war, Einer der bedeutendsten einen entschiednen und unwidersprechlichen Vorzug vor den übrigen zuzuerkennen. — In den häufiger und in mancherlei Bedeutungen vorkommenden, gewöhnlich unregelmäßigen Zeitwörtern, (z. B. *ἄγειν, ἀδεῖσθαι, αἰνεῖν, αἴρειν, αἴρειν, ἀκούειν, ἁμαρτάνειν, ἀπεῖπον, βάλλειν, δοκεῖν, εἰπεῖν, ἔρχεσθαι, ἔχειν, θέλειν, κτείνειν, λέγειν, ὁρᾶν, πάσχειν, πίπτειν, πράσσειν, πυνθάνεσθαι, τυγχάνειν, φέρειν, φεύγειν*) hat Hr. W. einen doppelten Gang eingeschlagen: zuerst hat er die ausführlichere Darstellung nach den Bedeutungen gegeben, dann im kürzesten Ueberblicke die Zusammenstellung nach den grammatischen Formen, den Generibus verbi, den Temporibus, Modis und Personen: da diese zwiefache Uebersicht kaum bei dreißig Zeitwörtern nöthig gewesen, also der Raumaufwand, der dadurch entstanden, sehr unbedeutend ist, scheint er uns in keinem Verhältniß zu stehn zu den Vortheilen, die daraus erwachsen, und daher bei allen ähnlichen Arbeiten empfehlenswerth.

Wir haben bereits bemerkt, daß wir in der Hinzufügung der Bedeutungen, die, wo die Sache es fodert, sich ins Speciellste erstreckt, einen entschiednen Vorzug der Wellauerschen Arbeit erkennen. Hr. Schn. glaubt sich vielleicht einer solchen Verpflichtung durch den gewählten Titel *eines Wörterverzeichnisses* überhoben, und wir wollen mit ihm darüber nicht rechten. Zu bedauern bleibt es immer, daß er seinem Buche nicht eine Vollkommenheit mehr hat geben wollen, die dann auch vielleicht die Berichtigung mancher Einzelheit herbeigeführt haben würde, wie z. B. *Oed. Col.* 35. *τῶν ἀδήλου μὴ φράσαι* nicht von *ἄδηλος*, sondern mit den Londoner Herausgg. des *Steph. thes. T. III. p.* 3277., mit Hermann und Neue vom *ἀδηλεῖν* hergeleitet sein dürfte. Ausdrücklicher Tadel aber gebührt bei ihm der Behandlung der Zeitwörter: wir wollen schweigen von der gänzlichen Vernachlässigung der verschiedenen Modificationen, die gerade hier am häufigsten eintreten würden: denn das hängt nun einmal mit dem angenommenen Grundsatz eng zusammen. Dagegen aber verdient es starke Rüge, daß in den wenigen Fällen, in welchen doch mindestens eine grammatische Eintheilung vorgenommen ist, diese selbst der gehörigen grammatischen Strenge ermangelt: sie sondert nämlich die ganze Masse von Beispielen in zwei Hauptgruppen, zuerst *Activum*, dann *Medium und Passivum*, vermengt also die zwei letzten Genera auf eine durchaus unstatthafte Weise, s. *ἄγειν, αἴρειν, αἴρειν, ἀπολλύναι, ἔρχεσθαι, κτείνειν* und *φαίνειν*. Dasselbe zeigt sich in den Verbis *εἶναι, λαμβάνειν* und *λέγειν*, von denen übrigens zu rühmen ist, daß sie das Activum auch nach den Temporibus eingetheilt haben, nur unter zwei Zeitwörtern, unter *αἰσχύνειν* und *αἰτεῖν*, ist das Medium richtig für sich gesetzt, freilich wohl nur, weil von diesem sich, wenigstens beim Sophokles, kein Passivum findet. Dagegen sind die Modi außerdem noch angegeben bei den meistens intransitiven Verbis *ῥεῖν, αὐδᾶσθαι, ἔᾶν, ἡδέσθαι* und *παρεῖναι*. Das meiste Lob aber gebührt von Seiten zweckmäßiger und vollständiger Anordnung dem Verbum *εἶναι*, welches das einzige ist, bei dem zuerst die Formen grammatisch, dann der Gebrauch logisch dargelegt ist. Da sich nun aber noch gar manches Zeitwort nachweisen läßt, das ähnlicher gründlicher Behandlung fähig, ja bedürftig ist, so will es allerdings so scheinen, als ob Hrn. Schn. bei Behandlung dieses höchst wichtigen Redetheils keine ganz festen Grundsätze vorgeschwebt haben, und es daher von ihm bald auf die eine, bald auf die andre Weise versucht werden mußte. Was dagegen die Pronomina, die Partikeln und Präpositionen anlangt, so ist bei beiden Herausgebern die vorzügliche Genauigkeit, Sorgfalt und Liebe auszuzeichnen, die sie denselben wie einigen bedeutendern Adjectiven und Adverbien zugewendet haben.

Außerdem müssen wir Hrn. W. wie Hrn. Schn. noch zweierlei als besonders verdienstlich nachrühmen, da es nicht überall gebührender Berücksichtigung sich zu erfreuen pflegt: beide haben gleichmäßig die Eigennamen, die bei ihren Dichtern vorkommen, genau verzeichnet, beide nicht bloß auf die vollständig erhaltenen Tragödien, sondern auch auf die Bruchstücke der untergegangenen eine stete Aufmerksamkeit gerichtet. Daß auch in Bezug auf die Fragmente Hr. Schn. bei Sophokles in merklichem Vorzuge ist, liegt am Tage, da Hr. W. größtentheils auf die mangelhafte, nachlässige und unkritische Sammlung gewiesen war, die den vierten Band des Schützischen Aeschylos bildet: doch hat er sich nicht durchaus auf diesen erbärmlichen Fäden beschränkt, sondern manches Fehlende aus Plato, aus Diogenes Laert., aus Hesych., aus Bekkers Anecdd., aus den Scholien zu Homer, Theokrit u. a. im Lexikon nachgetragen. So ist es denn also auch darum beklagenswerth, daß ein früher Tod ihn wie an manchem Andern, so auch an Ausarbeitung einer genügendern Fragmentensammlung gehindert hat, zu der auch sein handschriftlicher Nachlaß leider keine bedeutenden Beiträge enthält.

Hiemit würde unser Bericht und unser Urtheil über das Geleistete abgeschlossen sein: aber auch über das Nichtgeleistete und doch sehr Wünschenswerthe dürften einige Bemerkungen nicht überflüssig sein. Es betrifft dieß beide Arbeiten gleichmäßig, und wird es auf drei Hauptmomente hinauslaufen.

Zuerst ist der Dialekt der Tragiker ein noch immer vielfachen Widersprüchen unterworfener Gegenstand: über den Sophokleischen Dialekt hat bekanntlich Hr. Schn. selbst in frühern Jahren ein ziemlich ungleich aufgenommenes Büchlein verfaßt. Um die Streitfrage ihrer Erledigung näher zu bringen, scheint vor allem erfor-

derlich, dafs die Abweichungen vom reinen Atticismus einfach in lexikalischer Ordnung zusammengestellt werden. Hierauf ist von unsern beiden Herausgg. fast gar keine Rücksicht genommen: *fast gar keine*, sagen wir! denn dafs vom einen wie vom andern *einige* Rücksicht darauf genommen ist, kann wie alles Unvollständige nur mehr zur gröfsern Verdunkelung der Sache als zu ihrer Aufklärung beitragen. So finden wir im *Lex. Aeschyl.* vier Dorische Formen, ματρόθεν, ματροκασιγνήτης, ματρόπολις und μάτρωος, am gehörigen Orte verzeichnet. Soll diese Anführung irgend einen Sinn haben, so kann es nur der sein, weder das einfache μήτηρ, noch eine Zusammensetzung damit, aufser den vier erwähnten, komme bei Aeschylos vor. Da sieht man sich dann nicht wenig überrascht, wenn man unter μήτηρ sieben Beispielen der Dorischen Form begegnet, und auch unter μητροφόνος sich ein unerwartetes ματροφόνος findet. Im Soph. Wörterverz. scheint insofern mehr Folgerichtigkeit obzuwalten, dafs keine Dorische Form unter eigenem Artikel aufgeführt ist, obgleich deren unter μήτηρ selbst, unter μητρόπολις und μητρώιος vorhanden sind: und doch herrscht diese Consequenz wieder nicht überall durch, denn Ἄθανα z. B. und Ἀθηνᾶ sind zwei gesonderte Artikel. Kurz, das Beste möchte hier immer bleiben, jede Form nach einem eignen Dialekt auch als neues Wort anzuführen, aber nur mit sofortiger Verweisung auf die zum Grunde liegende Attische, wie dies von Hrn. W. auch zuweilen geschehen ist.

Bedeutender ist noch um Vieles die metrische Beachtung der Sylbenlängen. Man sage nicht, diese gehöre dem Wörterbuche der Griech. Sprache im Allgemeinen an, und werde auch jetzt schon in den brauchbarern Werken dieser Art gefunden; sie könne also hier ohne Schaden wegfallen. Diese Ausrede würde von gänzlicher Unkunde der Sache zeugen, da ja die Prosodik und Metrik der Tragiker in vielen Stücken eine eigne ist, die sich von der ältern der Epiker und Lyriker ebenso wie von der neuern der Komiker, der Alexandriner und der noch spätern der eklektischen Poeten vielfältig unterscheidet. Es ist offenbar, dafs Hr. W. diesen Mangel gefühlt hat: dies läfst sich aus den beiden Artikeln ἄνθρ und Ἄρης mit Bestimmtheit schliefsen, in denen wirklich diesem Bedürfnifs abgeholfen ist: aber soweit wir wahrgenommen haben, beschränkt er sich auf diese zwei Substantiva, und im Sophokleischen Wörterverzeichnisse bemerken wir auch diese Anfänge nicht.

Dies alles liefse sich noch ohne grofse Mühe und Arbeit nachholen: schwieriger aber, jedoch auch nützlicher und lehrreicher um Vieles, würde ein Drittes sein. Bei jedem einzelnen Worte drängt sich natürlich zuerst die Frage auf, welcher Zeit es angehört, welches in der Geschichte des Griechischen Sprachschatzes sein wahres Alter ist. Nehmen wir nun an, wie wir müssen, Ilias und Odyssee seien unsere ältesten Griechischen Sprachurkunden, so scheint daraus von selbst zu folgen, dafs jedes in den Homerischen Gesängen vorkommende Wort auch als Homerisch anzunehmen ist, und als solches als erste Grundlage bezeichnet werden mufs, wäre es auch καί oder τε. Sowie nun aber Speciallexika zu einzelnen, nothwendig spätern Schriftstellern ausgearbeitet werden, tritt ein ganz neues Verhältnifs ein. Nun begehrt man zu erfahren, ob das vorliegende Wort schon Homerisch sei, oder sich sonst bereits bei einem ältern Schriftsteller vorfinde, ob es neugeprägtes Eigenthum dessen sei, dessen Wortthum wir verzeichnen, ob es sich als ἅπαξ λεγόμενον auf den Gebrauch dieses Einzigen beschränke, oder ob es, Einmal in Anregung gebracht, hinfort Gemeingut der Sprache geblieben sei. Daraus werden sich dann erst mit Sicherheit erwünschte Resultate ergeben, was Episch, Lyrisch, Tragisch u. s. w. sei. Mit Anwendung auf Aeschylos und Sophokles würde alles, was sie von Homer oder sonst einem Aeltern überkommen haben, ohne Weiteres ins Lexikon einzureihen sein: was sich aber bei ihnen zuerst findet, müfste als, soweit unser Wissen reicht, ihre Schöpfung oder doch von ihnen zuerst eingeführt in den geläuterten Sprachgebrauch mit Auszeichnung angemerkt werden, doch so, dafs wieder sorgfältig unterschieden würde, was von diesen Dichtern sich fortpflanzte auf Spätere, und was als vereinzeltes Wagnifs isolirt seinen Platz behauptete, von welcher letztern Art besonders der kühne Wortbildner Aeschylos eine reiche Beispielsammlung geben würde.

Weder Hr. W. noch Hr. Schn. hat, wie es scheint, dieser Anforderung gedacht, deren Verwirklichung doch den Specialwörterbüchern erst ihren höchsten Werth verleihn dürfte. Allerdings hat sie ihre bedeutenden Schwierigkeiten, indem es dazu nicht genügt, zu wissen, was Aeschylos und Sophokles *haben*, sondern auch, was ihre Vorgänger und ihre Nachfolger *hatten*. Dafs die Sache aber nicht geradezu unausführbar sei, lehrt C. G. Krügers Wörterverzeichnifs zu Xenophons Anabasis, in welchem jedes Wort, das Xenophon nur in diesem Werke gebraucht hat, mit einem Kreuz, jede Bedeutung, die nur in diesem vorkommt, mit einem Stern bezeichnet ist: auch Niebuhrs Versuch beim Agathias und zu einigen andern seiner Byzantinen verdient hier anerkennende Erwähnung.

Doch damit soll keinem der Herausg. etwas des Dankes entzogen werden, den wir ihrem Fleifse schuldig zu sein bekennen. Vielmehr fodern wir Hrn. Schn. auf, da er einmal diese mühevolle Bahn mit Glück betreten und gezeigt hat, was er auf derselben zu leisten vermag, nunmehr seine Thätigkeit in gleicher Art dem Euripides zuzuwenden. Dann wären nur noch die Fragmente der verloren gegangenen Tragiker übrig, um uns vollständigen Baustoff zu einem bessern *Lexicon Tragicum* zu liefern, als uns neuerdings in einem Bruchstücke gezeigt ist, nach welchem Anfang wir es verschmerzen können, dafs es Bruchstück bleiben wird.

Franz Passow.

N. 40.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1832.

## XXII.

*Lundae, typis Berlingianis, venditur apud E. Mauritium, Gryphiae: Lichenographia Europaea reformata. Praemittuntur Lichenologiae fundamenta. Compendium in theoreticum et practicum Lichenum studium conscripsit Elias Fries, Botanices Demonstr. Prof. nomine.* 1831. *CXX. und* 486 S. 8.

### Erster Artikel.

Ein Handbuch, welches alle bis jetzt in Europa bekannt gewordenen Flechten systematisch zusammenstellt und als Einleitung auf CXX Seiten das Allgemeine zur Flechtenkunde vorausschickt, befriedigt ein so allgemeines Bedürfniss, dass es keine Empfehlung oder Bekanntmachung durch Recensentenhülfe in Anspruch nimmt, ja, dass es in seiner Art weit weniger Ruhm verdienen dürfte, als das hier genannte wirklich verdient, um dennoch mit Begierde gekauft und benutzt zu werden.

Da der Raum dieser Blätter nicht gestattet, ein Urtheil über eine naturwissenschaftliche Schrift wie diese so ausführlich, als es uns erforderlich schien, zu motiviren, wir aber jedes Absprechen, zu Gunsten wie zu Ungunsten, für unziemlich halten, so tröstet uns der Gedanke, dass eine verdienstliche Schrift dieser Art unserer Förderung nicht bedürfe, und dass noch weit weniger einer von denen, welche die Botanik, und insbesondere die Flechtenkunde, zu ihrem Studium erwählt haben, an dieser Stelle bei uns Rath oder Belehrung suchen werde.

So möge uns denn die neueste Schrift über die Flechtenkunde nur zum Anlass dienen, einige Bemerkungen über diesen Zweig der Botanik niederzuschreiben, welche um so kürzer ausfallen können, da sie grösstentheils aus Büchertiteln zusammengesetzt sein werden.

Es mag wohl schon manches Jahrhundert verflossen sein, seitdem die Natur zum erstenmal anfing, die Metamorphosenlehre der Botanik in allerlei bunten, lappigen und schorfartigen Zügen auf Felsen, alte Bäume und junge, nackte und unfruchtbare Stellen der Erde zu schreiben. Niemand dachte daran, die Sache so zu nehmen, obwohl diese Flechtenschrift alle Mauern überzog, und schon bis zum Dache über seinem Haupte emporgestiegen war.

Je mehr hier alles in gegenseitige Beziehung gebracht war, um so schwerer war es, Arten herauszufinden im gewöhnlichen Sinne der Botanik, und nach und nach von jedem beliebigen Steine oder Stocke die Musterrolle seiner Sammlung abzulesen. Ein Geschäft, das für den, welcher sich endlich eine Fertigkeit im Lesen erworben, nicht unergötzlich ist, und dem man nicht ohne Bewunderung zusieht, wenn man den rechten Kenner der Flechten, vor hohen Felswänden stehend, alle diese mannichfaltigen Züge in Worte fassen hört, dass auch nicht das kleinste Pünktchen unberührt bleibt.

Es scheint natürlich, dass die Anwendung naturhistorischer Artbegriffe auf Gewächse, die so wenig mit andern Gewächsen gemein haben, die bald nur Blatt, bald nur Stengel, bald keins von beiden zu sein scheinen, und wirklich auch weder Blatt noch Stengel sind, unter denen sich bei grosser Aehnlichkeit im Allgemeinen kaum je zwei Individuen finden werden, die sich völlig gleichen, indess sehr unähnlich scheinende Gebilde bei näherer Betrachtung den engsten Zusammenhang zeigen, dass auf solche Gewächse die Anwendung der Artbegriffe zunächst grösstentheils willkührlich geschehen und bloss allgemeine Aehnlichkeiten auszudrücken suchen musste. Die Unterscheidung nach Arten (*species*) konnte auf solche Weise weit geführt werden, indess die Sonderung in Gattungen lange noch fern lag. Linné, Micheli, Dillen u. A. lehrten schon viele Arten der einen Gattung *Lichen* kennen, Hoffmann machte in seinem Taschenbuch für 1795 auf einige habituelle Gattungen aufmerksam und schaffte zugleich dem Flechtenstudium grösere Bequemlichkeit, so dass jetzt erst recht eifriges Sammeln begann. Hoffmann war stets in der Anschauung des Selbstsammlers geblieben und hatte sich an Weber den Vater und an Schraden gehalten, die es auch so machten. Das gab diesem Taschenbuche eine gewisse Oertlichkeit, die besonders im mittlern und nördlichen Deutschland einheimisch wurde, nur Wulffen förderte die Flechtenkunde in Bezug auf die süddeutschen Alpen.

Bald nachher widmete sich Acharius ausschliesslich der Flechtenwelt, seine *Methodus Lichenum*, seine *Lichenographia universalis* und endlich die *Synopsis Lichenum* entwickelten sein auf den Bau der Fruchtbe-

fehlte, oder dafs es sogar zur Aufschliefsung und zur Erkenntnifs desselben nie gelangen zu können verurtheilt wäre? Es wäre ja doch nur seine eigne und allgemeinste Wahrheit, welche es in diesem Innersten und in welcher es sich zu erkennen hätte. — So viel ist gewifs, das in der Philosophie seit Kant eingerissene *nur formelle* Denken hat dem Deutschen Volke seine Metaphysik nicht wiedergegeben, noch auch wiedergeben können, eben darum, weil es nur formelles war, d. h. an das durch die Erfahrung *Gegebene*, *wie* es gegeben war, nur die äufsere Form und Beziehung des Denkens brachte, und hiemit der Spectulation entbehrte. Eben daher ist es auch gekommen (S. 71.), „dafs die Kantische Philosophie auf die Behandlung der Wissenschaften keinen Einflufs hat haben können (und derjenige, welchen sie in formeller Hinsicht darauf gewann, möchte Ref. hinzusetzen, wegen der Unangemessenheit der Form zur behandelten Sache, zu dem in seiner eignen Wesenheit und Bestimmtheit zu begreifenden Inhalte, eher ein nachtheiliger war). *Sie läfst die Kategorieen und die Methode des gewöhnlichen Erkennens ganz unangefochten*". Allein wie lange soll die Deutsche Wissenschaft und Gründlichkeit sich von diesem Formalismus noch hinhalten, wie lange noch dazu verurtheilen lassen, nur die Schale statt des Kernes, die Hülse statt der Frucht zu haben? — Die Erscheinung des seit einiger Zeit sosehr überhand nehmenden sg. Mysticismus oder richtiger Pietismus, im Gegensatze des sg. Rationalismus, und der Verstandes-Aufklärung, ist von dieser Seite, obgleich durchaus, ebenso wie auch jener, in der Subjektivität wurzelnd, doch etwas sehr Erklärliches und Begreifliches. Ein Extrem hat das andere hervorgerufen; der Mangel an *metaphysischer* Erkenntnifs und substantiellen Begriffen, die Wegräumung des Positiven und die Vernichtung des alten unmittelbaren Glaubens, die hiemit herbeigeführte Leerheit und Verödung des Bewufstseins und das Unbefriedigende der erst nur vom blofsen Verstande ausgehenden und dann sich in das Gefühl werfenden Erbauung, von der einen Seite, unterliefs es nicht auf der andern, die verlassenen und eine tiefere Befriedigung suchenden Gemüther der Einzelnen auch tiefer in sich zurückzutreiben, eine religiöse Erweckung oder Erleuchtung in ihnen zu bewirken und sie dahin zu bringen, dafs sie an dem durch die Aufklärung vernichteten oder geraubten Gute des ehemaligen religiösen Inhaltes, und doch nur an einer sehr zusammengeschrumpften und dürren Gestalt des eigenthümlichen und objektiven Inhaltes, jetzt nur mit um so gröfserer Aengstlichkeit und Skrupulosität sich festklammern. So entstehen und mehren sich, während jene andere Seite des Gegensatzes sich ebenfalls bereits bis zur Spitze ihres Extrems und hiemit ihres Sturzes hinausgetrieben hat, jene schönen und mitunter auch häfslichen Subjektivitäten von Frommen und Gläubigen, Heiligen und Heilsbedürftigen, welche mit aller Intensität des Gefühls oder auch der Leidenschaftlichkeit nur ihre Frömmigkeit und ihr subjektives Seelenheil betreiben und dessen Beförderung an sich und Andern allein zur höchsten Angelegenheit des Lebens machen; aber es geschieht dieses gleichwohl keinesweges in der Weise, noch mit der Wirkung des alten, guten Glaubens, dessen Verlust bejammert wird, mit welchem in seiner Unmittelbarkeit und Unbefangenheit diese Befangenheit und Einseitigkeit des Urtheils, diese Verwirrung von Begriffen, diese Spannung, Aufregung und Gereiztheit der Gemüther, welche jetzt so häufig erscheint, keinesweges verbunden war. (Wie H. über diese Erscheinung in Beziehung auf eine daraus hervorgegangene, grofses Aufsehen erregende Fehde urtheilt, ist in der Vorrede zur dritten Ausgabe der Encykl. zu finden.) Die Inhaltlosigkeit jener andern Seite hat diese Erscheinung hervorgetrieben, aber nur noch als einen gewaltsamen Zustand der Zeit, als einen Zustand der Unfreiheit und Fesselung; die Wahrheit, welche da frei machen soll, hat zwar Viele ergriffen, aber noch nicht als objektive und begriffene Wahrheit, und daher vorerst nur Knechte der Wahrheit aus ihnen gemacht; die objektive und wahrhaft wissenschaftliche Erkenntnifs der Glaubenswahrheiten (der es übrigens jetzt keinesweges an rüstigen Arbeitern und gründlichen Beförderern fehlt), die *Metaphysik* der Religion, welche sonst in allen Jahrhunderten des guten alten christlichen Glaubens etwas so Wichtiges in der Theologie war, die gründliche Behandlung der Begriffe ist bei diesen Frommen ebenso wenig, als auf jener andern Seite, zu finden, und mufs der blofsen Herzenssache und Seelenheilsangelegenheit weichen, einem subjektiven, man kann fast sagen, egoistischen Interesse, welches, wenn auch auf das Höchste gerichtet, doch in der Form des Selbstgenusses bleibt und die wahre, religiös-sittliche Selbstüberwindung, die rücksichtlose, aufrichtige und unbestochene Aufgebung des eigenen Ichs an Gott und

denken eines verstorbenen Freundes, der der Wissenschaft zu früh entrissen wurde.

Eschweilers Beschreibung im Eingange, die Flechten als erdbewohnende, ungeschlechtige, säugende Gewächse, bestehend aus einer innern, oder Mark- und aus einer äussern, oder Rinden-Substanz. Die erste dieser Substanzen (Lager oder Schichten), sei entweder unvollkommen zellig oder faserig, und bilde, durch die letztere hervortretend, die verschiedengefärbten oder für sich farblosen Früchte (*apothecia*), deren Kern, offen oder geschlossen, aus aufrechten Schläuchen oder fadenförmigen Zellen bestehe, welche die oblang-walzenförmigen Schlauchkörner (*thecae*) einschliessen. — Diese Bestimmung war schon gröstentheils anatomisch, und deutete, zum Theil nicht ganz ohne den Beigeschmack einer Hypothese, auf eine Umkehrung des Laubes oder Thallus in der Frucht, indem das höhere oder Untere, für sich Farblose oder doch anders als die Oberfläche Gefärbte, in den, aus dieser hervortretenden Früchten zu Tage kommen und sich in den Schlauchgebilden des Kerns auf verschiedene Weise auflösen soll. Daher sei der Lagerrand, (*margo thallodes*) bei allen Flechten mit *radigem* Lager *weiss*, bei den mehr blattartigen hingegen von der Farbe der *unteren Fläche*, z. B. bei *Sticta aurata* gelb. Die (obere oder) Rindenschichte des Lagers bezeichnet Eschweiler als doppelt, nämlich als bestehend aus einer oberflächlichen, für sich farblosen, durch Feuchtigkeit durchscheinend werdenden, und aus der darunterliegenden, körnigzelligen, mit (grünem oder sonst differentem) Farbestoff erfüllten. Die Erwähnung dieser zweiten oder unteren gefärbten Rindenschichte der Oberfläche, in welcher Hr. De Candolle den eigenthümlichen Charakter der Flechtengewächse erkannt hatte, blieb bei Eschweilern noch in einer untergeordneten Stelle. Er widmete vorzüglich dem Baue der Perithecien seine Aufmerksamkeit und gründete darauf scharfsinnig und gut aufgefaste Gattungen, die sich in entsprechenden Parallelen unter den Grundeintheilungen der Flechten mit *zelliger* und *faseriger* Innenmasse in die fünf Gruppen der *Graphideae*, *Verrucariae*, *Trypetheliaceae*, *Dermatocarpeae* und *Plocariae* vertheilen.

Die schon im Vorhergehenden erwähnten Schriften über die Flechtenkunde, durch welche die Kenntnifs dieser Gewächse urplötzlich auf eine Höhe gebracht worden ist, die kaum ein anderer Theil der Botanik erreicht haben möchte, wollen wir in einzelnen kleinen Anzeigen später folgen lassen, und sodann in einem zweiten Artikel zum Schlufs auf das Werk von Fries wieder zurückkommen.

Nees von Esenbeck.

---

## XXIII.

*Naturhistorische Skizze von Litthauen, Volhynien und Podolien, in geognostisch-mineralogischer, botanischer und zoologischer Hinsicht, entworfen von Ed. Eichwald, Prof. bei Wilna. Wilna, 1830. 4. 256 S. und 3 lithographirten Tafeln.*

Während man sich von vielen Seiten jetzo eifrigst bestrebt, die Geologie der Alpen und des südlichen Europa überhaupt endlich aufzuhellen, sind die Naturforscher Rufslands nicht minder bemühet, das östliche Europa zu durchforschen, welches bis jetzo in geognostischer Hinsicht höchst unbekannt war und ohne solche Hülfe es wohl noch lange bleiben würde, da Fremde doch nur selten und dann gewöhnlich nur flüchtig jene Länder besuchen. Ueber die innern Verhältnisse des weiten Landstriches, welchen unser Verf. hier schildert, hatten wir bis jetzo nur höchst spärliche und fragmentarische Nachrichten, nun erhalten wir aber hier mit einem Male ein so klares, ausgeführtes Gemählde davon, welches eine lange gefühlte Lücke so vortrefflich ausfüllt, dafs wir dem Verf. dafür den besten Dank zu sagen haben, und zugleich den Reichthum, den sein Werk darbietet, um so höher achten müssen, da die Erforschung der dortigen Gegenden doch mit besondern Schwierigkeiten verbunden sein wird und man über die Masse von Thatsachen erstaunt, die hier vor Augen gelegt werden und in eines verhältnifsmäfsig doch nur kurzen Zeit aufgefunden wurden.

Im vorliegenden Werke findet sich nicht eine Reihe einzelner Notizen oder allgemeiner Conturen, sondern es enthält eine ausführliche, vollkommen geordnete Naturbeschreibung jener Länder, es liefert daher vielmehr, als man von einer blofsen Skizze erwartet; spätere Naturforschen werden hier zwar noch hinlänglichen Stoff zu einer grofsen Nachlese finden, aber es ist ein sicherer Grund gelegt und ein Gebäude aufgeführt, in welchem die einzelnen Theile leicht wieder angeführt werden können.

Der erste, ausführlichste Abschnitt, Pag. 1—104. entwickelt die geognostischen Verhältnisse, indem der Verf. berichtet, was er im Verlauf seiner Reise zu beobachten Gelegenheit hatte. Längst dem Bug herrscht, weite Steppen bildend, Granit und Gneis, zuweilen verbunden mit Porphyr, der in seinen Klüften gemeinen Opal führt; am Dniester dagegen breitet sich das sogenannte Uebergangsgebirge aus, bestehend aus, meist horizontal geschichteten Massen von Grauwacke, Thonschiefer und Kalk von vorherrschend schwarzer Farbe, der nach oben mergelig wird, reich an Orthoceratiten und andern Petrefacten, welche das ältere Gebirge charakterisiren. Zugleich mit den Trilobiten kommen hier häufig Körper vor, sehr ähnlich den Antennen der Krebse und den Tentakuliten v. Schlottheim's (Petrefactenkunde Tb. 29. fg. 8.), die — wohl mit Wahrscheinlichkeit — der Verf. für Antennen der Trilobiter hält.

Diesem alten Gebirge zunächst, liegt an einigen Punkten theils ein sandiger conglomeratartiger Kalk ohne Petrefacten, der bei Czernokosynce mächtige Gypslager führt, theils ein gelber, theilweise conglomeratartiger Sandstein, hie und da bedeckt mit einem festen

des unbewufsten Seins (der erstarrten, nur bewufstlos producirenden Intelligenz, nach Schelling) und des bewufsten und vom sich wissenden Seins, *derselbe* in der natürlichen und in der geistigen Welt, und *derselbe*, der auch als Princip des bewufsten Denkens (im Subject) Inhalt und Form desselben bestimmt und erfüllt; nur wenn die Gedanken *objective*, d. h. die Wesenheiten der Dinge selbst enthaltende und ausdrückende Gedanken sind, hat das Denken Werth, ist ein wahres und zugleich inhaltvolles; die *Metaphysik* ist daher auch *Logik*, die *Logik Metaphysik*, beide nur Eine und dieselbe Wissenschaft (§. 20.), zu welcher die sonst sogenannte Logik, welche die Formen des subjectiven Denkens für sich in ihrer Abstraction abhandelt, sich etwa nur wie eine äufsere, das Aeufsere und Formelle der Behandlung lehrende Kunst-Technik zur eigentlichen und wirklichen Kunst verhält, in welcher auch erst jenen technischen, sonst für sich gelten wollenden Regeln ihre wahre Bedeutung und Gültigkeit verliehen, wie das Recht ihrer Beschränkung und Beschränktheit, ihrer Unterordnung und Negation angethan wird. — Jene logisch-metaphysischen Gedanken aber, welche an ihnen eigentlich selbst schon immer Einheiten unterschiedener Bestimmungen und daher concrete Gedanken sind, aber für sich in ihrer abstracten Bestimmtheit festgehalten in die Verendlichung fallen, wie die einzelnen Dinge und Naturen selbst, welche nur in solcher Isolirung sie zu ihren Grundbestimmungen haben, gehören dem *Systeme des Ganzen* an, in welchem sie allein nach ihrer besondern Bestimmtheit, nach ihrem ärmeren oder reicheren Inhalte, als untergeordnete Momente und Glieder ihre wahre Stelle und Bedeutung, wie in ihrer Beziehung auf das Ganze und dessen unendliche Einheit als Träger und Mitwirker, durch das Ganze schon erkannt und gesetzt und selbst wieder zu seiner Hervorbringung thätig, ihren substantiellen und unendlichen Werth haben; von den einfachsten und eben darum abstractesten und ärmsten Bestimmungen anfangend erheben und entwickeln sie sich durch verschiedene Sphären und über verschiedene Stufen zu einem immer reicheren Inhalte, zu immer höheren und geistig concreteren Einheiten bis zu ihrer, sie alle in sich schliefsenden höchsten und reichsten Einheit und Erfüllung, zur Totalität des absoluten Begriffes und der Idee. Für sich aber unvollkommen und mangelhaft hat jede einzelne Gedankenbestimmtheit an ihr selbst ihre Schranke und Negation, aber darin und damit zugleich als intelligent in ihr selbst auch den Impuls, über sich hinauszugehen, und das Princip ihrer Bewegung und Entwicklung zu einer nächsthöheren, auch sie als Moment ihres Werdens in sich fassenden Einheit und Bestimmtheit; diese den Gedanken selbst inwohnende und aus ihrer eigenen Negation hervorgehende Bewegung und Fortbestimmung ist ihre *Dialektik* (§. 81. u. 82.); die wahre vernünftige Dialektik überhaupt im Elemente des reinen Denkens, welches dieser innern Selbstbewegung der Gedanken folgend nur die Thätigkeit ist, das Bewufstsein über ihre Momente zu erhalten und diese ihrer eignen Natur und Tendenz gemäfs gehörig zusammenzufassen. Diese Dialektik in ihrem unruhigen Fortreifsen und Weiterstreben beruhigt sich in dem Begriffe und vollends in der Einheit des subjectiven und objectiven Begriffes, der Idee, welche, nichts Höheres mehr über sich habend, auch die Negation und deren Macht in sich selbst eingeschlossen hält und so als unendliche Negativität (Negation der Negation) sich nur in sich selbst und von sich unterscheidet und in dem Unterschiedenen, als einem ihr nicht mehr Ungleichen oder Andern, nur sich selbst erreicht und umfafst und sie selbst ist. — Insofern aber jene reinen Gedanken zugleich die *Wesenheiten* der Dinge ausdrücken, sind ihre Bestimmungen und Bestimmtheiten die *Kategorien*, und die Beziehungen derselben auf die Dinge und Wesen als Subjecte, deren Wesenheiten und Grundbestimmungen sie sind, geben die *Definitionen*. Der Kategorien sind daher *ebenso viele*, als die Entwicklung des substantiellen Inhaltes des allgemeinen und absoluten *Begriffes* Gedankenbestimmtheiten von verschiedenem Werthe, auf minderer oder höherer Stufe, in unmittelbarer, reflectirter oder eigentlich begriffmäfsiger Gestalt in sich schliefst. Die Hauptstufen dieser Entwicklung und hiemit auch der Kategorien sind *die* des *Seins* oder des Gedankens in seiner Unmittelbarkeit, *die* des *Wesens* (reflectirten Seins) oder des Gedankens in seiner Reflexion und Vermittlung, und *die* des *Begriffes* als solchen selbst oder des in sich zurückgekehrten und vollkommen bei sich seienden Gedankens (§. 83.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 42.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## *Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen von Dr. Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Dritte Ausgabe.*

(Fortsetzung.)

Die höchste Kategorie und Definition von Etwas ist die Auffassung in seinem Begriffe, in seiner vom Begriffe durchdrungenen allgemeinen Natur und Gattung, oder wenigstens, da nur höhere Existenzen und Naturen den *entwickelten* Begriff an sich zeigen, in seiner besondern Begriffsbestimmtheit *in Beziehung* auf seine allgemeine Natur und Gattung oder auf die allgemeine Begriffssphäre, der es als Besonderes und Einzelnes angehört. Was dem formellen Denken schon als Begriff gilt, nur Verstandes-, nicht Vernunft-Begriff, und oft nichts mehr als das aus der Anschauung in der Vorstellung reflectirte allgemeine Bild der noch keineswegs vom Denken in ihrem Wesen durchdrungenen Sache ist, deren subjective Merkmale mit ihrer objectiven Natur, mit ihren wirklichen Wesenheiten und Kategorien hiebei nur etwa zufällig in Uebereinstimmung sind, braucht hier nicht näher erörtert zu werden. Es giebt aber durchaus nichts im Leben, in aller äussern und innern Erfahrung, wie in der Wissenschaft, was nicht auf eine von jenen Kategorien oder mehrere, niedere oder höhere, zurückgeführt, hiemit in Gedanken gefasst und in seine Denkbestimmungen, welche zugleich seine eigenen Grundbestimmungen sind, aufgelöst, vom Denken in seiner eigenen Wesenheit und Natur durchdrungen und erkannt, somit *begriffen* werden könnte. In den Wissenschaften sind es meistens nur vorzugsweise die Kategorien des *Wesens*, die Regien der reflectirten, eine gegenseitige Beziehung und Vermittlung enthaltenden Formen und Bestimmungen des Denkens, welche sie, jedoch häufig nur in ihrer Abstraction und Isolirung für sich, ihren Untersuchungen, wie den Gegenständen selbst unterlegen und zur Erklärung, Erläuterung und Definition derselben gebrauchen. Es kommt aber vielmehr darauf an und ist der Wahrheit, welche die Wissenschaft sucht und darstellen will, allein angemessen, einestheils bei dem Gebrauche einer solchen Kategorie erst ihren eignen Werth näher zu untersuchen und ihre an und für sich ihr zukommende, vielleicht nur sehr untergeordnete oder einseitige Wahrheit sich zum Bewufstsein zu bringen, um die unangemessene und des Gegenstandes selbst unwürdig erkannte Kategorie entfernen zu können; anderntheils aber einen jeden Gegenstand vielmehr in seinem bestimmten *Begriffe* zu erkennen und auf diesen, oder dessen allgemeine Sphäre, in welcher er *diese* Bestimmtheit ausdrückt, zurückzuführen. Es giebt daher auch einen sehr schiefen und falschen Gebrauch der Kategorien, durch welchen die eigne Natur und Wesenheit einer Sache entweder gar nicht getroffen und erreicht oder auf eine nur sehr untergeordnete und einseitige Weise erfasst und ihre innere Lebendigkeit in der Wissenschaft vielmehr getödtet wird, zumal wenn eine Kategorie selbst nur abstract genommen und in dieser Abstraction zur geltenden Allgemeinheit der Sache erhoben wird. Die *Hypothesen* insbesondere sind hierauf gebaut; müssen aber ihre Unangemessenheit zur Sache ebensobald zu erkennen geben, als der Werth der in ihnen gebrauchten Kategorie näher untersucht und diese in ihrem reinen Gedanken für sich hervorgehoben, d. h. selbst gedacht, und so theils für sich, theils in Beziehung auf den Gegenstand, als dessen Maafsstab und Begriff, gewürdigt wird. Die Entdeckung oder Erfindung der Kategorien, sie mögen nun entweder *objectiv* als Ausdruck der wirklichen Wesenheiten der Dinge, oder bloss *subjectiv* als die Ur- und Stammbegriffe des Verstandes, wie von Kant, welcher sie ohne nähere Untersuchung aus ihrer Ueberlieferung aufnahm, genommen werden, ist etwas sehr Wichtiges für die Wissenschaften gewe-

sen, insofern das wissenschaftliche Denken ein Denken *nach* ihnen wurde und durch sie geregelt wurde, wobei sie selbst gewöhnlich als letzte einfache und unmittelbare Bestimmtheiten, welche in sich kein weiteres Unterscheiden zulassen, jede von gleichem Werthe mit der andern, zu gelten pflegten; aber etwas unendlich Höheres ist es, die *Kategorien selbst zu denken* und zu *begreifen*, sie mithin selbst aufzuschliefsen und zu analysiren, durch das Denken zu vermitteln, eine aus der andern zu entwickeln und in dieser, ihre eigene Dialektik enthaltenden Entwicklung jeder ihre bestimmte Stelle und ihren Werth im Systeme des Ganzen anzuweisen, — ein Verdienst, welches der Philosophie unserer Zeit, welches Hegel vorbehalten war. Und hierauf beruht auch insbesondere der grofse und unschätzbare Gewinn, welchen die andern Wissenschaften von dieser Philosophie schon empfangen oder noch zu erwarten haben. — Dafs *Vernunft* in den Dingen, überhaupt in dem ganzen Universum sei, wird anerkannt oder wenigstens geglaubt; aber um diese *objective* und substantielle Vernunft erkennen, um ihr unendliches Werk und ewiges System ausfindig machen und gleichsam ermessen zu können, hat sie selbst erst von dem Denken des *subjectiven* Geistes aus sich erreichen, ihren *Begriff* finden und in der absoluten Erkenntnifs ihrer selbst sich mit sich ausgleichen müssen. Der *Verstand* aber, dieser Unterscheider von Allem und dieser Feststeller und Befestiger des Einzelnen, in den Dingen selbst, wie im Denken, ist keineswegs zu verachten; er ist selbst jene ungeheure negative Macht, welche in das Innere der vernünftigen Gedanken dringt, die Momente in ihrer Bestimmtheit findet und scheidet, sie für sich zu ihrer Entgegensetzung hervorhebt und auf ihre Spitze hinaustreibt, und sie in ihre dialektische Unruhe versetzt, aber sich selbst überlassen, ohne die Besonnenheit und Vermittlung der Vernunft, läfst er die Geschiedenen auseinander in ihre Vereinzelung und Verwilderung, in die Unmittelbarkeit und Endlichkeit fallen, während er als *vernünftiger* Verstand und im Dienste der Vernunft, als die dialektische Macht, selbst die wichtigste Thätigkeit zur Entwicklung und Hervorbringung des vernünftigen Ganzen und zur Erkenntnifs des Unendlichen ist. — Im Rückblicke daher auf die Kantische Philosophie und auf die oben angeführte Stelle mufs man jetzt sagen: Ja, das Erkenntnifsvermögen ist theoretische *Vernunft* geworden, wie praktische durchaus vernünftige Erkenntnifs überhaupt; die erkannte Vernunft aber hat auch den *Verstand* mit sich versöhnt und ihn selbst in das Gebiet des Unendlichen eingeführt, indem sie ihn geschmeidigte und seine festen und starren Formen in Flufs zu bringen nöthigte. Die *Hirngespinnste* aber, die Hypothesen, sind auf Seiten Derjenigen zurückgeblieben, welche sich vor ihnen fürchteten und doch eine höhere Befriedigung suchend, über die Erfahrung und den gemeinen Verstand hinauszugehen nicht umhin konnten. — So ist also in unserer Zeit würdig des Deutschen Volkes, würdig der Tiefe seines Geistes, würdig der Gründlichkeit und Vollendung Deutscher Wissenschaft, eine neue, in tiefer, sich selbst beweisender Wahrheit begründete *metaphysische* Schöpfung hervorgegangen, auf ungleich höherer Stufe, als auf welcher Leibnitz, der Urheber der Monadenlehre, stand, mit welchem der Schöpfer des neuen Systems Einen Todestag haben sollte. Das System dieser Metaphysik aber mufste sich in Einem und demselben Begriffe zugleich als *speculative Logik*, wie diese als Metaphysik, erweisen und darstellen; denn speculativ kann auch ein einzelner Gedanke nur genannt werden, insofern er als Einheit unterschiedener Bestimmungen zugleich *metaphysischen* Werth hat. Die Gründung und Ausbildung dieses grofsen und tiefen Systems aber, eines Geisteswerkes von unendlichem Gehalt und Werth, von welchem aus auch erst die Philosophie der Natur und des Geistes ihrer gründlicheren Auffassung und bestimmteren Ausbildung theilhaftig werden konnte, ist und bleibt allein Hegels grofses und unsterbliches Verdienst, womit die Deutsche Philosophie überhaupt nach ihrer neuesten Entwicklung von Kant an ihre höchste Stufe erreicht, wie ihren dermaligen Abschlufs erhalten hat. Denn in der sich selbst erfassenden, ihren Begriff erkennenden und in ihm ihren substantiellen Inhalt entwickelnden Vernunft hat das Denken des *subjectiven* Geistes die *Objectivität*, welche es zu seiner Voraussetzung hatte, erreicht, überwunden und erschöpft, der Geist überhaupt seine Versöhnung mit sich in aller Wirklichkeit gefeiert. —

Es ist eine ziemlich verbreitete Ansicht und Redensart geworden, dafs Hegel der ungelehrte Schelling sei, oder dafs er, indem er Schellings intellectuelle Anschauung nicht voraussetze, sondern zum letzten Resultate der Philosophie mache, da aufhöre, wo Sch. anfange. Es ist hiegegen möglich von vorne herein zu

erinnern, dafs der Ausdruck „intellectuelle Anschauung" für das Hegelsche reine Denken und Erkennen des Absoluten ein *unpassender* Ausdruck ist, und dafs *dieses*, als das den Inhalt der Idee vermittelnde, *formell* genommen, d. h. abgesehen von den Unterschieden des besondern Inhalts und Gegenstandes, kein anderes am Ende als im Anfang, und das überall in allem Denken sich gleich bleibende Denken ist. Wird aber unter intellectueller Anschauung nicht das subjective Verhalten des Erkennenden, sondern das Absolute selbst, die *Idee*, verstanden, so ist zwar richtig, dafs diese *als solche* und in ihrer Totalität bei H. erst am Ende und wie ein letztes Resultat *erscheint* (vgl. §. 242.); es ist aber dabei nicht zu übersehen, dafs sie ebenso auch schon das Erste und erste Bewegende und das sich selbst in seinem Anfang für seine Entwicklung und Hervorbringung *Voraussetzende*, sich selbst in seiner Totalität zum letzten Ziel Habende ist, eine Voraussetzung, welche jedoch als solche die Idee ebenso selbst aufhebt, indem sie sich durch ihre Entwicklung selbst *vermittelt* und *erweist*. Man könnte sagen, dafs die Idee in diesem ihrem Selbstbestimmen und Selbstschaffen ihrer einem Kunstwerke gliche, insofern dieses in seiner objectiven Ausführung und Vollendung in seinen Anfang, den schöpferischen Gedanken des Werkes, zurückkehrt, indem es ihn erschöpft, und dasjenige entwickelt und auseinander dargelegt vollständig und doch von derselben Einheit innerst durchdrungen darstellt, was jener, der Gedanke, nur erst auf unmittelbare und subjective Weise und wie im Keime enthielt, wenn nicht in anderer Hinsicht die Vergleichung mit einer blofsen Kunstschöpfung, welche von subjectiven Bedingungen und Zufälligkeiten, wie von zeitlich und äufserlich gegebenem Stoff und Inhalte abhängig ist, für die Idee, und zwar für das objective Anundfürsichsein ihres nothwendigen und ewigen Inhaltes sowohl als für ihre absolute Freiheit etwas sehr Unangemessenes und Unzureichendes wäre. — Mit etwas mehr Richtigkeit liefse sich jener angegebene Unterschied zwischen beiden Philosophen darauf zurückführen, dafs Sch. mehr *synthetisch* und daher in der weiteren Deduction aus dem Absoluten *construirend*, H. dagegen mehr *analytisch* zu Werke gegangen sei; allein es giebt eine höhere, die synthetische und die analytische Methode selbst in sich ebenso aufhebende als vereinigende, nämlich die dem absoluten Begriffe als seine eigne dialektische Form immanente Methode, (§. 238 ff.) welches allein die Hegel'sche ist, die sich daher auch nur in, aus und mit der richtigen Auffassung des Begriffes erkennen und verstehen läfst. Sehr kurz aber kann man sagen, dafs Sch. als etwas *Unmittelbares* aussprach, was H. *vermittelte* und daher bewies. Es ist indessen vielleicht nicht überflüssig, über diesen Unterschied noch Einiges zu bemerken. Schelling selbst hat, wie auch noch H. zuerst, von Fichte angefangen, d. h. diesen zu seinem Ausgangspuncte gehabt, aber auch in jeder weiteren Erhebung und Entwicklung seiner eignen Speculation sich immer mehr von F. befreit und höher über ihn gestellt. So ist jener Anfang und jenes Aussprechen der intellectuellen Anschauung für ihn selbst, als eine successive Erhebung über verschiedene Bildungsstufen, wie seine Philosophie überhaupt verschiedene Evolutionen erblicken läfst, ein Resultat seines Denkens geworden und nicht ohne Vermittlung gewesen. Eine absolute Reflexion auf dieses Werden hätte für ihn vielleicht schon werden und ergeben können, was sie für H. geworden ist. In der Sache selbst aber wird die erste Wiedererfassung der Idee des Absoluten und zwar, wie sie auf dem jetzt erreichten höheren Standpuncte der Philosophie nur eintreten konnte und mufste, dann insbesondere die Wiedererweckung der Naturphilosophie und der wahrhaften Erkenntnifs der Natur, nebst der begonnenen weiteren Ausbildung vornehmlich dieser realen Seite in der s. g. wissenschaftlichen Construction des Universums, Sch's. grofses und unantastbares Verdienst bleiben, wenn auch im Einzelnen die heutige Physik nicht vieles mehr von dem damals Gegebenen sollte anerkennen und benutzen können. Was Sch. aufserdem und in den übrigen Gebieten der Philosophie noch Bedeutendes und Treffliches gegeben hat, reich an einzelnen grofsen und tiefen Gedanken, mufste es bedauern lassen, nicht das Ganze seiner Philosophie zur Ausführung gebracht zu sehen; am allerwenigsten ist das *Logische* von ihm berührt worden, dessen neue Begründung und Gestaltung sammt der Durchführung der ganzen Philosophie des Geistes Hegel zugefallen ist. Was Hr. von Schelling gegenwärtig, es sei zur Vollendung seiner früheren Philosophie oder in welcher Gestalt sonst, der Welt zu geben noch vorhat, und diese zu empfangen mit Interesse bereit ist, (um so mehr, als nach einer unlängst in öffentlichen Blättern gegebenen Versicherung der Philosophie vielleicht noch nie ein gröfserer Fortschritt von noch

ungeahneter Bedeutung bevorstand, als eben jetzt durch ihn), ist dem Ref. nicht näher bekannt und steht zu erwarten; hier kann von seiner Philosophie zunächst nur aus jener früheren Zeit ihrer glänzenden Epoche die Rede sein, wie sie der Geschichte der Philosophie angehörig geworden ist. — Wie H. in der Verfolgung seines eignen Weges in der weiteren Ausbildung der Philosophie sich schon frühzeitig von Sch. trennte, würde, wenn auch nicht schon die Phänomenologie des Geistes, dieses unsterbliche Werk, den entschiedenen Beweis davon, schon in der Vorrede, lieferte, sich wohl auch aus einigen noch früheren Abhandlungen im kritischen Journal der Philosophie nachweisen lassen. Auſserdem könnte auch Ref. (denn er hat darüber aus H's. Vorlesungen über Geschichte der Philosophie vom J. 1805 noch Einiges in seinen Papieren), zeigen, wie schon damals bei aller groſsen Achtung und Anerkennung, womit H. stets von Sch's. Verdiensten sprach, doch dessen Philosophie in seinem gründlichen Urtheil über sie für ihn bereits etwas *Objectives* geworden war. Ungeachtet H. darüber als über „eine noch in der Arbeit begriffene und noch nicht zur reifen Frucht in allen ihren Theilen gekommene Philosophie" ausführlich zu sprechen sich enthielt und auf die Angabe der allgemeinen Momente sich beschränkte, so trat doch auch hierin schon derjenige Unterschied wichtig und entscheidend hervor, welcher nicht nur der Grundunterschied zwischen beiden auch für die Folge geblieben ist, sondern durch das dialektische Moment überhaupt die innerste Möglichkeit der ganzen, durch H. seitdem bewirkten Entwicklung der Philosophie enthielt, und schon damals in Anwendung auf die Geschichte der Philosophie das groſse Gesammtwerk des philosophirenden Geistes und seinen innern, in der eignen fortlaufenden Dialektik seiner verschiedenen Bestandtheile und Glieder gefaſsten und entwickelten Zusammenhang als ein Ganzes hervortreten lieſs, wie bis dahin die Geschichte der Philosophie wissenschaftlich noch nicht erfaſst worden war. — Es kommt bei diesem Unterschiede, wenn auch weniger am Worte der *intellectuellen Anschauung* liegt, insofern darunter doch nur ein *Erkennen* verstanden werden kann, doch desto mehr auf die Fassung und Bedeutung dieses Erkennens selbst an, ob es nämlich ein unmittelbares, und so in der That ein Anschauen, oder ein vermitteltes sei, oder auch Beides, Unmittelbarkeit und Vermittelung, in sich schlieſse. Nach Sch., von welchem die intellektuelle Anschauung, als das rein seinem absoluten Gegenstande gleiche Erkennen, ihrer Bedeutung nach allerdings vorangestellt, und damit zugleich in der Sache zunächst das Spinozistische Wesen als ein selbstbewuſstes wiedererweckt wurde, erscheint nun die allgemeine Idee des Absoluten, als die Indifferenz oder Einheit sehr mannichfaltig von ihm ausgesprochener Gegensätze, auch nur in der Weise der *Unmittelbarkeit* und zwar so, daſs diese behauptete Einheit, in welcher die Gegensätze aufgehoben und getilgt oder nur ideelle Gegensätze sein sollen, sich zunächst auch nur als eine *Behauptung* und hiemit als eine bloſse *Voraussetzung* darstellt. Indem aber dasjenige, was absolut und allein das Wahre sein soll, wenn auch nicht durch Anderes, weil es dann auch nicht mehr das Absolute sein würde, doch auch nicht einmal durch sich selbst vermittelt, bloſs als ein Unmittelbares des Selbstbewuſstseins sowohl als für sich auftritt, so sind mancherlei Nachtheile von dieser Exposition nicht wohl zu trennen. Denn wenn man damit anfängt, zu sagen: Im Absoluten *sind* die Gegensätze aufgehoben, — diese Aufhebung aber nicht nachgewiesen, noch gezeigt wird, wie die entgegengesetzten Seiten sich selbst und durch sich selbst zu ihrer Aufhebung bewegen, oder wie sie so zu sagen, dasjenige an sich ablegen, dessen Ablegung sie erst fähig macht, Momente des Absoluten und in der Einheit zu sein: so giebt diese Einheit, indem sie nur als dieses *Aufgehobensein* ausgedrückt wird, nichts weiter als einen *Satz;* ein bloſser Satz aber, wenn er auch sonst wahr ist, giebt sich seiner Form nach als etwas Unvermitteltes, auch als etwas Unbewiesenes und hiemit auch als eine bloſse Voraussetzung und Versicherung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 43.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

*Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen von Dr. Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Dritte Ausgabe.*

(Fortsetzung.)

Durch diese Form geräth ferner das Absolute, welches Alles unmittelbar in sich aufgehoben und getilgt enthalten soll, sogar in Gefahr, nicht mehr das Absolute zu sein; denn dadurch, dafs es das Absolute nur auf diese *abstrakte* Weise ist, läfst es alle lebendige Vermittelung und Unterschiede, Leben und Bewegung der Gegensätze aufser ihm *sich gegenüber* treten, stellt sich hiemit selbst auf die eine Seite und macht sich, statt das wahrhaft Unendliche zu sein, selbst zu etwas Endlichem, zu dem *Einen* von *zwei* Entgegengesetzten, ja als bloſse Abstraction und abstracte Identität zu etwas Unlebendigem, Todtem, welches dann seine Belebung, wie seinen Schmuck nur aus dem Gebiete der Vorstellung, der Bilder und Symbole in der Weise der religiösen und künstlerischen Anschauung erhalten kann. (Daher auch die Philosophie der Kunst in Symbole der Schlufsstein der ganzen Philosophie.) Die Schellingische *Indifferenz* ist daher auch nicht dem Schicksale entgangen, wie sie als *Hypothese* erschien, so auch von Vielen angesehen und behandelt zu werden, einem Schicksal, welches, abgesehen von denen, welche auf die eine oder andere Weise doch nichts von der Sache verstehen, noch verstehen wollen, nur dann ein nicht völlig ungerechtes zu sein aufhört, wenn für die Erkenntnifs durch Vermittelung und Beweis gesorgt wird. Als eine weitere nachtheilige Folge von dem Mangel solcher Vermittelung hat man auch das anzusehen, dafs jener Satz in subjectiver Form ausgedrückt, für denjenigen, welcher Philosophie studiren, mithin das Absolute erst erkennen will, als die Forderung erschien, dafs er die intellectuelle Anschauung, also dieses Erkennen selbst, schon haben müsse. Nach dieser Seite hat Sch's. Philosophie das Ansehen gewonnen, als ob zu ihr ein eigenes Genie oder Talent, ein besonderer Zustand des Selbstbewufstseins erforderlich wäre; wobei es zu etwas Zufälligem wird, ob Jemand dieses Talent und damit die Fähigkeit zur Erkenntnifs des Absoluten besitze oder nicht, während doch nur allein in der Sache selbst und in ihrer innerlich zwingenden Macht und Nothwendigkeit der Grund der Erkenntnifs zu suchen ist und enthalten sein kann. Denn wenn auch zur Erkenntnifs der reinen und absoluten Wahrheit allerdings eine geistige Wiedergeburt aus dem natürlichen Leben und Bewufstsein und aus dem dem endlichen und äufsern Verstande erforderlich ist, welche auch das Christenthum fordert, so ist es doch gerade Sache der philosophischen Wissenschaft, diese Wiedergeburt zum Leben im Geiste und zum reinen Erkennen auf ihrem sichern Wege zu vermitteln und nicht der Zufälligkeit zu überlassen. Zwar schien Sch. durch seine intellectuelle Anschauung, wie der Ekstase der Neuplatoniker, so auch Platon's Verfahren sich zu nähern, welcher ebenfalls von einem innern Schauen der ewigen Idee spricht und hiemit den Gegenstand, wie sein Erkennen zu etwas Unmittelbarem zu machen scheint; allein bei Plato ist dieses Erkennen wesentlich mit der Dialektik verknüpft, wornach es nicht in die unbewegte Intellectualität fallen kann. Indem Plato nicht schon von vorne herein den Gegensatz als aufgehoben erklärt, sondern ihm die Dialektik die Bewegung zu dieser Aufhebung ist, kommt damit auch das wirkliche Erkennen zu Stande, wozu bei ihm jenes Schauen wird. — Diese Mängel in der *Form* gingen auch auf die Realisirung der Idee oder ihre Durchführung in der sg. wissenschaftlichen Construction des Universums, wodurch die Idealität aller Dinge aufgezeigt werden sollte, oder wie sie in ihrem absoluten Wesen sind, über. Wenn hier auch bei den relativen Einheiten des Gegensatzes

sich ausgesprochen findet, dafs keine Seite desselben für sich die Wahrheit enthalte, sondern jede nur in ihrer Einheit mit dem Andern das Wahre sei oder die Einheit selbst, nur angeschaut unter der Form und dem Uebergewichte der Einen von Beiden: so werden doch auch hier theils die Unterschiede, statt ihnen, den für sich nichtigen, ihre negative Natur und Flüssigkeit, die Möglichkeit ihres Wiederverschwindens, zu erhalten, wieder zu Abstractionen fixirt, theils wird der Gegensatz überhaupt nur als ein *quantitativer*, mithin als der unwesentliche und gleichgültige Unterschied des unmittelbaren Seins und der äufsern Anschauung gefafst, nicht als der *qualitative* des Begriffs, wornach die Entgegensetzung, als eine in diesem selbst vorhandene, die absolute Bewegung des Uebergangs des Einen in das Andere in sich schliefst und in der Erkenntnifs dieser innern Nothwendigkeit ebenso sehr sich aufhebt, als selbst eine begriffene wird. Bei dem Mangel dieser Nothwendigkeit tritt daher auch der Uebelstand ein, dafs die Darstellung der Sache in ihrem Verhältnisse ebenfalls nicht als ihre eigne innere Nothwendigkeit, sondern nur als die *Reflexion* eines *Dritten* über sie, und ebenso die *Construction* nach dem vorausgesetzten Schema der Triplicität nicht als die eigene der Sache, wornach sie sich selbst construirt, sondern als das *Werk eines Dritten*, nämlich des philosophischen Künstlers, erscheint. — So ist also überhaupt die *Idee* des Absoluten, aus ihrer langen Vergessenheit wiedererweckt, von Sch. zwar erkannt, ausgesprochen und in das Bewufstsein der Menschen wieder eingeführt worden; allein ohne die Erkenntnifs der wahrhaften Natur des *Logischen* und *Dialektischen*, welches die Idee in ihrem eigenen Begriffe in sich schliefst, ist jenes Aussprechen, wie ihre wissenschaftliche Darstellung und Ausführung zuerst noch in das Element des reflectirenden Verstandes, der sonstigen wissenschaftlichen Methode überhaupt, und unter den Ausdruck von Kategorien gefallen, welche ihr, der Idee in ihrer Wahrheit, nicht angemessen sind. — Man mufs jedoch, wenn von Schellingischer Philosophie, insbesondere Naturphilosophie die Rede ist, wesentlich davon dasjenige unterscheiden, was unter diesem Namen von vielen Nachbetern des berühmten Philosophen in Umlauf gebracht wurde, aber in seiner Geistlosigkeit und Unwissenschaftlichkeit als bloser Formalismus weder Schellingische Philosophie, noch Philosophie überhaupt war. Durch jene formelle Beschaffenheit der Sache veranlafst und aus Mifsverstand der intellectuellen Anschauung, indem ein bloses Anschauen und Angucken der Dinge und ein äufserliches Bestimmen und Benennen derselben nach entgegengesetzten Polen, chemischen Stoffen u. s. w. schon für ein Erkennen und Begreifen im Absoluten galt, wurde lange Zeit ein Unwesen mit der Philosophie getrieben, welches sich alles wirklichen Erkennens und Begreifens und aller Wissenschaftlichkeit überhaupt vielmehr enthielt.

In dem Angegebenen ist bereits mit dem Mangel in der Exposition des letzten Vorgängers, welcher dem Nachfolger sich darstellte und nothwendig zum Bewufstsein kommen mufste, auch Uebergang und Fortschritt, wie die Nothwendigkeit enthalten, warum im Unterschiede von Sch's. Philosophie Hegel zunächst überhaupt mit der Betrachtung des Geistes beginnen, die Natur des Wissens und Bewufstseins untersuchen, dessen innere dialektische Geschichte entwickeln, und dann insbesondere an und in einer neuen gründlichen Untersuchung und Durcharbeitung des *Logischen* die Idee und ihren unendlichen Inhalt — nicht blofs aussprechen, sondern *entwickeln* und *vermitteln*, und überhaupt das Gebäude seiner Philosophie so aufführen und vollenden mufste, dafs es als in sich geschlossenes System, durch sich selbst begründet und getragen, in der innern Nothwendigkeit seines Ganges und Zusammenhanges und in der eignen Auslegung seines Inhaltes seine Erkenntnifs, wie seinen Beweis sogleich mit sich führte. — In Beziehung auf das *unmittelbare Wissen*, von welchem H. (§. 75.) *factisch* dargethan hat, dafs es kein solches ursprünglich giebt, und dafs jedes fernere Wissen, welches sich in der Form der Unmittelbarkeit darstellt, immer schon das Resultat irgend einer vorangegangenen Vermittlung ist, sagt er unter anderm (§. 74, S. 91.): „Für das Wahre kann nur ein Inhalt erkannt werden, insofern er nicht mit einem Andern vermittelt, nicht endlich ist, also sich mit sich selbst vermittelt, und so in Eins Vermittlung und unmittelbare Beziehung auf sich selbst ist". Diese Selbstvermittlung, wie diese — nur in dieser Vermittlung als sich erfassende Gleichheit mit sich vorhandene — Unmittelbarkeit gilt nun insbesondere von der *Idee* selbst, wie dieselbe von H. gefafst und dargestellt worden, ob es gleich schwer, ja unmöglich ist, in einem einzelnen oder auch mehreren Sätzen, welche für sich immer den lebendigen Inhalt

nur abstract, daher einseitig und dürftig aussprechen, angeben, was die Idee in ihrer Wahrheit und Totalität sei. Denn wenn sie auch, zumal die *absolute Idee*, selbst als die Einheit der subjectiven und der objectiven Idee oder als ihr eigener *Begriff*, denn *sie selbst Object* ist, von H. (§. 236.) bestimmt wird, *als Idee* die höchste und letzte Definition des Absoluten ist, und alle früheren, in der gesammten Entwicklung des Logischen vorangegangenen Definitionen in diese letzte als ihre Wahrheit und Totalität zurückgehen: so gehören doch diese Bestimmungen alle auch dem eignen Inhalte der Idee an, welche sie als ihren innern Reichthum, nach immanenten, Form und Inhalt zugleich bestimmenden Unterschieden ihres eignen Begriffes entwickelt, geordnet und untergeordnet, in sich eingeschlossen hält und somit als ihr eignes, von ihr selbst durchdrungenes und begriffenes *System* in sich trägt. Ein *bestimmtes Wissen* von der Idee kann daher nur derjenige haben, welcher diesen *ganzen* systematischen Inhalt und Zusammenhang in allen seinen Bestimmungen und Entwicklungen *wirklich denkend* verfolgt und erfaßt, nicht etwa bloßs eine einzelne Seite oder Bestimmung, welche dann nur an ihr selbst nichtigen und durch die Idee selbst schon widerlegten Abstraction würde, davon losgerissen und allein herausgehoben, noch weniger vollends, wer etwa nur eine bloße *Vorstellung* von der Sache, noch dazu oft eine unrichtige oder selbst wahnwitzige, sich gebildet hat. Ref. will indessen in Beziehung auf den vorhin behandelten Unterschied hier noch einige Stellen unter mehreren ausheben, in welchen H. selbst diese Beziehung vor Augen gehabt zu haben scheint. So heißt es Encykl. S. 204. (§. 213.): „Das Absolute ist die allgemeine und Eine Idee, welche als *urtheilend* sich zum *System* der bestimmten Ideen besondert, die aber nur dieß sind, in die Eine Idee, in ihre Wahrheit zurückzugehen. Aus diesem Urtheil ist es, daß die Idee *zunächst* nur die Eine, allgemeine *Substanz* ist, aber ihre *entwickelte wahrhafte Wirklichkeit* (vom Ref. unterstrichen) ist, daß sie als *Subject* und so als Geist ist". Ferner ebendas.: „Ebenso falsch ist die Vorstellung, als ob die Idee nur das *Abstracte* sei; — an ihr selbst ist sie wesentlich *concret*, — — Nur dann wäre sie das Formell-Abstracte, wenn der Begriff, der ihr Princip ist, als die abstracte Einheit, nicht wie er ist, als die *negative* (als bloße Substanz sich negirende) *Rückkehr seiner in sich und* als die *Subjectivität* (Selbstheit als Subjekt, oder Subjectheit, wie Ref. zur möglichsten Abwehr von Mißverständnissen dieser sagen möchte) genommen würde". Dann insbesondere die ganze Anmerkung zu §. 215. S. 207. „Weil die Idee a) *Proceß* ist (durch ihre absolute Negativität in ihr selbst ein Verlauf von dialektischer Scheidung, Entgegensetzung ihrer Objectivität und Rückkehr in sie als Subject), ist der Ausdruck für das Absolute: die *Einheit* des Endlichen und Unendlichen, des Denkens und Seyns u. s. f. wie oft erinnert, falsch; denn die Einheit drückt abstracte, *ruhig* beharrende Identität aus. Weil sie b) *Subjectivität* (Subjectheit) ist, ist jener Ausdruck ebenso falsch; denn jene Einheit drückt das *Ansich* (nicht das unendliche *Fürsichseyn*), das *Substantielle* der wahrhaften Einheit aus. Das Unendliche erscheint *so* als mit Endlichem nur *neutralisirt*, so das Subjective mit dem Objectiven, das Denken mit dem Sein. Aber in der *negativen* Einheit der Idee greift das Unendliche über das Endliche hinüber, das Denken über das Sein, die Subjectivität über die Objectivität. Die Einheit der Idee ist Subjectivität (Subjectheit), Denken, Unendlichkeit, und dadurch wesentlich von der Idee als *Substanz* zu unterscheiden, wie diese *übergreifende* Subjectivität, Denken, Unendlichkeit (ebensosehr) von der *einseitigen* Subjectivität, dem einseitigen Denken, der einseitigen Unendlichkeit, wozu sie sich urtheilend, bestimmend herabsetzt, zu unterscheiden ist". — So sehr man also einerseits wohl das *Substantielle* in Schutz zu nehmen hat gegen diejenigen, welche von einem substantiellen Inhalte des Denkens und der Vernunft überhaupt noch nichts wissen wollen, ebenso sehr muß andrerseits der ausdrücklich als *falsch* erklärten Fassung der Idee als *bloßer Substanz* der hier hervorgehobene absolute Charakter derselben als *Subjectheit* entgegengesetzt werden. Es mag dieses insbesondere in Beziehung auf *Gott* noch dazu dienen, das früher über den falschen und ungerechten Vorwurf des Pantheismus Bemerkte auf das Bestimmteste und Einleuchtendste zu bestätigen, indem vor allen Gott als *der absolute Geist* nur in unendlicher Selbstheit als das *Subject* seines ursprünglichen substantiellen Wesens, aber freilich nicht als die *einseitig ruhende* Identität, sondern auch als *übergreifend* über das Object seiner Welt, gefaßt werden kann und muß, und nur dadurch Urthätigkeit, Urquell aller Lebendigkeit, wirklicher und absoluter Geist ist. Ueberhaupt kann

Ref. sich hier nicht der Bemerkung enthalten, dafs H's. Philosophie durchaus, wie mit dem ganzen Elemente des christlichen Geistes, so auch mit dem christlichen Glauben und positiven Christenthume sich in Einklang und Uebereinstimmung befindet, und, wenn dies Manchen nicht so erscheint, der Grund davon wohl nur dieser ist, dafs der nämliche Inhalt, aus dem Elemente seiner sonstigen und blofs historischen Vorstellung übergetragen in das Gebiet der Gedanken und ihm gemäfsen Kategorien und so erst in seine gereinigte Gestalt und zu seiner Wahrheit erhoben, ihnen nicht mehr der nämliche zu sein scheint. Wenn es der christlichen Theologie in unsern Tagen bei den positiven Glaubenslehren, statt der Befangenheit in dem kahlen Vorurtheil ihrer blofsen Wegwerfung, oder statt der ebenso einseitigen und steifen Befangenheit in nur subjectiver Frömmigkeit und deren besondern Anliegenheiten, mit einer gründlichen Einsicht in den innern und vernünftigen Gehalt jener Lehren und mit ihrer wissenschaftlichen Befestigung *wirklich Ernst ist:* so mufs sie von der einen und der andern Seite sich in ein unbefangenes *vernünftiges* Denken in wirklichen Begriffen auf dem von H. vorgezeichneten Wege einlassen, und kann nur so, wie zur wirklichen gehaltvollen Wissenschaft, so auch im Wissen zur wahren Freiheit, anders als vordem die scholastische Theologie, gelangen. —

Es lag nicht in des Ref. Absicht, in gegenwärtiger Rechenschaft von H's. Philosophie auf eine Erörterung des Inhalts, dessen wahrhafte und allein zureichende Darlegung ohnehin nur die durchgeführte philosophische Wissenschaft selbst ist, weiter einzugehen, als es zur Reflexion aus dem Innern der Sache auf die Erscheinung, Auffassung und Bedeutung dieser Philosophie in ihrer Zeit und den Zusammenhang mit derselben erforderlich schien. Um so mehr, als auch der Raum dieser Blätter es verbeut, mufs er sich versagen, nach dem, was über die Idee zunächst in ihrer *logischen* Gestalt angeführt worden, auch noch über ihre beiden andern Formen als *Natur* und *Geist* sich ausführlicher zu verbreiten, so viel Wichtiges und Interessantes ihm auch besonders die Philosophie des Geistes darbieten würde. Die Natur wird von H. (§. 18.) als „die Idee in ihrem Anderssein" der Geist aber als „die Idee, die aus ihrem Anderssein in sich zurückkehrt", definirt. Mit den hiernach sich ergebenden *drei* Hauptheilen ist zugleich diejenige Eintheilung der Philosophie erhalten worden, welche ihre älteste und nothwendigste, wie die einfachste und natürlichste ist. Vorläufig möge dem Ref. hiezu nur die einfache und zunächst äufsere Betrachtung verstattet sein, dafs ja Gott selbst, ob er gleich Alles auf absolute Weise in sich selbst ist und hat, doch sich nicht an ihm selbst genügen liefs, sondern im Mangel seines Alleinseins, wie ein Dichter andeutet, oder in einem Andern gegenüber desto mehr *für sich* zu sein, auch ein ihm Andres, eine Welt schuf, die sein *Wiederschein* ist (vgl. §. 244.), und zwar zunächst die Welt der *unbewufsten Natur*, und aus dieser hervorgehend und diese hiemit, als noch nicht die eigentliche Wahrheit, widerlegend die Welt des *bewufsten Geistes*, in dessen Wissen und Erkennen auch Gott erst selbst zu seinem *Gewufstwerden* und zu seiner wahren Offenbarung gelangt, und aus dessen Leben und Schaffen, aus dessen Geschichte und gestalteter Wirklichkeit, aus dessen Erhebung und Rückkehr zu Gott ihm, dem Schöpfer, sein eignes Reich und seine Unendlichkeit, wie seine Macht und Herrlichkeit ewig zurückstrahlt. —

Wichtig scheint es aber, eine Seite, welche selbst von der gröfsten Wichtigkeit für Erkenntnifs und Verständnifs dieser Philosophie, wie von ihrer Gestalt und Bewegung, ja von ihrem Inhalte und der Wahrheit selbst unzertrennlich ist, noch mit einigen Worten hier zu besprechen, nämlich ihre *Form* und *Methode*. H. hat selbst diesen Gegenstand schon früher, besonders am Schlusse seiner ausführlichen Logik abgehandelt, und auch hier, Encykl. §. 237—243., die Hauptmomente der *speculativen Methode* entwickelt, worauf Ref. für das Nähere und eigentlich Wissenschaftliche der Sache verweisen will, um hier zu einigen besondern Bemerkungen Raum zu gewinnen. Die Form und Eintheilung, in welcher sich der Inhalt besonders in der Encyklopädie darstellt, ist öfter als etwas *nur Formelles* oder *Willkührliches* und als ein *äufserer Schematismus* angesehen und ausgegeben worden.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 44.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

*Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen von Dr. Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Dritte Ausgabe.*

(Schluſs.)

Wäre dem wirklich so, so trüge diese Philosophie selbst den ärgsten und schlimmsten Fehler an ihr, den sie oft bei Andern in der Behandlung nicht bloſs der Philosophie, sondern auch anderer Wissenschaften zu rügen findet, daſs *Form* und *Inhalt* einander nicht entsprechen, nicht in einander aufgehen, jene diesem nur wie etwas Aeuſserliches angethan oder umgeworfen erscheint, dieser damit selbst nicht zu seiner Wahrheit gelangt. Wird der Vorwurf des bloſsen Schematismus von Solchen gemacht, denen in ihrem Bewuſstsein oder philosophischen Denken das Wissen von der Idee und ihrem absoluten Begriffe selbst noch nicht aufgegangen ist, und die daher hinter der Gliederung und Eintheilung des Ganzen auch nicht den lebendigen, sich selbst bestimmenden Gedanken erkennen, so hat man sich darüber nicht zu verwundern; sie würden von der Sache bereits etwas verstehen, wenn sie ihnen anders erschiene. Auffallend aber, wenn er gemacht wird, kann dieser Vorwurf von Solchen erscheinen, welche das Wissen von der Idee in sich tragen, innerhalb ihres Gebietes sich befinden und darin arbeiten. Gerade in der Methode und Behandlung muſs sich an ihren eigenen wissenschaftlichen Werken zeigen, ob sie auch der *Form* der Idee mächtig sind, und damit der Wahrheit selbst; die schwerste Probe kann man nur hierin bestehen, und der Gebrauch falscher Kategorien hat seine schärfste, ja einzige Widerlegung in ihm selbst, nicht durch äuſsere Gründe, Willkühr oder nur subjective Geltendmachung einer Form, sondern durch die unüberwindliche Dialektik der Sache, Form und Inhalt zugleich. Wäre Hegeln es vergönnt gewesen, wie die Logik, auch die Naturphilosophie, und wie die Philosophie des Rechts und des Staates, ebenso auch die übrigen besondern Theile der Philosophie des Geistes in ihrer völlig durchgebildeten Gestalt und Ausführung selbst noch dem Publikum zu übergeben: so würde man daran ohne Zweifel nicht bloſs den Reichthum und die Tiefe seines Geistes in dem von ihm schon auf allen Gebieten und nach allen Seiten hin Umfaſsten und seinem gründlichen Denken Unterworfenen zu bewundern haben, sondern es würde auch überall da, wo gegenwärtig noch, wie in der mehr allgemeinen und abstracten Haltung der Encyklopädie, die Mittelglieder und Vermittelungen fehlen oder weniger sichtbar hervortreten, und daher für Unkundige der Schein einer mehr äuſsern als innern, mehr eigenmächtigen als wissenschaftlich gerechtfertigten Ordnung und Eintheilung erweckt wird, die strenge wissenschaftliche Nothwendigkeit der sich selbst entwickelnden und zu ihren Bestimmtheiten und besondern Begriffen an allen Hauptpunkten gleichsam absetzenden Gedanken auf das Deutlichste offenbar werden. Und die Herausgabe von H's. sämmtlichen Werken, unter denen den noch ungedruckten, insbesondere den Vorlesungen, Ref. selbst mit dem gröſsten Verlangen entgegensieht, wird diese Angabe bestätigen. Ref., welcher zwar bei jedem wiederholten Studium von H's. Werken eine immer tiefere und gründlichere Belehrung geschöpft, die vollständige Ausführung aber in so vielen besondern Theilen ebenfalls vermiſst, und übrigens noch nicht die Muſse gefunden hat, alles Einzelne des so reichhaltigen Ganzen selbstständig zu durchdenken, kann daher auch nicht alles Einzelne, wie das Seinige vertreten. Wenn aber in H's. System Dieſs oder Jenes sich fände, was in Zukunft sich nicht mehr vertreten läſst, eine Möglichkeit, welche sich insbesondere bei der philosophischen Auffassung und Bestimmung der auf äuſserer Erfahrung beruhenden Gegenstände nicht abweisen läſst, wenn eine denkende Erfahrung selbst tiefer in die Natur der Dinge eindringt und

bisher unbekannte Verhältnisse derselben aufzeigt: so hat diese Philosophie nicht nur auch dafür schon ihr Allgemeines wie die besondern Kategorien, sondern es ist überhaupt *keine*, welche in ihrer eigenen Methode und innern Dialektik weniger an eine *nur* äußere Ordnung gebunden wäre und mehr das Mittel, sich selbst zu berichtigen und vervollkommnen, besäße, als die Hegelsche. Von dieser, Form und Inhalt zugleich einigenden und durchdringenden Dialektik, insofern alle Denkbestimmungen als besondere Gedankenbestimmtheiten an ihnen selbst ihren Mangel, ihre Negation, und daher ihr Uebergehen in andere und entgegengesetzte, und mit diesen in höhere Gedankeneinheiten haben, ist schon bei Erwähnung der Kategorien die Rede gewesen. Es ist ja das lebendige und *ganze*, eben darum sich nie verlassende, sich immer gegenwärtige und besonnenste, und über jede Bestimmtheit sich selbst zurückholend wieder *übergreifende* Denken selbst, welches sich in diesen Bestimmungen bewegt, und eben darum an und mit jeder einen Bestimmtheit unerbittlich, wie ihre Grenze und Negation, so auch ihre entgegengesetzte und andere hat, und beide wieder zusammenfaßt, ohne den Unterschied zu verlieren, und sofort zu immer reicheren, concreteren und höheren Gedankeneinheiten gelangt, bis sich das Denken, welches selbst diese absolute Unruhe und Negativität ist, als *alles* Denken und *aller reine* Inhalt in seiner höchsten Einheit und letzten Negation erschöpft und erfüllt hat und damit seine absolute Beruhigung findet in der Totalität des Vernünftigen, der *Idee*. Ueber dieses Geheimniß des *speculativen* Denkens, welches es wenigstens für den endlichen und fixirenden Verstand ist, obwohl durch H. es nun schon wieder offenbar genug geworden ist, hat Ref. vielleicht anderwärts sich ausführlicher zu äußern Gelegenheit. Die vernünftige Organisation aber, welche das lebendige, in seiner eigenen Natur und Wahrheit bleibende Denken des Geistes in ihm selbst hat, erblickt es ebenso in der gegenständlichen Welt, welche ihm überall Leben und Bewegung, Unterscheidung, Unruhe und Entgegensetzung, aber darin auch die Entfaltung einer vernünftigen Ordnung und einen Fortgang von niederen zu stets höheren und concreteren Einheiten und Naturen, zu Organismen und Systemen im Bereiche des Natürlichen, wie des Geistigen zeigt und vorhält; hierin aber sich selbst und in der entgegenkommenden seine eigene Wahrheit erblickend, wird es erkennendes und begreifendes Denken der Objecte. Und die Philosophie, welche dieses Erkennen zu Stande gebracht hat, ist die *Wissenschaft des Vernünftigen zugleich und Wirklichen*. —

Aus diesem vernünftigen und besonnenen, sich immer gegenwärtigen und seiner selbst mächtigen Denken und der mit ihm zugleich und unzertrennlich gegebenen Form und Methode hat nun H. sein und das *System der Philosophie* aufgeführt und gestaltet, in ihm selbst geordnet und gegliedert. Wie die absolute Idee selbst den Inhalt aller Wahrheit und Wirklichkeit in sich schließend, zugleich alles Wahre, was der sich denkende Geist in seiner Geschichte seit Jahrtausenden errungen hat, als ein in sich vollendetes und geschlossenes organisches Werk des, sich in seiner Wahrheit erkennenden und wissenschaftlich darstellenden Geistes, steht es in seinem Selbstbewußtsein, in dem Selbstbewußtsein seines allumfassenden und erschöpfenden Inhaltes, wie seiner innern Einheit, Macht und Stärke groß, unendlich in sich, fest und unüberwindlich da. Womit wollte man es auch angreifen und überwinden? Mit Gedanken und Reflexionen irgend einer besondern Kategorie? Es hat alle Kategorien in ihm selbst und jeder den ihr zukommenden Platz ihrer bestimmten Geltung, wie ihrer Schranke und Aufhebung angewiesen. Mit Widersprüchen, welche der endliche Verstand ihm im Inhalte der Idee nachweiset? Es hat in seiner Dialektik selbst die ungeheuerste Verstandesmacht in sich, und mit dieser die Widersprüche des Endlichen, welche es selbst für ein Unwahres erklärt, in jeder höheren Einheit, vollends in der Idee überwunden. Oder mit Voraussetzungen und Vorurtheilen der jetzigen Zeit, welche ihre Lieblingsansichten und besonderen Interessen durch dieses System nicht eben befriedigt, nicht als Resultate desselben erblickt? Die wirkliche Philosophie in ihrem freien und unbestochenen Denken hat nur das Interesse der Wahrheit und kennt keine solchen vorausgesetzten Resultate, die als besonderes Ziel ihre Richtung von Anfang bestimmten, obgleich ihre frei erhaltenen Resultate für die Rechtfertigung der bestehenden vernünftigen Wirklichkeit und Ordnung der Dinge die größten und wichtigsten sind. Uebrigens ist diese Philosophie selbst das Werk und Resultat des *in dieser Zeit* endlich in seiner höchsten Freiheit zu seinem eigenen Begriffe zur Erkenntniß seines Wesens und seiner Wahrheit hindurchgedrungenen *wirklichen* Geistes und sein Aus-

leger für die Wissenschaft in dieser seiner Epoche ist, wie immer, zunächst *Ein Individuum* geworden, welches darum ein *grofses* ist. So hat dieses System des sich wissenden Geistes und sich selbst erreichenden Denkens aufser sich nur das Nicht-Erreichen, das Meinen und Mifsverstehen gelassen. — Und mitten unter welcher bunten Mannichfaltigkeit, Verwirrung und Zerrissenheit der Ansichten ihrer Zeit hat diese Erkenntnifs frei und sicher sich zu ihrem Ziele erhoben, und mit welcher wichtigen Bedeutung für die ersten Güter eines vernünftig geordneten und gesitteten Lebens, für *Religion* und *Staat?* Ueber das so oft falsch gefafste und behandelte Verhältnifs beider zu einander findet sich auch hier (zu §. 552. S. 556 ff.) eine wichtige Abhandlung, welche die gegenseitige Nothwendigkeit ihrer engsten Verbindung und Durchdringung, die Religion selbst als das innerste Wesen des Staates auf das Gründlichste zeigt und erörtert. Von der Wichtigkeit für die christliche Theologie ist schon vorher die Rede gewesen; und leicht würde sich in Beziehung auf den *Glauben*, dessen Inhalt, die evangelische Wahrheit, die Reformation der eignen Gewifsheit und Ueberzeugung eines Jeden vindicirte, und dessen *Form als Glaube* auch nie eine andere für die Gemeinde sein kann, noch näher die Nachweisung geben lassen, wie für die Theologie, durch die Erhebung des Glaubensinhaltes in ein vernünftiges und ihn begreifendes Wissen des Gedankens, die durch H. gewonnene wissenschaftliche Erkenntnifs als der *Schlufsstein der Reformation* anzusehen sei. In Beziehung aber auf den *Staat*, diese Allen gemeinsame, aber von so Vielen mifsverstandene und irrig ausgelegte, unbegriffene und falsch behandelte Wirklichkeit, darf man wohl fragen, welcher Philosoph in unserer und in jeder Zeit seine innere, nothwendige, organische Natur und positive Vernünftigkeit richtiger aufgefafst, tiefer durchdrungen und ergründet habe, als H.? Ja, auch dasjenige, dessen Nothwendigkeit zur Wohlfahrt und Sicherheit der Völker und zum Schutz ihrer wahren Freiheit früher schon die Geschichte auf ihrem äufseren Wege dargethan, und dessen Gegentheil in unseren Tagen auch die Stimme der Vernunft in den Völkern selbst gegen Uebelwollen und Vorurtheil als eine Chimäre gerichtet und verworfen hat, die erbliche fürstliche Gewalt, dieses angestammte Gut der Deutschen Völker, verdankt Hegel den tiefsten und gründlichsten Beweis ihrer vernünftigen Nothwendigkeit aus der erkannten Idee des Staates selbst. Die ausführliche wissenschaftliche Entwicklung dieser Idee hat H. früher schon in der Philosophie des Rechts gegeben; aber in der Encyklopädie (insbesondere in der neuen Anmerkung zu §. 482., wie in den übrigen von §. 529—544. überhaupt) sind mehrere tiefer entwickelte und schärfer gefafste Bestimmungen hinzugekommen, bei deren Abhandlung mehrere der wichtigsten Fragen, um welche sich in unserer Zeit das Interesse des öffentlichen Lebens dreht, auf das Einfachste und Gründlichste erörtert, und die *Meinungen* über solche Gegenstände auf ihre Wahrheit zurückgeführt worden sind. Der Staat ist wohl selbst die entwickelte und verwirklichte Idee der Freiheit oder des freien an und für sich vernünftigen Willens; wenn aber der Begriff der Freiheit nur abstract und negativ d. h. ohne den entwickelten positiven und vernünftigen Inhalt ihrer Organisation, gefafst wird, so sind auch bei keiner Idee die Mifsverständnisse von so ungeheuern praktischen Folgen, als bei dieser, da der seine Freiheit auch nur in der Abstraction wissende Geist doch auch *wirklicher* Geist ist (§. 482.). Die richtige Erkenntnifs dieser Idee als der Vernunft und Wahrheit des sittlichen Geistes fällt daher ebenfalls in das grofse wissenschaftliche Werk des seine vernünftige Wahrheit und Wirklichkeit überhaupt erkennenden und begreifenden Geistes. —

Wie weit Hegel und die Philosophie durch ihn in dieser Zeit und in Vergleich mit ihr gekommen, hat Ref. hiemit in der gegenwärtigen Darstellung zu zeigen versucht. Wer mag eines weiteren und gröfseren Fortschrittes sich rühmen? Wissenschaftliche Erscheinungen, durch welche der Inhalt der Wissenschaft ansehnlich bereichert und erweitert wird, sind zu erwarten; H's. System hat in sich Raum genug, von jeder das Wahre in sich aufzunehmen und jeder den gebührenden Platz anzuweisen. H's. Schule kennt ihr Vermächtnifs und die ihr übrig gebliebene Arbeit. Auch von denen, welche sonst um die Philosophie sich mühen, sollte man billig die Erwartung fassen dürfen, dafs sie, statt zum Voraus verdammender und wegwerfender Urtheile, statt Schmähung und übelwollender Mifshandlung mit abgerissenen Einzelheiten und selbsterfundenen Unwahrheiten, endlich einmal ernstlich sich daran begeben, was denn H's. Philosophie wirklich sei und worin sie im Ganzen bestehe, erst genau und gründlich kennen zu lernen, und damit selbst in speculativen inhaltvollen Be-

griffen zu denken anfangen. In der Methode und wissenschaftlichen Behandlung aber wird Alles, was noch Inhalt und Form auseinander fallen läfst, alles bloſse Reflectiren über Gegebenes, alles äuſsere Schematisiren, allen Construiren ohne die innere Nothwendigkeit der Sache, nicht dafür gelten können, auch nur noch den Begriff des Denkens gefunden zu haben. —

Möge auch die gegenwärtige Rechenschaft von Hegels Philosophie zur besseren Würdigung und Anerkennung des von Vielen verkannten und mifsverstandenen grofsen Denkers eine selbst zu guter Frucht sich entwickelnde Blüthenknospe in dem Kranz seiner Unsterblichkeit sein! —

Gabler.

## XXV.

1. *Introduction à l'étude des grandes combinaisons de la Strategie et de la Tactique, notamment au traité des grandes opérations militaires, et observations sur les lignes d'opérations et sur différens ouvrages qui ont combattu les principes développés dans le Chapitre XIV. du traité des grandes opérations militaires; par le Baron de Jomini, Général en chef, Aide-de-camp général de S. M. l'Empereur de toutes les Russies etc. Paris Anselin, Successeur de Magimel* 1830.
2. *Tableau analytique des principales combinaisons de la Guerre, et de leurs rapports avec la politique des états, pour servir d'introduction au traité des grandes opérations militaires, par le Baron de Jomini etc. St. Petersbourg, chez Bellizard et Comp. libraires de la Cour.* 1830.
3. *Analytischer Abrifs der vorzüglichsten Combinationen des Krieges, und ihrer Beziehungen auf die Politik der Staaten, als Einleitung zu der Abhandlung von den grofsen militairischen Operationen. Vom Baron von Jomini, General en Chef, Gen. Adjut. Sr. Maj. des Kaisers aller Reufsen. Aus dem Franz. übertragen, nach der zweiten Auflage. Mit Anmerkungen und Zusätzen von A. Wagner, Königl. Preufs. Obristlieutenant. Mit zwei Tafeln in Steindruck. Berlin, 1831. in der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung.*

Als ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, und ohne erhebliche eigne Kriegserfahrung, aber zum Nachdenken gebracht durch den unerwartet glücklichen Erfolg, mit welchem die Revolutionsheere im Allgemeinen, insonderheit aber unter Buonaparte's Führung, fast alle Kriegsschaaren und Feldherrn Europa's bekämpften, begann der Verfasser seine Laufbahn als militairischer Schriftsteller. Er unternahm es, die seit einem halben Jahrhundert, als Culminationspunkt praktischer Kriegsweisheit und unübertrefflichen Muster damaliger Feldherrnkunst mit vollem Recht angestaunten Feldzüge des siebenjährigen Krieges einer neuen ausführlichen Prüfung zu unterwerfen. War es gleich ein Hauptzweck dieser Arbeit, den gefeierten Helden des Tages und das Eigenthümliche seiner Kriegsführung im Gegensatze des grofsen Friedrichs möglichst hoch herauszustellen, so konnte dennoch dem Verf. das Verdienst nicht abgesprochen werden, die Geschichte jenes denkwürdigen Krieges mit lichtvoller Kürze und unpartheiischer Erwägung in ihren Hauptmomenten dargestellt, und an ihnen auf eine jeden denkenden Militair ansprechende Weise eine Masse allgemeiner und zum Theil aus eigner Abstraktion hervorgegangener Kriegsmaximen anschaulich gemacht zu haben. Es war nicht zu läugnen, dafs *Jomini's Traité des grandes operations militaires*, den gröfsten Theil der damaligen Militärlitteratur bei weitem überflügelte, und den besten Erzeugnissen derselben beigerechnet werden mufste. In Deutschland, wo Bülow und Berenhorst durch ihre ebenso geistreiche als launige Polemik die meist unwissende aber lernbegierige Jugend zu ernsterem Studium angeregt und ermuthigt, die in Schlendrian und Friedenspedantismus grau gewordne Praktikanten zur Selbsterkenntnifs ihres Unwerths u ihrer Rathlosigkeit gebracht hatte, wurde sein Werk mit entschiednem Beifall aufgenommen, und es scheint kei nem Zweifel unterworfen, dafs dadurch die Aufmerksa keit Napoleon's in Anspruch genommen, und dem Ve als nicht eingeborenen Neufranken, der Weg zum schen Emporklimmen gebahnt worden sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 45.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

1. *Introduction à l'étude des grandes combinaisons de la Strategie et de la Tactique, par le Baron de Jomini.*
2. *Tableau analytique des principales combinaisons de la Guerre, et de leurs rapports avec la politique des états, par le Baron de Jomini etc.*
3. *Analytischer Abriſs der vorzüglichsten Combinationen des Krieges, und ihrer Beziehungen auf die Politik der Staaten. Vom Baron von Jomini. Aus dem Franz. übertragen, u. s. w. von A. Wagner.*

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verstrichen, voll der denkwürdigsten Ereignisse und groſsartigsten militärisch-politischen Katastrophen. Der Verf. hat diese Zeit, und was sich im Kriegsbereiche derselben zugetragen, nicht blos als unmittelbarer Zuschauer durchlebt, sondern es war ihm selbst zum groſsen Theile dabei eine persönliche Mitwirkung in höheren Berufskreisen vergönnt. Während der Feldzüge von 1806 und 1807 hatte er sich die Zuneigung und das Vertrauen des Marschalls Ney in dem Maaſse erworben, daſs er — eine in der Französischen Armee seltne Auszeichnung — schon als Obrist die Stelle eines Chefs vom Generalstabe versehend, denselben in dieser Eigenschaft nach Spanien begleitete. Im Jahre 1812 war er Genoſs der glänzenden taktischen Siege und strategischen Niederlage des unermüdlichen Weltenstürmers, und noch bis zum Waffenstillstande des Krieges von 1813 in Funktion beim Französischen Heere. Während er solchergestalt die erste Hälfte seiner militärischen Laufbahn hindurch, sich in der Schule des gröſsten Feldherrn seiner Zeit für die höchsten Theile der Kriegskunst praktisch ausgebildet hatte, und vermöge seiner amtlichen Stellung in alle Geheimnisse der Französischen Militair-Organisation, der Kriegsentwürfe und Feldherrnpraktik Napoleon's eingeweiht worden war, wurde ihm die fast beispiellose Vergünstigung des Schicksals zu Theil, auch das in unmittelbarer Nähe und vom höchsten Standpunkte aus kennen zu lernen, was dessen Gegnern von Bellonens Künsten zu Gebote stand. Er war Zeuge, wie die unsterbliche Lehre Scharrnhorst's — dessen abgeschiedner Geist, gleich einem zweiten Cid dem Preuſsischen Heere vorankämpfend, und siegreich fortlebend in der Intelligenz seiner Schüler und Kampfgenossen — über die Napoleontische Kriegskunst und die Blüthe der Französischen Heeresfürsten, in drei glorreichen Feldzügen den Vorrang abgewann, und ungeschreckt von Jomini's eignem Wahlspruche: „*le Rhin c'est l'Océan*"! und unbekümmert ob auf innern oder äuſsern Linien operirend, sich bis zur Seine und Loire Bahn zu brechen wuſste.

Wenn ein auf solche Weise ausgerüsteter und hochgestellter Mann die Endresultate seiner Erfahrung und seines Nachdenkens — (denn Nro. 1. ist, wie die Vorrede besagt, im Jahre 1829 niedergeschrieben, nachdem er, bis zum Grade eines *Général en Chef* emporgestiegen, von dem Sabalkanskischen Triumphzuge gegen die gefürchteten Schaaren des Orients zurückgekehrt war) — dem Publikum als bleibendes Vermächtniſs überliefert, darf man mit Recht auch das Gediegenste zu finden hoffen, und es ist Pflicht bei der Kritik den höchsten Maaſsstab anzulegen. Daſs auch der Verf. sein Werk aus keinem niedrigern Gesichtspunkte betrachtet zu sehen wünscht, geht unverkennbar aus der in Nro. 2. vorangeschickten Dedication hervor: „*Votre Majesté Imperiale, dans Sa juste sollicitude pour tout ce qui peut contribuer aux progrès et à la propagation des sciences, a daigné ordonner la traduction en langue russe de mon Traité des grandes Operations militaires, pour les Instituts de la couronne. Jaloux*

*de repondre aux vues bienveillantes de V. M. j'ai cru devoir augmenter cet ouvrage d'un Tableau analytique qui lui servira à la fois d'introduction et de complément. Malgré son peu d'étendue, ce tableau comprend toutes les combinaisons que le général d'Armée et l'homme d'état peuvent faire pour la conduite d'une guerre: jamais objet si important ne fut traité dans un cadre à la fois plus resserré et plus à la portée de tous les lecteurs.*

Ganz in diesem Sinne, und durchdrungen von einem in alter Erinnerung fortgeerbten günstigen Vorurtheile hat Ref. das Werk durchlesen und geprüft. Mit aufrichtigem Bedauern mufs er indefs gestehen, dafs seine vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen in keiner Art befriedigt worden sind, und dafs er sich gern dem Glauben hingegeben hätte, darinnen eine Arbeit fremder Hand erkennen zu dürfen, wenn nicht alle Anzeigen der Authenticität vorhanden wären. *Non omnia possumus omnes!* Friedrich's geistreicher Sinnspruch: *la critique est aisée, et l'art est difficile*, ist von Berufenen und Unberufenen so oft nachgebetet worden, dafs er zum abgedroschenen Gemeinplatz herabgesunken ist. Es giebt aber auch noch ein drittes, was, so fern es mit Musterhaftigkeit vollbracht werden soll, ebenso wohl als Kriegs-Praxis und Kritik, eigenthümliche Naturgaben, und ein vorwaltend ausgebildetes Geschick erheischt. Es ist dies die Fähigkeit, das, was man selbst mit Erfolg auszuüben, oder an einzelnen Vorgängen mit Scharfblick zu meistern verstand, in der Form allgemein gültiger und allgemein verständlicher Lehren auszusprechen. Seinen Beruf zum militair-historischen Schriftsteller und Kritiker hat der Verf. zur Genüge dargethan. Was er in lebendiger Kriegspraxis Grofses oder Verdienstliches geleistet, wird ihm, wenn die annoch geheime Kriegsgeschichte unsrer Zeit erst offenkundiger geworden sein wird, vielleicht der Nachwelt ungetrübten Beifall sicher stellen *). Um aber eine in strengwissenschaftlicher Form abgefafste, ihren wesentlichen Grundzügen und ihrem Gesammtinhalte nach methodisch geordnete, Theorie der höhern Kriegskunst an das Licht zu rufen: scheint es dem Verf., so viel sich nach den vorliegenden Leistungen beurtheilen läfst, an dem Haupterfodernisse, an philosophischer und mathematischer Vorbildung nämlich, und an der logischen Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks zu fehlen. Was wir an seinem Buche tadeln, und als ein Hauptgebrechen desselben bezeichnen müssen, ist nicht die gewöhnliche Mangelhaftigkeit ähnlicher Versuche. Nicht als ob dasselbe aus lauter an sich irrigen Bemerkungen und verkehrten Behauptungen zusammengesetzt wäre! Man wird darin nur sehr Weniges finden, ohne allen relativen Werth, oder solches, dessen Anwendung sich nicht unter diesen oder jenen Umständen als ganz nützlich bereits bewährt hätte oder doch zu bewähren vermöchte. Aber es findet sich ebenso auch fast kein einziger Satz, der, wie er da steht und gefafst ist, ohne Weiteres verständlich, oder in dem Maafse wahr und wirksam wäre, wie es von ihm ausgesagt wird. Der ausführliche Nachweis dieses, Vielen vielleicht unbillig erscheinenden, Tadels würde ein eignes Gegenbuch erfordern; hier werden wir uns darauf beschränken müssen, an einigen auffallenden Beispielen zu zeigen, dafs weder blofse Gehässigkeit noch eigner Unverstand den Ref. veranlafst habe, sich auf eine so entschiedene Weise zu äufsern. Nro. 1. ist eigentlich, wie es seine Bestimmung mit sich bringt, blofse Recapitulation der in den verschiedenen Bänden des *Traité d. grand. operat.* zerstreuten allgemeinen Abstraktionen. Seinem wesentlichen Inhalte nach enthält es daher eben nichts Neues. Manche Ergänzung oder veränderte Fassung scheint weniger durch die erweiterte oder modificirte Ansicht des Verfs. begründet, als vielmehr eine natürliche Folge der Zusammenstellung zu sein und es mochte in dieser anspruchslosen Gestalt als eine willkommne Zugabe zur historischen Entwickelung des *Traité* betrachtet werden. Nro. 2. „*ce précis important, qui n'existait point dans les trois éditions précédentes, et qui rendra à-la-fois la relation plus intelligible et l'ouvrage plus clair*

*) (In der Denkschrift, welche Jomini im Jahre 1806, vor dem Beginn der Operationen, dem Kaiser in Würzburg eingereicht hat, sollen die Gefahren mit richtigem Scharfblick vorausgesehen worden sein, denen das Französische Heer wahrscheinlich nicht entgangen wäre, wenn kleinliche Intriguen nicht die Wirksamkeit der Preufsischen Heerführer gehemmt, und die im Massenbachschen Operationsplane beabsichtigten Maafsregeln vereitelt hätte. Im Jahre 1813 ferner, bei Bautzen, hätte das verbündete Heer leicht in eine höchst bedenkliche Lage gerathen können, wenn die von Jomini, zur Umgehung des rechten Flügels entworfene Disposition nicht an dem verwickelten Terrain oder mangelhafter Ausführung gescheitert wäre).

*nique*" soll zwar, zufolge des Vorworts, ebenfalls als Einleitung in die Lehre von den grofsen Operationen betrachtet werden können, zugleich aber auch als selbstständig für sich bestehendes, gediegenes Werk sich geltend machen. Es besteht aus zwei Hauptbestandtheilen; einem ganz neu hinzugekommenen, und einem zweiten, der mit der Instruction Nro. 1. der Form und dem Inhalte nach gleichartig ist. Dieses zweite Capitel von der Strategie und Taktik ist in drei Abschnitte gesondert: *Sect.* 1. *des operations strategiques*; *Sect.* 2. *de la grande tactique*; *Sect.* 3. *de la formation des troupes pour aller au combat, et de l'emploi particulier ou combiné des trois armes.* Vorangeschickt ist diesem Capitel eine kurze Einleitung: *de l'art militaire proprement dit* und *du principe fondamental de la guerre*; hinten angehängt ein doppeltes Supplement: *Observations sur les lignes d'opérations et sur les ouvrages qui ont combattu le Chap. XIV. du Traité*, und: *Aperçu des principales expeditions d'outre-mer.* Mit Ausnahme dieses *aperçu* ist das ganze Capitel wiederum eine wörtlich beibehaltene, aber durch mancherlei Einschaltungen bis zur doppelten Seitenzahl erweiterte Ueberarbeitung der in Nro. 1. enthaltenen Auszüge aus dem gröfsern historischen Werke. Beide Schriften sind in demselben Jahre erschienen. Wahrscheinlich sollte dies durch die auf dem Umschlagtitel von Nro. 2. hinzugefügte Bemerkung: *seconde édition augmentée de plusieurs chapitres importans* angedeutet werden; denn eine erste Ausgabe des *tableau analytique* ist soviel wir wissen, nicht zur öffentlichen Kenntnifs gekommen. Es wird Nro. 1. sonach keiner besondern Beurtheilung bedürfen; wir gehen unmittelbar über zu Nro. 2., wollen jedoch mit dem Nro. 1. entsprechenden zweiten Capitel, als dem bedeutenderen Theile des Buches unsre Untersuchung beginnen.

Die *Kriegskunst im eigentlichen Verstande* (d. h. Kriegskunst mit Ausschlufs der Kriegspolitik) theilt der Verf. in vier Hauptzweige: *Strategie, höhere Taktik, Detailtaktik* und *Ingenieurkunst.* Nur die beiden ersten Zweige sollten in vorliegendem Werke abgehandelt werden; auch wird alles, was nach der Ansicht des Vfs. zum kleinen *Kriege* gehört, Rekognoscirungen, Fouragirungen, Avant- und Arrieregardengefechte, Angriff verschanzter Posten, kurz alles „was durch eine abgesonderte Division oder Brigade ausgeführt werden soll" von der Betrachtung ausgeschlossen. *Kriegskunst* und *Kriegswissenschaft* scheinen, beiläufig gesagt, dem Verf. gleichbedeutende Begriffe zu sein, da gleich die Definition *de l'art de la guerre* S. 1. mit den Worten: *la science de la guerre* beginnt. „*J'ai dit que la strategie est l'art de faire la guerre sur la carte; — la tactique est l'art de combattre sur le terrain (de mettre ses forces en action dans un espace de* 3 *ou* 4 *lieues); on a critiqué ma definition sans en donner de meilleure*" (S. 50.). Ref. glaubt dies Thema in seinem Handbuch für Offiziere und an andern Orten so erschöpft zu haben, dafs er sich hier einer weitern Auseinandersetzung für erübrigt halten darf.

Als wesentlicher Zweck des Werkes wird die Beweisführung angegeben: „dafs es Ein unwiderlegliches Hauptprinzip aller Kriegsoperationen gebe, ein Princip, welches bei allen Combinationen, sofern sie zweckgemäfs sein sollen, obenan stehen müsse, und von dessen Anwendung oder Vergessen alle glücklichen oder unglücklichen Erfolge als nothwendig natürliche Ergebnisse abhängig seien". Dieses Fundamentalprincip besteht nach dem Originaltext darin: 1) *à porter la majeure partie des forces disponibles d'une armée sur le point décisif soit du théatre de la guerre, soit d'un champ de bataille*; 2) *à opérer de manière que cette masse de forces ne soit pas seulement présenté au point décisif, mais à ce qu'elle y soit habilement mise en action*". Man sieht, der Verf. hat dabei nur den Moment im Auge gehabt, wo es darauf ankommt, eine grofse Schlacht zu liefern oder einzuleiten. Dies ist jedoch nur ein einzelner, wenn gleich sehr gewichtiger Akt des grofsen Kriegesdrama's; aber es scheint dem Verf. entgangen zu sein, dafs es im Verlauf desselben auch noch andre Aufgaben von nicht mindrer Bedeutsamkeit giebt, — strategische oder taktische Combinationen, bei denen ganz abweichende Zwecke unmittelbar vorliegen; namentlich in allen Fällen, wo es nicht in unsrer Machtvollkommenheit liegt, dem Gegner eine überlegene Streitkraft gegenüberzustellen, ohne dafs deshalb das Kriegführen aufgegeben werden dürfte; — Fälle also, in denen von der stricten Anwendung jenes angeblichen Fundamentalprincips gar nicht die Rede sein kann. Nächstdem aber sind es nicht blos die *räumlichen Verhältnisse*, sondern ganz vornämlich auch die *Zeitmomente*, welche im Kriege entscheiden; desgleichen würde sich die Maafsregel, nur den *gröfsern Theil* der disponiblen Masse eines Heeres in entsprechende

Wirksamkeit zu setzen, jederzeit unzureichend erwiesen, so oft diese Masse nicht ihrem effektiven Gebrauchswerthe nach den Kraftaufwand des Feindes zu überbieten vermöchte. Vielleicht liefse sich das, was der Verf. zu sagen beabsichtigte, mit mehr Präcision folgendergestalt ausdrücken: „Ueberall, wo es im Kriege auf unmittelbare Ueberwältigung der physischen Streitkraft des Feindes ankommt, mufs man auf dem entscheidenden Punkte eine dem Feinde überlegene Macht versammeln, und sie im entscheidenden Augenblicke den obwaltenden Umständen gemäfs in die gröfstmögliche Wirksamkeit setzen". *Erkenne den jedesmaligen Zweck und verwende zu dessen Erreichung die richtigen Mittel;* würde ein noch allgemeiner gefafster und sonach höherer Grundsatz sein. Dieser aber ist Hauptmaxime alles vernunftgemäfsen Handelns oder aller consequenten Verfahrungsweise überhaupt; er dient als Beispiel, wie es für die Kriegführung in letzter Instanz eben auch keine anderen Fundamentalgesetze giebt, als solche, die jede auf das Leben bezogne menschliche Thätigkeit im Allgemeinen bedingen; und er macht es ferner anschaulich, dafs dergleichen Abstraktionen, unbeschadet ihrer Wahrheit und Allgemeingültigkeit, dennoch im zweifelhaften Fall, über die Maafsregeln, die faktisch ergriffen werden müfsten, jederzeit nur eine geringe Belehrung geben können: weil mittelst ihrer das concrete Was und Wie, worauf es dem Handelnden am Ende doch immer ankommt, völlig unerörtert bleibt. —

Der Abschnitt von den strategischen Operationen handelt: 1) von dem Operationsschauplatze: 2) von den Operationsbasen. 3) Von den offensiven Operationen, und den Objektiv-Punkten der Operationen, 4) von den Operationsfronten, 5) von den Operationslinien, 6) von den entscheidenden Punkten eines Kriegsschauplatzes oder Schlachtfeldes. 7) Von den Märschen der Armeen, als Manoeuver betrachtet. 8) Von den Diversionen und grofsen Entsendungen. 9) Von den Landungen. 10) Von den Strom- und Flufsübergängen, 11) von den verschanzten Lägern, 12) von den Festungen, Belagerungen und verschanzten Linien, 13) von den Magazinen, 14) von den Rückzügen, 15) von den Cantonnirungen und Winterquartieren. — Ref. hat gleich anfangs erklärt, dafs er, sei es der Form oder Materie nach, fast nirgends dem Verf. unbedingt beipflichten könne. Beispielsweise mögen die Artikel 1 und 5 hier einer nähern Prüfung unterworfen werden.

Die Lehre von den *Operationsbasen* beginnt Verf. S. 57. mit folgendem Satze: „*Le premier point d'un plan d'operations est de s'assurer d'une bonne base; on nomme ainsi l'étendue des frontieres d'un état, d'où une armée tirera ses ressources, ses renforts; celle d'où elle devra partir pour une expédition offensive, et sur laquelle elle devra s'appuyer si elle couvre un pays defensivement*". Gleich diese Definition ist nicht nur mangelhaft im Allgemeinen, sondern fast in allen einzelnen Beziehungen irrig oder ungenügend. Zuförderst theilt sie den sehr gewöhnlichen und fast in der ganzen Militairlitteratur verbreiteten Irrthum: als ob eine Operation überhaupt durch eine geographische Linie vollständig basirt werden *könnte*, oder in dem gemeinüblichen beschränkten Sinne des Wortes Basis, in allen Fällen basirt werden *müfste*. Wer alles, was er zur Lösung seiner militairischen Aufgabe bedarf, unmittelbar mit sich führt, oder da, wo er sich hinbegiebt, unbedenklich vorfindet, bedarf keiner weitern Basis. Müssen aber die fraglichen Bedürfnisse unumgänglich von anderswoher bezogen werden: so pflegt dies nicht sowohl eine durch das Rinnsaal eines Flusses oder durch eine Reihe von Gränzpfählen örtlich bezeichnete Linie, sondern eine Provinz oder Gegend oder Anzahl von Städten zu sein, mit dem die operirende Heeresabtheilung sich in stetiger oder doch periodischer Verbindung erhalten mufs. Wenn nun eine oder die andre dieser Oertlichkeiten mit der Landesgränze oder mit dem Ausgangspunkte der Operation zusammenfällt, so ist dies jederzeit nur ein in Bezug auf das Wesen der Operationsbasis unwichtiges und zufälliges Ereignifs. — Ebenso wenig, weder wahr noch befriedigend ist (S. 59.) der Schlufssatz desselben Artikels: „*A cela prés, il existe peu d'axiomes invariables sur des bases, qui dépendent toujours plus ou moins des localités.* Allerdings äufsern die örtlichen Verhältnisse einen Einfluss auf die Beschaffenheit der Basis, wie eben auf alles übrige, auf die Kriegführung Bezügliche, weil der Krieg eine Handlung ist, die im Raume und auf der Erdoberfläche vollbracht werden mufs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 46.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

1. *Introduction à l'étude des grandes combinaisons de la Strategie et de la Tactique, par le Baron de Jomini.*
2. *Tableau analytique des principales combinaisons de la Guerre, et de leurs rapports avec la politique des états, par le Baron de Jomini etc.*
3. *Analytischer Abriſs der vorzüglichsten Combinationen des Krieges, und ihrer Beziehungen auf die Politik der Staaten. Vom Baron von Jomini. Aus dem Franz. übertragen, u. s. w. von A. Wagner.*

(Fortsetzung.)

Dieſs hindert aber nicht, daſs man sich nicht gewisser allgemein bestimmbaren Punkte sollte deutlich bewuſst werden können, deren Vernachlässigung eine entschiedene Gefahr bringt. Die gesammte Lehre des Verfs. über diesen Gegenstand beschränkt sich freilich auf einige nicht sehr erhebliche Sätze. Bülow hielt eine Basis allem andern zuvor für desto vollkommner, je ausgedehnter sie sei; eine die sich rings um die Erde schlänge, und um den Mond dazu, meint er, sei die beste. Der Verf. sieht zwar ein, daſs dies Paradoxon auf gewisse Gränzen zurückgeführt werden müsse, aber nur deshalb, weil er die Basis mit dem Subjekt der Operation, d. h. mit dem Inbegriff der örtlichen Gegenstände verwechselt, welche im Kriege der unmittelbaren Einwirkung des Feindes entzogen werden müssen. Auf demselben Irrthum beruht eine andre Behauptung: „*Une base appuyée sur* (soll wahrscheinlich heiſsen: *formée par*) *un fleuve large et impétueux, dont on tiendrait les rives par de bonnes forteresses à cheval sur ce fleuve, serait sans contredit la plus favorable qu'on pût desirer*". Die angegebenen Eigenschaften sind vortheilhaft für eine Vertheidigungslinie; von minderer Erheblichkeit, wo es sich um eine gute Basis handelt. Sicherung der freien Communication mit der Basis aber, und Erleichterung der von daher zu beziehenden Zufuhren sind zwei wesentliche Erfordernisse, welche durch einen Fluſs, welcher die Richtung der Basis bezeichnet, wenig Vorschub erhalten. Mithin lassen sich ohne Zweifel noch vortheilhaftere Combinationen denken und wünschen, als die vom Verf. bezeichnete.

Die gesammte Doktrin von den auf das Echiquier des Kriegsschauplatzes bezüglichen Linien, insonderheit aber der 5te Artikel von den Operationslinien im engern Sinne, scheint Ref. ohne klare Einsicht in das Sachverhältniſs und das praktische Bedürfniſs der Kriegslehre und Kriegsausübung entworfen zu sein. Die Definitionen sind schwerfällig, zweideutig und unbestimmt; bei manchen vermag man ohne Hinzufügung erläuternder Beispiele kaum zu errathen, was der Verf. eigentlich zu sagen und zu bestreiten beabsichtigt. Ref. will hier nicht wiederholen, was er über diese Materie bereits vor mehr als zwanzig Jahren in einem Aufsatze der Pallas entgegnet hat, zumal sich die eigentlichen Streitpunkte ohne begleitende Zeichnung nicht füglich mit wenigen Worten anschaulich machen lassen. Jeder Unbefangene wird sich indessen leicht davon überzeugen, daſs eine Eintheilung der Operationslinien in einfache und vielfache, in tiefe und in solche, die sich auf ausgedehnter Front befinden, ferner in concentrische oder excentrische, — alles nach Maaſsgabe dessen, ob eine Armee auf einer oder mehrern Straſsen vertheilt ist, lange oder kurze Strecken zurücklegt, ihre Theile sich in convergirender oder divergirender Richtung bewegen, — kurz eine Eintheilung, welche zu ganz müſsigen und unfruchtbaren Unterscheidungen führt, eine Manie der Stubengelehrten ist, die sich in mysteriöser Einkleidung von Verhältnissen gefallen, welche ohne Kunstsprache ganz von selbst verständlich sind. Eine wunderliche Grille ist es nächstdem, daſs der Verf. den wissenschaftlichen Werth der,

(ohne Widerstreit ungeschickt gewählten), Bezeichnung einer über ganze Länder verbreiteten Operationsfläche durch das Wort *ligne*, geltend zu machen, und seine Definition aufrecht zu erhalten sucht, obgleich sie ihn bei mehr als einer Gelegenheit unvermeidlich in verdrieſsliche Widersprüche und Zweideutigkeiten verwickelt: weil er es nicht wohl vermeiden kann, sich desselben Worts auch häufig in seiner naturgemäſsen Bedeutung zu bedienen. Zufälligerweise ist selbst das Beispiel, das zum schlagenden Beweise seiner Lehre dienen soll, eben nicht glücklicher gewählt: denn einmal ist die Behauptung: daſs innerhalb des Donauthales die einzige oder unter allen Umständen vortheilhafteste Angriffslinie eines vom Rhein her gegen Oesterreich geführten Kriegs gegeben sei, ganz irrig; und zum andern springt es in die Augen, daſs nicht der zwischen Mainz, Basel, Salzburg und Passau innengelegne gesammte Länderbezirk auf eine anschauliche Weise durch das Kunstwort Linie bezeichnet werden könne: sondern daſs es dem allgemeinen Sprachgebrauch viel angemessener ist, die verschiedenen Hauptstraſsen dieses Flächenraums, unter welchen einer Armee die Auswahl frei steht, als ebenso viele Operationslinien zu charakterisiren. Von gröſserm Belange ist der, übrigens mit gleicher Unbehelfenheit des Ausdrucks definirte, aber vom Verf. mit besondrer Vorliebe herausgehobne, Gegensatz von *lignes interieures* und *exterieures*. Wenn nämlich die eine Parthei entweder in ungetrennter Masse auf Einer einzelnen Straſse, oder aber in mehrern Abtheilungen gesondert auf einer entsprechenden Anzahl von neben einander herlaufenden Wegen, innerhalb eines Raumes operirt, der durch die getheilten Heereshaufen des Gegners von aulsen her umfaſst oder bedroht wird, so nennt der Verf. die Wege, welche jene Parthei zurücklegt oder zurückzulegen beabsichtigt: *innere*, die Wege dieser Gegenparthei aber *äuſsere* Operationslinien. An die richtige Unterscheidung dieser Ausdrücke, und eine ihrer Bezeichnung entsprechende Wahl der Marschrichtungen für die sich bekriegenden Heere, soll nun der glückliche oder unglückliche oder zweifelhafte Erfolg der Operationen unwiderruflich und in Sonderheit gebunden sein. Der Verf. ist wegen dieser Lehre wiederholentlich angetastet worden, ohne sich dadurch vom Gegentheil überzeugen oder zu einer Modification bewegen zu lassen.

Unserer Ansicht nach verhält sich die Sache folgendergestalt. Wir wollen es nicht in Abrede stellen, daſs durch die Nichtbeachtung oder falsche Beurtheilung des durch die obigen Ausdrücke bezeichneten Lagenverhältnisses manche Unfälle herbeigeführt worden sind, die sich bei gründlicherem Verständnisse desselben hätten vermeiden lassen. Den unbedingten Vorzug der innern Linien vor den äuſsern aber müssen wir schlechthin läugnen. Ein jedes Lagenverhältnifs, — das hier in Rede stehende mit eingeschlossen, — gewährt gewisse eigenthümliche Vortheile, die aber nicht ausschlieſslich dessen Wesenheit begründen, sondern gleichzeitig mit gewissen Nachtheilen oder Blöſsen vergesellschaftet sind, die unter diesen oder jenen hinzutretenden Umständen, und nach Maafsgabe des Geschickes, mit welchem die Feldherrn das Vortheilbringende der eignen Stellung oder Verhältnisse geltend zu machen, das Vortheilhafte der Stellung des Gegners zu vereiteln wissen, abwechselnd bald zum Obsiegen, bald zum Unterliegen führen. Nicht darauf kommt es an, ob man von Hause aus, oder irgendwann im Lauf der Operationen sich auf den innern oder auf den äuſsern Linien befindet, sondern darauf: daſs man sich klar bewuſst sei, was man im einen oder andern Falle zu thun oder zu vermeiden habe. — Man hat dem Verf. eingewendet: die Oestreicher bei Prag und vor der Schlacht von Regensburg, Napoleon bei Dresden, bei Leipzig, Brienne, Laon und Belle-Alliance hätten sich auch auf der innern Linie befunden, und doch nicht den Sieg davon getragen. Aber das macht ihn nicht irre; und allerdings sind einzelne Erfahrungen nicht hinreichend, eine an sich wahre und heilsame Maafsregel als falsch und untauglich zu verwerfen. Nur unter übrigens *gleichen Umständen*, erwiedert er, könne man verlangen, daſs sich die Vortrefflichkeit seines Satzes bewähre. Wann aber sind denn alle übrigen Umstände so gleich, daſs von einem einzelnen Verhältnisse die Entscheidung abhängig gemacht werden könnte? Dies ist ja eben die Natur des Krieges, daſs durch das Zusammentreffen ganz verschiedenartiger Umstände der Sieg auf diese oder jene Seite gelenkt wird; und worin bestände wohl die Kunst der Kriegführung, wenn nicht darin: daſs wir dieses oder jenes für uns nachtheilige Verhältnifs, welches unmittelbar selbst zu ändern aufser den Gränzen unsrer Vermöglichkeit liegt, durch Benutzung oder Herbeiführung irgend eines andern Verhältnisses oder Umstandes aufzuwiegen und unwirksam zu machen verstehen! —

„*Enfin les dernières combinaisons que nous présentent les opérations générales des armées, sont les lignes secondaires et les lignes accidentelles. Les dernières sont celles amenées par des évènemens qui font changer le plan primitif de campagne, et donnent une nouvelle direction aux opérations. Elles sont rares et d'une haute importance; elles ne sont ordinairement bien saisies que par un genie vaste et actif*". Man sollte meinen, dafs in einem ordentlichen Kriege, wo ein jeder Feldherr sein Handwerk versteht, kaum von andern Operationslinien die Rede sein könnte. Da freilich, wo nur Einer den Ton angiebt, wo alles Uebergewicht, physisches sowohl als intellektuelles, politisches wie elementarisches, sich zu Gunsten Einer Parthei verbindet: wo man nur nöthig hat die Initiative zu ergreifen, und mit gesammelter Kraft rücksichtslos auf die feindliche Armee oder Hauptstadt loszugehen: wo nicht wie im Klingengefecht zwei einander gewachsener Gegner, Stöfse und Paraden, Finten und Atempo's im bunten Wechsel und ungleichem Erfolge die Möglichkeit des Obsiegens bald hier bald dorthin wenden, — da freilich ist der Krieg ein leichtes Spiel. Mit dem Prädikat des Accidentellen scheint der Verf. überhaupt einen ganz eignen wunderlichen Sinn zu verbinden; so nennt er ganz naiv S. 49. auch die Rückzüge und Winterquartiere: *des combinaisons accidentelles qui n'entrent pas dans un plan, mais qui appartiennent à la stratégie.* — Nicht minder befremdlich klingt S. 77. des Verfs. Ansicht über die Diversionen und Entsendungen, die wahrscheinlich ebenfalls dadurch hervorgerufen worden ist, dafs ein unpassendes Kunstwort Hindernifs ward, sich des einfachen Sachverhältnisses mit Klarheit bewufst zu werden. Ob man einen Theil seiner Streitkraft auf einem vom Hauptschauplatze der Operationen entlegnen Punkte verwenden dürfe, sich dazu entschliefsen, die entsendeten Truppen wieder abrufen oder sie dort belassen solle, hängt blos davon ab: ob und inwiefern ein uns wichtiger Kriegszweck, ohne Verabsäumung eines noch wichtigeren, dadurch wirklich erreicht werden kann oder nicht. — Dafs der Ausdruck *Logistik*, (ein Wort dessen ursprüngliche Bedeutung in jedem Griechischen Wörterbuche zu finden ist) sich von der ehmals löblichen Gewohnheit herschreibe, die Offiziere des Französischen Generals *maréchaux des logis* zu nennen, wird jedem Unterrichteten ebenso neu erscheinen, als es verwunderlich ist, einen *ci-devant Chef d'état major* versichern zu hören, dafs in der Logistik das Wesentliche der Berufspflichten eines Generalstabs bestehe.

Was S. 83. u. ff. über die Landungen gesagt wird, bewegt sich im Kreise alltäglicher Gemeinplätze und unfruchtbarer Suppositionen, während man über das, was bei einer solchen Unternehmung ernstlich zu erwägen sein würde, keinen Aufschlufs erhält. Die Schwierigkeit liegt begreiflich grofsentheils in der überall grofsen Waglichkeit einer von Witterungsverhältnissen so sehr abhängigen Operation, so wie in dem Umstande, dafs die Marine dabei eine Hauptrolle spielt, das Seewesen aber und dessen Manipulation in der Regel ganz aufser dem Urtheilsbereiche des Landsoldaten liegt. — Auf eine ähnliche Weise unbefriedigend ist der gröfsere Theil der übrigen Artikel des Capitels von der Strategie. Wenn man Materien dieser Art, herausgerissen aus dem organischen Verbande der gesammten Kriegführung, abhandeln will, mufs man etwas sehr Geistreiches und Treffendes über sie auszusagen wissen, oder man läuft Gefahr, entweder oberflächlich, oder breit und trivial zu erscheinen. —

Der zweite Abschnitt des zweiten Capitels handelt von der *höheren Taktik* und *den Schlachten*, und zwar in Sonderheit Art. 1) von den Schlachtlinien, 2) von der auf die einfache Defensive angewendeten Schlachtlinie, 3) von der angriffsweisen Vertheidigung, 4) von den Schlachtordnungen, 5) Zusammentreffen zweier im Marsch begriffenen Armeen, 6) von den Armeeüberfällen.

Der dritte Abschnitt: *von der Formation der Truppen zum Gefecht und der einfachen oder combinirten Verwendung der verschiednen Waffen*, beschäftigt sich Art. 1) mit der Vertheilung der Truppen in der Schlachtlinie, 2) mit der Formation und Verwendung der Infanterie, 3) mit der Kavallerie, 4) mit der Artillerie und der combinirten Anwendung der drei Waffen.

Auch in diesen beiden Abschnitten ist der Verf. nicht immer ganz glücklich gewesen in der Wahl der Terminologie und Gruppirung der Kategorieen; mitunter sind die aufgestellten Regeln aus einer zu geringen Anzahl gleichartiger oder ähnlicher Fälle abstrahirt, um sich in der usurpirten Universalität behaupten zu können, und manche Ansicht trägt die Spur von Reminiscenzen, die mit dem neuesten Zustande der Theorie und Praxis nicht mehr ganz conform erscheinen. Gerade die hier abgehandelten Gegenstände sind in der Deut-

schen Militairlitteratur sehr häufig und ausführlich beleuchtet worden, so dafs es nicht befremden darf, wenn die in Rede stehenden Abschnitte für uns keine grofse Ausbeute an neuen oder wichtigen Aufschlüssen geben, und aus manchen für und von Subalternen geschriebnen Lehrbüchern sich ergänzende und berichtigende Zusätze möchten entnehmen lassen. Einen besondren Werth scheint der Verf. auf die Unterscheidung dessen zu legen, was er *ligne de bataille* und *ordre de bataille* genannt hat. Allerdings werden dadurch verschiedne Begriffe bezeichnet, indem sich der erstere Ausdruck vorzugsweise auf den Modus der Vertheilung und Aufstellung der Truppen in Gemäfsheit des Terrains bezieht, der andre aber das Lagenverhältnifs der gegenseitigen Aufstellung zweier sich bekämpfenden Partheien bezeichnen soll. Für die Deutsche militairische Kunst-Sprache erwächst jedoch daraus kein Gewinn, da man für diesen Zweck schon seit längerer Zeit angemessene Benennungen gebraucht hat, die Wörter Schlachtlinie und Schlachtordnung aber in etwas abweichendem Sinne zu verstehen pflegt. — Die ganze Lehre von schiefer und paralleler, konkaver, convexer und staffelförmiger Schlachtordnung, die ehedem eine grofse Rolle spielte, hat in unsrer Zeit, wegen der Umwandlung, welche seit den Französischen Revolutionskriegen, im Kleinen wie im Grofsen, Fechtart und Kriegführung, die Organisation der Heere, so wie die Ausbildung der Truppen erlitten haben, den gröfsten Theil ihres Werthes verloren. Die nachdenklichere Benutzung des Bodens, die zweckmäfsigere Mischung und Zusammenwirkung der verschiedenen Waffen, die ungemein vervollkommnete Beweglichkeit der Infanterie und Artillerie haben allmälig der Gefechtslehre eine so durchaus veränderte Physiognomie gegeben, dafs künftighin von den oben genannten Praktiken und Kunststücken der Lineartaktik wenig mehr die Rede sein dürfte. An die Stelle des Positionenunwesens wird der Manoeuverkrieg treten, die *batailles rangées* werden zur Ausnahme, die Anordnungen aus dem Stegreife, die Ueberfälle und *Rencontres* zur Regel werden; Offensiv- und Defensiv-Verfahren wird in eine verständigere Verbindung gesetzt, der sogenannte kleine Krieg in seiner Bedeutsamkeit erkannt und ausgeübt, selbst dem Paradepferde des Verfs: der Initiative und der primitiven Schlachtstellung, die ihnen angemessene untergeordnete Stelle angewiesen werden.—

Noch müssen wir beiläufig eines gefährlichen Irthums gedenken, der den Beschlufs der Lehre von den Schlachten macht. Nachdem der Verf. den Ueberfall des Lagers kurz vor Tagesanbruch, als die günstigste Art eine Armee anzugreifen, bezeichnet hat, „wo sie (wir möchten lieber sagen: wenn sie) so etwas nicht erwartet" — fährt er fort: *c'est une opération de guerre qu'il ne faut point mépriser, quoiqu'elle soit plus rare et moins brillante que de grandes combinaisons stratégiques, qui assurent la victoire pour ainsi dire avant d'avoir combattu.* Gewifs sind diese Anordnungen im Grofsen, mittelst welcher alle Elemente der Kriegführung in organischem Verband erhalten, und zur Erreichung der allgemeinen politischen Kriegszwecke sowohl als zur glücklichen Vollführung der reinmilitairischen Indermediärzwecke, in eine consequente Thätigkeit und Wechselwirkung gesetzt werden, von der höchsten Wichtigkeit, und ein Heer, das an diesem Theile seines Organism oder seiner Lebensäufserung krankt, wird trotz seiner aufserdem gesunden, physisch- wie moralischtüchtigen Constitution, Gefahr laufen, den Lohn und die Früchte seiner Faustarbeit unverdienterweise einzubüfsen. Allein umgekehrt liegt gerade in dem Glück oder in dem Geschicke: den ganzen, mit beharrlicher Weisheit und möglichster Vorhersicht strategischer Combinationsgabe und Berechnung entworfenen und zusammengefügten, Kunstbau der Operationen, durch den plötzlichen Gewaltstreich Eines Schlachttages grofsartig zu zertrümmern, das grofse Geheimnifs des Feldherrntalentes, dem namentlich Wellington einen erheblichen Theil des ihm gebührenden Kriegsruhms verdankt. Hier ist der Punkt, wo sich das intellektuelle und virtuelle Element, die strategische und taktische Potenz, wiederum ins Gleichgewicht setzen; und es bewährt sich auch hiedurch: dafs der Krieg kein Handwerk, keine Wissenschaft, sondern eine Kunst ist, die zu ihrer musterhaften Vollbringung der Genialität und der Charakterstärke, der praktischen Tüchtigkeit und der geistigen Befähigung in gleichem Maafse bedarf. —

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 47.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

1. *Introduction à l'étude des grandes combinaisons de la Strategie et de la Tactique, par le Baron de Jomini.*
2. *Tableau analytique des principales combinaisons de la Guerre, et de leurs rapports avec la politique des états, par le Baron de Jomini etc.*
3. *Analytischer Abriſs der vorzüglichsten Combinationen des Krieges, und ihrer Beziehungen auf die Politik der Staaten. Vom Baron von Jomini. Aus dem Franz. übertragen, u. s. w. von A. Wagner.*

(Schluſs.)

Wenden wir uns jetzt zu dem andern oder vielmehr ersten Hauptabschnitte des Werkes. In dem, „*Definition der Kriegskunst*" überschriebenen, einleitenden Vorworte zum ersten Capitel, spricht sich der Verf. folgendergestalt aus: „*Bien que la politique de la guerre tienne plus particulièrement à la science de l'homme d'état qu'à celle du guerrier, depuis qu'on a imaginé de séparer la toge de l'épée, on ne peut disconvenir toutefois, que, si elle est inutile à un général subalterne, elle est indispensable à tout général commandant en chef une armée: elle entre dans toutes les combinaisons qui peuvent déterminer une guerre, et dans celles des opérations qu'on pourrait entreprendre: dès-lors elle appartient nécessairement à la science que nous traitons*". Diese Ansicht ist sowohl in dem der deutschen Uebersetzung hinzugefügten Anhange als in einer Recension der Oesterreichisch-militairischen Zeitschrift getadelt worden. Wir müssen dem Verf. beipflichten, und sind der Meinung, daſs er Dank verdiene, so öffentlich und unumwunden ausgesprochen zu haben. Mit der Frage, ob man die Kriegespolitik als einen Theil der Kriegskunst oder als einen Theil der allgemeinen Politik betrachten müsse, verhält es sich gerade wie mit der ähnlichen: ob die mathematische Geographie ins Gebiet der Mathematik oder der Erdbeschreibung gehöre? als *gemischte* Disciplin gehört sie *beiden* an. Ob die Kriegserklärung nach dem Votum des Kriegsministers oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten erfolgt, ob sie abhängig gemacht wird vom Rathe und der Funktion des Vefsirs oder des Imams, ist am Ende von untergeordneter Wichtigkeit: so fern nur überhaupt bei der Beschluſsnahme die militairischen und die diplomatischen Rücksichten mit gleichem Ernste, die Krieges- wie die Friedensinteressen mit gleicher Umsicht und Liebe erwogen worden sind. So viel aber bleibt unter allen Umständen gewiſs: daſs die Personen, welche über diese Frage sollen entscheiden und Rath ertheilen können, Bescheid wissen müssen in der einen wie in der andern Beziehung. Wo es an dieser gemeinsamen Einsicht gebricht, ist das Gesammtwohl des Staates gefährdet, und es werden Fehlgriffe der einen oder der andern Art kaum unterbleiben. Nach dem Grade der Cultur, zu welchem sich in unsrer Zeit das bürgerliche Gemeinwesen erhoben hat, sind die sogenannten reinmilitairischen Kriege nicht mehr an der Tagesordnung. Die heutigen Kriege haben ohne Ausnahme einen mehr oder minder politischen Charakter, der nicht blos auf die Periode vor der Kriegserklärung und auf den Friedensabschluſs, sondern auf die ganze Dauer der Fehde, einen entschiedenen Einfluſs äuſsert, und die einzelnen Operationsentwürfe und Maaſsregeln der Kriegführung im Groſsen in demselben Maaſse modificirt, wie andererseits wiederum der Zustand der Militairorganisation, das Verhältniſs der gegenseitigen Streitkräfte, die Natur des Kriegsschauplatzes und die Resultate der Kriegesthätigkeit rückwirkend die politischen und diplomatischen Relationen und Entschlieſsungen auf eine höchst mannichfaltige Weise zu bedingen und umzugestalten geeignet sind.

Das ganze erste Capitel führt keinen gemeinsamen Titel, sondern zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste *de la politique de la guerre*, der zweite: *de la politique militaire ou de la Philosophie de la guerre* überschrieben ist. Unter Politik des Krieges versteht der Verf.: „diejenigen Combinationen, nach welchen ein Staatsmann beurtheilen soll, wann ein Krieg angemessen, zeitgemäfs oder selbst unvermeidlich ist, und welche verschiedenen Operationen er nothwendig machen wird, um seinen Zweck zu erreichen". Diesen, „*auf die Diplomatik bezüglichen Combinationen*" sind folgende Artikel gewidmet: 1) von den Angriffskriegen, um Rechte zu behaupten; 2) von den politisch-defensiven und militairisch-offensiven Kriegen, 3) von den Gelegenheitskriegen, 4) von den Kriegen mit oder ohne Verbündete, 5) von den Interventionskriegen, 6) von den Invasionskriegen aus Eroberungssucht, 7) von den Nationalkriegen, 8) von den bürgerlichen und Religionskriegen, 9) von den doppelten Kriegen und von der Gefahr, zwei Kriege zugleich zu unternehmen. — Unter *militairischer Politik* oder *Philosophie des Krieges* versteht der Vf.: „alle *moralischen Combinationen*, die sich an die Operationen der Armeen anknüpfen", und dieser Abschnitt hat keine weiteren Unterabtheilungen.

Wo es sich um so verwickelte und wichtige Angelegenheiten handelt, die ein Wissen, Kennen und Durchdachthaben fast aller Richtungen des Staatslebens und geselligen Verkehrs voraussetzen, ist es natürlich mit einer blos geistreichen Radotage ebenso wenig abgethan, als mit scheinbar tiefsinnigen, pedantisch unverständlichen Deduktionen. Das Bemühen, sublime Materien, — Gegenstände, die in der Praxis nur durch geniale, vielfach erfahrene und amtlich hoch gestellte Personen mit Glück gehandhabt werden können, auf eine populäre Weise vorzutragen, (*à portée de tous les lecteurs*) ist eine ebenso oft versuchte, als selten gelungene Unternehmung. Sie erscheint vollends unausführbar, wenn damit nicht blos eine oberflächliche Ansicht von dem Umfange, Zweck und Nutzen einer solchen Disciplin gegeben werden soll, wie sie vielleicht einem jeden gebildeten Manne zu wissen angenehm und wohl anständig wäre: sondern der Kern der Wissenschaft — würdig und fruchtbringend, zum Nutz und Frommen, Rath und Befähigung, der mit Ausübung und Leitung beauftragten Personen — in formaler und materieller Vollendung durch eine geringe Anzahl kurzer Sätze (*dans un cadre resserré*) soll ausgesprochen werden. Doppelt thöricht aber würde von unsrer Seite das Bestreben erscheinen, hier in wenigen Zeilen berichtigen zu wollen, was dort auf mehrern Bogen verfehlt oder versäumt worden sein mag. Wir müssen uns damit begnügen, im Allgemeinen den Eindruck zu schildern, den die Darstellung des Verfs. in uns hinterlassen hat.

Nicht zu läugnen ist es, dafs die Vorgänger auf der vom Verf. betretenen Bahn wenig Nennenswerthes zu Tage gefördert haben; indessen auch seine eignen Leistungen sind, zwischen veralteten Ideen und noch nicht zur Reife gediehener Ansicht schwankend, auf einer ziemlich untergeordneten Stufe stehen geblieben. Die Natur des Gegenstandes bringt es mit sich, dafs schon alles Mittelmäfsige, was darüber ausgesagt werden mag, als werthlos erscheint. Einzelnes allerdings ist geradehin nicht verwerflich, aber das Ganze zeigt sich in der Hauptsache ohne Schärfe, ohne Tiefe, ohne Klarheit und originellen Reiz, daher es denn häufig mehr verwirrend als belehrend, mehr langweilend als anregend oder befriedigend wirkt.

Beim flüchtigen Ueberblick ergiebt sich, dafs die Unterabtheilung des ersten Abschnittes von den verschiedenen Kriegesarten, weder aus einer genialen Auffassung entsprungen, noch aus logischer Analyse und vollständigem Eindringen in das Sachverhältnifs hervorgegangen, sondern aus oberflächlicher Beachtung historisch vorliegender Erfahrung entnommen ist. Man führt freilich Krieg um ideeller oder um materieller Interessen willen, irgend eines Nutzens, Rechtes, irgend welcher Idee oder Verpflichtung wegen; die Kriege sind in Hinsicht auf ihre Praktikabilität, auf die Wahrscheinlichkeit des Erfolges und die Angemessenheit zu den vorhandenen Mitteln, zeitgemäfs, vernunftgemäfs, populär oder verhängnifsvoll u. s. w. Hier käme es indessen weniger darauf an, zu erfahren, mit wie vielerlei Namen die in Folge dieses oder jenen Eintheilungsgrundes sich ergebenden Kriegsarten sprachrichtig getauft werden mögen, als auf ein bestimmtes Erkennen welche der politischen und sonstigen Eigenthümlichkeiten und Beziehungen von vorwaltendem Einflusse sind auf den Erfolg des Krieges, und auf die Art und Weise wie er dem vorliegenden Staatszwecke gemäfs zu führen ist. Wie wenig jedoch in dieser Betracht die vorgetragene Lehre dem praktischen Bedürfnisse entspricht wird man sich leicht überzeugen, wenn man es ver-

chen will, daraus für die Beurtheilung irgend eines intrikaten Verhältnisses der Tagesgeschichte, für die Lösung irgend einer aus dem Leben gegriffenen, nur halbwege verwickelten Aufgabe, Rath oder Belehrung zu schöpfen. — Von allen Kriegen, welche ein Staat unternehmen kann, erscheint dem Verf. der *Interventionskrieg* als der zuträglichste und entschieden vortheilhafteste; über den Rechtspunkt mag er mit den Publicisten nicht streiten, sondern er behauptet nur, dafs die Sache sich oft zugetragen hat. Ein Jahr später wäre diese politische Ketzerei wahrscheinlich weggeblieben! Von den *Nationalkriegen* dagegen wird angemerkt: „das Schauspiel der freiwilligen Erhebung sieht man selten, und wenn auch etwas Grofses und Edles sich darin zeigt, welches Bewunderung erzwingt, so sind die Folgen davon doch so schrecklich, dafs man für das Wohl der Menschheit wünschen mufs, es nie zu sehen". Es mag wohl sein, dafs die alten Condottieri ebenso philosophirt haben!

In dem zweiten Abschnitt über die *militairische Politik* oder die Philosophie des Krieges, ist die Consequenz der in die Tiefe des Lebens eingreifenden Weltweisheit zwar auch nicht in überschwenglichem Maafse zu spüren, doch enthält derselbe manche beherzigenswerthe Andeutungen, so wie überhaupt der Verf. durchgehends in dem Maafse sich der Musterhaftigkeit nähert, als er von allgemeinen theoretischen Dogmen in das Gebiet der speziellen Erfahrung und konkreten Belehrung übergeht. — Die in vornehmspöttelnder Weise gehaltenen Antikritiken des Supplements scheinen weniger eine gründliche Widerlegung zum Zwecke zu haben, als den Vorsatz zur öffentlichen Kenntnifs bringen zu sollen: dafs der Vf. nicht gesonnen sei, den gegen ihn ausgesprochenen Tadel einer Beachtung zu würdigen. Es kann daher hinsichtlich ihrer auch hier füglich mit dieser Hindeutung sein Bewenden haben. Nro. 3. Die Deutsche Uebersetzung des *Tableau analytique* ist mit Ausnahme einiger wenigen einzelnen Nachläfsigkeiten in der Wortübertragung, worauf es bei einer Produktion, wie die vorliegende, eben nicht ankommt, als befriedigend zu betrachten. Die hinten angefügten Anmerkungen und Zusätze sind nicht von derselben Hand; mehrere darin enthaltenen treffenden Bemerkungen werden dem Leser, der nicht schon selbst ein hinlänglich gereiftes Urtheil besitzt, wenigstens zur Veranlassung dienen, nicht ohne vorangegangenes Nachdenken sich durch das bloíse verführerische Ansehen einer nahmhaften Autorität bestechen, und zum blinden Glauben und Anstaunen verleiten zu lassen.

Rühle v. Lilienstern.

---

## XXVI.

*Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot, publiés d'après les manuscrits confiés, en mourant, par l'auteur à Grimm. Paris*, 1830. 1831. 4 *Voll. in* 8.

Es giebt Namen, die man in Kreisen geselliger Bekanntschaft nur zu nennen braucht, und sogleich eröffnen sich heitre Erinnerungen und Erwartungen, weil jederman schon weifs, dafs an jene Namen sich Angenehmes, Bedeutendes, Ungewöhnliches, Aufrüttelndes, unfehlbar verknüpfen mufs. Ein solcher Namen in der Französischen Litteratur, die mehr als eine andre dem Bilde einer grofsen und doch vertraulichen Geselligkeit entspricht, ist *Diderot*; er gehört zu den seltnen Schriftstellern, die man flüchtig und theilweise zu kennen niemals befriedigt ist, man will durch ihn nicht sowohl neue Gegenstände und Einsichten gewinnen, sondern vor allem seine Art und Weise sich über die Gegenstände ergiefsen und an ihnen zu den glänzendsten Umhüllungen werden sehen; wer einiges von ihm gelesen hat, wünscht mehr zu lesen, und zuletzt rückt alles, was von ihm vorkommt, in das gleiche Interesse ein, ohne über den Inhalt und die Absicht des Mitgetheilten allzu strenge Rechnung zu gestatten. Diese Eigenschaft hat er als ein durchaus eigenthümlicher Genius mit mehreren Autoren seiner Zeit und Nation gemein, am meisten doch mit *Voltaire* und *Rousseau*, auch von diesen ist jedes übrige Blättchen, jede erhaltene Aeufserung, dem Kundigen werth und anziehend. Wenn Voltaire seine Eigenthümlichkeit noch ganz innerhalb des Französischen Nationalkarakters abschliefst, so steht dagegen Rousseau grofsentheils schon aufserhalb dieser Gränzen, und ist für die Franzosen daher nur um so unverständlicher und aufregender. Der letztere Fall findet auch bei Diderot Statt. Obwohl in einer Französischen Provinz geboren, und äufserlich nur von Französischer Welt berührt und genährt, durch kein Organ neuerer Sprache und Litteratur mit nachbarlichen Nationen vermittelt, ist er dennoch seinem innern Wesen

nach ein eigentlicher Gränzmann, der besonders zu den Deutschen stark herüberneigt, bei denen er auch vorzugsweise Schätzung und Aufnahme gefunden hat. Wirklich ist es eine auffallende Erscheinung, daſs in Zeiten, wo sonst in der Deutschen Litteratur Widrigkeit und Ueberhebung gegen die Französische im Allgemeinen vorherrscht, für Diderot fast von allen Seiten die günstigste Ausnahme gemacht wird, und wir unsre edelsten Geister, einen *Lessing*, *Jacobi*, *Goethe* und *Friedrich Schlegel*, mit Vorliebe ihn beachten, preisen, bearbeiten und in Ehren halten sehen. Es versteht sich von selbst, daſs das Gesagte die Meinung nicht haben kann, er sei zwischen beiden Elementen als ein trauriges Amphibium getheilt gewesen, ein unglücklicher Deutschfranzos oder Franzosendeutscher, der in zweien Litteraturen Ansprüche gemacht hätte, die sich in keiner hätten erfüllen wollen, keineswegs! er wuſste kein Wort Deutsch, noch kannte er das geringste von Deutscher Litteratur, die selber kaum begann, er war ganz und gar Französischer Schriftsteller, und mit allen ächten Vorzügen dieser ausschlieſslichen Eigenschaft reichlichst ausgestattet.

Schon vor einigen Jahren erschien ein Band Nachträge zu seinen gesammelten Werken. Die endlich aufgefundene ächte Urschrift seines unübertrefflichen Dialogs Rameau's Neffe, der so lange nur Deutsch und dann nur in einer aus dem Deutschen übersetzten Französischen Gestalt vorhanden war, eine Reise nach Holland, und mehrere Briefe, wurden darin mitgetheilt. Seitdem hat sich aber ein viel reicherer Vorrath entdeckt, der anfangs durch den Baron *Grimm*, und darauf durch Diderots Tochter, Frau *von Vandeul*, aufbewahrt worden, und nachdem die Zeit alle Bedenklichkeiten der öffentlichen Bekanntmachung ausgelöscht zu haben scheint, werden sie gegenwärtig dem Publikum übergeben. Wir begleiten die Anzeige der einzelnen Bestandtheile mit den Bemerkungen, welche sich uns darbieten. Wir finden gleich als Einleitung

*Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de Diderot, par Madame de Vandeul, sa fille*; ein Aufsatz, der das beste Vorwort zu allem Nachfolgenden ist. Kindliche Pietät und seltne Geistesfreiheit zeigen sich darin im schönsten Verein. Die Tochter war eines solchen Vaters würdig, sie wuſste ihn zu schätzen, zu verstehen und zu lieben, und urtheilt mit Bescheidenheit und Einsicht über diejenigen Verhältnisse, die ihr etwas Peinliches haben muſsten, aber als die des Vaters dennoch werth sein konnten.

*Mémoires de Diderot. Lettres à Mademoiselle Voland, de* 1759. *à* 1774. Diese, vom ersten Bande bis in den dritten sich erstreckende Reihe von Briefen macht, wie den gröſsten, so auch den wichtigsten Theil der vorliegenden Sammlung aus. Sie sind in völligem Vertrauen und mit rückhaltloser Freiheit geschrieben. Es wäre jetzt nur ein verlorner Aufwand von scheinsamem Blödethun, wollte jemand noch groſsen Lärm über die Anstöſsigkeit erheben, daſs Diderot als verheiratheter und schon bejahrter Mann mit einem unverheiratheten Frauenzimmer in einem Liebesverhältnisse lebte, das von den beiderseitigen Angehörigen nicht nur gewuſst und zugegeben, sondern sogar als unverfänglich angesehen wurde. Das achtzehnte Jahrhundert, kann man sagen, lebte in Masse anſserhalb der Ehe, und grade in den höchsten und gebildeten Ständen hatte dieses Band dem Wesen nach gröſstentheils aufgehört, indem es nur äuſserlich für die bürgerlichen Folgen zu gelten fortfuhr. Die rohe Ausgelassenheit durchtobte die schrankenlosen Räume bis zu den fernsten Weiten, aber auch die wahre und edle Empfindung erging sich zwanglos in der offnen Freiheit, und glaubte sich deſshalb nicht tadelhaft. Nach der allgemeinen Denkart und Gewöhnung der umgebenden Welt konnte die Bahn, welche einer strengeren Ansicht doch immer als verderbt und strafbar gelten muſste, nicht nur ohne Widerspruch der Rechtlichkeit und Ehrbarkeit betreten werden, sondern auch Unschuld und Tugend in sich aufnehmen und entwickeln. Wenn Diderot und Mlle. *Voland* sich aufrichtig in dem letztern Falle glauben und demgemäſs äuſsern und benehmen, so darf uns dies um so weniger wundern, als überhaupt in solchen Verhältnissen jederman leicht den Andern, welchen er einer gewöhnlichen Allgemeinheit unterordnet, nicht aber sich selbst, wo er die Macht des eigenthümlich Besondern als heraushebend aus jedem Gemeinen wirksam fühlt, im Unrecht glaubt. Doch liegt grade hier in dem eigenthümlich Besondern ein gar schlimmer Punkt. Diderots Geliebte und Vertraute zu sein, war noch etwas bedenklicheres, als es überhaupt von jemand sein; für diese Aufgabe muſsten nicht bloſs alle oberflächlichen Ziereréien wegfallen, sondern auch tieferliegende Zurückhaltungen sich zu harter Aufopferung bequemen.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 48.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## *Mémoires, correspondance et ouvrages inédits de Diderot.*

(Schluſs.)

Denn Diderot ist, wenn auch keinesweges in Sitten und Handlungen, doch in Vorstellungen und Ausdrucksweisen, der entschiedenste Cyniker, er schreibt mitunter wie *Friedrich Schlegel* an Lucinden, wie *Heinse* an Laidion, mit dem Unterschiede nur, daſs er als Franzose, diese als Deutsche schreiben. Doch auch hier müssen wir ihn, wie er in seinem Zeitalter dasteht, betrachten. Noch in der ersten Zeit Ludwigs XIV. herrschte *selbst* am Hofe eine naive Freiheit des Ausdrucks, man nannte die Sachen ohne Scheu beim Namen. Verfeinerte Bildung fing den Ausdruck zu verschleiern an, bis die Ueberbildung ihn wieder frech enthüllte, und mit der Pöbelhaftigkeit wetteiferte. Für edlere Naturen aber wurde der Cynismus eine Waffe und Protestation gegen Heuchelei und Unnatur, und die Ablösung von der christlichen Weise führte ihn zum plastischen Antiken zurück, wie dies auch in Italien als feststehend wahrzunehmen ist. Von dieser letztern Gattung ist Diderots Cynismus groſsentheils, und daſshalb ist er schon leichter zu ertragen, noch mehr aber wird er verzeihlich, wenn man findet, wie er nicht als alleiniges auftritt, sondern vielmehr begleitet von allen Gaben des Geistes, des Gemüthes, des Witzes und des Tiefsinns, und wenn man erkennt, wie derselbe in ihm das nothwendige Gegengewicht nicht nur so vieler fremden Empfindsamkeiten bilden muſs, sondern auch seiner eigenen, denn einen weichern, gemüthvollern, überschwänglichern, gutwilligeren und hinreiſsbareren Menschen hat es in seinem ganzen Kreise nicht gegeben.

An Sittenschilderungen und Lebenszügen der verschiedensten Art sind diese Briefe auſserordentlich reich, und so giebt uns Diderot zugleich den Maſsstab für die eben so reich dargelegten Zeichnungen seines eignen Lebens und Karakters. Wenn er nicht sonderlich anständige Geschichten erzählt, z. B. von dem Ritt eines Frauenzimmers auf einem Abbé, oder das wunderliche Nachstück: „*à moi, mes gendres*", so mag er allenfalls nur dem guten *Jean de Lafontaine* zu vergleichen, und derselben Nachsicht theilhaft sein, welche diesem niemals versagt worden ist. Wenn er aber in seine sprudelnde Laune geräth, mit einzelnen Wahrheiten gleichsam durchgeht, sie wie Seifenblasen immer gröſser und glänzender aufbläst, bis sie im höchsten Farbenspiele zerspringen, wenn er sich bestimmte Fälle ausdenkt und sie losläſst, um sie durch alle Gänge seiner scharfen Dialektik durchzutreiben, wenn er z. B. untersucht, was die Pflicht einer guten Gattin und Mutter in einer gewissen Verlegenheit wirklich erfordere, oder was seine Geliebte ihm in einer ihm geschehenen Anmuthung erlauben dürfe und könne, und hierüber Antwort und Entscheidung immer dringender verlangt, immer schärfer zubereitet: dann ist er ganz er selbst, und Mlle. Voland mitunter wohl etwas zu bedauern! Wie weit entfernt ist er dagegen von der widerlichen und frevelhaften Schwelgerei der Vorstellungen, worin z. B. der Italiänische Arzt Gatti den höchsten Reiz findet, indem er eine Liebschaft mit einer Frommen in wahrhaft empörenden Zügen schildert! Eben so, wenn der Baron *Holbach* und manche seiner Freunde wirklich dem Vorwurfe des Atheismus, sofern dieser überhaupt anzunehmen ist, nicht entgehen können, und wenigstens den Ruhm dieser unsinnigen Vorstellungsweise suchen, so weicht Diderot von ihnen wesentlich ab, und will, indem er dem Gedanken Gottheit von Herzen huldigt, nur den Gebrauch oder vielmehr Mifsbrauch dieses Gedankens nicht überall zulassen. Er scherzt nach seiner Art über eine Frau, die *ein esprit fort* geworden sei, und nun glaube, die Seele werde in der Erde mit dem

Leibe faulen; er führt das glückliche Wort an: „Ihr habt mich zur Atheistin gemacht, ihr werdet's vor Gott zu verantworten haben"!

Die Verhältnisse der Französischen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts zu den Mächtigen der Erde stellen sich uns hier in bedeutenden Zügen ebenfalls der Erinnerung vor. Namentlich Diderot wird von den Gesandten der Russischen Kaiserin Katharina unaufhörlich geschmeichelt, zu Rath gezogen, mit Anerbietungen überhäuft; seine Reise nach St. Petersburg und sein Aufenthalt am dortigen Hofe habe hier ein andres Ansehen, als man nach einseitigen Berichten bisher davon hatte. Natürlich waren die Hofleute und Diplomaten neidisch auf den in ihrer Mitte mit höchster Gunst aufgenommenen, schlichten Litterator, und suchten ihm sein offnes und freies Benehmen als Taktlosigkeit auszulegen. So auch berichtigt sich die gewöhnliche Meinung von einer bei Gelegenheit dieser Reise bezeigten auffallenden Kälte Friedrichs des Grofsen gegen Diderot. Dafs dieser aus Grundsätzen und Neigung die Grofsen der Welt lieber mied als aufsuchte, sieht man auch aus den Bemühungen, die es kostete, ihn mit dem Könige von Dänemark, der damals Paris besuchte, zusammenzubringen. Aber auch die schönen Geister zweiten und dritten Ranges hatten ihr Theil an der allgemeinen Verehrung, welche der litterarischen Macht gezollt wurde. Die Kaiserin Katharina sehen wir den verbindlichsten Dank in den schönsten Ausdrücken an *Marmontel* schreiben, der ihr seinen Bélisaire überschickt hatte. Ebenso schreibt von Wien in gleichem Anlafs der Minister van Swieten auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers.

Wenn Diderot seiner Einbildungskraft im Gebiete der schönen Künste freien Flug läfst, wenn er den Reichthum erfinderischer Vorschläge entfaltet, wie hier in Einem Athem fünf verschiedene Entwürfe zu einem bildhauerischen Denkmal auf das Ableben des Dauphins, oder wenn er genossene Kunstanschauungen wiedergiebt, Gemählde beschreibt, Eindrücke der Musik überliefert, wie in der an ein Wunder unsrer Tage erinnernden unübertrefflichen Schilderung des Spiels eines Deutschen Musikers Noël auf dem von Hebenstreit erfundenen grofsen Saiteninstrument Pantaleon, — dann ist er durchaus auf seinem Grund und Boden, und wir finden überall das Schlegelsche Wort bestätigt, von Diderot sich eine Gemählde sammlung beschreiben zu lassen, sei ein Kaiserliches Luxus. Er hatte von den Künsten wenigstens die Seite ihrer Beziehung auf Sinn und Gemüth vollkommen inne, und war der Mahlerei und Bildhauerkunst auch von der technischen Seite beigekommen.

Am schönsten zeigt sich uns Diderot als Freund seiner Freunde und als Menschenfreund überhaupt. Sein Urtheil ist nicht befangen, aber sein Herz immer hingegeben. Selbst denen, die es nicht verdienen, ist er mit Eifer treu. Dafs die Zärtlichkeit für den fast von Allen verkannten und allerdings leicht verkennbaren *Rousseau* in ihm nie erlöschen konnte, haben wir ihm um so höher anzurechnen, als er mit dessen unfreundlichstem und beschränktesten Widersacher, dem Baron *Grimm*, aufs innigste verbunden war, und diesem ein unverhältnifsmäfsiges Uebergewicht zu nehmen erlaubte. Als Grimm durch ein Augenübel von Blindheit bedroht wird, ergiefst sein Freund sich in rührenden Klagen, und schreibt an die Freundin die einfach-grofsen Worte: „*Et d'avance je vous préviens que son bâton et ses chiens sont tout prêts*". Dafs er wochen- und monatelang die unangenehmste, anstrengendste Arbeitslast für ihn trägt, gehört weniger der Freundschaft an, er thut Aehnliches auch für ganz Fremde, ja für Gegner, wenn sie ihn ansprechen.

*Voyage à Bourbonne.* Eine Reise, welche Diderot nach diesem Brunnenorte gemacht, um seine Gesundheit herzustellen, gab seinem für das Beste seiner Mitmenschen stets zur Thätigkeit angeregten Eifer den Anlafs, für die Unterweisung künftiger Besucher und Heilbedürftiger diesen Aufsatz über die Einrichtungen und Merkwürdigkeiten des Ortes, so wie über die Natur und Wirkung der Quellen niederzuschreiben, wobei er nach seiner Weise kleine Geschichten, Schilderungen und Gefühlsäufserungen einmischt. Besonders bewegt und schön ehrt er das Andenken seines Vaters und seiner Mutter, und sagt zuletzt, indem er von seinen Thränen spricht: „*que je suis triste! .. que je suis heureux! S'il est un être qui ne me comprenne pas, fut-il assis sur un trône, que je le plains*"!

*Voyage à Langres.* Ein Anhang zu dem vorigen Aufsatze, in wenigen Blättern manches Bemerkenswerthe.

*Correspondance avec Falconet; lettres sur le désir de transmettre son nom à la postérité.* Der Bild-

hauer *Falconet* hatte in einem Briefe an Diderot geringschätzig vom Nachruhm gesprochen, was von ihm, dessen Kunstwerke hauptsächlich der Verherrlichung grofser Namen für die Nachwelt bestimmt waren, und zugleich seinen eignen Namen ruhmvoll zu erhalten versprachen, doppelt seltsam erschien. Für Diderot jedoch, der an keine persönliche Fortdauer nach dem Tode glauben wollte, war der Nachruhm eine Ersatzvorstellung für die aufgegebene des ewigen Lebens geworden, und je leichter er auf den grofsen Schatz verzichtet hat, um so schwerer will er diesen geretteten Sparpfennig sich entreifsen lassen. Es wird ein fast peinliches Vergnügen, alle die Wendungen und Sprünge zu sehen, mit welchen er das Glück dieser Unsterblichkeit zu behaupten strebt; er ruft alles zu Hülfe, was ihm dienen kann, belebt seine Dialektik mit Witz und Beispielen, und wenn er gedrängt wird, ist er noch immer nicht verloren. Man kann auf seine Beweisführung anwenden, was er selber von dem Argumente des Redners im Gegensatze zu dem des Philosophen sagt; letzteres, meint er, sei nur ein trocknes Gerippe, das des Redners aber: „*C'est un animal vivant, c'est une espèce de polype. Divisez-le, et il en naîtra une quantité d'autres animaux. C'est une hydre à cent têtes. Coupez une de ces têtes, les autres continueront de s'agiter, de vivre, de menacer. L'animal terrible sera blessé, mais il ne sera pas mort, prenez garde à cela*". Er sagt über den Gegenstand so ziemlich alles, was man sagen kann, wenn man das Rechte doch nicht ganz zu finden weifs. Daneben untersucht er mancherlei Aufgaben der Kunstgeschichte, erörtert Polygnots Gemählde, vertheidigt den Jupiter des Phidias, die Kunstkenntnifs des Plinius, und da auch aus den Briefen Falconets die bezüglichen Stellen beigebracht sind, so hört man gleichsam einem lebhaften Kunstgespräch, das zwischen Paris und St. Petersburg von zwei rüstigen Kämpen sehr rasch und gebildet gewechselt wird, mit Vergnügen zu, und wünschte nur, da man sich doch bisweilen ängstlich nach dem Richter so vieler Streitverwirrung umsehen möchte, dem Ganzen einen solchen resumirenden Kommentar, wie *Goethe* ihn der Abhandlung Diderots über die Mahlerei geschenkt hat.

*Paradoxe sur le comédien.* Dieses Gespräch, in welchem der erste der beiden Theilnehmer Diderot selbst ist, eröffnet den vierten Band, und handelt von der Kunst des Schauspielers. Auch hier ist Wahres und Falsches, Einleuchtendes und Scheinbares mit scharfem und launigem Eifer durcheinander geworfen. Er, der sonst überall so sehr auf Natur dringt, will hier alles in die studirte Kunst legen, nicht die Empfindung, sondern die Nachahmung des Empfundenen, nicht die Begeisterung, sondern die kluge Verwaltung ihrer Hinterlassenschaft soll den Schauspieler in seiner Rolle leiten, und er führt von den gröfsten Künstlern der Bühne mancherlei Züge an, die beweisen, dafs sie im höchsten Schwunge ihres Spieles, wo sie die erschütterndste Wirkung hervorbrachten, und ganz mit ihrer Rolle Eins zu sein schienen, der gemeinsten Bemerkungen und Späfse fähig waren. Auch hier fehlt das rechte Wort, allein es sind die schätzbarsten und reichsten Materialien zusammengebracht, um dasselbe finden zu lassen. Welche Blitze des Genius aber aus diesem heifsen Kopfe zwischendurch immer hervorleuchten, möge die Stelle über *Shakspeare* bezeugen, von welchem er sagt: „*Je ne le comparerai ni à l'Apollon du Belvédère, ni au Gladiateur, ni à l'Antinoüs, ni à l'Hercule de Glycon, mais bien au St. Christophe de Notre-Dame, colosse informe, grossièrement sculpté, mais entre les jambes duquel nous passerions tous sans que notre front touchât à ses parties honteuses*". Ein Urtheil, welches als das eines Franzosen aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts genugsam darthut, wie grofs der Sinn und wie hell der Geist dieses Franzosen sein mufste.

*Entretien entre d'Alembert et Diderot.* Um die seltsamsten, ausschweifendsten, man könnte sagen sich köpflings in sich selbst überschlagenden Sätze einer verzweifelten und doch lustigen Naturphilosophie vorzutragen, wählt Diderot die glückliche Form eines Gesprächs, das er mit seinem Freunde *d'Alembert* beginnt, den er hierauf mit den aufgenommenen Vorstellungen entschlafen und diese im Traum durch ihn fortführen läfst, so dafs dessen Freundin, Mlle. *de l'Espinasse*, über das wunderliche aus dem Schlaf reden beunruhigt, zu dem vertrauten Arzte *Bordeu* schickt, der alsdann mit ihr gemeinsam den Schlafenden belauscht, und dessen Vorstellungen als Gegenstand der Unterhaltung lebhaft ergreift, vertheidigt, ausbildet. Der Schlafende vernimmt nun auch seinerseits, fällt gelegentlich ein, und erwacht endlich ganz. Man trennt sich, aber ein späte-

res Zusammentreffen des Arztes mit Mlle. de l'Espinasse giebt Gelegenheit, dem Gespräch einen nochmaligen Aufschwung, verstärkte Eindringlichkeit und schärfsten Abschluſs zu verleihen. Weiter, als in diesem Kunstwerke dialektischer Meisterschaft und lebendiger Darstellung kann der Cynismus schwerlich getrieben werden. Wir könnten auf das lebenerfüllte Karakterbild von Rameau's Neffen hinweisen, und man wird sich des bedenklichen Inhalts bei dem Namen genug erinnern. Aber dieser Rameau ist ein unschuldiges Kind in Vergleich zu dem vorliegenden Dialog! In diesem wird mit allen schwierigsten Gegenständen, welche die Einbildungskraft nur mit Zagen, das mündliche Wort in unsrer Sitte nur aus äuſserster Noth befaſst, so frank und rückaichtslos herumhantiert, als wie mit den Gliedern des menschlichen Körpers auf einem anatomischen Theater. Doch auch wieder so zierlich, wie auf diesem, und wenn man recht will, am Ende auch wieder so unanstöſsig. Die Untersuchung, welche hier von den Männern mit ziemlich wissenschaftlichem Ernste verhandelt wird, gewinnt ihre Hauptanstöſsigkeit eigentlich nur durch die Gegenwart und Theilnahme des Frauenzimmers, allein eben dadurch auch, wir müssen es gestehen, ihren höchsten Reiz, ihre Feinheit und Anmuth, die aus den Wogen des aufgeregten Cynismus denn doch immerfort auftauchen. Stets bleibt es jedoch eine grausame und gewaltthätige Schelmerei, sich zum Reize und zur Spannung des Mittheilens hier so der namhaften und ohnehin schon leicht verwundbaren Freundin des Freundes zu bedienen, und grade sie auszuersehen, um alle diese entsetzlichen Dinge an ihr gleichsam abzuplaudern. Freilich war das Werkchen nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt, aber das frevelhafte Spiel der frechen Laune doch ohne Zweifel dem weiten Kreise vertrauter Freunde nicht vorenthalten.

*La promenade du sceptique.* Eine frühe Arbeit Diderots, schon im Jahre 1747. geschrieben. Als allegorische Satyre gegen die religiöse Denkart oder vielmehr gegen den rohen und starren Gewohnheitsglauben jener Zeiten munter und scharf genug vorgestellt; für uns jedoch schon wenig mehr genieſsbar, indem auch die Haupteigenschaft von Diderots Talent, die lebendige Mannigfaltigkeit seiner Formen und Wendungen, hier gegen das unvermeidliche Einförmige der gewählten und durchzuführenden Bildlichkeit unglücklich zurücktreten muſs. Ein beigefügter 'Schlüssel' ist von geringem Gebrauch. Die Richtung des Inhalts machte den Aufsatz zu einem der damals in Frankreich gefährlichsten, auch war ihm das Loos beschieden, noch in der Handschrift durch einen Polizeibeamten weggenommen zu werden, und lange Zeit für gänzlich verloren zu gelten. Merkwürdig aber ist es, daſs die Absicht war, ihn zuerst in *Preuſsen* ans Licht treten zu lassen, wo man grade mit solchem Inhalte sich am besten empfohlen glauben wollte, wie wir aus dem Vorworte ersehen, an dessen Schlusse der Verfasser sich den Rath geben läſst: „*Je vous conseille de vous adresser à quelque sujet de ce prince philosophe que vous voyez quelquefois, le front ceint de laurier, se promener dans nos allées et se reposer de ses nobles travaux à l'ombre de nos marronniers; celui que vous entendites dernièrement gourmander Machiavel avec tant d'éloquence et de bon sens. Passez dans ses états avec votre ouvrage, et laissez crier les bigots*". —

Nachdem wir nun diese und mit ihnen auch die früheren Schriften Diderots in prüfenden Ueberblick nochmals zusammengefaſst, können wir uns freilich kaum verhehlen, daſs die Welt die Erkenntnisse und Ansichten dieses Autors schwerlich noch jetzt in dem Sinne, wie ihr Inhalt gemeint ist, begehren und gebrauchen mag, allein wir fühlen uns andrerseits eben so zu dem Bekenntnisse gedrungen, daſs der Anblick eines solchen bewegten und ursprünglichen Geistes und der Reiz einer so meisterhaften und lebensprühenden Darstellung, wie Diderot unsern Augen bietet, in allen Zeitaltern einen unvergänglichen, jedem Wechsel der Meinungen trotzenden Werth behaupten.

K. A. Varnhagen von Ense.

Nro. 49.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## XXVII.

*Researches into the nature and affinity of Ancient and Hindu Mythology by Lieutenant Colonel vans Kennedy of the Bombay military establishment. London* 1831. (*pg.* 494.).

### Zweiter Artikel.

In einem frühern Artikel haben wir die bedeutendsten männlichen Gottheiten der Indier, wie der Verf. sie vorführte, betrachtet, wir nehmen den Gegenstand von neuem auf und bemerken, dafs das XII. Cap. sich über die Göttinnen *Saraswati*, *Savitri*, *Gayatri* und *Lakschmi* verbreitet. Der Verf. sagt, dafs sich wenig Andeutungen über dieselben fänden. Der andern Ansicht, dafs es schwer sei zu bestimmen, ob die drei ersten identische oder verschiedene Göttinnen seien, können wir nicht beistimmen und bemerken, dafs sie nur Nüancen der dem *Brahmâ* zur Seite stehenden weiblichen Gottheit sind. Allerdings erscheinen die Göttinnen in höchst untergeordneter stiller Gestalt; nur erst in der spätern Epoche der Indischen Mythologie tritt das Weibliche als Idee bedeutend auf, und gewinnt in der *Devi* sogar eine Alles umfassende Bedeutung. Merkwürdig ist der Auszug aus dem *Varaha Purana*, worin *Narada* dem *Priyavrata* erzählt, dafs er die *Savitri* an einem mit vielen Lotus bedeckten See erblickt, und als er sie frug, die Antwort erhalten habe: *I am the mother of the Vedas, and named Savitri. Dost thou not know me, O Narada! who alone could deprive thee of thy divine knowledge?* Auf seine weitere Frage, wer die drei männlichen Gestalten seien, die er in ihr erblicke, sagte sie: „*He whom you saw situated in my breast is the Rig Veda under the form of Narayana; in my heart the Yajur, under the form of my father Brahma; and in my umbilical region the Sama, under the form of Rudra. These, O Narada! are the three Vedas, and the three gods; and if thou bathest in that lake of the Vedas, thou wilt recover thy sacred learning and divine knowledge*". Dem *Vischnu* steht die *Sri* oder *Lakschmi* zur Seite: von ihr heifst es im *Vischnu Purana*: *Sri is inseparable from Vischnu, for wherever Vishnu is, there also is Sri. She is speech and he the meaning; she is morality and he theology; she is understanding and he intellect: Vishnu is joy and Lakshmi enjoyment; he is the sacrificer and she the victim; Vishnu is the creator and Sri the creatrix, he is Sankara and she Gauri, he is the sun and she its splendour; he is the moon and she its radiance; Govinda is the ocean and Kamala the tide; he is the day and she the night. But why should I uselessly prolong this enumeration? for all that is masculine is Vishnu and all that is feminine is Lakshmi.*

Das XIII. Cap. ist der *Devi* gewidmet. Bei dieser so bedeutenden einflufsreichen und für die Einsicht in den innern Gang der religiösen Vorstellungen Indiens so wichtigen Gestalt, hätten wir eine organischere oder genetischere Behandlung gewünscht. Der Verf. giebt uns ein buntes Material, das mehr in Verlegenheit setzt als aufklärt. Wir wollen im Nachfolgenden den wesentlichen Charakter dieser Göttin, so wie die drei Epochen oder Stufen, welche ihre Bildung umfafst, angeben.

In den uns als die frühesten bekannten, religiösen Aeufserungen läfst sich ein nach Einheit ringender und das Mannigfaltige zu ideeller Einfachheit zurückführender Drang nicht verkennen.

Das auf diese Weise als Resultat Gewonnene wurde als Weltseele (*mâhanâtma*), als das „Grofse" (*mahat*), als das allgemeine energische „DAS" (*tad*) ausgesprochen. Bei dem Bestreben, den Grund aller Existenzen zu bestimmen, blieb die Summe dieser letztern, die Materie oder der Körper jener Weltseele, zur Seite liegen. Darin aber ist die weite und unendlicher Beziehungen fähige

Grundlage der *Devi* enthalten. Sie ist die substantielle Summe, die allgemeine unbedingte Weiblichkeit oder „SIE" (*Sâ*), aus der die Weltseele Existenzen schafft, daher ihr Name *Bhavâni* d. h. „erzeugende". Eine hiermit übereinstimmende Ansicht findet sich bei Kennedy S. 355. aus den *Skanda Purana*. In dem auf dieser Stufe erscheinenden Verhältnisse des *Tad* (der Weltseele) zur *Sâ* (Materie, Welt, Natur) das auch als *Männliches* und *Weibliches* vorgestellt ward, ist die Grundlage zu dem in den spätern Epochen des religiösen Lebens auftretenden Yoni- und Lingamdienste, in welchem das Wesen der Gottheit zum Inbegriff einer nur zeugenden Kraft verflüchtigt und symbolisch festgehalten ist. Im Epos traten, in Folge der durch innere Naturnothwendigkeit begründeten, durch den poetischen Sinn bedingten und vom Geiste anerkannten Sinnlichkeit der Ideen, die im Umkreise der Seele und des Bewufstseins waltenden und das Gemüth erfüllenden Mächte und Wirksamkeiten durch die Vermittelung der Phantasie als herrschende, bewegende, oder leitende Gestalten, als Götter auf. Der fortschreitende Gang des Epos nöthigte sie, aus ihrer plastischen Ruhe und Einsamkeit herauszutreten, und in die bewegten Kreise des Lebens überzugehen. Das Bewufstsein war nicht mehr in das Nachsinnen versenkt über das Wesen und die Natur der Götter, sondern schon zur Betrachtung ihrer lebendigen in Thaten und Leiden sich ausdrückenden Wirksamkeit hingewendet. So rief sich der Geist in den Mythen eine ihm verwandte gegenständliche, von seinen Interessen erfüllte und mit seinen Wünschen und Neigungen übereinstimmende Welt hervor.

Die Zeit des Epos ist als die zweite Stufe in der Entwickelung der *Devi* zu betrachten. Ihre oben angegebene noch allgemeine unbestimmte Natur entfaltet sich hier, und geht in bestimmte Richtungen auseinander. Das allgemeine Weibliche hat sich in die einzelnen weiblichen, den männlichen zugeordneten Gottheiten gegliedert und die Substanz ist individualisirt.

Wie sie dem *Brahm* als *Bhavâni* zur Seite stand oder vielmehr darin eingeschlossen war, so steht sie im Epos neben *Brahmâ* als *Saravati*, *Gayatri* und *Savitri*, neben *Wischnu* als *Sri* und *Lakschmi* und theilt dessen ethischen und energischen Charakter. Am entschiedensten tritt sie als *Siva's* Gattin als *Parvati*, *Uma*, *Sivâ* auf, und theilt dessen elementarische Natur, da ihr Wesen wie das seinige das Natürliche als Erscheinung, Veränderung, Uebergang und Zerstörung umfafst. Als Uebergang oder Vermittelung zwischen *Wischnu* und *Siva*, des Wesens beider theilhaftig, erscheint sie als *Mâyâ*. In dieser Form enthält sie das ganze Gebiet der Erscheinung, des Wandels und der Täuschung, sowohl im Bewufstsein als in der Natur. Von dieser Seite steht sie auch in den lebendigsten Beziehungen zu den philosophischen Systemen. So wie sie als *Bhavâni* die „Dasein gebende" war, so ist sie ferner als *Kâli* die „Dasein aufhebende", der Begriff der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit, der darin liegende Widerspruch verschwindet, wenn man erwägt, dafs Anfang und Ende der Erscheinung angehören. Als universelle Gestalt erscheint die Göttin auf der dritten Stufe unter dem Namen *Devi* d. h. Göttin und zwar ausschliefslich. Berücksichtigt man die Grundidee, ihre unendliche Beziehungsfähigkeit und den in sich folgerechten Gang des Bewufstseins, so liegt in dem Uebergewicht, das diese Göttin erreicht, nichts Ungewöhnliches. Das Charakteristische in dieser dritten Stufe besteht darin, dafs sie in sich alle Agenz, alle Energie der übrigen Götter, namentlich der drei grofsen, vereinigt und dafs diese nur stille, scheinende Gestalten bleiben. Sie vereinigt alle entgegengesetzten Eigenschaften in sich und dieser Umstand vornehmlich begründet es, dafs sie in die nach-epische oder puranische Zeit zu setzen ist. Ferner war diese Erscheinung nur nach dem Durchgange durch philosophische Richtungen, die eine Beweglichkeit und Flüssigkeit aller Vorstellungen und Anschauungen erzeugten und diese nur als Seiten Einer Grundidee erkennen liefsen, möglich.

Um eine solche Gestalt nicht mifszuverstehen, mufs man die Geistesverfassung der Indier wohl erwägen, die eben Elastizität genug besafs, um das Entgegengesetzteste zu vereinen und als Einheit anzuschauen. Durch die mittelst der Philosophie ausgebildete Abstractionskraft büfste der Indische Geist nichts ein in seiner synthetischen Anschauungskraft. Dadurch wird nun zwar die geistige Welt bereichert, aber sie erhält auch den Charakter des Ungeheuern, des Maafslosen und damit des Unschönen.

Den Mittelpunkt für den Cult und die Erkenntnifs der *Devi* als universelle Gestalt bildet das im *Markandeya Purana* enthaltene und von uns edirte *Devimahatmyam*. Hier erscheint sie als die der *Trimurti* übergeordnete, den einzelnen Gliedern derselben Gestalt gebende Macht. Die Götter treten nur als stille leidende

oder zuschauende Gestalten auf, deren Thätigkeit und lebendige Wirksamkeit in ihr concentrirt ist. Sie hat die Welt erschaffen, erhält sie und vernichtet sie auch. Alle Wesenheiten sind in ihr absorbirt. In ihr als Gesammt-Gestalt schaute der Indische Geist ebensowohl die materielle Natur, die nach seinen Vorstellungen auch mit Leben durchdrungen und dessen Gesetzen unterworfen war, als auch deren Wesenheit und Wirksamkeit an; sie ist das Schaffende und Geschaffene, *causa* und *effectus*.

In Bezug auf die religiöse Bedeutung kann man das *Devimahatmyam* mit der *Bhagavadgita* vergleichen. Der Zweck beider Werke, wie verschieden auch die Ausführung sein mag, ist ein grofser und allgemeiner. Sie bilden innerhalb des grofsen Umkreises, den das religiöse Leben der Indier umschliefst, zwei grofse Stationen oder Ziele, aus denen sich fruchtbare Schlüsse auf das zwischen solchen Grenzen Enthaltene machen lassen. Mit der ernsten Kraft der Ueberzeugung, mit der Wärme der Begeisterung, mit dem Reichthum alles umfassender Gedanken, ja selbst mit dem kühnen Mittel einer, wenn auch nur scheuen, Polemik gegen die *Weda*, bemüht sich die *Gita*, den Geist aus der unendlichen Fülle der Natur und den beweglichen illuserischen Kreisen des Lebens herauszuziehen und ihn zur stillen feierlichen Anschauung der Gottheit und Versenkung in ihr Wesen gelangen zu lassen und dadurch ein Bild aufzustellen von dem Höchsten, wozu es Indische Religiosität brachte. Das *Devimahatmyam* dagegen verfolgt bei gleich hoher Tendenz einen entgegengesetzten Weg. Die ganze Natur nach allen ihren Beziehungen, als Erscheinung, Bewegung, Wirksamkeit oder Produkt wird untersucht, alle Kreise des Bewufstseins, alle Vorgänge des innern Lebens werden durchmustert, das Wesentliche darin gesammelt und in eine Universal-Anschauung vereinigt und als *Devi* gestaltet.

Bei der in Indien allgemein verbreiteten Bildung konnten beide Werke durch ihren Inhalt und ihre Form auf eine grofse Theilnahme rechnen. Die *Gita* schlofs sich durch ihre Abstraktion, durch ihren Drang nach allgemeinen Ideen, kurz durch ihre philosophische Form und doctrinelle Haltung der Bildung der höhern Klassen an. Das *Devimahatmyam* dagegen trat durch seine mehr populäre epische Haltung, durch sein Bestreben, die allgemeinen Gedanken an das Einzelne, Sinnliche anzuknüpfen, und durch eine reiche mythologische Scenerie, der gewöhnlichen Fassungskraft näher. Daher herrscht denn auch in derselben im Gegensatz zur idealischen Ruhe der *Gita* die vielseitigste und ungebundenste Bewegung mythologischer Gestaltungen und die Phantasie geht nicht selten in Phantasterei über.

Mit der *Devi* als universeller Gestalt war der Kreislauf, dessen die Indische Religion fähig war, beschlossen und ihr *Fatum* erfüllt. Keine der alten Naturreligionen zeigt soviel Reichthum und Consequenz. Aus einer Versenkung in die elementarischen Mächte erhob sich der Geist zur Annahme eines seelisch Allgemeinen, dessen Wirksamkeit er sich im Culte der drei grofsen Götter zur Anschauung brachte. Ungeachtet der Höhenpunkte, welche der Geist im Dienste des *Brahma* und *Wischnu* erreicht hatte, sank er doch allmählig wieder hinab in die alten Bande der Natur. Weil Einheit und Vielheit nur als Potenzen existirten, keine wahrhafte Vermittelung zwischen ihnen bestand, so behielt das Viele als von der Phantasie gehalten die Oberhand und trat in den Vordergrund, und es erzeugte sich über der in der Tiefe ruhig verharrenden Substanz jene Fülle einzelner Gestalten, die jede für sich das Ganze sein wollten. Aus dem Polytheismus entwickelten sich die Sekten, d. h. die von der Phantasie und dem Verstande als wesentliche Halte, bezeichneten Götter wurden Mittelpunkte des reflektirenden Denkens, und eines den Glauben und Sinn befriedigenden Cultus.

(Der Beschlufs folgt.)

## XXVIII.

***Die Entwicklung, Metamorphose und Fortpflanzung der Flechten u. s. w. von G. F. W. Meyer; oder: Nebenstunden meiner Beschäftigungen im Gebiete der Pflanzenkunde. Erster Theil. VIII. 372 S. 8. Göttingen, bei Van den Hoeck u. Ruprecht. 1825.***

Wohlgefällig im Aeufsern, klar, freundlich ansprechend, und die Aufmerksamkeit in völlig genügender Entwickelung dergestalt auf den Gegenstand der Betrachtung hinlenkend, dafs sie sich nun selbst nach Gefallen aufs vollständigste mit denselben befreunden kann, scheint uns Hrn. Meyer's Schrift in jeder Hinsicht musterhaft. Aus einer vieljährigen, mühsamen, durch Versuche unterstützten Beobachtung zieht der Verf. die bedeutsamsten Resultate, und trägt sie in einer angenehmen, fafslichen Sprache, gut geordnet, vor. Bei jedem Hauptpunkte wird die Mannigfaltigkeit, die er in sich schliefst, in hinlänglicher Vollständigkeit beigezogen, doch ohne den aufmerksamen Leser,

der sie schon im Allgemeinen mit erfafst hatte, durch wiederholte Ausführlichkeit im Besondern zu ermüden.

Dafs die Flechte ein *Gewächs* sei, gleich andern, dafs ihr Bau auf denselben Elementar-Gebilden, wie der Bau anderer Gewächse der tieferen Stufen, beruhe, dafs diese Elementargebilde sich durch bekannte Kunstausdrücke hinlänglich bezeichnen lassen und, anknüpfend, durch solche bezeichnet werden *müssen*, wird wie billig vorausgesetzt und dem gemäfs verfahren; wofür man dem Verf. Dank wissen mufs. So giebt derselbe zuvörderst ein allgemeines Bild der *Flechte*. Das *Lager* und die *Keimfrüchte* bilden die *beiden*, nur in der Anordnung *derselben* Grundgebilde und in dem Ziel ihres gegenseitigen Wachsthums verschiedenen, *Glieder* des Flechtenleibes. Das Wesen des Lagers ist, dafs es sich horizontal ausbreite und auf seiner oberen Fläche in Keimfrüchte auswachse. Es besteht nur aus Zellen, die entweder blofs rundlich und zwar etwas unregelmäfsig abgerundet sind, oder durch Dehnung faserig und fadenartig werden. Wo sich diese beiden Zellen-Formen im horizontalen flachen Lager deutlich genug sondern, nehmen die fadenartigen Zellen die untere Schichte ein, und machen das Bindeglied mit der Unterlage. Die obere Schichte, aus sehr gedrückten Zellen bestehend, bildet ein Analogon der Oberhaut; darunter liegt eine rundzellige, gefärbte Schichte. Wo ein *Keimbehälter* entsteht, richten sich gestreckte Zellen vertical, und heifsen *Schläuche*; sie enthalten Körner zur Fortpflanzung, *Sporen*, dazwischen oft körnerlose Fäden. Eine dichte Schicht, *Keimboden*, trennt nach unten die Schläuche von der Lagermasse; zuweilen gehen sie auch in dieselbe über. Im Umfange erheben sich Zellen zum *Behältnifs*, das geschlossen oder offen, dünn und farblos oder mit kohligem, schwarzem oder sonst different gefärbtem Niederschlag erfüllt, zuweilen noch mit der sich emporhebenden Lagermasse von aufsen umkleidet, die Einfassung der Schläuche bildet. Wo sich scheinbar ein Lager stenglig und strauchig erhebt, geschieht es durch ein Anstreben zur Keimfrucht-Bildung und nach dem Typus derselben, wobei das eigentliche horizontale Lager oft schon im ersten Entstehen unscheinbar wird, oder ganz fehlt; hier tritt zuweilen die faserige Substanz in die Achse des stengligen Lager-Gebildes. Erwägt man die Gleichartigkeit der Substanz einerseits, und die auf blofsen Relationen beruhende Differenz aller Formen, welche an den Flechten vorkommen, so ergiebt sich schon im Voraus die Möglichkeit unendlich mannigfaltiger Metamorphosen, die durch die weitesten Abstände der Entwickelungsstufe täuschen. Man folgt mit Vergnügen dem Vf. durch diesen Theil seines Werks, in welchem er, als es zuerst hervortrat, gewifs gar Manchem Befremden und Ueberraschung bereitet hat. Jetzt ist seine Ansicht schon eine angenehme Gewohnheit aller Lichenologen geworden, welche Beispiele, wie sie das wunderschöne Titelkupfer und die Titelvignette liefern, bei jedem Schritte in der Natur zu finden gelernt haben.

S. 134. sind die Principien des Formenwechsels der Flechten in einigen kurzen Sätzen zusammengefafst. Sie werden aber noch anschaulicher durch die nähere Betrachtung der beiden Fortpflanzungswege der Flechten, des Hergangs auf jedem derselben und des Erzeugnisses, zu dem er führt, und das als sein Ziel, er bald unerreicht aufgiebt, bald überschreitet, in beiden Fällen aber höchst Verschiedenförmiges darstellt. Die Fortpflanzung erfolgt aber 1) durch die Blofslegung der entwickelungsfähigen Zellen der rundzelligen Lagerschicht, und 2) durch das Ausstreuen der in den Schläuchen der Keimfrüchte enthaltenen Körner, die ebenfalls nur Zellen, gleichsam einer höheren Ordnung sind. Der Vf. nennt jene Keimzellen des Lagers *Sporidien*, die der Keimfrüchte *Sporen*. Diese entsprechen mehr den Samen höherer Pflanzen, jene den Knospen, und so verbreiten auch jene, gleich den Knospen und Sprossen, die Individualität der Form, von der sie entsprangen, während die Sporen nach Darstellung des allgemeinen specifischen Typus streben. Doch sind beide, in der Abhängigkeit ihrer Entwicklung von allgemeinen Potenzen der Erde, unzähligen Hemmungen oder Steigerungen unterworfen, die dann für sich wieder das Vermögen knospiger Ausstreuung zur Vervielfältigung ihrer individuellen Form erhalten, und so ins Unendliche. Der Verf. hat die Keimacte der Sporen und der Sporidien durch Aussaat verfolgt, und im Freien nachgesehen. Das Charakteristische der Ersteren möge noch kurz berührt werden. Gewöhnlich entwickeln sich, wie zu erwarten, mehrere Sporen in geselliger Nähe; die Spore dehnt sich, schwillt an dem, zunächst an andere keimende Sporen anstofsenden (centralen) Ende an und erhält hier sogleich die Anlage zu einer Keimfrucht, die sich indefs nicht immer entwickelt. Das entgegengesetzte Ende läuft strahlig fort, breitet sich mehr oder weniger aus, und giebt der reinen Lagerform ihren Ursprung, je nach dem Charakter der Art, und der verschiedenen Oertlichkeit gemäfs. Gelingt die frühzeitige Entwickelung des Fruchtpols, so bleibt der Lagertheil klein, oder verschwindet auch wohl gänzlich; im entgegengesetzten Falle wuchert das Lager, verstäubt in Sporidien u. s. w. So kann also dieselbe Art in lagerlos zerstreuten Keimfrüchten und mit breitem lappigem Lager, im ersten Fall mit einem Reste des Lagers im Umfange der Keimfrucht (mit thallodischem Rande), oder ohne dessen kenntliche Spur (*Lecidea, Lecanora* oder *Parmelia Ach.*) erscheinen. Wir dürfen nicht weitergehen. Die sachkundigen Leser dieser Blätter kennen Hrn. Meyer's Darstellung längst; für Andere, die wir Gedanken trugen, haben wir wohl schon genug gesagt, um auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die jeden Gebildeten anziehen, die von jedem aufmerksamen Leser verstanden werden, und ihn zu einer sinnigen Betrachtung der Flechten leiten kann. Die Flechtensysteme von Fries, Eschweiler, und dem Verf. selbst, mit Angabe der Gattungscharaktere, letztere in Lateinischer Sprache, gewähren eine willkommene Uebersicht und bieten eine bequeme Gelegenheit dar, die Resultate des Werks in ihrer Anwendung auf die Systemkunde zu beleuchten. Das Werk ist Hrn. Prof. Flörke zugeeignet.

Nees von Esenbeck.

Nro. 50.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## *Researches into the nature and affinity of Ancient and Hindu Mythology by Lieutenant Colonel vans Kennedy.*

(Schluſs.)

Je vielseitiger das religiöse Leben der alten Welt sich entfaltete und alle Richtungen desselben dem Bewuſstsein in den Göttern gegenwärtig wurden, um so reicher wurde zwar der Olymp oder der *Meru*, der aber auf diese Weise in zahllose Radien emanirende, aus einem dunkeln Mittelpunkte herausstrahlende Geist, der seinem Wesen nach Einheit und Einigkeit in sich war und diese in den Erscheinungen wiederzugewinnen und festzuhalten strebte, muſste sich in Bezug auf sein wahres Bedürfniſs in dem Grade ärmer fühlen, als er reicher ward an besondern Gestalten, die, weil sie beschränkt waren, ihm immer nur einzelne Seiten der von ihm erstrebten Idee abspiegelten und in der Ohnmacht dieser Beschränktheit ihm nie den vollen Genuſs der ersehnten Einheit gestatteten.

Die Versuche, die fast jede Naturreligion zeigt, sich aus diesem Labyrinthe, in welchem das Bewuſstsein von den Göttern, wie von Gespenstern seiner Endlichkeit verfolgt wird, dadurch zu retten, daſs sie die Einheit in der Art aufstellt, wie im Dienste der *Isis* *) (*cf. Apulejus* „goldnen Esel") sind eitel, und halten das Verderben nicht ab. Da in der Naturreligion nicht das Concrete, sondern das Successive etwas Wesentliches ist, so tritt dadurch eine Flucht von einem Mittelpunkte zum andern ein, wobei es zu keiner Versöhnung kommen kann. In solche innere Anarchie der Seele, die gewöhnlich mit äuſserer politischer Auflösung verbunden ist, erblicken wir denn auch die alten Völker gewöhnlich in der Zeit vor ihrem Eintritt ins Christenthum versenkt.

Der Verf. giebt aus *Vamana Purana* einen Mythos über die *Devi*, der im Wesentlichen mit den im *Devimahatmyam (II.* u. *III.)* erscheinenden Vorstellungen übereinstimmt.

Der oft wiederholten Bemerkung des Verfs., daſs in den *Purana's* keine Spur von einem blutigen Dienste der *Devi* sich finde, müssen wir die von ihm selbst aus dem *Garura Purana* angeführte Stelle, S. 342., ferner das Zeugniſs und den Auszug *Blaquière's* im *V. Vol.* der *Asiat. Research.* ferner das Stück *Malati* und *Madhava* in dem von Wilson herausgegebenen *Hindu Theatre*, so wie endlich *Devimahatmyam XIII.* 8. entgegenstellen.

Das XIV. u. XV. Cap. ist dem *Surya*, *Ganescha*, *Indra* und den untern Gottheiten gewidmet. Den Verf. setzt es in Verlegenheit, daſs *Surya* (d. h. Sonne) einerseits eine so hohe, ja die höchste Stelle im Culte, einnimmt, andrerseits aber nie eine Identifikation desselben mit *Brahmâ*, *Wischnu* oder *Siva* erscheint. Der Ausweg, den er wählt, ist nur ein Abweg; diese Schwierigkeit löst sich indeſs auf folgende Weise. Da die religiösen Vorstellungen ihren Ausgang aus der Natur nahmen und Alles innerhalb dieser als wichtig leitend und einflufsreich Erscheinende, in jene aufgenommen wurde, das Bewuſstsein ferner die Trennung der physischen und intellektuellen Welt nicht statuirt, so knüpft sich an die Sonne, als höchste wirkende Kraft der physischen Welt die Vorstellung gleicher Höhe und Energie in der geistigen. Durch welchen Ideengang sie mit *Brahmâ* als dem Schöpfer identifizirt wird, haben wir früher bei der Betrachtung desselben angedeutet. Für diese Stellung ist ihr denn auch das in dem Indischen Ceremonialdienste so hochstehende Gebet oder die Anrufung der *Gayatri* *) zugeeignet. Dies lautet

*) Es verdient bemerkt zu werden, daſs die *Devi* auch den Namen *Isi* hat, d. h. Herrin oder Frau des *Isa* oder *Siva*.

*) Den Namen *Gayatri* hat dies Gebet, weil es, wie der Vf. aus *Scanda Purana* anführt, *gayantam trayate* d. h. den

nach dem *Lainga Purana* folgendermafsen: *Om, Bhur, Bhuvah, Swah, Tat, let us meditate on the excellence of the Sun, of the god Bharga, may he excite our understandings, om, praise be to Surya, the flame of heaven!* Sodann führt der Verf. noch den Sanskrittext nach dem *Rig Veda* an: *Tat savitur varenyam bhargo devasya dhimahi dhiyo nâ: pratschodayât.* — „*Tat, let us meditate on the excellence of the Sun, of the God Bharga; may he excite our understandings*". Dafs die hymnische Poesie daran einen fruchtbaren Ausgangspunkt haben konnte, ist offenbar, aber eben deshalb war es für die epische Poesie nicht ergiebig und die Art, in welcher die Sonne als Gott auftritt, hat wenig bedeutsames und charakteristisches. Daher bemerkt später der Verf. ganz richtig: *It will hence be evident, that in the Hindu religion Surya appears under two perfectly distinct characters, the one as the Supreme Being* (wie dies zu verstehen sei, haben wir nachgewiesen), *and the other as an inferior deity, the regent of the solar orb.* — Der Verf. berichtigt dann noch eine Angabe in der Abhandlung Colebrooke's über die *Vedas*.

Den *Ganescha* nennt der Verf. sehr bezeichnend: *a derivative and not an original god* und fügt hinzu: *no legends attesting his divine power occur in the eighteen Purans. As applicable, however, to the present day, and perhaps to remoter times, this remark of Sir W. Jones is perfectly just:* — „*All sacrifices and religious ceremonies, all addresses even to superior gods, all serious compositions in writing, and all worldly affairs of moment, are begun by pious Hindus with an invocation of Ganesha*". Es werden noch aus *Varaha* und *Skanda Purana* Mythen über seinen Ursprung angeführt, nach jenem ist er *Siva's*, nach diesem der *Parvati* Sohn. —

Ueber *Indra* und die untern Gottheiten d. h. *Agni Varuna Yama Vayu Kuvera, Kartikeya, Kama, Soma* und *Sescha* sind die Mittheilungen des Verfs. am spärlichsten. Hierbei zeigt es sich recht einleuchtend, wie sehr die Vernachläfsigung des Epischen nachtheilig auf seine Darstellung gewirkt hat. Dieser Theil, der der reichste sein sollte, ist der dürftigste; das Fehlende ergänzen, hiefse eine Indische Mythologie schreiben. Wir können uns daher nur auf die hier angeregten Gesichtspunkte einlassen. Ein grofses Interesse knüpft sich bei der Betrachtung der Indischen Götter an die Kämpfe, welche zwischen den Suren und Asuren Statt finden. Im Allgemeinen ist darin nur das Bewufstsein des Gegensatzes ausgesprochen, der nach den ihnen Gesetzen mythologischer Verfassung in lebendigen Gestalten seine Erscheinung hat. Das Ziel dieser Kämpfe ist der Besitz des Himmels; (*Svarga*). Gewöhnlich unterliegen die Götter, dann wenden sie sich an einen der drei grofsen, der, wie wir schon oben bemerkt haben, rettend und ausgleichend auftritt. Die mythische Quelle dieses immerwährenden Zwiespaltes liegt in dem Gewinne des Trankes der Unsterblichkeit, um den die Asuren bei der Umquirlung des Milchmeeres durch die Suren betrogen wurden. Da die in den Mythen niedergelegten Anschauungen in sich selbst eine dem Zusammenhange des Lebens analoge Totalität darstellen, und in ihnen die Geschichte der wesentlichen Vorstellungen niedergelegt ist, so wäre es wünschenswerth gewesen, dafs der Verf. darauf, so wie auf den ebenso einflufsreichen Mythos von *Daksha's* durch *Siva* veranlafste Opferstörung Rücksicht genommen hätte. — In Bezug auf *Indra* haben wir eine vollkommene Vernachläfsigung der lüsternen Seite seines Wesens bemerkt und es ist auffallend, dafs der Verf. auf die vielen Liebesabentheuer, die im Epos erzählt werden, nicht aufmerksam gewesen ist.

Im XVI. Cap. spricht der Verf. „*von der Verwandtschaft der alten und Indischen Mythologie*". Sogleich im Anfange erklärt er, dafs seine Ansicht über diesen Gegenstand sehr verschieden sei von der des Faber in dessen „*Origin of Pagan Idolatry*" *I. p.* 59. die wir anführen wollen: „*The fact is, that the various theological systems of the Gentiles agree, not only in what is obvious and natural, but in what is arbitrary and circumstantial. There is such a singular and minute and regular accordance between them, both in fanciful speculations and in artificial observances, that no person, who takes the pains of thoroughly investigating the subject, can avoid being fully persuaded that they must all have sprung from some common origin.*

Welche Ansicht hat denn nun der Verf.? Denn es giebt Adamiten, Noachiten, Chaldäisten und Babylonisten u. s. w. Er hält es mit den letztern und sagt S. 368. „*I still think that Babylonia was the original*

dasselbe *aussprechenden rettet.* Dies ist indefs gewifs eine nacherfundene Erklärung und es wird füglicher als ein durch das *suffix tri* gebildetes Wort betrachtet.

*seat of the Sanscrit language and of Sanscrit literature*". Eine solche Vorstellung zeigt mehr als alles Raisonnement, dafs der Vf. zu keiner Erkenntnifs der Wurzeln des Indischen Lebens gekommen ist, denn alsdann hätte es ihm nicht entgehen können, wie innig die ganze Indische Welt- und Lebensansicht gerade mit diesem Boden verwachsen und eingelebt ist. Ueberhaupt aber gebricht es dem Verf. für die richtige Behandlung und Lösung der obengenannten Untersuchung an den dafür nothwendigen Gedanken, er holt nur mancherlei Meinungen herbei, dreht und wendet sie, immer in der Hoffnung, dafs etwas Entscheidendes herausfallen möchte. Bei diesem experimentirenden Verfahren führt er auch Ansichten Anderer an, die ihn auf bessere Gedanken bringen konnten, indefs übersieht er in solchen Fällen das Wesentliche. So finden wir hier einen, den Punkt, worauf es ankommt, treffenden Gedanken des *Payne Knight*: *The similitude of these allegorical and symbolical fictions with each other, in every part of the world, is no proof of their having been derived, any more than the primitive notions which they signify, from any other people; for, as the organs of sense and the principles of intellect are the same in all mankind, they would all naturally form similar ideas from similar objects, and employ similar signs to express them, as long as natural and not conventional signs were used. Wolves, lions, and panthers are equally beasts of prey in all countries, and would naturally be employed as symbols of destruction wherever they were known. The characteristic qualities of the egg, the serpent, the goat etc. are no less obvious.* Auf das hierin enthaltene Allgemeine oder das Prinzip geht der Vf. nicht ein, sondern hält sich nur an das eben angeführte „Ey" das auch in den Orphischen Ansichten erscheint und von ihm ohne Frage als identisch mit dem *primeval male* der Indischen Religion angesehen wird. Sodann führt er mehrere Ansichten an, die, wie er glaubt, ohne Mittheilung zwischen den alten Völkern, namentlich den Indiern, nicht bestehen konnten, z. B. der Glaube an vier Weltalter, ferner der Glaube an die Zerstörung und Erneuerung des Universums, hier wird eine Stelle aus *Seneca* angeführt. Für schwierig hält er es, über die Vorstellung von Triaden oder Trinitäten im Alterthume eine genügende Meinung abzugeben, namentlich zu entscheiden, ob sie aus Indien hervorgegangen sei. Hierauf wird eine Stelle des *Payne Knight* angeführt, aus welcher der Verfasser wohl hätte Belehrung schöpfen können.

Die Lehre von der Seelenwanderung und die Verehrung des Lingam werden ferner unter jenem Gesichtspunkte einer Gemeinsamkeit betrachtet, und um die genaue Uebereinstimmung mit dem Indischen zu zeigen, wird eine Stelle aus Ovid's *Metam.* beigebracht. Es bedarf indefs einer nur ganz oberflächlichen Kenntnifs der Indischen Lehre und ihres Verhältnisses zum Leben und zur Religion, um einzusehen, dafs hier wenig mehr als eine äufsere Aehnlichkeit ist. — Was die *Lingam*-Verehrung anbetrifft, so fällt sie nur erst in die nachepische Zeit. Der Vf. scheint indefs gar nicht ungeneigt zu sein, diesen Cult in den *Vedas* zu vermuthen. Daran schliefst er dann Ansichten über die mögliche Einwanderung der Sanskritredenden nach Indien. Wenn auch in den frühern religiösen Ansichten der Keim für jenen Cultus lag, so ist doch noch ein wesentlicher Unterschied zwischen der Möglichkeit und der wirklichen Erscheinung. Bei Gelegenheit der Bemerkung, dafs in der Indischen Religion keine solche wilden Orgien zu finden seien, wie etwa die Feste des Dionysos in Griechenland waren, heifst es: die von Deutschen Gelehrten hierüber aufgestellten Spekulationen würden Erstaunen erregen, wenn nicht ein Deutscher Gelehrter seinen Landsleuten die „*dominion of the air*" zugeschrieben hätte. Wir kennen jenen Gelehrten nicht, fühlen uns auch gar nicht bewogen, aus Patriotismus eine Lanze zu brechen für alle Seltsamkeiten, die von Deutschen über Indische Mythologie vorgebracht sind, allein wir fragen, wie man es nennen soll, wenn der Vf. ganz ernsthaft die Indier aus Babylon kommen läfst? Oder steht etwa das Seltsame und Wunderliche einer Ansicht im umgekehrten Verhältnifs zur Gröfse desselben?

Der Mangel an Grundgedanken und klarer Einsicht in die Natur der wesentlichen Punkte, hat den Vf. im Verfolge seiner Untersuchung zu einem seltsamen und in jeder Art tadelswerthen Verfahren gebracht. Nachdem er nämlich ausführlich darüber gesprochen hat, dafs Dionysos, Bacchus und Osiris, ungeachtet vieler Incidenzpunkte nicht aus dem Indischen herzuleiten seien, nachdem er ferner Argumente, (als ein vorzügliches wird der Mangel einer bestimmten Priesterkaste bei den alten Griechen angesehen) gegen die Ableitung der Griechischen Religion von der Indischen aufgestellt hat, diese aber durch sein darangeschlossenes Raisonnement wie-

der wankend macht, gelü
fährlichen Früchten der
biegt ein in die alten li
beweise fort durch ma
sammenstellung und ä
die Indische und Griec
selben Quelle abgele
die Reaction gegen di
Ansichten fortgesetzt
seinem frühern etym
leitung der Griechis
Sprachen von der
des Pelasgischen, j
bedürfte, dafs auch
leiten seien.

Was ist denn
nifs der Geschichte
gewonnen durch d
Gleicheleien? Was
Hazardspiel gleicht,
Einsatz hundert Irrth
hige umschauende Si
det und der Irrthum
menstellungen sind das
ste, da sie die wesentlic
chem Nutzen könnte m
Füfse und zwei Ohren ha
des Schmerzes auch Thrän
bestimmteste Nachweisen
nes Zusammenstellen den
Anspruch macht. Kaum ha
schungen und Ansichten sich
emancipirt, kaum sind die Zä
schritten, so werden neue Hin
dieses wilde Gewächs einer ph
keit. Man kann nicht entschied
suche abweisen, man kann nicht
darauf aufmerksam machen, wie
die bestimmten, durch die Ausbe
festgestellten, Grenzen hinauszuge
Bergen der Phantasie
nachtheilig gewes

Nro. 51.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## XXIX.

*Principes de Philosophie Zoologique. Discutés en Mars 1830. au sein de l'académie royale des sciences par Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire.*

*Ich lehre nicht, ich erzähle,* damit schlofs ich den ersten Abschnitt meiner Betrachtungen über das genannte Werk; nun aber find' ich, um den Standpunct, woraus ich beurtheilt werden möchte, noch näher zu bestimmen, rathsam, die Worte eines Franzosen hier vorzusetzen, welche besser als irgend etwas anderes die Art, womit ich mich verständlich zu machen suche, kürzlich aussprechen möchten.

„Es giebt geistreiche Männner, die eine eigne Art des Vortrags haben; nach ihrer Weise fangen sie an, sprechen zuerst von sich selbst und machen sich nur ungern von ihrer Persönlichkeit los. Ehe sie euch die Resultate ihres Nachdenkens vorlegen, fühlen sie ein Bedürfnifs erst aufzuzählen, wo und wie dergleichen Betrachtungen ihnen zukamen".

Werde mir deshalb in diesem Sinne zugegeben, den Gang der Geschichte jener Wissenschaften, denen ich meine Jahre gewidmet, ohne weitere Anmafsung, synchronistisch mit meinem Leben, freilich nur im Allgemeinsten zu behandeln.

Hiernach also wäre zu erwähnen, wie früh ein Anklang der Naturgeschichte, unbestimmt aber eindringlich, auf mich gewirkt hat. Graf Büffon gab, gerade in meinem Geburtsjahr 1749. den ersten Theil seiner *Histoire Naturelle* heraus und erregte grofsen Antheil unter den damals Französischer Einwirkung sehr zugänglichen Deutschen. Die Bände folgten Jahrweise und so begleitete das Interesse einer gebildeten Gesellschaft mein Wachsthum, ohne dafs ich mehr als den Namen dieses bedeutenden Mannes, so wie die Namen seiner eminenten Zeitgenossen, wäre gewahr worden.

*Graf Büffon*, geboren 1707. Dieser vorzügliche Mann hatte eine heitere freie Uebersicht, Lust am Leben und Freude am Lebendigen des Daseins; froh interessirt er sich für alles was da ist. Lebemann, Weltmann hat er durchaus den Wunsch im Belehren zu gefallen, im Unterrichten sich einzuschmeicheln. Seine Darstellungen sind mehr Schilderungen als Beschreibungen; er führt die Creatur in ihrer Ganzheit vor, besonders gern in Bezug auf den Menschen, deswegen er diesem die Hausthiere gleich folgen läfst. Er bemächtigt sich alles Bekannten; die Naturforscher nicht allein weifs er zu nutzen, der Resultate aller Reisenden versteht er sich zu bedienen. Man sieht ihn in Paris, dem grofsen Mittelpuncte der Wissenschaften, als Intendanten des schon bedeutenden Königlichen Kabinets, begünstigt im Aeufsern, wohlhabend, in den Grafenstand erhoben, und sich auch so vornehm als anmuthig gegen seine Leser betragend.

Auf diesem Standpunct weifs er sich aus dem Einzelnen das Umfassende zu bilden, und wenn er auch, was uns hier zunächst berührt, in dem zweiten Band Seite 544. niederschreibt: „die Arme des Menschen gleichen auf keine Weise den Vorderfüfsen der Thiere, so wenig als den Flügeln der Vögel" — so spricht er, im Sinne der natürlich hinblickenden, die Gegenstände wie sie sind aufnehmenden Menge. Aber in seinem Innern entwickelt sichs besser, denn im vierten Bande S. 379. sagt er: „es giebt eine ursprüngliche und allgemeine Vorzeichnung, die man sehr weit verfolgen kann"; und somit hat er die Grundmaxime der vergleichenden Naturlehre ein für allemal festgesetzt.

Man verzeihe diese flüchtigen, fast frevelhaft eilenden Worte, womit wir einen so verdienten Mann vorüberführen; es ist genug uns zu überzeugen, dafs, ohngeachtet der gränzenlosen Einzelnheiten, denen er sich hingiebt, er nicht verfehlte, ein Umfassendes anzuerkennen. Gewifs ist, wenn wir jetzt seine Werke durchge-

hen, so finden wir, dafs er aller Hauptprobleme sich bewufst war, mit welchen die Naturlehre sich beschäftigt, ernstlich bemüht, sie, wenn auch nicht immer glücklich, aufzulösen; dabei leidet die Ehrfurcht, die wir für ihn empfinden, nicht im mindesten, wenn man einsieht, dafs wir Späteren, als hätten wir manche der dort aufgeworfenen Fragen schon vollkommen gelöst, nur allzu frühzeitig triumphiren. Dem allen ungeachtet müssen wir gestehen, dafs, wenn er sich eine höhere Ansicht zu gewinnen suchte, er die Hülfe der Einbildungskraft nicht verschmähte; wodurch denn freilich der Beifall der Welt merklich zunahm, er aber sich von dem eigentlichen Element, woraus die Wissenschaft gebildet werden soll, einigermafsen entfernte, und diese Angelegenheiten in das Feld der Rhetorik und Dialectik hinüberzuführen schien.

Suchen wir in einer so bedeutenden Sache immer deutlicher zu werden:

Graf Büffon wird als Oberaufseher des *Jardin du Roi* angestellt; er soll eine Ausarbeitung der Naturgeschichte darauf gründen. Seine Tendenz geht in das Ganze, insofern es lebt, ineinander wirkt und sich besonders auf den Menschen bezieht.

Für das Detail bedarf er eines Gehülfen und beruft D'Aubenton, einen Landsmann.

Dieser fafst die Angelegenheit von der entgegengesetzten Seite, ist ein genauer scharfer Anatomiker. Dieses Fach wird ihm viel schuldig, allein er hält sich dergestalt am Einzelnen, dafs er auch das Nächstverwandte nicht aneinander fügen mag.

Leider veranlafst diese ganz verschiedene Behandlungsart auch zwischen diesen beiden Männern eine nicht herzustellende Trennung. Wie sie sich auch mag entschieden haben, genug D'Aubenton nimmt seit dem Jahre 1768 keinen Theil mehr an der Büffonschen Naturgeschichte, arbeitet aber emsig für sich allein fort; und nachdem Büffon im hohen Alter abgegangen, bleibt der gleichfalls bejahrte D'Aubenton an seiner Stelle und zieht sich in Geoffroy de St. Hilaire einen jüngern Mitarbeiter heran. Dieser wünscht sich einen Gesellen und findet ihn in Cuvier. Sonderbar genug, dafs sich in diesen beiden, gleichfalls höchst verdienten Männern, im Stillen die gleiche Differenz entwickelt, nur auf einer höheren Stufe. Cuvier hält sich entschieden und in einem systematisch ordnenden Sinne ans Einzelne, denn eine gröfsere Uebersicht leitet schon und nöthigt zu einer Methode der Aufstellung. Geoffroy, seiner Denkart gemäfs, sucht in's Ganze zu dringen, aber nicht wie Büffon in's Vorhandene, Bestehende, Ausgebildete, sondern ins Wirkende, Werdende, sich Entwickelnde. Und so nährt sich heimlich der abermalige Widerstreit und bleibt länger verborgen als der ältere, indem höhere gesellige Bildung, gewisse Convenienzen, schweigende Schonungen den Ausbruch ein Jahr nach dem andern hinhalten, bis denn doch endlich eine geringe Veranlassung die nach aufsen und innen künstlich getrennte Electricität der Leidner Flasche, den geheimen Zwiespalt durch eine gewaltige Explosion offenbart.

Fahren wir jedoch fort, über jene vier so oft genannten und in der Naturwissenschaft immer wieder zu nennenden Männer unsre Betrachtungen anzustellen, wenn wir uns auch einigermafsen wiederholen sollten; denn sie sind es, die, allen übrigen unbeschadet, als Stifter und Beförderer der Französischen Naturgeschichte vorleuchten und den Kern bilden, aus welchem sich so manches Wünschenswerthe glücklich hervorthut, seit fast einem Jahrhunderte der wichtigen Anstalt vorgesetzt, dieselbe vermehrend, benutzend und auf alle Weise die Naturgeschichte fördernd, die synthetische und analytische Behandlungsweise der Wissenschaft repräsentirend. Büffon nimmt die Aufsenwelt, wie er sie findet, in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, bestehendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze. D'Aubenton, als Anatom, fortwährend im Trennen und Sondern begriffen, hütet sich irgend das was er einzeln gefunden, mit einem andern zusammenzufügen, sorgfältig stellt er alles neben einander hin, mifst und beschreibt ein jedes für sich.

In demselben Sinne, nur mit mehr Freiheit und Umsicht, arbeitet Cuvier; ihm ist die Gabe verliehen, gränzenlose Einzelnheiten zu bemerken, zu unterscheiden, unter einander zu vergleichen, sie zu stellen, zu ordnen und sich dergestalt grofses Verdienst zu erwerben.

Aber auch er hat eine gewisse Apprehension gegen eine höhere Methode, die er denn doch selbst nicht entbehrt und, obgleich unbewufst, dennoch anwendet; und so stellt er in einem höheren Sinne die Eigenschaften D'Aubenton's wieder dar. Eben so möchten wir sagen dafs Geoffroy einigermafsen auf Büffon zurückweist. Denn wenn dieser die grofse Synthese der empirischen Welt gelten läfst und in sich aufnimmt, sich aber zugleich mit allen Merkmalen, die sich ihm zum Behu

der Unterscheidung darbieten, bekannt macht und sie benutzt; so tritt Geoffroy bereits der grofsen abstrakten von jenem nur geahneten Einheit näher, erschrickt nicht vor ihr und weifs, indem er sie auffafst, ihre Ableitungen zu seinem Vortheil zu nutzen.

Vielleicht kommt der Fall in der Geschichte des Wissens und der Wissenschaft nicht wieder vor, dafs an dem gleichen Ort, auf eben derselben Stelle, in Bezug auf dieselben Gegenstände, Amt und Pflicht gemäfs, durch so lange Zeit eine Wissenschaft, im beständigen Gegensatze, von so höchst bedeutenden Männern wäre gefördert worden, welche anstatt durch die Einheit der ihnen vorgelegten Aufgabe sich zu einer gemeinsamen Bearbeitung, wenn auch aus verschiedenen Gesichtspuncten, einladen zu lassen, nicht durch den Gegenstand, sondern durch die Art ihn anzusehen, bis zu feindseligem Widerstreit hingerissen gegeneinander auftreten. Ein so merkwürdiger Fall aber mufs uns allen, mufs der Wissenschaft selbst zum besten gereichen! Möge doch jeder von uns bei dieser Gelegenheit sagen, dafs *Sondern* und *Verknüpfen* zwei unzertrennliche Lebensacte sind. Vielleicht ist es besser gesagt: dafs es unerläfslich ist, man möge wollen oder nicht, aus dem Ganzen ins Einzelne, aus dem Einzelnen ins Ganze zu gehen, und je lebendiger diese Functionen des Geistes, die Aus- und Einathmen, sich zusammen verhalten, desto besser wird für die Wissenschaften und ihre Freunde gesorgt seyn.

Wir verlassen diesen Punct, um darauf wieder zurückzukehren, wenn wir nur erst von denjenigen Männern gesprochen haben, die in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Hunderts uns auf dem eingeschlagenen Wege förderten.

*Petrus Camper*, ein Mann von ganz eignem Beobachtungs- und Verknüpfungsgeiste, der mit dem aufmerksamen Beschauen zugleich eine glückliche Nachbildungsgabe verband und so, durch Reproduction des Erfahrenen, dieses in sich selbst belebte und sein Nachdenken durch Selbstthätigkeit zu schärfen wufste.

Seine grofsen Verdienste sind allgemein anerkannt; ich erwähne hier nur seiner Facialinie, wodurch das Zurücken der Stirn, als Gefäfs des geistigen Organs, vor die untere mehr thierische Bildung anschaulicher und dem Nachdenken angeeigneter worden.

Geoffroy giebt ihm das herrliche Zeugnifs, S. 149. der Note: „Ein weitumfassender Geist; hochgebildet und immerfort nachdenkend; er hatte von der Uebereinstimmung organischer Systeme so ein lebhaftes und tiefes Gefühl, dafs er, mit Vorliebe, alle aufserordentlichen Fälle aufsuchte, wo er einen Anlafs fände, sich mit Problemen zu beschäftigen, eine Gelegenheit Scharfsinn zu üben, um sogenannte Anomalien auf die Regel zurückzuführen". Und was liefse sich nicht alles hinzufügen, wenn hier mehr als Andeutung sollte geliefert werden.

Hier möchte nun der Ort seyn zu bemerken: dafs der Naturforscher auf diesem Wege am ersten und leichtesten den Werth, die Würde des Gesetzes, der Regel erkennen lernt. Sehen wir immerfort nur das Geregelte, so denken wir, es müsse so seyn, von jeher sei es also bestimmt und defswegen stationair. Sehen wir aber die Abweichungen, Mifsbildungen, ungeheure Mifsgestalten, so erkennen wir: dafs die Regel zwar fest und ewig, aber zugleich lebendig sei, dafs die Wesen, zwar nicht aus derselben heraus, aber doch innerhalb derselben sich in's Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln zurückgehalten, die unausweichliche Herrschaft des Gesetzes anerkennen müssen.

*Samuel Thomas Sömmering*, ward durch Camper angeregt. Ein höchst fähiger, zum Schauen, Bemerken, Denken, aufgeweckter lebendiger Geist. Seine Arbeit über das Gehirn und der höchst sinnige Ausspruch: der Mensch unterscheide sich von den Thieren hauptsächlich dadurch, dafs die Masse seines Gehirns den Complex der übrigen Nerven in einem hohen Grad überwiege, welches bei den übrigen Thieren nicht statt habe, war höchst folgereich.

Und was gewann nicht, in jener empfänglichen Zeit, der gelbe Fleck im Mittelpuncte der Retina für eine Theilnahme! Wie viel wurden, in der Folge, die Sinnesorgane, das Auge, das Ohr seinem Einblick, seiner nachbildenden Hand schuldig!

Sein Umgang, ein briefliches Verhältnifs zu ihm, war durchaus erweckend und fördernd. Ein neues Factum, eine frische Ansicht, eine tiefere Erwägung, wurden mitgetheilt und jede Wirksamkeit aufgeregt. Alles Aufkeimende entwickelte sich schnell und eine frische Jugend ahnete die Hindernisse nicht, die sich ihr entgegenzustellen auf dem Wege waren.

*Johann Heinrich Merk*, als Kriegszahlmeister im Hessendarmstädtischen angestellt, verdient auf alle Weise hier genannt zu werden. Er war ein Mann von uner-

müdeter geistiger Thätigkeit, die sich nur deswegen nicht durch bedeutende Wirkungen auszeichnete, weil er, als talentvoller Dilettant, nach allen Seiten hingezogen und getrieben wurde. Auch er ergab sich der vergleichenden Anatomie mit Lebhaftigkeit, wo ihm denn auch ein zeichnerisches Talent, das sich leicht und bestimmt auszudrücken wußte, glücklich zu Hülfe kam.

Die eigentliche Veranlassung jedoch hierzu gaben die merkwürdigen Fossilien, auf die man in jener Zeit erst eine wissenschaftliche Aufmerksamkeit richtete und welche mannigfaltig und wiederholt in der Flußregion des Rheins ausgegraben wurden. Mit habsüchtiger Liebhaberei bemächtigte er sich mancher vorzüglichen Exemplare, deren Sammlung nach seinem Ableben in das Großherzogl. Hessische Museum geschafft und eingeordnet, und auch daselbst durch den einsichtigen Custos von Schleiermacher sorgfältig verwahrt und vermehrt werden.

Mein inniges Verhältniß zu beiden Männern, steigerte zuerst bei persönlicher Bekanntschaft, sodann durch fortgesetzte Correspondenz, meine Neigung zu diesen Studien; deßhalb suchte ich, meiner angebornen Anlage gemäß, vor allen Dingen nach einem Leitfaden, oder, wie man es auch nennen möchte, nach einem Punct, wovon man ausginge, eine Maxime an der man sich halten, einen Kreis, aus welchem nicht abzuirren wäre.

Ergeben sich nun heutiges Tags in unserem Felde auffallende Differenzen, so ist nichts natürlicher, als daß diese damals sich noch mehr und öfter hervorthun mußten, weil jeder, von seinem Standpunct ausgehend, jedes zu seinen Zwecken, alles zu allem nützlich anzuwenden bemüht war.

Bei der vergleichenden Anatomie im weitesten Sinne, insofern sie eine Morphologie begründen sollte, war man denn doch immerfort so mit den Unterschieden, wie mit den Uebereinstimmungen beschäftigt. Aber ich bemerkte gar bald, daß man sich bisher ohne Methode nur in die Breite bemüht habe; man verglich, wie es gerade vorkam, Thier mit Thier, Thiere mit Thieren, Thiere mit Menschen; woraus eine unübersehbare Weitläuftigkeit und eine sinnbetäubende Verworrenheit entstand, indem es theils allenfalls paßte, theils aber ganz und gar sich nicht fügen wollte.

Nun legt' ich die Bücher bei Seite und ging unmittelbar an die Natur, an ein übersehbares Thierskelet; die Stellung auf vier Füßen war die entschiedenste und ich fing an von vorne nach hinten, der Ordnung nach, zu untersuchen.

Hier fiel der Zwischenknochen vor allen als der vorderste in die Augen, und ich betrachtete ihn daher durch die verschiedensten Thiergeschlechter.

Aber ganz andere Betrachtungen wurden eben dazumal rege. Die nahe Verwandtschaft des Affen zu den Menschen nöthigte den Naturforscher zu peinlichen Ueberlegungen, und der vortreffliche Camper glaubte den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin gefunden zu haben, daß jenem ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zugetheilt sei, diesem aber ein solcher fehle.

Ich kann nicht ausdrücken, welche schmerzliche Empfindung es mir war, mit demjenigen in entschiedenem Gegensatz zu stehen, dem ich soviel schuldig geworden, dem ich mich zu nähern, mich als seinen Schüler zu bekennen, von dem ich alles zu lernen hoffte.

Wer sich meine damaligen Bemühungen zu vergegenwärtigen die Absicht hätte, findet, was schriftlich verfaßt worden, in dem ersten Bande dessen, was ich zur Morphologie geliefert habe, und welche Mühe man sich gegeben, auch bildlich, worauf doch alles ankommt, die verschiedenen abweichenden Gestalten jenes Knochens zu verzeichnen, läßt sich nunmehr aus den Verhandlungen der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Academie der Naturforscher ersehen, wo sowohl der Text wieder abgedruckt, als die dazu gehörigen, lange Jahre im Verborgenen gebliebenen, Tafeln freundlichst aufgenommen worden. Beides findet sich in der ersten Abtheilung des funfzehnten Bandes.

Doch ehe wir jenen Band aufschlagen, hab' ich noch etwas zu erzählen, zu bemerken und zu bekennen, welches, wenn es auch nicht von großer Bedeutung wäre, doch unseren strebenden Nachkommen zum Vortheil gereichen kann.

Nicht allein die ganz frische Jugend, sondern auch der schon herangebildete Mann wird, sobald ihm ein prägnanter folgerechter Gedanke aufgegangen, sich mittheilen, bei andern eine gleiche Denkweise aufregen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 52.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## *Principes de Philosophie Zoologique. Par Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire.*

(Fortsetzung.)

Ich merkte daher den Mifsgriff nicht, da ich die Abhandlung, die man so eben finden wird, in's Lateinische übersetzt, mit theils umrissenen, theils ausgeführten Zeichnungen ausgestattet, an Peter Camper zu übersenden die unbesonnene Gutmüthigkeit hatte. Ich erhielt darauf eine sehr ausführliche, wohlwollende Antwort, worin er die Aufmerksamkeit, die ich diesen Gegenständen geschenkt, höchlich lobte; die Zeichnungen zwar nicht mifsbilligte, wie aber solche Gegenstände besser von der Natur abzunehmen seien, guten Rath ertheilte und einige Vortheile zu beachten gab. Er schien sogar über diese Bemühung etwas verwundert, fragte ob ich dieses Heft etwa abgedruckt haben wollte, zeigte die Schwierigkeiten wegen der Kupfer umständlich an, auch die Mittel sie zu überwinden. Genug er nahm als Vater und Gönner allen billigen Antheil an der Sache.

Aber davon war nicht die geringste Spur, dafs er meinen Zweck bemerkt habe: seiner Meinung entgegen zu treten und irgend etwas Anderes als ein Programm zu beabsichtigen. Ich erwiederte bescheiden und erhielt noch einige ausführliche wohlwollende Schreiben, genau besehen, nur materiellen Inhalts, die sich aber keineswegs auf meinen Zweck bezogen, dergestalt, dafs ich zuletzt, da diese eingeleitete Verbindung nichts fördern konnte, sie ruhig fallen liefs, ohne jedoch daraus, wie ich wohl hätte sollen, die bedeutende Erfahrung zu schöpfen, dafs man einen Meister nicht von seinem Irthum überzeugen könne, weil er ja in seine Meisterschaft aufgenommen und dadurch legitimirt ward.

Verloren sind leider, mit so vielen andern Documenten, jene Briefe, welche den tüchtigen Zustand jenes hohen Mannes und zugleich meine glaubige jüngerliche Deferenz sehr lebhaft vergegenwärtigen müfsten.

Aber noch ein anderes Mifsgeschick betraf mich; ein ausgezeichneter Mann, Johann Friedrich Blumenbach, der sich mit Glück der Naturwissenschaft gewidmet, auch besonders die vergleichende Anatomie durchzuarbeiten begonnen, trat in seinem Compendium derselben auf Campers Seite und sprach dem Menschen den Zwischenknochen ab. Meine Verlegenheit wurde dadurch aufs höchste gesteigert, indem ein schätzbares Lehrbuch, ein vertrauenswürdiger Lehrer, meine Gesinnungen, meine Absichten durchaus beseitigen sollte.

Aber ein so geistreicher, fort untersuchender und denkender Mann konnte nicht immer bei einer vorgefafsten Meinung verharren und ich bin ihm, bei traulichen Verhältnissen, über diesen Punct, wie über viele andere, eine theilnehmende Belehrung schuldig geworden, indem er mich benachrichtigte, dafs der Zwischenknochen bei wasserköpfigen Kindern von der obern Kinnlade getrennt, auch bei dem doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgesondert sich manifestire.

Nun aber kann ich jene, damals mit Protest zurückgewiesenen Arbeiten, welche so viele Jahre im Stillen geruht, hervorrufen und für dieselben mir einige Aufmerksamkeit erbitten.

Auf die erwähnten Abbildungen habe ich mich zunächst vollkommener Deutlichkeit wegen zu berufen, noch mehr aber auf das D'Altonische grofse osteologische Werk hinzudeuten, wo eine weit gröfsere, freiere, in's Ganze gehende Uebersicht zu gewinnen ist.

Bei allem diesem aber hab' ich Ursache, den Leser zu ersuchen, sämmtliches bisher Gesagte und noch zu Sagende, als mittelbar oder unmittelbar bezüglich auf den Streit jener beiden trefflichen Französischen Naturforscher, von welchem gegenwärtig immer die Rede bleibt, durchaus anzusehn.

Sodann darf ich voraussetzen, man werde jene, so eben bezeichnete Tafeln vor sich zu nehmen und sie mit uns durchzugehen geneigt seyn.

Sobald man von Abbildungen spricht, versteht sich, dafs eigentlich von Gestalt gehandelt werde; im gegenwärtigen Falle aber sind wir unmittelbar auf die Function der Theile hingewiesen; denn die Gestalt steht in Bezug auf die ganze Organisation, wozu der Theil gehört, und somit auch auf die Aufsenwelt, von welcher das vollständig organisirte Wesen als ein Theil betrachtet werden mufs. In diesem Sinne also gehen wir ohne Bedenken weiter zu Werke.

Auf der ersten Tafel sehen wir diesen Knochen, welchen wir als den vordersten des ganzen Thierbaues erkennen, auf verschiedene Weise gestaltet; eine nähere Betrachtung läfst uns bemerken, dafs durch ihn die nöthigste Nahrung dem Thiere zugeeignet werde: so verschieden daher die Nahrung, so verschieden wird auch dieses Organ gestaltet seyn. Bei dem Reh finden wir einen leichten zahnlosen knöchernen Bügel, um Grashalmen und Blattzweige mäfsig abzurupfen. An dem Ochsen sehen wir ohngefähr dieselbige Gestalt, nur breiter, plumper, kräftiger, nach Maafsgabe der Bedürfnisse des Geschöpfes. In der dritten Figur haben wir das Kameel, welches schafartig eine gewisse beinah monstrose Unentschiedenheit zeigt, so dafs der Zwischenknochen von der obern Kinnlade, Schneidezahn vom Eckzahn, kaum zu unterscheiden sind.

Auf der zweiten Tafel zeigt sich das Pferd mit einem bedeutenden Zwischenknochen, sechs abgestumpfte Schneidezähne enthaltend; der hier, bei einem jungen Subject, unentwickelte Eckzahn ist der obern Kinnlade vollkommen zugeeignet.

Bemerkenswerth ist an der zweiten Figur derselben Tafel die obere Kinnlade des *Sus babirussa* von der Seite betrachtet; hier sieht man in der obern Kinnlade den wunderbaren Eckzahn ganz eigentlich enthalten, indem dessen Alveole an den schweinartig bezahnten Zwischenkiefer kaum anstreift und nicht die mindeste Einwirkung auf denselben bemerken läfst.

Auf der dritten Tafel schenken wir unsre Aufmerksamkeit der dritten Figur, dem Wolfsgebifs. Der vorgeschobene, mit sechs tüchtigen scharfen Schneidezähnen versehene Zwischenknochen unterscheidet sich an Figura *b.* durch eine Sutur sehr deutlich von der obern Kinnlade und läfst, obgleich sehr vorgeschoben, die genaue Nachbarschaft mit dem Eckzahne ersehen. Das Löwengebifs, mehr zusammengezogen, zahnkräftiger und gewaltsamer, zeigt jene Unterscheidung und Nachbarschaft noch genauer. Des Eisbärs gleiches Vordergebifs, mächtig, aber unbehülflich, plump, eine characterlose Bildung, auf alle Fälle weniger zum Ergreifen als zum Zerknirschen fähig; die *Canales palatini* breit und offen; von jener Sutur aber keine Spur, die man jedoch im Geiste zeichnen und ihr den Lauf anweisen wird.

Auf der vierten Tafel *Trichecus rosmarus* giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlafs. Das grofse Uebergewicht der Eckzähne gebietet dem Zwischenknochen zurückzutreten, und das widerwärtige Geschöpf erhält dadurch ein menschenähnliches Ansehn. Fig. 1. einer schon erwachsenen Thieres verkleinerte Abzeichnung, läfst den abgesonderten Zwischenknochen deutlich sehen; auch beobachtet man, wie die mächtige, in der obern Kinnlade gegründete Wurzel, bei fortwachsendem Hinaufstreben, eine Art Geschwulst auf der Wangenfläche hervorbrachte. Die Figuren 2. u. 3. sind nach einem jungen Thiere gleicher Gröfse gebildet. Bei diesem Exemplar liefs sich der Zwischenknochen völlig von der obern Kinnlade sondern, da alsdann der Eckzahn in seiner, der obern Kinnlade ganz allein angehörigen Alveole ungestört zurückbleibt.

Nach allem diesem dürfen wir kühnlich behaupten, dafs der grofse Elephantenzahn gleichfalls in der obern Kinnlade wurzele, wobei wir zu bedenken haben, dafs bei der ungeheuren Forderung, die hier an die obere Kinnlade geschieht, der benachbarte Zwischenknochen, wo nicht zur Bildung der ungeheuren Alveolen, doch zu deren Verstärkung eine Lamelle hergeben sollte.

Soviel haben wir bei sorgfältiger Untersuchung mehrer Exemplare auszufinden geglaubt, wenn auch schon die, im 14. Bde. vorgestellten Schädelabbildungen hierin keine Entscheidung herbeiführen.

Denn hier ist es, wo uns der Genius der Analogie, als Schutzengel, zur Seite stehen möge, damit wir eine an vielen Beispielen erprobte Wahrheit nicht in einem einzigen, zweifelhaften Fall verkennen, sondern auch da dem Gesetz gebührende Ehre erweisen, wo es sich uns in der Erscheinung entziehen möchte.

Auf der fünften Tafel ist Affe und Mensch einander entgegengestellt. Was den letzteren betrifft, so ist, nach einem besondern Präparat, Trennung und Verschmelzung des gedachten Knochens deutlich genug angegeben. Vielleicht wären beide Gestalten als Ziel der ganzen Abhandlung, mannigfaltiger und klarer abzubilden und gegen einander zu stellen gewesen. Aber ge-

rade zuletzt, in der prägnantesten Zeit, stockte Neigung und Thätigkeit in jenem Fache, so dafs wir schon dankbar anerkennen müssen, wenn eine hochzuverehrende Societät der Naturforscher diese Fragmente ihrer Aufmerksamkeit würdigen und das Andenken redlicher Bemühungen in dem unzerstörbaren Körper ihrer Acten aufbewahren wollen.

Noch aber müssen wir unsre Leser um fortgesetzte Aufmerksamkeit bitten, denn, von Hrn. Geoffroy selbst veranlafst, haben wir noch ein anderes Organ in eben diesem Sinne zu betrachten.

Die Natur bleibt ewig respectabel, ewig bis auf einen gewissen Punct erkennbar, ewig dem Verständigen brauchbar. Sie wendet uns gar mannigfaltige Seiten zu; was sie verbirgt, deutet sie wenigstens an; dem Beobachter wie dem Denker giebt sie vielfältigen Anlafs, und wir haben Ursache, kein Mittel zu verschmähen, wodurch ihr Aeufseres schärfer zu bemerken und ihr Inneres gründlich zu erforschen ist. Wir nehmen daher zu unsern Zwecken ohne Weiteres die *Function* in Schutz.

Function, recht begriffen, ist das Dasein in Thätigkeit gedacht, und so beschäftigen wir uns, von Geoffroy selbst aufgerufen, mit dem Arme des Menschen, mit den Vorderfüfsen des Thieres.

Ohne gelehrt scheinen zu wollen, beginnen wir von Aristoteles, Hippokrates und Galen, nach dem Bericht des letzteren. Die heiteren Griechen schrieben der Natur einen allerliebsten Verstand zu. Habe sie doch alles so artig eingerichtet, dafs man das Ganze immer vollkommen finden müsse. Den kräftigen Thieren verleihe sie Klauen und Hörner, den Schwächeren leichte Beine. Der Mensch aber sei besonders versorgt, durch seine vielthätige Hand, wodurch er statt Hörner und Klauen, sich Schwerdt und Spiefs anzuschaffen wisse. Eben so ist der Zweck, warum der Mittelfinger länger sei als die übrigen, recht lustig zu vernehmen.

Wollen wir jedoch nach unsrer Art weiter fortschreiten, müssen wir das grofse d'Altonische Werk vor uns legen und aus dessen Reichthum die Belege zu unsern Betrachtungen entnehmen.

Den Vorderarm des Menschen, die Verbindung desselben mit der Hand und welche Wunder hier geleistet werden, nehmen wir als allgemein bekannt an. Es ist nichts Geistiges, was nicht in diesen Bereich fiele.

Betrachte man hiernach die reifsenden Thiere, wie ihre Klauen und Krallen nur zum Aneignen der Nahrung geschickt und geschäftig sind, und wie sie, aufser einigem Spieltrieb, dem Zwischenknochen untergeordnet und die Knechte des Freswerkzeugs bleiben.

Die fünf Finger sind bei dem Pferde in einen Huf geschlossen, wir sehen dieis in geistiger Anschauung, wenn uns nicht auch einmal, durch irgend eine Monstrosität, die Theilbarkeit des Hufes in Finger davon überzeugte. Dieses edle Geschöpf bedarf keines gewaltsamen Ansichreissens seiner Nahrung; eine luftige, nicht allzufeuchte Weide befördert sein freies Dasein, welches eigentlich nur einer gränzenlosen Bewegung von hin und herschwärmendem behaglichen Muthwillen geeignet zu seyn scheint, welche Naturbestimmung denn auch der Mensch zu nützlichen und leidenschaftlichen Zwecken gar wohl zu gebrauchen weifs.

Betrachten wir nun diesen Theil aufmerksam, durch die verschiedensten Thiergattungen, so finden wir, dafs die Vollkommenheit desselben und seiner Functionen zunimmt und abnimmt, je nachdem *Pronation* und *Supination* mehr oder weniger leicht und vollständig ausgeübt werden kann. Solchen Vortheil besitzen, in mehr oder minderem Grade, gar viele Thiere; da sie aber den Vorderarm nothwendig zum Stehen und Fortschreiten benutzen, so existiren sie die meiste Zeit in der Pronation, und da auf diese Weise der Radius mit dem Daumen, welchem er organisch verbunden ist, nach Innen gekehrt wird; so wird derselbe, als den eigentlichen Schwerpunct bezeichnend, nach Beschaffenheit der Umstände bedeutender, ja zuletzt fast alleinig an seiner Stelle.

Zu den beweglichsten Vorderarmen und den geschicktesten Händen können wir wohl die des Eichhörnchens und verwandter Nagethiere zählen. Ihr leichter Körper, insofern er zur aufrechten Stellung mehr oder weniger gelangt, und die hüpfende Bewegung, lassen die Vorderhände nicht plump werden. Es ist nichts anmuthiger anzusehn, als das Eichhörnchen, das einen Tannzapfen abschält; die mittlere Säule wird ganz rein weggeworfen, und es wäre wohl der Beobachtung werth, ob diese Geschöpfe nicht die Samenkörner, in der Spiralfolge, wie sie sich entwickelt haben, abknuspern und sich zueignen.

Hier können wir schicklich der beiden vorstehenden Nagezähne dieser Familie gedenken, die im Zwischenknochen enthalten auf unsern Tafeln nicht darge-

tion dem Sensualism hingegeben war, gewohnt sich materieller, mechanischer, atomistischer Ausdrücke zu bedienen, da denn der forterbende Sprachgebrauch zwar im gemeinen Dialog hinreicht, sobald aber die Unterhaltung sich ins Geistige erhebt, den höheren Ansichten vorzüglicher Männer offenbar widerstrebt.

Noch ein Wort führen wir an, das Wort: *Plan*. Weil sich, um die Materialien wohl zu componiren, eine gewisse voraus überdachte Anordnung nöthig macht, so bedienen jene sich des Wortes *Plan*, werden aber sogleich dadurch auf den Begriff eines Hauses, einer Stadt geleitet, welche, noch so vernünftig angelegt, immer noch keine Analogie zu einem organischen Wesen darbieten können. Dennoch brauchen sie, unbedacht, Gebäude und Strafsen als Gleichnifs; da denn zugleich der Ausdruck *Unité du Plan* zum Mifsverständnisse, zum Hin- und Widersprechen Anlafs giebt und die Frage, worauf alles ankommt, durchaus verdüstert wird.

*Unité du Type* würde die Sache schon näher auf den rechten Weg geleitet haben und dies lag so nahe, indem sie das Wort *Type* im Context der Rede gar wohl zu brauchen wissen, da es eigentlich obenanstehen und zur Ausgleichung des Streites beitragen sollte.

Wiederholen wir zunächst nur, dafs Graf Büffon schon im Jahre 1753 drucken läfst, er bekenne sich zu einem *dessin primitif et général — qu'on peut suivre très loin — sur lequel tout semble avoir été conçu.*

*Tome IV. p.* 379. „Was bedarf es weiter Zeugnifs"?

Hier aber möchte es der Ort seyn, zu der Streitigkeit, von der wir ausgingen, wieder zurückzukehren, und ihre Folgen nach der Zeitreihe, insofern es uns möglich ward, vorzutragen.

Erinnern wird man sich, dafs dasjenige Heft, welches unser Vorstehendes veranlafste, vom 15. April 1830 datirt ist. Die sämmtlichen Tagesblätter nehmen sogleich Kenntnifs von der Sache und sprechen sich für und dawider aus.

Im Monat Juni bringen die Herausgeber der *Revue encyclopédique* die Angelegenheit zur Sprache, nicht ohne Gunst für Geoffroy. Sie erklären dieselbe für Europäisch, d. h. in- und aufserhalb des wissenschaftlichen Kreises bedeutend. Sie rücken einen Aufsatz des vorzüglichen Mannes in *extenso* ein, welcher allgemein gekannt zu seyn verdient, da er, kurz und zusammengefafst, wie es eigentlich gemeint sei, ausspricht.

Wie leidenschaftlich der Streit behandelt werde, sieht man daraus, dafs am 19. Juli, wo die politische Gährung schon einen hohen Grad erreicht hatte, diese weit abliegende wissenschaftlich-theoretische Frage solche Geister beschäftigt und aufregt.

Dem sei nun wie ihm sei, wir werden durch diese Controvers auf die innern besondern Verhältnisse der Französischen Academie der Wissenschaften hingewiesen: denn dafs diese innere Mifshelligkeit nicht eher laut geworden, davon mag folgendes wohl die Ursache gewesen seyn.

In den früheren Zeiten waren die Sitzungen der Academie geschlossen, nur die Mitglieder fanden sich ein und discutirten über Erfahrungen und Meinungen. Nach und nach liefs man Freunde der Wissenschaften als Zuhörer freundlich herein, andere Zudringende konnten in der Folge nicht wohl abgehalten werden, und so sah man sich endlich in Gegenwart eines bedeutenden Publicums.

Wenn wir den Weltlauf mit Sorgfalt betrachten, so erfahren wir, dafs alle öffentliche Verhandlungen, sie mögen religiös, politisch oder wissenschaftlich seyn, früher oder später durchaus formell werden.

Die Französischen Academisten enthielten sich deshalb, wie in guter Gesellschaft herkömmlich, aller gründlichen und zugleich heftigen Controvers, man discutirte nicht über die Vorträge, sie wurden an Commissionen zur Untersuchung gegeben und nach deren Gutachten behandelt, worauf denn einem oder dem andern Aufsatz die Ehre widerfuhr, in die Memoiren der Academie aufgenommen zu werden. Soviel ist es, was uns im Allgemeinen bekannt geworden.

Nun aber wird in unserem Falle gemeldet, die einmal ausgebrochene Streitigkeit werde auch auf ein solches Herkommen bedeutenden Einfluss haben.

In der Acad. Sitzung vom 19. Juli vernehmen wir einen Nachklang jener Differenzen, und nun kommen sogar die beiden perpetuirlichen Secretaire Cuvier und Arago in Conflict.

Bisher war, wie wir vernommen haben, die Gewohnheit, in einer jeden folgenden Session nur die Rubriken der vorhergehenden vorgetragenen Nummern zu referiren, und freilich dadurch alles zu beseitigen.

Der andere perpetuirliche Secretair Arago macht jedoch gerade diesmal eine unerwartete Ausnahme und trägt die von Cuvier eingelegte Protestation umständlich vor. Dieser reprotestirt jedoch gegen solche Neuerun-

Nro. 53.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## *Principes de Philosophie Zoologique. Par Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire.*

(Schluſs.)

Aus dem bisher Verhandelten ist ersichtlich, daſs Geoffroy zu einer hohen, der Idee gemäſsen Denkweise gelangt sei. Leider bietet ihm seine Sprache auf manchen Puncten nicht den richtigen Ausdruck, und da sein Gegner sich im gleichen Falle befindet, so wird dadurch der Streit unklar und verworren. Wir wollen suchen, diesen Umstand bescheidentlich aufzuklären. Denn wir möchten diese Gelegenheit nicht versäumen, bemerklich zu machen, wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei Französischen Vorträgen, ja bei Streitigkeiten vortrefflicher Männer, zu bedeutenden Irrungen Veranlassung giebt. Man glaubt in reiner Prosa zu reden und man spricht schon tropisch; den Tropen wendet einer anders an, als der andere, führt ihn in verwandtem Sinne weiter und so wird der Streit unendlich und das Räthsel unauflöslich.

*Matériaux*; dieses Wortes bedient man sich, um die Theile eines organischen Wesens auszudrücken, die, zusammen, entweder ein Ganzes, oder einen untergeordneten Theil des Ganzen ausmachen. In diesem Sinne würde man den Zwischenknochen, die obere Kinnlade, das Gaumenbein, *Materialien* nennen, woraus das Gewölbe des Rachens zusammengesetzt ist; ebenso den Knochen des Oberarms, die beiden des Vorderarms und die mannigfaltigen der Hand als Materialien betrachten, woraus der Arm des Menschen, der Vorderfuſs des Thieres zusammengesetzt ist.

Im allgemeinsten Sinne bezeichnen wir aber durch das Wort Materialien unzusammenhängende, wohl auch nicht zusammengehörige, ihre Bezüge durch willkührliche Bestimmung erhaltende Körper. Balken, Bretter, Latten, sind Materialien Einer Art, aus denen man gar mancherlei Gebäude und so denn auch z. B. ein Dach zusammenfügen kann. Ziegeln, Kupfer, Blei, Zink, haben mit jenen gar nichts gemein, und werden doch nach Umständen das Dach abzuschlieſsen nöthig.

Wir müssen daher dem Französischen Wort *matériaux* einen viel höheren Sinn unterlegen, als ihm zukommt, ob es gleich ungern geschieht, weil wir die Folgen voraussehen.

*Composition*, ein gleichfalls unglückliches Wort, mechanisch mit dem vorigen mechanischen verwandt. Die Franzosen haben solches, als sie über Künste zu denken und zu schreiben anfingen, in unsre Kunstlehren eingeführt; denn so heiſst es: der Maler componire sein Gemälde, der Musicus wird sogar ein für allemal Componist genannt, und doch, wenn beide den wahren Namen eines Künstlers verdienen wollen, so setzen sie ihre Werke nicht zusammen, sondern sie entwickeln irgend ein inwohnendes Bild, einen höhern Anklang natur- und kunstgemäſs.

Eben so wie in der Kunst, ist, wenn von der Natur gesprochen wird, dieser Ausdruck herabwürdigend. Die Organe componiren sich nicht als vorher fertig, sie entwickeln sich aus- und aneinander zu einem nothwendigen in's Ganze greifenden Daseyn. Da mag denn von Function, Gestalt, Farbe, Maaſs, Masse, Gewicht, oder von andern Bestimmungen, wie sie heiſsen mögen, die Rede seyn, alles ist beim Betrachten und Forschen zuläſsig; das Lebendige geht ungestört seinen Gang, pflanzt sich weiter, schwebt, schwankt, und erreicht zuletzt seine Vollendung.

*Embranchement* ist gleichfalls ein technisches Wort des Zimmerhandwerks und drückt aus, die Balken und Sparren in- und aneinander zu fügen. Ein Fall, wo dieses Wort zuläſsig und ausdrücklich erscheint, ist wenn es gebraucht wird, um die Verzweigung einer Straſse in mehrere zu bezeichnen.

Wir glauben hier im Einzelnen, so wie im Ganzen die Nachwirkung jener Epoche zu sehen, wo die Na-

Indem uns hier obliegt, von der Weise, in der die ruhmwürdige Arna-Magnussonsche Stiftung nunmehr diesen Wünschen genügt hat, zu sprechen, zugleich aber auch die bisher über Geschichte und Character der Rechtsquelle gegebenen Nachrichten *) zu vervollständigen, können wir fast gänzlich den ausführlichen und sorgfältigen Mittheilungen folgen, welche die Herausgeber dem Texte haben vorangehn lassen.

Zunächst giebt ein Vorbericht der, zur Herausgabe der Magnussonschen Handschriften bestellten Sechsmänner-Commission, Auskunft über früher versuchte Editionen, über den Antheil verschiedener Gelehrten an der jetzigen, und über die zum Verständnifs des Textes vorhandnen Hülfsmittel. Wir bemerken daraus Folgendes. Einzelne Stücke der *Grágás* sind bisher schon in *Arngrimi Jonae Crymogaea* (*Hamburg.* 1609.); in Arnesen's trefflicher Darstellung des Isländischen Gerichtswesens, (Copenh. 1762.), in Finn Johannsen's *historia Islandiae ecclesiastica* und in der Lateinischen Uebersetzung der, so viele Gerichtshändel erzählenden, Nialssage abgedruckt worden. Eine vollständige Ausgabe dagegen, welche der kürzlich verstorbene *Thorkelin* schon im J. 1777 beschlossen hatte, gerieth, Englischer Unterstützung ungeachtet, in's Stocken; was er zusammengebracht, verzehrten die Kopenhagener Brände der Jahre 1795 und 1807. Eine andre Hoffnung, der berühmte Rechtshistoriker Kofod Ancher werde sich dem Unternehmen widmen, schlug gleichfalls fehl; die eignen Bemühungen sodann der Sechsmänner wurden lange durch die Schwierigkeiten, einen Stoff von solcher Ausdehnung und Sprödigkeit zu bewältigen, gehemmt. Die Commission fand endlich in einem Stipendiaten der Stiftung, *Thord Sveinbjörnsen*, jetzt Amtmann auf Island, den beharrlichen Fleifs, um nicht nur aus zwei Handschriften den Text festzustellen, sondern auch, ihn mit einer Lateinischen Uebersetzung, so wie mit Wort- und Sachregistern zu versehen. Einer der Sechsmänner selbst, der Veteran der juristischen Fakultät in Kopenhagen, Konferenzrath Schlegel, gab der Arbeit den rechten Werth durch die, dem Vorberichte folgende *commentatio historica et critica de codicis Grágás origine, nomine, fontibus, indole et fatis* (*p. XIV bis CLVIII*).

*) S. insbesondre J. Grimm in der Zeitschr. für geschichtl. Rechtsw. III. S. 103 ff., und Michelsen in den Kranien Heft 2. S 131 ff.

Aus dieser lehrreichen Abhandlung, geben wir zuvörderst das Wesentlichste über die äufsere Geschichte des Isländischen Rechts. Dabei dürfen wir die, auch nur neuerlichst in diesen Blättern (Dec. 1831. S. 956.) berührten, Thatsachen der Colonisirung Islands von Norwegen aus seit d. J. 874., der durch die Ansiedlerhäupter (*godar*) geübten patriarchalischen Gewalt, der Einführung eines von Ulfliotr (928), aus dem Mutterlande geholten allgemeinen Rechts (*allzherjar lög*), und der Gründung einer allgemeinen Volksversammlung, des *Althing* (930), als bekannt voraussetzen. Von jenem Recht sind uns einzelne Sätze in der Olafssage, und in dem Buche *Landnama* (von der Besitznahme des Landes) aufbewahrt, mehrere ohne Zweifel auch, obwohl nicht sicher erkennbar, in der *Grágás*. Das *Althing* aber, welches jährlich beim Flusse *Oexara* im Amte *Arnes* gehalten, als Gericht bis zum J. 1800 bestanden hat, übte ursprünglich auch eine gesetzgeberische Thätigkeit. Von einer ganzen Reihe von Beschlüssen, die es auf Antrag seines Vorstehers, des *lögsögomadr* (wörtlich Rechtssagemann) schon während des 10. und 11. Jahrhunderts fafste, ist nähere Kunde auf uns gekommen, (*p. XX—XXIII.*). Dahin gehört z. B. der Beschlufs vom J. 1000 über die Annahme des Christenthums, das Gesetz v. J. 1011 über die Abschaffung des gerichtlichen Zweikampfs, und das vom J. 1016, welches zwei Ueberbleibsel des Heidenthums, den Genufs des Pferdefleisches und die Aussetzung der Kinder vertilgen soll.

Jenes Ulfliotrische, wie dieses spätere Recht lebte lange Zeit hindurch nur in mündlicher Ueberlieferung, in dieser zugleich mit einander verschmelzend. Erst im Jahre 1118 wurde eine, durch den *lögsögomadr Bergthor* und seinen Bruder *Haflid* besorgte, neue *schriftliche* Redaction des geltenden *weltlichen* Rechts sanktionirt. Und diese bildet dann den Kern der Rechtsquelle, welche wir *Grágás*, wörtlich *Graugans*, zu nennen gewohnt sind. Der seltsame Name läfst sich nicht über die Mitte des 17ten Jahrhunderts zurück verfolgen; zuerst kommt er in den, unedirten, Schriften *Björns* von *Skardsá* († 1655) vor. Ohne Zweifel schöpfte dieser ihn aus dem gemeinen Sprachgebrauch, welcher schon lange das eigne alte Isländische Recht mit dieser Benennung von den später der Insel aufgedrungenen Gesetzen unterscheiden mochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 54.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

*Hin forna lögbók Islendinga, sem nefnist Grágás. Codex iuris Islandorum antiquissimus, qui nominatur Grágás.*

(Fortsetzung.)

Denn, Hrn. Schlegel zufolge, soll eben das Alterthum unsers Gesetzes durch die „graue Gans" bezeichnet werden, als welche nach dem Glauben der Isländer zu einem ungemein hohen Alter gelangt. Demnach verwirft er sowohl die Meinung derer, welche den Namen von einem eben so benannten alten Norwegischen Gesetze Magnus des Guten entlehnt wissen wollen, als auch die, in Deutschland besonders gangbare, als sei ein Codex der Rechtsquelle in die Haut einer Graugans gebunden gewesen, (s. *p. XXVI sq.*, *CLIX.*).

Im J. 1123 wurde auch das, von den Bischöfen *Thorlak* und *Ketill* verfafste, *geistliche* Recht auf dem *Althing* angenommen. Hr. Schlegel glaubt auch auf dieses den Namen *Grágás* ausdehnen zu müssen, da die zwei Hauptcodices es zugleich mit dem weltlichen enthalten, einer derselben sogar eine auf beide Rechte bezügliche Vorrede giebt. Doch hat Hr. *Sveinbjörnsen*, der gewöhnlichen gegentheiligen Meinung folgend, das geistliche Recht nicht mit in seine Bearbeitung gezogen, die es um so mehr verdient hätte, als es die weltliche Gesetzgebung vielfältig erläutert, und von *Thorkelin* nur mangelhaft herausgegeben ist. Wir beschränken uns, nach der Bemerkung, dafs dem *Thorlak-Ketillschen* im J. 1276 ein andres vom Bischof *Arnas* verfafstes Kirchenrecht gefolgt ist, hinfort auf das weltliche Recht.

Die Bergthor-Haflidische Arbeit wurde noch im Laufe des 12ten Jahrhunderts durch neue Beschlüsse des *Althing* (*nymaeli*), unter deren Urhebern die *Grágás* selbst (1. 288 Note 1.) den Oberrichter von 1123 bis 1135 *Gudmund* nennt, geändert und gemehrt. Nach Hrn. Schlegel's Ansicht traten auch des *lögsögomadr*, den prätorischen Edikten vergleichbare, Anordnungen hinzu, denn galten sie gleich nur für die Dauer seines, dreijährigen, Amtes, so konnten sie doch, wenn, wie häufig, ihr Urheber wiedergewählt wurde, oder sein Nachfolger sie beibehielt, Ansehn genug erhalten, um den Handschriften der Gesetze beigefügt zu werden *). Auch haben in ihnen die Entscheidungen streitiger Rechtsfragen, welche unter dem Vorsitz des Oberrichters von allen Erbrichtern der Insel und den von ihnen zugezogenen Rechtskundigen verfafst wurden, da ihnen Gesetzeskraft beiwohnte, ohne Zweifel eine Stelle gefunden. Die ungleichmäfsige Aufnahme aller dieser spätern Stücke mufste nebst den gewöhnlichen Abschreibervarianten manche Abweichung in den Handschriften erzeugen; daher eine besondere Bestimmung unsrer *Grágás* selbst (*I. p.* 7.) über den Vorzug, der gewissen Handschriften gegönnt werden soll. Schlegel versteht (*p. LIX.*) diese interessante, doch, wie er zugiebt, etwas dunkle Stelle, folgendermafsen: zunächst soll man das Buch (*skra*), welches *Haflid* schreiben (*rita*) liefs, einsehen, dann die Bücher der beiden Bischöfe (von *Skalholt* und *Hola*); unter diesen geht das ausführlichere, bei gleich ausführlicher Behandlung das Skalholtische vor. Uns scheint jedoch der Sinn ein andrer. Nachdem nämlich zuerst das eben bezeichnete Verhältnifs zwischen den bischöflichen Exemplaren festgesetzt worden ist, heifst es weiter: das Haflidische Buch gehe vor, insoweit es nicht seitdem geändert sei, und nur dasjenige von den Vorschriften andrer *lögmanna* **)

*) Die von Schlegel für diese ganze Ansicht über die Edikte des Oberrichters *p. XLII.* mitgetheilte Stelle des Kirchenrechts, dünkt uns nicht beweisend, denn wenn es hier heifst: *nymaeli* sollen nur drei Jahre gelten, und wenn sie im dritten Sommer nicht von neuem verkündigt worden sind, wegfallen, so sieht man nicht, warum nicht *nymaeli* hier wie sonst, neue *Gesetze* bezeichnen können.

**) *Lögmadr* ist überhaupt *jureconsultus*, insbesondere aber der *lögsögomadr* oder Oberrichter.

habe Kraft, was jenem nicht widerspreche oder was deutlicher sei. Des Haflids Buch wird somit nicht in Beziehung zu den bischöflichen Büchern, sondern zu spätern Rechtsnormen gestellt; es kann also unter ihm wohl nicht ein besondres Exemplar, sondern das von Haflid herstammende Recht verstanden werden, wie sowohl der Ausdruck *skra*, *libellus*, als *rita*, schreiben, verfassen, zuläfst. Die hier entschiedne Frage wäre mithin eine doppelte, einmal, wie bei Abweichungen verschiedener Handschriften in demselben Stücke, zweitens, wie beim Conflikte von Rechtsnormen verschiedener Zeiten, die sich ja auch in derselben Handschrift zusammen finden können, es gehalten werden solle.

Die auf uns gekommenen Exemplare zeigen nun aber noch ein weiteres Element in Vermehrung jenes ersten Haflidischen Kernes; nämlich doktrinelle Ausführungen bedeutenden Umfanges. Dadurch hat denn das Gesetz mehr die Gestalt eines Rechtsbuches gewonnen, und sind überhaupt die ursprünglichen Bestandtheile mit den spätern dergestalt verarbeitet worden, dafs für uns eine sichre Scheidung nicht mehr möglich ist. (Vgl. den Versuch S. *LXVII sq.*).

Aus diesen Schicksalen des Textes erklären sich nun manche dessen Eigenheiten. So zunächst die häufige Phrase: *that er maelt i lögum varum* (das ist gesagt in unsern Gesetzen); ferner die Formel: *en nu hefir ec talit* (und nun habe ich gesprochen), welche, da sie zuweilen in feierlicher Weise einen Satz beschliefst, wohl die Gesetzesvorschläge oder Edikte des *lögsögomadr* bezeichnet; sodann die grofse Verschiedenheit in der ganzen Darstellung, welche uns zuweilen noch alterthümlich einfache und sinnlich gewendete Formeln und Sätze zeigt, häufiger aber nach der Art moderner Lehr- und auch wohl Gesetzbücher, die Rechtsinstitute in ausführlichen und trocknen Regeln für die einzelnen denkbaren Fälle auseinanderlegt. Daher endlich auch die bedeutenden Abweichungen im Inhalte der jetzt vorhandenen Handschriften.

Der Vollständigkeit willen berühren wir in Kürze noch die ferneren Schicksale des Isländischen Rechts. In den Jahren 1261 und 1264 unterwarf Island sich dem Norwegischen Könige *Hakon*, der, eine seiner Verheifsungen, die Erhaltung des einheimischen Rechts, nicht achtend, der Insel das *Hákónarbók*, von der Härte seiner Strafen auch Eisenseite (*Járnsida*) genannt, aufnöthigte. Hakons Sohn, der eifrige Gesetzbesserer Magnus, setzte dies verhafste Gesetz freilich bei Seite, doch ohne das Ansehn der *Grágás* wiederherzustellen; sondern, wie er in Norwegen das Recht der verschiedenen Landestheile reformirend ausgeglichen hatte, so verfügte er auch hier, vornämlich nach dem Vorbilde seiner dortigen Legislation, eine neue, unter dem Namen *Jonsbók* bekannte. Diese, die Grundlage des heutigen Isländischen Rechts, fand allerdings seit 1281 völligen Eingang; doch ist glaublich, dafs die *Grágás*, da sie nicht ausdrücklich abgeschafft worden, in denen Materien, die, wie das Landwirthschaftsrecht, das Jonsbuch nicht berührte, noch lange sich behauptet hat. Einen Grund dafür können wir aus der, den Isländern noch bleibenden Autonomie entnehmen; eine Wirkung möchte man in den zahlreichen Abschriften der *Grágás* aus spätern Jahrhunderten erblicken.

Diese Bemerkung leitet uns zu dem zweiten Theil unsers Berichts, zu der Angabe über die vorhandnen Codices und deren Benutzung für die gegenwärtige Ausgabe. Hrn. *Sveinbjörnsen* waren, seinem *Conspectu codicum p. CLX ff.* zufolge, zehn Handschriften der *Magnaeana*, zwei der Königl. Bibliothek in Copenhagen, eine zu Odense und eine im eignen Besitz zugänglich. Aufserdem nennt er noch eine in England befindliche, und mehrere auf Island zerstreute, unter denen die des um die Rechtsgeschichte verdienten *Stephensen*. Jene ersteren, von ihm eingesehenen, führt er auf zwei Classen zurück, an deren Spitze er zwei Pergamentcodices, einen der Magnaeanischen (*A*), einen der Königlichen Bibliothek (*B*) stellt; die übrigen, papiernen, erklärt er für blofse Abschriften jener Hauptcodices, so dafs dem ersteren 8, dem zweiten 4 folgen; er hat daher auch ihre Varianten, als blofse Abschreibefehler, nicht in Betracht gezogen. Hr. Schlegel billigt in seinen Bemerkungen weder die Nichtbeachtung des Stephensenschen Codex, auf welchen der Eigenthümer grofsen Werth lege, noch die völlige Verwerfung jener Papierhandschriften, deren Varianten nicht immer unerheblich seien, ja vielleicht die Benutzung noch andrer Hauptcodices verriethen. Und in der That ist es nur zu bedauern, dafs bei einem so kostbaren Unternehmen letzter Hand nicht noch ein Schritt weiter zur vollen Befriedigung der Rechtsfreunde gethan ist.

Unter den somit allein benutzten Handschriftenhäuptern, von denen der 1ste Band ein *Fac simile* liefert, ist *B* nach Schriftzügen, Schreibart und manchen innern Kenn-

reichen unbestritten von höherm Alter, und wohl in die erste Hälfte des 14ten Jahrhunderts zu setzen; *A* gehört wahrscheinlich der zweiten Hälfte an, (*LXI, CLXIV.*). Das Verhältnifs aber beider Texte zu einander hatte für den Bearbeiter viel Schwieriges. Nicht nur ist die Anordnung eine sehr abweichende, sondern der Codex *B* hat auch ganze Abschnitte, — die drei ersten der unten anzuführenden —, von denen in *A* nur einzelne Stücke an andern Orten untergebracht sind, ja der Abschnitt 10 und der Anhang fehlen in *A* gänzlich. Aber selbst in den gemeinsamen Abschnitten finden sich, und zwar wechselsweise, in der einen Handschrift ganze Titel, in den einzelnen Titeln wiederum Sätze, welche der andern fehlen. Bei solchem Verhältnifs, welches zwei Tabellen von Schlegel (*XLVII ff.*) genauer darlegen, hielt Hr. *Sveinbjörnsen* für das zweckmäfsigste, den Codex *A*, der die vorzüglichere Ordnung bietet, und der, was er überhaupt giebt, vollständiger hat, beim Abdruck zu Grunde zu legen, aus dem Codex *B* aber theils das ihm Eigenthümliche an passenden Orten einzuschalten, theils bei den gemeinsamen Stücken die Varianten aufzunehmen, und zwar alle, die sich nicht offenbar als Schreibfehler kundgaben. Das Ganze ist nun in folgender Weise geordnet. Zunächst hat Hr. Schlegel die dem geistlichen und weltlichen Rechte gemeinsame Vorrede des Cod. *A* abdrucken lassen. Dann folgt das von *Sveinbjörnsen* bearbeitete weltliche Recht in zehn Abschnitten, deren einige *tháttr*, andre, wie die der Altschwedischen und Norwegischen Gesetze, *balkr* heifsen. Die Rubriken der einzelnen sind: 1) *Lögsögumannstháttr*, vom Oberrichter; 2) *Lögrettotháttr*, von den Gerichten; 3) *Thingskapatháttr*, gerichtliches Verfahren; 4) *Arfatháttr*, Erbrecht; 5) *Omagabalkr*, Armenpflegerecht; 6) *Festatháttr*, Erbrecht; 7) *Kaupabalkr*, Recht der Verträge; 8) *Vigslodi* (wörtlich *traha caedis*), Criminalrecht; 9) *Landabrigdabalkr*, Güter- und Landwirthschaftsrecht; 10) *Um scipa methferth*, von der Schiffahrt. Einen Anhang bilden die Privilegien des Königs von Norwegen in Island, und der Isländer in Norwegen. Die Abschnitte 3 bis 10 zerfallen wieder in eine, oft grofse Anzahl von Capiteln. — Dafs die vielen Absätze der Capitel nicht wiederum numerirt, auch die Columnen nicht mit Titeln versehen sind, erschwert gar sehr das Auffinden der citirten Stellen. —

Eine weitere Arbeit des Hrn. *Sveinbjörnsen* ist die Lateinische Uebersetzung des Textes. Die Schwierigkeit einer Uebertragung, welche dem Originale treu sich anschmiege, ohne aufzuhören Lateinisch zu seyn, kann hier nicht verkannt werden; eben so wenig aber auch, dafs es möglich gewesen wäre, sich jenem Ziele mehr als geschehn zu nähern, dafs der Uebersetzer es nicht hat vermeiden wollen, in die, freilich oft nahe liegenden, Terminologieen des Römischen Rechts einzugleiten.

(Der Beschluss folgt.)

## XXXI.

***Naturgeschichte der Flechten. Nach neuen Normen und in ihrem Umfange bearbeitet von F. W. Wallroth. Erster Theil. XX, 719. S. 1825. Zweiter Theil. XVI. u. 518 S. 8. 1827. Frkft. a. M. bei Fr. Wilmans.***

Die beiden Bände des Wallrothschen Flechtenwerks, welche bisjetzt erschienen sind, behandeln die Naturgeschichte des Flechtenlagers, d. h. ohngefähr die Hälfte der allgemeinen Naturgeschichte der Flechten, mit einer Ausführlichkeit, wir dürfen hinzusetzen mit einer Gründlichkeit, ohne Gleichen; wer einen solchen Gegenstand auf nicht weniger als 1240 enggedruckten Seiten durchführen kann, ohne zu ermüden, mufs sich ganz in der Anschauung desselben verloren haben, und macht Ansprüche auf Leser, die einer ähnlichen Hingebung fähig sind. Wir dürfen annehmen, dafs Hrn. Wallroth's Schrift nicht eben zahlreiche Leser dieser Art, und da nur solche sie durchlesen werden, dafs sie überhaupt nicht zahlreiche Leser werde gefunden haben; diese ihre Leser aber werden sie sicherlich mit vielseitiger Belehrung, und bereichert mit vielen neuen Aufschlüssen über die Natur der Flechten, aus der Hand gelegt haben.

Unsere Leser erwarten von uns weder einen Auszug noch eine Kritik dieses umfassenden Werks, welche letztere zudem ohne ein auszugsweises Eingehen auf den Inhalt unmöglich seyn würde. Schon das bloße Inhaltsverzeichnifs füllt 25 Seiten. Wir geben also nur im Allgemeinen an, was uns als der *Zweck* und die *Aufgabe* erscheint, die der Hr. Verf. sich bei seiner Arbeit vorgesetzt hat.

Diese Aufgabe war keine geringere, als eine *erschöpfende* Darlegung der Entwicklung, innern und äufsern Bildung, Um- und Mifsbildung des Flechtenlagers, an und für sich gedacht, und so auch nur hergeleitet aus der entwickelungsfähigen Zelle der Brutschichte (analog dem Sporidium in Meyer's Abhandlung). Erschöpfend soll diese Darlegung seyn nach allen Graden und Stufen der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit der Zusammensetzung aus gleichen oder ungleichen Gebilden, — nach allen Standorten, — nach allen Fortbildungswegen. Damit nun aber die Flechte in allen ihren Elementen, Formen und

Beziehungen gleichsam in Worte übersetzt und phonetisch abgebildet werde, leiht Hr. Wallroth Allem, was in und an ihr vorstellbar ist, gleichsam eine eigene Zunge und eine sich lebendig äufsernde Persönlichkeit, vermöge deren sich die Flechte hunderfstimmig aus seinem Werke vernehmbar machen soll. Er geht dabei von dem Grundsatze aus, den er in der Vorrede nachdrücklich vertheidigt, dafs die Flechte als ein Lebendiges eigener Art, sich auf seine eigne Weise bezeichnen und seine eigene Sprache reden müsse. Hierin, glaubt Rec., geht der Vf. offenbar zu weit, und zieht dadurch selbst wieder einen trüben Schleier über die Entzifferung der Flechtenschrift, der er mit so grofsem Fleifs und auf die geistreichste Weise obliegt. Zugegeben auch, dafs die Flechte ihre eigene Sprache reden müsse, so fragt es sich doch, ob diese ihre wahre Sprache aus dem Griechischen abstamme, wie Hr. Wallroth zu glauben scheint, — und wenn sich auch dieses erweisen lassen sollte, so bliebe doch immer ein grofses Bedenken übrig, ob es wohlgethan sei, auf gut Deutsch seiner grücisirenden Flechte in die Rede zu fallen. Rec. ist aber aufserdem der Meinung, dafs schon seine erste Einräumung, welche der Flechte ihre eigne Sprache zugestehen wollte, irrig gewesen sei, und dafs der Hr. Verf. gewifs den Dank der Wissenschaft verdient und sein Werk gemeinnütziger und lesbarer gemacht haben würde, wenn er die Flechte, als einen Theil des Gewächsreichs, auch in den Grundtönen und verwandten Lauten ihres Stammes zur Sprache gebracht hätte. Besteht denn nicht der Flechtenleib aus den Zellen-Elementen des Gewächsreiches überhaupt, und ist es nicht weit natürlicher, diese Beziehung in gemeinsamen Ausdrücken festzuhalten und die Verschiedenheit an diesem, dem Wohlbekannten, verständlich zu machen, — als, wie hier geschieht, das Abweichende als ein Festes, für sich Beständiges, Unzusammenhängendes, in tausend Kunstausdrücken festzustellen und gleichsam zu versteinern? Wie stünde es um die *vergleichende* Anatomie, wenn unsre Anatomen von jeher so verfahren wären, wenn z. B. das Herz durch alle Thierklassen hindurch überall einen ganz anderen Namen führte, und von einem Nervensystem erst in der Anatomie des Menschen gehandelt würde? Das Gesetz der Kunstsprache für die Pflanzen-Anatomie und Pflanzenbildung ist *Einfachheit*, weil nichts einfacher ist, als der Gegenstand dieser Wissenschaften, deren höherer Charakter gerade darin besteht, dafs sie, der Natur nachahmend, mit den einfachen Elementen der Sprache zur vielseitigsten, regelmäfsigsten und anschaulichsten Darstellung gelangen.

Der Tadel, den wir hier äufsern, geht aus dem lebhaften Interesse hervor, welches uns Hrn. Wallroth's Schriften über die Flechtenkunde einflöfsten, und aus dem Wunsche, dafs ein verdienstliches Werk dieser Art auch nach Verdienste gewürdigt werden möge. Man könnte denken, der Verf. suche in dieser Fremdartigkeit des Tons und Ausdrucks die Bürgschaft einer Originalität, die doch keines andern Bürgen bedarf, als des einen und gleichen Modells, das jedem Beobachter unverstellt bei seinen Studien dienstbar ist.

Zur Verständigung über das hier Ausgesprochene sollen einige Beispiele ausgehoben werden. Die allgemeine Eintheilung der Flechten nach dem Standorte, die an und für sich höchst rühmenswerth ist, beruht auf dem Boden: ob er organisch oder unorganisch sei. Die Eintheilung der Flechten auf dem organischen Boden betrachtet: *a*) „die Morphosis des sich gonimisch, untermächtig entwickelnden Rinden-Flechtenlagers (*morphosis gonimica blastematis hypophloeodes*)". — Das Lager keimt aus Brutzellen unter der Rinde. — Diese ist wieder *a*) „die statthafte oder untermächtig bleibende Morphosis (*m. b. continua hypophloeodes*). *β*) die Morphosis des, sich nach einer vorläufig hypophlöodischen Andeutung epiphlöodisch-blastetisch auftragenden Flechten-Lagers (*morphosis blastematis primum hypodein epiphloeodes blastematica*) — und hier ist der Boden entweder ektophlöodisch oder enterophlöodisch". Hiermit wird im Ganzen gesagt: das Lager entwickle sich in diesen Fällen unter der Baumrinde, und verbleibe entweder unter derselben, oder erscheine endlich entblöfst auf der Oberhaut, oder auf hervorgetretenem Zellgewebe. *b*) „Die Morphosis des sich gonimisch entwickelnden obermächtigen Rinden-Flechtenlagers (*m. blastem. epiphloeodes*)" begreift die andere Seite der Entwicklung, wenn diese ursprünglich auf dem pflanzlichen Theile erfolgt. — Die Brutzellen, *cellulae gonimicae* oder *gonidium* (s. oben), eine vielleicht an sich schon vermeidliche neue Bezeichnung, werden nach der Farbe, ob diese grün oder gelb, noch substantive in ein *chlorogonidium* und *chrysogonidium* zerfällt, u. s. w. Eine solche Behandlung der Sprache führt nun im Texte selbst auf höchst schwerfällige Weisen und Perioden, wie z. B., Th. 1. S. 16. die Begriffsbestimmung des Flechtenlagers: „Wir verstehen unter *Flechtenlager* (*blastema*) ein, sich als ein, aus kugel- oder röhrenförmigen Zellen zusammengesetztes, organisch vorbereitete, brutfähige Körper entweder durch Beisteuer des mesogonimisch-heteromerischen Aktes als Mittelschicht einschliefsendes, oder zur eigenen Gestaltung durchaus verwendendes Gefüge, mannigfaltig aber typisch, jedoch allemal im Vergleich mit den übrigen Gewächsen, sowohl in Hinsicht der Fortbildung, als in Betreff der Farbe, Consistenz und Gestaltung, höchst abweichend entfaltendes, sich durch langsames Fortsprossen säculariscbe Haltbarkeit zusicherndes, hygrometrisches, ohne Zuthun des Substrates im günstigen Mittelverhältnisse der atmosphärischen Einflüsse gedeihendes, daher gleichsam ätherisches, phlöo-litho-geoblastisches, Fruchtgehäuse eigner Art ausschiebendes, alle zur Vegetation gehörigen Theil der Wurzel, des Stammes und der Blätter höherer Ordnungen in der vereinfachtesten Erinnerung in sich vereinigendes, die Familie der Flechten eigenthümliches, vegetabilisches Gerüste".

Nees von Esenbeck.

Nro. 55.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## *Hin forna Lögbók Islendinga, sem nefnist Grágás. Codex iuris Islandorum antiquissimus, qui nominatur Grágás.*

(Schluſs.)

Seine, immer dankenswerthe und schon ihrem Umfange nach — von 915 halben Quartseiten — höchst mühsame Arbeit, ist denen, welche einige Kenntniſs des Isländischen haben, sehr behülflich, die Schwierigkeiten des Originals ganz zu überwinden; wer aber jene entbehrt, dem geht jede Nüanzirung nicht nur des Ausdrucks, sondern auch der Bestimmungen selbst verloren. Ein zur Hand liegendes Beispiel möge, was wir meinen, erläutern. Für die Geschichte der einzelnen Germanischen Rechte ist die Frage nicht ohne Bedeutung, ob und wann sie zu der Abstraktion des Römischen Begriffes *dominium* gelangen. Aus dem Lateinischen Texte des *Grágás* sollte man schlieſsen, die Isländer des 12ten und 13ten Jahrhunderts seien hierin schon viel weiter gewesen, als die Deutschen der gleichen Zeit, die ihr „Eigen" nur auf Grundstücke beziehn, und in diesem Worte das Recht von dem Gegenstande des Rechtes noch nicht ablösen. Allein es ist eben nur die Uebersetzung, welche dem Texte hier eine so falsche Farbe leiht. Denn heiſst es Th. II. S. 227.: *alterum in jus vocet ad dominium fundi comprobandum*, so giebt der Urtext statt des *dominium fundi* ganz einfach: *land;* und I. S. 437. statt: *si duo equum in condominio habuerint*, ganz kunstlos: *ef II menn eigo ross saman* d. i. wenn zwei Leute ein Pferd zusammen haben.

Gröſsere Hülfe für das Verständniſs der einzelnen Rechtswörter und Redensarten bietet das auch von Hrn. *Sv.* herrührende, *Index verborum et phrasium variorum* benannte, Isländisch-lateinische Glossar. In der hier bezweckten genauern Uebertragung des Worts, in der Zusammenstellung seines verschiedenartigen Gebrauches, in seiner Zerlegung, wenn es zusammengesetzt ist, finden sich meistens die Mittel zur nähern Einsicht in dessen Bedeutung, und zu interessanten Vergleichungen mit der Terminologie des Deutschen Rechts. Es war aber auch diese Hülfe um so nöthiger, als die allgemeinen Isländischen Wörterbücher, namentlich das Haldorsonsche, für die ältern Rechtskunstwörter uns im Stiche lassen, und als einiger Aufschluſs nur in den zerstreuten Glossarien, die theils den neuern Ausgaben der Norwegischen und Schwedischen Gesetze, theils denen der Isländischen Sagen angehängt sind, gesucht werden kann.

Nach diesen Mittheilungen über die äuſsere Geschichte und die gegenwärtige Ausgabe der *Grágás*, dürften wohl über den Character eines Rechtsdenkmals, auf welches unsre Aufmerksamkeit schon so lange und in so hohem Grade rege gemacht worden ist, noch einige Andeutungen erwartet werden. — Hiebei wird die nicht geringe Aufgabe, einen Ueberblick seiner zahlreichen Institute zu gewinnen, und aus der weitschichtigen Behandlung das Prägnanteste hervorzufinden, gar sehr durch einen höchst schätzenswerthen Theil der Schlegelschen Commentation erleichtert. Sie giebt zunächst im §. 27. (*de vestigiis antiquitatis*) eine Nachweisung, wo sich Spuren heidnischer Sitten und Formulare erhalten haben, wo das poetische Element des Rechts sich noch in Allitterationen, in der Fülle des Ausdrucks, in sinnlichen Bestimmungen der Zeit- und Raummaaſse zeigt. Hr. Schlegel unternimmt sodann den Beweis, daſs die *Grágás* eine selbstständige Entwickelung des ältesten Isländischen Rechtes, ohne weitere Einwirkung der Norwegischen oder einer andern fremden Gesetzgebung, enthalte, indem er in den §§ 28 bis 32. das Gerichtswesen, das Criminalrecht und Privatrecht unsrer Quelle mit den Grundsätzen, welche sich darüber aus den ältern Sagen und Historikern entwickeln lassen, vergleicht, und theils eine, oft wörtliche Uebereinstimmung darthut, theils solche Aenderungen, die

sich aus der fortschreitenden Sittigung, aus dem Einflusse des Christenthums und der Geistlichkeit genügend erklären. Dieser Beweis wird ferner im §. 33. durch eine Vergleichung mit dem alten Norwegischen Rechte verstärkt, indem diese auf bedeutende Abweichungen führt. So ist das Stammgutsystem (Odelsrecht), so sind die Eidhelfer Norwegens den Isländern fremd, und hinwiederum dem Mutterlande die Erbgerichtsbarkeit der Isländischen *godar;* eine Menge juristischer Kunstwörter ist der Insel eigenthümlich, manche in beiden Ländern vorkommende haben in jedem eine besondre Bedeutung. Endlich handelt noch §. 34. von den Verdiensten der *Grágás* und ihrem mannigfaltigen Gebrauch zur Erklärung des spätern Rechts, der Saga's und der öffentlichen und häuslichen Zustände Islands.

So geleitet wollen wir versuchen, ohne die im Zwecke dieser Blätter liegenden Schranken zu überschreiten, den Charakter unsers Rechtsbuches zu veranschaulichen.

Zuerst tritt als bezeichnend für das Recht des Isländischen Gemeinwesens die weitgediehene Sorgfalt hervor, welche es der Wohlfahrt der Einzelnen durch Anordnungen administrativer und polizeilicher Art widmet. Es bedarf hier um so weniger detaillirter Beläge, als die treffliche Abhandlung von Michelsen über das Altnordische Armenrecht (Eranien II. S. 117 ff.), auch von den betreffenden ausführlichen Bestimmungen der *Grágás* ein anziehendes Bild liefert. Wir fügen noch hinzu, dafs unter den Mitgliedern jeder Gemeinde (*hrepp*) eine gegenseitige Haftung für Feuerschäden und Viehsterben statt fand, (I. S. 458. 459.), wobei die Regeln über die Schätzung des Schadens, über die Objekte und über die Summe des Ersatzes so merkwürdig als zweckmäfsig erscheinen. — Das ganze Landhaushaltrecht, welches des Ackerbaues, des Zug- Mast- und Federviehes, der Waldcultur gedenkt, bestätigt übrigens die Ansicht eines frühern viel blühenderen Zustandes der Insel, den man oft nur für ein Gebilde der Sagen hat halten wollen.

Weiter ist dann characteristisch der schon oben berührte hohe Grad der Ausarbeitung seines Stoffes, zu dem das Isländische Recht gelangt ist. Es scheint als habe bei der Einsamkeit des Lebens, bei der Rauhheit des Landes, der reichbegabte Geist des Inselvolkes, der äufsern Thätigkeit und des Genusses beraubt, frühzeitig und entschieden seine Befriedigung in der künstlichsten Ausbildung der Rechtsgedanken gesucht. Wissen doch die Isländischen Geschichten ihren Helden kaum einen höhern Ruhm als den der ausgezeichneten Rechtskunde beizulegen, schildert doch schon die Nialssage, welche Begebenheiten vom J. 970 bis 1014 umfafst, fast nur die Grofsthaten des Niall auf dem Gerichtsberge. Die Mächtigsten und Vornehmsten übernahmen für die Partheien den Rechtsstreit, um in dessen geschickter Führung zu glänzen; ja nach jener Sage wurde ein gewisser Eyolf durch einen Goldring gewonnen, ausdrücklich um einer schwierigen Sache durch Rechtschikanen zu helfen; und wie gefährlich Niall selbst als Rechtsbeistand den Gegnern war, bezeichnet das Sprichwort: Nials Rath beifst.

Die Früchte eines solchen Zustandes, in welchen das Recht sich schon aus sich selbst und um sein selbst willen weiter entwickelt, liegen denn auch in der *Grágás* allenthalben vor. Dahin gehört die mit Hülfe einer reichen und biegsamen Sprache in grofser Fülle erscheinende Terminologie; dahin im gerichtlichen Verfahren eine Häufung, ja Ueberladung von Formen, mit den nachtheiligsten Folgen bei ihrer Verletzung, welche eine regelmäfsige Uebertragung der Rechtssachen an besonders Kundige, und besondre Vorschriften gegen eine absichtliche Verwirrung des Rechts (*lögvilla*) nöthig machte; dahin endlich eine Ausführlichkeit der Bestimmungen, welche nicht sowohl auf dem Detail lebendiger Schilderung wirklicher Vorkommnisse, als auf einer nüchternen, verständigen Zergliederung des Instituts, auf genauer Erwägung der möglichen Combinationen des Falles beruht.

Für das Auffassen eines so ausgesponnenen Rechtes bedarf es eines besondern Unterrichts. Darauf zielen die Vorschriften, dafs der *lögsögomadr* während des *triennii* seines Amtes die einzelnen Abtheilungen des Gesetzes nach einander dem Volke vorlese und erkläre, nöthigenfalls mit Hülfe der Kenntnisse von fünf erfahrenen Rechtsgelehrten, dafs er aufserdem zu jeder Zeit über Rechtsfragen, doch ohne Anwendung auf einen konkreten Fall, Belehrung gebe. Auch wissen wir, dafs angesehene Personen z. B. Niall sich die Bildung von Rechtskundigen zum besondern Geschäfte machten.

Es ergiebt sich, dafs ein in solcher Abgeschiedenheit und zugleich mit solchem Bewufstsein ausgestaltetes Recht, wie es sich schon von den übrigen Zweigen des Skandinavischen Rechtes in wichtigen Punkten scheidet, noch weiter von dem Germanischen im eigentlichen Sinne abgehen müsse. Und bleibt auch die Vergle-

chung des Isländischen Rechts mit den *leges populorum* und mit den Quellen des Deutschen Mittelalters immer lehrreich und fruchtbar, so bedarf es doch gar manchen Abrechnens und Abstreifens, ehe sich beide in den gemeinsamen Principien des Germanischen Volksstammes im weitern Sinne zusammenfinden.

Wir suchen jenes Wesen des Isländischen Rechts und sein Verhältnifs zu dem unsrigen durch einen Belag in helleres Licht zu setzen. — Wenn *Tacitus Germ.* c. 21. sagt: *luitur homicidium certo armentorum numero, recipitque satisfactionem universa domus*, so liegt hierin klar ausgesprochen, dafs die *ganze* Verwandtschaft des Erschlagenen an dem Sühngelde Theil nahm, und aus den vorhergehenden Worten: *suscipere tam inimicitias — propinqui quam amicitias necesse est*, kann wohl andrerseits die *Pflicht* der ganzen Verwandtschaft des *Thäters* zur Zahlung gefolgert werden. Ueber die Frage sodann, wie sich Recht und Pflicht unter die Verwandten vertheilte, und bis zu welcher Gränze der Verwandtschaft beides sich erstreckte, geben uns die Volksrechte des 5ten bis 8ten Jahrh. nur die Auskunft, dafs bei den Salischen Franken die Hälfte des Wehrgeldes der Sohn des Erschlagenen nimmt, die andre die *parentes, qui proximiores fuerint, tam de paterna quam de materna generatione, dividunt;* dafs bei den Frisen der nächste Erbe $\frac{2}{3}$ die *propinqui proximi* $\frac{1}{3}$ erhalten; dafs bei den Sachsen andrerseits die Verpflichtung zu $\frac{2}{3}$ auf dem Thäter, zu $\frac{1}{3}$, auf den Verwandten ruhet (*L. Sal. t.* 65. §. 1., *L. Fris. t.* 1. §. 1., *L. Sax. t.* 2. §. 6.). Schwerlich dürften die Quellen des Deutschen Mittelalters genauere Bestimmungen aufweisen. Sehen wir dagegen auf Skandinavien, so spricht schon das Altdänische Recht entschieden aus, dafs das Recht der Verwandten die Bufse zu nehmen und zu geben *Correlata* sind, und will die Theilnahme nach den Graden der Verwandtschaft abgestuft wissen (s. z. B. Rosenvinge, Grundrifs §. 69.). Wenden wir uns dann noch mehr dem Norden zu, so giebt unter den ältern Norwegischen Rechten das *Frostethingslang* Theil V — VII. ein ganzes durch Ausführlichkeit und Genauigkeit überraschendes System; und die Grundzüge dieses Systems finden wir nun auch, aber anders und noch viel kunstreicher entwickelt, auf Island, in einem besondern Unter-Abschnitte der *Vigslódi*, dem *Baugatal* (II. S. 171—188.), wieder. Wir geben davon so viel, als hinreicht, um einen Blick in dieses Gebiet von Subtilitäten zu eröffnen.

Der Todschlag wird mit der Verbannung und dem Verlust des Vermögens gebüfst (*vigbötr*). Dieses nimmt zur Hälfte die Gemeinde, zur Hälfte der zur Klage (*vigsök*) berechtigte. Wem diese Vormundschaft des Todschlages, wie Deutsche Quellen sie nennen, zufalle, ist mit grofser Genauigkeit bestimmt; nach der Reihe der Blutsverwandten treten die Verschwägerten, dann die Gewerbsgenossen, der Patron, endlich das Gericht ein.

Von dieser Verpflichtung und Befugnifs des Beklagten und des Klägers ist nun die Verwandtenbufse (*nidgjald*) noch ganz unabhängig. Ihr Princip ist: dafs *jeder* nahe oder ferne Verwandte des Thäters (des *vegande*) dem entsprechenden Verwandten des Erschlagnen (*vegna*) eine gewisse Summe entrichte. Diese Bufsen sind nach *baugar* (Bogen, Ringen) bestimmt, wohl weil die goldnen Armringe zur Bezahlung hingegeben wurden. Solcher *baugar* giebt es zehn, unter denen die 4 ersten (*lögbaugar*, die echten, rechten Ringe) sich dadurch auszeichnen, dafs dem *baugr* selbst noch zwei, ihrer Bedeutung nach ungewisse, Zulagen unter dem Namen *baugthak* und *thveit* zugefügt werden.

Von den Ringen gebührt der erste oder Hauptring (*höfutbaugr*), von 24 Unzen (*aurar*) dem Vater, Sohn und Bruder; der zweite von 20 Unzen den Grofsvätern und Enkeln; der dritte von 16 Unzen den Oheimen und Neffen; der vierte von 12 Unzen den Geschwisterkindern; die übrigen sechs, von 8 Unzen bis zu einer Unze hinabsteigend von Grad zu Grad den Seitenverwandten der nächsten sechs Grade. Den letzten Ring nimmt also der 5te Grad der 5ten Parentel, mit welchem auch überhaupt das Erbrecht aufhört. Alle diese Ringe kommen nur den männlichen und ehelichen Blutsverwandten zu. Unter den Frauen ist nur eine, die Tochter, zu einem *baugr* berechtigt, daher ihr Name *baugrygr* (*rygr* poetisch: Frauenzimmer); unter den übrigen Verwandten haben noch fünf *sakaukar* (Klagmehrer) der natürliche Sohn, der Stiefsohn und Vater, der Schwiegersohn und Schwager einen Anspruch. Dieses sind nur die Grundregeln des Systems; das Gesetz mufste nun näher bestimmen, erstens, wie der Ring, der jeder der 10 Classen zufällt, unter deren einzelne Mitglieder vertheilt werde; theils dann, wenn alle Arten der Verwandten vorhanden sind, wobei dem Vater und Sohn vor dem Bruder, dem *consanguineus* (*samfaedra*) vor dem *uterinus* (*sammaedra*), überhaupt den Schwertmagen (*bauggildr*) vor den Spillmagen (*nefgildr*) Vorzüge gebühren; theils dann, wenn

in den verschiedenen denkbaren Combinationen eine oder die andre Art der Classenmitglieder fehlt. Zweitens war in den mannigfaltigen Fällen, da dem Zahlenden (*baugbötandr*) kein Empfänger (*baugthiggandr*) gegenübersteht, oder umgekehrt, die Frage, inwiefern doch eine Pflicht oder ein Recht statt finde, zu beantworten, und auch dieses ist mit dem mühsamsten Streben geschehen, jeder Nüanze in den obwaltenden Umständen eine gleiche in der rechtlichen Folge gegenüberzustellen. — So ergiebt sich eine Ausspaltung des Taciteischen *recipit satisfactionem universa domus*, die bewundernswürdig zu nennen wäre, wenn wir annehmen könnten, dafs für alle die verschiedenen, dabei wirksamen Momente noch ein lebendiges Gefühl im Volke vorhanden war. Es begreift sich, dafs in Deutschland, auch wo der Grundsatz überhaupt sich erhalten hatte, doch ein weniger beengtes Leben, ein freierer, wir möchten sagen weniger rechthaberischer Sinn, der dem Uebereinkommen im individuellen Falle vieles überläfst, vor allem die gröfsere Zerstreuung der Familie, so künstliche Ausgestaltung des Princips nicht zuliefsen.

Wir erlauben uns schliefslich noch eine Zusammenstellung der interessanten Bestimmungen, aus denen erhellt, wie Island sein Verhältnifs zum Auslande auffafste. Hier ergeben sich mehrere Kreise, weiter oder näher gezogen nach der Entfernung des Landes, der Stammverwandtschaft seiner Bewohner, der politischen Verbindung.

Das nächste Band verknüpft Island mit seiner Colonie, der Küste Grönlands. Die beiderseitigen Gerichte gelten als die eines Landes; namentlich was in Grönland in Todschlagsfällen gehandelt, geurtheilt ist, hat in Island volle Kraft (*II. p.* 142, 143.).

Unter den übrigen Nordischen Reichen steht das Mutterland, Norwegen, der Insel noch besonders nahe. Ein Bündnifs, im Anhange zur *Grágás* II. S. 407 ff. mitgetheilt, stellt die Bewohner beider Länder in wichtigen Beziehungen, Hafenabgaben u. s. w. gleich. Gelegentlich wird hier auch (S. 410.) des *fara i landaleitan*, des Reisens auf Entdeckungen von Island aus, gedacht.

Vor allem bemerkenswerth ist dann drittens die Anerkennung des gemeinsamen Bandes aller Skandinavier in bedeutenden Vorzügen, die ihnen vor andern, wenn gleich geographisch nähern Ausländern zugestanden werden.

Island ist sich der Gemeinsamkeit seiner Sprache mit der der übrigen drei Nordischen Reiche bewufst, und bezeichnet durch sie den Gegensatz zu den Nichtskandinaviern. So heifst es denn *Vigslodi C.* 37.: Ist ein Ausländer hier erschlagen, ein Däne (*danskir*), oder Schwede (*sönskir* eigentlich Südländer), oder Normann (*norrönir*) aus der Herrschaft der drei Könige, da unsre Zunge ist, so haben ihre Verwandten das Klagrecht; aber von allen andern Zungen, als von der Dänischen Zunge (*danskri tungo*), hat niemand die Todschlagsklage, als Vater, Sohn und Bruder, falls sie schon vorher als solche hier bekannt waren. In gleicher Weise wird den Skandinaviern ein volles, den übrigen Fremden nur ein beschränktes Erbrecht gegen einen auf Island Verstorbenen zugestanden, (*Arvathattr*, *C.* 6, 18. *I. p.* 188, 220, 221.); und auch hier die Dänische Zunge als die dem Norden gemeinsame bezeichnet. Jede andre, selbst die der weitern Germanischen Stammverwandten, ist fremd; I. S. 244. heifst es: die Engländer (*enskir menn*) und andre, deren Sprache und Zunge man hier nicht kennt, (vgl. S. 189.).

Jede Schmähung der Könige von Schweden, Dänemark und Norwegen auf Island wird gestraft; die Klage steht ihren Dienstleuten (*huscarlar*), in deren Ermanglung einem Jeden zu, (II. S. 149.).

Ist ein Isländer in den Reichen dieser Könige erschlagen, so genügt es, wenn von den fünfen, welche den Todschlag bestätigen müssen, nur zwei in jenen Reichen anwesend waren; dagegen müssen alle fünf in dem fremden Lande gewesen seyn, wenn der Todschlag geschah: in den westlichen Ländern, nördlich von *Valland* (Gallien), d. h. in denen des *Engla*, *Breta*, *Scota*, *Ira* und *Sudreyinga* Königs, (II. 139—141.) oder auch südlich von Dänemark. Die Süderinseln d. i. die Hebriden werden hier also als unabhängig von der Norwegischen Herrschaft betrachtet, was auf die Zeit vor dem 11. Jahrh. hinweisen dürfte; dagegen gelten als ihr unterworfen der *nörrœn* (Normann), *hialtlenzcr* (Shetländer), *orcneyscr*, *fœreyscr* und *katneskr* (von *Caithnefs* in Schottland), I. 299.

Für die Natur dieses näheren Verhältnisses zu Skandinavien ist auch noch die Bestimmung I. 210. wichtig. Nimmt ein Isländer das Gut eines in der Fremde Verstorbenen, um es nach Hause zu führen, so mufs er es zuvor schätzen lassen; starb nun jener in Saxland oder noch südlicher, so soll die Schätzung erst geschehn, wenn der Erbnehmer mit dem Gute bis nach Dänemark gekommen, wäre es aber auch da für ihn und das Gut noch gefährlich, erst in Norwegen. Desgleichen, wenn der Tod sich in England, den westlichen Inseln oder in Dublin (*dyflinni*) ereignete, soll die Schätzung erst da eintreten, wo man sicher ist.

Endlich gehört noch hieher, dafs nach I. 183. der Erbe in die Güter eines Verschollenen gesetzt wird, von dem man 3 Jahre lang nichts gehört hat, wiewohl Nachrichten aus dem Reiche des Königs von Norwegen, aus Schweden, Dänemark, England, den Inseln, Grönland und Hjaltland gekommen sind. Hier, wo es nur die Bezeichnung des gewöhnlichen Verkehrs der Insel galt, konnte das nahe England mit in die Reihe der sonst befreundetern Länder treten.

Der Umfang des Stoffes und die Schwierigkeit des Verständnisses, welche auch nach den Hülfsmitteln dieser Ausgabe übrig bleibt, wird den Schatz, den die *Grágás* zur Erkenntnifs nicht nur einer interessanten Rechtsindividualität, sondern auch aller Zweige des Germanischen Rechts bietet, erst durch vielseitige und wiederholte Bemühungen erschöpfen lassen. Mögen die Deutschen Gelehrten durch jene für sie gesteigerte Schwierigkeit sich nicht hindern lassen, mit den Nordischen zu diesem Zwecke in die Schranken zu treten.

G. Homeyer.

Nro. 56.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## XXXII.

***Ueber Homerische Geographie und Weltkunde, von Dr. K. H. W. Völcker. Nebst einer Charte. Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 1830. 8.***

Obschon in entschiedenem Gegensatze und durchlaufender Controverse gegen J. H. Voſs begriffen, hat der Verf. dennoch die Vossische Definition von Homerischer Geographie: „als der Wissenschaft, welche des Homerischen Zeitalters Vorstellung von dem Ganzen, des zwischen Himmel und Tartaros gestreckten und mit dem Okeanos umströmten Erdkreises lehrt" — an die Spitze seiner Untersuchungen gestellt, und sie als Basis derselben durchgängig im Auge behalten. Es wäre zu wünschen gewesen, daſs der Verf. sich eben so bestimmt über den Begriff ausgesprochen hätte, den er mit dem Worte „Homerisches Zeitalter" verbindet, und es befremdet diese, bei der Divergenz der darüber herrschenden Ansichten nicht unwesentliche, Versäumniſs um so mehr: da der Verf. die Nothwendigkeit einer strengen und consequenten Sonderung der Zeitalter anerkennt, und einen so groſsen Werth auf die Berücksichtigung der chronologischen Verhältnisse legt. Die Wahl des Titels und eine ausdrückliche Verwahrung in der Einleitung, belehren uns: daſs es weniger in der Absicht des Verfs. lag, ein seinen Gegenstand vollständig erschöpfendes Lehrbuch, als eine Mittheilung der *Ausbeute seines Studiums* über diesen Gegenstand zu liefern, und es würde sonach unbillig sein, mit demselben über die Ungleichheit der Behandlung einzelner Materien, und die gänzliche Vernachlässigung andrer zu rechten. Mit entschiedner Vorliebe sind die kosmischen Verhältnisse und alles das behandelt, was mit der Odyssee in näherer Verbindung steht; dagegen findet sich die Ilias fast ganz in den Hintergrund gestellt. Obgleich der Verf. das eigentlich Topographische von der nähern Erörterung auszuschlieſsen beabsichtigte, sind doch der Topographie und muthmaſslichen Lage von Ithaka beinahe zwei Bogen, und ein gleicher Raum den übrigen Erdgegenden gewidmet, welche in der Odyssee zur Sprache kommen. Während durch diese beiden Materien der dritte Theil des ganzen Buches in Beschlag genommen ist, nimmt man mit Bedauern wahr, daſs es der Verf. verschmäht hat, der Umgegend von Ilion, der Geographie des Schiffskatalogs und der Troischen Hülfsvölker, so wie manchen andern interessanten einzelnen Streitfragen, die mit keiner Sylbe erwähnt werden, eine gleiche Aufmerksamkeit zu schenken. Auch würde es belehrend gewesen sein, wenn der Gegensatz der Homerischen und Hesiodischen Erd- und Weltkunde, dessen Beachtung einen wesentlichen Theil der sich selbst gestellten Aufgabe ausmacht, noch vollständiger durchgeführt und allseitig herausgehoben wäre. In der Absicht des Verfs. lag es: „eine Darstellung der Homerischen Welt und Erde zu geben, völlig ungetrübt von fremden Vorstellungen, verbunden mit dem Versuch möglichst aus vorhomerischer Zeit die Anlässe zu einem spätern Glauben zu finden, und solchergestalt die Ideen eines geistreichen und poetischen Volkes über die Wohnungen seiner Götter, über seine eigne Erde, und den Aufenthalt seiner Verstorbenen aus dessen Jugendzeit zu sammeln und zu einem Ganzen zu ordnen". Dieses Thema mit dem unbefangenen Sinne, der genügenden Sachkenntniſs und dem treffenden Scharfblicke (welche sich bei dem Rufe und nach den anderweitigen Leistungen des Verfs. voraussetzen lieſsen) in seinem ganzen Umfange durchgeführt, hätte in der mythischen Literatur Epoche machen können, und der bescheidenen Entschuldigung: „daſs eine solche Untersuchung die Gränze des zu Gebenden oft schwankend gemacht, und verleitet habe, an das Chorographische, Physikalische und Mythologische zu streifen", — hätte es kaum bedurft, da sich ohne Erwägungen dieser Art das Wesen des zu

behandelnden Stoffes weder selbst begreifen, noch Andern anschaulich und verständlich machen läfst. —

Das Ganze ist in vier Abschnitte getheilt, die in der Art, wie sie sich gegenseitig bedingen und voraussetzen, in dieser Ordnung auf einander folgen:

1) Von dem Himmel und Olympus, dem Aether, der Luft und den Wolken, von Eos, Sonne, Mond und Sternen. 2) Von der Eintheilung der Himmels- und Weltgegenden nach dem Laufe der Sonne, nach den Wohnungen von Tag und Nacht und Finsternifs, und der Richtung der Winde. 3) Von der Gestalt der Erde, der Meere und des Oceans, und der Oberfläche der Erde nach den Reisen des Odysseus, Menelaus und der Argonauten. 4) Von der Unterwelt und ihren Umgebungen.

Im ersten Abschnitt beginnt die Untersuchung mit dem Kampfe gegen die gewöhnliche Meinung, welche *Uranos* und *Olympos* als Synonymen für den Begriff *Himmel* betrachtet. Der Verf. bemüht sich, ausführlich nachzuweisen, dafs dies bei Homer der Fall niemals gewesen, und dafs dessen Götter nur auf dem *Berge* Olympos und nur in so fern, als dieser auch in die Wolken und in den Himmel ragt, auch in dem letztern wohnen; das Firmament aber ausschliefslich durch den Namen des alten Urahns der Götter (Uranos) bezeichnet worden sei. Es wird sich hiergegen nichts Erhebliches einwenden lassen; doch hätte wohl bemerkt werden mögen, dafs allda nicht der gewöhnliche Aufenthalt aller Götter ist. Nur die eigentlichen Olympier, die engere Familiengenossenschaft des Kronion, hat dort ihre Hofhaltung; für die Uebrigen ist die Olympische Götterburg nur Versammlungsort bei aufserordentlicher Gelegenheit. Die Chthonischen Götter, Styx, Persephone u. s. w. sind dort nicht einheimisch. Aïdoneus „haus't in unterirdischer Wohnung" (Theog. 448.); die Okeanischen Götter ziehen es vor, in ihrem feuchten Elemente zu verweilen, Helios, Eos desgleichen; und Poseidaon traf das Loos „auf immer das graue Meer zu bewohnen" (*Il. XV.* 190.). „Aber es war die gebreitete *Erd*" ein dauernder Sitz der gesammten Ewigen, welche bewohnen die *Höhe* des beschneiten Olympos, Tartaros Graun auch im *Schoofse* des weitumwanderten Erdreichs" (Theog. 117—119.). Eben so *Il XV.* 193.: „Aber die *Erd*" ist allen gemein, und der hohe Olympos". — Sehr richtig bemerkt der Verf.: es bleibe sich der Volksglaube in solchen Dingen nicht treu; nur ist es um desto verwunderlicher, dafs er sich ernstlich bemüht in die mährchenhafte Erzählung der Ilias (*VIII.* 18—26.) einen consequenten Zusammenhang zu bringen. Auch mit dem besten Willen wird es niemand gelingen, in der unverfänglichen Prosa anschaulicher Begriffe zusammenzureimen, wie Zeus es angefangen habe: die goldne Kette, nachdem er ihr eines Ende an dem Himmel befestigt hatte, der selbst nicht höher war als der Olymp, mit all den daran ziehenden Göttern sammt der Erde und dem Meer emporzuziehn und die Kette darauf um das Felsenhaupt des Olympos zu schlingen, so dafs schwebend das Weltall hing in der Höhe. — Das Bestreben, die unbedingte Musterhaftigkeit Altgriechischer Lehre und Ansicht in dem angeblichen Vorhandensein allseitiger Consequenz nachzuweisen, hat der mythologischen Forschung schon vielen Schaden zugefügt, und der Einsicht in das wahre Sachverhältnifs Eintrag gethan. Sich wirklich vorhandener Inkonsequenzen recht unzweideutig bewufst zu werden, ist eben so wichtig, als das volle Verständnifs eines weitverbreiteten Einklangs.

Von nicht unerheblicher Wichtigkeit scheint uns eine andere Bemerkung des Verfs. vornämlich wegen der weitern Folgerungen zu sein, die sich daran anknüpfen lassen. „Sonsther weifs man, sagt er S. 8., dafs am Fufse des Götterbergs in Pierien die ältesten Gesangsschulen auf Hellenischem Boden blühten. Es ergiebt sich daraus das Resultat, dafs durch jenes Volk am Götterberge mit seinen Sängern der Olympus zu jener Heiligkeit gelangte, ohne dafs wir daraus schliefsen können, er sei *ursprünglich* und *von jeher* der allgemein geheiligte Berg aller Hellenen oder der *Urstz ihrer Mythologie* gewesen". Augenscheinlich ist es eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Homerischen Gedichte, und der Ilias insonderheit, dafs in ihnen nicht die Göttergeschichte oder die Begründung einer theomythischen Doktrin die vorwaltende Tendenz ist, sondern dafs sie sich kund geben: als ein in der heitern Laune des Dichters sich abspiegelnder Reflex bekannter Volksanschauung und altherkömmlicher Lehre, als geschickt benutztes Beiwerk und ethischer Hintergrund des epischen Gemäldes, dessen Hauptzweck lebendig schöne Darstellung menschlicher Sitte, Begebenheit und Denkart war. Wenn wir aber aus der Aehrenlese einzelner Schilderungen und Vorgänge des Gedichtes das fragmentarische, durch und durch lückenhafte Lehrgebäude ausgeschieden haben, welches man Homerische

Götterlehre zu nennen beliebt, so ergiebt sich wiederum auf den ersten Blick, dafs diese gesammte Götterwelt eine anti-autochthonische Physiognomie besitzt, welche aus jedem einzelnen Zuge, das von fernher Eingewanderte, fremdartig Aufgedrungene, und in mancherlei Catastrophen einheimisch Umgebildete, durchblicken läfst. Weit entfernt, dafs diese anthropomorphische, durch die lebenslustige Laune des Dichters fast in's Burleske verzeichnete, Göttersippschaft das Gepräge tiefsinniger ureigner Weltanschauung an sich trüge, oder durch organische Einheit und unverwüstliche Wahrheit sich als das heilige Vermächtnifs urgöttlicher Offenbarung beurkundete. Weder die Spur astronomischer noch ethischer Weisheit läfst sich nachhaltig in dem Homerischen Epos verfolgen oder ausweisen. Es bleibt seinem vorwaltenden Charakter nach: poetisch erfreuliches Gemisch eines in physischer Beziehung zum Uebermenschlichen gesteigerten Heroenthums, mit allerhand ethischem, metaphysischem und theologischem Grundstoff durchwebt, der einerseits — wegen seiner Ungefügigkeit zum Hauptthema —, die barbarische Abkunft nicht verläugnen kann, und vielleicht eben deshalb andrerseits von dem Dichter nur halbverstanden oder in einem, seinem, ursprünglichen innern Wesen widerstrebenden Sinne, aufgefafst worden zu sein scheint; während grade umgekehrt alles, was Darstellung des wirklichen Lebens, Dichtens und Trachtens enthält, den Leser durch seine klare Anschaulichkeit Harmonie und tiefaufgegriffene Naturwahrheit entzückt.

(Der Beschlufs folgt.)

## XXXIII.

*Compendium Florae Germanicae Sect. II. Scrips. M. J. Bluff et C. A. Fingerhuth T. III.* Auch unter dem besondern Titel: *Flora cryptogamica Germaniae Auct. Fr. G. Wallrothio. Pars prior. XXVI. et* 615. 12. *Norimbergae Sumpt. J. L. Schrag.* 1831.

Die Nachklänge der fremdartigen Nomenclatur in dem gröfsern Wallrothschen Flechtenwerke, (Naturgeschichte der Flechten nach neuen Normen und in ihrem Umfange bearbeitet. Frkf. a. M. b. Wilmans 2. Th.) mochten wohl auf Manchen noch ihre Macht üben, dafs er sich der angenehmen Nachricht von der Fortsetzung des, bei Schrag in Nürnberg begonnenen *Compendii Florae germanicae* von Bluff und Fingerhuth durch Hrn. W. doch nicht so recht freuen konnte; wie sehr auch ein solches Handbuch, das in dem kürzesten Raume die Uebersicht der Kryptogamen Deutschlands zum Gebrauche bei Excursionen gewährte, dem allgemeinen Wunsche entgegenkommen und als Bedürfnifs erscheinen mufste. Der Rec. befand sich selbst in dieser Stimmung, ohne, dafs er sich von dem Ursprunge derselben Rechenschaft geben konnte oder wollte. Wer hätte nicht von Hrn. Wallroth, nach seinen früheren Leistungen auf dem Gebiete der Deutschen Flora, das Beste erwartet, und wer mufste nicht mit ganz besonderer Erwartung namentlich den Früchten eines langen und so gründlichen Studiums der Flechten in seiner speciellen Anwendung auf die Systematik der Deutschen Flechten entgegensehen? Gewifs, der Verleger konnte nicht leicht die Fortsetzung seines Unternehmens in bessere Hände legen. Nur jene fremde Wortfülle, in der sich der Verf. zu gefallen schien, konnte dem Werth des Taschenbuches Eintrag thun, seinen Gebrauch dem reiferen Botaniker schwer und unangenehm, dem Anfänger sogar unmöglich machen; und wirklich, kann man von Hrn. Wallroth rühmen, dafs niemand als er selbst sich eine Wunde schlagen konnte. Wir hoffen zwar, dafs das Werk, von dem hier die Rede ist, dennoch in Aller Hände kommen werde, wir hätten aber gar sehr gewünscht, dafs der Verf. sich, seinen Lesern zu Liebe, einen kleinen Zwang auferlegt und gerade den wichtigsten Theil, in welchem er uns eine durchgängig neue Bearbeitung der Deutschen Flechten liefert, nicht in das fremdartige Gewand seiner neuen Kunstsprache verkleidet hätte.

Eine Beurtheilung des Ganzen gehört nicht hierher, da hier nur von Flechten die Rede sein soll. Doch soviel mag zum Ruhme des Werks billig beigebracht werden, dafs es die auf dem Titel genannten vier Familien der Zellenpflanzen, soweit sie in das Gebiet der Deutschen Flora gehören, vollständig und gründlich abhandelt, dafs der Hr. Verf. nirgends blofs zusammengetragen, sondern überall selbst geprüft, geurtheilt und die Definitionen überarbeitet hat, und dafs, was den Inhalt anbelangt, dieser dritte Theil des Compendiums vor den beiden früheren in mancher Hinsicht den Vorzug verdient, deren innere zweckmäfsige Einrichtung übrigens auch in diesem beibehalten worden ist. Die drei ersten Ordnungen der kryptogamischen Gewächse, worin Hr. W. sich an seine Vorgänger anschlofs, halten sich auch frei von dem Vorwurfe der Verdüsterung durch neugebildete Kunstausdrücke und sind allgemein verständlich. Nicht ganz zu loben sind hie und da die umschreibenden Erweiterungen der wesentlichen Artkennzeichen, zumal an solchen Stellen, wo sie nicht nur entbehrlich, sondern sogar für das richtige Erkennen der Arten störend sind. Unter *Lichenastra* versteht Hr. W. die Familie der bisher sogenannten Leber-Moose, *Hepaticae*. Dafs ihm diese letztere Bezeichnung nicht gefällt, scheint natürlich; man wird aber bekennen müssen, dafs die neue Bezeichnung in keiner Hinsicht besser sei, und wenn sich diese auf eine ältere Autorität stützt, so hat auch jene ihre Autorität für sich Mit dergleichen Namenvertauschungen wird überall wenig gewonnen; man sollte sie unterlassen, wo sie nicht unumgänglich nöthig sind. — Hrn. Lindenberg's Schrift über die Europäischen Lebermoose war dem Verf. bei Bearbei-

tung dieses Abschnitts noch nicht bekannt; man findet daher das Wichtigere von S. 652. an nachgetragen.

Die vierte Ordnung oder *Klasse*, wie der Hr. Verf. sie nennt, die der Flechten, *Lichenes*, beginnt mit S. 295. Die Erklärung des Flechtenbaues und der Kunstsprache, die auf 2 Seiten vorausgeht, ist ungenügend, und auch im Style höchst dunkel zu nennen. — Die Klasse der Flechten wird in drei Ordnungen getheilt: I. *Pyrenocymatii* mit 4 Gattungen: *Thrombium Wallr. Verrucaria Ach., Endocarpon Hedw.* und *Thelotrema Ach.*

Diese Ordnung begreift die *Myelocarpi Meyer*, die *Verrucariae Eschw.*, die *Verrucariede* und *Endocarpeae Fries.* Die Gattung *Thrombium Wallr.* unterscheidet sich von *Verrucaria* dadurch, dafs der Kern des Behältnisses sich in eine breiige Masse löst und so in wurmförmiger Gestalt aus der Mündung hervortritt; diese Gattung verdient also Beifall, insofern sie, genau beobachtet, eine Entwicklungsstufe der Schlauchlage darstellt, die sich unter den Pyrenocymatien ungefähr so verhält, wie die dritte Ordnung der Coniocymatien zur zweiten. Wenn aber die Gattungen Entwicklungsmomente bezeichnen, so müssen sie *für's ganze Gewächs* gültig werden, und durch dessen Gesammtheit zur Anschauung kommen; ohne diese Bekräftigung sind sie leer an sich und blofs *künstliche, willkührliche Unterabtheilungen der Familien des Gewächsreiches.* Dieses bewährt die zweite Ordnung, die der *Discocymatii Wallr.*, mit offner von einer schaalenförmigen Einfassung zusammengehaltener Schlauchlage, worunter die 6 Gattungen: *Arthonia, Graphis, Patellaria Hoffm., Parmelia, Peltigera* und *Baeomyces.* Es sind hier Stufen der Entwickelung der Frucht ausgedrückt: *Arthonia*, unregelmäfsig, nicht kreisrund, aus zerfallener Schlauchlage gebildet; *Graphis*, länglich, schiff- oder schriftförmig, mit Schläuchen; dahin aufser *Graphis* und *Opegrapha Ach.* auch *Umbilicaria Hoffm.* oder *Gyrophora Ach.*, deren Frucht allerdings eine Entwicklung der Graphiden-Frucht ist, die aber an und für sich unendlich fern von *Graphis* und *Opegrapha* steht, und keinesweges eine fortschreitende Metamorphose dieser Gattung heifsen kann, so wenig als man die Compositae oder die Amentaceen eine Fortbildung der Moose nennen darf, weil ihre Blüthenstände einen ähnlichen Bildungsweg verfolgen. Noch willkührlicher erscheinen in dieser Hinsicht die Gattungen *Patellaria* und *Parmelia*, welche blofs künstlich den Eintheilungsgrund (der nicht einmal von Gewicht ist) in Apothecien ohne und mit Laubrand wiederholen. Allerdings eine Bildungsstufe der Früchte; wie sollen aber durch dieselbe unter *Patellaria* die Acharius'schen Lecideen, Cenomycen (Cladonien Hoffm.) und *Stereocaula*, unter *Parmelia Ach. meth.* aber *Usnea* und *Collema* versöhnt werden? wobei noch die heteromerische und homöomerische Bildung des Thallus hintangesetzt wird; die Hr. Wallr. unmöglich für eine unwichtige Abstufung des Bildungsganges halten kann, ja, die Hrn. Fries so bedeutend schien, dafs er die Flechten mit homöomerischen Thallus sogar aus der Klasse oder Familie der Flechten verwies. Und welches Gewicht verdient wohl die Verschleierung durch eine sehr dünne Lage der Oberschichte des Thallus, wodurch sich die Früchte von *Peltidea* und *Baeomyces vor der völligen Ausbildung* unterscheiden, um *Baeomyces* von *Patellaria*, *Peltidea* von *Parmelia* zu trennen! Der Verf. fühlte, dafs er diese Gattungen füglich trennen könne. Sollte er aber nicht bemerkt haben, dafs er schon sehr nahe Verwandte von *Baeomyces* unter *Lecidea* und *Lecanora* zurückgelassen hatte? Sollte er sich nicht lieber die Consequenz erlaubt haben, die Urgattung *Lichen* wieder herzustellen, als so auf halbem Wege stehen zu bleiben? Wir sagen nicht, dafs er so das Rechte gethan haben würde, wir halten nur die Consequenz für besser, als die Inconsequenz. Wenn der Grundsatz feststeht, dafs man nach den Früchten Gattungen machen müsse, ohne links oder rechts zu schauen, ohne alles Mitleid und Erbarmen mit der armen pflanzlichen Stengel- und Blattbildung und deren ganzem Geschicke, so — thut man wenigstens keinem Theile Unrecht, wenn man alles verknüpft, was sich nur immer verknüpfen läfst! — Die dritte Ordnung, *Coniocymatii*, begreift die Gattungen *Embolus Batsch* (*Coniocybe Ach.*), *Calicium Pers.* und *Sphaerophoron Pers.*, drei Gattungen, von denen sich die beiden ersten zur dritten ungefähr verhalten, wie *Graphis* zu *Umbilicaria*. Wir können eine solche Anordnung nicht für naturgemäfs halten, und glauben ebenso wenig, dafs sie nöthig gewesen sei, um das Aufschlagen zu erleichtern. Wir müssen jetzt noch zeigen, wie sich die neue Kunstsprache der Flechtenkunde im System zusammt, und wählen hierzu die erste Stelle, die uns beim Aufschlagen des Buchs in die Augen fällt.

S. 408., unter *Patellaria*; Abtheilung *D. Cenomyce*, ≈ *Calycariae*; † *Phaeophaenae (i. e apotheciis fuscis)*; ** *Schizophyllinae, phyllis blastematis compactilis dermatini vel raro incani sive microphyllinis pluries incisis sive ex hac figura nisu semet producendi insignibus iisque in laciniias tenues dentisis habitum pinnatum laceroque — fimbriatum mentientibus, siccitate rigidulis, stelidia similia i. e. rigida stratorum fabrica compactili jubente mediotenus s. epiphragmate saepius pervia, cymatia tenuia acute marginata fusca emittentia informantibus.*

* *Leioplacinae, strato stelidiorum exteriore ex bl. rite informato nec gonimiis everso subeuntium; eoque continuo omnino vel dispanso vel chnaumatico anablastematicove.*

875. *P. quercina W., blastemate vario, nunc microphyllino a margine inde subtusque in chnaumata soluto eoque staurophoro, nunc megaphyllino anophlio nonnisi in cymatia sessilia deliquescentibus, stelidiis simplicibus raro; dermatinis saepius dispanso-chnaumaticis, syncephalis apice indivisis aequalibus, polycephalis apicem versus dilatatis marginemque divisum mentientibus, cymatiis dilutius saturatiusve fuscis, illorum plantis patelliformibus marginatis, horum convexis immarginatis.* Ist *Cladonia delicata Floerk. Comm., parasitica Spr.*

Nees von Esenbeck.

Nro. 57.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## *Ueber Homerische Geographie und Weltkunde, von Dr. K. H. W. Völcker.*

(Schluſs.)

Den bei weitem gröſsten Theil des zweiten Abschnitts füllt eine auf die Localverhältnisse des Kephallenischen Reiches begründete, und gegen J. H. Voſs und W. Gell durchgeführte Controverse aus, deren Hauptzweck es ist, den Gegensatz von πρὸς ζόφον und πρός ἠῶ τ' ἠέλιόν τε als Westen und Osten geltend zu machen. Wie sehr sich Ref. über diesen Theil der Homerischen Welt- und Himmelskunde im Allgemeinen zur Ansicht des Verfs. bekennen muſs, so wenig vermag er demselben im gröſsern Theil der daran geknüpften einzelnen Corollarien beizupflichten. Den ausführlichen Nachweis dieser Behauptung glaubt er sich indessen hier um so füglicher ersparen zu können, als das Dahingehörige in einer eignen kleinen Schrift (Ueber das Homerische Ithaka Berlin 1832. bei Mittler) entwickelt worden ist. Beiläufig bemerken wir nur, daſs der über Gell's Untersuchungen ausgesprochene Tadel in mehr als einer Hinsicht hart und ungerecht, und um so voreiliger erscheint, als der Verf. dessen Werk nur mittelbar aus Kruse's Hellas kannte. Unsere Ansicht ist: daſs die entgegengesetzten Resultate, welche Gell und Völcker gefunden zu haben behaupten, ihren ganz natürlichen Erklärungsgrund in dem abweichenden Modus der gesammten Untersuchung finden; daſs aber, wie es der Verf. selbst am Schlusse der Vorrede in Beziehung auf Schreibers Ithaka ausgesprochen hat: „ihre Bücher friedlich neben einander bestehen, und sich wechselseitig zur Ergänzung dienen mögen".

Der dritte Abschnitt enthält in den beiden ersten Kapiteln die allgemeinen Erörterungen über die Gestalt des Ocean, der Meere, der Erde und ihrer Oberfläche, in den beiden übrigen eine Erläuterung der Homerischen Erdkunde aus den Reisen des Odysseus und Menelaos und der Argofahrt. — Der Verf. ist der Ansicht nicht zugethan, welche annimmt: daſs die Vorstellung eines die Welt umkreisenden Stromes den Grund in Nachrichten der Phönicier von einem äuſsern groſsen Meere ihren Grund habe. Ob diesen Phöniciern (welche früher am Erythräischen Meere gewohnt) jede Kunde vom südöstlichen Ocean müsse abgesprochen werden, ist so ausgemacht wohl eben noch nicht. Daſs sich die Griechen aber ihr Vaterland und alle ihnen bekannten groſsen Landstrecken als Inseln gedacht, und daſs in dem Kopfe eines Inselbewohners, aus der Naturanschauung des sich beim Auf- und Untergang mit der Fluth gattenden Helios, der Glaube an eine umfassende Wasserbegränzung der gesammten Erdscheibe leicht sich ausbilden konnte, leidet kein Bedenken. Wie dem aber auch sei, so kann Ref. nicht umhin, in dem Okeanos einen anschaulichen Beleg zu seiner obigen Behauptung zu finden. Dieser phantastische *Strom* ohne zwiefaches Ufer, ohne Quelle und Mündung, der mit neun Zehnteln seines Süſswassers Erd' und *Meer* umkreiset unvermischt (wie der metallne Rand an den Hephaistischen Schildern des Achill und Herkules) ein Zehntheil aber als giftige Fluth durch die Styx in die Unterwelt sendet, welchem nächstdem aber auch alle Quellen der Erde, und alle Fluthen des Meeres, alle Ströme und sprudelnden Brunnen entflieſsen, obgleich er mit ihnen ohne alle Verknüpfung gedacht ist, — hat in sein Wesen so viel Fremdartiges und Unnatürliches aufgenommen, daſs es eben so schwer wird, ihn folgerecht mit der übrigen Kosmographie der Hellenen zu befreunden: als den Titan Okeanos, den Erzvater aller Götter (θεων γενεσιν) und unebenbürtigen Oheim des Zeus, in die Olympische Hierarchie und Kronidendynastie einzufügen. Ohne die etymologische Ableitung des Namens von ωγενος läugnen zu wollen, scheint doch auch die von Andern zur Sprache gebrachte Hindeutung von ωκεαμη auf *Okeame* (der ältesten Benennung des Aegyptischen Flusses *par excellence*) ei-

nige Rücksicht zu verdienen, zumal auch Tzetzes bestätigt, dafs der Nil in unvordenklicher Zeit drei Namen geführt: Okeanos, Aetos und Aigyptos. Dies freilich ist eine Richtung, die in dem Mythensysteme, welchem der Verf. huldigt, weder Anklang noch Duldung findet. Deshalb mufs denn auch die früher fast allgemein zugestandene Ableitung der *Kimmerier* von dem Mosaischen Gomer oder Phönizischen Kamar, Kimmer, dem Griechischen χειμέριος weichen, einem rein appellativischen Begriff ohne historische Grundlage; und wenn sich späterhin im Norden des Pontus ein ähnlichlautendes Volk wirklich vorfindet: so ist dies eben so zufällig, als dafs am Oukame die Heimath der dunkelfarbigen Menschen aufgefunden wird, die nach Homer als Fabel-*Aethiopen* am Okeanos wohnen.

Die Irrfahrten des Odysseus glaubt der Verf. auf einem neueingeschlagenen Wege mit ziemlicher Sicherheit nachweisen zu können. So lange der Held sich in der östlich von Sicilien gelegnen, dem Homer geographisch bekannten Sphäre bewegt, pflichtet die neue Ansicht der Vossischen Deutung bei, dann aber trifft sie mit ihr fast in keinem einzelnen Punkte zusammen. So stimmen auch die beiderseitigen Welttafeln nur in so weit, als die Ilias zum Grunde liegt (also in Hellas und Kleinasien); wo die Odyssee zu Rathe gezogen werden mufste, ist alles abweichend gebildet und dislocirt. Der Raum gestattet uns nicht die in dieser doppelten Beziehung vorfindlichen Abweichungen aufzuzählen und im Einzelnen einer Kritik zu unterwerfen. Wir begnügen uns die Gebrechlichkeit der drei Hauptstützen anzudeuten, welche dem Verf. als Argument für seine Hypothese dienen: „die Unvollkommenheit der Schiffarth und beschränkte Erdkunde jener Zeit, — die Beachtung der Eigenschaften der Homerischen Winde — und, was andre übersehen haben, die nie versäumte Angabe der Entfernung der Länder nach der Länge der jedesmaligen Fahrt".

Besitzen wir eigentlich kein anderes Datum, um den Homer, seine Zeit, und sein Wissen zu beurtheilen, als eben die ihm zugeschriebenen Gedichte selbst: so läfst sich begreiflich aus solchem Fundament kein zuverlässiges Kriterion ableiten, nach welchem die abweichenden Meinungen über den Umfang der damaligen Erdkunde und die Ausdehnung der Schiffarth im Homerischen und vorhomerischen Zeitraum geprüft und abgewogen werden könnten. Schwer aber läfst sich das, was in der Odyssee von der Thalassokratie und Nautik der Phäaken, Phöniker und Kreter, von dem Raub- und Handelsverkehr der Kephallenen und Taphier erzählt wird, mit der beliebten Ansicht vom beschränkten Seewesen des Hellenen zur Zeit des Dichters, in den wünschenswerthen Einklang bringen. Der Sikelische Sklavenhandel verträgt sich nicht mit dem Wahne eines von Nymphen bewohnten Sonneneilandes Thrinakia (ein Name der selbst schon Kenntnifs der Configuration des Küstenumfangs voraussetzt); und so finden sich vielfältige Spuren, welche es bedenklich machen, an eine Identität der poetischen Schilderung mit dem faktisch-geographischen Wissen des Dichters zu glauben. Die Richtung der Fahrt nach der Richtung der Winde beurtheilen zu wollen, ist nicht minder betrüglich und der Willkühr unterworfen: wenn wir auch von der gewöhnlichen Praxis aller Fischerkähne, die mit demselben Fahrwinde nach entgegengesetzten Richtungen steuern, abstrahiren wollen. Denn der Zephyros weht eben sowohl aus Nord- als aus Südwesten, und der Dichter leistet uns keine Gewähr, dafs der Steuermann ohne Compafs in der Verwirrung und Dunkelheit des Sturmes nicht etwa den Boreas mit dem Zephyros verwechselt habe. Was aber will vollends die Länge der Tagfahrt bedeuten, wenn wir die Geschwindigkeit und Gleichartigkeit der Bewegung nicht kennen, wo die Götter nach Belieben die Fahrt geleiten, hemmen oder beschleunigen, die Phäaken nach Euböa hinundwiederfahren in einer einzigen Nacht! „An planloses Umherirren, (sagt der Verf.) wo eben ein Wunderland sich darbot, an Anbringen und Auskramen geographischer Kenntnisse von Seiten des Dichters, und Aehnliches, ist nicht zu denken". Wenn sich nun aber der Dichter durch keine Schranke pragmatischen Wissens gebunden hielt: warum soll er seine mirakulose Irrfahrt nach irgend einem konsequenten Reiseplan zugeschnitten haben? Der Verf. setzt voraus: der Phantasie des Dichters habe ein dreifacher Fahrweg in's unbekannte Westmeer vorgeschwebt (zwischen Libyen und Lilybaeum, zwischen Scylla und Charybdis, und um die Insel Italien durch's Tyrrhenische Meer und den Adrias) welche der Held im Schweben zwischen Rettung und Untergang sämmtlich habe durchwandern sollen. Dies kann wohl sein; aber man mufs sich's auch eben so geduldig gefallen lassen, wenn Vofs und Mannert und Andre etwas völlig Abweichendes als glaublich rühmen, und Beifall finden.

Im letzten Abschnitte wird die von Voſs aufgestellte Meinung bestritten, daſs der Eingang zur Homerischen Unterwelt auf der westlichsten Spitze Europa's diesseits des Ocean gedacht worden sei: der Verf. weist nach, daſs *Aides* überall nur als Personen- nie als Ortsname gebraucht werde; daſs aber bei Homer eine doppelte Ansicht von der Lage des Todtenreiches zu erkennen sei: einmal unter der Erde, und dann wiederum auf der Oberfläche des Bodens in dem ewigen Dunkel jenseits des westlichen Ocean. Auch für dieses westliche Haus des Ais glaubt der Verf. die Begründung zwar in natürlicher und örtlicher Anschauung gefunden zu haben, hält aber dennoch die dorthin verlegten Oertlichkeiten für ächte Schöpfungen der Phantasie, ohne Spur von Uebertragung geographischer Wirklichkeiten aus Phönizischen Schifferberichten oder Italienischen, oder Aegyptischen, Epirotischen und dergl. Landschaften. Sehr richtig wird bemerkt: daſs der Dichter manche hierher gehörige Fragen und Zweifel schwerlich selbst würde genügend haben beantworten können, weil der Volksglaube weder berechne, noch mit sich konsequent verbleibe. „Sprechen doch selbst die Christen (heiſst es S. 153.) von einer Hölle, einem Fegefeuer und einem Himmel, in welchem die unkörperlichen Seelen körperliche Strafen und Belohnungen empfangen, und wenn sie über diese Lokalitäten nähere Auskunft geben sollten, würden sie in unauflösliche Widersprüche gerathen".

Rühle v. Lilienstern.

## XXXIV.

*The life of Bentley, D. D. by James Henry Monk, D. D. dean of Peterborough. London* 1830.

Das biographische Denkmal, welches Bentley zu setzen F. A. Wolf *) gedachte, dessen Ausführung aber, da es ihm damals an Stimmung der Seele fehlte, um es auf eine des groſsen Mannes würdige Art zu vollenden, dessen gelehrten Landsleuten überlieſs, liegt jetzt vollendet in dem umfangreichen Werke von Monk vor uns. Auſser den Memoiren von Bentley's Enkel Cumberland gab es über ihn bisher nur eine dürftige Biographie von Mr. Hinton, die sechs Jahr nach seinem Tode in der *Biographia Britannica* erschienen, dreiſsig Jahre später in der 2ten Ausgabe der *Biographia* mit nur wenigen Zusätzen wieder abgedruckt ward, so daſs eine befriedigende Lebensbeschreibung Bentley's ein Desideratum in der Englischen Literatur blieb, welches endlich zu befriedigen Monk übernahm, weil er die Hoffnung aufgab, daſs ein Anderer, mehr geeigneter, daran gehen würde. Der Verf. beabsichtigte aber auſser einer vollständigen und unpartheiischen Darstellung von Bentley's Leben zugleich eine Uebersicht des literärischen Treibens und eine Geschichte des *Trinity College* und der Universität Cambridge überhaupt, während jener Periode, zu geben; und wenn Befähigung zur historischen Autorschaft der Besitz eines reichen und möglichst vollständigen Materials giebt, so besaſs jene Monk in dieser Hinsicht im ausgezeichneten Grade, durch die ihm verstattete unbeschränkte Benutzung von Originalpapieren aus den Archiven des *Trinity College* und anderen Bibliotheken von öffentlichen Instituten oder Privatleuten, die theils aus B's. Correspondenzen und den Journalen seiner Gegner, theils aus den langwierigen einen groſsen Theil von B's. Leben erfüllenden Proceſsverhandlungen bestanden. Der Verf. beruft sich auf jeden, der je eine ähnliche Arbeit unternommen, um die von ihm verwandte Mühe zu beurtheilen; und wenn dafür schon die 668 gr. 4. Seiten seines Werkes ein hinlängliches Zeugniſs abgeben, so müssen wir als Ref. noch das der rühmlichsten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hinzufügen, die kein Dokument ohne treue Prüfung, keinen angeregten Gegenstand unerörtert lieſs, um den Leser auf dem Felde, wo er sich jedesmal befindet, möglichst einheimisch zu machen. Wir werden durch Monk nicht nur mit der Person B's. selbst, sondern auch mit allen denen, die in freundliche oder feindliche Berührung mit ihm kamen, auf das genaueste bekannt. Kein Name wird erwähnt, ohne daſs wir von der Person, die ihn führt, deren früheren und späteren Schicksalen unterrichtet werden, wobei sich Monk zuweilen sogar in weitläuftige Kritiken über die Werke der Erwähnten, zumal wenn sie mit denen B's. in näherer Beziehung stehen, einläſst, wie dies z. B. bei Cunningham's Horaz geschieht. Mit besondrer Liebe und Umständlichkeit behandelt er aber die Angelegenheiten des *Trinity College*, wodurch uns zwar ein Blick in die innere Verwaltung und das Leben Britischer gelehrter Anstalten geöffnet wird, wie er selten einem Frem-

*) Vergl. *Literarische Analekten.* Anf. des ersten Bandes.

den, selbst einem an Ort und Stelle Anwesenden, vergönnt ist, allein die unendliche Breite und Ausdehnung, mit der wir in die Zänkereien des *College* eingeweiht werden, und die theilweisen Wiederholungen ermüden, und verlieren, wie selbst der Englische Rec. im *Edinburgh Review* (Heft Apr.—Jun. 1830.) bemerkt, an Interesse, je weniger jemand mit der Universität Cambridge in Verbindung steht, und zumal für einen Ausländer. Noch lieber hätten wir die vielen Betrachtungen des sorgsamen Biographen über Recht und Unrecht der streitenden Partheien entbehrt, so sehr sie uns auch für den Verf. durch seine gewissenhafte und verständige Würdigung der Verhältnisse gewinnen; denn, obgleich er entschieden Parthei für seinen Helden nimmt, ja das ganze Werk seine Entstehung nur der begeisterten Verehrung für B. verdankt, können wir ihn doch höchst selten der Partheilichkeit beschuldigen, und nur dann zeigt er sich etwas befangen, wenn aufser B. auch die Hohe Kirche und ihre Angelegenheiten zugleich angegriffen werden. Indefs eine klare, ungekünstelte, ebenmäfsige Darstellung, durch den schönsten Englischen Druck mitgetheilt, läfst die Mühe, die weiten oft wenig Genufs und Ausbeute bietenden Räume zu durchmessen, meistentheils wenig empfinden.

Vergleichen wir nun das uns von dem grofsen Kritiker nach Durchlesung der vorliegenden Biographie entstandene Bild mit der davon in Wolf's Analekten entworfenen Skizze, so finden wir es in seinen Grundzügen zwar damit übereinstimmend, allein Monk's Ausführung wirft, ohne dafs er es im mindesten beabsichtigt, vielen Schatten auf das von Wolf mit so glänzenden Strichen entworfene Gemälde. Während wir nämlich auf der einen Seite B's. unermüdliche, selbst die kleinlichste und unerfreulichste Arbeit nicht scheuende Thätigkeit, die Raschheit seines Geistes, seinen Scharfsinn und Urtheilskraft bewundern, bedauern wir auf der andern, dafs solche Kraft eines reichbegabten Geistes durch selbstisches und herrschsüchtiges Streben sich selbst die Schwingen lähmte, und anstatt das höchste Ziel der Gelehrsamkeit, das ihm bestimmt schien, zu erreichen, nach jedem Aufschwung immer wieder in die gewöhnlichste Niedrigkeit hinabgezogen wurde. Wolf, der entweder nur die glänzende Seite des von ihm gefeierten Mannes kannte, oder aus dem Gefühl der eignen Geistesverwandtschaft mit dem unter den Philologen vor ihm gepriesensten Namen, seinen sonst so scharfen und richtigen Blick gegen die Schattenseiten des Hochgefeierten verschlofs, läfst uns freilich B. nur im Glanze seiner Gelehrsamkeit und geistigen Ueberlegenheit erblicken. Mit gleicher Verachtung, wie B. selbst, behandelt er dessen Gegner, welche doch fast alle durchaus achtungswerthe Männer waren; und seines Triumphes gewifs, tritt er für seinen Heros in die Schranken, rufend: „eben dieser furchtbare Mann, der von seinen Widersachern, wie der Homerische Achilles, immer ehrsüchtig, herrisch, zänkisch gescholten wurde, *wann hat er seine Angreifer über die Gränze der Gerechtigkeit verfolgt? ja, wo hat er selbst jemand angegriffen, um ihm eine verdrieſsliche Stunde zu machen, wie man ihn so oft that*"? Diesen Ruf beantwortet Monk's Biographie, aber nicht zum Ruhme Bentley's. *Ueber die Gränze der Gerechtigkeit*, wenn wir darunter nur die Buchstabengerechtigkeit alter Statuten mit ihren möglichsten Auslegungen verstehen, hat B. seine Angreifer freilich nicht verfolgt, aber jede Gränze der Billigkeit und sittlichen Gerechtigkeit gegen sie rücksichtslos überschritten, und jede Gelegenheit ergriffen, nicht nur *ihnen verdrieſsliche Stunden zu machen*, sondern sie mit aller Strenge der Gesetze zu verfolgen und völlig zu vernichten. — Um jedoch nicht den Schein zu erhalten, als wollten wir dem berühmtesten Philologen unsers Vaterlandes gegenüber als Ankläger seines gefeierten Vorgängers in der Wissenschaft und unübertroffenen Musters philologischer Kritik auftreten, wenden wir uns zu einer Uebersicht der Resultate, die wir über B's. Leben aus Monk's Werke gewonnen haben, dem Leser unsrer Anzeige das weitere Urtheil über unsre von Fr. A. Wolf abweichende Ansicht überlassend.

Das Leben B's. bietet zwei in ihrer äufsern Erscheinung ganz verschiedene, aber doch in der genauesten Wechselwirkung stehende Seiten, die sittliche und die wissenschaftliche. Die erstere würde bei einem Manne, der nur in einem engeren oder doch blofs Lokalinteressen näher berührenden Kreise sich bewegt hat, in seiner allgemeineren historischen Bedeutung zurücktreten müssen, wenn sie nicht mit der zweiten, die unter den Philologen wenigstens eine Europäische Berühmtheit erhalten hat, so innig verflochten wäre, dafs sie die Richtung derselben und ihre Produktionen fast allein bestimmt zu haben scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 58.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

## *The life of Bentley, D. D. by James Henry Monk.*

(Fortsetzung.)

Bis zu seinem dreifsigsten Jahre unablässig eifrigem Studium ergeben, keine, selbst der mühseligsten und von Schwächlingen wegen der Kraftanstrengung, die sie bei wenigem Genufs, aber reichlicher Ausbeute für eine gründliche Gelehrsamkeit fordert, oft sogar verachtete Arbeit scheuend, benutzte B. seine Mufse und die reichen Büchersammlungen seines Patrons, des Bischof Stillingfleet, wie der berühmten *Bibliotheca Bodlejana* zu umfassenden Studien, den Grundlagen grofser Pläne, die bekannt genug sind, aber leider nicht ausgeführt wurden, weil eine unendliche Kette von Händeln seine gröfste Thätigkeit in Anspruch nahm, und seinem ganzen wissenschaftlichen Streben eine nur polemische Richtung gab. Merkwürdig ist, dafs B. eine Zeit lang entschlossen war, sich ausschliefslich den theologischen Studien zu widmen, und ihn nur der grofse Beifall, den seine *Epistola ad Millium* erhielt, zu den klassischen Studien zurückrief. Ueberhaupt arbeitete er stets mit Eifer und glücklichem Erfolg in der Theologie und sah seine Berufung zu der zur Bekämpfung des Atheismus von Boyle gestifteten *Lecturship* stets als die gröfste Auszeichnung an, ebenso wie er später als das höchste Ziel seiner akademischen Würden die eines *Professor Regius of divinity* betrachtete, und seinen wissenschaftlichen Arbeiten durch eine Ausgabe des *Neuen Testamentes* die Krone aufzusetzen strebte. Auch waren es gerade seine Controverspredigten (*Refutation of Atheism*), die vielfach gelesen, und Lateinisch und Holländisch übersetzt, seinen Ruf weit verbreiteten, und in denen er auch, nach Monk's Versicherung, am meisten seine Vielseitigkeit und Vertrautheit mit der Naturgeschichte, Metaphysik und dem ganzen Gebiete der Philosophie entwickelte. Dadurch sowohl, wie durch sein grofses Interesse für Newton's Entdeckungen, wenn es nicht noch viel glänzender durch seine später an den Tag gelegte ausgebreitete Gelehrsamkeit geschähe, widerlegte er das ihm von seinem Gegner Alsop und Anderen ertheilte tadelnde Lob eines *viri in volvendis lexicis satis diligentis*. Bekannt ist sein erster grofser literärischer Streit, der sich zwischen ihm und dem jungen Boyle zunächst, bald aber mit dem ganzen *Christ-Church College* über die Briefe des *Phalaris* erhob, der, anstatt B. zu stürzen, ihm vielmehr den Weg zu hoher Auszeichnung bahnte, und seinen Grundsatz: „*that no man was ever written out of reputation but by himself*" an seiner eignen Person auf das glänzendste bestätigte. Wen es jetzt noch interessiren sollte, den ganzen Hergang des durch die Nachlässigkeit und Klätscherei des Buchhändler Bennett und jene fatalen Worte in Boyle's Vorrede seiner Ausgabe des *Phalaris*, in Betreff des angeblich von B. verweigerten Manuscriptes: „*cujus mihi copiam ulteriorem Bibliothecarius pro singulari sua humanitate negavit*", erregten Streites bis zu den letzten Steinwürfen aus den Pamphlets seiner in die Flucht geschlagenen Gegner kennen zu lernen, findet in der ausführlichen und gewissenhaften Darstellung desselben, im 4ten bis 6ten Capitel vollkommene Befriedigung. Mit Prosa und Poesie zog man gegen Bentley ins Feld, auch Jonathan Swift trat mit seiner satirischen Feder unter die Fahnen der Anti-Bentleyschen Parthei, aber B. schlug Alle durch seine überwiegende Gelehrsamkeit nieder. Den allgemeinen Antheil, den dieser dem Anschein nach nur einen ganz speciellen Theil der philologischen Kritik betreffende Streit erregte, erklärt Monk dadurch, dafs er sich an den gröfseren, die gelehrte Welt damals beschäftigenden über die antike und moderne Gelehrsamkeit überhaupt anschlofs, und später sich die auch auf der Universität lebendige Feindschaft zwischen den Tories auf Boyle's und den Whig's auf Bentley's Seite hineinmischte. Die auf dem

wissenschaftlichen Felde geschlagenen Feinde suchten indefs B's. Karakter anzufechten, und, wie es scheint, mit mehr Glück; denn so sehr sich auch Monk bemüht, die B. gemachten Vorwürfe von Pedanterie, Hochmuth, Laune und schlechten Manieren möglichst zu entkräften, so tritt doch sein hochfahrender Sinn und unverholene Verachtung nicht nur seiner Gegner, sondern der meisten durch Rang und Gelehrsamkeit weniger ausgezeichneten Menschen um ihn her, überall in seinem spätern Leben zu grell hervor. Damit stimmt auch das Urtheil des gröfsten Theils seiner Zeitgenossen, selbst derer, die einer persönlichen Berührung mit B. zu fern oder zu hoch standen, so sehr überein, dafs man sich durch des Verfs. wohlgemeintes Streben nicht ganz vom Gegentheil überzeugen lassen kann. Selbst sein gröfster Gönner, der Bischof Stillingfleet, entgegnete einst einem Edelmann, der, ein früherer Tischnachbar B's, über dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn erstaunt zum Bischof äufserte, sein Kaplan wäre ein aufserordentlicher Mann: „Ja, hätte er nur die Gabe der Bescheidenheit, so würde er der ausgezeichnetste Mann in Europa sein". Obgleich die fatale *singularis humanitas* in Bezug auf den Boylischen Streit seine Rechtfertigung in der Jämmerlichkeit des Buchhändler Bennett und von B. nicht verschuldeten Umständen findet, so erneuerte doch sein späteres Betragen diesen Tadel gegen ihn so oft, dafs wir ihn unter andern in Lord Bolingbrokes Korrespondenz wiederfinden, wo S. Herrlichkeit sich beklagt, dafs B., da er gerade die Vorwahl (*priority of choice*) unter den *Heads* der Universität hatte, *pro solita humanitate sua* acht Bewerber um Collegienstellen übersprungen habe, um des Lords Schützling, den dieser für das vortheilhaftere *Christ-Church College* empfohlen hatte, in das *Trinity College* zu wählen.

Die durch seine Controverspredigten sowohl als seinen siegreichen Kampf mit Boyle's Parthei erlangte Berühmtheit, verschaffte Bentley 1700. die wichtige Stelle eines *Head* des *Trinity College* zu Cambridge, welches während der bürgerlichen Unruhen sehr in Verfall gerathen war, weshalb man für dasselbe einen *Master* von Talent, Energie und gelehrtem Rufe suchte. Einen solchen fand man freilich in B., allein ein ungünstiges Auspicium für die Stimmung der Collegienglieder gegen ihn war schon seine auf dem rivalisirenden *St. Johns College* erhaltene Ausbildung, und dafs die *Fellows* von *Trinity*, die stets einen ausgezeichneten Ruf gehabt, früher gewohnt gewesen waren, nicht nur die *Headship* ihres eignen, sondern auch der andern *Colleges* zu Cambridge zu besetzen, an ihrer Spitze jetzt das ehemalige Mitglied eines fremden *College* sehen mufsten, der ihnen nur als Controversionalist und Kritiker bekannt war, und als ein Fremder weder das gewohnte Interesse für ihr *College*, noch die gehörige Bekanntschaft mit dessen inneren Verhältnissen mitbringen konnte. Monk fügt auch noch hinzu, dafs B. seine *Headship* mehr wegen der Vermehrung seiner Einkünfte als aus Liebe zum Amte angenommen, und nicht einmal als eine Beförderung betrachtet habe.

Gleich nach seinem Amtsantritte entspann sich seine traurige Feindschaft mit seinen *Fellows*, die sich fast bis an seinen Tod, gegen 40 Jahre lang, hinschleppte. Eine ungünstige Meinung über den neuen *Master* erweckte gleich die *erste* Ausübung seiner Amtsrechte, indem er durch zu seinem Vortheil gedeutete Auslegung der Statuten 170 L. St., die seinem Vorgänger Dr. Montague zukamen, für sich reklamirte, auf welche dieser, um den schmutzigen Hader bald zu endigen, zur Instandsetzung der Wohnung seines Nachfolgers grofsmüthig verzichtete. Weitläuftig wäre es die einzelnen Reibungen zwischen B. und seinen *Fellows*, die in ihrer ganzen Ausdehnung nur den Engländer interessiren können, und die, endlich zu einem langwierigen Proceis geworden, B. eine Zeit lang aller seiner akademischen Grade beraubten, und zuletzt mit seiner ausgesprochnen Absetzung endeten, hier zu entwickeln. Nur so viel wollen wir bemerken, dafs aus der genaueren Bekanntschaft jenes widrigen, von Monk ungeachtet seiner vielfachen Verwicklungen mit grofser Klarheit und Umsicht dargestellten Streites, deutlich wird, dafs es nicht, wie Wolf meint, die giftige Leidenschaftlichkeit der von seiner Gröfse gedrückten Genossen war, die diesen Kampf erregte, sondern die übermäfsige Willkühr und Despotie B's. selbst bei Verwaltung des Collegiums, die für den an die Formen absoluter Gewalt nicht gewöhnten Engländer unerträglich sein mufste. Veruntreuung der Collegiengelder im eigentlichen Sinne des Worts konnte ihm zwar nicht vorgeworfen werden; aber von Verwendung derselben mit Ueberschreitung aller gesetzlichen Formen, und zwar nicht jedesmal zum Besten des *College*, sondern oft zu seiner Bequemlichkeit und eignem Vortheil: wie überhaupt von rücksichtsloser Ue-

bertretung aller Statuten bei der inneren Verwaltung kann er nicht freigesprochen werden. Der Sinn der *Fellows* war durchaus nicht, wie Wolf ebenfalls meint, der der Gemeinheit und kleinlichen Eifersucht; mit edler Aufopferung vielmehr gingen sie in B's. erste Vorschläge zur Verbesserung der Räume des *College*, und später in seine grofsartigeren Baupläne ein, und trugen die Kosten von 6000 L. St. fast ganz allein, indem B. nur 300 L. St. beigesteuert hatte. Als er aber bei Besetzung der Stellen, Ertheilung der Grade, und anderen Beförderungen und Begünstigungen auf eine völlig unumschränkte, ungesetzmäfsige Weise verfuhr, seine Plane ohne die statutenmäfsige Bestätigung der ächt Seniores ausführte, und seinen Grundsatz „*it must be broken in order to be kept*" mit rücksichtsloser Gewalt und Verachtung seiner Genossen durchführte, kam die Verstimmung schon 1704. zum offnen Bruche. Sein ganzes Leben sehen wir von dieser Zeit an durch den Kampf mit denen zerrissen, für deren Wohl zu sorgen, und mit denen in Freundschaft zu leben, sein Amt ihm auferlegte: und anstatt durch ein edles Benehmen sich die Liebe seiner Collegen wieder zu erwerben, suchte er sie durch endlose Chikanen zu ermüden, indem er ihnen ihre Dividende vorenthielt, veraltete Observanzen, nur um sie zu quälen, und ihre gegen ihn zunehmende Gemeinschaft zu zerstören, wieder einführte, kleinliche Geldstrafen mit Strenge eintrieb u. dgl., was er sein „*rusty sword*" nannte. Hingegen begünstigte er die jüngeren *Fellows*, um sie sich zu gewinnen, mit Uebergehung der älteren, durch Ertheilung von Pfarr- und Kaplanstellen, Zuweisung von Pensionären und andere Vortheile. Er war dabei in seiner Leidenschaftlichkeit zu hartnäckig, um einzusehen, wie sehr er selbst seinem rühmlichen Unternehmen, das *Trinity College* zum *Focus* aller Wissenschaften auf der Universität Cambridge zu machen, durch diese von ihm selbst stets wach gehaltene Opposition schadete, und es wäre Unrecht seinen Gegnern die Schuld beimessen zu wollen, als hätten sie ihn in der Ausführung jenes Planes hindern wollen; sie forderten nur bei den grofsen Opfern, die B. zu jenem Zweck von ihnen verlangte, die ihnen gesetzlich zukommende Berücksichtigung, statt welcher ihnen stets nur hochfahrende und abweisende Antworten zu Theil wurden. Endlich 1710. vereinigten sich 30 *Fellows*, dem Bischof von Ely Dr. Moore, als Visitor des *College* eine Petition einzureichen, worin sie nach dem 40sten Artikel der Statuten der Königin Elisabeth auf die Absetzung ihres *Master* wegen Verschwendung der Collegiengelder und Verletzung der Statuten antrugen. — B's. Versuch seinen Gegnern durch eine schriftliche Rechtfertigung, in der Form einer *Letter to the Bishop*, beim Publikum zuvorzukommen, worin er seine gröfstentheils als sehr achtbare Männer bekannten Amtsgenossen als „*a debauched and profligate crew, destitute of learning, industry and principle*" darstellte, und durch empörenden Spott und Beschuldigungen zu verunglimpfen suchte, verfehlte seinen Zweck. Monk selbst bemerkt, dafs der Ton in dieser Vertheidigung nicht der eines verleumdeten Unschuldigen, sondern eines kecken Feindes sei, dem es mehr darum zu thun ist, den Krieg in das Gebiet seines Gegners zu spielen, als sich zu vertheidigen. In zahllosen Kämpfen, theils durch Flugschriften vor dem Publikum, theils vor Gericht, wurde von nun an dieser, Zucht und Ruhe des Collegiums störende, Streit bis nahe an B's. Tod geführt. Obgleich B. die Hauptpunkte der Klage nicht entkräften konnte, so wufste er doch, unterstützt durch das Wohlwollen von oben herab, das er durch seine anerkannte Gelehrsamkeit erworben hatte, und bei dem Wechsel der Staatsgewalt durch jedesmaliges Accommodiren seiner politischen Ansicht sich erhielt, den Prozefs, durch alle Instanzen bis vor das Oberhaus zu schleppen, indem er ihn mit der Hartnäckigkeit des geschicktesten Rabulisten, durch Wortklaubereien und alle seinem Scharfsinn nur erdenkbare Chikanen stets um das streitige Visitorrecht des Bischof von Ely drehte. Das Haus der Lords entschied endlich nach langer, sich durch zwei Sitzungen ziehenden Berathung, ungünstig für B., worauf der damalige Bischof von Ely, Dr. Greene, der dritte während des Prozesses, nach feierlicher Vorladung und Zeugenverhör den schon 72 Jahr alten Bentley 1734. seiner *Mastership* verlustig erklärte. Obgleich B. jetzt nachdem sein Prozefs dem *College* allein 4000 L. St. Kosten verursacht, und es dadurch in nahmhafte Schulden gestürzt hatte, seines Amtes *de jure* entsetzt war, und keine Gewalt ihn ferner schützen zu können schien, so rettete ihn dennoch sein kritischer Genius, der sich hinter einen nach Monk's Meinung wahrscheinlichen Schreibfehler, *Vice-Magistrum* statt *Visitatorem*, in dem 40. Artikel der Statuten, retirirend, seine faktische Absetzung unmöglich machte. In jenem Artikel stand nämlich, dafs ein zur Absetzung verurtheilter

*Master „sine morâ per eundem Vice-Magistrum officio Magistri privetur"*. Ohne daher bei der Botschaft von seiner Absetzung seinen guten Muth zu verlieren, hielt er, ungeachtet des Widerstrebens seines unermüdlichen Gegners Colbatch, da die Mehrzahl der zufällig anwesenden Seniores auf seiner Seite war, die bald darauf statutenmäfsig zur Aufnahme neuer Studenten Statt findende Sitzung, und, nach seiner gewohnten Weise, die aufgegebnen Themata im halben Scherz in Bezug auf den Stand seiner Angelegenheiten zu bringen, gab er den Candidaten aus *Terent. Eun. II*, 2, 44. 45. die Verse auf:

*hoc nunc dicis,*
*Ejectos hinc nos, omnium rerum heus vicissitudo est.*

Da der damalige *Vice-Master* Dr. Hacket jedoch wenig Lust zeigte, im schlimmsten Falle ein Opfer für B. zu werden, bewog dieser ihn zu resigniren, wodurch der treuste Partisan B's. Walker an seine Stelle trat, der seinen grofsen Freund selbst mit seinem Leben zu vertheidigen entschlossen, durch nichts, selbst durch kein *Mandamus*, dahin gebracht werden konnte, den Urtheilsspruch zu vollziehen, so dafs endlich mit dem Tode des Bischof Greene, am 18. Mai 1738. die Gegner, ihrer Hauptstütze beraubt, selbst vom Alter gedrückt und durch die ungeheuern Prozefskosten fast ruinirt, von ihren Verfolgungen abstanden, und B. im faktischen Besitz seiner *Mastership* liefsen. B. war damals 77 Jahr alt, und wer sollte nicht glauben, dafs er die wenigen Tage, die ihm noch übrig sein konnten, frei von gerichtlichen Plackereien zu leben gewünscht hätte; allein kaum in den Hafen der Ruhe eingelaufen, so fing er gegen seinen Hauptgegner Colbatch, einen Prozefs um 3 Sh. 6 p. an, welche dieser, als Rektor von Orwell, ihm, als *Archdeacon of Ely*, für seine Visitationen zu zahlen verpflichtet wäre, welche er jedoch in 37 Jahren nie persönlich gehalten hatte; und erpreste dieses Geld von dem in Gerichtshändeln weniger glücklichen Mann, nachdem er ihm noch 40 L. St. Unkosten verursacht hatte. Die Vermehrung der Gerichtskosten betrachtete B. überhaupt stets als die besten Alliirten gegen seine Ankläger, während er sich dagegen dadurch sicherte, dafs er seinen Handel zu einer Sache des *College* zu machen wufste; durch welchen Kunstgriff sogar seine Gegner, als Mitglieder des Collegiums, noch einen Theil seiner eignen Kosten zu den ihrigen tragen mufsten.

Die letzten vier Jahre seines Lebens finden wir ihn endlich frei von Gerichtshändeln, jedoch zugleich durch einen Anfall von Schlagflufs in seinen ferneren wissenschaftlichen Arbeiten gehemmt, an seinen Armstuhl gefesselt, um den er seine Freunde Walker, John Taylor, Markland, Wälker, und seine Neffen Thom. und Rich. Bentley unter wissenschaftlichen Gesprächen häufig um sich versammelte. Er soll oft geäufsert haben, er denke 80 Jahr alt zu werden, alt genug, um Alles zu lesen, was des Lesens werth sei; nach seiner eigenthümlichen Weise hinzufügend: *„Et tunc magna mei sub terris ibit imago"*. Er starb am 10. Juni 1742. an dem Anfalle eines *pleuritic fever*. Hätte man nach seinem Rath ihm sogleich eine Ader geöffnet, „so wäre, um mit Wolf's Worten zu reden, *der Kritiker vielleicht noch einige Jahre erhalten worden, wenn man bei der letzten seiner Conjekturen nicht erst auf fremde Bestätigung gewartet hätte*". Er hinterliefs nur ein Vermögen von 5000 L. St., obgleich er lange Zeit ein jährliches Einkommen von 13 — 1400 L. St. gehabt hatte; sein Sohn hatte ihn viel gekostet. Der Einflufs seiner ihn bis in das Grab verfolgenden Feinde bewirkte, dafs er auf seinem einfachen Grabstein nicht *Collegii Magister* genannt wurde; ohne dafs dadurch seinem Andenken der Ruhm der Nachwelt verkümmert wäre, die den grofsen Kritiker nicht nach seinen Titeln, sondern seinen Verdiensten um die Wissenschaften gewürdigt hat.

Diese zweite Seite von Bentley's Leben ist es aber, welche, seitdem persönliche Feindschaft oder gereizte Empfindlichkeit auch sie verkleinern zu wollen aufgehört hat, ihm den Ruhm des gröfsten Kritikers im Gebiet der klassischen Literatur erworben hat. Nur wenige habe über das bisweilen zerstörende Element seiner Kritik es vergessen, dafs er nicht nur in den von ihm herausgegebenen Werken, sondern auch durch Rat und Hülfe, und mehr noch durch eignes Beispiel un kühnes Vortreten in den Kampf gegen Jahrhunderte la veraltete und dadurch sich geltend machende Irrthüm den Boden des klassischen Alterthums gesäubert und d Augiasstall mönchischer Unwissenheit gereinigt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 59.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

*The life of Bentley, D. D. by James Henry Monk.*

(Schlufs)

Seine Werke und ihre Verdienste sind bekannt genug, und sein Horaz und Terenz wenigstens in den Händen eines jeden Philologen und Freundes der Römischen Literatur, so dafs es überflüssig wäre, des Vfs. sorgfältiges und oft bis ins Einzelne gehende oder unser eignes Urtheil darüber hier zu entwickeln, zumal da in dieser Hinsicht der treffliche Aufsatz von Wolf schon das Genügende gewährt. Unsre Aufgabe kann es hier nur sein, den Zusammenhang seines wissenschaftlichen mit seinem äufsern Leben, wie dieser sich aus Monk's Biographie ergiebt, nachzuweisen, weil wir dadurch wichtige Aufschlüsse für die Beurtheilung der inneren Beschaffenheit seiner Werke erhalten. Seine grofsartigsten Unternehmungen, die Ausgaben des Homer, Hesychius und N. T., und eine Sammlung sämmtlicher Fragmente der Griechischen Dichter, welche er in rein wissenschaftlicher Absicht unternommen hatte, und wozu er vorzugsweise befähigt war, sind zum Bedauern der gelehrten Welt unvollendet, erst nach seinem Tode, theils besonders, theils als Zugaben der Werke Anderer, bekannt geworden. Denn seine endlosen Kämpfe liefsen ihn nicht nur seinen literarischen Unternehmungen wenig ungestörte Mufse schenken, die er oft nur durch geschickte Erringung eines Monate lang aufgeschobenen gerichtlichen Termins erhalten konnte; sondern er war überhaupt so kampflustig geworden, dafs später seine bedeutendsten Werke aus reiner Opposition entweder unternommen oder, um zur rechten Zeit auf dem Kampfplatz zu erscheinen, beschleunigt, ja übereilt wurden. Seines ersten Streites über die Briefe des *Phalaris* ist oben schon Erwähnung geschehen, und ebensowenig wollen wir von seinen kleineren Streifzügen gegen seine gelehrten Zeitgenossen, wie Le Clerc, Barnes, Jac. Gronov, und seinen theologischen Fehden mit den Freidenkern sprechen, über welche alle Monk die genügendsten Aufschlüsse giebt, sondern nur seine gröfseren Werke berühren. Zuerst von diesen erschien sein Horaz; von ihm, nach den eignen Worten seiner Vorrede, gewählt, als ein *scriptor levioris operae materiaeque, quae animum tranquillum et defaecatum non tam requireret quam efficeret;* und dessen schon früh begonnene Ausgabe er, nach vielfachen durch den Prozefs mit seinen *Fellows* veranlafsten Unterbrechungen, dennoch zuletzt beschleunigen mufste, als seine Einwendung gegen das Visitorat des Bischof von Ely der Entscheidung der Königin vorgelegt war, um durch das Erscheinen eines bedeutenden Werkes die Stimme des Publikums und durch die vorangeschickte Dedikation an den damaligen Premierminister Lord Oxford, die Gunst der Regierung zu gewinnen. Selbst Monk tadelt die in der letzteren ausgesprochenen Schmeicheleien unsers Kritikers gegen seinen Maecenas, wenn er sie auch mehr dem Ungeschmack seines Zeitalters als B. selbst zur Last legen möchte. Die Ausgabe erregte wegen der ganz veränderten Gestalt des Dichters allgemeines Erstaunen, und Bewunderung wegen der gegebnen Beweise von Scharfsinn und grofser Gelehrsamkeit; auch nach oben hin verfehlte sie ihren Zweck nicht, indem lange Zeit eine königliche Prohibition das Verfahren des Bischof von Ely hemmte. Sein zweites gröfseres Werk, die Ausgabe des Terenz, begann er 1714, während der Prozefs gegen ihn in Ely-house endlich seinen förmlichen Anfang nahm, wurde aber unterbrochen und schien aufgegeben; als plötzlich die Ausgabe desselben Autors von seinem frühern Freunde Dr. Hare, dem er mit Unrecht die Schuld wegen der Vereitlung einer unter seiner Aufsicht beabsichtigten Herausgabe der Classiker *in usum Principis Frederici*, um die bekannten *Editiones in usum Delphini* zu verdunkeln, beimafs, B. anreizte, seine eigne Ausgabe mit möglich-

ster Eile, so dafs das Manuskript bisweilen noch nafs in die Presse geschickt wurde, zum Untergange der seines früheren Freundes auf den Kampfplatz zu schicken. Da Hare zugleich eine Ausgabe des *Phaedrus* angekündigt hatte, so eilte B., um ihm einen zweiten empfindlichen Schlag zu versetzen, ihm hierin sogar zuvorzukommen, ohne andere eigne Vorarbeitungen als einige Emendationen, die er bei der Lektüre an den Rand seiner Ausgabe geschrieben hatte, und jetzt oft ohne weitere Erklärung und besonderen Grund, in den Text nahm. Hierdurch gab er aber gerade seinem Gegner die beste Gelegenheit, sich wegen dieser und der früheren Beleidigung in einer *Epistola critica* zu rächen. In ähnlicher Absicht beschlofs er, um P. Burmann wegen einiger tadelnden Aeufserungen über seinen *Phaedrus* zu züchtigen, den *Lucan* und *Ovid* herauszugeben; allein andre Umstände vereitelten Beides. War er frei von literarischen oder gerichtlichen Kämpfen, so betrieb er mit Eifer die Herausgabe der drei Werke, an deren Vollendung er noch in seinem 65sten Jahre im Ernst dachte, des *Manilius*, *Homer* u. N. T. Zu dem letzteren, für dessen kritischen Apparat er kein Geldopfer gescheut hatte, erwartete er nur noch die Collation des *Ms. Vatic.*; wirklich von ihm vollendet und herausgegeben wurde aber von diesen Werken nur der *Manilius*, der seit 45 Jahren vorbereitet, schöner als seine früheren Werke, auf deren Aeufseres er überhaupt viel gab, ausgestattet, im Jahre 1739, nachdem sich der Sturm im *College* gegen ihn endlich völlig gelegt hatte, erschien; das einzige Werk, dessen Herausgabe äufsere Kämpfe weder veranlafst noch vereitelt hatten. Sein unglücklichstes Unternehmen, das seinen Zweck, ihn seinen Richtern im Oberhause zu empfehlen, nicht nur gänzlich verfehlte, sondern auch seinen oben erwähnten Grundsatz „*that no man was ever written out of reputation but by himself*" an ihm selbst von Neuem, aber auf die entgegengesetzte Weise bestätigte, war seine Ausgabe von *Milton's verlornem Paradiese*, worin er unter Annahme der willkührlichsten, auf die Blindheit des Verfs. gestützten Hypothesen, nach seiner gewohnten Art die alten Klassiker zu behandeln, des grofsen Dichters Werk wie das Exercitium eines Schülers korrigirte, und bei allem auch dabei bewiesenen Scharfsinn doch nur aus Poesie, Prosa machte. — Mit der Ausgabe des *Manilius* schlofs B. seine literarische Laufbahn, ohne deshalb aufzuhören, bis an sein Ende rastlos in den Wissenschaften zu forschen; die Entdeckung durch das *Digamma Aeolicum* das Homerische Metrum herzustellen, ist die bekannteste Frucht seiner letzten Untersuchungen.

Seine hinterlassenen Papiere und Randbemerkungen fielen nach seinem Tode an seinen Neffen Richard Bentley, der nie etwas davon bekannt machte, aber sämmtliche Manuskripte nebst dem kritischen Apparat zu der Ausgabe des N. T., seinen korrigirten Text des *Homer*, sammt den handschriftlichen Noten, den *Hesychius* und *Hephaestion* dem *Trinity College* vermachte. B's. Enkel Cumberland, der von seinem Oheim einen beträchtlichen Theil der Klassiker seines Grofsvaters mit dessen Randbemerkungen, nebst seiner literarischen Korrespondenz erhalten hatte, übergab die Handschriften ebenfalls dem *Trinity College*; die Bücher verkaufte er dem Buchhändler Lackington, der sie aus edlem Eifer für die Wissenschaften dem Britischen Museum ohne kaufmännischen Gewinn überliefs. Was hiervon dem Publikum später mitgetheilt worden, ist theils bekannt, theils von Monk im Verlaufe seines Werkes auf das genauste nachgewiesen. Allein aufser den erwähnten Schriften besitzt die Literatur in den Werken vieler seiner gelehrten Zeitgenossen zerstreut die Früchte von B's. Gelehrsamkeit; denn bei aller Selbstsucht, die er seinen Feinden oder Nebenbuhlern gegenüber zeigte, bewies er gegen seine gelehrten Freunde und Männer, die er achtete, die gröfste Liberalität. So unterstützte er *Küster* bei seiner Ausgabe des *Aristophanes*, *Davies* bei seinen *Quaestiones Tusculanae Ciceros*, *Alberti* zum *Hesychius*, auf das uneigennützigste mit seinen gelehrten Sammlungen; *Peter Needham*, einem *Fellow* von St. Johns schickte er zu seiner Ausgabe des *Hierocles* seine eigenen bei der Lektüre gesammelten Emendationen, welche Needham aus Respekt gegen den berühmten Geber alle ohne weitere Prüfung in den Text nahm, aber dafür harte Züchtigung durch die Feder Christoph Wolf's erleiden mufste. Bekannt ist die Theilnahme, welche er dem aufblühenden Genie Hemsterhuis's bewies, und nach seiner Ausgabe des *Julius Pollux* zeigte, wie durch dieser grofse Philologe selbst bekannte, erst auf den rechten Weg in seinen Griechischen Studien geleitet worden zu sein. Nicht weniger eifrig sorgte er für das äufsere Wohl seiner gelehrten Freunde, denen er so oft er konnte, zu ansehnlichen Stellen verhalf, oder die er auf das gastfreiste und zuvorkommendste bei sich

aufnahm, obgleich Gastfreiheit im weitern Sinne nicht zu den Hauptugenden B's. gehörte; er versehmähte es durch zerstreuende Geselligkeit, die seinem Geiste keine Nahrung gab, die wenige ihm bleibende Muse zu zersplittern.

Das ist ungefähr der Umriss von dem Leben des *Prince of Scholars*, mit welchem Titel, als mit dem Dahinscheiden von B's. oft drückender Persönlichkeit jeder Angriff gegen ihn aufhörte, alle Gelehrte ihm zu ehren sich vereinigten. Monk erkennt dieses Leb vollkommen an, schliefst aber sein Werk mit dem Bedauern, und wir stimmen mit ihm überein, dafs B. seid nes kritisches Talent, welches er so glänzend in seinen Abhandlungen über den *Dialaris* in seinem 38sten Jahre entwickelt hatte, später zur blossen Conjekturalkritik gemifsbraucht habe, obgleich er für ein höheres Feld der Kritik geschaffen war. Wir fügen zu diesem Bedauern noch das viel schmerzhaftere hinzu, dafs er eine Zeitgenossen sowohl als die Nachwelt um die schönsten Früchte seines bewundrungswürdigen Scharfsinns dadurch brachte, dafs er ihn zum Diener seines Despotismus, Eigennutzes und seiner Eifersucht machte, wenn wir auch das harte Urtheil des Englischen Recensenten nicht unterschreiben wollen, dessen eigne Worte über B's. Verwaltung des *Trinity College* wir jedoch am Schlufs hinzufügen, als ein Beispiel von dem Eindruck, den sein gewaltsames und herrisches Verfahren auf seine Landsleute macht. Er äufsert sich darüber im angeführten Hefte des *Edinb. Rev.* p. 337. so: „*His government of Trinity College was that of an unprincipled despot. If any manager of a great theatre had conducted himself in the same rapacious and coercive manner, the tradition of each successive generation of players would have described him as a sad*". Doch der unsterbliche Ruhm seiner Gelehrsamkeit möge die Fehler des *Master of Trinity* uns vergessen lassen.

E. Bonnell.

## XXXV.

*Treatise on Optics by David Brewster. London* 1831. 8. *).

Der Reichthum optischer Erscheinungen ist selbst den Physikern nur wenigen in seiner Totalität bekannt, da zur Darstellung mancher wesentlichen Versuche Apparate erfordert werden, die nicht jedem zugänglich sind. Daher mag es wohl kommen, dafs in sonst guten physikalischen Lehrbüchern die Phänomene des Lichtes oft so ungenügend behandelt sind, dafs statt einer Darstellung, in welcher sich die durch Erfahrung gewonnene Ueberzeugung klar ausspricht, wir den schwankenden Bericht eines Nacherzählenden vernehmen. Dafs dieis bei einem Werk von Brewster nicht der Fall sei, darf nicht erst bemerkt werden, da unter allen jetzt lebenden Physikern er in diesem Gebiete wohl am meisten beobachtet und experimentirt hat. Wir dürfen daher eine vollständige Darstellung unsers empirischen Wissens vom Licht erwarten, aber, wie es im Motto heifst: *freed from mathematical symbols and technical terms and illustrated by facts and experiments, which are level to the capacity of ordinary minds*, also durchaus populär.

Das Buch zerfällt in 4 Abschnitte. Im ersten Th. werden die geometrischen Seiten der optischen Erscheinungen kurz dargestellt, die Gesetze der Spiegelung und Brechung auf ebenen und krummen Oberflächen durch Konstructionen veranschaulicht. Der zweite enthält die Lehre von den Farben, von der Doppelbrechung und Polarisation. Der dritte beleuchtet die sich von selbst darbietenden der Optik angehörigen Phänomene, nämlich: die atmosphärischen des Regenbogens und der Höfe, die natürlichen Farben der Körper, das Organ des Sehens mit seinen subjectiven Farbenerscheinungen. Im vierten endlich sind die optischen Instrumente erläutert.

Dafs die Mannigfaltigkeit der Farben, von welchen man 11000 Nüancen bei dem Mosaik unterscheidet, auf 3 Grundfarben zurückgeführt werden könne, nämlich Blau, Gelb und Roth ist durch Mayer's Farbendreieck und Lambert's Farbenpyramide längst bekannt. Dafs aber die sieben Farben, welche Newton im Spectrum unterschied, aus jenen einfachen zusammengesetzt seien, sucht p. 74. Brewster durch folgenden Versuch zu erweisen. Betrachtet man durch ein blaues Glas das Spectrum, so sieht man das Blau am intensivsten an der Stelle, wo man in ihm mit blofsem Auge blau sieht, man sieht es noch deutlich an der Stelle des Grün und

*) Ein kleiner Octavband von 383 Seiten mit 177 im Text vertheilten zierlichen Holzschnitten, Druck und Papier vortrefflich wie bei allen Bänden von Lardner's *Cabinet Cyclopaedia*, von welcher diefs ein Theil ist, der für 6 sch. besonders erhalten werden kann.

Indigo, weiterhin sehr schwach. Durch ein gelbes Glas erscheint intensives Gelb an der Stelle des Gelb, schwächer an der Stelle des Grün und Orange, mit fast unmerklicher Intensität in den übrigen Theilen des Spectrum. Durch ein rothes Medium endlich ist das intensive Roth im Orange schon sehr geschwächt und nach den Enden des Spectrum hin sehr wenig sichtbar. Das Spectrum kann also aus einem blauen, gelben und rothen Spectrum bestehend gedacht werden, die einander theilweise übergreifend die Mittelfarben erzeugen, deren an ganz verschiedne Stellen fallende Intensitätsmaxima aber hier die ursprünglichen Farben in fast ungetrübter Reinheit erscheinen lassen *). Welche Vertheilung der Lichtstärke hieraus in dem mit bloßem Auge gesehenen Spectrum entsteht, ist aus den trefflichen Messungen von Frauenhofer bekannt, welche p. 88. erwähnt sind, wo der thermischen Vertheilung, der chemisch verschiedenen Wirkung und der behaupteten magnetischen Erregung ebenfalls gedacht ist.

Zwei gleichwinklige Prismen derselben Glassorte als Parallelogram zusammengelegt, zeigen ein durch sie betrachtetes Object ungefärbt, hingegen wenn die Medien verschieden sind, mit Farbensäumen, die man secundäre genannt hat. Die auf diesen Versuch gegründete Achromasie ist in Fig. 52. durch 2 nebeneinandergelegte Spectra von Cassiaöl und Schwefelsäure von gleicher Länge anschaulich gemacht, das wahre Verständniß derselben ist aber p. 375. durch Frauenhofer's Messung der festen Linien des Spectrum gegeben, durch welche er die Achromasie zu dem Grade der Vollendung gebracht hat, wie wir sie in seinem Instrumente bewundern.

Nach dem Princip der Interferenzen kann man durch zusammenfallendes einfaches Licht ebenso Dunkelheit erzeugen, wie durch zusammenfallende tönende Schwingungen in der Luft Stille. Jene dunkeln Linien, in welchen man das Licht nicht sieht, sind ebenso gekrümmt, wie die Ruhelinien fester Körper, die wir Klangfiguren nennen, sie erscheinen auf Flüssigkeiten, wenn man an einer bestimmten Stelle entstehende Wellenthäler durch gleichzeitig ankommende Wellenberge ausfüllt. Sollen Farben am weißen Licht entstehen, so muß daher Licht mit Licht zusammentreffen, denn nur wenn von der Totalität der Schwingungen bei einem bestimmten Wegesunterschiede die gewisse Farben bedingenden durch Interferenz einander aufheben, können in den dadurch entstehenden Dunkelheit die bei demselben Wegesunterschied coincidirenden der andern Farben in uns den Eindruck derselben erregen.

Dieses Zusammentreffen des Lichtes mit geringen Wegesunterschiede kann nun auf mannigfache Art erhalten werden, durch Spiegelung von den zwei Flächen eines dünnen durchsichtigen Körpers, wie bei Seifenblasen, dem Anlaufen des Stahls, welches bei einer bestimmten Farbe festgehalten werden kann, so lange die darüber gelegte Schicht noch dünn genug ist, um durchscheinend zu bleiben, den dünnen Luftschichten zwischen zusammengedrückten Gläsern und den Spalten der Krystalle. Es sind die Farben, welche durch die Stellung des Auges sich verändern, da der senkrecht gesehene Zwischenraum kleiner ist als der schief betrachtete.

Die Farbensäume am Schatten dünner Körper in stark divergirendem Lichte gehören hierher. Hier trifft die am Rande des Körpers sich brechende Welle, die neben demselben ungestört fortschreitende. Ein complicirtes Beispiel jener Erscheinungen sind die glänzenden Farben durch Glasgitter, von denen man schon ein recht deutliches Bild erhält, wenn man durch eine unverletzte Feder oder die gesenkten Wimpern nach einer Flamme sieht. Bei undurchsichtigen Körpern endlich kann durch parallele Fürchen jener Wegesunterschied bei der Reflexion hervorgebracht werden, indem das aus der Furche reflectirte Licht mit dem von den Kanten zurückgestrahlten sich trifft. Die Perlenmutterfarben (Fig. 63.) entstehen durch solche natürliche Fürchen, sie lassen sich daher in schwarzen Siegellack abdrücken. Regelmäßiger kann man aber glänzende Perlenmutterfarben hervorbringen, wenn man Strahlgitter auf Messingknöpfe preßt, wie Barton gethan hat.

*) Die hierbei anzuwendenden Gläser müssen sehr gut gewählt sein, denn bei Wiederholung der Versuche konnte ich durch 2 zwischengehaltene gelbe Gläser das Grün im Spectrum nicht in Gelb verwandeln, obgleich sie auf Blau und Violett so verdunkelnd wirkten, daß der im Spectrum einer Weingeistlampe, deren Docht mit Kochsalz eingerieben ist, sehr kenntliche blau und violette Saum vollkommen verschwand, so daß allein gelb übrig blieb.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 60.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

März 1832.

*A Treatise on Optics by David Brewster. London* 1831. 8.

(Schluss.)

Die 55ste Figur macht die Interferenzerscheinungen in divergirendem Lichte recht anschaulich, wesentlich aber für das Verständniss aller ist die 56ste, wo die Wellenlängen spiralförmig um den Berührungspunkt an einander gedrückter Gläser aufgetragen sind. Die zusammengesetzte Farbe in jeder beliebigen Entfernung von der Mitte, kann erhalten werden, wenn man von ihr aus mit der Entfernung als Halbmesser einen Kreis beschreibt. Die Zahlwerthe für die Wellenlängen sind nach Herschel p. 136. gegeben.

Von den Farbenerscheinungen wendet sich der Vf. vom 17ten — 30sten Capitel zu denen der Doppelbrechung und Polarisation, deren geometrische Verhältnisse zuerst betrachtet werden. Alle zum regulären System gehörigen Krystalle, Flüssigkeiten, Gase und feste Körper, welche durch langsames Abkühlen aus dem flüssigen Zustande erhalten wurden, zeigen keine Doppelbrechung. Die doppelbrechenden Körper zerfallen in ein- und zweiachsige, diese dem prismatischen System angehörig, jene auf einachsige primitive Formen reducibel, welche in Fig. 72 – 76. dargestellt sind, wo unter denselben 49 untersuchte Krystalle angeführt werden. Da bei diesen das Bild nur einfach erscheint, wenn das Licht in der Richtung der Krystallisationsachse einfällt, diese also zugleich die optische Achse ist, so lässt sich an die krystallographische Betrachtung leicht die geometrische Konstruction anknüpfen, welche Huyghens gab, um den Weg des ausserordentlichen Strahles zu bestimmen, und durch die Unterscheidung der Ellipsoide, welche durch Drehung um die grössere und kleinere Achse der erzeugenden Ellipse entstehen, die Klassification der einachsigen Krystalle in positive und negative veranschaulichen. Bei den zweiachsigen Krystallen aber, wo die optischen Achsen selbst erst resultirende der krystallographischen sind, wo beide Brechungen ausserordentlich, ausserdem die Achsen für verschiedenfarbiges Licht verschieden werden, lässt sich geometrische Construction nicht mehr anwenden, und daher mag es wohl kommen, dass Brewster das Fresnelsche Gesetz nicht anführt, dessen Zusammenhang mit dem von Huyghens und Snellius nur deutlich wird, wenn man die Geschwindigkeit des Lichtes statt der Form der Lichtwelle in die Betrachtung einführt. Sonst ist dieser Abschnitt vollständig, denn auch der Anomalie bei dem Analcim ist gedacht, ebenso der Verfahrungsarten in unkrystallisirten Körpern durch Abkühlung, Druck, Erhärtung, Doppelbrechung zu erzeugen.

Dass das durch Doppelbrechung getheilte Licht Eigenschaften besitze, welche jede seiner Hälften von der andern, und beide von gewöhnlichem Lichte unterscheide, hat Huyghens zuerst durch den bekannten Versuch mit zwei übereinander gelegten Kalkspatplatten gezeigt. Aber erst durch Malus wurde die Bedeutung dieses Unterschiedes erkannt, dem es gelang durch Reflexion unter bestimmten Winkel das Licht zu polarisiren. Dieser Winkel ist nach Brewster's Gesetz der, wo der reflectirte Strahl senkrecht steht auf dem gebrochenen, und es ist daraus klar, dass selbst unter dem Polarisationsmaximum nicht vollkommene Polarisation stattfinden kann, indem für die verschiedenen Farben nicht jener Bedingung zugleich genügt werden kann, also bei stark zerstreuenden Medien ein merklicher Farbenschimmer entstehen muss. Die theilweise Polarisation, welche unter andern Winkeln als dem Polarisationswinkel sich zeigt, hat man durch Mischung polarisirten und unpolarisirten Lichtes erklärt. Dagegen bemerkt aber Brewster, dass wenn man polarisirtes Licht so einfallen lässt, dass die Polarisationsebene desselben einen Winkel von 45° mit der Reflexionsebene macht, jene bei wiederholten Reflexionen so abgelenkt werde,

benutzt, ohne sich auf ihren Wegen zuweit von dem Ziele zu entfernen, das er sich selbst vorgesteckt hatte, und man wird hier nichts vermissen, was man in einem *Grundrifs* der Flechtenkunde billigerweise erwarten kann. Hrn. Wallroth's Schriften scheint er nicht ganz durchgelesen zu haben, was Hrn. Fries, als einem Ausländer, zu verzeihen ist. Etwas auffallend war dem Rec. die fast zu grofse Vorliebe des Vfs. für eine gewisse Tetradik, die sich sogar auf die Eintheilung der Abschnitte erstreckt und hie und da Flickparagraphen erzeugte, welche den übrigen an Werthe nachstehen. Noch mehr aber als dieses bedauern wir das mühsame Streben nach philosophischer Strenge und compendiarischer Kürze des Ausdrucks, welches den Vf. in einen Kampf mit dem Genius der Lateinischen Sprache verwickelte, wobei der kräftige Nordländer dem zarten Knaben gar manches Leid zufügte, welches ihm die Freunde und Gönner desselben schwerlich verzeihen werden. Nachsichtiger als diese, und auf das Uebergewicht der Lichtseite des Werks hinblickend, beklagt Rec. nur dieses, dafs die Klarheit oft durch Schwierigkeiten des Ausdrucks getrübt worden, und dafs daher dem ungeübten Leser von seiner Lectüre nicht so viel im Gedächtnisse bleiben wird, als zu wünschen wäre.

Die *Clavis dispositionis Lichenum Europaeorum* beginnt mit dem Motto:

*Τὸ γράμμα ἀποκτείνει, τὸ δὲ πνεῦμα ζωοποιεῖ,*

und diese tiefen Worte sind der Schlüssel der Disposition, die unter 2 Ordnungen, deren jede 4 Tribus einschliefst, 34 Gattungen aufstellt. Wenn zwei Mal vier nicht acht und vier Mal acht nicht zwei und dreifsig wäre, würden vielleicht die Flechten-Gattungen des Hrn. Fries für alle Zeiten musterhaft zu nennen sein. — Wir können uns hier nicht auf eine tiefere Beurtheilung der Gattungen, noch viel weniger aber der Arten einlassen, und wollen daher nur unsere Zufriedenheit darüber zu erkennen geben, dafs die Gattungen durch eine zweckmäfsige Absonderung einen naturgemäfsen, anschaulichen Umrifs erhalten haben. Die Charaktere der Gattungen und Arten sind neu, kurz und sehr treffend; die Synonymik ist auserlesen und — häufig auf Original-Exemplare gestützt, für Acharius Werke, denen der Vf. etwas einseitig und nicht ohne einige Ungerechtigkeit gegen Flörken anhängt, ist sie *classisch*; die Beschreibungen tragen mehr den Charakter der Erläuterung, Nachweisung, verständiger Fingerzeige für Kenner, als den der Description im gewöhnlichen Sinne, was uns nach dem Plane und der Bestimmung des Werks ebenfalls sehr wohl gefällt. Eins aber vermissen wir ungern: die gesonderte Aufführung der Varietäten. Zwar liegen diese im Allgemeinen sowohl der Klasse, als des natürlichen Charakters der Gattungen; man kann sie sich vollständiger an jeder Stelle hinzudenken, als sie der geschickteste Systematiker hinschreiben könnte; aber man darf doch nicht vergessen, dafs die sogenannten Spielarten gesetzlich bestehende, identisch wiederkehrende Wesen, ideale Individuen sind, die als solche körperlichen Anspruch machen und ausgesprochen sein wollen; sie müssen also so vollständig wie möglich festgestellt werden, damit sie auch in Herbarien Ort und Stelle vorbereitet finden, und nicht, der persönlichen Willkühr überlassen, endlos schwanken, oder ganz vernachlässigt wieder untergehen.

Zum Schlusse stehe hier die Grundeintheilung des neuesten Lichenensystems, wie wir es in der *Lichenographia Europaea* von dem Flechtenbaue ausgehend, aufgestellt finden.

*Ordo I. Gymnocarpi.*

*Trib.* 1. *Parmeliaceae.*

*A. Usneaceae Eichw.* — *Usnea; Evernia; Ramalina; Roccella.*

*B. Parmelieae.* — *Peltigera, Sticta, Parmelia, Dirina, Gyalecta.*

*Trib.* 2. *Lecidinae.* — *Stereocaulon, Cladonia, Baeomyces, Biatora, Lecidea.*

*Trib.* 3. *Graphideae.* — *Umbilicaria, Opegrapha, Lecanactis.*

*Trib.* 4. *Calicieae.* — *Coniocybe, Calicium.*

*Ordo II. Angiocarpi.*

*Trib.* 1. *Sphaerophoreae.* — *Sphaerophoron, Siphula.*

*Trib.* 2. *Endocarpeae.* — *Endocarpon, Sagedia, Chiodecton, Pertusaria.*

*Trib.* 3. *Verrucarieae.* — *Segestrella, Verrucaria.*

*Trib.* 4. *Limborieae.* — *Pyrenothea, Cliostomum, Limboria, Strigula.*

Angehängt sind noch vergleichende Dispositionen nach den Früchten, nach dem Thallus an sich, nach dessen Fortbildung in und mit der Frucht; — auch die *Indices* dürfen nicht unerwähnt bleiben, da nicht nur das Register der Arten und ihrer Synonyme sehr zweckmäfsig und vollständig bereitet ist, sondern auch aufser diesem noch ein *Index Michelianus* und ein *Index Dillenianus*, die von diesen Vorfahren abgehandelten Flechten nachweisen.

Nees von Esenbeck.

Nro. 61.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## XXXVII.

***Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne et particulièrement en Prusse. Ire Partie, par Victor Cousin, conseiller d'état, professeur de philosophie, membre de l'institut et du conseil royal de l'instruction publique. Paris* 1832. 110 S. 4.**

Dem Staatsrath und Professor Hrn. Cousin war im Frühlinge des vorigen Jahres von der Französischen Regierung der Auftrag geworden, über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Deutschland und besonders in Preufsen genaue und vollständige Nachrichten einzuziehen. Zur Erledigung dieses viel umfassenden schwierigen Auftrags, welcher der Regierung, die ihn ertheilte, nicht weniger als dem Lande, auf das er sich erstreckte, zur Ehre gereicht, war dem Hrn. Cousin nur der kurze Zeitraum von sechs Wochen vergönnt. Im vorliegenden ersten Theile seines an den Minister Hrn. Grafen von Montalivet erstatteten Berichts sind die Bemerkungen und Nachrichten zusammengestellt, welche er auf seinem Wege nach Berlin über die verschiedenen Theile des öffentlichen Unterrichts in Frankfurt am Mayn, in Weimar, in der Landesschule zu Pforta und in Leipzig, so weit es die ihm gebotene Eile der Reise erlaubte, zu sammeln Gelegenheit fand. Wer den mit Deutscher Art und Wissenschaft wohl befreundeten Verf. noch nicht näher kennt, wird sich über seine ausgezeichnete Befähigung, das Deutsche Unterrichtswesen richtig aufzufassen, zu einem günstigen Vorurtheile schon durch den Eingang seines Berichts gestimmt fühlen, wo er seine beifällige Freude darüber ausspricht, dafs die heilige Schrift, der Katechismus und die biblischen Geschichten die Grundlage des öffentlichen Unterrichts in Deutschland bilden, und wo er zugleich seinen Schmerz darüber nicht verhehlt, dafs Frankreich eines solchen wahrhaftigen Volksbuchs entbehrt, als wir in der kraftvollen und lebendigen Bibel-Uebersetzung unsers Luther besitzen. Der ganze Fortgang des Berichts zeugt aufs unzweideutigste von der Begeisterung und rastlosen Thätigkeit, mit welcher Hr. Cousin den hohen gemeinnützigen Zweck seiner Sendung zu erreichen strebte, von seiner gebildeten Einsicht in die wesentlichen Bedürfnisse des öffentlichen Unterrichts und von der Freiheit seines Geistes, welcher das Eigenthümliche der diesseitigen Schuleinrichtungen raschen sicheren Blicks auffafst, das Tüchtige und Zweckmäfsige, wo er es findet, wohlwollend anerkennt, und die Mängel und Gebrechen seiner Heimath mit edler Freimüthigkeit aufdeckt und rügt. Bei solchen trefflichen Eigenschaften ist es wohl zu beklagen, dafs er der Untersuchung aller verschiedenen Zweige des öffentlichen Unterrichts in der freien Stadt Frankfurt, im Grofsherzogthume Weimar, und Königreiche Sachsen nur fünf Tage widmen, für die Landesschule in Pforta nur einige Stunden erübrigen konnte, und deshalb genöthigt war, sich mehr aus den von Anderen eingezogenen Nachrichten und aus den bereits bekannten Reglements und gesetzlichen Bestimmungen als aus eigenen vielseitigen Beobachtungen sein Urtheil zu bilden. Nichtsdestoweniger ist es seinem Scharfblicke und seiner ungemeinen Darstellungsgabe gelungen, ein im Ganzen treu aufgefafstes Bild von den betreffenden Schulen und Lehranstalten zu geben, und sie mit den ähnlichen Instituten und Einrichtungen seines Vaterlandes auf's verständigste in Beziehung zu setzen. Anstatt des Lobes, welches er fast ohne Ausnahme allen von ihm erwähnten Deutschen Lehranstalten und Schuleinrichtungen spendet, weiter zu gedenken oder Behauptungen und Angaben, die einer Berichtigung bedürfen, im Einzelnen hervorzuheben, sollen hier vielmehr die im Buche zerstreuten Bemerkungen und Vorschläge, zu welchen er sich in Bezug auf den öffentlichen Unterricht seiner

Heimath durch die in Deutschland gesammelten Erfahrungen gedrungen sieht, zu einem übersichtlichen Ganzen verbunden werden, um die jenseitigen Zustände ins rechte Licht zu stellen und den diesseitigen auch bei denen, die dem Fremden huldigen und das Einheimische gering achten, eine richtigere Würdigung zu verschaffen.

Hoffend, dafs die Kammern in Anerkennung des furchtbar verwahrlosten Zustandes des Elementarunterrichts in Frankreich ihre gegenwärtige Sitzung vorzüglich der Berathung über ein erschöpfendes Gesetz zur Abhülfe dieses geistigen Jammers widmen würden, hat Hr. Cousin der zweckmäfsigen Gestaltung der Volksschulen, ohne welche es der Verfassung eines jeden Staats an einem sichern Boden fehlt, seine besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewandt. Wohl wissend, dafs die Religion die Grundlage wie des Staats, so auch der Schule bilden mufs, räth er aufs dringendste, die heiligen Schriften mit der biblischen Geschichte, welche sie erklärt, und dem Katechismus, der sie zusammenfafst, zur Bibliothek der Jugend und der Primärschulen zu machen; er will und kann zwar nicht den heilsamen Einfluſs, den in Deutschland die protestantische Geistlichkeit, „*die Befreierin und Wohl-*„*thäterin des Landes*", in den Volksschulen übt, auf „*das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts*" übertragen, wo die Geistlichkeit diese edle Rolle nicht gewollt hat; aber es scheint ihm und mit Recht abgeschmackt, in einem Lande, wo der Fanatismus der Abstraktion und der Desorganisation noch nicht so weit geht, jeden Unterricht in der Sittenlehre und Religion aus den Volksschulen verbannen zu wollen, wo vielmehr der christliche Glaube noch in vielen Familien lebt, der Geistlichkeit jede Einwirkung auf die Volksschulen zu versagen, und dem Unterrichte jede religiöse Bürgschaft zu entziehen. Nach den Vorschlägen des Hrn. Cousin sollte jede Gemeinde eine Elementarschule, jedes Departement ein Seminar zur Bildung von Elementarschullehrern haben, der Elementarunterricht so viel als möglich Kommunalsache seyn, die Unterhaltung der Schule und des Lehrers der betreffenden Gemeinde zur Last fallen; allen Eltern in Folge eines Gesetzes die Verpflichtung obliegen, ihre Kinder in die Schule zu schicken; für die Beaufsichtigung der Elementarschulen in jedem Departement und jedem Kanton eine wohl organisirte Provinzial- und Kantonalbehörde, welche sich zu ihren Korrespondenten und Agenten des Maire's und des Pfarrers, als der natürlichen Schulinspektoren eines jeden Orts, bedienen könnte, mit den erforderlichen Befugnissen und Rechten bestehen; ein gleichförmiger Lehrplan für alle Elementarschulen vorgeschrieben; Niemand, welcher nicht in einem Seminar gebildet und in den nothwendigen Prüfungen wohl bestanden ist, zum Schullehrer ernannt, und für die Fortbildung der schon angestellten Lehrer durch Normalcurse, Konferenzen und andere zweckmäfsige Mittel, sowie für ihre Hinterbliebenen im Falle ihres Ablebens durch Gründung von Schullehrer- Wittwen- und Waisenkassen gesorgt werden. Die Einführung eines Schulgeldes und die Erhebung desselben durch den Steuereinnehmer des Orts erscheint dem Hrn. Cousin nothwendig, so wie er es auch räthlich erachtet, den Bau der Schulhäuser nicht nach der Willkür der Gemeinden, sondern nach einem gesetzlich vorgeschriebenen Bauplane ausführen zu lassen. Ein besonderes Gewicht legt er auf die Einführung des Gesangunterrichts, (*c'est là, que se revèle le génie musical et religieux de l'Allemagne*) auf die Errichtung von Warteschulen für die noch nicht schulfähigen Kinder, und auf die Abfassung zweckmäfsiger Lese- und Lehrbücher für den Volksunterricht. An die letzteren macht er die richtige Anforderung, dafs sie eine gehörige Stufenfolge beobachten, die Gründlichkeit, „welche das gewissenhafte Talent der Deutschen überall hineinträgt", mit dem Ernste, der immer in Begleitung der reinen Liebe für die Sache ist, verbinden, sich von jeder Pedanterie, wie von der Sucht, alles leicht machen zu wollen, weit entfernt halten, und besonders jene verderbliche Oberflächlichkeit und fade Sentimentalität der Französischen Lesebücher vermeiden sollen, welche Wunder zu thun vermeint, wenn sie sich mehr an das Gefühl und die Einbildung als an die Vernunft und den Geist wendet. —

Aus solchen und ähnlichen Vorschlägen und Bemerkungen des Hrn. Cousin geht nur zu deutlich hervor, dafs es in Frankreich, wie auch andere Berichte glaubwürdiger Männer beweisen, kaum zu den ersten Anfängen eines geregelten Elementarunterrichts gekommen, und bisher von der Regierung sehr wenig gethan ist, um der geistigen Noth der unteren Volksstände gründlich zu begegnen, und den unruhigen und finstern Dämon der *Revolution* dadurch zu beschwören, dafs an ihre Stelle endlich eine *Reformation* im Deutschen Sinne trete, welche die Gei-

ster wahrhaft frei macht, und eine einfach gediegene Volksbildung zu ihrem Gefolge hat. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, dafs die Vorschläge des Hrn. Cousin zur Verbesserung des Elementarunterrichts in Frankreich, welcher Modifikationen im Einzelnen sie auch noch fähig seyn mögen, alles Wesentliche, worauf es in dieser hochwichtigen Angelegenheit zunächst ankommt, berühren und umfassen. Aber welch ein Heer von Hindernissen und Schwierigkeiten tritt der Verwirklichung dieser trefflichen Vorschläge in dem Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts entgegen! Der Friede des Staats mit der Kirche, ohne welchen die unentbehrliche Einwirkung des Clerus auf die Volksschulen nur ein frommer Wunsch bleibt, ist noch nicht geschlossen; voll Mifstrauens steht die Regierung mit den Männern der Julirevolution der katholischen Geistlichkeit gegenüber. — Ein die Rechte und Pflichten der Communen rücksichtlich der Fürsorge für das Elementarschulwesen genau bestimmendes Gesetz mufs erst erlassen werden, ehe es möglich ist, diese wichtige Angelegenheit in die Hand der Gemeinden und ihrer Vertreter zu legen. — Für ein noch zu gebendes Gesetz über die Schulpflichtigkeit, welche die Grundbedingung eines geregelten Volksschulwesens ausmacht, dürfte nach der bisherigen Erfahrung die Zustimmung der Kammern um so weniger zu erwarten sein, je entschiedener die nothwendigen Bestimmungen und Folgen eines solchen Gesetzes mit jener abstrakten und somit unwahren Freiheit, wie sie in Frankreich noch gepriesen wird, im Widerspruch stehen. — Alle Gesetze und Verordnungen über den Elementar-Unterricht fruchten wenig, so lange es zu ihrer Ausführung an tüchtigen Lehrern gebricht; um diese zu bilden, müssen zweckmäfsig eingerichtete Seminarien in hinreichender Anzahl vorhanden sein. Sie fehlen bis jetzt in Frankreich, weil zu ihrer Gründung und Unterhaltung gröfsere Summen erforderlich sind, als die Regierung zu diesem wichtigen Zwecke aufbringen konnte. Wird eine Aufforderung an die Departements, die fehlenden Mittel aus Departemental-Fonds zuzuschiefsen, wie sie von der vorigen Regierung mit geringem Erfolg ergangen ist, wohl jetzt günstiger wirken, wo mit der gröfseren Last der Steuern und Abgaben der allgemeine Nothstand gewachsen, Handel und Gewerbe in Folge der Julirevolution auf Jahre hinaus gestört, das Vertrauen der *Unterthanen* (*sit venia verbo!*) zu der Regierung noch nicht wieder befestigt und die Zahl und Macht der Partheien, welche mit Argwohn und Widerstreben den ohnehin schwierigen Stand der Regierung immer verzweifelter machen, um vieles gestiegen ist? — In Frankreich, wo die reichen Kirchengüter, die in anderen Ländern den nöthigen Aufwand für die Volksschulen erleichtern, eingezogen und verschleudert, wo ergiebige, von väterlich gesinnten Fürsten gestiftete Schulfonds, die anderswo armen Gemeinden bei Unterhaltung ihrer Schulen und Lehrer seit Jahrhunderten zu Hülfe kommen, nicht vorhanden sind, bleibt freilich kaum ein anderer Ausweg übrig, als die Kosten für den Elementar-Unterricht den ohnehin schon zu sehr belasteten Gemeinden einzig und allein aufzubürden. Aber wieviele Gemeinden werden, auch wenn ihnen der gute Wille nicht fehlte, sich wegen Armuth aufser Stande befinden, ein Schulhaus zu bauen, und einem Lehrer, sei es durch Schulgeld oder auf andere Weise, auch nur den nothdürftigsten Unterhalt zu gewähren? Welche ungeheure Summen und welche unermefsliche Anstrengungen sind erforderlich, um in einem Lande von mehr als 32 Millionen, wo noch im vorigen Jahre nach glaubwürdigen Berichten fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung ohne irgend einen Unterricht aufwuchs, die fehlenden Schulen zu stiften und den Lehrern ein anständiges Dasein zu sichern? — Ein gedeihlicher Fortgang der Volksschulen und des Elementar-Unterrichts ist nur da möglich, wo der einfache Zweck klar erkannt und ruhig verfolgt, nach den einmal angenommenen und als richtig bewährten Grundsätzen die Leitung des Ganzen, wie des Einzelnen, mit einem Herzen voll reiner Liebe und Theilnahme für das Volk und seine Noth sicher und geduldig fortgeführt, wo jede störende Einmischung, jede eitle Hast, welche nur nach glänzenden Effekten strebt, immerdar ferngehalten, und wenigstens von der Mehrzahl derer, die sich diesem Zweige des öffentlichen Dienstes widmen, wohl beachtet wird, dafs es sich auf diesem Gebiete darum handelt, zur Ehre Gottes Bäume zu pflanzen, welche dem künftigen Jahrhunderte nützen. Man vergegenwärtige sich die Zustände Frankreichs und beantworte sich selbst die Frage, ob und in wie weit dort schon solche zur Gründung eines tüchtigen Volksunterrichts unentbehrliche Elemente in Genüge vorhanden sind. Viel ist indessen schon gewonnen, wenn nur erst der Mangel lebendig gefühlt und erkannt und zu seiner Beseitigung ein rechter Anfang gemacht wird.

Dafs hierzu die Sendung des Hrn. Cousin wesentlich beitragen, und seinen zweckmäfsigen Vorschlägen auch im wilden Kampfe der Partheien, die noch immer sein schönes Vaterland entzweien, sorgfältige Beachtung werden möge, wird jeder wünschen, welcher erwägt, wie heilsam zur endlichen Beruhigung des tief aufgeregten Frankreichs ein wohl geordneter Volks-Unterricht wirken könnte.

Auch die höheren Lehranstalten Deutschlands geben dem Hrn. Cousin eine willkommene Gelegenheit, auf manche Mängel und Gebrechen der Französischen Secondairschulen aufmerksam zu machen. Bemerkend, wie alle Unterweisung in den Deutschen Gymnasien auf die gröfste Gründlichkeit der Studien für die gröfste Zahl der Schüler berechnet, und wie besonders der Unterricht in den alten Sprachen ohne falschen Glanz, ohne Deklamation, und ohne eine Spur von dem ist, was man in Frankreich die *Rhetorik* nennt, will er, dafs jedes *collége* sich ein gleiches Ziel setze, und die bisher in Frankreich vernachlässigte Vorschrift, keine Schüler ohne vorangegangene strenge Prüfung in ein *collége* aufzunehmen oder in eine höhere Klasse zu versetzen, künftig beobachtet werde. Auf's dringendste empfiehlt er, die üblichen Preise fernerhin nicht für Eine Arbeit weniger Stunden und nur in Einem Lehrgegenstande, sondern, wie in Deutschland, für die während des ganzen Jahrs bewiesene Auszeichnung in *allen* Lehrfächern nach dem Ergebnisse halbjährlicher Prüfungen zu ertheilen, um dadurch die Schüler zum gleichmäfsigen Fleifse in *allen* Lehrobjekten zu nöthigen, und zugleich dem grofsen Unwesen in den meisten Französischen *colléges* zu begegnen, wo die Lehrer einzelne Schüler ausschliefslich in bestimmten Lehrfächern abrichten, damit sie dieselben mit mehr Ueberlegenheit bei der allgemeinen Concurs-Prüfung der *colléges* können glänzen lassen. Nach dem Beispiel der Deutschen Gymnasien, und insbesondere der Landesschule in *Pforta*, deren Studien-Plan er vollkommen billigt, räth er auf das inständigste, nicht länger zu dulden, dafs die bei den Französischen *colléges* angestellten Geistlichen ihre ganze Thätigkeit auf Andachtsübungen und Beichte beschränken; vielmehr verlangt er von ihnen eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung und muthet ihnen zu, die religiösen Bedürfnisse der Schüler zu begreifen, in allen, vorzüglich den oberen Klassen wöchentlich zwei Stunden auf einen gründlichen Unterricht in der christlichen Lehre und auf die Erklärung der heiligen Schrift zu verwenden, und so die Jugend schon früh mit inniger Liebe und Ehrfurcht für die erhabenen Lehren des Christenthums zu erfüllen.

In Frankreich sind bis jetzt fast mit allen königlichen *Colléges* noch Pensionate verbunden; ferner ist an diesen Anstalten die Leitung und Verwaltung des Ganzen, sowie die Aufsicht über die Pensionairs und die auswärts wohnenden Schüler streng von dem Lehrgeschäfte geschieden; jene wird von dem Provisor, dem Censor und dem Oekonom oder Prorektor geführt, und dieses fällt ausschliefslich den Professoren und ihren Stellvertretern, den *Maîtres d'étude*, anheim. Es liegt am Tage, dafs diese Trennung eine unnatürliche ist, und Hr. Cousin, sich stützend auf die grofsen Nachtheile, welche das mit den *colléges* verbundene Pensionat und die bisherige Scheidewand zwischen der Verwaltung und dem Lehrgeschäfte erzeugte, räth daher, die *Colléges à pensionat* nur da, wo wirkliche Freistellen (*bourses*) vorhanden sind, beizubehalten, alle übrigen Anstalten dieser Art nach Muster der Deutschen Gymnasien in *Colléges d'externes* zu verwandeln, bei der hierdurch bewirkten Vereinfachung der Direktions-Geschäfte die Stelle des Censors ganz eingehen zu lassen, den Provisor und in den Gemeinde-*Colléges* den Principal gleich den Deutschen Gymnasial-Rektoren auch zu Lehrstunden zu verpflichten, und auf diese Weise, indem alle Beamte eines *Collége* zugleich Lehrer sind, die bis jetzt fehlende Einheit im Geist und Wirken unter ihnen hervorzubringen. Aufser bedeutenden ökonomischen Vortheilen, welche Hr. Cousin durch obige Maafsregeln erzielt und zur Gründung von Bibliotheken, die den *Colléges* noch mangeln, und anderen Schulzwecken verwenden möchte, hofft er, dafs die Verminderung der Pensionate, und die hiervon bedingte Aufhebung der *maitres de quartier* und *maîtres d'étude*, der wahren Heloten des öffentlichen Unterrichts, auch auf die Disciplin in den *Colléges* einen wohlthätigen Einfluſs äufsern, und den bisherigen förmlichen Insurrektionen der Zöglinge endlich ein Ziel setzen werde.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 62.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

*Rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne et particulièrement en Prusse. Ire Partie par Victor Cousin.*

(Schluſs.)

Den richtigen Grundsatz, daſs allen Anstalten des öffentlichen Unterrichts die Sorge für äuſsere Verwaltungs-Angelegenheiten so wenig als möglich obliegen, dagegen in ihnen Wissenschaft und Sittlichkeit, so viel als nur irgend möglich, einheimisch seyn muſs, will er auch auf die *Colléges* angewandt sehen, um ihnen *das Leben* wiederzugeben, dessen sie dringend bedürfen. In gleicher Absicht wünscht er, daſs bei der jährlichen Preisvertheilung, deren Nichtigkeit er anerkennt, anstatt des faden rhetorischen Vortrags eine Uebersicht von den Studien und der Geschichte der Anstalt während des Jahrs gegeben, die Versammlung durch selbst verfertigte Arbeiten der vorzüglichsten abgehenden Zöglinge unterhalten, und die Deutsche Einrichtung der Schulprogramme, denen wissenschaftliche Abhandlungen der Lehrer vorgedruckt sind, auch dort eingeführt werde. Die Ansicht des Hrn. Cousin, daſs die alten Sprachen zwar die Grundlage des Unterrichts in den *Colléges* bilden, aber zwischen ihnen und der Mathematik wie den Naturwissenschaften ein richtiges Verhältniſs statt finden müsse, stimmt ganz zu der Einrichtung der Preussischen Gymnasien, und wird sich allen einseitigen Bestrebungen zum Trotze je länger, je mehr allgemeiner Billigung erfreuen. Weshalb es aber räthlich und nöthig ist, einen vollständigen theoretisch-systematischen Vortrag der einzelnen philosophischen Doktrinen, wie er in den Französischen *Colléges* gehalten wird, von den Deutschen Gymnasien auszuschlieſsen, und diese blos auf philosophische Vorbereitungsstudien, und insbesondere auf die Anfangsgründe der Logik und Psychologie zu beschränken, wie für die Preuſsischen Gymnasien durch eine Circularverfügung vom 14ten April 1825 bereits angeordnet ist, dürfte durch das eigenthümliche Verhältniſs der Deutschen Gymnasien zur Universität, welches in Frankreich gar nicht vorhanden ist, durch das Wesen der speculativen Idee, für welche die Schüler in den Gymnasien noch nicht reif sind, und durch den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie in Deutschland genügende Rechtfertigung finden. Wenn Hr. Cousin die philologischen Seminarien in Jena und Leipzig, deren ausgezeichnete Leistungen er übrigens lobend anerkennt, für unzureichend zur Bildung von Lehrern in allen Zweigen des Gymnasialunterrichts erachtet, so wird ihm hierin jeder Sachkundige beistimmen, vorausgesetzt, daſs es wirklich die Aufgabe dieser Seminarien ist, die Stelle einer Bildungsschule für Gymnasiallehrer zu vertreten. Den philologischen Seminarien in den Preuſsischen Staaten ist diese Aufgabe nicht gestellt; sie haben vielmehr den Zweck, Studirende, die für die Alterthumswissenschaft gehörig vorbereitet sind, und diese sich zu ihrem eigentlichen Beruf gewählt haben, durch möglichst vielfache Uebungen, die in das Innere der Wissenschaft und ihrer Behandlungsart einführen, so wie durch litterarische Unterstützung jeder Art weiter und so auszubilden, daſs künftig durch sie diese Studien erhalten, fortgepflanzt und erweitert werden können. Neben und unabhängig von den philologischen Seminarien bestehen aber in Berlin, Breslau, Königsberg und Halle zur Bildung von Gymnasiallehrern ganz besondere Institute, und wenn es nach Gründung des naturwissenschaftlichen Seminars in Bonn noch gelingt, ein polytechnisches Seminar zur Bildung von Lehrern für Mathematik, Physik und Chemie in der Hauptstadt des Reiches würdig ins Leben zu rufen, so wird allen wesentlichen Anforderungen, die sich an die Vorbereitung und den Bildungsgang der Lehrer der Gymnasien und höheren Unterrichtsanstalten machen lassen, vollständig genügt seyn.

Die erfreuliche Bemerkung, dafs *die Einheit Deutschlands* in seinem öffentlichen Unterrichte wahrhaft verwirklicht ist, scheint, wenn gleich in einer anderen Beziehung von dem Hrn. Cousin ausgesprochen, dennoch um so mehr geeignet, den Uebergang zu seiner Betrachtung über die Universitäten zu bahnen, als diese es vorzüglich sind, welche unter den sonst geschiedenen Stämmen des Deutschen Volks die geistige Einheit erhalten und sichern. Was für Frankreich seine Hauptstadt, sind für Deutschland in einem höheren Sinne seine Universitäten. Frankreich kann sich solcher Institute bisjetzt nicht rühmen, und wohl noch nie ist dieser wesentliche Mangel mit seinen für die Wissenschaft wie für alle höhere Bildung verderblichen Folgen in so starken und treffenden Ausdrücken gerügt worden, als von dem Hrn. Cousin geschieht. Voll edeln Zorns tadelt er es als das Unerhörteste, dafs in dem civilisirten Frankreich die verschiedenen Fakultäten, aus welchen eine Deutsche Universität besteht, getrennt, aus einander gestreut und in dieser Vereinzelung wie verloren sind. Wenn man sich vornähme, dem Geiste eine einseitige und falsche Bildung zu geben, wenn man beabsichtigte, frivole Studirende zu ziehen, Schöngeister, die der Entwickelung der Wissenschaften fremd bleiben, Gelehrte ohne wissenschaftlichen Sinn, Procuratoren und Advokaten ohne Jurisprudenz, Geistliche und Priester ohne theologische Gelehrsamkeit, so weifs Hr. Cousin kein sichereres Mittel, um zu einem solchen Ziele zu gelangen, als die Trennung und Vereinzelung der Fakultäten. Aufs nachdrücklichste räth er daher an die Stelle der ärmlichen, mit dem Tode ringenden, über ganz Frankreich zerstreuten Fakultäten nach dem Vorgange Deutschlands einige vollständige Universitäten zu setzen, und so grofse wissenschaftliche Mittelpunkte zu schaffen, in welchen eine Fakultät die andere gegenseitig stützt und belebt.

Nicht weniger nachahmungswerth erscheint dem Hrn. Cousin die Einrichtung, dafs die Professoren der Deutschen Universitäten, neben einer festen, ihrem Alter, ihrer wissenschaftlichen Auszeichnung oder der eigenthümlichen Natur ihres Fachs entsprechenden Staatsbesoldung, für ihre Vorlesungen noch ein nach dem Verhältnisse ihrer Wirksamkeit als Lehrer wechselndes Honorar beziehen und nur gegen Zahlung eines solchen den Zutritt zu ihren Privatvorlesungen den Studirenden gestatten. In den Fakultäten Frankreichs sind die Hörsäle der ganzen Welt geöffnet, und wer will, tritt ein, ohne etwas zu bezahlen. Dies scheint auf den ersten Anblick bewundernswerth und würdig einer grofsen Nation. Aber was ist die Folge? — Ein solches Auditorium ist wie das Parterre des Theaters; man tritt ein und entfernt sich inmitten der Vorlesung; man kömmt einmal, um nicht mehr wiederzukommen, wenn der Professor nicht den Ohren schmeichelt; man hört ihm zu mit Zerstreutheit, und überhaupt sind dort eher Dilettanten als wahrhafte Studirende. Der Professor, welcher bei einem schlechten Vortrage auch nicht Einen Heller verliert, vernachläfsigt sich und legt auf seine Vorlesungen wenig Werth. Liebt er den Ruhm, hat er für einen grofsen Ruf zu sorgen, so ist sehr zu fürchten, dafs er, während er der Hoffnung auf ein ernsthaftes Auditorium entsagt, wenigstens ein zahlreiches um sich zu sammeln sucht. In diesem Falle ist es um die Wissenschaft geschehen; denn was man auch beginne, man bequemt sich am Ende nach seinen Zuhörern; in der grofsen Zuhörermasse liegt eine fast magnetische Gewalt, welche die stärksten Seelen unterjocht, und so wird derjenige, welcher für hundert aufmerksame Studirende ein ernster und lehrreicher Professor gewesen wäre, leichtsinnig und flach mit einem flachen und leichtsinnigen Auditorium. Und was bleibt endlich diesem ganzen Haufen aus der Vorlesung, welche er ohne Entgeld gehört hat? Ein verworrener Eindruck, welcher seinen Nutzen haben kann, wie der mehr oder weniger lebendige Eindruck, den im Theater ein ehrbares und anziehendes Drama zurückläfst. Aber wie wenig ist alles dieses im Vergleich mit der arbeitsamen Emsigkeit von funfzig oder hundert Zuhörern, auf einer Deutschen Universität, welche, nachdem sie die Vorlesung eines Professors zum voraus bezahlt haben, ihr mit Ausdauer folgen, sie sorgfältig auffassen, genau durchdenken, und sich von ihrem Inhalte Rechenschaft zu geben suchen, weil sie sonst Zeit und Geld würden verloren haben? —

Eben so einsichtig und beredt, wie für die Einführung eines von den Studirenden Frankreichs an die Professoren zu zahlenden Honorars, spricht Hr. Cousin endlich noch für die Annahme der Stufenfolge, welche auf den Deutschen Universitäten zwischen den ordentlichen und den aufserordentlichen Professoren und den Privatdocenten herrscht. Diese Unterscheidung und die Art und Weise, wie in Deutschland das wissenschaftli-

che Talent nur durch ausgezeichnete Leistungen, sei es in Vorlesungen oder in Schriften, zu einem namhaften Rufe, und durch diesen von Stufe zu Stufe bis zum ordentlichen Professor gelangt, erscheint dem Hrn. Cousin als die wirksamste Kraft im Leben der Deutschen Universitäten. Während hier nur das Talent mit Hülfe der Zeit und der Ausdauer im ächten Wettstreit den höchsten Preis erringt, und sich bald, wenn das Alter seine Kraft gebrochen, seinen Eifer geschwächt hat, durch junge aufstrebende Talente, die sich in gleicher Laufbahn versuchen, ersetzt oder zur Seite geschoben sieht, findet in Frankreich in Betreff der Organisation des höheren Unterrichts noch eine Einrichtung statt, welche Hr. Cousin selbst als ein Ideal von Abgeschmacktheit bezeichnet. Dort erfolgt die Ernennung zum wirklichen Professor in der Art, dafs junge Leute, welche oft nicht zwei Zeilen geschrieben, nicht Ein Jahr öffentlich gelehrt haben, zu einem Concurs von wenigen Wochen zusammentreten, und nach einigen abgelegten Proben bisweilen in einem Alter von 25 Jahren eine unwiederrufliche Anstellung erhalten; sie können im Besitze derselben bleiben, ohne etwas zu leisten, und beziehen vom ersten Tage ihrer Ernennung bis zum Ende ihres Lebens dasselbe Gehalt, sie mögen viele oder wenige Zuhörer haben, sich auszeichnen oder nicht, unbekannt hinsterben, oder berühmte Männer werden. Das Verkehrte dieser Einrichtung, welche weniger durch die Regierung als durch eine falsche öffentliche Meinung aufrecht erhalten wird, erreicht eine solche Höhe, dafs noch vor wenigen Monaten Männer von einem Europäischen Rufe, wie Broussais und Magendie, welche zwanzig Jahre hindurch öffentliche Vorlesungen mit grofsem Beifalle gehalten hatten, Behufs der Erlangung einer Professur bald wären genöthigt werden, in den Concurs mit Kindern zu treten, welche vielleicht die Werke dieser beiden berühmten Männer noch nicht zu Ende gelesen.

Mit solchen und ähnlichen sachgemäfsen Bemerkungen über die fehlerhafte Organisation der höheren Unterrichtsanstalten in Frankreich, schliefst Hr. Cousin den ersten Theil seines Berichts und eilt „dem klassischen Lande der Schulen und Kasernen" zu, um dort die weiteren Zwecke seiner Sendung, die zu einer näheren Verständigung zwischen zwei nachbarlichen Völkern vorzüglich geeignet scheint, nach besten Kräften zu verfolgen. Die Hoffnung auf einen günstigen Empfang, mit welcher er zum zweiten Male unter einer glücklicheren Konstellation den Preufsischen Boden betritt, wird ihn nicht täuschen. Gründliche Einsicht, mannhafter Ernst und tüchtige Gesinnung, seltene Eigenschaften, welche Hr. Cousin mit klassischer Gelehrsamkeit, philosophischer Bildung und wohlwollender Neigung für diesseitige Zustände und Bestrebungen vereinigt, finden überall in Deutschland gerechte Anerkennung und freundliche Aufnahme.

Dr. Johann Schulze.

---

## XXXVIII.

***Miscellaneous Works and Correspondence of the reverend James Bradley. Oxford, at the University-Press. 1832. CVIII. et 528 S. in 4to.***

Als Bradley im Jahre 1762. gestorben war, hatten seine Erben die Absicht, die von ihm hinterlassenen unschätzbaren Beobachtungen bekannt zu machen. Allein, die königliche Societät der Wissenschaften in London machte Ansprüche auf das Eigenthumsrecht an denjenigen Theil des Nachlasses, welcher sich auf die, unter ihrer Aufsicht befindliche Sternwarte in Greenwich bezog. Der Ungrund dieser Ansprüche wurde (1767.) gerichtlich entschieden; allein nun trat die Krone mit ähnlichen hervor, welche sich darauf gründeten, dafs Bradley, als königlicher Astronom, einen Gehalt bezogen und überdies, zur Belohnung besonderer Verdienste, eine Pension genossen hatte. Doch gab die Krone im J. 1776. ihren Procefs gegen die Erben auf, so dafs diesen das Eigenthumsrecht nicht weiter bestritten wurde. Sie konnten also über den Nachlafs frei verfügen, und thaten diefs, indem sie ihn der Universität Oxford schenkten, deren Professor Bradley gewesen war. Diese gab Dr. Hornsby den Auftrag, den Druck durch die Clarendon-Preis zu besorgen. Sechsunddreifsig Jahre nach Bradleys Tode erschien, auf diese Art, ein sehr grofser, mit Beobachtungen in Greenwich gefüllter Foliant, und noch sieben Jahre später, nachdem Robertson in des verstorbenen Hornsbys Stelle getreten war, ein zweiter, etwa halb so grofser. Beide zusammen enthalten den ganzen Schatz der in Greenwich, von 1750 bis 1762. gemachten Beobachtungen, und damit diejenige feste Grundlage der Astronomie, wel-

che sie zu ihrem grofsen Nachtheile so lange entbehrt hatte.

Der Streit der drei Parteien um das Eigenthumsrecht zeigt, dafs jede derselben den Werth des Nachlasses so richtig zu würdigen wufste, dafs sie die Ehre, denselben der Welt zum Geschenke zu machen, den anderen nicht überlassen wollte. Denn um etwas anderes als um diese Ehre handelte es sich nicht. — Doch wie der Streit sich auch hätte endigen mögen, auf jeden Fall blieb der Familie die Ehre des Namens; der Societät die Ehre, die beiden berühmten Briefe Bradleys an Edmund Halley und an den Earl of Macclesfield, über die Entdeckungen der Aberration und der Nutation, in ihren Gedenkschriften bekannt gemacht zu haben; der Krone die Ehre, eminente Verdienste erkannt und durch die nöthigen Hülfsmittel unterstützt zu haben. Hätte einer der Drei, während Bradley lebte, ihn nicht gehörig erkannt, so hätte er wohl dahin trachten müssen, die bessere Erkenntnifs nach dem Tode zu zeigen; oder wäre ein ihm gebührender Antheil an Bradleys Ruhme verborgen geblieben, so hätte er seinen Anspruch geltend machen müssen: in beiden Fällen würde es nicht unerwartet gewesen sein, wenn ein entstandener Streit eine gewisse Schärfe angenommen hätte. Allein da alle drei Theile unbestreitbaren Antheil an Bradleys Ruhme genommen hatten, so würde, nach continentalen Ansichten, die Frage um das Eigenthumsrecht sich mehr zu einer Entscheidung durch Vergleich geeignet, als vor die Gerichte gehört haben; wenigstens würde bei uns der erstere Weg eingeschlagen sein. Man mufs aber, um den Gang, welchen die Sache wirklich genommen hat, richtig zu beurtheilen, die schärfere Trennungslinie nicht übersehen, welche in England zwischen öffentlichen und privaten Angelegenheiten oft hervortritt. — Ob aus der Verspätung der Bekanntmachung der Beobachtungen der Aufenthalt der Wissenschaft wirklich entstanden ist, der daraus hätte entstehen können, ist vielleicht nicht zu entscheiden; es kann einerseits nicht geläugnet werden, dafs das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts nicht den Sinn für gründliche Bearbeitung der praktischen Astronomie gezeigt hat, ohne welchen Bradleys Nachlafs nicht den ihm gebührenden Einflufs erlangen konnte; andrerseits aber kann ebenso wenig geläugnet werden, dafs der Besitz einer Beobachtungsreihe, welche durch ihren inneren Zusammenhang, durch die Einheit des ihr zum Grunde liegenden Plans, weit über denen steht, welche der Benutzung der Astronomen offen lagen, den Sinn für Gründlichkeit in der Astronomie wecken können.

Als wir endlich zum Besitze der in Greenwich gemachten Beobachtungen Bradleys gelangt waren, konnte ihr innerer Werth nicht lange mehr verborgen bleiben. Indem man sie einer, das Ganze derselben umfassenden Bearbeitung unterwarf, traten sie als ein Ganzes hervor. Sie zeigten sich nicht etwa als das Resultat von Bemühungen, welche auf die Festsetzung einzelner Gegenstände der Astronomie gerichtet gewesen wären, nicht als Beobachtungen über die Oerter der Körper des Sonnensystems, oder über die Oerter der Fixsterne, oder, allgemeiner gesprochen, als Beobachtungen, durch welche irgend ein specieller Zweck hätte erfüllt werden sollen. — Nein! sie zeigen sich, als hervorgegangen aus dem Bestreben, die Astronomie selbst auf eine feste Grundlage zu bauen; sie enthalten aufserordentlich zahlreiche Ortsbestimmungen, sowohl der Körper des Sonnensystems, als der Fixsterne, allein alles dieses erscheint in einer Verbindung, welche keinen Zweifel darüber läfst, dafs der Urheber dieser Beobachtungen auf einem, das ganze Gebiet der Wissenschaft beherrschenden Punkte gestanden und von hier aus seine Mafsregeln angeordnet hat.

Allein, da nur die Frucht dieser Mafsregeln, nämlich das Beobachtungsregister selbst, zu uns gelangt war, jede Erklärung über seinen Zweck aber fehlte, so stand nur das Resultat der Auflösung einer Aufgabe vor unseren Augen, ohne dafs sich bestimmt ausgesprochen vorgefunden hätte, wie die Aufgabe lautete, und wie der Gang der Auflösung derselben war. Man war also zwar nicht in den Stand gesetzt, dem Wege, den Bradley genommen hatte, unmittelbar folgen zu können, wohl aber sah man, dafs Bradley ein höher liegendes Ziel erreicht hatte, als durch neuere, vorhandene Beobachtungen erreicht werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 63.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Miscellaneous Works and Correspondence of the reverend James Bradley.*

(Fortsetzung.)

Ich halte das, was wir besafsen, für weit bedeutender als das, was wir entbehrten, denn, meiner Ansicht nach, ist die bestimmte Andeutung einer Aufgabe immer die Hauptsache, während die Auflösung derselben jedesmal dem Einen oder dem Anderen gelingt. — Die Geschichte der Wissenschaften belegt dieses durch unzählige Beispiele. Sobald der Zusammenhang der Bemühungen Bradleys erkannt war, *mufste* das Bestreben folgen, Aehnliches ferner zu leisten und nicht sowohl die astronomischen Beobachtungen, als die Astronomie selbst, zu vervollkommnen; und wenn diefs Bestreben vorhanden war, so *konnte* sein Erfolg nicht unerreicht bleiben. So hat die Astronomie, seitdem Bradleys Beobachtungen bekannt geworden sind, sich wirklich gestellt und sie wird diese Stellung nicht mehr verlieren, da die Aufgabe und ihre Auflösung, beide so deutlich ausgesprochen sind, dafs kein Mifsverständnifs mehr möglich, sondern von dem Fortgange der Zeit nur eine Vervollständigung der Auflösung zu erwarten ist. Indessen, wenn wir die Hauptsache auch besafsen, so ist dadurch dem Entbehrten der Werth keinesweges genommen: man wufste, dafs Bradley noch Vieles untersucht und beobachtet hatte, wovon jede Spur verschwunden schien; man mufste auch wünschen, ihn, in seinem ganzen Wesen, so vor die Augen der Nachwelt gestellt zu sehen, wie er wirklich war, nicht allein, wie man ihn aus seinen Leistungen konstruiren konnte. — Es kann zwar Niemanden, der sich in genaue Kenntnifs dieser Leistungen gesetzt hat und zugleich die Astronomie kennt, einfallen, dafs diese Leistungen aus etwas Anderem, als aus der vollkommenen Einsicht in das Wesen und das Bedürfnifs der Astronomie hätten hervorgehen können; allein dennoch ist, in der *Histoire de l'Astronomie du XVIII Siècle*, Bradley auf dieselbe Stufe gestellt, auf welcher Jeder steht, der nur die Pendelschläge der Uhr zählen und die Theilungen der Instrumente ablesen kann, und es ist von ihm ein Bild entworfen worden, welches ihm genau so unähnlich ist, als der Beobachter Delambre dem Beobachter Bradley war. Ein *Beobachter* war Bradley allerdings, aber er war es vollständig: er zeigt sich nicht wie Einer, der an den astronomischen Beobachtungen, ein kindisches Vergnügen findet, oder ihnen obliegt, weil er keine andere Seite der Astronomie kennt; er zeigt sich im Gegentheil durchdrungen von den Forderungen der Wissenschaft und ergreift die Beobachtungen wo er sie im Umfange dieser Forderungen findet, immer mit dem vollständigsten Erfolge, indem ein unvollständiger seinem Zwecke nicht entsprechen und daher ihn nicht im mindesten befriedigen konnte.

Das vorliegende Werk läfst keine Dunkelheit über Bradley mehr übrig. Wir verdanken es Hrn. Rigaud, der jetzt Bradley's Lehrstuhl in Oxford würdig ausfüllt, und das Andenken des Vorgängers aufs Neue ehrt, indem er uns eine grofse Menge von demselben nachgelassener Papiere, welche er das Glück hatte, unter des verstorbenen Hornsby's Büchern zu entdecken, mittheilt und alles was er an biographischen Nachrichten noch hat zusammenbringen können, hinzufügt. Der Herausgeber hat jede einzelne Notiz, welche sich oft auf einem Blättchen Papier, oder auf der Rückseite eines Briefes fand, in ihren gehörigen Zusammenhang gebracht; er hat sämmtliche noch ungedruckte Beobachtungen Bradley's, worunter sich auch die oft verlangten über die *Aberration* und die *Nutation* befinden, bekannt gemacht; er hat die Geschichte aller Arbeiten des grofsen Astronomen aus den sichersten Quellen, nämlich aus seinen eigenen Noten, geschöpft; er hat endlich den wichtigeren Theil der Correspondenz mitgetheilt. Wir besitzen also, durch Rigaud's Bemühungen, eine

vermuthlich vollständige Ergänzung dessen, was wir früher schon von Bradley besafsen. Das mit grofsem Fleifse, mit Liebe zur Sache und mit Einsicht in das Wesen Bradley's bearbeitete Werk hat für die Wissenschaft selbst, so wie auch für die Geschichte derselben, eine Wichtigkeit, welche mich veranlafst, seine Anzeige möglichst zu beeilen; ich thue dieses desto mehr, da ich glaube, dafs noch nicht viele Exemplare desselben auf dem festen Lande sein werden.

Bradley wurde im Jahre 1692 oder 1693 geboren und starb 1762. Seiner bürgerlichen Stellung nach gehörte er der Kirche an, allein seine entschiedene Neigung für die Astronomie, welche ihn, wissenschaftlich, auf einen anderen Standpunkt gestellt hat, scheint durh den berühmten Astronomen James Pound, seinen Oheim von mütterlicher Seite, früh genährt worden zu sein. In Pound's Büchern finden sich die ersten Beobachtungen Bradley's im J. 1715 eingetragen. Anfangs scheint er seine Bemühungen der Bewegung der Jupiters-Trabanten zugewandt zu haben, welche damals das Interesse der Astronomen vorzüglich erregten: er beobachtete sie mit Pound's Instrumenten in Wanstead, verglich die Beobachtungen stets mit der vorhandenen Theorie und fand schon früh die Periode von 437 Tagen, in welcher die Ungleichheiten der Bewegungen wiederkehren, und deren Erkenntnifs der Bewegungen dieser Trabanten so sehr vervollkommnete. — Die astronomischen Beschäftigungen Pound's und Bradley's waren grofsentheils gemeinschaftlich, und Rigaud theilt Nachrichten mit, aus welchen hervorgeht, dafs der letztere sich selbst mit der Verfertigung und der Verbesserung der Instrumente in Wanstead beschäftigte, also auch eine mechanische Geschicklichkeit erwarb, deren gänzliche Entbehrung die Einsicht in die Natur der Hülfsmittel der Beobachtung oft erschweren, und dadurch Ursache werden kann, dafs zufällige Hindernisse gröfser und schwieriger aus dem Wege zu räumen erscheinen, als sie wirklich sind. Alle Wissenschaften, welche ihre Wurzel in Beobachtungen haben, setzen Fertigkeiten voraus, welche kleinlich erscheinen, wenn man sie mit dem Ziele zusammenstellt, nach welchem sie am Ende führen sollen; allein wünschenswerth oder sogar unentbehrlich sind sie dennoch. Da ich einmal bemerkt habe, dafs Bradley nicht verschmähete, Fertigkeiten dieser Art zu erwerben, so will ich über diese Materie noch erinnern, dafs der grofse Mechaniker Ramsden so viel Gewicht auf die Behülflichkeit legte, dafs er erklärte, einem Astronomen nicht eher ein Instrument machen zu wollen, bis er gesehen habe, wie er Messer und Gabel anfasse. Das war ohne Zweifel halb Scherz, aber halb war es auch Ernst; ein Sinn ist gewifs dafür!

Im Jahre 1723 beobachtete Bradley einen Kometen und berechnete die Laufbahn desselben. Die Beobachtungen umfassen 2 Monate, und es gelang ihm, sie durch seine Rechnung so vollständig darzustellen, dafs kein Fehler von einer Minute vorkömmt. Dieser Erfolg hat zwei merkwürdige Seiten: die erste ist, dafs Bradley, dadurch dafs er, wenn auch geringe, doch zweckmäfsig gewählte Instrumente anwandte und die Oerter der verglichenen Sterne meistens durch eigene Beobachtungen festsetzte, schon im Jahre 1723 den Kometenörtern eine Sicherheit zu geben wufste, welche ein Jahrhundert später noch nicht häufig übertroffen wird; die andere zeigt den Sinn, in welchem Bradley schon damals das Anschliefsen einer Theorie an eine Beobachtungsreihe nahm: die Bahn des Kometen ist so geschickt zwischen allen Beobachtungen hindurchgeführt, dafs nirgends Fehler mit einem Zeichen, vor Fehlern mit dem entgegengesetzten Zeichen vorherrschen. Jetzt haben wir die Methode der kleinsten Quadrate, welche jede Geschicklichkeit des Rechners unnöthig macht; zu Bradley's Zeit war sie nicht vorhanden, weshalb man das Ziel, zu welchem sie führt, nur durch eine Geschicklichkeit erreichen konnte, welche auch noch lange nach Bradley nicht gemein war. Mehr noch gereicht zu seiner Ehre, dafs er *darauf ausging*, die gröfstmögliche Darstellung der Beobachtungen zu erlangen. Dieses Bestreben stand wirklich über der Zeit, wo er es zeigte; es beweiset, dafs er sich, bei seiner Untersuchung des Kometen, das *höchste* Ziel steckte, und nicht eher befriedigt war, als bis er dieses in allen Theilen der Untersuchung erreicht hatte. Wer die astronomischen Rechnungen kennt, weifs sehr wohl, dafs eine der hier erlangten gleiche Uebereinstimmung sich nicht zufällig einfindet, sondern mit Fleifs und Kunst herbeigeführt werden mufs. — Auf dieselbe Art und mit demselben Erfolge sind auch die Kometen von 1737 und 1757 beobachtet und berechnet; die Originalrechnungen hat Hr. Rigaud von allen drei Kometen wieder aufgefunden; die sie betreffenden Abhandlungen, welche schon durch die *Philosophical Transactions* bekannt geworden waren, hat er wieder abdrucken lassen. Wie soll man mit diesen einsichts-

vollen, und mühsamen Rechnungen das vereinigen, was die *Hist. de l'astronomie* sagt, nämlich dafs Bradley wenig rechnete? — welchen Berechner von Kometenbahnen, selbst bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, kann man über Bradley setzen? — Unserer, wie wir glauben, auf genügende Beweise gegründeten Ansicht nach, war Bradley ein *Rechner*, eben so wie er ein Beobachter war: er war beides, in so fern er ein *Astronom* war, dessen Untersuchungen fordern, dafs er beobachte und rechne.

Die der Zeit nach zunächst folgende Leistung Bradley's ist die Entdeckung der *Aberration*. Der Brief des Entdeckers an Edmund Halley, der eine der gröfsten Zierden der *Philosophical Transactions* ist, enthält eine vollständige Nachricht von dem Wege, welcher zu dieser Entdeckung führte. Hr. Rigaud hat ihn hier wieder abdrucken lassen, allein er hat noch eine Menge von Nachrichten zusammengebracht, welche die eben so interessante, als für die Wissenschaft wichtige Geschichte dieser Entdeckung angehen; endlich hat er die Originalbeobachtungen aufgefunden und bekannt gemacht. Von diesen werde ich, indem sie mit denen, aus welchen die Entdeckung und Bestimmung der *Nutation* hervorgeht, in ununterbrochener Reihe fortlaufen, später das Nöthige anführen; jetzt kann ich mir nicht versagen, die Geschichte der Entdeckung der *Aberration* in dem völligen Zusammenhange, in welchen sie durch Hrn. Rigaud gebracht ist, darzustellen, wenn auch diejenigen, in der Geschichte der Astronomie bewanderten Lesern die Hauptsache davon bekannt sein mufs. Hier tritt Bradley als *Astronom* auf! — er zeigt sich gleich grofs in allem, was erforderlich ist, um eine verborgene Wahrheit an das Licht zu fördern: die Anordnung des Experiments, welche jede Möglichkeit einer falschen Erklärung ausschliefst; die Wahl des rechten Beobachtungsmittels; die Aufmerksamkeit, welche auf die Beobachtungen selbst gewandt wird, und ein aufserordentliches Gelingen derselben zur Folge hat; der Scharfsinn, welcher nöthig ist, die tief verborgene Ursache der beobachteten Erscheinung zu enthüllen — jedes Einzelne hiervon wirft hellen Glanz auf Bradley; das Zusammentreffen von Allem rechtfertigt die höchste Bewunderung! —

Die Frage über die Entfernung der Fixsterne führte die Entdeckung der *Aberration* herbei. Nachdem Copernicus die Bewegung der Erde um die Sonne gelehrt hatte, wufste man, dafs die erstere ihren Ort im Weltraume, während jedes Jahres, sehr bedeutend verändert, und dafs man also die Fixsterne, nach und nach, von sehr weit von einander entfernten Punkten sieht. Diese Ortsveränderung der Erde mufs also die Fixsterne, nach und nach, an anderen Punkten des Himmels erscheinen lassen, oder eine scheinbare Bewegung derselben erzeugen, deren Gröfse, sobald sie für einen Fixstern durch Beobachtung bekannt geworden ist, die Entfernung desselben vergleichungsweise mit der Entfernung der Sonne von uns angiebt. Beobachtungen, welche die Erfindung der scheinbaren Ortsveränderungen der Fixsterne bezwecken, können also zur Erkenntnifs der Entfernungen der Fixsterne führen, und gewähren, wenn sie dieses leisten, zugleich einen directen Beweis der Richtigkeit der Copernicanischen Lehre. Beides hat ohne Zweifel Interesse, wenn auch das letztere nur dadurch, dafs man, auch von einem zwar genügend, aber nicht direct erwiesenen Satze, den *unmittelbaren* Beweis nicht gern entbehrt. Auch finden wir in der Geschichte der Astronomie, seit Copernicus, häufige Bemühungen, die Ortsveränderungen der Fixsterne durch Beobachtungen zu erweisen. Allein es lag im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts schon klar am Tage, dafs diese Veränderungen, wenn überall merklich, doch so klein sein mufsten, dafs sie nur durch sehr feine Beobachtungen erkannt werden konnten; dieses deutete auf eine, für gröbere Beobachtungen unermefsliche Entfernung der Fixsterne und stellte also die Frage, ob man die Beobachtungen so verfeinern könne, dafs eben dadurch die unermefslich erscheinenden Entfernungen mefsbar würden? — Hooke machte die ersten Versuche zur Beantwortung dieser Frage, und man mufs zugeben, dafs seine Maafsregeln zweckmäfsig waren; allein sie führten keinen Erfolg herbei, wahrscheinlich, weil sich mit der gesuchten Bewegung der Sterne eine andere vermischte, welche man nicht erwarten konnte und welche so grofs ist, dafs sie die gesuchte bei weitem übertrifft und daher einen Mangel an Uebereinstimmung der Beobachtungen erzeugt, der alles Vertrauen zu ihnen rauben und die Untersuchung zu frühzeitig unterbrechen konnte. Diese zweite Bewegung, welche Hooke aus denjenigen Beobachtungen, welche sie höchst wahrscheinlich schon hätten angeben können, wenn sie mit

Bradleyschem Geiste verfolgt werden wären, nicht erkannte, ist die von Bradley später entdeckte und vollständig erklärte — die *Aberration* des Lichts.

Der fehlgeschlagene frühere Versuch schreckte Molyneux nicht ab, denselben Zweck zu verfolgen. In seinem Hause in *Kew*, dem jetzigen königlichen Pallaste, errichtete er ein grofses, nach dem Scheitelpunkte gerichtetes Fernrohr, welches zu der Messung der Entfernungen des Sterns $\gamma$ im Drachen, vom Scheitelpunkte, eingerichtet war und darin den gröfsten Erfolg versprach. Am Anfange des Decembers 1725, als der Stern im südlichsten Punkte seiner scheinbaren, durch die Bewegung der Erde um die Sonne erzeugten Bahn, stehen mufste, fing Molyneux seine Beobachtungen an und setzte sie bis zum 12ten desselben Monats fort; allein am 17ten wiederholte Bradley sie noch einmal und fand, dafs der Stern etwas südlicher stand als zur Zeit der früheren Beobachtungen; eine nochmalige Wiederholung am 20sten überzeugte beide Astronomen, dafs der Stern fortfuhr sich nach Süden zu bewegen, und dieses war deste unerwarteter, da gerade das Gegentheil aus der Bewegung der Erde um die Sonne entstehen zu müssen schien. Die Furcht, dafs Aenderungen im Inneren des Instruments Fehler hervorgebracht haben möchten, wurde durch den regelmäfsigen Fortgang der Bewegung gegen Süden geschwächt; allein irgend eine Ursache derselben mufste vorhanden sein, und die Beobachtungen wurden ununterbrochen fortgesetzt, um die Erscheinung vollständig kennen zu lernen und dadurch ein Urtheil über ihre Ursache zu erlangen. Im März des folgenden Jahrs fand sich der Stern 20″ südlicher als am Anfange der Beobachtungen; nun hatte er seinen südlichsten Stand erreicht und fing bald wieder an, nach Norden zu gehen: im Juni gab das Instrument seine Stellung ebenso wie im vergangenen December, aber er fuhr fort sich nach Norden zu bewegen und erreichte seinen nördlichsten Stand im September, wo er 39″ nördlicher war als im März; von hier kehrte er nach Süden zurück, und nachdem ein Jahr beendigt war, war auch der Lauf des Sterns beendigt, denn er stand wieder da, wo er am Anfange gestanden hatte und zeigte dieselbe südliche Bewegung.

Hiedurch mufste jeder Zweifel an der Richtigkeit der Beobachtungen im Ganzen verschwinden, allein ihre Erklärung war dadurch noch nicht näher angedeutet, sondern schwankte zwischen zahlreichen Möglichkeiten, von denen *eine* aufs Gerathewohl herauszugreifen nicht zu Bradleys Ansichten gepafst haben würde. Ich sage zu Bradleys Ansichten, ohne Molyneux dadurch ausschliefsen zu wollen; vielmehr geht aus Hrn. Rigands Werke deutlich hervor, dafs der letztere, so wie er die Ehre hat, die Beobachtungen projektirt und das Instrument dazu errichtet zu haben, fortwährend grofsen Antheil an den ergriffenen Mafsregeln und den Bemühungen, das immer schwieriger werdende Räthsel zu lösen, behielt; ich nenne nur Bradley, weil über *seine* Ansichten, in der genannten Beziehung, nicht der geringste Zweifel übrig bleibt, indem er sie auch über die Zeit hinaus, wo Molyneux, durch seine Ernennung zum *Lord* der Admiralität, von ihnen abgezogen wurde, und selbst über seinen, im April 1728, erfolgenden Tod hinaus, ununterbrochen, bis zur vollständigen Auflösung des Räthsels verfolgte. — Die erste Idee, welche man durch Experimente als richtig oder unrichtig zu erkennen suchte, war, dafs die Axe der Erde nicht immer eine parallele Richtung behalte, sondern, während eines Umlaufes derselben um die Sonne, einen kleinen Kreis um ihren mittleren Ort an der Himmelskugel beschreibe. Man prüfte diese Idee durch die Beobachtungen eines kleinen Sterns im Fuhrmanne, welcher, indem er bei gleicher Deklination mit dem Sterne $\gamma$ des Drachen auf der diesem entgegengesetzten Seite des Pols stand, im Falle der Richtigkeit der Hypothese genau gleiche aber entgegengesetzte Bewegungen hätte zeigen sollen. Allein dieses fand sich, den Beobachtungen zufolge, nicht so: die Bewegungen dieses Sterns, die in ihrer Richtung zwar mit der Forderung der Hypothese übereinstimmten, waren nur *halb so grofs* als die des anderen, weshalb die Hypothese aufgegeben werden mufste.

(Der Beschluss folgt.)

Nro. 64.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Miscellaneous Works and Correspondence of the reverend James Bradley.*

(Schluſs.)

Eine zweite Idee, welche uns Herr Rigaud zuerst mittheilt, macht dem Scharfsinn der Erklärer Ehre, obgleich sie sich nicht als die richtige zeigte: sie dachten sich die Atmosphäre der Erde nicht als concentrisch mit derselben, sondern durch einen Widerstand im Weltraume mehr nach der der Richtung der Bewegung entgegengesetzten Seite gedrängt; aus dieser Annahme muſste eine Refraktion, selbst im Scheitelpunkte, wenn dieser nicht in der Richtung der kleinsten oder gröſsten Höhe der Atmosphäre lag, also eine nach dem Stande der Erde veränderliche, folgen, und es ist zu vermuthen, daſs man etwas dieser Art hätte annehmen können, woraus Wirkungen, den beobachteten entsprechend, hätten gefolgert werden können. Das Papier, auf welchem sich diese Notiz, von Molyneux's Hand, findet, ist schon vom Juni 1726.

Allein Erklärungen dieser Art, die auf neuen Annahmen beruhen, können nicht eher gewagt werden, als bis man diese Annahmen durch eigene Experimente geprüft und die Möglichkeit ihres Bestehens mit sonst erkannten Naturgesetzen nachgewiesen hat. Es war in der Ordnung, daſs Bradley nicht geneigt war, sich mit jeder Erklärung zu befriedigen, welche die an den beiden genannten Sternen gemachten Beobachtungen erklären konnte; vielmehr suchte er die Erscheinung vollständiger kennen zu lernen, um eben dadurch die wahre Erklärung von unwahren unterscheiden zu können. Das Instrument in Kew war nur auf die Beobachtung von Sternen eingerichtet, welche dem Scheitelpunkte innerhalb weniger Minuten vorbeigingen; in der wenig breiten, damit übersehbaren Zone war $\gamma$ im Drachen der einzige helle Stern, den man auch am Tage beobachten konnte. Da aber eine vollständige Erkenntniſs der Erscheinung nöthig machte, daſs man sie an vielen Sternen, in verschiedenen Gegenden des Himmels, beobachtete, so entschloſs sich Bradley, ein neues Instrument durch Graham (der auch Molyneux's Instrument gemacht hatte) verfertigen zu lassen, welches auch die Beobachtung von Sternen verstatten sollte, die ungleich weiter vom Scheitelpunkte vorbeigingen; er dehnte dieses bis auf $6\frac{1}{4}$ Grad aus, so daſs er auch einen Stern erster Gröſse, *α Aurigae*, mit in die Untersuchung ziehen konnte. Dieses Instrument war also ein Zenith-Sector, und Bradley stellte ihn im August 1727 in Wanstead auf, wo Pound fast 3 Jahre zuvor gestorben war. Jetzt war kein Mangel an Objekten, über welche Beobachtungen gemacht werden konnten, mehr vorhanden; 50 Sterne, wovon 12 zu allen Zeiten des Jahres sichtbar waren, wurden häufiger, noch 20 andere seltener beobachtet. — Von der Sorgfalt, welche angewandt wurde, jede mögliche Unsicherheit der Beobachtungen auszuschlieſsen, mag als Probe hier angeführt werden, daſs auch das Objektivglas des Fernrohrs untersucht, und bemerkt wurde, daſs sein optischer Mittelpunkt und der Mittelpunkt seiner Figur nicht zusammenfielen, weſshalb Bradley Sorge trug, die, beide Mittelpunkte verbindende Linie in die Richtung der täglichen Bewegung zu bringen. — Dieses neue Hülfsmittel bestätigte nicht nur die in Kew gemachten Beobachtungen vollkommen, sondern lieferte auch die beabsichtigte vollständigere Erkenntniſs der Erscheinung, deren Existenz also nicht nur nicht mehr dem geringsten Zweifel unterworfen war, sondern auch durch die Zusammenstellung der Beobachtungen so vollständig analysirt wurde, daſs man genau wuſste, *was* zu erklären war.

Endlich, vermuthlich im September 1728., gelang die Erklärung! Sie ist eine der feinsten, deren die Geschichte der Entdeckungen sich rühmen kann: die Erscheinung ist Folge der Bewegung der das Fernrohr tragenden Erde, während der unmeſsbar kurzen Zeit,

welche das Licht anwendet, die Länge des Fernrohrs zu durchlaufen. Diese Erklärung hätte den Beobachtungen vorangehen, nämlich das Dasein und die Art der Wirkung der Aberration vollständig angeben können, ohne dafs beide vorher beobachtet worden wären; sie ist eine nothwendige und unmittelbare Folge der nicht-momentanen Fortpflanzung des Lichts, welche der grofse Dänische Astronom Roemer schon früher entdeckt hatte. Da Bradley den entgegengesetzten Weg gegangen war, so mufste die Vergleichung der in Kew und Wanstead gemachten Beobachtungen mit der später gefundenen Theorie, eine Bestimmung der Geschwindigkeit des Lichts geben, welche sicherer ist, als die früher von Roemer, aus den Beobachtungen der Finsternisse der Jupiters-Monde abgeleitete; zugleich mufsten sie zeigen, ob aufser der Aberration noch etwas Anderes vorhanden ist, was auf die Oerter der Sterne Einfluss erhält. Wirklich fand sich etwas dieser Art, weshalb Bradley sich noch nicht beruhigte, sondern die Beobachtungen noch fast 20 Jahre lang fortsetzte, wie ich später berichten werde; allein die Anfangs gesuchte, von der Entfernung der Fixsterne abhängige Bewegung fand sich nicht. Denn alle Beobachtungen konnten, ohne eine solche anzunehmen, so vollkommen vereinigt werden, dafs es selbst Bradleys Erwartung übertraf, oder, dafs selber für diese Beobachtungen, deren äufserste Genauigkeit und Feinheit sich nun auch durch den Erfolg erwiesen fand, die Entfernung der beobachteten Fixsterne *unermefslich* erschien. Was den gewünschten *direkten* Beweis der Copernicanischen Lehre betrifft, so war, wenn auch auf einem ganz anderen Wege, als auf dem man ihn gesucht hatte, der allerangenfälligste gefunden. — Unbekannt, wenn auch schon gedruckt, war mir die Erzählung einer Bemerkung, welche Bradley zufällig machte, und welche ihn auf die lange räthselhaft gebliebene Erklärung seiner Beobachtungen führte: er fuhr in einem segelnden Bote auf der Themse und bemerkte, dafs der Wimpel desselben bei jeder Aenderung der Richtung des Botes eine andere Richtung des Windes anzeigte: setzt man statt des Botes die Erde und statt der Geschwindigkeit des Windes die Geschwindigkeit des Lichts, so ist zwischen der alten Bemerkung jedes Schiffers und zwischen Bradley's räthselhaften Beobachtungen kein Unterschied mehr. — Diese Erzählung wird Denen angenehm sein, welche Vergnügen daran finden, den Anfang einer Entdeckung schon in irgend einer früheren, unfruchtbar gebliebenen Spur aufzufinden; — dafs die Matrosen, welche die Ablenkung des Wimpels, durch die Bewegung des Schiffs, von der Zeit der Phönicier an, tausendmal bemerkt haben, wenigstens eben so viel Anspruch auf Theilnahme an der Bradleyschen Entdeckung besitzen, als einige frühere astronomische Beobachter, welchen man solchen Anspruch aneignen will (man sehe diese Blätter 1829. No. 21 — 25.) geht aus der Erzählung hervor. —

Ich habe die Geschichte der Entdeckung der *Aberration* hier etwas umständlicher angeführt, weil sie ein Muster der Methode giebt, welche man anwenden soll, um Erscheinungen in der Natur kennen zu lernen und ihren Ursachen auf die Spur zu kommen. Ich habe dieses für Leser geschrieben, welche an den Erscheinungen der Natur im Allgemeinen Interesse nehmen; für die Astronomen mufs ich, in Beziehung auf diesen Gegenstand, noch Anderes aus Hrn. Rigaud's Werke anführen. Es enthält die genaue, von Molyneux selbst verfafste Beschreibung des Instrumentes in *Kew*, und die ganze Reihe der damit gemachten Beobachtungen; ferner Noten von Bradley über seinen, in Wanstead angewandten Zenithsector und gleichfalls die ganze Reihe seiner Beobachtungen mit diesem Instrumente; *endlich* die Reduction von mehr als 1500 derselben, welche den Sternen $\gamma, \beta$ *Draconis*, $\alpha$, $\beta$ *Cassiopeae*, $\alpha$ *Aurigae*, $\alpha$, $\varepsilon$ *Persei*, 35 *Camelop.*, $\gamma$, $\varepsilon$, $\eta$ *Ursae maj.* angehören. Diese Beobachtungen fangen 1727 an und endigen sich mit dem Jahre 1747. Nur ein Theil derselben wäre für die vollständige Erkennung und quantitative Bestimmung der *Aberration* nöthig gewesen; allein sie wurden so lange fortgesetzt, weil sie, schon in den ersten Jahren, die deutlichsten Spuren einer zweiten Veränderung der scheinbaren Oerter der Sterne zeigten, welche so langsam fortging, dafs die zu ihrer vollständigen und sicheren Erkennung nöthigen Beobachtungen lange Zeit erforderten.

Die Entdeckung dieser zweiten Bewegung, der *Nutation* der Erdaxe, mufste der Entdeckung der *Aberration* folgen, wenn es möglich werden sollte, die practische Astronomie wesentlich zu vervollkommnen, denn alle Verfeinerung der Beobachtungen und der Rechnung konnte nicht eher einigen Erfolg haben, als bis man Alles kannte, was einen Unterschied des scheinbaren Ortes eines Sterns von dem wahren erzeugt. Die lange Reihe der Beobachtungen, durch welche Bradley die

Existenz der *Nutation* aufser Zweifel setzte und ihre Gröfse bestimmte, ist, sowohl in ihrer Anordnung, als in ihrer Ausführung, ein würdiges Seitenstück der früher erwähnten, aus welcher die *Aberration* hervorging. Obgleich, längst vor der Beendigung derselben, die Erklärung gefunden war, so kündigte Bradley die gemachte Entdeckung doch nicht eher öffentlich an, als bis die Bewegung eine ganze Periode vollendet hatte. Er würde wahrscheinlich nicht so lange damit gewartet haben, indem aus einer, schon im J. 1737 an Maupertuis gemachten Mittheilung des Wesentlichen der Entdeckung hervorgeht, dafs er schon damals keinen Zweifel mehr hatte; allein er wollte, durch das Abwarten des Schlusses einer ganzen Periode, einer Einwendung zuvorkommen, welche man, mit einigem Scheine des Rechts, gegen die Beobachtungen hätte erheben können. Da die Beobachtungen nämlich anfänglich auf die Erforschung der jährlich wiederkehrenden Bewegungen der Sterne gerichtet waren, und es nur auf die Veränderungen ihrer Entfernungen vom Scheitelpunkte, nicht auf die Entfernungen selbst ankam, so ordneten Bradley und Molyneux ihre Beobachtungen so an, dafs nur die ersteren daraus hervorgingen, die letzteren aber unbestimmt blieben; dieses setzte die Absehenslinie des Instruments als unveränderlich voraus, und die Solidität des Baues desselben gab eine Beruhigung über die Rechtmäfsigkeit dieser Voraussetzung, welche übrigens, nach dem Schlusse der jährlichen Periode, sich verificiren mufste und wirklich verificirte. Allein während der weit längeren Dauer der, der *Nutation* wegen gemachten Beobachtungen, konnte über die Unveränderlichkeit des Instruments eher ein Zweifel entstehen, und diesen wollte Bradley dadurch beseitigen, dafs er den Schlufs der ganzen Periode abwartete. Diese Vorsicht ist gewifs lobenswerth, allein man darf nicht übersehen, dafs die Beobachtungen so angeordnet waren, dafs ihr Resultat wirklich *nicht* von jener Voraussetzung abhing; sie wurden nämlich nicht sowohl an einzelnen Sternen, als an einander gegenüberstehenden Paaren gemacht, so dafs ein Stern also stets die Veränderung des anderen in entgegengesetzter Richtung zeigen mufste, wodurch eine Veränderung der Absehenslinie des Instruments, wenn man die Beobachtungen gehörig combinirt, unschädlich wird. Diese Anordnung würde den vollen Werth der Beobachtungen zur Ausmittelung der Gröfse der *Nutation* wiederherstellen, wenn auch eine Veränderlichkeit des Instruments vorhanden gewesen wäre; allein wenn das Gesetz der Erscheinung nicht als bekannt angenommen werden, sondern aus den Beobachtungen selbst nachgewiesen werden sollte, und wenn kein Zweifel darüber bleiben sollte, dafs nicht allein der Unterschied der Entfernungen zweier Sterne vom Scheitelpunkte, sondern auch die Entfernung jedes einzelnen, durch die vereinte Wirkung der *Aberration* und *Nutation vollständig* erklärt werde, so mufste die Unveränderlichkeit des Instruments besonders gerechtfertigt werden, was wirklich durch das Abwarten des Endes der Periode geschah.

Durch die Mittheilung der lange entbehrten Beobachtungen, deren Resultate, durch Bradley's Abhandlungen, nur im Ganzen bekannt geworden waren, ist der Astronomie ein wichtiger Dienst geleistet. Sie haben nicht allein den historischen Werth, sondern sie scheinen mir, bis auf den heutigen Tag, *die* Quelle zu sein, aus welcher man am sichersten schöpfen kann, wenn es darauf ankömmt, die Quantitäten der *Aberration* und *Nutation* zu bestimmen. Diese Beobachtungen müssen neu berechnet werden; ich habe einen jungen astronomischen Freund dazu aufgefordert; und hoffe, dafs die bereits angefangene Arbeit bald zu dem Resultate führen wird.

Eine Mittheilung, welche wir mit besonderem Interesse gesehen haben, besteht in Auszügen aus Bradley's, in Wanstead und Oxford geführten Tagebüchern. An dem ersten Orte beobachtete er bis 1732, an dem letzteren bis zu der Mitte von 1742, von wo ab er seine Arbeiten in Greenwich fortsetzte. — Unter diesen Beobachtungen, welche mit einem, ein Mikrometer besitzenden Fernrohre gemacht sind, finden sich unter andern 4 Messungen der gröfsten Elongationen des Hugenischen Saturns-Satelliten, wovon drei die eine, eine die andere Elongation betreffen, und welche, in ihrem mittleren Resultate, mit der, durch das Königsberger Heliometer neuerlich ausgemittelten Entfernung, bis auf eine unerhebliche Kleinigkeit übereinstimmen, also schon vor länger als 100 Jahren die Masse des Saturns hätten richtig bestimmen können; auch ist eine Messung der kleinsten Entfernung desselben Satelliten vom Rande des Planeten vorhanden, aus welcher man die richtige Neigung der Bahn hätte finden können. Eine genauere Untersuchung dieser Beobachtungen behalte ich mir auf eine andere Gelegenheit vor. Die gröfste Elongation des äufsersten Jupiters-Satelliten findet sich viermal

beobachtet und ergiebt, nach Bradley's Rechnung, für die mittlere Entfernung des Planeten von der Sonne, 8′ 16″, 1, also die Masse des Planeten nicht so grofs, wie die aus den Bewegungen der Pallas und Juno von Gaufs und von Nicolai abgeleitete; die mittlere Entfernung der Satelliten mufs nahe 8′ 18″ sein, wenn beide Erscheinungen ein gleiches Resultat geben sollen. — Von den Kometen von 1744 und 1748 kommen die noch nicht bekannten Original-Beobachtungen vor und werden genaueren Rechnungen über diese Himmelskörper zur Grundlage dienen können. Von dem Halleyschen Kometen finden sich leider keine Original-Beobachtungen, und auch die reducirten sehr unvollständig vor; das was aufgefunden worden ist, ist schon von Rosenberger, bei seiner vortrefflichen Arbeit über die Erscheinung dieses Kometen im J. 1759, nach einer früheren Mittheilung des Hrn. Rigaud an den Unterzeichneten, benutzt worden, allein später hat derselbe fleifsige Herausgeber, auf einem anderen Blatte Bradley's, gefunden, dafs die Zeitangabe der Beobachtung vom 1sten Mai 9ʰ 34′ 25″, statt 9ʰ 54′ 25″ gelesen werden mufs, wodurch sie an Uebereinstimmung mit den übrigen gewinnt; die starke Abweichung am vorhergehenden Tage rührt wohl von der geringen, kaum 4° betragenden Höhe des Kometen her. Jedenfalls ist zu bedauern, dafs die Originale nicht mehr vorhanden sind, indem diese vermuthlich weit bessere Resultate gegeben haben würden, als Reductionen, von denen man weder etwas Näheres, noch auch ihren Zweck kennt. — Unter den hier mitgetheilten „*Miscellaneous observations*" finden sich auch viele mikrometrische Vergleichungen der Planeten mit nahen Fixsternen; die Genauigkeit der ähnlichen Beobachtungen der Trabanten-Entfernungen und Planeten-Durchmesser läfst erwarten, dafs auch jene sehr genau und daher um so schätzbarer sein werden, als sie in eine Zeit fallen, aus welcher wir keine zuverläfsigen Beobachtungen besitzen. Da Bradley, so lange Pound lebte, mit diesem gemeinschaftlich beobachtete, so findet sich in dem gemeinschaftlichen Tagebuche manches von Bradley's Hand, anderes von Pound's Hand eingeschrieben. Das erstere allein hat Hr. Rigaud abdrucken lassen, so wie es auch allein in ein Bradley gewidmetes Werk gehört; allein es würde gewifs eine sehr dankenswerthe Bemühung des Herausgebers sein, wenn er *Alles* in dem gemeinschaftlichen Tagebuche enthaltene bekannt machen wollte. Vorzüglich glaube ich, dafs das über die Satelliten und über die Planeten selbst Vorkommende Interesse haben würde.

Bemerkungen über den Zustand der Sternwarte in Greenwich, zu der Zeit, zu welcher Bradley sie übernahm, so wie auch Versuche zur Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels, endlich einen ausgewählten Theil der Correspondenz Bradley's, wird man mit Interesse lesen, können aber hier nicht weiter erörtert werden. — Eine Bemerkung dringt sich immer auf, wo man auch auf eine Ansicht oder ein Urtheil Bradley's treffen möge: die Ansicht ist immer klar und bestimmt und das Urtheil verfehlt nie den rechten Punkt. Ein Belag zu dieser Bemerkung ist z. B. der Brief an Lacaille (P. 495.), der die Ursache der Verschiedenheit der Refractionen desselben und der Bradleyschen so vollkommen erklärt, dafs man auch heutzutage nichts abändern oder hinzufügen könnte. Es wäre interessant, wenn man erfahren könnte, ob dieser Brief vor oder nach dem Drucke des Lacailleschen Werkes geschrieben ist; aber er hat kein Datum. — Eben so findet sich ein Urtheil über Maupertuis' Gradmessung, welches den Werth derselben vollkommen anerkennt, und nur das Unterlassen der Umwendung des Sectors als mögliche, wenn auch nicht wahrscheinliche Fehlerursache bemerkt.

Duch das Werk des Hrn. Rigaud haben wir nun Alles, was die Zeit von Bradley noch übrig gelassen hat, und aus dem Obigen geht hervor, dafs es grofse Aufmerksamkeit verdient. Ueberdiefs haben wir ein Bild des Astronomen des vorigen Jahrhunderts, welches mehr im Einzelnen ausgeführt ist, als die Skizze davon, welche man schon in seinen Leistungen sehen konnte. — Ich kann nicht unangeführt lassen, dafs aus dem vorliegenden Buche hervorgeht, dafs der eminente Werth des Mannes nicht allein von der Nachwelt anerkannt wird, sondern, dafs auch seine Zeitgenossen ihn zu schätzen wufsten. Die königl. Societät behandelte ihn mit einer Zärtheit, welche ihr grofse Ehre bringt; Newton nannte ihn, noch vor der Zeit wo seine Leistungen anfingen, eine grofsartige Wendung zu nehmen (*P. XLVII.*) „den besten Astronomen in Europa". — Ein Urtheil dieser Art, voh Newton, über einen kleinen Theil des Ganzen ausgesprochen, könnte einen Maafsstab für das Ganze angeben, wenn dieser uns verborgen sein könnte!

F. W. Bessel.

Nro. 65.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## XXXIX.

***Kurze Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspuncten entworfen von Herbart. Halle, bei C. A. Schwetschke u. Sohn. 1831. (Vorr. S. VIII.; Text S. 410. gr. 8.).***

Die Ungeduld, welche der Philosophie nicht Zeit lassen will, sich ihre Bahn zu brechen, konnte bei Fichte sogar den Gedanken erzeugen, ihre Anerkennung auf einmal erzwingen zu wollen. Aber nirgends ist der Zwang übler angebracht; denn wer nicht philosophiren will, mag es bleiben lassen, wer aber will, den braucht man nicht erst zu zwingen.

Nachdem der von Fichte gemachte Versuch fehlgeschlagen, ist man gewitzigt worden. Man fängt sich zu beqnemen an, und sinnt auf allerlerlei Mittel, das Publikum für Philosophie mehr empfänglich zu machen. Vor allen glaubt man dies durch eine leichte und gefällige Schreibart zu erzielen. Aber wenn man daraus ein eigenes Geschäft macht, kann wohl die Rhetorik und Sophistik, aber schwerlich die Philosophie dabei gewinnen.

Ueberdies ist die Tendenz, allgemein verständlich sein, und doch spekulativ bleiben zu wollen, eine gefährliche Klippe. Die Aufgabe und Neigung, sich populär zu machen, kommt in Gefahr, sogar Trivialitäten abzuhandeln, mit der Prätension, philosophisch zu belehren. An unserm Verf, welcher in dieser kurzen Encyklopädie auch darauf ausgeht, sein philosophisches Bestreben an den Mann zu bringen, ist wenigstens zu loben, dafs er gerade heraussagt, was an seinem Buch ist. Die Encyklopädie, sagt er S. 265., *erinnert Jeden an das, was er weifs, und fügt hinzu, was gemächlich damit kann verbunden werden.*

Nun soll es zwar nach S. 30. nicht die Wissenschaft selbst sein, welche in diesem Buch redet, sondern der Verf. will darin mit dem gelehrten Publikum nur *über* dieselbe sprechen. Aber doch sind es seine philosophischen Ansichten, über welche er sich mit dem Leser litterarisch unterhält. Diese müssen daher, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, wenigstens was Jeder weifs, enthalten, oder doch damit verbunden werden können.

Abgesehn von der Tendenz des Buches könnte dasselbe für überflüssig gehalten werden. Denn es zieht nur, was der Verf. in seinen andern Schriften bereits ausführlich entwickelt hat, mit vornehmer Kürze encyklopädisch zusammen. Er ist darin so wenig aus der Süffisance seines gewöhnlichen Tons gefallen, dafs er auch wieder in der Vorrede bei dem Herrn Drabisch sich dafür bedankt, über seine Metaphysik so sorgfältig Bericht erstattet, und Anderen das Urtheil überlassen zu haben.

So leicht wird keiner dem Verf. Tiefsinn zuschreiben, wohl Scharfsinn, aber meistens nur im Kleinlichen, denn der grofse Scharfsinn ist mit Tiefsinn gepaart. Das Raisonnement im Buch ist schon wegen seiner Tendenz noch breiter als sonst, und die gewohnte Prätension in Beurtheilung spekulativer Sätze fehlt nicht. Es ist die eigne Art des Verfs., aus spekulativen Sätzen erst was anders zu machen, und sie alsdann zu bestreiten. Wie sie sind, läfst er sie nicht, weil er sie, wie sie sind, nicht zu fassen im Stande ist. Wir werden sogleich, und auch hernach später auffallende Proben davon kennen lernen.

Darum bringt es der Vf. auch nicht zu einem philosophischen System, sondern nur zu philosophischen Disciplinen und Ansichten. Diese, als unverbunden nebeneinanderstehend, machen verschiedene Methoden nothwendig. In diesem Sinne setzt der Vf. für die Leser seines Buches nach Vorr. S. V. folgende *vier Hauptsätze* wenigstens als historisch bekannt voraus, nämlich: *„die Grundbegriffe der praktischen Philosophie sind ästhetisch; die Grundbegriffe der Metaphy-*

*sik sind widersprechend; die Grundbegriffe der Psychologie sind mathematisch; zur Begründung der Naturphilosophie gehört Synechologie.*" Dagegen nun hat das System nicht diese oder jene Methode, sondern Methode, die aber nicht Methode überhaupt, sondern Methode im Ganzen, wie im Einzelnen ist. Aber die systematische Methode, meint der Vf., sei einseitig, was sie auch sein würde, wenn sie, wie eine von den vielen Methoden des Verfs. zufällig, und nicht die immanente Natur der Sache selbst wäre. Von der spekulativen Methode, welche die nothwendige Form des Inhalts ist, hat der Vf. keine Vorstellung. Ja so wenig, dafs er die *Hegelsche Philosophie*, die er das *System der Philosophie im Allgemeinen* nennt, als der Methode nach *einseitig* bezeichnet. *Einzig* könnte ihre Methode wohl genannt werden, aber nichts weniger, als einseitig. Nur der Vf. macht sie zu einer einseitigen Methode, indem er Reflexionsbestimmungen, wie Grund und Folge, Ursache und Wirkung, und dergleichen, Bestimmungen, welche Hegel selbst als endliche Bestimmungen aufzeigt, als ihre beweisende Energie behauptet. Wer es nicht glauben will, dafs der Vf. eines so leichtsinnigen als groben Mifsgriffes fähig sei, mag es von S. 280—86. selbst nachlesen.

Hätte der Vf. die ersten §§. der Hegelschen Encyklopädie (denn auf die *Phänomenologie des Geistes* und die *grofse Logik* nimmt er keine Rücksicht) nicht blofs gelesen, sondern studirt, so würde er gefunden haben, dafs eher alles andere als dergleichen das Element der systematischen Methode ist. Dagegen sagt Hegel vom System ausdrücklich, *dafs dasselbe alle besonderen Principien in sich enthalte* (§. 8. erste Ausg.). Aber der Vf. versteht dies als ein *abstrakt Allgemeines*, wenn er S. 283. sagt: „in der Meinung, das Allgemeine durchdringe die ganze Philosophie, und mache wohl gar in ihr den ersten Hauptgegenstand der Erkenntnifs aus, täuscht man sich, wie derjenige sich täuschen würde, der, um Farben zu sehen, zuerst die Farbe überhaupt anschauen wollte." Es wäre überflüssig, hier auszuführen, wie gerade Hegel ein Feind von allem ist, was überhaupt nur sein soll. Jeder weifs es, und man mufs sich wundern, wenn nur der Vf. es nicht wissen will. Da der Vf. mit einer solchen Abstraktion, mit diesem Allgemeinen ohne Besonderung das Hegelsche System bezeichnet, thut es noth, was Hegel selbst darüber sagt, hier vor aller Augen niederzuschreiben. In §. 14. der zweit. Ausg. heifst es: „Der freie und wahrhafte Gedanke ist in sich *concret* (also keine Abstraktion, wie der Vf. will), und so ist er Idee, in seiner ganzen Allgemeinheit die *Idee*, oder das *Absolute*. Die Wissenschaft desselben ist wesentlich *System*, weil das Wahre als *concret* nur als sich in sich zusammenhaltend und haltend, d. i. als *Totalität* ist, und nur durch die *Unterscheidung* und *Bestimmung seiner Unterschiede* die *Nothwendigkeit derselben* und die *Freiheit des Ganzen* sein kann." Wo ist hier von einer Abstraktion, von einem Allgemeinen, was unterschiedslos wäre, die Rede! Aber der Vf. macht jene Totalität, die nur durch Unterscheidung und Bestimmung der Unterschiede, und als solche die Nothwendigkeit derselben ist, sogleich zu einem „*ungetheilten Eins*" (S. 285.), zu „*einem Grunde*", woraus die Philosophie folgen soll, also gerade zum Gegentheil davon. Daraus, heifst es weiter, „lasse man sich die Philosophie aus einerlei Methode entwickeln. Die gesuchte Entwickelung leiste man nach dem Beispiel der Veränderung (als wenn Hegel nur von der Veränderung wüfste, die schon im Begriff vorüber ist), die aus der Erfahrung sattsam bekannt ist, und benutze dabei gelegentlich die anderen, in dem Fundament der Philosophie als Eins gedachten Begriffe, demnach die Materie, die Inhärenz und das Ich; späterhin auch die praktischen Ideen und die Erzeugnisse ästhetischer Urtheile überhaupt. Was wird denn auf diese Weise zu Stande kommen? Ein System der Philosophie im *Allgemeinen*, von welchem wir nicht füglich behaupten dürfen, ein solches sei unmöglich; denn Hegels System ist wirklich vorhanden" (S. 286.). Gewifs, aber auch gewifs so nicht vorhanden, wie der Verf. es entstehen läfst.

Diese Vorstellung, welche der Verf. vom Systeme überhaupt hat, und welche er ganz falsch dem Hegelschen Systeme unterschiebt, ist das Grundübel seiner philosophischen Ansichten. Denn um sich der vermeinten Abstraktion nicht hinzugeben, fällt ihm das Fundament der Philosophie in ganz *ungleichartige und unverbundene Theile auseinander* (S. 285.). Das gesammte Fundament der Philosophie soll nämlich aus den beiden Reihen bestehen, deren eine das Fundament der Sittenlehre, und deren andere das Fundament der Metaphysik sei. Als das Fundament der Sittenlehre werden fünf praktische Ideen angegeben, welche ursprünglich sein sollen. Diese Ideen sind *innere Frei-*

*keit*, *Vollkommenheit*, *Wohlwollen*, *Recht* und *Billigkeit* (S. 47.). — Die *Inhärenz*, die *Veränderung*, die *Materie* und das *Ich* sollen das Fundament der Metaphysik ausmachen. Zu alle dem soll noch hinzukommen, was beiden Reihen analog, theils im Gebiet der ursprünglichen ästhetischen Urtheile, theils in der Erfahrung aufzufinden sei. Und zuletzt soll noch jede unmittelbar logische Evidenz dahin gerechnet werden, welche mit der Thatsache zusammenhange, dafs Begriffe einander ausschliefsen und einschliefsen (S. 272. 275.). Alles das *neben einander* bildet nach dem Verf. das Fundament der Philosophie, worauf die Wissenschaft ruhen soll. Dies will nun zunächst weiter nichts sagen, als was jeder weifs, nämlich dafs eine philosophische Disciplin nicht die andre ist. Demnach wäre, um von keinem System zu sprechen, das ganze Gebäude der Philosophie nur ein Aggregat philosophischer Disciplinen. Ein Aggregat, weil sie kein inneres Verhältnifs zu einander hätten. Das ganze Verhältnifs, was sie zu einander haben könnten, wäre etwa eine äufsere Ordnung, die derjenige zu befolgen hätte, welcher sie nach einander zum Gegenstand seines Studiums machen wollte.

Aber gerade soll, wie der Vf. meint, alles in der Philosophie darauf ankommen, dafs, was zum Fundament gehöre, in ihrem Gebäude neben einander liege. Natürlich darum, weil dies, wie er glaubt, das einzige Mittel ist, das Fundament der Philosophie nicht als ein *ungetheiltes Eins* aufzufassen. Denn dies soll ja eben der Mangel am Hegelschen System sein. Als wenn das Fundament dieses Systems, wie so eben bemerkt worden, nicht die Einheit oder das Eins wäre, das sich selbst theilt, und aus und durch sich selbst zu unterschiednen Bestimmungen wird. Dasselbe ist kein *ungetheiltes Eins*, was der Vf. daraus macht, auch keine *unverbundenen Theile*, welche er als das Fundament der Philosophie ansieht. Dem Vf. mufs das Eine, wie es das Fundament der Hegelschen Philosophie ist, so lange zu denken unmöglich sein, als er es als ein *ungetheiltes Eins* vorstellt, als *ein Allgemeines neben dem Besondern*. Denn solches Eins und Allgemeines wäre, weil formell, ganz ohne Inhalt. Aber deswegen ist es kein wahrhaftes Eins, kein wirklich Allgemeines. Auch ist das Besondre neben dem Allgemeinen kein wahrhaft Besondres, sondern blos vereinzeltes Dasein. Erst wenn das Allgemeine nicht blos leer dem Besondren gegenüber, und das Besondre nicht nur vereinzelt dem Allgemeinen gegenüber gestellt ist, ist dasjenige Eins gewonnen, in welchem beides, das Allgemeine und Besondre, eins ist, und welches deshalb als das Allgemeine an ihm selbst das Princip der Besonderung ausmacht. Dann aber ist es kein ungetheiltes Eins, sondern *das Eins, welches indem es sich theilt und getheilt ist, eins ist* und bleibt. *Dieſs Eins* hätte der Verf. bekämpfen müssen, wenn er das Hegelsche System zu bestreiten Lust hatte. Aber es ist das eigne Schicksal dieses Systems, *dafs es immer dort bekämpft wird, wo es nicht ist*, sogar von *Anhängern*.

Aber bei der wirklichen Erkenntnifs desselben hätte der Vf. irre werden müssen an demjenigen, was er als das Fundament der Philosophie empreist, nämlich an den *ungleichartigen und unverbundenen Theilen, die nicht eins sind*. Daraus ist bei ihm der Mangel an *Dialektik* zu erklären, und seine durchgängige Neigung zum *Mechanismus*. Dazu kömmt er in allem nicht über den Standpunct der Reflexion hinaus. Das Grundthema der *Kantischen Kritik* ist auch das seinige, nämlich dafs der Mensch Gott und die Welt nur erkennen könne, wie sie für ihn, nicht was sie an sich sind. Daneben neigt er sich zur *Stoischen Sittenlehre* hin, zur *Eleatischen Starrheit des Gedankens*, und in Einigem zum *Leibnitzischen Intellectualismus*, und zum *Locke'schen Sensualismus*.

Indem der Vf. das Fundament aus den angegebnen Theilen bestehen läfst, machen sie ein *unbedingtes Sein* aus, eine *feste Unmittelbarkeit*, woraus das Denken sein Gebäude errichtet. Zwar sollen sie das *Ursprüngliche* sein, aber dies sind sie darum nicht, *weil sie vorausgesetzt werden*, statt sich selbst vorauszusetzen. Um in der That ursprünglich zu sein, müfsten sie für *sich selbst das Ursprüngliche sein*, und nur *aus sich resultiren*. Nur dann würden sie *innere Nothwendigkeit* haben, und sich die Methode selbst machen. Und diese würde nicht nur *im Ganzen*, sondern auch, wie der Vf. mit Recht verlangt, *im Einzelnen* sich bewähren. Aber viele Methoden, wie der Vf. will, würden das Ganze nicht betreffen, nur *das Einzelne ohne das Ganze*. Höchstens wäre das *Ganze nur an das Einzelne vertheilt*. Aber ohne das Ganze, ohne dafs das Ganze im Einzelnen ist, ist das Einzelne *zufällig*. Darum soll sogar in der Encyklopädie eine Methode genügen, wornach alles durch einander zu mischen ist, um es in mancherlei *zufällige* Verbindungen zu bringen (S. 242.).

Ueber sein Verfahren sagt der Vf. selbst: „Hätte Einer zum Verdrufs des Verfs. das System recht bunt durcheinander werfen, das Oberste nach unten, das Hinterste nach vorn kehren wollen: er würde es nicht ärger machen können, als hier geschehen ist. Durch alle Capitel ist die Psychologie zerstreut; die Metaphysik ist vom letzten Ende der Naturphilosophie angefangen, während ihre Haupttheile ganz im Dunkeln gelassen worden; von der praktischen Philosophie ist der Anfang ihres letzten Viertels in den Anfang des ganzen Buchs gestellt, und, um den Gräuel zu vollenden, gar Pädagogik zur Einleitung in die Lehren des Geistes und des Leibes gebracht worden". Zur Aufklärung über dies Verfahren soll eine Reihe von Begriffen dienen, die eigentlich in der Pädagogik einheimisch sei, nämlich „Klarheit, Association, System und Methode". Nach der *Klarheit* soll man die Gegenstände auseinander legen, und einzeln besehen lassen, weil Klarheit Entfernung alles dessen fordere, was Eins das Andere trüben könnte. Nach der *Association* soll man alles durcheinander mischen, um es in zufällige Verbindung zu bringen, so dafs also *die Encyklopädie auf dieser Stufe der Association steht.* Nach dem *System* soll man alles noch Schwankende anordnen und feststellen, und endlich nach der *Methode* jedem Glied des Systems die Nothwendigkeit seiner Stellung nachweisen. Deshalb wäre, wozu es diese Methode bringt, blos die *äufsere Nothwendigkeit* als ein Verhältnifs des Einzelnen zum andern Einzelnen, nicht *die innere Nothwendigkeit.* Denn nach dieser würde jedes Glied des Systems sich die Nothwendigkeit seiner Stellung selbst geben. Was defshalb von den Mifsurtheilen des Verfs. über das Hegelsche System vom Standpunct der Methode aus zu halten ist, wird wohl deutlich genug vor Augen liegen. Dafs der Vf. von der Hegelschen Methode keine Ahnung hat, wird jeder, der diese Methode kennt, aus dessen Recension der Hegelschen Encyklopädie in der allgemeinen Literaturzeitung zum Neuen Jahr 1831. ersehen haben, die nicht unwissenschaftlicher sein kann.

Das eben angegebne Verfahren, was der Verf. in der Encyklopädie beobachten will, *weist alle* immanente Entwicklung ab. Doch ist diese eben so wenig in den andern Schriften des Verfs. zu finden, aber desto mehr von einem weitschweifigen Raisonnement. Man kann nicht leugnen, dafs der Vf. mit vielseitiger Kenntnifs raisonnirt, ja man möchte sagen, dafs ihm zur wahren Speculation nur Eins fehle, aber doch ist dies Eins auch wieder Alles. Wir könnten nun vorliegende Schrift zu beurtheilen anfangen, wo wir wollten, und nach seinem eignen Verfahren dürfte der Vf. nichts darwider haben. Wir könnten nach der beliebten Art des Vfs. einzelne Stellen aus dem Zusammenhang des Ganzen herausreifsen, um mit desto mehr Erfolg gegen ihn zu polemisiren, aber wir wollen, um nicht nach gewöhnlicher Recensentenweise zu verfahren, lieber mit und an dem Gang des Buchs selbst fortgehen.

Der Verf. theilt seine Encyklopädie in *zwei Abschnitte*, in die *Elementarlehre* (S. 1—238.), und in die *Methodenlehre* (S. 240—410.). Durchweg hält er in beiden Abschnitten nach Kantischer Weise im Allgemeinen an der vermeinten Absolutheit des Subjects fest. Zunächst im ersten Abschnitt spricht er vom *praktischen Menschen als solchen* (S. 1—103.). Diesen will er, *um keinen Abstractionen Raum zu geben*, in seiner *Beschäftigung* betrachtet wissen, in seinen *Gesinnungen, Familien-* und *Dienstverhältnissen.* Defshalb sollte man meinen, dafs diese Lebensverhältnisse auch die wesentliche Bestimmung und die immanente Natur des praktischen Menschen ausmachten. Aber dieser praktische Mensch gleicht sich blos mit den Lebensverhältnissen aus. Denn er soll nur Ordnung halten, und wachen, damit in der gegenseitigen Bestimmung derselben so wenig Mifshelliges als möglich vorfalle. So wird er ganz auf sich selbst gestellt, um sich zu beobachten, zu tadeln, und zu bessern. Auf den Trost des Glaubens soll es dabei so wenig ankommen, als auf die Ruhe des Weltweisen. Sondern nur, dafs er die Richtigkeit seiner Lebensführung suche, wozu er sich schwach und stark zugleich finde. Weil der praktische Mensch defshalb in diesen Lebensverhältnissen nicht von sich lassen, aber auch über dieselben praktisch nicht hinaus kann, soll und mufs er davon *abhängig* sein. Darum betrachtet der Vf. ihn nun weiter in dreifacher Abhängigkeit, in seiner „*Gebundenheit* an die *Natur*, an den *Staat* und die *Kirche*". Staat und Kirche sind ihm weiter nichts, als blofse *Gesellschaften.* Den erstern nennt er eine *Rechtsgesellschaft*, die letztre eine *Gesellschaft, die höchst beseelt sei.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 66.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Kurze Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspuncten entworfen von Herbart.*

(Fortsetzung.)

Aber doch glaubt er, dafs wegen der Abhängigkeit des praktischen Menschen von diesen Gesellschaften dergleichen Meinungen, als wenn Staat und Kirche Werke von willkürlichen auf gröfsern Vortheil berechneten Verträgen wären, von selbst verschwinden würden. Doch wird der Mensch, der sich davon nur abhängig weifs, immer seinen Eigenwillen haben. Er fügt sich *nur*, weil er mufs, weil er über die Nothwendigkeit nicht hinaus kann. Frei in der Nothwendigkeit würde er sich nicht mehr abhängig fühlen. Und gewifs nichts anders als jener Eigenwille giebt sich kund, wenn der Verf. sagt: „aber aller Gebundenheit stellt der Mensch seinen Wunsch entgegen. Es giebt einen moralischen Muth, welcher sich gegen die Vorstellung sträubte, man könne den Willen durch blofse Kenntnifs des Nothwendigen einengen. Es lebt im Menschen etwas, was sich über alle Furcht erheben kann, was alle Motive, insofern sie von aufsen kommen (als wenn dieselben in Betreff des Staates und der Kirche nicht auch von Innen aus der menschlichen Natur heraus kämen), verschmäht, und sie nur gelten läfst, wenn im Innern die Bestätigung erfolgt. Hierauf gestützt erklärt sich der Mensch für frei, für einen solchen, den man niemals ganz binden, ganz einschliefsen kann, wie deutlich man ihm seine ganze Abhängigkeit von der Natur, vom Staat, vor der Kirche vor Augen stelle". Aber wahrhaft folgt erst im Innern die Bestätigung, wenn er sich allem nicht *gegenüber*, sondern wenn er sich *darin* frei weifs. Der Mensch, sagt der Vf., soll sich die Vorschriften des Staats und der Kirche nur insofern gefallen lassen, als er darin solche Motive wieder erkennt, die er sich selbst geschaffen hat. Aber das eigentliche Motiv, was der Mensch sich selbst erschafft, ist die *Abstraction seines Innern*. An diese, an nichts anders appellirt der Vf., wenn er immerfort an „*das höhere Ich als an den eignen Gebieter*" erinnert. Dieis ist das gemeine Orakel, worauf sich jeder beruft, wenn er nicht weiter kann. Aber was ist unterdefs aus dem praktischen Menschen geworden, der von aller Abstraction fern bleiben soll? Eben das, was er nie sein und werden sollte, ein Mensch, der den prickelnden Trieb hat, seine *abstracte* Freiheit immer Allem gegenüber zu behaupten. Aber solche Freiheit ist nicht wirkliche Freiheit. Der praktische Mensch des Verfs. vergifst in allem, was er thut und treibt, *nie sich selbst*. Er ist nicht etwa im Familienleben, im Staatsleben, wirksam als Familienglied, als Staatsbürger, sondern nur als einzelnes *Subject*. Frei ist er, doch nur *in sich*. Wenn der Mensch aber blos in sich frei ist, hängt er trotz aller innerlichen Freiheit doch von sich selbst als nur Einzelnem ab. Erst das Leben macht den Menschen wirklich frei. Denn es macht ihn frei und *unabhängig von sich selbst*. Und dieis ist das Leben in Staat und Kirche, wovon defshalb der Mensch nicht abhängig ist.

Sehen wir nun weiter, wie der praktische Mensch, trotz seiner vermeinten Freiheit doch gewaltig ins Gedränge kommt. Im Gebrauch des Lebens, fährt der Vf. fort, hat der Mensch *Güter*, *Pflichten*, *Tugenden*. Diese sollen nur unter Voraussetzung eines gewissen Grundes, nämlich der *Ideenlehre*, zur Ausbildung kommen können. Daraus entstehe für denjenigen, in dessen Bewufstseyn sie stets gehörig zusammenwirken sollen, eine so grofse Last, dafs selbst der stärkste Mensch sie nur mit Mühe ertragen könne. Dazu komme noch, dafs die Güter, Pflichten und Tugenden im Gebrauch des Lebens sich nur zu leicht in *Uebel*, *begangene Fehler* und *Laster* verwandelten. Weil nun keine Lehre in der Welt im Stande sei, den Menschen vor Leiden, Uebertretungen und vor innerem Verderben zu sichern,

auch der Mensch im Gedränge des Lebens die Zuversicht verliere, welche dem ungebrochenen Muth eigen war, habe derselbe das Bedürfniſs der — *Religion.* Demnach ist die Religion nichts weiter, als wie auch der Vf. selbst sagt, eine *Ergänzung* der Lehre von den Gütern, Pflichten und Tugenden. Aber die Religion ist als solche Ergänzung nur Mittel, nicht Zweck. Sie ist nicht mehr als ein bloſser Nothbehelf des praktischen Menschen, der auf einmal seinen moralischen Muth, das trotzig höhere Ich zu verlieren anfängt. Dies steckt unverwüstlich im Hintergrund, denn das Subject hat Religion nur um seinetwillen, nicht um Gottes willen. Darum soll Gott auch in der Religion in gehöriger Ferne bleiben, weſshalb auch der Vf. gestehen muſs, daſs selbst die Religion das irdische Dunkel nicht ganz zu erhellen vermöge.

Aber merken wir nun auf, wie der praktische Mensch sich wieder zu erholen anfängt. Die Religion soll auch noch etwas anders als jene Ergänzung sein. Auſser dem moralischen Eindruck soll sie auch noch einen *ästhetischen Eindruck* machen. Die *ästhetischen Urtheile* sollen eine Triebfeder des Willens werden, indem sie den Gegenständen das Prädicat der Vergänglichkeit und Verwerflichkeit unmittelbar und unwillkürlich beilegen, und sollen deſswegen zur *Kunst* einladen. Nach solchen ästhetischen Urtheilen kann die Kunst, wie die Religion, blos Andres ergänzen, und auch nicht mehr als nur ein äuſserlicher Schmuck des Lebens sein. Darum soll sie das Leben blos verschönern, und nur da sein, um den praktischen Menschen zu erheitern. Jedoch ist die Kunst schön, gleichgültig dagegen, ob sie das Leben verschönere, oder nicht, ob sie den Menschen erheitere, oder nicht erheitere. Weil die Kunst blos das Leben verschönere, soll sie, wie der Vf. sagt, nach Brod gehen. Aber nicht die Kunst geht nach Brod, sondern der Künstler.

Von nun an will der Verf. nicht mehr den praktischen Menschen als solchen im Auge haben, sondern *viele und verschiedene praktische Menschen* (S. 103—188.). Diese sollen nebeneinander die *Gesellschaft* ausmachen, worin die *verschiedenen Gewerbe* für das Leben thätig sind. Diese Thätigkeit nennt der Vf. *nützliche Kunst*, weil sie es mit den Bedürfnissen des Lebens zu thun habe. Der Werth der Arbeit soll nicht bloſs durch ihre Produkte als Gewinn bestimmt werden, sondern auch als Beschäftigung zur Abwehr des Müſsigganges einen *sittlichen* Zweck haben. Aber auf Arbeit folge Erholung, und diese biete die *schöne Kunst* dar. Sie stifte, weil ihre Werke die Urtheile bestimmt vereinigten, deshalb *Gemeinschaft*, und mache ein *Band der Gesellschaft* aus. Aber um hinter das wahre Wesen der Kunst zu kommen, soll es einer *psychologischen Analyse* bedürfen, und diese darin bestehen, daſs man die Vorstellungsreihen auseinander nehme, die das Kunstwerk in einander verwoben hatte. Deshalb hätte man dasselbe erst nach der psychologischen Ansicht des Vfs. von den vielen Vorstellungsmassen mechanisch und statisch in seine Theile auseinander zu setzen, um es als ein Ganzes vor sich zu haben. Aber nichts ist gewisser, als daſs das Kunstwerk alsdann seinen unmittelbaren Eindruck, den es machen soll, ganz verfehlen würde. Ferner soll es bei Kunstwerken gar viel auf die *Apperception* ankommen, z. B. beim Portrait. Dasselbe soll nur auf diejenigen seine volle Wirkung thun, welche das lebende Original entweder persönlich oder durch Zeugnisse kennen gelernt. Aber was liegt bei Kunstwerken an der Fratze. Wer je ein Portrait vom Raphael oder Titian gesehen hat, wird an der bloſsen *Perception* genug haben, wenn die Apperception da ist, wird er sie sich gefallen lassen, wenn nicht, wird sie ihm nicht abgehen. Ja seine psychologische Ansicht von den Vorstellungsmassen verleitet den Verf. sogar, zu behaupten, es sei psychologisch unmöglich, daſs ein und derselbe Mensch sich in mehreren Künsten zugleich auszeichne. Demnach wäre z. B. Michel Angelo psychologisch unmöglich gewesen. Am schnellsten und sichersten sollen die plastischen Kunstwerke wirken. Aber gerade diese erfordern die gröſste Abstraktion, weil sie nur die Gestalt darstellen. Das Bild, das uns wieder anschaut, kann auch schon der Farbe wegen sicherer darauf rechnen, daſs es schneller wirke. Daſs die Musik, weil sie unmittelbar aufs Innere geht, deswegen am sichersten wirkt, ist eine tägliche Erfahrung.

Nun will der Verf. zur *gelehrten Kunst*, und zur *Staatkunst* übergehen, und daran die *Erziehungskunst* anschlieſsen. Von der *gelehrten Kunst* spricht er, wie sie dem Geschäftsmanne zu empfehlen sei, der sich ihrer zu seiner Erholung bediene. Da ertheilt er guten Rath, nämlich wie wichtig es für den praktischen Menschen sei, an der Gelehrsamkeit Antheil zu nehmen. Denn dies vermehre die Energie seines geistigen Le-

bens, nur solle er auf den Feldern des Wissens sich nicht verirren, und sich die Zeit nicht verderben, und was dergleichen mehr.

Was die *Staatskunst* betrifft, so setzt der Vf. voraus, dafs, wo auf einem Boden menschliche Interessen und Kräfte wider einander wirken, sich allemal der Unterschied der *Herrschenden*, *Angesehenen*, *Freien* und *Dienenden* finden solle. Der Staat soll auf einem Boden mehrere Gesellschaften, nämlich der *Ehe*, des *Rechts* und der *Kirche*, die er nicht stifte, vorfinden. Aber aufser dem Staat sind dieselben nicht zu finden, weshalb er sie auch nicht vorfindet. Sie gehören mit zu seiner innersten Natur. Nun will der Verf., dafs die Seele einer jeden von diesen Gesellschaften ein *gemeinsamer Wille* sei, der ihre Zwecke festsetze. Aber alsdann ist derselbe nichts weiter, als ein blofser Verein zu gemeinsamen Zwecken, als eine Uebereinkunft eines jeden mit allen übrigen; und wenn auch der Vf. nicht will, dafs dieser gemeinsamer Wille ein willkührlicher Vertrag, sondern dafs er nothwendig sei, so ist er doch höchstens nur *nothwendig gemacht*, nicht an und für sich die Nothwendigkeit und Allgemeinheit selbst. Obschon nun aber auf einem Boden vielfache Interessen und Kräfte wider einander wirken, so soll auf demselben doch nur *eine* Macht sich thätig äufsern können. Diese Macht sei der *Herrscher*, welcher von allen Seiten wegen des nöthigen Schutzes angerufen werden müsse. Was ist nun ein solcher Staat mehr, als erwachsen aus dem *Bedürfnifs* und der *Noth*, und was noch weiter, als ein blos *mechanisches Gleichgewicht verschiedener Kräfte und Interessen?* Indem darnach die Staatskunst zu ermessen ist, kann auch dieselbe nur bezwecken, das Gleichgewicht entweder *herzustellen*, oder zu *erhalten*, oder wo möglich zu *verbessern*.

Als die Hauptaufgabe der *Erziehungskunst* giebt der Vf. an, dafs man die Kinder mit Ernst und Festigkeit in eine Lage setzen müsse, die ihnen im Ganzen angenehm, und welche zu geselliger Offenheit einladend sei. Alles Andere sei für die Erziehung von dem ersten Unterricht an bis zur höchsten Gelehrsamkeit hinauf nicht mehr Erstes. Darum seien Schulen keine Erziehungsanstalten, sondern nur Hülfsanstalten für Familien, welche schon das Erfordernifs der Erziehung füllten. Dafs die Erziehung von der Familie ausgeht, ist seine Richtigkeit, aber dafs sie die eigenthümliche Substanz der Erziehung sein soll, ist falsch. Sie ist nur ein Moment, wenn auch ein wesentliches, der Erziehung. Darum sind die öffentlichen Unterrichtsanstalten nicht, wie der Verf. will, blofse Hülfsanstalten für Familienerziehung, sondern sie bezwecken gerade das, worauf es in aller Erziehung abgesehen ist, nämlich, dafs die Kinder zu *selbstständigen Personen* erzogen werden. Denn selbstständig werden sie nicht in der Familie, sondern im *Staat*, in der *Welt*. Schon darum kann der Staat die Erziehung der Familie nicht allein überlassen, weil ihm daran gelegen sein mufs, seine künftigen Mitbürger bei Zeiten kennen zu lernen, und dazu hat er ein vollkommnes Recht. Das Kind zieht sich zwar an der Familienliebe grofs, indem diese seine Empfindung zum Bewufstsein aufschliefst, aber die Erziehungsanstalten des Staats führen sein Bewufstsein erst recht in die Wirklichkeit ein, und entzünden den Trieb, aus sich selbst etwas zu werden. Zuletzt erhält der Mensch in der Welt seinen Lohn nach Verdienst. Für die drei pädagogischen Hauptregeln erklärt der Vf., dafs man dem Zögling die Kräfte, welche er habe, erhalte; dafs die Kinder gehorchen lernen; und dafs sie an vertrauliche Mittheilung gewöhnt werden. Freilich sind Zucht und Gehorsam in der Erziehung das Erste, und diese werden nirgends besser gedeihen, als in der Familie. Denn weil die Kinder zu den Eltern am meisten das Gefühl des Zutrauens haben, ist es von unendlichem Werth, dafs sie darin erstarken. Dafs der Verf. von Instituten schweigt, die die Kinder isoliren, und in welchen dieselben häufig ein schon durch die Erziehung befriedigtes Interesse erlangen, aber deshalb, wenn sie in das wirkliche Leben eingehen sollen, sich nirgends zu helfen wissen, können wir nur billigen.

Jetzt wendet der Vf. seine Betrachtung einem andern Gegenstande zu. *Metaphysische Probleme*, die er vom letzten Ende der Naturphilosophie anfängt, und welche er mit zur Metaphysik rechnet, sollen ihn beschäftigen. Sie sind die *geistige Regsamkeit*, das *Leben*, die *Materie* und die *Seele* (S. 188—240.). Die *erstere* sucht der Verf. psychologisch so zu erklären. Man soll sie nämlich lediglich in den Vorstellungen suchen, von welchen jede, sobald sie von einer Hemmung durch entgegengesetzte ergriffen werde, zwar im Bewufstsein, aber nicht plötzlich, sondern allmählig verdunkelt würde. Hiebei also werden wir an das erinnert, was man sonst mechanisches Gedächtnifs nennt. Aber der Verf. mischt schon ein *praktisches Interesse*

hinein, indem sie die Möglichkeit betreffen soll, dafs man eine gewisse Handlung mit oder ohne bewufstes Wollen, mit oder ohne vorgängige Rechenschaft, die man sich selbst darüber ablegte, vollzogen habe. Aber wo man sich erst auf der Stufe der Vorstellung befindet, ist ein solches Interesse noch gar nicht. Die bloße Vorstellung ist nur theoretisch, nicht praktisch. Nicht wo Zweck ist, ist überall auch Absicht. Deßhalb ist die Anwendung, welche der Vf. von der geistigen Regsamkeit auf die peinliche Rechtspflege gemacht wissen will, unzulässlich. Denn das Bewufstseyn, worin, wie der Vf. sich ausdrückt, die Vorstellungen allmälig durch jene Hemmung verdunkelt werden, ist nur die abstracte Macht der Reihen, die sie festhält, nichts weiter.

Doch bevor wir in diesen Problemen weiter gehen, ist kurz an den Begriff der *Selbsterhaltung*, welches der *metaphysische Hauptbegriff* des Verfs. ist, zu erinnern. Dieser Begriff soll auf jedes einfache Wesen passen, und die *inneren Zustände* betreffen, von welchen hier in diesen Problemen die Rede ist. Der Verf. erläutert selbst S. 345. diesen Begriff durch *conträre* und *contradictorische Gegensätze*, jedoch nur, wie sie der *gewöhnen* Logik angehören. Indem er mit dieser die Gegensätze festhält, betrachtet er das einfache Wesen als ein solches, das, wenn es sich in Verhältnifs zu einem conträren Gegensatz (und deren soll es unendlich viele geben können) befinde, um zu bleiben, was es sei, einen innern Zustand annehmen müsse, der gerade diejenige Verneinung aufhebe, welche der Gegensatz in ihr setzen würde. Und dieser durch den conträren Gegensatz bestimmte Zustand soll seine Selbsterhaltung sein. Wenn noch zuletzt, anstatt desselben, andre Gegensätze gesetzt würden, sollen alsdann andre und andre Selbsterhaltungen herauskommen. Hier nun findet das eben Gesagte seine Anwendung und Bestätigung, dafs dem Vf. zur wahren Speculation nur Eins fehle. Nur noch einen Schritt, und dieser wäre, dafs er die Gegensätze als *selbstständige* Bestimmungen *fahren liefse*. Denn sie müssen nothwendig durch ihren Gegensatz und Widerspruch zu Grunde gehen, oder was dasselbe ist, *ideell gesetzt werden*. Es darf wohl dem Ref. erlaubt sein, hier anzuführen, wie er diese Nothwendigkeit in seinen *Grundlinien der Philosophie der Logik* von S. 82 — 87. an jenen Gegensätzen selbst und gerade in dieser Beziehung aufgezeigt hat. Doch der Vf. hätte überhaupt, da nach ihm die Metaphysik mit der Logik nichts zu schaffen haben soll, am wenigsten seinen metaphysischen Hauptbegriff durch solche Logik erläutern dürfen.

Indem nun der Vf. weiter das *Leben*, die *Materie* und die *Seele* und das *Ich* durch jene innere Zustände erklären will, können wir ihn getrost daran erinnern, dafs er mit dergleichen nichts ausrichtet. Hinsichtlich des *Lebens* will der Vf., dafs man erst auf das *Aeufsere* gehe, und die Dinge betrachte, nicht wie sie sind, sondern wie sie *werden*, alsdann auf das *Innere*, welches erfordere, dafs man den einfachen Uebergang von inneren Zuständen zu gegenseitiger Hemmung, Spannung und Wirksamkeit in jedes einzelne Element des lebenden Leibes hineindenke. Alsdann soll man glauben, dafs solche Elemente, die räumlich verbunden sind, ihren *inneren Zuständen* gemäfs auch ihre *äufsere Lage bestimmen*, welche gegenseitige Bestimmung nicht blos auf Seele und Leib, sondern sogar auf die Theile des Leibes in ihrem gegenseitigen Verhältnifs, ja auf Pflanzen, und selbst auf organische Körper paßten.

Was die *Materie* betrifft, so soll dieselbe aus völlig unräumlichen Elementen bestehen, und daraus, *dafs* sie einander nicht gleichgültig sind, sollen die inneren Zustände entspringen. Wenn nun mehr, als zwei, ihre inneren Zustände gegenseitig bestimmen, so sollen diese Bestimmungen sich nicht ausbilden können, und daraus die Erscheinung eines unbefriedigten Strebens zur Durchdringung entstehen, oder einer *Attraction*, die, weil sie nicht ganz zu Stande komme, und durch eine *Repulsion*, begrenzt werde, *räumliche Gestalt* zur Folge habe. Deßhalb sollen *Attraction und Repulsion gar nicht Bestimmungen der Dinge selbst* sein, sondern Bestimmungen des *Verhältnisses* der Dinge, keine Kräfte, sondern blos *formale Folgen des Zusammenseins* der Dinge. Denn die Dinge sollen von den innern Zuständen nur in Gedanken abgesondert werden können.

Was die *Seele und das Ich* angeht, so fällt der Vf. indem er den Idealismus vermeiden will, in die *alte Lehre der Seele als einer Substanz* zurück. Aber mit dem Unterschied, dafs die Seele die *Substanz des Ich mit seinen Vermögen sei*. Dadurch wird die Seele zu einem ihrer Ursprünglichkeit nach *unbekannten* Wesen.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 67.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

*Kurze Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspuncten entworfen von Herbart.*

(Schlufs.)

Das Ich soll zu mannigfaltig, zu wandelbar sein, um für ein Substrat des geistigen Daseyns gelten zu können. Defshalb tadelt der Vf. den Idealismus, welcher durch Abstraction das Ich von allen seinen Zufälligkeiten losreisse. Nun wird wohl Niemand leugnen, dafs nicht ein solches reines Ich eine Abstraction sei, und zwar die Abstraction des reinen Denkens. Aber der Vf. sagt, dafs das vorgeblich reine Ich ganz unmöglich sei, dafs der Mensch sich in allem finde, was er thue und denke, und defswegen die meisten glaubten, dafs Ich in allen den Fällen als der eine und nämliche Gegenstand der inneren Anschauung vor Augen stehe. Hingegen der Gegenstand, den sie meinten, sei gar nicht vorhanden, und könne darum auch nicht angeschaut werden. Vielmehr erzeuge sich die Ichheit aus den vorhandnen Vorstellungen *so viel mal*, als hinreichender Anlafs da sei. Aber indem Ich empfindet, anschaut, begehrt, will, überhaupt alle die Zustände, in die es geräth, die seinigen ausmachen, sind dieselben von dem reinen Ich nur insofern unterschieden, als ihr Inhalt nicht *die Form der Allgemeinheit* hat, oder Ich zwar darin nicht für sich, aber doch nicht minder darin ist. Die Seele, sagt ferner der Vf., ist das Bestehende und Bleibende, welches dem wandelbaren Ich des Gesunden, des Wahnsinnigen, des Genesenen stets auf gleiche Weise zu Grunde liege. Defshalb werde sie nicht unmittelbar erkannt, sondern zu den Ereignissen der inneren Erfahrung nicht als Kraft, aber als *Substanz* hinzugedacht. Indem sie Sitz und Grund des geistigen Lebens, aber nicht für sich allein, sondern der Grund unter hinzukommenden Bedingungen sei, daure dieser Grund fort, auch ohne leibliches Leben. Denn die Vorstellungen, und die inneren Zustände, welche ein Wesen irgend einmal erlangt hätte, könnten nicht aufhören. In das Jenseits hinter dem Grabe nehme die Menschenseele ihr ausgebildetes Ich, wie die Thierseele ihre ungebildeten Vorstellungen mit hinüber. Mehr Unsterblichkeit kann man nicht verlangen. Wenn sogar die Thiere in den Himmel kommen sollen, darf der Mensch ganz sicher darauf rechnen.

Im *zweiten Abschnitt*, der *Methodenlehre* (S. 240—410.) spricht der Vf. zuerst von der *Logik*, alsdann von der *Vernunftkritik*, von der *Fundamentalphilosophie*, und von jenem oben schon berührten *System der Philosophie im Allgemeinen* (S. 240—296.). In der *Logik* steht der Vf., wie wir bereits gesehen haben, ganz auf dem gewöhnlichen Standpunct. Er verlangt von ihr nichts weiter, als Einstimmung in den Begriffen, und dafs sie nach ihrer schlechten Manier den Widerspruch zurückweise. Sie soll ihrer Aufgabe schon völlig Genüge leisten, wenn sie nur zum analytischen Denken gehörig auffordere. Doch leugnet der Vf. nicht, dafs Hegel eine *neue Logik* geschaffen habe. In der *Vernunftkritik* soll zu jeder metaphysischen Untersuchung, die von einem gegebnen Hauptbegriff aus vorwärts gehe, eine psychologische Untersuchung des nämlichen Begriffs in Ansehung seines Ursprungs gehören. Aber die letztre soll nicht eher mit Erfolg vorgenommen werden können, als bis die erstre dazu die Hülfsmittel darbiete. Nach der *Fundamentalphilosophie* sollen die früher angegebnen ungleichartigen und unverbundnen Theile das Fundament der Philosophie ausmachen.

Was der Vf. über das *System* sagt, bezieht sich fast ausschliefslich auf die ersten §§. der Hegelschen Encyklopädie. Der Vf. beginnt damit, dafs Hegels Satz: *was wirklich ist, das ist vernünftig*, schon praktische Ideen und metaphysische Principien vermische. Aber Hegel sagt nicht, dafs irgend etwas Vernünftiges wirklich sei, sondern das Vernünftige. Ferner nennt der Vf.

*Hegel's Lehre eine merkwürdige und vorzüglich lichtvolle Thatsache*, indem *Hegel* die in den Erfahrungsbegriffen gegebnen Widersprüche durch alle Theile der Philosophie durchgeführt habe. Noch fügt er hinzu, dafs das Hegelsche System das *Wesentliche der Schellingschen Lehre mit ungemeiner Präcision vor Augen stelle*, als wenn dies eine und dieselbe Lehre wäre. In dieser Hinsicht steht der Vf. selbst nur auf der Stufe morgenblättlicher Kritik in philosophischen Dingen, welche ohnlängst die *Hegelsche Methode*, wie die *Schellingsche*, als *Construction* bezeichnete. Aber die Hegelsche Methode ist nicht die *Construction*, sondern die *Manifestation*, und diese zeichnet sich vor allen andern Methoden insbesondre dadurch aus, dafs sie *allein* über den *schlechten Progrefs in's Unendliche* hinaus ist. Nun aber macht der Vf. Hegeln den Vorwurf, dafs er bei den Widersprüchen stehen bleibe, und sie nicht auflöse, ja selbst dafs er sie schon dadurch für aufgehoben erkläre, dafs er sie starr hinstelle. Aber wir werden gleich sehen, dafs nicht Hegel, sondern der Vf. sie starr festhält, ja derselbe nicht einmal den Widerspruch wirklich zu denken vermocht hat. Wie könnte er auch sonst an der gemeinen Logik kleben! In der Vorr. nämlich S. VI. sagt der Vf. von Hegel, wie folgt: „Zwar, wem die Widersprüche unter den Füfsen brennen, der sollte sich aufmachen, und herausschreiten. Hegel besitzt eine, nicht eben beneidenswerthe Uebung, sie zu ertragen: doch hat er sie erblickt, anerkannt, laut ausgesprochen, mit allem Nachdruck darauf hingewiesen; ein Verdienst, das weit höher anzuschlagen ist, als seine Gegner ihm einzuräumen pflegen". Aber es ist nur speculative Ohnmacht, wenn man den Widerspruch nicht ertragen kann, und nicht die Uebung hat, sich im Widersprechenden zu erhalten. Aus dem Widerspruch sich aufmachen, und herausschreiten, heifst so viel als ihn liegen lassen, was denn auch des Verfs. Uebung ist. Er denkt ihn lieber gar nicht, indem er, wie er es in seiner Metaphysik macht, von demjenigen, worin er steckt, sogleich fortgeht zu einem solchen, worin er nicht sein soll, und welches er das Reale nennt, das aber zu wissen unmöglich sei. Wenn der Verf. meint, dafs Hegel, weil er die Kraft hat, vor dem Widerspruch nicht zu fliehen, den Widerspruch nicht auflöse, so kann er aus dem *1sten Bande der Logik* S. 140. vielmehr ersehen, dafs die entgegengesetzten, widersprechenden Bestimmungen der Hegelschen Dialektik nur als aufgelöst gelten, und noch dazu erkennen lernen, wie die Auflösung vor sich geht. Um uns nun wirklich zu überzeugen, dafs *nur* der Vf., nicht aber Hegel, den Widerspruch nicht löst, und dafs der Widerspruch nur dadurch aufgelöst wird, dafs man auf ihn eingeht, oder dafs man dem Feinde zu Leibe geht, und ihm nicht wie der Verf., wenn man ihn bemerkt, den Rücken kehrt, wollen wir zur Sache selbst schreiten. Der Vf. sagt, dafs Hegel das *Sein* und das *Nichts zusammensetze* (S. 287, 370.), als wenn das Nichts was sei. Holz und Eisen kann man wohl zusammensetzen, aber Sein und Nichts keineswegs. Wir schämen uns fast, dafs wir dem Verf. dies vorhalten müssen. Aber der Vf. kann nun einmal entgegengesetzte Bestimmungen nicht anders fassen, als wenn er sie handgreiflicher Weise als zwei Bestandstücke vorstellt. Aus diesem üblen Umstand sind alle Mifsurtheile des Vfs. über speculative Sätze abzuleiten, rühren sie nun von Plato, von Aristoteles, Cartesius, Spinoza, Kant, von Hegel oder von sonst Jemanden her. Seine ganze Metaphysik ist voll solcher abgeschmackten und absurden Mifsverständnisse speculativer Sätze, die zu der Prätension, womit sie vorgebracht werden, schlecht passen. Dies zeigt sich nun auch insbesondre in der Beurtheilung des Hegelschen Satzes, dafs der *Widerspruch des Sein und Nichts im Dasein als ihrer Einheit aufgehoben und verschwunden sei*, wie folgt. Nämlich er sagt: „Man betrachte unmittelbar das Sein; es enthält keinen Widerspruch. Man betrachte unmittelbar das Nichts; es enthält keinen Widerspruch. Noch war er nicht da; aber nun kömmt er: man betrachte die Einheit beider, indem man sie zugleich vermittelst des Begriffs von Nichts auffafst: nun ist der Widerspruch — noch nicht verschwunden, denn gerade durch die Einheit wird er erst gebildet. Und so hält Hegel ihn fest, eben indem er ihn für schon verschwunden erklärt". Was ist nun am Raisonnement? Nach Hegel würden wir den Satz etwa z. B. so zu erklären haben, nämlich: in ihrem Anfang ist die Sache noch nicht (Nichts), was sie ist, und zugleich ist sie schon im Anfang (Sein), was sie ist. Denn würde sie in ihrem Anfang, was sie ist, schon sein, so hätte sie schon angefangen, und wäre sie nicht schon, was sie ist, konnte sie nicht anfangen. Dagegen hält der Vf. ganz *starr* und *falsch am Nicht ohne das Sein* fest, und *am Sein ohne das Nichts*, als wenn das Eine aufser der Einheit mit dem Andern wäre

lich was wäre, und so läfst er, indem er die Einheit vermittelst beider auffafst, den Widerspruch *erst entstehen*, anstatt er bei *Hegel sofort ist*, und indem er ist, sich durch sich selbst aufhebt. Wie Hegel den Satz hinstellt, wäre nach der bekannten Anecdote der Strom der Donau in seinem Ursprung oder in seiner Quelle noch nicht, was er ist, aber auch doch schon in der Quelle, wogegen nach dem Verf. jener Ungarische Husar gar keinen üblen Einfall hatte, der an der Quelle bei Donaueschingen mit seinen Reiterstiefeln den Strom aufzuhalten glaubte, und sich herzlich freute, wenn er sich vorstellte, was wohl die Wiener sagen würden, wenn auf einmal die Donau bei der Leopoldstadt ausbliebe.

In der Beurtheilung des *ersten* Hegelschen Satzes hat der Verf. eben keine gewaltigen Proben seiner spekulativen Fähigkeit an den Tag gelegt. Aber auch geht's ihm mit der *Idealität*, dem *Fürsichsein*, nicht besser als mit dem *Dasein*. Auf keine weiteren, als auf diese ersten und dürftigsten Gedankenbestimmungen der Hegelschen Philosophie läfst sich der Verf. ein. In Betreff der Idealität führt der Verf. von Hegel Folgendes an: „Etwas, in seinem Uebergehen in Anderes, geht nur mit selbst zusammen. Was verändert wird, ist das Andere; es wird das *Andere des Andern*. So ist das Seyn, aber als Negation der Negation, wieder hergestellt, und ist das Fürsichsein." Darüber sagt nun der Verf.: „Spräche ein Mensch: ich bin Dir ein Anderer, Du aber bist auch für mich ein Anderer, und eben deshalb bin ich für mich, weil ich *der Andere des Andern* bin: so würde man ihn zwar fragen, ob er denn nicht für sich zu sein gelernt habe, ohne sich erst Andern entgegen zu stemmen? Jedoch könnte man seine Rede verstehen, ohne die ungereimte Voraussetzung zu machen, Er sei eine Veränderung des Andern. Der Begriff der Veränderung, des Uebergehens ist hier ganz zufällig." Nun ist vom *Fürsichsein* bis zum *Bewufstsein* bei Hegel noch ein *langer Weg*. Aber gesetzt, er *verwechsele*, wie hier der Verf., beides mit einander, so würde er doch weit entfernt gewesen sein, den Umstand, dafs der Mensch seiner sich mit Andern bewufst werde, als die *innere Bedingung* zu verstehen, dafs er überhaupt seiner bewufst sei, wie der Verf. ihm schuld giebt. Wer bei Hegel *selbst* die Lehre des Bewufstseins nachliest, wird bald erkennen, dafs nach ihm die Menschen in ihrem Sein für einander nur die *äufsere Bedingung* sind, dafs sie sich ihrer bewufst werden. Ferner meint der Verf., dafs bei Hegel das Ideelle nur die Nichtigkeit des Endlichen (S. 295.) sey, und das Wirkliche und Wahre erst darauf gehen müsse, um alsdann wieder zu sein. Nach dieser falschen Vorstellung sagt er von der Negation der Negation dafs nach derselben die wahre Substanz verdunste, um sich aus dem Dunst wiederherzustellen (S. 300.). Als wenn das, was negirt wird, nicht selbst schon eine Negation wäre. Doch mufs der Verfasser, um dies zu begreifen, sich erst solcher Negationen, wie sie in der gemeinen Logik, die auch die seinige ist, umlaufen, ganz aus dem Kopf schlagen.

Um nicht über diese kurze Encyklopädie gar zu weitläuftig zu werden, wollen wir nur noch bemerken, dafs der Verf. zuletzt von der *allgemeinen Metaphysik* spricht, von dem *Verhältnifs der Metaphysik zu anderen philosophischen Wissenschaften*, von der *Psychologie*, von der *praktischen Philosophie*, und nebst *Rückblicken auf das Ganze* noch einige *Bemerkungen* über die *Form der Philosophie* macht (S. 297—410.). Es versteht sich von selbst, dafs er in der Betrachtung über *allgemeine Metaphysik* nach der Tendenz des Buchs von seinen metaphysischen Problemen, als der Veränderung der Inhärenz, der Materie und dem Ich hier nur obenhin redet. Aber auch hier noch läfst er sich zu guter Letzt über Hegels Begriffe von *Sein*, *Dasein* und *Fürsichsein* vernehmen, indem er dieselben als eine einfache Reihe, wie *a. b. c. d. e. . . .* bezeichnet. Dies allein wird schon hinreichen, unsere Behauptung, dafs der Verf. selbst diese ersten harmlosen Begriffe mifsversteht, vollkommen zu rechtfertigen, indem er meint, dafs sie „gerade fortlaufen" (S. 298.), wie auch die Reihe dies schon ausdrückt. Nun aber laufen sie nicht in's schlechte Unendliche gerade fort, sondern sie gehen, während und indem sie vorwärts gehen, zurück. Doch, wir wollen keine Worte weiter darüber verlieren.

In dem Verhältnifs der Metaphysik zu den anderen Disciplinen hebt der Verf. insbesondere die *Religion* hervor. Nachdem er vor allen Spekulationen in der Religion gewarnt hat, sagt er, dafs er es ganz mit dem Kantischen *praktischen Glauben* halte. Nun ist jener Glaube nicht religiöser Glaube, sondern *philosophischer* Glaube. Denn nach demselben soll der Mensch an Gott nur deswegen glauben, weil er nicht wisse, und

nicht solle wissen können, was Gott sei. Aber dergleichen ist weder Religion noch Philosophie, sondern ein blos subjektives Fürwahrhalten.

Was der Verf. von der *Psychologie* sagt, ist insofern zu loben, als er darin gegen die herkömmliche Lehre von den Seelenkräften und Seelenvermögen eifert, aber die inneren Zustände einfacher Wesen, welche er an deren Stelle setzt, lassen die innerste Natur des Geistes nicht minder, wie jene Kräfte und Vermögen, im Dunkeln. Denn wenn es bei solchen Zuständen Verschiedenheiten der Stärke, des Hemmungsgrades, und der Verbindung gebe, woraus mancherlei Produkte entstehen, deren Ursprung, nachdem die Seele vermeintes Wesen durch Metaphysik als ein einfaches Wesen, deren innere Erfahrung nicht zu beobachten sei, gerechtfertigt worden, die mathematische Untersuchung deutlich machen soll, sind es ja eben diese Produkte, nicht der Geist selbst, welche beobachtet werden. Dafs auch hier dem Vf. wieder die Logik das Spiel verdirbt, dürfte wohl erinnert werden.

Was der Vf. noch von der *praktischen Philosophie* beibringt, ist theils nur ein kurzer Ueberblick des Anfangs dieses Buches, theils noch eine Ermahnung an die Theologen, dafs sie sich vor den metaphysischen Begriffen des Sein und Werden in Acht nehmen möchten, und nicht minder vor der transcendentalen Kantischen Freiheit. In den *Bemerkungen über die Form der Philosophie* ist das Erhebliche die Recapitulation des gesammten Inhalts des Buchs.

Wie wir sehen, ist in demselben das *Resultat* der Kantischen Kritik im Allgemeinen die Grundlage. Neben dem gewöhnlichen Raisonnement, das sich über die allgemeine Bildung nicht hinaussteigt, bleibt die *Logik* wie sie war, *formell*, die *Metaphysik* und *Naturphilosophie* weifs nur *Erscheinung*, nicht das Reale, die *Psychologie* erkennt die Seele nicht, und damit gleichfalls *nichts an sich*, und die *praktische Philosophie*, die in ihrer Grundlage stoisch ist, nimmt noch zuletzt den *praktischen Glauben* zu Hülfe. Wenn nun der Verf. noch darüber klagt, dafs die andren Gelehrten jeder seinen Kreis so eng, als ihm bequem dünke, um sich zusammenziehe, während dem Philosophen das schwere Loos zugefallen sei, nach allen Richtungen hinzuschauen; wenn er in Betreff der *Hegelschen Philosophie* bemerkt, dafs der philosophische Apparat, dessen die Facultäten in unserer Zeit sich bedienten, darum weil er nicht blos rostig, sondern vom Rost zerfressen sei, völlig verändert werden müsse; wenn er geradezu sagt, dafs es diesen Facultäten und damit der ganzen gelehrten Welt nichts helfen werde, *Hegel noch länger zu ignoriren*, so thut diese gelehrte Welt doch am Ende noch besser, wenn sie die Hegelsche Philosophie wirklich immer fort ignorirt, als wenn sie von ihr nicht mehr, und nur so, wie der Vf. mit gewohnter Prätension, die nirgends Stich hält, wenn man sie etwas näher beleuchtet, *Notiz* nimmt.

Hinrichs.

---

## XI.

*Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. L. Fr. O. Baumgarten-Crusius. Erste Abtheilung. Jena 1831. 747 S. 8. Zweite Abtheilung. 1832. 1312 S. mit fortl. Seitenz.*

### Erster Artikel.

Die äufsere Einrichtung dieses reichhaltigen Werks ist die, dafs der Hr. Vf. eine allgemeine äufsere Dogmengeschichte, in einzelne Perioden abgetheilt, aber in ununterbrochenem Zuge vom Anfang an bis in die neueste Zeit der speciellen und innern vorangehen läfst. Mit jener beschäftiget sich der erste Band; denn was nächst der Einleitung noch als allgemeine innere Dogmengeschichte vorkommt, gehört offenbar noch zur Einleitung selbst. Indem wir uns nun mit dieser, als in welcher die allgemeinen Gedanken enthalten sind, welche der ganzen Bearbeitung zum Grunde liegen, zuletzt beschäftigen wollen, um daran das Resultat und die Untersuchung zu knüpfen: ob und inwiefern die Wissenschaft durch diefs Werk einen wesentlichen Gewinn gemacht habe, gehen wir jetzt zunächst prüfend und beurtheilend an den Inhalt des ersten Bandes.

Der allgemeine Eindruck, den dieses Werk auf einen jeden machen mufs, schon in der oberflächlichsten Bekanntschaft damit, ist der von einer ungemeinen Gelehrsamkeit in diesem Fach sowohl, als den damit verwandten. Keine so unbedeutende und historisch unwichtige Sekte, Persönlichkeit oder Meinung, die der Hr. Vf. nicht angeführt hätte; kaum dafs hie oder da eine Schrift oder Dissertation anzuführen vergessen worden wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 68.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. L. Fr. O. Baumgarten-Crusius. Erste und zweite Abtheilung.*

(Fortsetzung.)

Dabei sieht man aufs überzeugendste, dafs dieses Vielwissen nicht ein leeres Prahlen mit Anführungen von Büchern und Stellen daraus, sondern fast alles aus eigener Anschauung darin hervorgegangen ist. Diese Mühe, Sorgfalt und Genauigkeit ist höchst verdienstlich und achtungswerth, um so mehr, als der Hr. Vf. gewifs selbst weifs, dafs solche Masse von Gelehrsamkeit Werth erhält erst dadurch, dafs der Gedanke, der Geist über dem Wasser schwebt. In einem Werke, wie dieses, welches in Bezug auf seinen Gegenstand von dem gelehrten Apparat soviel enthält, dafs man es, wenn es möglich und erreichbar wäre und nach beendigtem Druck nicht schon die nöthigen Nachträge zu machen wären, fast vollständig nennen könnte, mufs sich natürlich auch des Bekannten gar viel vorfinden; doch hat auch dieses theils durch seine Stellung, theils durch die Weise, wie es der Hr. Vf. bespricht, immer noch Interesse genug. So gleichgültig es nun für unsere Leser seyn dürfte, wenn Ref. bei sehr vielen einzelnen Puncten seine vollkommene Zustimmung erklären wollte, so unerquicklich würde es auch seyn, einzelnes anders zu fassen und zu bekritteln. Wo die Untersuchung auf dem Gebiete der Meinung und Ansicht versirt, ist es gar zu leicht, von demselben Gegenstande eine andere Meinung und Ansicht zu fassen: aber damit ist für den Gegenstand der D. G. in seiner unendlichen Wahrheit nichts gewonnen. Indem wir also diefs Werk zunächst auf seinem historischen Standpuncte, auf den es sich mit immenser Erudition gestellt, nehmen und beurtheilen, wollen wir uns weniger an die einzelnen, zahlreichen, historischen und literarischen Notizen, welche in lobenswerther Ordnung und Verbindung darin zusammengestellt sind und an das, was etwa darin zu verbessern seyn möchte, als vielmehr an den Gedankenzug halten, der durch das Ganze hindurchgeht und das eigentliche Geisteslicht ausmacht, in welches hier alles Einzelne gestellet ist, doch so, dafs uns auch darin das Factische zunächst der Hauptgesichtspunct bleibt.

Den einzelnen, gelehrten Ausführungen gehen überall in den Paragraphen allgemeine Bemerkungen voraus, meist ganz formellen Inhalts; in Wahrheit ist die Zeitfolge hier das eigentliche geistige Band. Es gehen die ersten Häretiker und Apologeten, die Gnostiker und Platoniker nach einander hervor. Eine Nothwendigkeit, welche in dem Wechsel *der* Dinge, die doch den Geist so nahe angehen und das für den Geist einzig befriedigende ist, wird nicht ersichtlich. Die grofse Bedeutung der Judenchristen-Lehre von der Gültigkeit des Mos. Gesetzes und der Beschneidung war offenbar, dafs sie die bestimmtere Feststellung des wahren Verhältnisses vom Christenthum und Judenthum zu einander zur Folge hatte und man nun ebenso sehr das Göttliche als das Vergängliche des Mosaismus erkannte. Sehr zu beklagen ist, dafs der Hr. Vf. die Nothwendigkeit der Entstehung einer christlichen Theologie nicht anzuerkennen scheint: sonst hätte sich daraus schon vieles begreifen und anders fassen lassen, als es hier geschieht. Nachdem er von den Apologeten und platonisirenden Vätern und ihren Gegnern gehandelt, folgt z. B. die Bemerkung, es habe sich unter diesen Kämpfen der dogmatisch-kirchliche Sinn in der Gesammtheit der Kirche ausgebildet; aber er spricht so davon, dafs man sieht, wie er das für ein Unglück, für Alteration und Depravation hält: denn in der Erläuterung sagt er: der dogmatisch-kirchliche Sinn habe darin bestanden, dafs man Begriffe und Lehren nun allmählich immer mehr über die practische Richtung des Christenthums hinaussetzte oder diese doch ausschliefslich auf jene gründen wollte. S. 186. Nun fragen wir uns, wie kann sich

auch nur Religion (vollends die Religion des Geistes und der Wahrheit), geschweige gar Theologie entwickeln und mittheilen ohne *Lehren;* in Betracht aber des Vorwurfs der Begriffe ist nun gar die Forderung eines begriff- und gedankenlosen practischen Christenthums vorhanden. In der Lehre wird der subjective Glaube objectiv und dieſs ist seine eigene, innere, nothwendige Bewegung und dadurch unterscheidet sich die christliche Religion von so vielen, die eben deſshalb unwahr sind, weil sie keine Lehre und eben deſshalb auch nicht die Möglichkeit einer Theologie haben. Obiges Urtheil, höchst gefährlich für die Geschichte der kirchlichen Lehre, ist ein Mangel, der seinen Grund in der Dogmatik des Hrn. Verfs. hat. In der That hat das 2. u. 3. Jahrh. das wahre Bedürfniſs der Kirche und die Bedeutung des Christenthums viel besser erkannt und S. 209. sagt doch der Hr. Vf. selbst, die Bemühung für christliche Wissenschaft sei ein Bedürfniſs der Zeiten gewesen. Wie reimt sich aber dieses mit jenem? Die Theologie, bevor sie kann eine practische seyn, muſs sie eine theoretische, Wissen der Wahrheit in Gedanken, in Begriffen und Lehren seyn. Ein solches Urtheil, wie es der Hr. Verf. aus der Kantischen Philosophie in die Geschichte hinein und ihr zu Grunde legt, entspricht nicht der wirklichen Geschichte, giebt uns kein treues Bild jener Zeit, welche es nothwendigerweise zum Wissen im Glauben bringen, eine christliche Theologie erzeugen muſste. In jene Kategorie stellet er auch das Verlangen nach gewissen, bestimmten Lehrformen, Glaubensregeln und sagt bei dieser Gelegenheit: „einfacher (heiſst das ohne Lehrformen und Glaubensregeln?) sprechen sich über die christlichen Glaubenslehren noch die Apologeten, selbst die der strengeren Denkart, wie Tertullian, aus, wo sie den Heiden den Inbegriff des Christlichen vorstellen". Ohne besonderes „Verlangen" machte sich die Bildung eines Inbegriffs christlicher Lehren von selbst, wie denn auch Tertullian schon die *regula fidei* in mehr als einer Weise den Gegnern des Christenthums vorstellt. — Nur *seine* moderne Meinung, nicht den wahren und factischen Gedanken der Kirche spricht der Hr. Verf. aus, da er das Dogma von der höheren Natur Christi ein solches nennet, welches aus dem Bereich des frommen, anbetenden *Gefühls* herausgesetzt und zu der Lehre von einer Gottheit in und neben der Gottheit des Vaters geworden war. S. 191. Die Apostel Johannes, Paulus u. a. w. hatten bei dieser Lehre nicht allein ihre frommen Gefühle, sondern auch bestimmte und tiefe allgemeine Gedanken, deren unendlichen Inhalt zu entwickeln und zu vertheidigen die Aufgabe der kirchlichen Theologie war. — Nur als seine *Meinung* nimmt der Hr. Verf. das Factum, daſs sowohl die kirchlichen Bestimmungen, als noch mehr die Streitigkeiten mit dem Sabellianismus sich auf die Trinitätslehre gerichtet haben. Er sagt: „Nach dem Sinne des Ganzen und den kirchlichen Andeutungen gemäſs meinen wir übrigens, daſs diese Meinungen und Streitigkeiten sich vom Anfang an alle auf die gesammte Trinitätslehre gerichtet haben". S. 197. Bei der sonst vielseitigen und gerechten Würdigung des Origenes, dieses groſsen Stifters einer christlichen Theologie, lieſse sich doch noch manches erinnern. Es kommt nicht sowohl auf das an, was dadurch hervorgebracht wurde, als vielmehr auf den Gedanken, der dem allen zu Grunde lag, welches die nothwendige Einheit der Philosophie mit dem Christenthum und durch diese Einheit Ursprung der christlichen Theologie war. Nicht genau genug ist auch der Ausdruck: „es habe sich *neben* der Kirchenlehre Philosophie entwickeln und aussprechen dürfen", vielmehr nur *aus* ihr und auf der Grundlage derselben, wie O. dieses bestimmt genug zu Anfang seines Buchs περὶ ἀρχῶν sagt. S. 241. ist die falsche Voraussetzung, das Speculative sei *an sich* der Kirchenlehre fremd, zur Grundlage des Urtheils über den Manichäismus gemacht. Wie tief und speculativ hat dagegen Baur neuerlich das Manichäische System aufgefaſst. — In der Darstellung der Nic. Lehre befindet sich ein Widerspruch. Einmal heiſst es: die Kirche habe die Nothwendigkeit erkannt, die uralte Glaubensregel und zwar mit dogmatischen Formeln zu erweitern, und dann wieder: das Concil habe sein Symbol nicht gerade als die ursprüngliche und fortwährend bestandene Kirchenlehre aufstellen wollen, sondern vielmehr das allein Richtige und Bestimmtere, nach dem Schwanken und der Verschiedenheit der Meinungen auszusprechen gesucht. Ein so wichtiger Punct hätte nicht mit so undeutlichen Worten gefaſst werden sollen; die factische Wahrheit ist, daſs die Veränderung und der Fortschritt in der *Form* erfolgte; der substanzielle christliche Inhalt derselbe war und blieb. Die Nic. Väter wiederhohlen es hundertmal und aus Grund der Wahrheit, daſs sie keine neue Lehre, sondern nur die alte in mündlicher und schriftlicher Ueb

lieferung enthaltene aufrichten, vertheidigen und wie der Hr. Verf. ganz richtig sagt, näher *bestimmen* wollen. Aber so ist der alte Glaube in den neuen (theolog.) Bestimmungen enthalten. — Die häufige Beschränkung auf historische Notizgebung veranlafst nicht selten Dunkelheit und dafs eben das Wichtigste unaufgelöst bleibt. So sagt er S. 275.: „Es ist übrigens ausgemacht, dafs späterhin Apollinarismus oft für Eutychianismus genannt worden sei". Aber wie und warum das möglich und zulässig war, ist die Frage. Offenbar, weil im Apollinarismus das eutychianische Prinzip, nämlich derselbige Irrthum von einer Vermischung und Verwandlung beider Naturen, nur in alleinigem Bezug auf die vernünftige Seele, darin ist. — Die Behauptung: „gewifs (?) sei die pelagianische Meinung die gewisse (?) und allgemeine Lehre der Kirche (?) von den ersten (?) Zeiten her gewesen", S. 317. sieht zwar als ein Factum aus, ist aber nur die gewisse Meinung des Hrn. Verfs. Er schränkt sie auch selber noch ein, indem er dies theils nur von der sogenannten *reinen* (soviel als persönlichen?) pelagianischen Meinung versteht, theils hinzufügt: wiewohl sie früher nicht auch bestimmt aufgestellt gewesen. Nun, so ist sie auch nicht bestimmt und als Factum nachzuweisen als die älteste; dies müfste sich zunächst aus Vergleichung mit der heil. Schrift ergeben, welche nicht pelagianisch lehrt und aus der ältesten Kirchenlehre, die es ebensowenig thut. Das Wahre und Factische ist vielmehr, dafs man bis auf den pelagianischen Streit unbestimmt die menschliche Freiheit ebenso sehr behauptete als die göttliche Gnade, also sich an den substantiellen Glaubensinhalt hält; man wird nicht beweisen können, dafs die morgenländische Kirche eine Freiheit ohne Gnade, die abendländische eine Gnade ohne Freiheit lehrte, wie oft das auch die neueren Dogmenhistorien sagen, und es, einander ohne Kritik folgend, wiederhohlen. Niemand aber hatte bis dahin, wie Pelagius und Coelestius, den *Begriff* der Gnade so sehr, als den der Freiheit aufgehoben. — Bei der Angabe des Streitpuncts zwischen Nestorius und Cyrillus findet sich manches Treffende. Wenn es aber ebenda dann wieder heifst: „beide waren in ihren Ansichten ebenso sehr von einer dogmatisch-haltbaren Lehre, als vom Sinne der biblischen Christologie entfernt" und hernach noch „die beiden vom Anfang gemeinsame Lehre von gegenseitiger wirklicher Mittheilung und Theilnahme liefs sich eigentlich (?) nicht ohne eine Vermischung der Naturen denken. Doch dieses ist der Fehler des *Dogma*; es war keiner von diesen Partheien; immer lag der Eutychianismus der kirchlichen Ansicht nahe"; — S. 330. u. 332. so ist das wieder ein Fall, wo Urtheile aus einer Zeit, die sich in das dogmatische Factum auch nicht einmal historisch mehr versetzen kann, sich dennoch für historische Facta ausgeben. Wie wollte denn wohl der Hr. Verf. den *dogmatischen Begriff* von dem Verhältnifs der göttlichen und menschlichen Natur in Christo wahrhaft und gedankenmäfsig bestimmen, ohne entweder auf Nestorius oder Cyrillus Seite zu treten; sind nicht die Bestimmungen von jenem den Bestimmungen von diesem untergeordnete, aber so zugleich wesentliche Momente *an dem Begriffe* selbst; stehen nicht die alle, welche der Kirchenlehre als eutychianisch ausweichen wollen, entschieden und bestimmt auf der Seite des Nestorius; haben sie wahrhaftig und mit klarem Bewufstseyn die Einheit beider Naturen und nicht vielmehr die Trennung derselben im Sinn und Hintergrunde und mufs denn anderseits die wahre, concrete Einheit die eutychianische Mischung oder Verwandelung seyn? Die Puncte, welche der Hr. Vf. S. 331. angiebt, als solche, in denen die Partheien sich hätten besprechen und vereinigen sollen, scheinen mir ganz verfehlt zu seyn: um so geringes handelte es sich zum Glück nicht in diesem Streit; für uns handelt es sich selbst nicht mehr um das blos Historische, ob Nestorius die Meinungen wirklich hatte, die man an ihm verwarf; man kann jenes leugnen und dieses tadeln; aber die anticyrillische Meinung, die Meinung von einem blos äufserlichen Verhältnifs, einer *Verbindung* Gottes mit dem Menschen in Christo wird jeder Vernünftige wohl unbewiesen lassen und sie vielmehr als ungereimt verwerfen. Nestorianismus so wenig als Eutychianismus vermögen in der Wahrheit zu bestehen, sondern nur in die kirchliche Ansicht aufgelöst zu ihrer Vernünftigkeit und Wahrheit zu gelangen. — Es folgt auf diese nicht blos jene, sondern alle Zeit, weil den *Begriff* des Dogma angehenden bedeutsamen Streitigkeiten eine lange Zeit, welche wenig Ausbeute an neuen Bestimmungen des Dogma enthält. Aber der Hr. Verf. hat auch hier des Einzelnen viel zusammengestellt, um der historischen Vollständigkeit willen. — Johannes Erigena ist würdig beurtheilt; indem der Hr. Verf. von ihm sagt: sein Buch sei die erste speculative Ausdeutung der kirchlichen Glaubenslehre, S. 415. so soll mit

mit dem Ausdruck: Ausdeutung wohl das der christlich-kirchlichen Lehre Fremde und nur Subjective der Gedanken des Erigena angedeutet werden; ist aber von speculativen Bestimmungen die Rede, so müssen *wirklich-historisch* dergleichen viel früher in der christlichen Kirche anerkannt werden. — Indem der Hr. Vf. auch die Bildung des Kanonischen Rechts in seinen Bereich mit hineinzieht, kommt er S. 430. auch auf die Hierarchie und derselben Vertheidiger zu sprechen und er giebt mit Recht zu verstehen, dafs die Lobpreisung derselben seit Johannes Müller bei Vielen nur Mode geworden. Aber des Hrn. Verfs. Ansicht davon kann Ref. auch nicht theilen; auf den historischen Standpunct gehört nicht, was hätte seyn können oder sollen, wenn u. s. w. das Reich der blofsen Möglichkeit und Abstraction. Das ist unmöglich zu leugnen, dafs die Hierarchie für gewisse Zeiten die gröfste Wohlthat, ja für eine solche Zeit, welche dieselbe aus sich hervorbringen und zu solchem Colofs entwickeln konnte, gewifs Bedürfnifs und insofern nothwendig war. Dieſs ist das reinhistorische Urtheil, worin denn auch liegt, dafs sie in andere Zeiten und Sitten nicht mehr pafste und für diese ganz überflüssig war. Dieſs Urtheil genügt der Dogmengeschichte um so mehr, da übrigens die Hierarchie den dogmatischen Untersuchungen und Fragen freien Lauf liefs, wie der Hr. Verf. nachher selber zugiebt. — Da er nachher von dem im Mittelalter erwachten Geiste des Widerspruchs gegen die herrschende Kirche spricht, bemerkt er unter andern, derselbe sei noch nicht im Stande gewesen, Religion und Evangelium von Kirche und Dogma zu scheiden und sich demnach an das Wesentliche zu halten. S. 493. Nach dieser Aeufserung, die über des Hrn. Verfs. Ansicht von Kirche und Dogma viel Aufschlufs giebt, mufs man wohl glauben, sein Werk habe Unwesentliches zum Gegenstande und Inhalte, welches doch nicht der Fall ist. Nach S. 556 ist auch, nicht etwa nur *der*, sondern der *dogmatische* Sinn (schon als solcher?) für die evangelische Kirche hemmend und nachtheilig gewesen. Nach S. 558. war mit der Augsburg. Confession am allerwenigsten ein Symbol für die neue Gesellschaft *neben* der heil. Schrift und für immer aufgestellt. Nach dieser Vorstellung soll wohl ein Symbol neben der heil. Schrift als unzulässig oder die heil. Schrift wohl gar selbst an die Stelle eines Symbols zu setzen seyn. Beiderlei Vorstellung ist, wie dogmatisch, so historisch unbeweisbar, eine blofse Abstraction. An den Reformatoren wird es unter andern für etwas Grofses ausgegeben, dafs sie keine *Theorien*, auch nicht über Vernunft und Glauben aufgestellt. S. 563. Aber mit Gedanken, Begriffsbestimmungen hatten sie es doch wohl gar sehr zu thun. Der Hr. Verf. hat eine merkwürdige Gabe, alle Gegenstände scharfsinnig von *irgend einer Seite* aufzufassen und (verstandesmäfsig) zu besprechen, wobei nur immer das unbehagliche Gefühl bleibt, dafs noch etwas fehle und übergangen sei. Das Auffassen einer Sache von irgend einer Seite ist Willkühr und Einseitigkeit. Um sich das Aufstellen eines strengen Lehrsystems und den nachfolgenden Streit in der Abendmahlslehre zu erklären, weiset er auf die alte Befangenheit des Geistes in der Kirche und auf die Unfähigkeit jener Zeit hin, *die reine moralische Idee des Evangeliums festzuhalten*. S. 565. Ist es wohl recht, eine so grofse Zeit, wie die der Reformation, nach einer so modernen und noch dazu so beschränkten Ansicht, wie die von der moralischen Religion ist, beurtheilen und in ihrem Werth bestimmen zu wollen; ist das eine wirklich historische Ansicht? Von Luther wird auch gesagt; er habe in dem Streit über das Abendmahl zu streng über Formeln gehalten und sich doch selbst vom Wortsinne der Einsetzungsformel entfernt. S. 566. Gedanken haben bei den Buchstaben der Worte erscheint hier als Entfernung vom Wortsinn; wer hielt sich dabei strenger an die Einsetzungsworte? — Weil die Parthei der Antitrinitarier die Forschung in Vernunft und Schrift freigab, war sie, nach dem Hrn. Vf. im Prinzip unzweifelhaft *protestantisch*. S. 577. Solch ein formaler Protestantismus, der vom Inhalt des christlichen Glaubens abstrahirt, genügt dem Hrn. Verf.; die reinmoralische Religion haben freilich die Socinianer auch gehabt. — Die Urtheile über V. Weigel und J. Böhm wie sie hier vorkommen, haben fast durchgängig die wahre Gedankengeschichte gegen sich. — Bei der Meinung und Versicherung, dafs das Trienter Concilium niemals in Frankreich anerkannt worden sei. S. 61 befindet der Hr. Vf. sich in dem gewöhnlichen Irrthum der aus der Nichtunterscheidung der Doctrinal- und Disciplinar-Decrete entspringt. Indefs diese allerdings nicht förmlich anerkannt worden, hat man jenen nie die Anerkennung und Geltung in Frankreich verweigert.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 69.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von Dr. L. Fr. O. Baumgarten-Crusius. Erste und zweite Abtheilung.*

(Schluſs.)

Noch bei dem im J. 1810. zu Paris veranstalteten Nationalconzilium erklärten die versammelten Bischöfe gleich in der ersten Session (womit bekanntlich die Synode zugleich wieder beschlossen wurde) daſs man in Ansehung des Dogma sich unveränderlich an die Canonen und Decrete der Trienter K. V. halten wolle. — S. 637. erklärt der Hr. Vf. „die Philosophie von Des-Cartes, ihrer Methode und ihren eigentlichen Lehren nach, vielleicht (ist das ein historisch-gerechtes Urtheil?) für das Schwächste, was je auf diesem Gebiet hervorgetreten war; doch habe sie mit allem Recht Epoche gemacht und wichtige Resultate gehabt". Solche formale Bestimmungen sagen nicht viel; treffender wäre es gewesen, das Groſse der Cartesischen Philosophie und sodann den Mangel darin aufzuzeigen. Was der Hr. Vf. nachher selbst als Resultate dieser Philosophie angiebt, zeigt gar nicht, daſs sie das Schwächste gewesen. Der Spinozismus vollends kommt hier durchaus nicht zu seinem historischen Recht. Man kann ihm vorwerfen, was der Hr. Vf. nicht thut, daſs er die Substanz nicht als Geist bestimmte, aber ihm, wie es der Hr. Verf. thut, eine geistlose Consequenz zuzuschreiben, mit welcher er die Idee der Einheit im Universum durchzuführen suchte, ist gewiſs noch niemanden eingefallen und dem widerspricht die wahre, d. h. wirkliche Gedanken-Geschichte des Spinozismus, der gerade in seiner Consequenz am meisten Geist entwickelte. — Wenn der Hr. Vf. in der neuern Geschichte der Theologie und Philosophie nicht wahrhaft historisch verfährt, so liegt hier die Schwierigkeit allerdings auch in der Sache, welche ein reinhistorisches Urtheil darüber noch nicht vergönnt, wenigstens durch die Verwickelung des Geschichtschreibers mit der einen oder andern Seite sehr erschwert. An welcher Seite der Hr. Verf. steht, geht schon daraus hervor, daſs er als „edle Repräsentanten dieser Periode die anführt, welche sich in der Allg. Deutschen Bibliothek aussprachen". S. 693. Die Kantische und Jacobische Philosophie ist sehr hoch gestellt, der wahre Mangel darin nicht nachgewiesen, welcher doch eben das Forttreibende darin war, überhaupt die Nothwendigkeit in den weiteren Bewegungen der Philosophie nicht erkannt, vielmehr alles in die oberflächlichste Kategorie der schnellen und vorübergehenden Aufeinanderfolge der philosophischen Systeme gefaſst, womit der gewöhnlichen Meinung nach die Nichtigkeit dieser Bestrebungen des Geistes angedeutet werden soll. Den Fichtischen philosophischen Idealismus giebt der Hr. Vf. nicht etwa historisch, sondern geradezu für eine neue Form des Atheismus aus. S. 711. Die Darstellung des Schellingischen Systems ist mit so mancherlei eignen Urtheilen des Hrn. Verfs. durchzogen, daſs niemand wohl eine wahre Vorstellung von dem wirklichen Inhalt dieser Philosophie daraus gewinnen wird. Indem er von einigen Jüngern dieser Schulen spricht, welche dennoch (?) eine Anwendung derselben auf die kirchlichen Lehren versuchten, setzt er fast komisch hinzu: „natürlich (?!) ist es hiebei immer bei der Ausdeutung gewisser christlicher oder auch kirchlicher Formeln für Gedanken der speculativen Philosophie geblieben"; S. 717. Die groſse Aufgabe einer Geschichte der neueren Philosophie und Theologie scheint der Hr. Verf. (auf dem Standpuncte der Gelehrsamkeit) nur darin zu setzen, daſs sie die neueren Entwickelungen mit den alten äuſserlich vergleicht. So weiſs er z. B. von Daubs speculativer Dogmatik nichts Besseres zu sagen, als, diese Darstellung sei eigentlich (?) nur (?) die der neuplatonischen Schule. Das ist soviel, als: dergleichen sei längst dagewesen, wie wir Gelehrte und Historiker wissen. Um den wahren Inhalt und Unterschied, der doch auch zu

einem historisch-richtigen und gerechten Urtheil mit gehört, braucht man sich da nicht zu bekümmern. Von Hegels Schriften führet er „als bestimmte Erklärungen über unsre Gegenstände" nur die Encyklopädie, die Rechtslehre und die Vorr. zu Hinrichs Religion im Verh. z. Wissen, an. Die Phänomenologie des Geistes und die Logik (diese Metaphysik der Theologie) scheint für die heutige Theologie noch nicht da zu seyn. Des Unterzeichneten Dogmatik 2. A. führet er mit der Bemerkung an: „ob ganz im Sinne dieser Schule, ist zweifelhaft". S. 719. Die Meinung ist, als ob Hegels Philosophie auch nur eine, nicht die Philosophie selbst wäre, welche, indem sie sich über alle Standpuncte bewegt und die Prinzipien aller enthält, zugleich die Geschichte der Philosophie mit in sich schliefst. Während er diesen speculativen Schulen manches Schlimme nachsagt, was wir auf sich beruhen lassen, bis eine vorurtheilsfreiere Zeit für die wirkliche historische Wahrheit und derselben Auffassung empfänglicher ist, (was auch der Hr. Vf. durch sein schon vor mehreren Jahren erschienenes Programm: *de philos. Hegelianae usu in re theologica*, nicht eben documentirt hat), erklärt er die Lehren von Fries, Krug u. a. für Philosophie und sagt ihnen allerlei Gutes nach, besonders diefs, dafs sie sich alle an Kant und Jacobi anschliefsen, was wir ihnen auch gerne gönnen.

Die allgemeinen Kategorien, welche dieser Geschichte in der Auffassung und Beurtheilung des Dogma zum Grunde gelegt, aber an sich nicht (logisch, theologisch) gerechtfertigt, sondern ganz unmittelbar, als sich von selbst verstehend und ausgemacht angenommen, aus irgend einer einseitigen Philosophie entlehnt, vorausgesetzt, und in der Dogmatik des Hrn. Verfs. enthalten sind, sind von der Art, dafs ihre Anwendbarkeit auf diesen Gegenstand in gerechten Zweifel gezogen werden kann und dafs sie, so ohne weiteres angewandt, die historisch wirklichen Gedankenfacta nothwendigerweise in einem ebenso einseitigen, unrichtigen Lichte erscheinen lassen. So wird und enthält die Geschichte allmählich und unvermerkt für uns etwas anderes, als was sie an sich ist und enthält; wir bleiben zuletzt in ihrer Behandlung nur uns treu, nicht ihr und geschichtlich wahr ist dann etwas nur so, wie wir es wissen und vorstellen oder gar wie wir es nur wissen und vorstellen *wollen*, nicht wie es wirklich ist.

Nach dieser Relation über die in diesem Werk herrschenden Ansichten und Vorstellungen mufs ich aufrichtig bekennen, dafs mich die viel kürzere, aber dafür desto gedankenreichere Geschichte der Theologie, wie wir sie in der gleichzeitig erschienenen theologischen Encyklopädie von Rosenkranz, S. 246—324. finden, unendlich mehr befriediget hat.

Dr. Marheineke.

---

## XLI.

***A memoir of Sebastian Cabot, with a review of the history of maritime discovery, illustrated by documents from the rolls now first published. Lond. 1831. XIV. 333. p. 8.***

Unter den grofsen Seefahrern und Entdeckern, welche am Ende des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts den Völkern von Europa die weitesten Schauplätze der Thätigkeit und noch unbegrenztere Aussichten eröffneten, behauptet Sebastian Cabot, selbst neben Columbus, Gama und Magelhaes, eine nicht verächtliche Stellung. Bei gleicher Thatkraft, Kenntnifs und Beharrlichkeit, sogar bei gleichen Irrthümern war Cabot nur darum weniger glücklich in der Ausführung seiner Entwürfe, weil die Natur selbst bis auf den heutigen Tag ihrem Gelingen sich beharrlich widersetzt; und die Dunkelheit, welche noch hundert Jahre lang die Gegenden deckte, wohin seine ersten Unternehmungen gerichtet waren, verhüllte auch seine Thaten leicht in Ungewifsheit und Irrthum. Es ist der Zweck der uns vorliegenden Schrift, diese Wolken zu zerstreuen, und die Verdienste des trefflichen Seemanns in ihrem wahren Lichte zu zeigen. — Mit den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens bekannt, glauben wir, sowohl das allgemeine nicht geringe Verdienst des ungen. Verf. als die wichtigsten von ihm begangenen Fehler dem Leser dadurch am deutlichsten vorzulegen, dafs wir den Inhalt des Buches mit den Ergebnissen eigener Untersuchungen zu einer kurzen Uebersicht der Thaten Sebastian Cabot's vereinigen.

Giovanni Gaboto, ein Venetianer von Geburt, hielt sich des Handels wegen in Bristol auf, als Bartolomeo Colombo aus England nach Spanien zurückkehrte, um seinem Bruder Heinrichs VII. Genehmigung seiner Entdeckungsplane zu überbringen. Bartolomeo kam zu spät, denn schon hatte Columbus im Dienste der Krone Castilien seine grofse Entdeckung gemacht. Das Stau-

nen und die Freude über dieses Ereignifs war eben so natürlich und lebhaft, als der Wunsch der Engländer, *durch eigene Anstrengung* wenigstens einen Theil der Ehre und des Vortheils zu erringen, deren ausschliefslichen Besitz nur der Zufall ihnen geraubt hatte. Auch der König theilte dieses Verlangen und erwählte Gaboto oder Cabot zum Befehlshaber des Geschwaders, welches er für eine Entdeckungsreise in den westlichen Meeren auszurüsten beschlofs. Er ermächtigte in einem am 5. März 1495 *) ausgefertigten Patent John Cabot und seine Söhne Ludwig, Sebastian und Sancio, mit fünf Schiffen unter Englischer Flagge gen Ost, West und Nord zu segeln, unbekannte Länder zu entdecken, sofern sie noch keiner Christlichen Macht gehörten, zu erobern, und als Vasallen der Krone England zu besitzen. Er gestattete ihnen einen ausschliefslichen Handel mit den Erzeugnissen der so gefundenen oder unterworfenen Gegenden unter der einzigen Beschränkung, dafs sie ihre Waaren nur in den Hafen von Bristol einführen und ein Fünftheil des reinen Gewinnes an die Schatzkammer entrichten sollten.

Die Expedition, bestehend aus fünf Schiffen, von denen nur eines auf königliche Kosten ausgerüstet war, ging im Frühlinge 1497 unter Segel und sah am 24sten Juni früh Morgens zuerst ein Land, welches mit dem allgemeinen Namen des neugefundenen (*the new found land*) bezeichnet wurde. Dies ist gewifs; allein über die näheren Umstände und den weiteren Verlauf der Entdeckungsreise erheben sich mancherlei Zweifel. Es kann zunächst ungewifs erscheinen, ob Sebastian Cabot allein oder auch sein Vater bei dem Unternehmen betheiligte, da sowohl Ramusio als Gomara nur von Sebastian sprechen; und demgemäfs ist der Verf. mehr als geneigt, diesem ausschliefslich die Ehre der Entdeckung von Nordamerika vorzubehalten. Allein nicht genug, dafs ein Auszug aus Cabot's Karte, welchen Hakluyt aufbewahrt hat, des Vaters vor dem Sohne gedenkt, so darf es schon an sich mehr als zweifelhaft erscheinen, dafs der König und die Kaufleute von Bristol ein so starkes Geschwader und die Verwirklichung nicht geringerer Hoffnungen einem jungen Manne von höchstens zwanzig Jahren hätten allein anvertrauen sollen.

*) Rymer und unser Vf. setzen dieses Dokument in das Jahr 1496, allein mit Unrecht, da es wie alle übrigen der Art bis 1752 nach dem administrativen und nicht nach dem historischen Jahre der Engländer datirt ist.

Die zweite Frage ist, ob das zuerst entdeckte Land wirklich das jetzige Newfoundland war, und wie weit nördlich und südlich der Lauf des Geschwaders längs der Küste von Nordamerika sich erstreckte. Ramusio sagt in einer Stelle seines bekannten Werkes, Sebastian habe einem dritten erzählt, er sei bis zum 56sten Grade N. Br. gekommen, und Gomara giebt als die Endpunkte der Reise den 58sten und 38sten Grad. Dagegen verlängert Ramusio (Bd. 3. fol. 417.) den nördlichen Lauf des Geschwaders bis zum 67sten Grade. Gestützt auf diese dem Anscheine nach ungleich zuverlässigere Angabe, so wie auf die Nachricht von dem fast ununterbrochenen Tageslicht, und der zuletzt gen Nordost laufenden Küste, steht der Verf. nicht an, zu behaupten, Cabot sei in die nördliche Spitze der Hudsonsbai gedrungen, und sein Newfoundland sei die Küste Labrador. Allein so wenig wir den Scharfsinn verkennen, womit der Verf. seine Annahme zu unterstützen sucht, so vollkommen sind wir überzeugt, dafs er wenigstens in Hinsicht auf die erste Reise sich irrte. Denn wie konnte er es nur für möglich halten, dafs Cabot, der im August schon wieder in England war, und den er über Island seinen Weg nehmen läfst, binnen vier Monaten, trotz der Hindernisse, welche die Unvollkommenheit im Bau und Lenken der Fahrzeuge, das nothwendige Sammeln des Geschwaders, die Gefahren der unbekannten, nebelbedeckten Küsten nothwendig auf jedem Schritte ihm entgegenstellen mufsten, die doppelte Breite des Atlantischen Oceans und fast die ganze Küste von Nordamerika ermessen habe. Gegen diese Unmöglichkeit verschwinden selbst die einzelnen Schwierigkeiten, welche der Ansicht des Verfs. noch besonders im Wege stehen. Und warum hätte Cabot gleich so weit nordwärts steuern sollen, da es noch nicht feststand, dafs man die Ostküste von Asien, das Ziel seiner Reise, nicht auf einem gerade westlichen Wege erreichen könne. Da auch Lord Bacon den Cabot die Nordküste von Labrador und den 67 Gr. N. Br. erreichen läfst, so mag dies auf der zweiten oder dritten Reise allerdings geschehen sein, aber zuerst ward ohne Zweifel Newfoundland gesehen, und die unmittelbar darauf erfolgte Entdeckung der diesem Lande „gegenüber stehenden" Insel St. John beweist, dafs Cabot in den Meerbusen St. Lorenz einlief, dessen nördliches Ufer sich eben nach Nordost wendet. Schwimmendes Eis fand er auch hier, wenn er durch die Strafse Belleisle

wieder in den Ocean ging, und die Tageslänge ist im Anfange des Sommers schon unter dem 56sten Grade bedeutend genug.

Ueber Sebastian Cabot's zweite Reise ist nur das Patent des Königs und hin und wieder eine dürftige Andeutung vorhanden. Ueberhaupt aber fielen beide Unternehmungen in eine ihnen höchst ungünstige Zeit. Die Gründe dafür, dafs die Entdeckungsversuche bald ganz aufhörten, liegen weder in Heinrichs VII. Sparsamkeit noch in seiner Verbindung mit Ferdinand dem Katholischen ausschliefslich. Was von den Regenten, selbst von Elisabeth in dieser Hinsicht zu erwarten war, weifs Jeder, der mit der Geschichte der Englischen Kolonieen in Nordamerika nur einigermafsen bekannt ist. Alle Ansiedelungsversuche gingen bis 1749 nicht von der Regierung, sondern von dem Volke aus. Allein eine kaum unterbrochene Reihe der wildesten Bürgerkriege, erst durch Heinrichs VII. Thronbesteigung beendigt, hatte fast ein halbes Jahrhundert hindurch das Land entvölkert und verwüstet. In diesen verderblichen Unruhen waren die alten reichen Familien gröfstentheils zu Grunde gegangen. Das Landeigenthum, damals fast die einzige Art des Vermögens, war in den Händen der neuen Besitzer noch nicht befestigt. Religionsdruck und der abentheuerliche Unternehmungsgeist, welcher die Zeiten der Elisabeth charakterisirt, fehlten. Und der Kaufmann, dem die Gesetze selbst seinen rechtmäfsigen Erwerb schmälerten, besafs weder Geld noch Muth, sich in so weitaussehende und zweifelhafte Unternehmungen, wie die Anlage von Kolonieen in einem fernen Welttheile, mit Eifer und Erfolg einzulassen.

Diese Lage der Dinge zwang Sebastian Cabot zu einer mehrjährigen Ruhe; und als seine Aussichten auch durch den Regierungsantritt Heinrichs VIII. nicht gebessert wurden, trat er 1512 in die Dienste des Königs von Spanien. Seine Kenntnisse und Erfahrungen gewannen ihm hier die ehrenvolle und einflufsreiche Stellung eines Mitgliedes des Raths von Indien, und schon war er (1516) im Begriff, einen neuen Versuch zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt nach Asien zu machen, als Ferdinands Tod ihn abermals nöthigte, von diesem Unternehmen abzustehen. Aber unermüdet im Verfolg seines grofsen Planes finden wir ihn schon im nächsten Jahre als Befehlshaber eines Englischen Geschwaders auf dem Wege nach den Küsten von Labrador. Dem Verf. gebührt das Verdienst, die wahre Richtung dieser Reise, als deren Ziel Hakluyt Brasilien und St. Domingo und Puerto rico angiebt, aus einigen zerstreuten Andeutungen wieder aufgefunden zu haben; allein diese Richtung und der Umstand, dafs Cabot durch die Feigheit seines Unterbefehlshabers, Sir Thomas Pert, zur Rückkehr genöthigt ward, sind Alles, was wir von dieser Entdeckungsfahrt mit einiger Zuversicht als gewifs annehmen dürfen.

Cabot trat nun abermals in Spanische Dienste, ward Piloto mayor des Reiches, und erhielt den Auftrag, eine Expedition nach den Molukken zu leiten. Doch auch hier verfolgte ihn eine Menge von Widerwärtigkeiten; und obwohl er eine Meuterei seiner Offiziere im Keim erstickte, sah er sich doch veranlafst, in den Platastrom einzulaufen, wo er mehre Jahre mit kühnen, aber zuletzt aus Mangel an Mannschaft doch unglücklichen Versuchen, das Land zu kolonisiren, hinbrachte. Cabot rechtfertigte sich bei dem Kaiser über manche Anschuldigungen, die um so leichter von dem Spanischen Stolze gegen ihn erhoben wurden, da er ein Ausländer war. Er nahm seine Stellung als Piloto mayor wieder ein und wohnte als solcher in Sevilla, wo er die Fahrten nach Westindien beaufsichtigte. Aber der mannichfache Wechsel von Gegenden und Ereignissen, welcher bereits an seinem Geiste vorübergegangen war, hatte ihn dem Vaterlande keineswegs entfremdet, und obgleich verehrt und geliebt in Spanien, scheint ihm die Rückkehr nach England mit zunehmenden Jahren immer wünschenswerther geworden zu sein. Er folgte endlich dieser Neigung und hatte die Freude, zu sehen, dafs seine Verdienste auch hier keineswegs vergessen waren, sondern dafs Edward VI. sie ehrte und noch zu vermehren suchte, indem er ihm das Amt eines Oberaufsehers über das Seewesen des Reiches übertrug.

Es war nur eine Folge seines steten Hinblickens auf das grofse Unternehmen, dem er den gröfsten Theil seines langen Lebens gewidmet hatte, dafs Cabot zuerst die Abweichungen der Magnetnadel genau beobachtete, und eben so, dafs er noch im hohen Alter der Urheber und eifrigste Beförderer einer Expedition war, welche den Russischen Handel der Engländer begründete. Die nordöstliche Durchfahrt war noch nicht untersucht.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 70.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *A memoir of Sebastian Cabot, with a review of the history of maritime discovery, illustrated by documents from the rolls now first published.*

(Schluſs.)

Also trat schnell eine Gesellschaft unter dem Namen *merchant adventurers* zusammen und rüstete zwei Schiffe und eine Barke für das Unternehmen. Cabot selbst schrieb dem Commodore, Sir Hugh Willoughby, seine Verhaltungsbefehle. Sofort lichtete das Geschwader (Mai 1553) die Anker, ging an der Küste von Norwegen hinauf und umfuhr das Nordkap. Hier aber ward es durch Sturm getrennt. Das Flaggenschiff und die Barke flüchteten in einen einsamen Hafen der Lappmark, wo die ganze Mannschaft im nächsten Winter erfror; Richard Chancelour dagegen lief an Bord der Bonaventura in das weiſse Meer ein, ankerte zum groſsen Erstaunen der dortigen Einwohner im Hafen von Archangel, wo seit dem Aufhören der Normannischen Seezüge kein Europäisches Schiff gesehen war, und knüpfte durch eine Reise nach Moskau zum Czaar Jwan Wasiljewitsch die ersten direkten Handelsverbindungen zwischen England und Ruſsland. Der Czaar nämlich besaſs trotz der Wildheit und Grausamkeit seines Gemüthes einen durchdringenden Verstand, und dieser lieſs ihn augenblicklich erkennen, wie wichtig der neuentdeckte Handelsweg seinem an werthvollen rohen Produkten so ungemein reichen, aber von dem unmittelbaren Verkehr mit dem westlichen Europa bisher gänzlich ausgeschlossenen Lande werden müsse. Er empfing den Englischen Kapitain, der sich als einen Gesandten seines Monarchen bei ihm einführte, nicht nur mit Auszeichnung, sondern versicherte auch in einem Schreiben an den König von England alle Unterthanen desselben, die in Handelsangelegenheiten nach Ruſsland kommen würden, seines besonderen Schutzes und ausgedehnter Privilegien.

Edward VI. war bereits gestorben, als der Erfolg der Reise in England bekannt ward, aber Maria stand nicht an, die Gesellschaft der unternehmenden Kaufleute sofort zu inkorporiren, und ihr Sebastian Cabot zum lebenslänglichen Gouverneur zu bestellen. So gesichert betrieb die Gesellschaft den Russischen Handel fortan mit eben so groſsem Eifer als Erfolg, denn Jwan hegte und befolgte den Grundsatz, daſs der Völkerverkehr nur dann wahrhaft gedeihen und nützen könne, wenn er aller eifersüchtigen Aufsicht und Beschränkung entlastet werde. Als die Zahl der nach Archangel gesendeten Schiffe sich mehrte, und der Handel lebhafter ward, bestellte die Kompagnie hier sowohl als zu Moskau Agenten, welche hauptsächlich blaues und rothes Tuch, Baumwollengewebe und kurze Waaren auf den Russischen Markt brachten und dagegen Wachs, Talg, Thran, Hanf und Flachs eintauschten. Der Hanf ward gleich in Archangel durch Englische Reepschläger verarbeitet, weil er roh die hohe Fracht von vier L. St. für die Tonne nicht trug; und ebenso wurden Masten, Theer, Federn und Pelzwerk auſser Marderfellen nicht gesucht. Durch die Einfuhr der Englischen Manufakturwaaren aber begann schon der Handel von Danzig zu leiden, welches bisher Ruſsland mit den Gegenständen des Bedürfnisses und des Luxus in diesem Zweige versorgt hatte. Auſserdem verlangte die Kompagnie Eisen, Kupfer, Leder, welches von den Hansestädten auf dem Landwege ausgeführt, in groſser Menge in den Deutschen Handel kam, und Farbewaaren.

Die Eroberung von Moskau durch die Tataren, bei welchem Ereignisse fünf und zwanzig Engländer das Leben verloren, that dem schon fest begründeten Verkehr im Allgemeinen nur geringen Schaden. Er verbreitete sich im Gegentheil immer mehr. Schiffe der Kompagnie gingen an der Küste des Eismeers hin bis Nowaja-Semlja und zur Mündung des Ob, Versuche, in das Land jenseit des Ural vorzudringen, wurden ge-

macht, der Wallfischfang an den Küsten von Spitzbergen begründet, und da man erfuhr, dafs Persien reich an Seide und anderen werthvollen Erzeugnissen sei, ward Anthonie Jenkinson in dieses Land gesendet. Einer der ersten Schritte der Königin Elisabeth war, ein Schreiben an den Sophi von Persien zu richten, worin sie um Schutz für die Agenten der Kompagnie bat.

Den zweiten Abschnitt des Werkes bilden Untersuchungen über die auf Cabot und seine Wirksamkeit bezüglichen Reisen anderer Seefahrer, worin der Verf. manches Dunkele aufklärt und Irrthümer berichtigt.

Cabot selbst starb, ein und sechzig Jahre nachdem er von Heinrich VII. seine erste Bestallung empfangen, im hohen Alter. Sein Todestag und der Ort, wo die Ueberreste des grofsen Seefahrers und trefflichen Mannes ruhen, sind unbekannt, seine Karten und Abhandlungen verloren.

Wir bemerken noch in Hinsicht des Buches, dafs wir in der Anordnung der Materien oft die praktische Klarheit vermissen, welche wir bei Englischen Schriftstellern anzutreffen gewohnt sind.

Ludwig Kufahl.

---

## XLII.

*I. Elogio storico di Gio. Santi pittore e poeta, padre del gran Raffaello di Urbino. Urbino per Vincenzo Guerrini* 1822. 8. *IV. u.* 140 S.

*II. Elogio storico di Raffaello Santi da Urbino. Das.* 1829. 8. *Fascicolo I. XV. u.* 144 S.

Der Verf. dieser Arbeiten ist der „*Padre Maestro Luigi Pungileoni Professore di Teologia Dommatica*" an der Universität zu Urbino, schon bekannt durch seine urkundliche Beleuchtung einiger Lebensumstände des Coreggio.

Wer mit der anspruchvollen Flachheit der Italienischen Specialforschungen im Gebiete der neueren Kunsthistorie hinreichend bekannt ist, wird den Bemühungen des Pungileoni zugestehen, dafs sie für Italien eine ganz neue Bahn eröffnet haben. Der Charakter seiner Untersuchung ist: unbestochene Wahrheitsliebe; Fleifs im Verfolgen der Spur dessen, was er vermuthet und sucht; viele Aufmerksamkeit auf speciale historisch-topographische Literatur, welche nicht selten ihn auf unerwartete Entdeckungen leitet; Genauigkeit im Lesen und Abschreiben solcher Urkunden, welche er selbst vor Augen genommen. — Ueberblicken wir die wichtigsten Entdeckungen, welche der Vf. mitgetheilt.

*I. Elogio di Gio. Santi S. 2 ff.* Berichtigung der Stammtafel der Familie und Ableitung des Familiennamens. *Santis*, in den Aufschriften der Gemälde des Giovanni, erscheint nunmehr als Genitiv von *Sante*, dem Taufnamen seines Vaters, was alle Zweifel über die Aechtheit solcher Aufschriften beseitigt. S. 7. und 8. weitere Umstände der allmähligen Erhebung der Voreltern Raphaels von sehr dürftigen zu mittelmäfsigen Umständen. — Es ist nicht unerheblich, von solchen Dingen Kunde zu erlangen. Denn in so fern die äufsere Lage die Bedingung irgend einer Art geistiger Entwickelung in sich einschliefst, zeugt die Tendenz der Familien nach einer höheren Stellung nicht selten von einer gewissen geistigen Belebung, welche, wie bei *Raphael*, erst in der dritten und vierten Generation ganz überzeugend deutlich aus ihrer Wirksamkeit hervorleuchtet. — S. 4 ff. ist mit richtigem Gefühle Alles herbeigezogen, was darlegen konnte, wie Giovanni in seiner Vaterstadt vielfältige Anknüpfungspuncte seiner Bestrebungen in den Leistungen theils älterer, theils ihm gleichzeitiger Meister finden mufste. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung, was der Verf. (an mehr als einer Stelle, doch leider nur zu verstreut) über die Begünstigungen beibringt, welche Friedrich, Graf, dann erster Herzog von Urbino, den Künsten zugewandt. Der Hof von Urbino war damals (in der zweiten Hälfte des XV. Jahrh.) und blieb auch unter dem nachfolgenden Geschlechte ein wichtiger Mittelpunct der allgemeinen Italienischen Bildung. Besondere Begünstigung erwuchs den bildenden und verwandten Künsten aus dem Prachtbau des herzoglichen Schlosses, dessen Anlage durch „*Lucianus q. Martini de Jadia*" (*Jadera, Zara*) S. [illegible] und 70 f. durch neue Zeugnisse bestätigt wird. Rec. hat an einer anderen Stelle (Ital. Forsch. Thl. II.) auf Baccio hingewiesen, welcher zuerst diesen Künstler angeführt. Seine Nachfolger waren Baccio Pintelli und zuletzt auch Francesco di Giorgio, dessen Theilnahme jedoch, nach eigener Angabe, auf den Bau des Marstalls, wenn nicht eher einer Reutercaserne sich beschränkte. Was Rec. über den letzten zusammengestellt, blieb voraussetzlich dem Italienischen Forscher unbekannt; doch hätte er

Siena und Florenz die Schriften des Francesco di G. nachlesen können. Hiegegen faſst er richtig auf, daſs ein so groſser Zusammenfluſs von Baumeistern, Bildnern (S. 17.), Malern, der künstlerischen Entwickelung des Gio. di Sante höchst förderlich seyn und ihre Nachwirkungen sogar auf Raphael hin verbreiten muſste. Die frühe Entwickelung des letzten erklärt sich nunmehr viel deutlicher durch seine Auferziehung an einer Stelle, wo die Kunst schon lange geehrt, geliebt und mit den besten Kräften jenes Zeitalters war ausgeübt worden.

Von S. 9. bis S. 37. folgt hierauf ein zerstreulich geschriebenes Verzeichniſs der Gemälde des Gio. di Sante, deren viele durch Aufschriften und andere Zeugnisse erwiesen sind, gleich jenem des Berliner Museum, andere zweifelhaft. Merkwürdig, daſs in einigen der sicheren Werke des Giovanni bereits die milde, ruhevolle, gehaltene Geistesart sich ankündigt, welche sein gröſserer Sohn in keinem seiner Werke je verläugnet hat. Bei dem früh erfolgten Tode des Gio. muſs angenommen werden, daſs Raphael diese Aehnlichkeit entweder den ersten Jugendeindrücken verdanke, oder auch dem angeerbten Naturell; vielleicht zugleich dem einen und anderen.

Für die Geschichte Raphaels ist das wichtigste Ergebniſs dieser Forschungen die Feststellung des Todesjahres des Gio. di Sante. Nach den glaubhaft abgefaſsten, genau nachgewiesenen, seither nicht widersprochenen Angaben und Auszügen des Pungileoni fällt der Tod des Giovanni in das Jahr 1494. Am 27. und 29. Julii dieses J. machte und änderte er sein Testament; am ersten August war er, nach einer Anzeichnung im Einnahmebuche der Sacristey von s. Francesco zu Urbino, bereits verschieden.

Es folgt daraus, daſs Vasari im Leben Raphaels, wie bei so manchem anderen, die frühesten Lebensereignisse nach Wahrscheinlichkeiten supplirt habe. Allein auch, daſs Raphael vom eilften bis in das siebzehnte Jahr seines Lebens die Anweisungen verschiedener Künstler benutzt haben müsse, über welche es uns bis jetzt an sicherer Kunde fehlt. Im *Elogio di Raffaello* deutet Verf. an, daſs Signorelli damals zu Urbino beschäftigt war und auf den heranwachsenden Knaben eingewirkt haben muſste. Zur Erhöhung dieser Wahrscheinlichkeit bezieht er sich auf ein Bild der Gallerie Fesch, in welchem die Kenner Raphaels Geistesart in Formen wahrnehmen, welche der Schule des Signorelli anzugehören scheinen. — Dieser Umstand wirft ein günstiges Licht auf jenes runde Gemälde der königl. Gallerie zu Berlin, welches Rec. vor einigen Jahren für S. M. den König, zwar um ein geringes Geld, doch in der Meinung erstanden, daſs es eine Knabenarbeit Raphaels sei. Denn es zeigt sich in demselben eine leichte Hinneigung zur malerischen Technik des Signorelli, in der Madonna sogar zur Formengebung desselben Künstlers.

Es ist übrigens zu bedauern, daſs eine so hoch verdienstliche Arbeit durch Mängel der Darstellung verdunkelt wird. Unangesehen, daſs Vf. offenbar nur mühsam das Toscanische schreibt, häufig nicht ihm lebendige, sondern aus Schriften und Wörterbüchern entlehnte Ausdrücke mit Idiotismen vermischt, weiſs er in Wahrheit auch gar nichts an seine rechte Stelle zu setzen. Gilt es ein Gemälde zu beschreiben, so will man doch zuerst erfahren, wo es sich befinde; allein Ref. meldet eben dieses zuletzt und meist in einer ungehörigen Verbindung. Die Angabe des Gegenstandes, welche sodann der Klarheit willen möglichst einfach zu geben ist, wickelt er ein in häufig geschmacklos gewählte Tropen, Epithete und Umschreibungen. So nennt er den Engel in der Verkündigung (jetzt zu Mailand in der Brera): *il celeste paraninfo*. Recht eigentlich beschwerlich wird das Verständniſs dem Leser besonders durch jene langen, in den Noten neben dem Texte fortlaufenden, brieflichen Berichte, in welche Vf. eigene Bemerkungen ohne deutliche Unterscheidung einflicht. Meist erscheint um einige Seiten später im Text dasselbe Factum noch einmal.

Von groſser Wichtigkeit sind die Auszüge, welche Vf. S. 69 ff. aus einem ungedruckten Gedichte des Gio. di Sante mittheilt. Die Hdschr. liegt in der Vaticana, *cod. Ottobon. Nr.* 1305. Die abgerissenen Proben dienen dem Vf. als wichtigste Urkunde für den künstlerischen Glanz des Hofes zu Urbino und sind für sich selbst anziehend genug, den Abdruck des Ganzen dem Leser sehr wünschenswerth erscheinen zu machen. S. 73 f. in einem abgerissenen Stücke des Gedichtes, Ueberblick der Kunstgeschichte des funfzehnten Jahrhundertes. Es zeigt sich darin, daſs Raphaels Vater mit dem Belang und Werthe aller gröſseren Meister dieses Zeitalters bekannt war. Die alten Niederländer, Johann und Roger von Bruges stellt er an die Spitze. Ihren Einfluſs auf die Entstehung und Fortbildung einer mehr objectiven Richtung der Italienischen Malerei deutet er an. Auch war ihm bekannt, was Masaccio und Angelico ihrer Zeit gewesen. So weitsehend, fein und edel war Raphaels Vater!

---

*II. Elogio di Raffaello di Urbino etc.*

Es ist eine dem ital. Buchhandel nicht ganz fremde Ungeschicklichkeit, ein Buch zur Hälfte auszugeben, wie's hier geschehen. Das *fasc.* 1. geht bis auf den Tod Julius II. —

An neuen oder neu aufgefaſsten Factis enthält diese Abth. folgendes. S. 1. setzt der Vf. aus Documenten, welche er nicht bezeichnet, die Geburt Raphaels auf den 26. März 1483. unserer Zeitrechnung. S. 4. bis 9. Nachrichten von Malereien aus dem Knabenalter Raphaels, unter welchen jedoch verschiedene theils nicht mehr vorhanden, theils auch wohl noch zweifelhaft sind. — S. 13. die nähere Bezeichnung des Gemäldes der Gallerie Fesch, mit Anklängen aus Signorelli's Weise. S. 17 ff. die Bilder in Nachahmung, oder Annäherung zur Manier des Pietro Perugino, wo Vieles nachzutragen, Einiges zu berichtigen bleibt. Vf. stützt sich in dieser Gegend häufig auf Berichte, welche er vollständig abzudrucken liebt. — Nicht unwichtig (S. 55.) die Behauptung, daſs im Archiv der „*Sigg. Sergardi*" zu Siena noch eine Quittung Raphaels gegen Zahlung für jene untergegangene Altarstaffel, welche in s. Francesco da Stadt sonst

dem Raphael beigemessen wurde. Diese Quittung ist meines Wissens nicht mehr vorhanden, überhaupt mir zweifelhaft, da untergeordnete Arbeiten nicht leicht besonders, sondern mit dem Ganzen an den Unternehmer, hier Pinturicchio, bezahlt wurden. Wäre indefs dieses Factum, so würde zugleich Raphaels noch unausgemachte Anwesenheit in Siena erwiesen sein, so wie aus dem Dat der Quittung der entsprechende Zeitpunct. Während der letzten Anwesenheit des Rec. in Siena ward ihm vorgeschlagen, eine Villa zu besuchen, wo in der sonstigen Cappelle die Mauern in alter Manier bemalt und mit dem Buchstab *R* bezeichnet sein sollen, was man auf Raphael deutet. — Uebrigens spricht Vf. mit Wikar gegen die Theilnahme Raphaels an der malerischen Ausführung der „*libreria*" des Sienesischen Domes und vereinigt S. 58 ff. die Data, aus welchen hervorgeht, dafs gedachter Raum erst nach dem Tode Pius III. ausgemalt worden. Entscheidend ist hier, nach *de Angelis* vom Vf. angeführter Bemerkung, dafs in der Stuccoarbeit der Decke das Wappen noch den Cardinalshut trägt, hingegen in der gemalten Beischrift es: *PIVS III. PONT. MAX.* heifst. Die Wappen der Neffen des Papstes bezeugen, dafs *sie* die Ausführung besorgt haben. Auf die Weise erklärt es sich, dafs Raphaels Zeichnungen zu diesem Werke im Style beide mit dem Sposalizio zusammenfallen, welches bekanntlich 1504. beendigt worden.

Nach vielen, meist compilirten Notizen über vergessene, oder doch wenig beachtete Bilder, welche dem R. beigemessen werden, meldet Vf. S. 73., dafs die Madonna Colonna, jetzt zu Berlin, vormals im Hause Salviati gewesen (Cat. d. G. Col. 1783.) S. 74. in einer handschriftlichen Liste der Bilder, welche an den Sächs. Hof aus Modena verkauft worden, sei No. 1. ein Rund von Raphaels Hand, Mad. mit den beiden heiligen Kindern. Das Bild hat sich verloren. Ob es das Bild des Herzogs von Alba, später des Dän. Gesandten in London, Grafen Bourke? — Es ist dem Rec. unbekannt, ob es ein älteres, oder ein spät erworbenes Eigenthum der Familie gewesen.

Interessant war dem Rec. die Kunde, dafs Wikar ein Bild in der Carmeliterkirche zu Perugia, welches man dort dem Perugino (Orsini und Mariotti) beigemessen, vielmehr dem Domenico Alfani zuschreibt, mit welchem Urtheil Rec. um so bereitwilliger übereintrifft, als Vf. S. 79 f. aus einer Handzeichnung Raphaels, auf deren Rückseite ein Brief desselben an den gen. Domenico, die Sache beinahe urkundlich beweist. — Wichtig ist ferner S. 84. die Lösung der bekannten Frage über die Vorberechtigung eines Bildes in Fermo, beim Grafen A. Maggiori, welches der Madonna von Loretto nur angeblich gleich. Eine genaue Wiederholung der letzten von guter Hand, wohl eines Schülers, im Hause Buonvisi zu Lucca, übergehet Vf.

Nach manchen Abweisungen vereinzelter, an verschiedenen Stellen dem R. beigemessener Bilder kommt Vf. S. 94. zur Untersuchung des Jahres, in welchem Raphael nach Rom gekommen. Er bestimmt, nach Malvasia, im J. 1508.; zeigt die Futilität des Grundes derer (Zani und Lanzi) welche R. erst im J. 1510 nach Rom kommen lassen (weil Maffei Volt. und Albertino von Raphaels Anwesenheit in Rom schweigen.)

S. 95. Note, sucht man nach dem Bilde der Grafen von Canossa zu Verona. Es zeigen sich von diesem Bilde im Venezianischen häufige Copien, die schönste im Hause Manie zu Venedig, welche der schönen Landschaft willen dem Giovan da Udine beigemessen wird. Aus diesen Copien erhellt, dafs jenes Original die sogenannte „*perla*" sei, welches Bild 1649. aus dem Nachlasse Karls II. für den Span. Hof erstanden wurde.

S. 105. aus zwei seltenen Schriftchen (Rom. 1511. u. 1512.) Data für die neuere Ansicht, dafs die Galatea Raphaels in der Farnesina zu Rom vielmehr die Amphitrite habe vorstellen sollen; was indefs nicht benimmt, dafs man ihr frühe den Namen abgeändert. — Seltsam, dafs Vf. die Ausführung gedachten Mauergemäldes jener der Schule von Athen vergleichbar findet; er wird, gleich Quatremère, von der Meinung ausgehn, dafs die Galatea der Schule v. A. gleichzeitig sei, was jene Schriftchen zu bestätigen scheinen. Indefs wird durch sie die Untersuchung in den Augen des Rec. noch keineswegs abgeschlossen. Die Manier der Ausführung der Malereien in der Farnesina verweiset zu entschieden auf eine vorgerücktere Zeit der Schule Raphaels.

S. 120. Einiges zur Geschichte der Heimsuchung der heiligen Elisabeth, sonst in Aquila, seit 1665. in Spanien. S. 123. Notizen aus einem alten Katalog der Gallerie Farnese zu Parma. Die Zahl der handschriftlichen Quellen und seltenen Schriften, auf welche Vf. verweiset, ist zu grofs, um sie hier einzeln aufführen zu können. Im Ganzen gewährt diese Abtheilung nicht so viel neue Data, als jene über den Vater Raphaels. Hingegen bezeugt sie den Fortschritt des Vfs. in der Darstellung und selbst im Urtheil, welches freilich nicht selten nur Wiederholung der Aussprüche bestimmter Kenner sein mag, auf welche er häufig sich bezieht. Bei der guten Erhaltung so vieler Archive und Bibliotheken, als Italien einschliefst, wird es bei wachsendem Eifer nicht fehlen können, dafs allmählich viel Neues und hoffentlich auch Wichtiges über die Geschichte der gröfseren Künstler des sechzehnten Jahrhundert an das Licht komme. Freilich drängt sich zugleich der Wunsch auf, dafs in dem Mafse als der Fleifs im Forschen, das Urtheil und die Genauigkeit in der Benutzung des Erforschten fortgehend zunehmen, auch ein höherer, allgemeinerer Standpunct gewonnen, die Auffassung geistreicher, die Darstellung anschaulicher werde.

Rumohr.

Nro. 71.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## XLIII.

*Handbuch der Petrefactenkunde von Friedrich Holl. Dresden, in der Hilscherschen Buchhandlung.* 100 *u.* 489 *S.* 8.

Wenig über ein Jahrhundert ist es, dafs die Petrefacte die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregten; lange wurden sie nur als ein Zeichen der allgemeinen Sündfluth betrachtet, dann erkannte man an, dafs sie gröfstentheils einer ausgestorbenen Vorwelt angehörten, und endlich, dafs die verschiedenen Erdperioden auch einen eigenthümlichen organischen Character hätten, daher jede Formation auch eigene Petrefacte enthalte. Nach und nach, vorzugsweise aber in der jüngsten Zeit, lernten wir Tausende von Petrefacten kennen; viele Naturforscher haben in einer grofsen Reihe von Werken oder speciellen Abhandlungen einestheils die zoologisch-botanische Richtung, andererseits die geognostische verfolgt; so ist eine unendliche Menge von Material angehäuft, welches zum Aufbau eines organischen Ganzen einer vollständigen Petrefactenkunde dienen kann. Eine solche wurde aber bis jetzo noch nicht geliefert, da der v. Schlotheimsche Versuch für die jetzige Zeit höchst mangelhaft erscheint; nicht die Deutsche Litteratur allein, sondern auch die auswärtige entbehrt bis jetzo solch eine allgemeine, dem jetzigen Standpunkt gemäfse, allseitige Petrefactenkunde; diese aber zu liefern hat unser Verf. unternommen, wofür man ihm gewifs gern allgemeinen Dank wissen wird, da hierbei bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden sind.

Sein Werk bildet einen Theil der sehr schätzbaren allgemeinen Encyklopädie, welche die Hilschersche Buchhandlung herausgiebt; was einerseits den Nutzen haben wird, dafs das Buch eine grofse Verbreitung erhält, in gewifs sehr viele Hände kommt, andererseits aber auch den Nachtheil mit sich führt, dafs dem Vf. gewisse Grenzen vorgesteckt waren, die nicht wohl überschritten werden durften.

Dem Werke selbst gehet als Einleitung auf 100 Seiten eine Abhandlung des Prof. Lud. Chulant in Dresden voraus, die auch als eigenes Buch zu haben seyn soll, unter dem Titel — die Vorwelt der organischen Wesen auf der Erde — wo sehr kurz die wichtigeren geologischen Gegenstände, über Entstehung und Bildung der Erde und Organismen, über die Sündfluth u. s. w., unter Benutzung der bekannten und besten Quellen, abgehandelt werden. Fast scheint dem Refer. als wenn der Verf. mit den hier erörterten Gegenständen nicht durch tieferes Studium recht vertraut wäre, und da die allgemeine Encyklopädie doch wahrscheinlich auch eine besondere Geologie liefern wird, welche diese Gegenstände ausführlich zu bearbeiten hat, so wäre es vielleicht räthlicher gewesen, wenn diese Bogen noch der eigentlichen Petrefactenkunde gewidmet wären.

Das Hollsche Handbuch selbst enthält Pg. 1—22. wieder eine Einleitung, die darzulegen sucht: dafs sich die Organismen allmählig, von dem Niedern zu dem Höhern aufsteigend, in 3 verschiedenen Perioden entwickelt hätten, zwischen welchen gewaltsame Veränderungen mit der Erde vorgegangen wären, bei welchen die organischen Körper untergingen und nach eingetretener Ruhe wieder von neuem gebildet wären; die erste dieser angenommenen Perioden gehet bis zu Muschelkalk, wo die Erde mit Meer bedeckt war, aus dem Inseln hervorragten, wo die Steinkohlenstraten sich entwickelten; die zweite umfafst die Straten von Lias bis zur Kreide, die dritte aber die neuern Gebilde; im Laufe dieser Perioden hat sich allmählig die Temperatur der Erde vermindert.

Gegen diese allgemeinen speculativen Sätze läfst sich viel einwenden, besonders über die Ansicht von der Bildung der Petrefacte, von der Art, wie die organischen Reste sich erhalten haben. Der Verf. scheint nämlich die eigenthümliche Ansicht zu haben, dafs alle unsere Petrefacte aus den Cataclypsen herstammten,

welche jene ruhigen Perioden der Erde trennten und sagt deſshalb Pg. 3.: „aus der oft gut erhaltenen Ge„ſtalt der untergegangenen Thiere und Pflanzen läſst „sich auch schlieſsen: daſs diese Veränderungen nicht „allmählig, sondern sehr plötzlich vor sich gegangen „sind, denn alle Organismen müssen schnell umgekom„men und sogleich in die Versteinerungsmasse gerathen „sein, weil sie sonst durch die Einwirkung der Luft zer„ſtört wären, was wir noch jetzo an Muschelschaalen, „Knochen und Pflanzen bemerken, welche der Witte„rung ausgesetzt liegen; den deſsfalsigen trifftigsten Be„weis liefert aber das Nashorn, welches man in Sibe„rien in einer Eismasse eingehüllt gefunden hat".

Wir finden es mehr als wahrscheinlich, daſs in der sogenannten Diluvialzeit eine Cataclypse statt hatte, wobei durch Verrückung der Erdaxe das Clima verändert und sonst warme Gegenden in die jetzo nördlichen versetzt, dadurch auch groſse Pachydermen vom Palareise umschlossen wurden; daſs aber aus solchen Cataclypsen alle Petrefacte herrührten, alle Organismen mehrmals plötzlich vernichtet und dann wieder von neuem geschaffen wären, möchte wohl eine irrige, nicht haltbare Ansicht sein, aus dem Grunde schon, weil dann alle Straten, welche Petrefacte enthalten, als Resultat der Cataclypsen angesprochen werden müſsten, da sie doch offenbar sich in der ruhigen Periode der Erde bildeten. So sehr wir die Ueberzeugung hegen, daſs in der Diluvial-Cataclypse sich das Clima auf der Erde änderte, so glauben wir nicht, daſs Thatsachen vorliegen, aus denen hervorgehet, daſs die allgemeine Temperatur der Erde sich allmählig vermindert habe, auch zeigen die Petrefacte von Muschelkalk und Lias wohl nicht solche Verschiedenheiten, um deſshalb zwischen beide eine Cataclypse zu setzen, mit der alle Organismen vernichtet wären. Wenn der Verf. meint: daſs in seiner ersten Periode bis zum Muschelkalk die ganze Erde hoch mit Meer bedeckt gewesen, aus dem nur einzelne Inseln hervorgeragt, wo die Steinkohlen sich gebildet hätten, so möchte dieses durch die Geognosie nicht bestätiget werden, denn die Grit- oder Steinkohlenformation liegt nicht auf hohen Punkten, sondern gegentheils meist in niedern Gegenden, die nicht wohl inselförmige Hervorragungen gewesen sein können, vielmehr werden wir deſshalb anzunehmen haben: daſs das Meer damals ein niedriges Niveau hatte und in Europa vielleicht noch niedriger stand als gegenwärtig. Auch die Behauptung möchte noch manches gegen sich haben, daſs wir durch die Petrefacte ein allmähliges Aufsteigen, ein Entwickeln von dem Niedern zum Höhern nachzuweisen vermöchten. Das Meer in der Epoche der ältesten Meerformation, dem Bergkalke, war von Thieren bewohnt, die denen unsrer heiſsen Meere ähneln, die Flora in der ältesten Landformation, im Steinkohlengebirge, stehet gar nicht auf einer niedern Stufe der Entwickelung, sondern hat ihr Analogon in heiſsen und feuchten Gegenden. Indem wir diese Bemerkungen hier darlegen, wünschten wir: daſs der Verf. bei einer etwanigen neuen Umarbeitung dieser Einleitung sie berücksichtigen möchte.

Die Petrefacte selbst werden in folgenden Abschnitten behandelt.

I. Anthropolithen; Pg. 23—26. Hier wird darzulegen gesucht: daſs zur Zeit noch keine fossilen, vorsündfluthlichen Menschenreste nachgewiesen wären, doch möchte, nach der Meinung des Ref., das Gegentheil wohl jetzo anzunehmen sein.

II. Mammaliolithen, Pg. 26—74. 1) Händer, als *a*) Beutelthiere. Hier wird nur der *Didelphis Parisiensis* angeführt, aber die Knochen, die Cuvier (V. 2. Tb. 31.) von Stonesfield anführt, gehören wohl um so gewisser hieher, da bekanntlich neuerlich hier eine neue, bestimmte Art, *Didelphis Bucklandi* entdeckt wurde. *b*) Faulthiere (das *Megatherium*). 2) Klauer, als *a*) Bären; von der *Gt. Ursus* werden nur 4 Arten angeführt, aber Croizet und Jobert führen in ihren *Recherches sur les ossemens fossiles* v. J. 1828. eine 5. Art an, den *Ursus Arvensis*, der auf Tab. 1. abgebildet ist, neuerlich sind noch einige Arten bekannt geworden. *b*) Katzen; bei der *Gt. Felis* werden 5 Arten beschrieben; Croizet et Jobert, haben *ct. loc.* noch die *Felis Isidorensis*, *brevirostris* und *Meganterion* aufgestellt, *c*) Hunde; bei der *Gt. Hyaena* fehlen die von Marcel de Serres in den *Mem. du Mus. d'hist. nat.* v. J. 1828 aufgestellten Arten: *prisca ad intermedia*. *d*) Marder, *e*) Talpen, *f*) Fledermäuse, *g*) Wurmzüngler mit der *Gt. Manis*. 3) Nager; als *a*) Hasen, bei *Lepus cuniculus* wäre die Abbildung in Buckland (*reliquiae diluvianae* Tb. 10. fig. 14—16.) anzuführen gewesen; *b*) Eichhörnchen. *d*) Biber, *e*) Maus. 4) Hufer, 5) Vielhufer oder Pachydermen. Hier werden nachzutragen sein: *Mastodon arvensis* (*Croizet et Jobert, ct. loc. Tb.* 1.) *Rhinoceros elatus* (*ct. loc.*) *sus arvensis* (*ct. loc.*) *sus fossilis* (*Buck-*

*land. ct. loc. Tb.* 11. *fg.* 30.), *Tapirus arvensis* (*Croizet et Jobert ct. loc.* und *Anthracotherium silistrense* (*Pentland* in den *geolog. Transact.* v. J. 1825. Tb. 45.). — 6) Robben, 7) Wale, wo die Abbildungen nachzutragen sein werden, die *Cortesi* (*Saggio geologico* v. J. 1819.) von *Balaena Cuvieri* und *Cortesi* liefert.

Wenn der Verf. bei dem Ueberblicke über das geognostische Vorkommen der Säugethierreste Pg. 72. mit aller Bestimmtheit sagt: dafs diese nur in den tertiairen Straten gefunden würden, so hat dieses nicht seine vollkommne Richtigkeit, denn Knochen von *Didelphis* und *Pterodactylus* finden sich in dem viel ältern Juragebilde, auch deuten neuere Beobachtungen darauf hin, dafs Reste von Elephanten schon in der Kreideformation vorkommen, was freilich erst noch näher bestätiget werden mufs.

III. Ornitholithen. Da der Verf. selbst anführt, dafs in den Pappenheimer Schiefern Vogelknochen vorkommen, und da man schon lange dergleichen aus den Stonesfieldschiefern kennt, die beide dem Juragebilde angehören, so ist die Bemerkung Pg. 78. irrig: dafs die Vögel nicht früher als in der tertiairen Epoche vorhanden gewesen wären.

IV. Amphibiolithen: Pg. 79 — 97. 1) Schildkröten, 2) Echsen, als *a*) Eidechsen, *b*) Quardel (*Monitor etc.*) *c*) Crocodille, *d*) Eidechsen (Ichthyosauren u. s. w.) 3) Schlangen, 4) Frösche. Diese Thierclasse ist weniger ausführlich behandelt, als die der Mammaliolithen und bemerkt Ref.: dafs die Glarner Schiefer mit Schildkröten u. s. w. gewifs nicht dem Uebergangsgebirge angehören, sondern einem sehr jungen Flötzgebilde.

V. Ichthyolithen: Pg. 98 — 137. 1) Knorpelfische, 2) Knochenfische. Diese Classe wird noch kürzer abgehandelt, man vermifst manche Gattungen und Arten.

VI. Entomolithen: Pg. 138 — 180. 1) Kerfe; diese Familie hat neuerlich einen aufserordentlichen Zuwachs erhalten durch die Entdeckungen von Marcel de Serres (Geognosie v. J. 1829.), die dem Verf. noch nicht bekannt gewesen sein werden. 2) Krabben, als *a*) Krebse, *b*) Kiemfüfse, *c*) Trilobiten, *d*) Asseln, *e*) Spinner. Auf Bearbeitung dieser Classe ist offenbar viel Fleifs und Umsicht verwendet.

VII. Helmintholithen: Pg. 181 — 427. 1) Schaalenthiere, nämlich: *a*) Mollusken, *b*) Conchiferen, *c*) Ringwürmer, 2) Strahlenthiere, 3) Korallenpolypen. Diese freilich sehr grofse Classe ist im Ganzen kürzer behandelt als die vorigen, es fehlen viele Gattungen und sehr viele Arten, auch sind die Synonymen und die Abbildungen nicht vollständig angegeben; dieses ergiebt sich schon, wenn man eine Vergleichung anstellt mit dem alphabetischen Verzeichnisse der fossilen Conchylien, welches Ref. im 8. und 9. Stücke seiner Zeitung v. J. 1829. geliefert hat, wo die Gattungen vollständiger und gewifs 4 mal so viele Arten als bei unserm Verf. angeführt sind.

VIII. Phytolithen oder fossile Pflanzen; Pg. 428 — 464., 1) Nymphaceen, 2) Acerinen, 3) Juglandeen, 4) Amentaceen, 5) Coniferen, 6) Palmen, 7) Scitamineen, 8) Liliaceen, 9) Najaden, 10) Cycadeen, 11) Lycopodiaceen, 12) Characeen, 13) Marsiliaceen, 14) Farren, 15) Equisetaceen, 16) Moose, 17) Algen, 18) Pflanzen, deren Stellung im Systeme noch ungewifs ist; da hier alle Beschreibungen Deutsch geliefert werden, während es sonst gewöhnlich ist, sie Lateinisch zu geben, so wird dieis wohl beitragen, mehr den Sinn für fossile Pflanzen zu wecken, freilich mag es schwer sein, nach diesen kurzen Beschreibungen gehörig zu bestimmen, aber gewifs lobenswerth ist die Benutzung der Deutschen Sprache zur Beschreibung. Bei dem Ueberblicke über die Flora der Vorwelt sucht unser Verf. ausführlicher nachzuweisen: dafs die Pflanzenwelt mit den niedrigsten und einfachsten Familien begonnen, dann aber zu den höher organisirten und zusammengesetztern fortgeschritten sei; defshalb wäre anzunehmen: dafs die ersten Pflanzen Cryptogamen gewesen sein müfsten, daher auf dem Lande zuerst die Pilze, im Wasser zuerst die Algen gebildet wären. Diese Ansicht scheint aber doch nicht mit der einfachen Natur-Beobachtung übereinzustimmen; von den Pilzen kennen wir gar keine Petrefacte, die Algen finden sich fast gar nicht in den ältesten Straten, sondern vorzugsweise im Lias und in der Kreide; in den ältesten Straten, in der Grauwacke und in der Gritformation, findet sich eine entwickelte Vegetation, eine solche wie heifsen und feuchten Orten eigen ist, doch folgt daraus nicht, dafs damals nur solche Pflanzen allgemein verbreitet waren. Wenden wir unsern Blick aus der jetzigen in eine folgende Periode der Erde, und fragen, was wird da übrig sein von der jetzigen so sehr mannichfaltigen Vegetation, so wird zu vermuthen stehn, dafs fast alle unsere Pflanzen spurlos vergangen sein werden, nur die Flora unserer Torfmoore wird sich erhalten haben, weil hier die Vegeta-

bilien nicht verwesen, sondern ihrer Form nach erhalten werden; wollte man daraus dann schliefsen, dafs diese Moorpflanzen die jetzo herrschende Flora gewesen, so wäre dieses ein grofser Mifsgriff. Eben defswegen darf man nur mit Vorsicht aus den Pflanzen der Kohlenformationen auf deren allgemeine Verbreitung schliefsen.

Nachdem wir so einen Abrifs geliefert haben von dem, was unser Verf. geliefert hat, nehmen wir keinen Anstand anzuerkennen, dafs mit viel Fleifs und Umsicht die meisten der vorhandenen Hülfsmittel nicht nur benutzt, sondern auch gehörig verarbeitet wurden, wozu nicht geringe zoologische und botanische Kenntnisse erfordert werden, die doch nur selten sich vereint finden, und, da wir ein ähnliches Werk nicht besitzen, der Verf. sich daher eine neue Bahn brechen mufste, so glauben wir, dafs dessen Leistung von bedeutendem Werthe ist. Was die speciellere Behandlungsweise betrifft, so werden anfangs bei den Mammaliolithen nicht die Gattungen, dagegen alle Arten ausführlich characterisirt, bei den folgenden Familien sind dagegen die Gattungen nebst mehr oder weniger Arten, meist aber nur kurz beschrieben, da aber es sehr viele Arten giebt, so nimmt deren Beschreibung doch am meisten Raum weg. Die Charakteristik der Arten kann doch nur defshalb geliefert sein, um den Leser in den Stand zu setzen, hiernach die Petrefacte bestimmen zu können; wenn aber nur eine gewisse Zahl von Arten, und diese nur kurz, viele aber gar nicht characterisirt wurden, so sind die defsfalsigen Angaben doch nicht recht für den Gebrauch geeignet. Ref. glaubt daher, dafs, wenn der Raum zu enge war, alle bekannten Arten vollständig zu beschreiben, es vielleicht zweckmäfsiger gewesen wäre, alle Artbeschreibungen wegzulassen, dagegen aber alle Arten namentlich anzuführen, mit Angabe der Synonyme, der Abbildungen und der Quellen, wo eine genaue Characteristik zu finden ist. In den letzten Jahren hat sich unsere Kenntnifs der Petrefacten, zugleich auch die sehr wichtige Synonymie unendlich vermehrt; eine etwanige neue Ausgabe des vorliegenden Werkes würde daher sehr viel stärker ausfallen müssen, wenn nicht, bei eng zugemessenem Raume, die Characteristik der Arten, bei den niederen Thieren wenigstens, wegfällt. Immer bleibt dann eine vollständige Petrefactenkunde zu wünschen, die alle Arten beschreibt, und wo möglich von allen Abbildungen liefert. Möchte der Verf. sich doch dereinst einer solchen Arbeit unterziehen!

Keferstein.

---

## XLIV.

***Mythische Geographie der Griechen und Römer von Dr. K. H. W. Völcker. Erster Theil. Ueber die Wanderungen der Jo in des Aeschylus gefesseltem Prometheus und die damit zusammenhängenden mythisch-geographischen Gegenstände. Mit einem Kärtchen. Leipzig im Verl. v. K. J. Köhler 1832. 8.***

Als Resultat zehnjährigen Studiums übergiebt der Verf. diesen ersten Theil, der zugleich als ein in sich selbständiges Ganze betrachtet werden kann, dem Publikum. Er will ihn als Fortsetzung seiner „Homerischen Geographie und Weltkunde" betrachtet wissen, insofern darin die nachhesiodische Zeit behandelt worden und nicht wiederholt werden soll, was in jenem Buche bereits abgethan ist. Ein zweiter Theil soll die Argonautenfahrten und das damit zusammenhangende umfassen. Die Anordnung des Ganzen und die Behandlung der einzelnen Theile, so weit sie uns vorliegt, sind geistreich und originell, durch Absonderung der geographischen Forschung von vorwaltend mythologischer Tendenz ist eine sonst schwer zu beseitigende Breite vermieden. Ob sich jedoch auf dem verheifsenen Wege, und in der hier befolgten Norm, das ganze weitschichtige Gebiet ohne unbequeme Sprünge wird durchwandern und an den Faden, der das Hauptthema mit seinen natürlichen Gliedern verknüpft, Alles das auf eine befriedigende und übersichtliche Weise wird anknüpfen lassen, was man unter dem gewählten Titel zu erwarten pflegt, müssen wir zur Zeit dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls wünschen wir Hrn. Dr. Völcker Mut und Aufmunterung zur baldigen Vollendung des anderen Theiles.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 72.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Mythische Geographie der Griechen und Römer von Dr. K. H. W. Völcker. Erster Theil.*

(Schlufs.)

Der Verf. hat es unterlassen, eine Definition von mythischer Geographie zu geben, oder sich näher über den Inbegriff und die Gränzen dieser Wissenschaft überhaupt, so wie darüber zu erklären: was er von diesem gesammten Gebiete in sein Buch aufzunehmen beabsichtigt hatte. Es läfst sich sonach nicht füglich beurtheilen, wiefern es ihm gelungen sei, die sich selbstgestellte Aufgabe vollständig und gründlich zu lösen. Nach Maafsgabe dessen was uns vorliegt, mufs man *schliefsen*: dafs es weder seine Absicht gewesen sei, alle in der Mythenlehre, oder in den Werken der Mythographen und Mythendichter, vorkommenden geographischen Namen und Gegenstände überhaupt zu erörtern, noch den Inbegriff der Erdkunde eines bestimmt abgegränzten mythischen Zeitalters abzuhandeln: sondern dafs er sich vorzugsweise auf solche Gegenstände habe beschränken wollen, die ihrem Wesen nach poetischer Natur d. h. Phantasiegebilde sind, und die sonach, weil sie nur in mythischer Vorstellungsweise, Sage und Lehre eine gewisse Realität erhielten und besafsen, in der wirklichen Welt nicht aufgefunden oder nachgewiesen werden können.

Wie in seiner Homerischen Geographie die Irrfahrten und Wanderungen des Odysseus und Menelaos, so bilden hier die *Irren der Jo* das Hauptthema oder den Grundtext, an welchen eine Menge andrer, und zum Theil selbst fremdartig scheinender Mythen, nebst den ihnen adhärirenden mythischen Localitäten, einen gemeinsamen Zusammenhalt und Vergleichungspunkt gewonnen haben. Nach einer Einleitung, welche die Geschichte und Literatur der Irren der Jo überhaupt, und insbesondre die des Aeschylus im gefesselten Prometheus kurz beleuchtet, werden in zehn Capiteln folgende Materien abgehandelt: *Gorgonen* und *Gräen* — die Insel *Cerne* — der *Periplus des Hanno* — die *Hesperiden* — über das Geographische in den Abentheuern des *Hercules*, insbesondere in seinen Zügen nach Erythia und zu den Hesperiden — die *Hyperboreer* — Geographie des *Herodoteischen Skythenlandes* — von den *Arimaspen* und *Greifen* — Erklärung der *Irren des Jo* in Aeschylus' gefesseltem Prometheus — die *Amazonen*. — Die Anordnung des Buches charakterisirt der Verf. selbst auf eine treffende Weise am Eingange des siebenten Capitels durch die Hinweisung auf Herodot (IV. 30.): „von Anfang an ging unsre Erzählung auf Abschweifungen aus". Die fragmentarische Natur des Gegenstandes rief dies gewissermaafsen von selbst hervor, und es wird dadurch die Eintönigkeit systematisch dogmatisirenden Vortrags gemildert; doch ist nicht zu läugnen, dafs auch der methodischen Behandlung und gründlichen Erschöpfung des Stoffes dadurch bisweilen mehr Eintrag geschieht, als manchem Leser lieb gewesen sein wird.

Als leitende Ideen, oder als eine, die gesammte Untersuchung begleitende, regelnde und individualisirende Fundamental-Ansicht, geben sich vornämlich kund: die bekannte Hypothese von dem unbedingt autochthonischen Ursprung aller Griechischen Mythen, und deren in nachhomerischer Zeit erfolgten Uebersiedelung und Einbürgerung in die anderweitigen barbarischen Mythensysteme. Daran knüpft sich die zweite nahverwandte und gleichbeliebte Doctrin von der ununterbrochnen Entwicklung und periodischen Verwandlung eines, jeglicher historischen Basis und primitiven Beimischung pragmatischer Grundstoffe entbehrenden Urmythos. Drittens reiht sich daran die vom Verfasser S. 11. selbst promulgirte, jedoch auch in ihrer Bedingtheit anerkannte Behauptung: „dafs die *wenigsten* mythisch-geographischen Locale ursprünglich in der Wirklichkeit vorhanden gewesen, d. h. entstellenden Berichten von besondern und auffallen-

den wirklich vorhandenen Eigenthümlichkeiten entlegner Länder ihr Dasein verdanken, und, *insonderheit* bei den aus dem Zeitalter des Homer und Hesiod abstammenden geographischen Mythen der *umgekehrte Fall statt fand*, dafs nämlich erst aus ihnen die Erdkunde solche Locale entlehnt habe, und an ihrer Existenz nicht im Mindesten zweifelnd auf die Entdeckung derselben in neuaufgefundenen oder früher mangelhaft bekannt gewesenen Erdtheilen geflissentlich ausgegangen sei". — Ohne Adoption oder vorausgegangene eigne Abstraktion solcher leitenden Ideen ist begreiflich jede wissenschaftliche Behandlung mythischer Gegenstände undenkbar; die dafür sprechenden Gründe und die damit verknüpften Vortheile sind zu offenkundig, als dafs es nöthig wäre ihnen ausführlich das Wort zu reden. Auch ist es hier nicht der Ort, die Angemessenheit oder Zulässigkeit der eben angeführten Hypothesen zu prüfen. Von der Wahl der leitenden Idee hängt indessen die ganze Richtung der Untersuchung ab, und die unter ihrem Einflufs mit strenger Consequenz hergeleiteten Resultate werden, ihrer relativen Bündigkeit unbeschadet, dennoch immer nur in dem Maafse einen bleibenden und durchgreifenden Werth besitzen, als die leitende Idee selbst auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen kann. Je hypothetischer die Basis, desto weniger Verlafs auf die Consequenzen; je scharfsinniger und spezioser, desto schwieriger das Entdecken und Bekämpfen der Inkonsequenzen und Trugschlüsse; je geistreicher und prägnanter, um desto bestechender sind sie für das Urtheil des Lesers, und um desto verführerischer für den Autor in Bezug auf die Auswahl, die Deutung und Verarbeitung des in den Ueberlieferungen der classischen und kritischen Literatur dargebotenen Stoffes.

In wie fern sonach blos erwogen wird, mit welcher Treue der Verf. der zum Grunde gelegten Fundamentalansicht Folge gegeben habe, mit welcher Consequenz und Gewandheit er sich in der vorzugsweis gewählten Richtung fortbewegt und im Geiste der Schule, zu welcher er sich bekennt, die mythische Doktrin angebaut und weitergeführt habe, kann man ihm den entschiedensten Beifall nicht vorenthalten. Um desto weniger würde es befremden dürfen, wenn die auf diesem Wege ermittelten Resultate, und die zu deren Begründung verwendeten Argumentirungen von andern Seiten her sollten heftig angefochten und gering geachtet werden. Wie aus dem Standpunkte des Ref. betrachtet, die Sache sich im Einzelnen stellt, soll hier mit Vorbehalt anderweiter ausführlicherer Entwicklung im Folgenden angedeutet werden.

Zuvörderst glaubt Ref. sorgfältig scheiden zu müssen, was die Fabel der Jo und ihrer Irrwanderung an sich betrifft, von dem was die Deutung und Erörterung der Aeschyleischen Behandlung im Prometheus zum unmittelbaren Gegenstande hat. Jenes weitschichtigere Thema hat der Verf., als seinen dermaligen Zwecken fern liegend, nur gelegentlich und ganz kurz berührt. Ueber die chronologische Entwickelung des Mythos der Irren der Jo sind jedoch mehrere interessante Winke gegeben worden. Es ist eben so bekannt als unbestritten, dafs Aeschylos für uns als die Hauptquelle dieser vielbesprochenen, durch die Fülle ihrer Bedeutsamkeit und Bezüglichkeit so höchst interessanten Mythe, betrachtet werden mufs. Da er sich indessen nicht nur als die ergiebigste, sondern auch als die *ältere* und späterhin vorzugsweis beliebte Quelle kundgiebt, so bleiben alle Ermittelungsversuche über das, was im Aeschylus aus frühern Dichtungen, aus herrschender Volksansicht, dieser oder jener Priestersage u. s. w. entlehnt, oder aus seiner eignen Schöpfungsbefugnifs beliebig hinzugethan worden sein möge, in hohem Grade problematisch. So wie der Mythos ursprünglich als dynamisch verschmolzener Ausdruck jeglichen Wissens der Urvölker betrachtet werden darf, so ist es auch ganz unzweifelhaft, dafs er im Entwickelungsprocesse Hellenischer Cultur mannichfache Stadien der eignen Umwandlung erduldet hat, und dafs er zur Zeit der Aeschyleischen Dramen bereits allen einzelnen Tendenzen dienstsam geworden war, die sich aus der gemeinsamen Wurzel zu individueller Selbständigkeit ausgebildet haben. Die politischen und hieratischen Conjunkturen unter denen das poetische Empfängnifs des Prometheus und der Schutzflehenden seine dramatische Vollendung und äufsere Beziehung erhalten hat, sind uns viel zu unvollständig und oberflächlich bekannt, um aus ihnen über die Schicksale der Fabel der Jo, über ihren frühern und den dem Aeschylos gleichzeitigen Charakter, ein nachhaltiges Urtheil gewinnen zu können. Diese Fabel selbst bildet unverkennbar einen Knoten- und chemischen Verknüpfungspunkt der heterogensten Elemente und mannichfaltigsten Mythenkreise. Stiersymbolik, Sternendienst, ethnische und Dynasten-Genealogie, Localsage der Metropolen, Kolonien und Barbaren sind in bunter Mi

schung wie im Farbenspiel einer Seifenblase bei einander, und in welcher Aufeinanderfolge oder ortsverschiedenen Gleichzeitigkeit die durchleuchtenden Epochen des Mythus der Jo: Herabsteigen der Himmelswandlerin ins tellurische Gebiet — Assimilirung des Cultus der Jo mit dem Cultus der Hera, Identification der Göttin und Priesterin, Amalgam der Theomythe mit der Localgenealogie u. s. w. stattgefunden haben mögen, dürfte für jetzt noch schwer zu entwirren sein. Der Verf. hat die Gründungsepochen von Byzanz und Kyrene zur Basis seiner chronologischen Andeutungen gemacht; ob aber z. B. der Name *Bospor* auf die Taurische und Thrakische Völkerbrücke erst in Folge des dort angesiedelten Cultus der Jo übertragen worden sei, (wie dies insonderheit auch Otfr. Müller in seinen Prolegomenen S. 133. bevorwortet) oder ob nicht umgekehrt etwa der daselbst bereits in selbständiger Entwicklung begriffene und ganz fremdartiger Quelle entsprungene Stier- und Monddienst, diesen oder jenen Dichter, diese oder jene Priestergemeinschaft veranlafst habe, die Jo über die Meereskluft, welche zwei Vesten scheidet, schwimmen zu lassen: — „dort an der Scheide des Sees, wo der rinderraubende Titan, auf dem gewaltigen Stiere die Fuhrt der Mäotis gefurcht hat", — dies so wie manches andre, dürfte auch noch fortan in Frage gestellt bleiben.

Hinsichtlich der Identität der Jo und Hera hat sich der Verf. auf Welcker als den Hauptbegründer dieser Lehre bezogen. In der Aeschyleischen Trilogie aber erklärt sich dieser Gewährsmann ausdrücklich gegen die Vermuthung, dafs Hera im Argolischen Cult an die Stelle der früheren Jo getreten sei, und findet es ganz herkömmlich, dafs neben der Erdmutter noch eine besondre Mondgöttin verehrt werde. In dem Anhange zu Schwenks Myth. Andeut. spricht er sich noch entschiedener dahin aus: dafs ihm in des letztern Gelehrten mythologischer Ansicht nichts gröfseren Anstofs gebe, als dafs derselbe Zeus und Hera zu den Sonnen- und Mondgöttern zu rechnen geneigt sei. — Im Widerspiel mit Welcker und insonderheit mit Buttmanns Mythologus erklärt der Verf. die Beziehungen der Jo auf die Joner als eine blofse etymologische Spielerei, obwohl er sich sonst solcher Erklärungsweise nicht abgeneigt zeigt.

Die von mehrern Seiten (und noch neuerdings im Rheinischen Museum) versuchte Aufklärung der allerdings etwas schwerverständlichen, auf die Irren der Jo bezüglichen Stellen des gefesselten Prometheus, hat der Verf. auf eine Weise gelöst, die dem Ref. in höherm Maafse anspricht, als jede andre, die bisjetzt zu seiner Kenntnifs gekommen. In dem Hauptabschnitte der Aeschyleischen Darstellung, der sich auf die Durchwanderung der Küstenländer des Pontus Euxinus bezieht, bildet die Völckersche Auslegung einen vollständigen Gegensatz mit der Richtung, welche Clausen im Rhein. Mus. verfolgt hat, was sodann auch für die Fortsetzung der Wanderung unausbleiblich ganz entgegengesetzte Deutungen bedingte: so dafs Jo von Salmydessos aus bei dem letztern bis nach Aegypten hin unausgesetzt in den Orient verschlagen wird, während Völcker die Wandlerin durch den hyperboreischen Norden und die Herkulischen Säulen nach Kyrene und Nubien gelangen läfst. Höchst wahrscheinlich war die Fabel der Jo durch voräschyleische Dichtungen oder abgesondert für sich (theils in fortlaufender Verknüpfung der Ruhepunkte, theils in vereinzelten Legenden) ausgebildeten Stammsagen auf ganz abweichende Weise in den Mund des Attischen Volkes und in die Betrachtungsweise des mehr unterrichteten Theiles der Aeschyleischen Zuhörer übergegangen, so dafs der poetischen Lizenz des Dichters ein sehr weiter Spielraum freigegeben blieb. Für die vielleicht ältere, vielleicht nur in individueller Abgeschlossenheit beharrende, Argolische Localsage hatte sich in den *Schutzflehenden* eine ihrem Wesen und ihrer Beziehung nach angemessene Unterkunft dargeboten. Im *Prometheus* mochte es in der Absicht des Dichters liegen, den Theil der Irren, welcher mit dem Schauplatz dieser Trilogie in der nächsten Berührung stand, ausgeschmückt durch die neueste Kunde von der Umgegend des unlängst erst wirthbar gewordenen Meeres, vorzugsweise herauszuheben, und zugleich durch die geheimnifsvolle Weissagung des Sehers, alle andern sporadischen Sagen und auf die Fahrt der Jo bezogenen Fabelgegenden, deren genauere Kenntnifs ihm annoch abging, in einen überraschenden und seinem Publikum dennoch ansprechenden Zusammenhang zu bringen. Dafs alle Phasen der Irrfahrt sich nicht füglich an ein und dasselbe dramatische Motif und Thema anknüpfen liefsen, liegt klar am Tage. Die Danaidische und die Prometheische Sage haben mit einander nichts gemein, als Anfang und Endpunkt der Reise. Selbst der den peloponnesischen Sagen näher verwandte Abschnitt der Wanderung von Argos bis zum Prometheus

wird in dieser Schilderung als eine genugsam bekannte Sache nur obenhin berührt.

Was die einzelnen streitigen Punkte betrifft, so pflichtet Ref. dem Verf. vollständig bei: In der Art und Weise, wie die in Rede stehenden Verse auf einander bezogen und in eine geographisch anschauliche Verknüpfung gebracht sind, — in der Fixirung des Schauplatzes der Fesselung des Prometheus auf das Taurische Küstengebirge, — in der Deutung des Hybristes auf den *Kuban*, — in der Folge, wie Jo nach und nach, erst den Kimmerischen, dann den Thrakischen, zuletzt den Iberischen *Bospor* überschreitet — in der Lesart des unbekannten Kisthene als *Kyrene*, — in der Deutung des Flusses *Aethiops* auf den südlichen Nil jenseits der Katarakten. Dafs uns in der bekannten Lücke hinter V. 793. ein ausführlicher Aufschlufs über den Europäischen Norden verloren gegangen sei, möchte Ref. in Zweifel ziehen. — Ein glücklicher Ausweg aus dem Labyrinth der *Amazonensagen* scheint durch die, leider blos skizzirte, Andeutung gefunden: dafs man in denselben drei ganz verschiedene, durch die gemeinsame Grundidee des Cultus einer bewaffneten Göttin allerdings zusammengehaltene, Mythenkreise zu erkennen habe: Skythische, Attische und Libysche Amazonen. Vielleicht hat sich der Verf. sowohl diese Aufgabe, als die weitere Ausführung der ebenso nur flüchtig behandelten Herakleswanderung für den zweiten Theil vorbehalten. Auch über die rosenwangigen, grauhärigen Phorkiden hätte wohl manches nachgeholt werden mögen, das in der Japetischen Mythologie noch keine Erledigung gefunden. Den allein sterblichen, bald als ein schaudererregendes Scheusal, bald als holdseelige Jungfrau beschriebenen Gorgonendrilling hat der Verf. als eine der mannichfaltigen Pallas-Incarnationen aufgefafst, so wie die *Gorgonen* überhaupt als Symbol der Schrecken und Gefahren des Oceans und der Westwelt. Er nimmt drei Gorgonenlocale an: ein ältestes Hesiodeisches, wo sie mit ihren auch späterhin unzertrennlichen Begleitern, den Gräen und Hesperiden im äufsersten Westen auf Inseln wohnen; dann wandern sie im Athenecult nach Kyrene; zuletzt mit Kyrenäischen Colonien an den Triton. Der *Triton* ist dem Verf. ein nicht zu suchendes Fabelland; die *Hesperidengärten* ursprünglich nicht einheimisch im Cyrenaica, sondern eine zum Cult der Juno als Ehegöttin gehörige Fiktion.

Auch *Cerne* rechnet der Verf. zu den Fabelländern, die früher in der Phantasie und dem Glauben, als in der Wirklichkeit vorhanden waren. Er hält den Namen für eine Abkürzung von Kyrene. Ein historisches Cerne am Atlas läugnet es übrigens nicht ab, wohl aber dafs es vom *Karthager Hanno* diesen Namen empfangen. Der bekannte Periplus des Hanno ist ihm zufolge zwar ächt, aber nur ein Auszug mit Griechischer Namensübersetzung.

Jo gelangt zu den *Arimaspen*, diese sind unzertrennlich von den *Hyperboreern*, und so spielt die Erörterung nach dem Europäischen Norden und dem Herodoteischen Skythien hinüber. Ref. rechnet die hiehergehörigen Abschnitte zu den gelungensten des ganzen Buchs. Die Hyperboreersagen haben dem Verf. zufolge ihren Grund nicht in geschichtlichen Verhältnissen, noch ist die erste Idee davon den Griechen von aufsen zugekommen; die Glückseeligkeit dieses Fabelvolks ist keine geographische Angabe, sondern eine historische Grübelei; es zeigt sich nirgends für sie ein historischer Boden, aber auch in der Dichtung wird ihre Wohnung nicht nach dem Westen, sondern stets in den Norden versetzt; die Entstehung der ganzen Sage ist in einer Verbindung der Delier im Taurischen Chersones, der Milesier am Borysthenes, der Taurischen Artemis und des Didymäischen Apoll jener Milesier, mit Delphi und Delos zu suchen. So sind auch die ältesten *Rhipäen* nur ein Phantasiegebirge.

Den Grund des Mifsverständnisses der *Herodoteischen Geographie des Skythenlandes* und die Mangelhaftigkeiten derselben hat der Verf. sehr richtig aufgefafst. Der Mangel auch nur erträglicher Charten dieser Gegend hat alle bisherigen Forscher zu meist unhaltbaren Hypothen verleitet und ist Ursach, wenn auch der Vf. hie und da den rechten Schlüssel zum Räthsel nicht gefunden hat, und sein Chärtchen der *Scythia Herodoti* noch mancher Verbesserungen bedürftig ist. Wir müssen uns hier auf einige Hauptbemerkungen beschränken. (Die Maafsverhältnisse des *Herodot* in dieser Gegend sind (unsrer Ansicht zufolge) insgesammt um das Doppelte zu grofs, die Mäotis hat eine falsche Lage, und das Flachland am schwarzen und Asowschen Meere hat im Laufe der historischen Zeit ganz ungemeine Umwandlungen erlitten. Das frühere Delta des Borysthenes ist verschwunden, der Umfang der Mäotis beträchtlich vermindert, und die ganze Configuration der Taurischen Halbinsel hat eine durchaus veränderte Gestalt gewonnen. Der Graben der Skythen ist auf der Ostseite der Halbinsel nah am Bospor zu suchen, und es gab auch auf der Westseite des Borysthenes ein Hyläa; die zweifelhaften Flüsse Gerrhus, Panticapes und Hypakyris, lassen sich noch in sichtbaren Spuren in der Wirklichkeit nachweisen, und nicht nur der Tanais der ältesten Zeit, wie der Verf. richtig argumentirt, sondern auch sehr vieles, was vom Phasis und Araxes ausgesagt wird, findet seine Erledigung im Flufsgebiete der Wolga).

Rühle v. Lilienstern.

Nro. 73.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## XLV.

*Sketches of Buenos Ayres and Chile. By Samuel Haigh. London 1829. I Vol. 8. (Mit einer Karte des Weges von Buenos Ayres nach Santiago und Valparaiso).*

Mehrere Engländer, wie z. B. Temple, Head und Miers, haben in neuester Zeit denselben Weg wie der Verf. durch die Pampas nach Chile verfolgt, und wenn auch mancher dieser Reisenden die Steppe nur durchflog, so machen doch die einander ergänzenden Berichte es dem aufmerksamen Leser allmählich möglich, sich von der erwähnten Erdstelle ein treueres und ausführlicheres Bild zu entwerfen. Der Vf., obgleich nur Handlungsreisender und ohne diejenigen Vorkenntnisse, welche eine solche Reise für die Wissenschaft erst wahrhaft einträglich machen können, hat den Weg nicht, wie bisweilen seine die grofse Tour machenden Landsleute, lesend oder schlafend zurückgelegt; er hat vielmehr mit klaren Augen gesehen, und von dem, was er sahe, legt er nun in seiner Reisebeschreibung das Bemerkenswertheste dem Publikum vor.

Unser Reisender landet am 2ten September 1817 in Buenos Ayres, dessen Schilderung den Leser in Amerika einführt und über das er im Allgemeinen die Bemerkung macht: „*There can be no doubt that it is a city considerably in advance of old Spain, with regard to modern stile and improvement*". (*p.* 21.). Wie gern bestätigt man nicht diese Bemerkung, wenn man hört (p. 27, Note), dafs das zu des Verfs. Zeiten noch gangbare Vergnügen der Stiergefechte jetzt in Buenos Ayres durch ein Dekret der Regierung aufgehoben ist!

Das dritte Kapitel zeigt uns den Verf. auf seiner Reise durch die Pampas. Er beschreibt uns diese, wie wir sie bereits kennen, als eine traurige Ebene ohne Baum und Strauch, mit hohem Grase überdeckt (es war September) und an vielen Stellen morastig. Die Reise ging verhältnifsmäfsig schnell von Statten, denn man legte im Durchschnitt täglich 20 bis 24 Lieues zurück. Zuerst nehmen die Gauchos seine Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch; sie sind uns aber durch die Schilderungen anderer Reisenden nicht mehr unbekannt, und ihre Lebensweise und Beschäftigungen, so wie namentlich ihre Geschicklichkeit im Gebrauch des Lasso sind mehrfach beschrieben. Wie uns indessen der Verf. erzählt, führen sie aufser dem Lasso noch eine Waffe, welche, wenn wir nicht irren, von anderen Reisenden mit jenem verwechselt worden ist. Dies sind die *Bolas*, drei kleine hölzerne oder eiserne Kugeln, deren jede an einem besonderen, etwa sechs Fufs langen Riem befestigt ist; diese Rieme sind an dem entgegengesetzten Ende mit einander verbunden, und der Gaucho kann sie viel weiter schleudern, als seinen Lasso; er wirbelt sie drei oder vier mal um den Kopf und entsendet sie dann nach seinem Ziele mit bewundernswerther Geschicklichkeit. Die Kugeln bilden, indem sie die Luft durchfliegen, ein Dreieck, und wenn sie sich um den Kopf oder um die Beine des verfolgten Thieres schlingen, hemmen sie augenblicklich dessen Schritte, ja bisweilen werden dem Schlachtopfer von der Gewalt der Kugeln die Beine zerbrochen. Auf solche Weise erlegen die Gauchos den wilden Hirsch und den Strauls. Der Verf. spricht mit Wohlgefallen von der durch nichts beschränkten Freiheit jener jagd- und kampflustigen Hirten, von ihren ungemein geringen Bedürfnissen und Wünschen und der daraus entstehenden Zufriedenheit mit ihrem Schicksale; in letzterer Beziehung nennt er sie deshalb bezeichnend „*the unsighing people of the plains*".

Das einfache, schmucklose Wesen der Gauchos bestimmt den Verf. einen Blick zu werfen auf die eben so einförmige Landschaft, die der Gaucho seine Heimath nennt. Die Pampas, sagt Haigh, sind durchaus flach und uninteressant; man reitet von Post zu Post, ohne

dafs sich die Landschaft im Geringsten veränderte. So ist die Ebene von Buenos Ayres bis *Arroya del Medio* mit hohem Grase und Unkraut (Disteln nach Head) bedeckt; hier aber wird sie fruchtbarer und trägt viel Strauchwerk und niedrige Bäume, darunter auch viele Obstbäume, wie Pfirsiche, Pflaumen, Mandeln u. s. w., S. Luis hat sogar Ueberfluſs an Feigen, Trauben und Melonen (*p.* 71.). In demjenigen Theile der Pampas, welcher zwischen den wilden Indianern und den Gauchos streitig ist, d. i. zwischen *Arroya del Medio* und *Esqueno de Balesteros*, sind die Weiler (*hamlet*) mit Cactus Opuntia (*prickly pears*), welcher eine Höhe von 25 bis 30 Fuſs erreicht, dicht umpflanzt, und nur zuweilen zieht man noch aufserhalb dieser für Roſs und Mann gleich undurchdringlichen Pflanzenmauer einen Graben herum. Diese Umwallung entspricht aber meist ihrem Endzweck, da die Indianer nur mit Pfeil und Bogen und langen Speeren, die Gauchos aber gewöhnlich mit Feuergewehren versehen sind und aus ihrem Versteck den Feind ruhig auf das Korn nehmen können.

Von *Canada de Lucas* bis *Tambo* ist das Land flach und sehr sumpfig; sobald man sich aber dem *Rio Quarto* nähert, sieht man das erste Hochland, die *Sierra* von *Cordova*, sich gegen Norden hinziehen, und nachdem man *Barranquitos* (*Barranquita*), unweit des *Rio Quarto*, im Rücken hat, bekömmt das Land eine hüglige Beschaffenheit, welche es auch auf der Strafse über *Achiras*, das sehr romantisch zwischen Felsen liegt, und über *Portozuelo* bis zum *Moro* beibehält. Dieser letztere ist der höchste Punkt auf der ganzen Reise von Buenos Ayres bis Mendoza, und von hier aus hat man nur noch eine 30 Lieues lange Ebene bis San Luis zurückzulegen. Die Thiergeschlechter, welche die Pampas beleben, sind meistentheils auch schon von anderen Reisenden aufgeführt worden. Der Verf. nennt den Cuguar und den Jaguar, den Hirsch, den Hasen und das allenthalben vorkommende Biscacha (Murmelthier); an Gefieder finden sich Strauſse, wilde Schwäne, Gänse, Enten, Schnepfen, Rebhühner, Wachteln, Eulen, Tauben, Papageien und zahlreiche kleinere Vögel. Die Eulen haben den seltsamen Trieb, häufig an dem Eingange der Murmelthierlöcher paarweise wie auf Wache zu stehen; was jene Vögel hierzu veranlafst, konnte der Reisende nicht entdecken.

Unmittelbar westlich von San Luis liegt die *Travesia*, eine sandige, wasserleere Wüste von 20 Lieues in der Breite (60 *miles*). Bei der Reise durch diese Sandsteppe hatten der Verf. und sein Reisegefährte von Hitze und Staub unendlich zu leiden. Kleine verkrüppelte Bäume stehen auf der traurigen Ebene zerstreut umher und verdanken ihr Dasein, da es hier selten regnet, den Ueberschwemmungen des Sommers. Auf der Westseite des *Desaguadero*, der ein schlammiges und brakisches Wasser hat, wird das Land holzreicher und wieder flacher. Es ging nun mit starken Schritten auf die Cordilleren los, die man schon zwei Tagereisen (48 Lieues) östlich von Retama, das in der Nähe des Rio de Mendoza liegt, im Gesicht hatte. Endlich erreichte unser Verf. Mendoza, von welchem er mit dem gröſsten Entzücken spricht: „*were I to live to the age of a pelican*, sagt er, *I could never forget sweet Mendoza*". Die Stadt liegt am Fuſse der gigantischen Cordillerenkette, deren Gipfel in das reinste Weifs gekleidet sind, und ist rings von Weinbergen und Obstgärten umgeben; tausend klar und schnell dahinströmende Bergbäche befruchten die Ebene. Die Bevölkerung von Mendoza und seiner unmittelbaren Nachbarschaft giebt der Verf. nach Schätzung auf 20000 Seelen an; auch ist die Stadt nicht ganz ohne Handel, indem sie ihren Wein und gedörrte Früchte ausführt.

Nach einer Woche Aufenthalt glaubte der Verf. hier aber nicht länger weilen zu dürfen, damit Mendoza nicht sein Capua würde; noch lag indessen eine hohe Schneedecke auf dem Wege, welchen er einzuschlagen hatte, und die Reise erforderte mancherlei Vorsichtsmafsregeln, welche der Verf. zum Nutz und Frommen künftiger Reisenden mittheilt (*p.* 89.). Die kleine Ebene zwischen Mendoza und dem Fuſse der Anden ist sandig, der Sand aber stark mit Salpeter geschwängert; der Staub erregte daher den Reisenden einen brennenden Durst, welcher sich mit Wasser nicht löschen liefs. Die ersten Vorberge der Anden auf dieser Seite sind fast von aller Vegetation entblöſst, und nur einige wenige verkrüppelte Sträucher und Cactus Opuntia erblickt man an den Abhängen zerstreut. Die erste Station westlich von Mendoza ist das etwa 15 Lieues entfernte und über alle Beschreibung elende *Villavicencio*, welches in einem tiefen Engpafs liegt und daher rings von hohen Bergen umgeben ist; in der unmittelbaren Nachbarschaft dieses Weilers befinden sich einige Heilquellen, welche von Mendoza aus besucht werden. Die Reisenden überstiegen nun den *Paramillo*, die erste

Kette der Vorberge, auf welcher sie zahlreiche Haufen von Guanacos erblickten, welche der Winter immer in die Thäler und auf die niedrigeren Berge hinabtreibt; auch die Condors sahen sie mit ihren glatten Schwingen die Lüfte durchsegeln. Vom Paramillo stieg man hierauf in die Ebene von Uspallata, das letzte bewohnbare Thal auf der Ostseite der Anden, hinab. Die Ebene hat Weide für Pferde, Schafe und Rindvieh, aber leider macht der Verf. keinerlei Mittheilung, woraus wir auf die ungefähre Höhe dieses Thales schliefsen könnten; Bäume scheinen hier nicht mehr vorzukommen. In der Nachbarschaft von Uspallata sind einige berühmte Silberminen. Die Reise ging nun über die Bergebene hin, von deren Umgebungen der Verf sagt: Sie sind im höchsten Grade schauerlich und wild, von Vegetation ist keine Spur, die Felsen und Berge umher sind nackt und von brauner Farbe und in solcher Verwirrung über einander gehäuft, dafs sie wie die Trümmer einer untergegangenen Welt aussahen. Der Weg, zum Theil während der Zeit der Spanischen Herrschaft in den Felsen gehauen, zog sich an der Seite eines steilen und fast senkrecht abgeschnittenen Berges 20 Lieues weit hin bis *Punta de las Vacas*. Furchtbar und schwindelerregend sind die Abgründe zur Seite, und der Verf. versichert, dafs ihm bekannte Eingeborene einige der schmalsten Stellen dieses Weges nicht anders, als an dem Lasso ihres Maulthiertreibers befestigt, passiren konnten. Bisweilen, setzt er hinzu, scheint das Maulthier und sein Reiter wirklich in der Luft zu schweben, wenn man beide aus einiger Entfernung auf diesen schmalen Felsgesimsen sich fortbewegen sieht. Dazu kommt noch die unangenehme Gewohnheit der Maulthiere, beständig so dicht an dem äufsersten Rande des Abhanges hinzugehen, dafs das eine Bein des Reiters in der That über dem Abgrunde schwebt. Nichts desto weniger ist das Maulthier der beste Führer im Gebirge, und es ist dem Reisenden stets zu rathen, in Fällen der Gefahr dem Instinkte des klugen Thieres zu folgen. Nachdem die Reisenden *Punta de las Vacas* erreicht und einen Bergstrom dieses Namens durchsetzt hatten, traten sie aus dem Felsthale, das sie bis jetzt beständig umfangen hatte, hervor und befanden sich nun auf einem offenen Hochlande, wo der Schnee in gegenwärtiger Jahreszeit bis zu der Basis der Berge hinabreichte. Zu *Punta de las Vacas* ist die erste *Casucha* (Hütte zum Schutz der Reisenden bei übelem Wetter). Diese *Casuchas*, aus Backsteinen bestehend, sind im Ganzen neun an der Zahl, fünf auf der Ost- und vier auf der Westseite; sie sind nicht über zwei Lieues von einander entfernt, wurden auf Kosten der Spanischen Regierung erbaut und leisten den Reisenden während der Winterzeit (Juli bis November) sehr wesentliche Dienste, wie unser Reisender an sich selbst und seinen Gefährten sattsam erfuhr. In diesen Höhen empfand derselbe auch die auf hohen Bergen gewöhnlichen Einflüsse der aufserordentlich verdünnten Luft, z. B. übergrofse Müdigkeit, Kürze des Athems, schmerzhaften Druck auf der Brust u. dergl., ein Krankheitszustand, welcher in jenen Gegenden unter dem Namen *Puna* oder *Soroche* bekannt ist.

Der letzte Theil des Weges war der steilste, den die Reisenden bis jetzt betreten hatten; er zog sich im Zick-Zack aufwärts, und erst nach einer starken Stunde erreichte man die Pafshöhe, welche zu 13000′ über dem Meere angeschlagen wird. In nicht unbedeutender Entfernung südwärts erhebt der *Tupungato* sein stolzes Haupt. Zahlreiche Kreuze auf der Höhe des Gebirges, so wie den ganzen Weg aufwärts, bezeichneten die Stellen, wo unglückliche Reisende in diesen traurigen Einöden ihr Leben eingebüfst hatten; aufserdem gewährte ein zur Rechten des Weges liegender und von Bergen umschlossener grofser See einige Abwechslung. Als die Reisenden endlich die Pafshöhe im Rücken hatten, fanden sie auf der Westseite der Cordilleren den Schnee so tief (wahrscheinlich wegen der Nähe des Meeres und der davon herrührenden gröfseren Feuchtigkeit der Atmosphäre), dafs sie ihre Maulthiere zurückschicken und ihre Reise zu Fufs fortsetzen mufsten. Aber sehr bald änderte sich die Scene. Bei der letzten *Casucha* empfing die Reisenden ein frisch aufkeimendes Grün, und noch weiter abwärts waren die Bäume im Begriff, Blätter und Blüthen zu treiben, und die Seiten der Berge, so wie die Ufer der Bäche waren mit wilden Blumen bedeckt.

Das Klima Chile's, bekanntlich gesund und angenehm, liefs den Verf. die rauhe Luft der Cordilleren vergessen; dasselbe ist, sagt er, in dieser Jahreszeit (Oktober) in der That köstlich, obgleich etwas warm während der Mitte des Tages, aber die Nächte, durch einen mit Sternen besäeten Himmel verschönert, sind erquickend kühl. Die Vegetation, heifst es an einer andern Stelle (*p.* 137.) ist in Santiago niemals erstorben (*allways in a flourishing state*), denn der Winter

ist hier kaum fühlbar und selten bleibt der Schnee auf dem Boden liegen. Das Land schien dem Verf. besser angebaut, als irgend ein Theil Süd-Amerikas, den er bis jetzt gesehen hatte; die Kultur des Bodens zieht sich weit hinauf an den Seiten der Vorberge, und die amphitheatralisch aufsteigenden Pflanzungen, mit Haciendas (Meierhöfen) untermischt, erwecken die Vorstellung eines bevölkerten und wohl benutzten Landes. Man darf hier aber wohl nicht vergessen, dafs schwerlich alle Theile des Landes es den unmittelbaren Umgebungen der Hauptstadt gleich thun. Der Verf. läfst hierauf eine kurze Beschreibung der Hauptstadt selbst folgen. Mit Buenos Ayres verglichen, ist Santiago für das Auge wohlgefälliger. Die Strafsen sind von gehöriger Breite, gut gepflastert und mit einem Trottoir von Fliesen (*flag*) versehen; die Häuser sind der Erdbeben wegen gewöhnlich nur *ein* Stockwerk hoch; die Mauern derselben, welche eine Dicke von vier Fufs (nach *p.* 137. *zwei* Fufs bis *einen* Vara) haben, bestehen aus gebrannten Steinen, sind aber alle weifs angestrichen, was ihnen ein freundliches Ansehen giebt. Die nach der Strafse hinausgehenden Fenster sind mit einer angestrichenen und zuweilen vergoldeten eisernen *Reja* (Gitter?) versehen. Die ganze Stadt ist regelmäfsig gebaut, und die Strafsen durchschneiden sich alle in rechten Winkeln (*p.* 130. u. 131.). Die Einwohnerzahl der Stadt und ihrer Umgebungen wird, wie von Gen. Miller, auf 40000 geschätzt, und die Sitten der Bewohner werden als sehr mild und freundlich geschildert; besonders war man sehr aufmerksam gegen Ausländer, und es war (zu des Vfs. Zeiten, wo Chile gewissermafsen erst anfing mit der übrigen civilisirten Welt in Verkehr zu treten) nichts Ungewöhnliches, dafs ein Fremder, wenn er durch die Strafsen ging, von einer Thür oder einem Fenster aus angerufen und eingeladen wurde, sich die Gastfreundschaft des Hauses gefallen zu lassen (*p.* 140.). Bei Erwähnung der Klöster Santiagos macht der Verf. auf den *wahrhaft wohlthätigen Einfluss der Jesuiten* während ihrer Anwesenheit im Spanischen Süd-Admerika aufmerksam; ihre Einsicht und Thätigkeit, sagt er, waren auch *das Thema des allgemeinen Lobes*, und ihr Verlust dürfte bis jetzt schwerlich ersetzt sein (*p.* 141.).

S. 151—164. giebt der Verf. eine nicht uninteressante Uebersicht der Revolution Chile's bis zum Schlufs des Jahres 1817, dem Zeitpunkte, wo der Verf. selbst Chile betrat. Aber noch viel interessanter und von Werth für den Geschichtsforscher ist die *p.* 190 – 264. gegebene Schilderung der weiteren, nicht selten stürmischen Entwicklung des jungen Staates, so wie der kritischen Periode, wo die Sache der Spanier wiederum die Oberhand zu gewinnen schien und endlich derjenigen Tage, in denen die Freiheit durch die Schlacht bei Maypo (am 5ten April 1818), welcher der Verf. als Augenzeuge beiwohnte, befestigt wurde. Dies Alles ist aber so wenig, als die Darstellung der glänzenden Folgen jenes Sieges und der nun in einem plötzlich frei gewordenen Lande unvermeidlichen Reactionen und Reibungen eines Auszuges fähig, aber gewifs geeignet, die Aufmerksamkeit eines jeden, für den die neue Welt überhaupt Interesse hat, in Anspruch zu nehmen. Zugleich ergreifen wir diese Gelegenheit, der lebendigen aber gemäfsigten Darstellung des Verfs. unsere volle Anerkennung zu bezeigen.

Wir kehren mit dem Verf. zu der Beschreibung des Landes zurück. Die Ankunft seines Schiffes in Valparaiso bestimmte ihn nämlich zu einer Reise nach jenem Hafen, und dieser Reise, welche nachher öfters wiederholt wurde, verdanken wir die Beschreibung des Weges von der Hauptstadt nach Valparaiso, welche so genau ist, als wir sie von einem Handelszwecke verfolgenden Reisenden nur erwarten können. Die ersten sieben Lieues ist der Weg flach und geht anfangs über eine sandige Ebene. Nachdem man den Flufs *Puragel*, vier Lieues von der Hauptstadt, übersetzt hat, gelangt man an den Fufs der *Cuesta de Prado*, welche, wie der Verf. sich ausdrückt, in Europa ein Berg von beträchtlicher Gröfse genannt werden würde, aber in Vergleich mit den Anden unbedeutend erscheint — freilich eine sehr schwankende Bestimmung! Auf dem Gipfel dieser *Cuesta*, fährt der Verf. fort, hatte ich die schönste Ansicht der Cordilleren, die mir bis jetzt vorgekommen war, denn sie sind auf der Seite von Chile *viel höher (much higher)*, als auf der Ostseite. Diese Bemerkung mufs aber in der That befremden, denn wenn sie überhaupt einen Sinn haben soll, so kann sie nichts anderes heifsen als: *die Anden fallen nach Chile hin zu einer Tiefebene ab, haben aber gegen O. ein Hochland zur Basis.*

(Der Beschluss folgt.)

Nro. 74.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Sketches of Buenos Ayres and Chile. By Samuel Haigh. I. Vol.*

(Schluſs.)

Ist nun gleich unsere Kenntniſs von der absoluten Höhe der beiden durch die Anden getrennten *Ebenen* — falls es gestattet ist, das schmale Küstenland so zu nennen — sehr mangelhaft, so scheint doch nach allem, was wir wissen, eher das Gegentheil von obiger Behauptung statt zu finden, und wir sind daher sehr geneigt zu glauben, daſs der Verf. sich entweder durch den Schein habe täuschen lassen, oder daſs ihm ein ungenauer Ausdruck entschlüpft sei. Vielleicht wollte er blos sagen, die Anden seien auf der westlichen Seite *steiler*, als auf der östlichen, was freilich auch noch der Bestätigung bedürfte, da nach Lister Maw wenigstens in Peru das Umgekehrte der Fall ist. Ueber die *Cuesta de Prado* geht die in den Fels gehauene Fahrstraſse nach Valparaiso. Der Reisende findet die Hügel nackt und verbrannt aussehend (es war Oktober oder zu Anfang Novembers), und nur Aloe und Cactus drücken der Landschaft ihren eigenthümlich Amerikanischen Stempel auf. Hierbei bemerkt der Verf.: „Die (kräftige) Vegetation beschränkt sich hier auf einzelne Thäler, aber diese Thäler sind auch, gleichsam als Entschädigung für die Dürre des übrigen Landes, doppelt fruchtbar; der Boden ist sehr fett und lehmig und erfordert nach Verhältniſs nur geringe Sorgfalt des Bebauers. Chile hat Mangel an Wasser, aber die Atmosphäre ist fast jeder Art von Ackerbau auſserordentlich günstig u. s. w."

Von Santiago bis zur ersten Station *Bustamente* rechnet man elf Lieues und von hier bis *Casa Blanca* neun. Ungefähr auf dem halben Wege zwischen den beiden letztgenannten Orten führt die Straſse über die *Cuesta de Zapata*, welche indessen nicht so hoch ist, als die *Cuesta de Prado*. Der Weg geht durch eins jener fruchtbaren Thäler, welche an Korn, Früchten und anderen Vegetabilien Ueberfluſs haben. Von *Casa Blanca* bis Valparaiso sind zwölf Lieues; der Weg ist auf der ersten Hälfte etwas hüglig und durchschneidet dann eine dürre Ebene von vier Lieues. Wenn man diese Strecke zurückgelegt hat, befindet man sich am Fuſse der *Cuesta del Puerto*, von deren Gipfel man durch den Anblick des stillen Oceans überrascht wird. Ueber die Höhe jenes Punktes weiſs uns der Verf. wieder nichts weiter zu sagen, als daſs er mehre hundert Fuſs (*several hundred feet*) über dem Meere erhaben sei, welches letztere den Fuſs der Anhöhe bespült. Von dem Gipfel der *Cuesta del Puerto* übersieht man die ganze Bai von Valparaiso; sie ist breit, aber gegen Norden offen und nicht sehr sicher. Ein Seewind weht während eines Theiles der Nacht und bis gegen zehn Uhr Vormittags, aber hierauf bläst ein starker Landwind von den Hügeln her, und die Schiffe können nun mit Sicherheit auslaufen. Der Hafen ist rings von hohen und mitunter fast senkrechten Klippen umgeben, an welchen sich die Brandung schäumend bricht.

Gegen Ende des Mai's 1819 verläſst der Verfasser Santiago, um über die Anden und durch die Pampas nach Buenos Ayres zurückzukehren. S. 283 ff. erhalten wir eine Skizze dieser zweiten Reise durch die Steppe, wobei der Verfasser die Entfernungen der einzelnen Stationen aufgezeichnet hat, was ein dankenswerther Beitrag zur Ermittlung der Dimensionen jener ungeheuern Ebene ist. Obschon man es höchlich bedauern muſs, daſs der Verfasser müde geworden ist, oder daſs ihn die Umstände verhindert haben, die Entfernungen der Stationen bis an das Ende der Reise regelmäſsig aufzuzeichnen, so wollen wir doch den Versuch wagen, aus seinen Angaben die Entfernung von Buenos Ayres bis an den Fuſs der Cordilleren zu bestimmen. Wenn man die vom Verf. angegebenen Distanzen zusammenzählt und dabei die nicht bestimmte Entfernung vom *Desaguadero* bis *San Luis*

nach der beigegebenen Karte zu 34 Lieues, die von *Alo de Veulle* bis *Tambo*=o, die von *Corral de Barrancas* bis *Sta. Barbara* aber zu 13 Lieues anschlägt, so erhält man von *Mendoza* bis *Areco* (zwischen *Esquina* und *Puesto de Gallegos*) 231 Lieues; schätzt man ferner nach demselben Maſsstabe die Strecke von *Areco* bis Buenos Ayres zu 60 Lieues, so hat der Reisende von letztgenannter Stadt bis *Mendoza* 291 Lieues zurückzulegen. Da aber *Mendoza* noch durch eine kleine Ebene vom Fuſse der Anden getrennt ist, so würde (die Entfernung des schon in den Bergen liegenden *Villavicencio* beträgt etwa 15 Lieues) die Länge des ganzen Weges von Buenos Ayres bis an den Fuſs der Cordilleren in runder Zahl 300 Lieues d. i. 179$\frac{1}{2}$ geogr. Meilen betragen. Wir können hiernach mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daſs der schon früher erwähnte Kpt. Head, welcher die Breite der Pampas in eben dieser Gegend zu 900 Engl. Meilen angiebt, sich um mehr als 200 Meilen verrechnet habe, da sich nach obiger Rechnung für die ganze Strecke nicht mehr als höchstens 700 Engl. Meilen ergeben. Uebrigens dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daſs sich der Vf. über die ungenaue Bestimmung der Entfernungen in Süd-Amerika bitter beklagt (*p.* 168.) und daſs daher manche der bei jener Berechnung zum Grunde gelegten Elemente unrichtig sein dürften, wobei noch bemerkt werden muſs, daſs die im Buche angegebenen mit den auf der beiliegenden Karte *verzeichneten* Entfernungen oft schlecht übereinstimmen. Da bei allen diesen Schätzungen auf die Krümmungen des Weges Rücksicht genommen ist, so bedarf es wohl nicht erst der Erinnerung, daſs die gerade Linie von Buenos Ayres nach *Villavicencio* kürzer sein müsse; es ergeben sich dafür nach der Karte von Spix und Martius 138$\frac{3}{4}$ geogr. Meilen. Die ganze Strecke von Mendoza bis Buenos Ayres legte der Reisende in ungefähr dreizehn Tagen zurück, ungeachtet er unterwegs durch einen Sturz mit dem Pferde und andere Hindernisse manchen Aufenthalt erfuhr.

Im Jahre 1820 macht der Verf. eine zweite Reise nach Chile; diesmal aber nimmt er nicht den Weg durch die Pampas, sondern umsegelt das Kap Horn. Indem er nun zum zweiten Male in jenem Lande verweilt, drängen sich ihm einige nicht werthlose Bemerkungen auf, welche zum Schluſs hier eine Stelle finden mögen. Chile, sagt er, scheint von Natur in drei Theile gesondert zu sein, in einen nördlichen dürren, der aber reich ist an Kupfer und Silber; in einen mittleren, welcher aus reichen Thälern besteht, die Korn in Menge hervorbringen, aber an Holz Mangel haben; endlich in einen südlichen, die Provinz Conception, welcher ebenfalls sehr fruchtbar ist und auſserdem gutes Zimmerholz von beträchtlicher Stärke in Ueberfluſs besitzt. Der Verf. besuchte selbst diesen südlichen Theil und rühmt, daſs die ganze Natur (*the scenery*) hier reicher wäre, als in der Nähe der Hauptstadt. Als besonders romantisch werden die Umgebungen der Heilquellen von *Cauquenes*, 40 Lieues südlich von Santiago, geschildert. Die warmen Mineralbäder von *Cauquenes* werden aus allen Gegenden Chiles besucht und besonders gegen Rheumatismus und andere chronische Krankheiten empfohlen. Die heiſseste Quelle hat 110° Farenh.; eine Badekur währt einen Monat, aber die Umgebungen von *Cauquenes* sind nach des Verfs. Versicherung allein der Reise werth.

Wenn wir schon oben der angemessenen Darstellung des Historischen in diesem Werke rühmend gedachten, so müssen wir hier noch hinzufügen, daſs im Allgemeinen die Schilderung des Gesehenen lebendig und ansprechend ist, nur finden wir den Styl zu sehr mit Bonmots und Dichterstellen gewürzt; das Ganze aber ist ein nicht zu vernachlässigender Beitrag zur Erdkunde und Geschichte Amerikas.

Zur Bequemlichkeit für den Leser ist eine Karte des Weges von Buenos Ayres nach Mendoza und über die Anden bis Valparaiso beigegeben, sie ist aber ohne besondern Werth und stimmt hinsichtlich der Distanzen mit den Angaben des Verfs. nicht immer überein.

Walter.

---

## XLVI.

***Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von Friedrich von Raumer. Erster Theil, Deutschland, Dänemark, Spanien, die Niederlande, Frankreich. Mit acht lithographirten Tafeln. XVIII. u. 496 S. Zweiter Theil, Italien und Groſsbritannien. Leipzig bei Brockhaus 1831. XIV. u. 536 S. kl. 8.***

Was den groſsen Geschichtschreibern des Alterthums, Herodotus und Polybius, Stoff und Weihe zu hi-

storischen Meisterarbeiten gab, Reisen um der Forschung, des ἱστορεῖν, willen, dazu hat unter den jetzt lebenden Geschichtschreibern schwerlich irgend einer mehr Neigung und Beruf, als der berühmte Verf. obengenannten Buches. Wie seine Reise nach Italien in den J. 1816 u. 1817 der Geschichte der Hohenstaufen treffliche Ausbeute gegeben hatte, so sollte auch der Geschichte der letzten drei Jahrhunderte über welche, wie verlautet und aus mehren Aufsätzen im historischen Taschenbuche zu schliefsen ist, Hr. v. Raumer ein vielumfassendes Werk ausarbeitet, ihr Recht werden. Wohin nun, um deren Füllung und Aufklärung bemüht, der Forscher vorzugsweise seinen Wanderstab zu richten habe, bestimmt sich nicht allein nach der Ansehnlichkeit des Vorraths historischer Denkmäler — um nur dieser, nicht auch der Anschauung von Land und Volk zu gedenken — sondern auch nach der Leichtigkeit des Zuganges zu denselben und der Bequemlichkeit bei ihrer Benutzung. Beides zusammengenommen hat Paris vor jedem andern Platze den Vorrang. Für die Erforschung der Geschichte der letzten drei Jahrhunderte insbesondere ist von ungemeinem Werthe, dafs ein stattlicher Vorrath von Staatsschriften dort der Bibliothek überliefert und zu literärischer Benutzung freigegeben ist, statt dafs in manchen andern Staaten dergleichen unter Schlofs und Riegel der Archive modert und auch bei dem besten Willen der Archivare schon wegen des schwerfälligen Mechanismus des Archivwesens zu gleich leichter Auffindung und Benutzung, als in Bibliotheken, nicht wohl vorliegen kann. Möchten doch sämmtliche Regierungen den Geist wissenschaftlicher Liberalität annehmen, dafs sie den Bibliotheken mindestens solche Staatsschriften überantworteten, die der Staub von Jahrhunderten deckt; wächst ja seit Jahrhunderten Gras über den Häuptern derer, die sie schrieben, und von denen darin geschrieben ist. Ranke's „Fürsten und Völker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts" geben Zeugnifs von der Ergiebigkeit der Venetianischen Gesandtschaftsberichte; mit dem Buche ist der Sinn der Staatsbehörde zu rühmen, die dem Forscher die Quellen öffnete. Der Verf. der Briefe aus Paris hat übrigens nicht blofs die dortige königliche Bibliothek, sondern auch den zu Besançon befindlichen Nachlafs von Handschriften des Cardinals Granvella, vierundachtzig Folianten, benutzt und selbst aus einer zu Aix vorhandenen Bibliothek etwas mitgetheilt (2, 128.). Mit wenigen Ausnahmen ist das, was in diesen Briefen öffentlich gemacht wird, bisher ungedruckt gewesen.

Die *Form*, in welcher diese Frucht eines rüstigen und geschickten Sammlerfleifses vorliegt, bekundet abermals das hohe Talent des Verfs., auf ansprechende Weise geltend zu machen, was ihm als rohes Werkstück unter die Hände kommt; seine Mittheilungen, theils Auszüge, theils unverkürzte Berichte, sind nicht eine Urkundensammlung mit Sprache und Styl der Urschrift, also auf die geringe Zahl derer berechnet, die beim Quellenstudium den ehrwürdigen Rost des Alterthums und das Pikante des Originalen nicht gern vermissen, sondern übertragen in reines leicht lesbares Deutsch und zusammengereiht zu einem gefälligen Mosaik, das zu seinem sprachlichen Verständnifs nicht erst noch der Schlüssel aus den Vorrathskammern der Glossarien bedarf, vielmehr durch angenehme Leichtigkeit der Darstellung zu näherer Bekanntschaft mit sich einladet. Wiederum hat Rücksicht auf Bequemlichkeit in Zusammenstellung und Vertheilung seines Stoffes den Verf. nach seiner im Eingange gegebenen Erklärung bestimmt, die Briefform zu wählen. Hier leuchtet auf den ersten Blick ein, dafs, wenn das Wesen von Briefen sich vor Allem in dem Ausdrucke der Individualität des Schreibenden erfüllt, und in der Einheit des Persönlichen das Princip seiner Synthese hat, an eigentliche Briefe hier nicht zu denken ist, indem die Persönlichkeit des Verfs. dieser an seinen Freund Ludwig Tieck gerichteten brieflichen Mittheilungen, aufser etwa den einleitenden Worten und einigen referirenden Verbindungssätzen, sich nicht vernehmen läfst, und selbst auf Beurtheilung des Gehaltes und Werths der mitgetheilten Berichte verzichtet *). Die Beschaffenheit des in diesen Briefen enthaltenen Stoffes mahnt vielmehr an Aufschriften von der Art etwa wie *Paulmier mélanges tirés d'une grande bibliothèque* oder die schätzbaren *notices et extraits*. Jedoch liegt es dem Ref. fern, hiemit irgend etwas zu Ungunsten des reichhaltigen Buches aussprechen zu wollen: Titelausstellungen mögen

*) Z. B. 1, 157.: „Da der Zweck dieser Briefe lediglich dahingeht, unbekannte Quellen vorzulegen und ihre Benutzung Andern zu überlassen" u. s. w. 2, 127.: „Da es wesentlich meine Absicht ist, Quellen mitzutheilen, nicht Urtheile auszusprechen" u s. w. Vergl. 1, 311. Jedoch findet sich hie und da ein treffendes Wort zur Beurtheilung mitgetheilter Angaben und Ansichten.

den Scharmützeln akademischer Disputationen zugewiesen und dort mit Lust durchgefochten werden: dafs der Verf. dieser Scheinbriefe auch der ächten vollkommen mächtig ist, bekunden die Briefe aus Paris, die kurz vor den obengenannten erschienen sind und auf höchst erfreuliche Weise an die „Herbstreise nach Venedig" erinnern. Als einen die Bequemlichkeit der Form betreffenden wichtigen Umstand führen wir endlich noch an, dafs ein genauer Blattweiser, detaillirte Inhaltsanzeigen der einzelnen Briefe und Ueberschriften der Seiten dem Buche zugegeben sind.

Fassen wir nun den *Gehalt* desselben ins Auge, so wiederholt sich zunächst, aber aus anderem Gesichtspunkte als zuvor, die Mahnung an die Individualität der Schreibenden. Es treten uns deren gar viele entgegen und gar vornehme, gekrönte Häupter, Gesandte und Minister; Italiener, Franzosen, Engländer, Spanier u. s. w., aus dem Zeitraume von Franz I. und Karl V. an bis zu Cromwells Protektorat, ja selbst in einem einzelnen Ausschritte über diese Mark aus dem verletzten Jahrzehende des siebzehnten Jahrhunderts. Was nun oben über das Wesen des Briefes bemerkt wurde, dafs es vorzugsweise sich in Darstellung der Individualität des Schreibenden erfülle, das läfst sich auf wenige der hier mitgetheilten Schreiben anwenden; selbst Personen, deren Sinn und Weise der Geschichte sich vollkommen und scharf markirt bekundet hat, Elisabeth von England, Maria Stuart, Katharina von Medici, Heinrich IV. Bourbon u. s. w. geben in ihren hier vorliegenden Schreiben wenig von ihrer Eigenthümlichkeit kund; viel weniger die Diplomaten, deren Berichte den gröfsten Raum des Buches füllen. Dies liegt nicht sowohl darin, dafs die Vornehmheit überhaupt dem Hervortreten der Individualität ungünstig sei und für sie ein gewisses Gattungsgepräge gelte, worauf selten das *le style c'est l'homme*, fast durchgehends aber das Deutsche Wort, die gebildete Gesellschaft gleiche sich überall, Anwendung leide, als in der Natur der Schreiben von Personen, die in Vertretung oder Auftrage eines Staates schreiben oder an einen solchen berichten. Wo nun aber in dieser Sammlung nur Auszüge aus Schreiben, nicht aber diese selbst in ihrer Vollständigkeit gegeben sind, mufs natürlich das Individuelle noch mehr sich verwischen, indem selbst die äufsere stylistische Gestaltung des Originals darin sich nur selten wiedererkennen läfst. Eine von manchem Leser dieses Buches vielleicht vermifste und gewünschte Charakteristik der bedeutendern diplomatischen Berichterstatter als Stylisten von der Hand des Herausgebers gehörte nicht eigentlich zur Sache und lag diesem um so ferner, da er selbst aus dem Gesichtspunkte auf deren geistige Ausrüstung für das eigentlich Historische nur dann und wann wie im Vorbeigehen sein Urtheil über sie abgiebt, z. B. über Ubaldini (1, 431.), Tillieres (2, 304.) u. A. In der letztern Rücksicht aber wiederholt sich die Frage nach der persönlichen Tüchtigkeit der Berichterstatter als vorzugsweise wichtig. Allgemein gefafst und von Personen des Standes und der äufsern Lebensstellung, wie die Mehrzahl der Berichterstatter dieser Sammlung, gesprochen, läfst sich behaupten, dafs sie durch ihre *Bildung* und ihren Beruf als besonders begünstigt erscheinen, Staatsleben, Hof und Politik nach äufseren Erscheinungen und innerem Getriebe zu erkennen und davon Kunde zu geben. Jedoch geschieht's wohl, dafs wer hoch steht, manches in der Tiefe Befindliche nicht gewahr wird oder zu beachten verschmäht; hier aber *liegen* eben sowohl Keim und Wurzel stolzer Fruchtbäume verborgen, als böse Dünste zumeist aus den Gründen emporsteigen. Wenn ferner die Gesandten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte, namentlich des Freistaats Venedig, Philipps II. und Ludwigs XIV, auf Kundschaftung angewiesen waren, so wurde dem Lauern und Spähen wohl auch mit Versteck und Blendwerk entgegengespielt und das innere Getriebe dessen, was die Staatskunst jener zu errathen eifrigst bemüht war, blieb ihnen grade deshalb um so mehr Räthsel. Auf die Mittheilung des Ausgekundschafteten aber scheint Feinheit, Hut und Glätte der Diplomatie, welche auch in vertrauten Mittheilungen Sorge trug, sich nicht zu compromittiren, manchmal Einfluss geübt zu haben, so dafs Wesen und Kern gleichsam zergeht unter der Fassung des Berichts. Was endlich in sämmtlichen hier mitgetheilten Berichten von Gesandten an ihre Höfe schmerzlich vermifst wird, ohne dafs man irgend darüber sich wundern darf, ist der Sinn für das Sittliche im Leben: sie haben etwas Nüchternes und Kältendes.

(Der Beschluss folgt.)

Nro. 75.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von Friedr. v. Raumer. Zwei Theile.*

(Schluſs.)

Natürlich können die Ansprüche auf den Ausdruck sittlichen Gefühls, der in der historischen Kunstdarstellung sich offenbaren soll, an Berichte jener Art nicht gemacht werden: aber fragen wir, wenn jener rein politischen und diplomatischen Auffassungs- und Darstellungsweise eine dem Wesen echter Geschichte wenig befreundete Sinnesart zum Grunde liegt, ist da auf Gediegenheit von Treu und Glauben sicher zu rechnen? Woher kommt es denn, daſs in vertrauten Mittheilungen hochgestellter Personen über Leben und Sitte der Groſsen die Neigung zu Berichten aus der scandalösen Chronik, die selten vollgültige Gewähr hat, und gegen welche die historische Kritik mit dichten Schutz- und scharfen Trutzwaffen versehen sein muſs, vorherrschend zu sein pflegt? Dergleichen nun bietet diese Sammlung nicht grade in reichlichem Maaſse, und was von diesem Schrot und Korn sich vorfindet, z. B. über Heinrichs III. und Jacobs I. schändliche Gemeinheit, über Trunk und Würfelspiel Herzogs Albrecht von Bayern, Guise's Preisgebung seiner Frau u. s. w., mag groſsentheils für wahr angenommen werden. Nur zuweilen erinnert man sich des „*Messer Ludovico*" z. B. wenn erzählt wird, Darnley habe den Italiener Riccio Nachts bei Maria Stuart versteckt und nur mit einem Schlafrocke bekleidet gefunden. —

Wie viel Ausbeute nun an glaubhaften und innerlich reichgefüllten historischen Notizen aus dieser vielfach gemischten Materialiensammlung zu gewinnen sei, wird von den theilnehmenden Freunden der Geschichte hauptsächlich in Betreff der Geschichte der Reaction gegen die Reformation und der darauf bezüglichen Staatshändel, so wie mancher Personen jener Zeit, deren Aufsteigen und Niedergang hohes tragisch-historisches Interesse aufregt, gefragt werden. Jenes Zeitalter ist gleich ausgezeichnet durch geheimes Brüten, als durch Kundschaftswesen, und bietet in einer Reihe grausenvoller Erscheinungen, den Früchten geheimer Umtriebe ränkevoller Ruchlosigkeit, dem historischen Scharfsinn eine nicht geringe Zahl von Aufgaben, deren Lösung immer noch des Schweiſses der Edeln werth ist, z. B. die Täuschung Philipps von Hessen bei seiner Gefangennehmung zu Halle, die Zusammenkunft Katharina's von Medici mit ihrer Tochter Elisabeth und Alba zu Bayonne 1565, Krankheit und Tod des Don Carlos und Johanns von Oesterreich, die Vorbereitung zur Bluthochzeit, die weitverzweigte Wirksamkeit der Jesuiten zu Verschwörung und Mordstiftung u. s. w. Die Hoffnung, theils über Handlung und That, theils über Art und Macht der diesen zu Grunde liegenden geheimen Triebfedern Aufschlüsse zu erhalten, wird nun allerdings nicht in dem Maaſse getäuscht, daſs irgend Jemand erklären dürfte, er habe hier eitel Spreu gefunden, jedoch wird das Dunkel, welches über jenen und andern Begebenheiten des Reformations-Zeitalters schwebt, leider nur wenig aufgeklärt und es dringt sich dem Wiſsbegierigen mehr und mehr die Ueberzeugung auf, daſs bei Werken der Finsterniſs die wahren Triebfedern zu entdecken grade eben so schwer ist, als die bösesten gern geargwohnt und leichtgläubig berichtet werden, und daſs, wo der schwärzeste moralische Schatten, selten vollkommene historische Beleuchtung gefunden wird. Ueberhaupt ist, mit Ausnahme der Berichte über den Aufstand in Neapel im J. 1647. (Brief 28. und 29), das Buch nicht durch Reichthum an Angaben des Details von Begebenheiten ausgezeichnet, wie z. B. die auf die Bluthochzeit, die Niederländischen Unruhen, Maria Stuarts letzte Stunden, den Krieg zwischen Karl I. und dem Parlament, die Sprengung des Parlaments durch Cromwell, die Albernheiten des Barebone-Parlaments bezüg-

lichen Blätter darthun: dafs aber bisher gänzlich unbekannt gewesene *Begebenheiten* oder Personen daraus zuerst offenbar werden sollten, liefs vernünftiger Weise sich nicht erwarten. Dagegen wird dem forschenden Sinne volle Befriedigung durch *Charakterzeichnungen* von Personen und Völkern, ja wir möchten darin die bedeutendsten Hauptstücke des schätzbaren Buches finden. Franz I, Karl V, Philipp II, Don Carlos, Ruy Gomez, Maria Tudor, Elisabeth, Maria Stuart, Karl IX, Heinrich III, Katharina von Medici, Egmont, Sixtus V, Moritz, August und Johann Georg von Sachsen, Karl IV. von Lothringen, Ludwig von Baden u. s. w. werden uns im Umrifs oder einzelnen bedeutsamen Zügen vergegenwärtigt, ein vollständiges Bild aber von Jacob I, dem gemeinsten der Könige neuerer Zeit, gegeben. Ueber die genannten Personen steht freilich das aus früher bekannt gewordenen lautern Quellen geschöpfte Urtheil des Weltgerichts der Geschichte schon so fest, dafs eine Aenderung darin nicht so leicht stattfinden wird; auch dürfte auf den Grund der hier hinzugekommenen Zeichnungen schwerlich Jemand dazu veranlafst werden: aber auch die Bestätigung schon gewonnener Ansichten theils durch allgemein gehaltene Urtheile, theils durch Mittheilung treffender Charakterzüge, ist nicht zu verachten: die Dämme gegen die Springfluthen der Hyperkritik und Paradoxensucht können in der Geschichte nie zu fest gegründet werden. Eine schätzbare Zugabe zu den Zeichnungen von Persönlichkeiten enthalten die acht lithographirten Tafeln mit treuen Nachbildungen der Handschriften berühmter Personen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Den Charakterzeichnungen von Personen sind als nicht minder reichhaltig und anziehend die von Völkern, namentlich Dänen, Deutschen, Engländern, Schotten, Aragonesen an die Seite zu stellen, wenn gleich hie und da der Berichtigung gar sehr bedürftig, wie denn z. B. in Torquato Pecchia's Beschreibung von Dänemark in der Zeit des dreifsigjährigen Krieges die wunderlichsten Fabeleien vorkommen. Wenn aber der Gewinn für die Sittengeschichte der Völker ansehnlich zu nennen ist, so noch mehr für die Kunde vom Hofleben jener Zeit; Festlichkeiten, Trachten, Speisen, Ausstattungen u. dgl. zeigen sich uns in voller Anschaulichkeit, und zu dem, was über Europäische Höfe berichtet wird, ist eine dankenswerthe Zugabe die von einem Augenzeugen verfafste Beschreibung eines Festzuges des grofsen Moguls Jehan im Jahre 1638, welche den Schlufs des zweiten Bandes bildet.

Der Verf. dieser Anzeige wünscht in Bezug auf das Buch, von dem sie handelt, nichts eifriger, als dafs dessen rastlos thätiger und leicht gestaltender Herausgeber die vaterländische historische Literatur baldigst mit einer Geschichte der drei letzten Jahrhunderte beschenken möge, in welcher wir von dem Probehaltigen der ihr vorausgesandten Werkstücke jedes nach seinem Werthe geltend gemacht wiederfinden.

W. Wachsmuth.

---

## XLVII.

***Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen und einer Ableitung der Helvetischen Pflanzenformen von den Einflüssen der Aufsenwelt durch Joh. Hegetschweiler M. Dr. Bezirksarzt u. m. g. G. M. Zürich 1831. Mit einer Gebirgskarte.***

Dieses Werk verdankt seine Entstehung dem in der neueren Zeit immer fühlbarer gewordenen praktischen Bedürfnifs: die botanischen Klassifikationsprincipien, in dem Maafse als man aus dem Geleise der rein künstlichen Systematik zum Studium der natürlichen Methode vorschreitet, auf physiologische und morphologische Gesetze zurückzuführen. Dieses Bedürfnifs hat sich nicht gleichzeitig bei allen Abtheilungen des Systems, sondern zunächst nur bei den ganz elementaren, den Arten, bemerklich gemacht, weil eine richtige und zuverläfsige Bestimmung derselben das Erste ist, was sich bei der praktischen Behandlung der systematischen Botanik von selbst aufdringt und womit man es also zunächst vorzugsweise zu thun hat. Man hat es besonders den beschreibenden, terminologischen Botanikern in neuerer Zeit zum Vorwurf gemacht, dafs sie nach rein terminologischen Bestimmungen veränderlicher Kennzeichen an den Pflanzenindividuen die Zahl der Arten ohne Noth blofs nach Lust und Gutdünken, um eine recht grofse Anzahl von Arten entdeckt zu haben, vermehren, so dafs es schwer oder unmöglich wurde, die von ihnen aufgestellten Artendifferenzen beständig in der Natur wiederzufinden. Der Prüfstein dieser Behandlungsweise ist nun nicht in der Terminologie, sondern allein in der Entwickelungsgeschichte der Formen z

suchen, die eine sehr vielseitige Beobachtung erfordert. Es werden daher die Bemühungen immer dankenswerth sein, diesen Maafsstab an jene Behandlungsweise zu legen, selbst wenn sie fürs erste auch nicht alle Anforderungen vollkommen befriedigen. Was Wallroth, Fries und Meyer in diesem Sinne für die Flechtenkunde unternommen, nämlich die Zurückführung einer gröfseren oder geringeren Anzahl künstlich unterschiedener Arten auf einen gemeinsamen Urtypus, aus dem sie alle durch verschiedene Einflüsse der Aufsenwelt entstanden sind oder sein sollen, versucht der Vf. für die in der Schweiz wildwachsenden blühenden Pflanzen, beobachtend und vergleichend, durchzuführen. Wir stellen zuerst den Gang, den derselbe bei seiner Untersuchung nimmt, so wie die Resultate übersichtlich dar und wollen dann, was noch zu wünschen übrig sein möchte, hinzufügen.

Nachdem der Begriff der Spezies (Art) auf die Art festgestellt werden, „dafs es so viele Spezies gebe, als wir durch die Aufsenwelt im Wesentlichen unabänderliche Typen oder Gebilde haben" (*p.* 10.) deren Charaktere der Verf. als durchaus absolut (*p.* 7.) betrachtet, während sie bei den durch die Aufsenwelt verursachten Abänderungen oder Formen derselben blofs relativ oder gradweise vorhanden seien; geht derselbe zu „Beobachtungen über die Ursachen der Vielförmigkeit bei den Vegetabilien und die Aeufserungsart derselben" über. Hier werden erst die Wirkungen der Aufsenwelt (Licht, Temperatur, Wasser, Boden) auf die Pflanzen im Allgemeinen und auf deren einzelne Organe, so wie auf ihre verschiedenen Fortpflanzungsarten betrachtet, alsdann von dem Einflusse der Höhe auf die Vielförmigkeit gehandelt, bei welcher Gelegenheit von dem Gepräge der Alpenpflanzen überhaupt, und den Regionen der Alpenvegetation die Rede ist, und zugleich eine Schilderung der Nord- und Südseite, und der westlichen und östlichen Schweizeralpen-Vegetation gegeben wird, zu deren Erläuterung die, dem Werke beigefügte, auf eine sehr anschauliche und zweckmäfsige Art ausgeführte Karte dient, welche zugleich den allgemeinen Charakter der Vegetation der feuchten und schattigen Nordseite (immergrüne Tannenwälder, grüne Wiesen, viel Blattwerk, rothe Behaarung) und der lichten und trocknen Südseite (entblätternde Lerchenwälder, gelbliche Weiden, intensiv gefärbte Blumen, schwarze Behaarung) deutlich versinnlicht. Diese Gegenstände sind vom Verf. sämmtlich aus der Pflanzengeographie herübergenommen, daher im Allgemeinen bekannt, und nur auf den besondern Zweck seiner Untersuchung angewendet, dabei aber doch immer durch eigene Beobachtungen bestätigt und näher bestimmt oder erweitert, und insbesondere werden beispielsweise viele Pflanzenformen in allen Zwischenstufen und Mittelbildungen den Formübergängen nach aufgeführt, wie sie durch äufsere Einflüsse aus einer Art entstanden zu sein scheinen. Bei diesen Veränderungen bedient sich der Verf. gewisser Termini, die er jedoch nicht vergleichend zusammengestellt hat, welche aber im Allgemeinen die Wirkung bestimmter äufserer Einflüsse ausdrücken sollen. So werden calycine und corolline Blumenformen, boden- und stengelblättrige, Licht- und Schattenformen u. s. w. von Arten unterschieden, die man zum Theil als wirkliche Spezies betrachtet hatte. Sowohl bei den geographischen als bei den dazu gezogenen morphologischen Betrachtungen wäre es wünschenswerth gewesen, wenn der Verf. mehr litterarische Hülfsmittel bei seiner Arbeit hätte benutzen können, damit er der Mühe überhoben gewesen wäre, ziemlich allgemein bekannte physiologische u. a. Thatsachen gleichsam von neuem für seinen Zweck zu entdecken, wie z. E. die bei mehreren Pflanzen (z. E. den Viola-Arten) vorkommende Erscheinung; dafs die ersten mit stark ausgebildeten Kronen versehenen Blumen unfruchtbar sind, während die später erscheinenden kronenlosen Früchte und reifen Saamen tragen, was der Verf. mit dem Namen Heteranthie belegt u. s. w. Es folgen zuerst noch: Bemerkungen über Zahl und Verbreitung der Helvetischen Gewächse (die Schweizerflor enthält nach dem Verf. gegen 3000 blühende Pflanzenarten, worunter 750 durch äufsere Einflüsse bedingte Formen und 250 cultivirte Arten und Formen, so dafs nur 2000 eigentliche Schweizerpflanzen-Arten übrig bleiben); fortgesetzte Nachricht von den Bearbeitern der Helv. Flor; Mittheilung einiger Pflanzencataloge (von Graubündten, dem Rheinthale, Schaffhausen, Zürich, Como) interessante Nachrichten von den Hülfsmitteln (Herbarien, Gärten, Bibliotheken) für reisende Botaniker in der Schweiz, und alsdann geht der Verf. zu dem Hauptresultat über: Erklärung der Vielförmigkeit (der Arten) bei einigen biegsamen Helvet. Pflanzengattungen nach den angegebenen Beobachtungen. Der Verf. geht die Schweizer-Arten der Gattungen *Callitriche*, *Hippuris*, *Veronica*, *Pinguicula*, *Gratiola*, *Utricularia Salvia*, *Lycopus*, *Circaea*, *Arthoxanthum*, *Valeriana*, *Crocus*, *Gladiolus*,

*Eriophorum*, *Scirpus*, *Poa*, *Gentiana*, *Epilobium*, *Hieracium* und *Salix* durch und bringt die von den Autoren angenommenen Spezies derselben unter den von ihm angegebenen Artenbegriff. Es ist ihm hierbei, wie auch in ähnlichen frühern Bearbeitungen der Gattungen *Rubus*, *Aconitum*, nicht um völlige Reduktionen der zu zahlreichen aufgestellten Arten derselben und um Unterdrückung der zu einem und demselben Urtypus nach seiner Ansicht gehörigen Formen zu thun, sondern er wünscht nur anstatt der bloßen gewöhnlichen Artenbeschreibungen die gradweisen Unterschiede und Uebergangsformen, ihrer Entwickelungsgeschichte nach, anzugeben und die durch Uebergänge der Merkmale verwandten Formen in besondere Gruppen als Urtypen zusammenzustellen. Der Maafsstab, nach welchem der Verf. hierbei die wesentliche Identität sehr wenig unterschiedener Formen und Arten, und deren gemeinschaftliche Entstehung aus einem und demselben Urtypus beurtheilt, ist vorzugsweise der verschiedene Standort der Pflanzen; in der Voraussetzung, dafs die verschiedenen äufseren Einflüsse (Licht, Wärme, Feuchtigkeitsgrade und deren verschiedene gegenseitige Verhältnisse) hinreichen, die Produktion solcher geringen Formenverschiedenheiten zu bewirken, und letztere aus den ersteren zu erklären. Der Verf. berücksichtigt hierbei die möglichen und wirklichen aus inneren organischen Bestimmungen der Vegetation hervorgehenden Bildungsveränderungen gar nicht, sondern schreibt die Ursache aller Formveränderungen der Arten den äufseren Einflüssen zu und nimmt daher auf die Entwickelungsgeschichte der Individuen aus Saamen und auf die Veränderungen, die sie in den verschiedenen Perioden ihrer Ausbildung erleiden, keine Rücksicht. Der Verf. charakterisirt sogar nach den vorwaltenden äufseren Einflüssen seine Artengruppen und unterscheidet z. E. *Poae pratenses*, *triviales*, *arenariae*, *murales*, *nemorales*, *alpinae*; *Epilobia sylvatica*, *montana*, *alpestria*, *palustria etc.* Dieses ist indessen ein *mehr geographischer als systematischer* Unterschied und offenbar nur eine Seite der Entwickelungsgeschichte, da die äufseren Einflüsse durchaus keine absolut bestimmte und unmittelbare Einwirkung auf die Organismen haben, sondern von dem Lebensprocefs auf bestimmte Weise erst verarbeitet werden, so dafs die dadurch bedingten Formveränderungen im Wesentlichen immer erst durch das Princip der inneren organischen Entwickelung vermittelt und bedingt erscheinen. Die individuelle Entwickelungsgeschichte aus Saamen ist also ein nothwendiges Erfordernifs zur vollkommenen *systematischen* Bestimmung aller zu einer wahren Spezies gehörigen Metamorphosen und Formen, und dieses um so mehr, als man bei Mittelformen zwischen zwei Arten nie auf andere Weise bestimmen kann, aus welcher von beiden Arten die Mittelformen entstanden und wozu sie also zu rechnen sind. Auch ist die Beobachtung der individuellen Entwickelung das einzige Mittel, die Grenzen der unwesentlichen und unbeständigen Metamorphosen der Arten zu bestimmen, die eigentliche Urart oder Centralform herauszufinden, von der die übrigen sämmtlich abstammen, und es ist daher leicht einzusehen, wie es dem Verf. unmöglich gewesen ist, auch nur ohngefähr zu bestimmen, innerhalb welcher Grenzen seine Artentypen eingeschlossen sind, und dafs er auf seine Weise hier in den entschiedensten Widerspruch mit dem oben aufgestellten absoluten Artenbegriff gekommen ist. Dieſs ist sogleich einleuchtend, wenn man die eine oder die andere der vom Verf. gegebenen Gruppirungen der Arten verschiedener Gattungen betrachtet. Wir wollen die Gattung der Enziane (*Gentiana*) nehmen, die uns beim Aufschlagen gerade in die Augen springt. Der Verf. giebt zu, dafs in der Schweiz 28 ausgezeichnete Formen dieser Gattung, die man nach den gewöhnlichen Begriffen alle zu Arten machen müsse, vorkommen. Unter diesen seien jedoch nur 11 eigentliche Urspezies oder Stammarten, die der Verf. mit dem Namen *Gentes* bezeichnet wissen will. Man könne aber wahrscheinlich von diesen 11 Urarten (oder Arten nach des Verfs. gegebener Bestimmung überhaupt) noch zwei als Formen betrachten und also nur 9 ächte Helvetische Gentiana-Arten unterscheiden. Wenn nun die 28 gewöhnlichen Arten wirklich so constante Kennzeichen haben, dafs diese nicht übergehen, so ist nicht einzusehen, auf welche Weise man ihre Abstammung von 11 oder gar 9 Urarten beweisen will, ohne das Mittel der individuellen Entwickelungsgeschichte aus Saamen zu Hülfe zu nehmen. Formen, die sich sehr ähnlich sind, aber doch so constante Kennzeichen haben, dafs sie nicht in einander übergehen, wird man ohne das angegebene Hülfsmittel nie von einander ableiten dürfen, ohne der Willkühr freies Spiel zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 76.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

*Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen und einer Ableitung der Helvetischen Pflanzenformen von den Einflüssen der Aufsenwelt, durch Joh. Hegetschweiler.*

(Fortsetzung.)

Wenn wir nun dem Verf., was wir wirklich thun, zugeben, dafs die von ihm unterschiedenen Urarten wahre natürliche Arten*gruppen* sind, so geben wir damit höchstens nach, dafs man neben dem Artenbegriff noch einen höheren Begriff von Artengruppen oder *Genies* nach dem Verf. annehmen könne, ohne aber darum den Artenbegriff selbst von der Stelle zu rücken. Hiermit schwindet dann aber das Absolute und Unveränderliche des vom Verf. gegebenen Artenbegriffs und es erscheint nothwendig, der Natur gemäfs nur einen relativen Artenbegriff anzunehmen, der sich nach Maafsgabe der verschiedenen Entwickelungen der Arten in den verschiedenen Gattungen modifizirt. Obgleich wir also die vom Verf. eingesehene Wahrheit, dafs die Artenbestimmungen vieler terminologischen Botaniker unvollkommen und dem Zustande der Wissenschaft nicht entsprechend sind, bestätigen, und seine Bemühungen, dieser Unvollkommenheit abzuhelfen, dankbar anerkennen; so sind wir über die Mittel, wie dieses zu bewerkstelligen ist, doch nicht völlig mit ihm einverstanden.

Wir sind hier auf den Punkt angelangt, wo wir zur Auflösung der angedeuteten Widersprüche ein Resultat langjähriger eigener Bemühungen um die botanische Systematik auszusprechen wünschen: nämlich dafs die Verwirrungen in den Artenbestimmungen der neueren Zeit durch blofse isolirte Veränderungen in den Bestimmungen des Artenbegriffs unmöglich abgeholfen werden können, indem sie tief in dem ganzen Körper der botanischen Systeme wurzeln und nur durch eine zusammenhängende Beleuchtung aller Glieder und Zweige des Systems ihre wahre Aufklärung erhalten können. Dieselben Widersprüche, die wir hier von den Arten aufgezeigt haben, gelten auch für die Gattungen, Familien und Classen im bisherigen Sinne und sämmtlich pflanzen sie sich von der einen dieser Abtheilungen auf die andern fort. Obgleich wir diesen Gegenstand so eben in einem besonderen Werke ausführlich zu behandeln Veranlassung genommen, so glauben wir doch, dafs der Gegenstand bei der grofsen Wichtigkeit und dem Reichthum, so wie der Mannigfaltigkeit seines Inhalts so viel Interesse darbieten dürfte, noch von einer andern Seite in der Kürze besprochen zu werden.

Die Begriffe der Art (*species*) ebenso wie die der Gattung, Familie und Classe existiren bis jetzt in der Wissenschaft sämmtlich als absolute und für sich unabhängig von einander gebildete Bestimmungen, als deren erste Eigenschaft man fordert, dafs sie streng unterscheidend und nicht in einander übergehend sein sollen. Diese Bestimmungen sind ein Vermächtnifs aus dem Geiste der rein künstlichen Systeme, haben aber auch aufserdem in der Art ihrer historischen Entwickelung ihre Begründung. Gleichwohl sind sie so falsch, dafs vielmehr in einem wahrhaft natürlichen Systeme keine einzige der genannten Bestimmungen als absolut und selbstständig existirt, sondern alle nur relativ und in gegenseitiger Beziehung auf einander sich bilden. Weit entfernt also, dafs die wahren natürlichen Bestimmungen von Art, Gattung, Familie u. s. w. streng einander ausschliefsen und keine Uebergänge enthalten sollen, ist es vielmehr umgekehrt ihrer Wahrheit gerade angemessen, dafs sie in ihrem gegenseitigen organischen Zusammenhang sämmtlich in einander übergehen müssen, und nur eine relative Selbstständigkeit gegen einander haben. Die Arten, Gattungen, Familien u. s. w. verhalten sich im natürlichen System zu einander und zum ganzen System wie die Glieder und Zweige eines Organismus. Die Begriffe dieser Abtheilungen müssen sich gliedern

und verzweigen, einander über- und untergeordnet sein und zugleich ineinandergreifen, wie die Abtheilungen des Systems selbst, und man kann sie nur in organischer Beziehung auf einander bilden, nach den Graden und der Zusammensetzung der objektiven Gliederung und Verzweigung des Reichs und seiner Abtheilungen. So lange man jeden dieser Begriffe für sich als absolut selbstständig behandelt, wird man aus den Widersprüchen mit dem relativen organischen Zusammenhang ihrer Objekte nie herausfinden, und man wird nie zu einer befriedigenden Feststellung des Artenbegriffs kommen, so lange man denselben nicht wenigstens im Verhältniss des ihm zunächst stehenden Gattungsbegriffs behandelt. Wie es in einigen Familien nach den Graden der Verzweigung in besondern Formen nöthig ist, die Gattungen in Untergattungen zu spalten, wogegen in anderen Familien einfache Gattungen ausreichen; so ist es auch mit den Arten in den verschiedenen Gattungen, indem man in einigen derselben Unterarten und Varietäten, in andern dagegen einfache Arten findet, die der Natur ihrer Entwickelung gemäss ebenso systematisch aufgefasst werden müssen, und hieran sieht man besonders, wie unzureichend und der Natur widerstrebend es ist, allgemein absolute Bestimmungen von Arten im ganzen Pflanzenreich geben zu wollen.

Wir wollen mit wenigen Worten anzudeuten versuchen, wie die Arten- Gattungs- und Familienbegriffe als absolute Bestimmungen in der Wissenschaft entstanden sind. Diese Begriffe gingen, nachdem das Bedürfniss auf die Nothwendigkeit geführt hatte, den allgemeinen und einzigen systematischen Begriff vom Genus der Alten in mehrere Abtheilungen zu zerfällen, *als Gegensätze, die man als einander ausschliessend betrachtete, auseinander* hervor, und sind dann in demselben Verhältniss ihrer Entstehung aufgenommen und nebeneinander gestellt worden, ohne dass man ihren gegenseitigen Zusammenhang erörtert hätte. Vor Tournefort, der zuerst den Begriff der wahren Gattung aus dem allgemeinen Begriff vom Genus der Alten absonderte, hatte man keine wissenschaftlichen Bestimmungen der systematischen Abtheilungen. Tournefort unterschied aber ganz im Geiste der natürlichen Methode sogleich Gattungen und Untergattungen (*genera primi et secundi ordinis*) woraus deutlich hervorgeht, dass er den Gattungsbegriff nicht als absolute Bestimmung betrachtete, sondern nach Umständen in gewissen Pflanzengruppen denselben für veränderlich und innerhalb gewisser Grenzen mancherlei Modifikationen fähig hielt. Linnée hingegen, obgleich er im Wesentlichen Tournefort folgte, versteinerte wieder in dem strengen Bestreben nach einer formellen Methode den Tournefortschen Gattungsbegriff, indem er die Tournefortschen Untergattungen durchaus mit seinen Gattungen vereinigte und die Arten in derselben Reihe neben einander aufführte. Er bildete auf diese Art seiner, durch nichts begründeten, Theorie zufolge, (nach welcher gleich ursprünglich die jetzt existirenden Gattungen durch Vermischung einer ebenso bestimmten Anzahl von Repräsentanten natürlicher Ordnungen in der Generation entstanden und als unveränderliche gleiche Typen sich erhalten hätten), einen durchaus absoluten und selbstständigen Gattungsbegriff, wie er noch heut im Wesentlichen derselbe ist.

Büffon sah die Unwahrheit dieses Linnéeischen Gattungsbegriffs wegen Mangel an Uebereinstimmung mit dem Gange der Natur klar und lebhaft ein und verwarf mit dem Linnéeischen Gattungsbegriff die Existenz der Gattungen in der Naturgeschichte überhaupt, stellte dagegen aber die Idee auf, dass als absolute Unterschiede im organischen Reich blos die verschiedenen Arten *oder* Spezies anzunehmen seien und hingegen die Gattungen ebensowenig als alle höhere künstlichen Abtheilungen der organischen Reiche in der Natur vorhanden wären. Merkwürdig genug dass diese „*Majestas naturae per ingenium*" in Betreff der Gattungsverschiedenheiten die so nahe liegende Wahrheit übersah, dass die Tournefortschen Gattungen durchaus naturgemäss gebildet waren, indem sie nach dem Verhältniss des objectiven Ganges der Entwickelungen biegsam und modifizirbar erscheinen, und dass gar nicht nothwendig folge, dass weil die Linnéeischen *absoluten Gattungen* und übrigen künstlichen Abtheilungen in der Natur nicht existirten, nun auch überhaupt keine Gattungen in der Natur vorhanden seien. Es scheint, als ob der Geist der Geschichte es gewollt hätte, dass überhaupt dem Gattungsbegriff gegenüber erst ein selbstständiger Artenbegriff als Gegentheil der Gattungen in der Wissenschaft hervortreten sollte, indem Büffon, zum anderen Extrem von Linnée übergehend und dessen System kritisch verwerfend, sein grosses Talent fast erschöpfte, um einen absoluten Speziesbegriff als allein in dem Natursystem vorkommend festzustellen und nachzuweisen. Diesen Büffonschen, zunächst für das Thierreich gebildeten,

Speziesbegriff: nämlich dafs die Art sich als solche durch Fortpflanzung ewig erhalte, haben auch die späteren botanischen Systematiker unbedingt angenommen. Aber in unserer Zeit drängen sich die wissenschaftlichen Thatsachen einander, um es allmählig zum Bewufstsein zu bringen, dafs es ein eitles Bemühen ist, den *absoluten* Speziesbegriff zu erhalten und zu verbessern, indem dieser ebensogut als der Begriff der Gattung in Wahrheit nur ein relativer ist.

Adanson bildete seinen Familienbegriff und Ray, man möchte sagen gegen seinen Willen, die natürlichen Classen, dem Tournefortschen Gattungsbegriff gegenüber, eben so absolut und ausschliefslich wie Linnée seinen Gattungs- und Büffon seinen Artenbegriff, und so fanden denn die Jussieu's im Pflanzensystem die Begriffe aller dieser Abtheilungen als selbstständig und isolirt nebeneinanderstehend vor, als sie daran denken konnten, die „*Genera plantarum secundum ordines naturales*" zu bearbeiten. Der dem Jussieuschen System zum Grunde liegende Hauptgedanke ist der, eine Anerkennung und demnächst Verbindung aller dieser isolirten Abtheilungen zu einem Ganzen zu bewirken, und zwar durch das Mittel der gegenseitigen Subsumtion ihrer Charaktere, ohne jedoch die Begriffe derselben selbst im Wesentlichen zu verändern. Was A. L. v. Jussieu auf diese Weise erreichen konnte, ist von selbst klar, nämlich zunächst nur eine äufsere künstliche Verbindung des gesammten in der Wissenschaft isolirt vorhandenen systematischen Materials. Eine Vereinigung dieses Materials zu einem innerlich organisch zusammenhängenden Ganzen war zu der Zeit auch aus dem Grunde unmöglich, weil die Charaktere der vorhandenen systematischen Abtheilungen nur historisch aufgenommen und nicht organisch auseinander entwickelt, daher auch von einander unabhängig, einander ausschliefsend, entweder ganz oder wenigstens theilweise künstlich gebildet waren, so dafs sie durchaus ohne allen *organischen* Zusammenhang untereinander erscheinen mufsten, und ihre Objekte also noch viel weniger dadurch im natürlichen Zusammenhange aufgefafst werden konnten, indem durch künstliche Charaktere keine wahren natürlichen Abtheilungen gebildet werden können. Der Mangel an Zusammenhang der Abtheilungen tritt in dem Jussieuschen System am auffallendsten zwischen den Classen und Familien hervor, indem die Jussieuschen Classen durchaus nach künstlichen Charakteren unterschieden waren. Das von Tournefort für die natürlichen Gattungen ausgesprochene Bildungsgesetz: *character non facit genus sed genus characterem* mufs im natürlichen System aber offenbar als das oberste Bildungsgesetz für alle Abtheilungen und somit auch für die Classen gelten, während bei Ray und Jussieu die Classen, wenn gleich stillschweigend doch in der That allein nach dem umgekehrten Gesetz: *character facit classem* gebildet erscheinen. In dem Jussieuschen System erscheinen aber doch die wichtigen natürlichen Elemente, nämlich die Familien und Gattungen überhaupt, verbunden, wenn gleich nur auf äufsere Weise, und es sind die bedeutenden Fortschritte der neueren Zeit durch die damit gegebene Möglichkeit, diese einzelnen Elemente für sich unabhängig von dem Ganzen weiter durchzuarbeiten, entstanden.

Insofern die Beschaffenheit der Charaktere in einem natürlichen System fast allein die mögliche Art des gegenseitigen Zusammenhanges der Abtheilungen bedingt, wird es nicht unzweckmäfsig sein, über die Bedeutung der Charaktere eine Bemerkung zu machen. Sie müssen den systematischen Abdruck ihrer Objekte in der Totalität enthalten, und also aus den Bildungsgesetzen und der ganzen Natur der entsprechenden Abtheilungen des Pflanzenreichs organisch entwickelt werden. Die Charaktere müssen unter sich, wie die Begriffe der Abtheilungen, keine absolut ausschliefsende Existenz gegen einander, sondern einen organischen Zusammenhang haben, ebenso wie ihre Objekte die Glieder einer organischen Totalität sind; mit einem Worte, sie müssen einen in sich gegliederten systematischen Organismus bilden. Nur durch die Bildung solcher (physiologischen) Charaktere ist die Möglichkeit einer wahren natürlichen und organischen Subsumtion der verschiedenen Abtheilungen gegeben, um ein der Organisation des Pflanzenreichs entsprechendes Pflanzensystem zu bilden, worin alle die vorhin besprochenen Widersprüche von der Bildung der Arten und Gattungen bis zu den Classen hinauf aufgelöst sind. Die Charaktere der Unter- und Oberabtheilungen des Reichs müssen einander organisch umfassen und gegenseitig zusammensetzen und alle demnach nur in gegenseitiger Beziehung auf einander gebildet werden. So müssen denn die Charaktere aller Abtheilungen des Reichs *Ein* System von Charakteren mit einer harmonischen Gliederung bilden.

Hiermit ist nothwendig gegeben, dafs die organi-

schen Charaktere nie einfach, sondern immer aus mehreren Merkmalen zusammengesetzt sein müssen. Dabei kömmt es aber nicht auf die Summe oder äufsere Sammlung verschiedener einzelner Kennzeichen einer Abtheilung an (in welchem Sinne Adanson einen Verein von Merkmalen für seine natürlichen Familien bildete) sondern auf die gegenseitigen Verhältnisse und den systematischen Zusammenhang, die Einheit, der Merkmale untereinander, indem allein durch eine Veränderung dieser Verhältnisse ein Uebergang der verschiedenen Charaktere in einander bewirkt wird, wodurch ihre gegenseitige organische Subsumtion nur möglich wird. Der (stufenweise) Grad der Wichtigkeit der Charaktere in den verschiedenen Abtheilungen wird demnach durch die gröfsere oder geringere Allgemeinheit des Charakterensystems bedingt. Der allgemeinste und somit der wichtigste Charakter im ganzen Reich wird somit derjenige sein, *dessen System von Merkmalen die wesentliche Einheit der ganzen inneren und äufseren Pflanzenorganisation enthält und somit alle besonderen Organe durchdringt* und deren allgemeines Wesen umfafst. Hieraus ist von selbst klar, dafs, da der allgemeinste Charakter die Einheit aller besonderen Organe der Pflanzen umfassen mufs, nicht ein einzelnes Organ selbst und noch viel weniger ein einzelnes von einem besondern Organ entnommenes Merkmal eine so grofse Wichtigkeit in dem wahrhaft natürlichen System haben könne, dafs die obersten Abtheilungen des Reichs, oder die Classen danach gebildet werden könnten, wie es doch in den natürlichen Cotyledonensystemen bisher der Fall gewesen ist. Auf der anderen Seite kann auch wieder durch dergleichen einfache, von besonderen Organen entnommenen Classencharaktere keine organische Verbindung derselben mit den ihnen zunächst stehenden Unterabtheilungen des Systems bewirkt werden, indem sie nur eine absolute, für sich bestehende künstliche Existenz und überhaupt nicht den Zusammenhang der Glieder des Charakterensystems haben. Ganz dasselbe Verhältnifs der von einzelnen Organen entnommenen einfachen oder mehrfachen Charaktere tritt bei den Unterabtheilungen gradweise bis zu den Arten und Varietäten hinunter ein, und es ist auch hier nur der wahre organische Zusammenhang der Abtheilungen durch das oben bezeichnete organisirte Charakterensystem zu erreichen, weil dieses allein dem relativen Begriff der verschiedenen Glieder des Systems und ihren gegenseitigen Verhältnissen entsprechend sein kann. Nur auf diese Weise kann dem immer fühlbarer werdenden Mangel abgeholfen werden, dafs die Uebergänge und Mittelbildungen, die zwischen den obersten so gut als zwischen den untersten Abtheilungen des Systems (also ebensowohl bei den Classen und Familien als bei den Gattungen und Arten) vorkommen, den absolut gebildeten Charakteren überall widersprechen und als Ausnahmen und Anhängsel aufgeführt werden müssen, oder künstliche Zersplitterungen herbeiführen, von denen diejenigen bei den Arten die Veranlassung zur Abfassung des vorliegenden Werkes gegeben haben. Nach und nach wird man sehen, und man sieht es schon jetzt, dafs dieselben Klagen über Zersplitterung auch bei Gattungen und Familien, wodurch die durch diese Abtheilungen bezweckten Uebersichten und Subsumtionen der einzelnen Gruppen so sehr erschwert oder aufgehoben werden, ans Licht treten, ohne dafs diesem Uebelstande, der in den nothwendigen Widersprüchen absolut gebildeter Charaktere der Abtheilungen gegen den relativen organischen Zusammenhang der Glieder des Pflanzenreichs seinen alleinigen Grund hat, durch isolirte Aenderungen in den Bestimmungen der einzelnen Charaktere wird abgeholfen werden können. Durch Aufmerksamkeit auf diese aus der inneren Natur der Sache entnommenen Verhältnisse wünsche ich wo möglich zu versinnlichen, wie also die gleich anfangs gerügten Mängel in den Artenbestimmungen im Pflanzenreich nicht allein bei diesen elementaren Formen vorhanden sind, sondern dafs sie sich in allen Abtheilungen des Systems wiederholen und also, wie sie tief im Inneren des bisherigen Zustandes der ganzen systematischen Botanik ihre Quelle haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 77.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen und einer Ableitung der Helvetischen Pflanzenformen von den Einflüssen der Aufsenwelt durch Joh. Hegetschweiler.*

(Schlufs.)

Indem die Charakterensysteme durch Modifikation der gegenseitigen Verhältnisse ihrer Merkmale leicht der in der Natur vorkommenden Modifikation der Classen-, Familien-, Gattungs- und Artentypen entsprechend abgeändert (erweitert oder in der Allgemeinheit beschränkt) werden können, so lassen sich hierdurch ganz dem Entwickelungs-Gange der Natur gemäfs, alle jene oben angedeuteten Ausnahmen und Anhängsel systematisch auffassen und als Glieder dem Ganzen einverleiben, ohne dafs man der Natur über ihre Vielförmigkeit Vorwürfe zu machen brauchte, und ohne Gefahr zu laufen, die bestimmten Begriffe von Arten, Gattungen, Familien u. s. w. ganz aufzuheben, indem man solche Modifikation ihnen einverleibt, was bei den absoluten, nicht organisirten Charakteren unvermeidlich ist.

Nur also, indem man auf die sämmtlichen in den botanischen Systemen vorhandenen Elemente der absoluten und von einander unabhängig gebildeten Charaktere Verzicht leistet, und von Grund aus das ganze Charakterensystem mit allen seinen den Objekten entsprechenden Gliedern und Verzweigungen organisch auseinander entwickelt, so dafs die Charaktere aller Abtheilungen in gegenseitiger Beziehung auf einander und im organischen Zusammenhange untereinander stehen, wird es möglich sein, das natürliche Pflanzensystem mit dem freien Gange der Entwickelung des Pflanzenreichs wahrhaft zu versöhnen, und die Wahrheit des Systems aus der Uebereinstimmung mit seinem Objekte zu beweisen.

Wir sehen das Umfassende der Arbeit bei der praktischen Durchführung des organischen Pflanzensystems und seiner natürlichen Charaktere der Abtheilungen durch den ganzen Inhalt des Pflanzenreichs von den Classen bis auf die Arten, Unterarten und Varietäten wohl ein, indem man mit allgemeinen Regeln für die Bildung der Abtheilungen um so weniger ausreicht, je mehr man zu den Arten und Varietäten in alle die verschiedene Verzweigungen des Pflanzenreichs hinabsteigt, wo für die verschiedenen Familien häufig überall modifizirte Gesetze der Gattungsbildung und für die Gattungen nach dem Entwickelungsgange der Formen modifizirte Gesetze der Artenbildung nöthig sind, so dafs die organische Durcharbeitung des ganzen Systems bis auf alle jetzt bekannten Arten die Kräfte eines Menschen fast übersteigt; allein wir glauben, dafs wenn die beschreibende Botanik sich nach und nach von der Wahrheit der relativen (in gegenseitiger Beziehung der nächsten Abtheilungen und deren Verhältnisse gebildeten) Charaktere überzeugt, und über die Widersprüche, welche durch die Anwendung absoluter Arten-, Gattungs- u. s. w. Begriffe und deren Charaktere mit dem Gange der Natur erhoben haben wird, eine harmonische Uebereinstimmung der systematischen Bearbeitungen der Unterabtheilungen des Pflanzenreichs leicht zu erreichen sein wird, so dafs viel weniger Streitigkeiten über die Frage, ob diese oder jene Pflanzenform eine Art sei oder nicht, vorkommen möchten. Wir haben unserseits geglaubt, dafs es nützlich sein könne, mit der praktischen Anwendung und Durchführung der angedeuteten Grundsätze in Betreff der Bildung eines organisch gegliederten Pflanzensystems und der Organisation der Charaktere seiner Abtheilungen, zunächst durch Feststellung organisch natürlicher Classen und Entwickelung des wahren systematischen Zusammenhanges der dazu gehörigen Familien in unserem Pflanzensystem voranzugehen, um durch dieses Beispiel den Weg vorzuzeichnen, den wir beim Uebergange zu den

schen Charaktere nie einfach, sondern immer aus mehreren Merkmalen zusammengesetzt sein müssen. Dabei kömmt es aber nicht auf die Summe oder äufsere Sammlung verschiedener einzelner Kennzeichen einer Abtheilung an (in welchem Sinne Adanson einen Verein von Merkmalen für seine natürlichen Familien bildete) sondern auf die gegenseitigen Verhältnisse und den systematischen Zusammenhang, die Einheit, der Merkmale untereinander, indem allein durch eine Veränderung dieser Verhältnisse ein Uebergang der verschiedenen Charaktere in einander bewirkt wird, wodurch ihre gegenseitige organische Subsumtion nur möglich wird. Der (stufenweise) Grad der Wichtigkeit der Charaktere in den verschiedenen Abtheilungen wird demnach durch die gröfsere oder geringere Allgemeinheit des Charakterensystems bedingt. Der allgemeinste und somit der wichtigste Charakter im ganzen Reich wird somit derjenige sein, *dessen System von Merkmalen die wesentliche Einheit der ganzen inneren und äufseren Pflanzenorganisation enthält und somit alle besonderen Organe durchdringt* und deren allgemeines Wesen umfafst. Hieraus ist von selbst klar, dafs, da der allgemeinste Charakter die Einheit aller besonderen Organe der Pflanzen umfassen mufs, nicht ein einzelnes Organ selbst und noch viel weniger ein einzelnes von einem besondern Organ entnommenes Merkmal eine so grofse Wichtigkeit in dem wahrhaft natürlichen System haben könne, dafs die obersten Abtheilungen des Reichs, oder die Classen danach gebildet werden könnten, wie es doch in den natürlichen Cotyledonensystemen bisher der Fall gewesen ist. Auf der anderen Seite kann auch wieder durch dergleichen einfache, von besonderen Organen entnommenen Classencharaktere keine organische Verbindung derselben mit den ihnen zunächst stehenden Unterabtheilungen des Systems bewirkt werden, indem sie nur eine absolute, für sich bestehende künstliche Existenz und überhaupt nicht den Zusammenhang der Glieder des Charakterensystems haben. Ganz dasselbe Verhältnifs der von einzelnen Organen entnommenen einfachen oder mehrfachen Charaktere tritt bei den Unterabtheilungen gradweise bis zu den Arten und Varietäten hinunter ein, und es ist auch hier nur der wahre organische Zusammenhang der Abtheilungen durch das oben bezeichnete organisirte Charakterensystem zu erreichen, weil dieses allein dem relativen Begriff der verschiedenen Glieder des Systems und ihren gegenseitigen Verhältnissen entsprechend sein kann. Nur auf diese Weise kann dem immer fühlbarer werdenden Mangel abgeholfen werden, dafs die Uebergänge und Mittelbildungen, die zwischen den obersten so gut als zwischen den untersten Abtheilungen des Systems (also ebensowohl bei den Classen und Familien als bei den Gattungen und Arten) vorkommen, den absolut gebildeten Charakteren überall widersprechen und als Ausnahmen und Anhängsel aufgeführt werden müssen, oder künstliche Zersplitterungen herbeiführen, von denen diejenigen bei den Arten die Veranlassung zur Abfassung des vorliegenden Werkes gegeben haben. Nach und nach wird man sehen, und man sieht es schon jetzt, dafs dieselben Klagen über Zersplitterung auch bei Gattungen und Familien, wodurch die durch diese Abtheilungen bezweckten Uebersichten und Subsumtionen der einzelnen Gruppen so sehr erschwert oder aufgehoben werden, ans Licht treten, ohne dafs diesem Uebelstande, der in den nothwendigen Widersprüchen absolut gebildeter Charaktere der Abtheilungen gegen den relativen organischen Zusammenhang der Glieder des Pflanzenreichs seinen alleinigen Grund hat, durch isolirte Aenderungen in den Bestimmungen der einzelnen Charaktere wird abgeholfen werden können. Durch Aufmerksamkeit auf diese aus der inneren Natur der Sache entnommenen Verhältnisse wünsche ich wo möglich zu versinnlichen, wie also die gleich anfangs gerügten Mängel in den Artenbestimmungen im Pflanzenreich nicht allein bei diesen elementaren Formen vorhanden sind, sondern dafs sie sich in allen Abtheilungen des Systems wiederholen und also, wie sie tief im Inneren des bisherigen Zustandes der ganzen systematischen Botanik ihre Quelle haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 77.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen und einer Ableitung der Helvetischen Pflanzenformen von den Einflüssen der Aufsenwelt durch Joh. Hegetschweiler.*

(Schlufs.)

Indem die Charakterensysteme durch Modifikation der gegenseitigen Verhältnisse ihrer Merkmale leicht der in der Natur vorkommenden Modifikation der Classen-, Familien-, Gattungs- und Artentypen entsprechend abgeändert (erweitert oder in der Allgemeinheit beschränkt) werden können, so lassen sich hierdurch ganz dem Entwickelungs-Gange der Natur gemäfs, alle jene oben angedeuteten Ausnahmen und Anhängsel systematisch auffassen und als Glieder dem Ganzen einverleiben, ohne dafs man der Natur über ihre Vielförmigkeit Vorwürfe zu machen brauchte, und ohne Gefahr zu laufen, die bestimmten Begriffe von Arten, Gattungen, Familien u. s. w. ganz aufzuheben, indem man solche Modifikation ihnen einverleibt, was bei den absoluten, nicht organisirten Charakteren unvermeidlich ist.

Nur also, indem man auf die sämmtlichen in den botanischen Systemen vorhandenen Elemente der absoluten und von einander unabhängig gebildeten Charaktere Verzicht leistet, und von Grund aus das ganze Charakterensystem mit allen seinen den Objekten entsprechenden Gliedern und Verzweigungen organisch auseinander entwickelt, so dafs die Charaktere aller Abtheilungen in gegenseitiger Beziehung auf einander und in organischen Zusammenhange untereinander stehen, wird es möglich sein, das natürliche Pflanzensystem mit dem freien Gange der Entwickelung des Pflanzenreichs wahrhaft zu versöhnen, und die Wahrheit des Systems aus der Uebereinstimmung mit seinem Objekte zu beweisen.

Wir sehen das Umfassende der Arbeit bei der praktischen Durchführung des organischen Pflanzensystems und seiner natürlichen Charaktere der Abtheilungen durch den ganzen Inhalt des Pflanzenreichs von den Classen bis auf die Arten, Unterarten und Varietäten wohl ein, indem man mit allgemeinen Regeln für die Bildung der Abtheilungen um so weniger ausreicht, je mehr man zu den Arten und Varietäten in alle die verschiedene Verzweigungen des Pflanzenreichs hinabsteigt, wo für die verschiedenen Familien häufig überall modifizirte Gesetze der Gattungsbildung und für die Gattungen nach dem Entwickelungsgange der Formen modifizirte Gesetze der Artenbildung nöthig sind, so dafs die organische Durcharbeitung des ganzen Systems bis auf alle jetzt bekannten Arten die Kräfte eines Menschen fast übersteigt; allein wir glauben, dafs wenn die beschreibende Botanik sich nach und nach von der Wahrheit der relativen (in gegenseitiger Beziehung der nächsten Abtheilungen und deren Verhältnisse gebildeten) Charaktere überzeugt, und über die Widersprüche, welche durch die Anwendung absoluter Arten-, Gattungs- u. s. w. Begriffe und deren Charaktere mit dem Gange der Natur erhoben haben wird, eine harmonische Uebereinstimmung der systematischen Bearbeitungen der Unterabtheilungen des Pflanzenreichs leicht zu erreichen sein wird, so dafs viel weniger Streitigkeiten über die Frage, ob diese oder jene Pflanzenform eine Art sei oder nicht, vorkommen möchten. Wir haben unserseits geglaubt, dafs es nützlich sein könne, mit der praktischen Anwendung und Durchführung der angedeuteten Grundsätze in Betreff der Bildung eines organisch gegliederten Pflanzensystems und der Organisation der Charaktere seiner Abtheilungen, zunächst durch Feststellung organisch natürlicher Classen und Entwickelung des wahren systematischen Zusammenhanges der dazu gehörigen Familien in unserem Pflanzensystem voranzugehen, um durch dieses Beispiel den Weg vorzuzeichnen, den wir beim Uebergange zu den

Gattungs- und Artenbestimmungen, für den dem Gange der Natur angemessensten halten, werden auch nicht verabsäumen, nach Kräften ebenso zur systematischen Bearbeitung von Gattungen und Arten in demselben Sinn beizutragen, wünschen aber insbesondere den Vf. des obigen Werkes durch die gegebenen Andeutungen zur weiteren Verfolgung seiner mit Liebe zur Sache unternommenen Arbeiten aufzumuntern, um dann durch das Beispiel der Wissenschaft mehrere Nachfolger auf diesem Felde zu sichern.

Dr. C. H. Schultz.

---

## XLVIII.

***Collection de Lois Maritimes antérieures au XVIII^e siècle par J. M. Pardessus T. II. Paris* 1831. 4. *Pag. CXXXII. u.* 558.**

Je mehr in dieser aufgeregten Zeit die Gemüther von wissenschaftlichen Studien ab und in den Strudel der Tagsinteressen hineingezogen werden: mit desto mehr Freude werden die Freunde rechtshistorischer Untersuchungen wahrnehmen, dafs das Unternehmen des Hrn. Pardessus, die älteren Seerechte nach den besten, oft bisher unbekannten Quellen zum ersten Male in einer Sammlung zu vereinigen, nicht in Stocken gerathen ist. Wir haben den zweiten Band dieses verdienstvollen Werkes erhalten, welcher nach einer Einleitung, wodurch die im ersten Bande begonnene historische Uebersicht des Seehandels bis zum vierzehnten Jahrhunderte fortgeführt wird, S. 1—368. das *Consolado del mare*, darauf den *Guidon de la mer* und S. 433—558. die Hanseatischen Seerechte umfafst. Die Bearbeitung ist nach demselben Plane und mit ähnlicher Sorgfalt wie der erste Band ausgeführt, weshalb wir desfalls auf die Anzeige des letztern in diesen Jahrbüchern verweisen und uns hier damit begnügen werden, einige Bemerkungen über diesen neuen Band an einander zu reihen.

Das *Consolado del mare* enthält so sehr ausführliche und ausgebildete Bestimmungen, dafs es schon aus diesem Grunde schwer ist, die Entstehung der gegenwärtigen Gestalt desselben einer früheren Periode des Mittelalters zuzuschreiben. Der Herausgeber bemüht sich dennoch, die Unechtheit eines angeblichen Documentes über die Annahme jenes Seerechts durch siebenzehn verschiedene Fürsten v. J. 1075 — 1270. noch gründlicher und ausführlicher, als seine Vorgänger darzuthun, ein Beweis, dessen Gelingen nicht fehlen konnte. Seine umsichtigen Untersuchungen über den Ursprung des *Consolado*, welche die Prüfung und Widerlegung auch der willkührlichsten Hypothesen nicht verschmähen, führen dahin, dafs derselbe jünger als der der *lois d'Oléron* sei, vermuthlich erst aus den Jahren 1340—1400. Das Vaterland sucht er nicht in Frankreich, sondern in Barcellona, vorzüglich auf sein durch Hrn. Raynouard, dessen Unterstützung bei dieser Arbeit wiederhohlt gerühmt wird, bekräftigtes Urtheil über den Charakter des romanischen Dialectes dieses Seerechtes sich stützend. Der einzige Weg, welcher nunmehr übrig bleibt, um den Ursprung desselben näher zu bestimmen, wird eine umfassendere Vergleichung desselben mit denjenigen Rechtsbüchern der am Mittelmeer gelegenen Städte sein, welche seerechtliche Bestimmungen enthalten, und würde unter andern zu diesem Zwecke eine Vergleichung des Pisaner Statutes, von welchem Hr. v. Raumer geschrieben und die Academie der Wissenschaften zu Berlin eine Abschrift besitzt, vielleicht nicht erfolglos sein. Das jüngere Alter desselben wird in unsern Augen sehr durch den Umstand bestätigt, dafs der Herausgeber keine sehr alte Handschrift desselben hat auffinden können. Die einzige, welche er anführt, in der königlichen Bibliothek zu Paris vorhanden, ist auf Papier geschrieben, vermuthlich ums Jahr 1400; die übrigen Stücke, welche diese Handschrift noch enthält, deuten darauf hin, dafs sie zu Barcellona zusammengetragen ist. Da sich in ihr jedoch Lücken und andere Mängel finden, so hat der Herausgeber es vorgezogen, die ältesten Drucke des *Consolado* v. J. 1494 seiner Ausgabe zum Grunde zu legen, jedoch die Abweichungen der Pariser Handschrift in den Noten anzugeben. Der romanische Text ist von dem dieser Sprache sehr kundigen Hrn. Llobet aus Barcellona, jetzt zu Marseille, für den Druck vorbereitet, der auch eine wörtliche Französische Uebersetzung desselben verfertigt hat, welche der von dem Herausgeber mitgetheilten zum Grunde gelegt ist.

Der *Guidon de la mer* ist unter Benutzung des Abdruckes von Clairac gegeben, da die ältesten vorhandenen Ausgaben v. 1607 f. viele von jenem berichtigte Druckfehler enthalten. Hr. Pardessus setzt die Zeit der Entstehung dieses Werkes in die Jahre 1556—1584 und bringt dessen Abfassung durch einen unbekannten

Privatmann, vermuthlich zu Rouen, mit einem Edicte König Karl IX. über die Einführung der Consular-Jurisdiction in dieser Stadt v. J. 1556 in Verbindung. Da dieses Werk besonders für die See-Assecuranz wichtig ist, so hat der Herausgeber in der Einleitung Einiges über die ältesten Spuren der Assecuranzen auf Prämien gesagt. Wir stimmen dem Verf. gänzlich in seinem Zweifel gegen die Angabe einer im J. 1310 zu Brügge durch einen Grafen von Flandern errichteten Assecuranzkammer bei, müssen aber bemerken, dafs auch die angeführten Stellen aus Crantzens *Vandalia l. XIII. c.* 9. u. *l. XIV. c.* 20. keineswegs eine Kenntnifs der Seeassecuranz im nördlichen Europa am Ende des funfzehnten Jahrhunderts erweisen können. Freilich sind die Lateinischen Ausdrücke des eleganten Chronisten vieldeutig, vergleichen wir aber seine Quelle, welche er hier wie so häufig, lediglich übersetzt und ausschmükte, die Lübecker Chronik in niederdeutscher Sprache b. J. 1473, so sehen wir, dafs die Lombarden, welche für Assecuendeurs gehalten sind, vielmehr für vieles Geld die Verpflichtung über sich genommen hatten, Englisches Gut für das ihrige auszugeben, um es unter ihrem Schutze und auf ihren Schiffen von Sluys nach England, den Angriffen des Danziger Seehelden Paul Behnke entzogen, sicher zu bringen. Wenn nun gleich das hier eingegangene Rechtsgeschäft an die im Mittelmeer schon früh üblichen Verbindungen gegen Seeräubergefahr erinnert, in welchen die ersten Spuren der Seeassecuranzen gesucht sind: so können wir denn doch in der angeführten Erzählung keine Bestätigung einer damals im Norden gebräuchlichen Seeassecuranz finden.

Die letzte Abtheilung umfafst das Seerecht der Deutschen Hanse, welches dem Deutschen Rechtshistoriker um so willkommner sein dürfte, da hier neben den bekannten Seerechten v. J. 1591 und 1614 eine vom Ref. veranstaltete und dem Herausgeber für den Abdruck mitgetheilte Sammlung auf das Seerecht bezüglicher Artikel aus handschriftlichen Hanseatischen Recessen, so wie zwei gleichfalls von jenem wieder aufgefundenen Seerechte (Ordnungen für Schiffer und Schiffsvolk) v. J. 1530 u. 1572 zum ersten Male gedruckt erscheinen. Je mehr man mit dem Pariser Abdrucke dieser niederdeutschen Rechts- und Sprachdenkmale wird zufrieden sein können, desto mehr ist es zu bedauern: dafs die Einleitung des Hrn. Pardessus einige irrige Angaben enthält, welche auf die Ansicht von dem Werthe derselben einen wichtigen Einfluss äufsern müssen. Ohne Zweifel wären diese Irrthümer vermieden, wenn Hrn. Pardessus die urkundliche Geschichte der Deutschen Hanse früh genug zugekommen wäre, oder er auch nur die betreffenden Stellen in dem ältern Werke von Sartorius gekannt hätte. Jene Einleitung enthält eine kurze Geschichte des Hanseatischen Bundes aus Recessen, welche in dem Werke von *Werdenhagen de rebus publicis hanseaticis* in Auszügen, jedoch häufig unter falschen Jahreszahlen aufgeführt sind, wodurch diese Recesse ein oder zwei Jahrhunderte älter erscheinen, als sie es erweislich sind. Wir dürfen uns hier jedoch desfalls auf die in Sartorius Gesch. des Hanseat. Bundes Th. I. S. 127. und auf die in unserm Vorwort zur Urkundlichen Geschichte der Hanse S. XXX. bereits enthaltenen Berichtigungen berufen. Bei einigen andern ähnlichen Angaben des Hrn. Pardessus sind aber offenbar Fehler oder Mifsverständnisse vorgefallen. Der S. 447. angeführte Hansische Recefs v. J. 1334. ist in dem desfalls angeführten Werdenhagen P. IV. Cap. 11. No. 92. nicht in dieses, sondern richtig ins Jahr 1434 gesetzt. In der S. 446. Note 5. angeführten Stelle findet sich ein Recefs v. J. 1334 eben so wenig. Das richtige Datum des bei jenem unkritischen Schriftsteller unter No. 80. angeführten Recesses von demselben Jahre aufzuspähen, dürfte wohl um so eher eine unnöthige Mühe scheinen, da die darin angedrohten Strafen von drei Marken Goldes in jener Zeit keine Präsumption für die Richtigkeit dieser einen unter allen übrigen ähnlichen unhistorischen Angaben begründen kann. Der Recefs, welchen der Verf. S. 437. aus Werdenhagen a. a. O. No. 13. anführt, hat daselbst nicht die Jahrszahl 1359, sondern die richtige 1369. Hr. Pardessus legt unglücklicher Weise auf jenes irrige Datum einiges Gewicht und folgert aus jenem auf die zu Cöln abgeschlossene Conföderation der Städte gegen den König Waldemar von Dänemark bezüglichen Recesse, dafs die Angabe Werdenhagens über den Abschlufs derselben im J. 1358 gegründet sei. Dieser Schriftsteller hat sich jedoch hierin geirrt, wie aus vielen gedruckten Documenten hinlänglich erwiesen ist; der von ihm angeführte Zeuge A. Crantz in der *Dania l. VII. cap.* 39. führt keine Jahrszahl an, sondern sagt vielmehr selbst, dafs die Cöllner Conföderation nach der Rückkehr des (im Jahr 1364) nach Avignon gereisten Königes Waldemar eingegangen sei.

Der Glaube an jene fabelhaften älteren Gesammt-

beschlüsse der Hanse mag dazu beigetragen haben, Hrn. Pardessus von der richtigeren und besonders für die Entstehung des Hanseatischen Seerechtes wichtigen Wahrnehmung zu entfernen, dafs die ältesten Verhandlungen der Hanse durch die Deutschen Kaufleute in den einzelnen Factoreien im Ausland, oder durch die Sorge einzelner Städte für dieselben geführt sind. Für die ältesten Privat-Factoreien und namentlich diejenige zu Sluys und andere jetzt verschwundenen benachbarten Häfen in der Nähe von Brügge waren die bekannten ältesten, grofsentheils gleichlautenden Schiffsrechte der Hamburger v. J. 1276, wie der Lübecker v. J. 1299, zuerst, wahrscheinlich schon um die Mitte des 13ten Jahrhunderts*), entworfen, welche zu Riga, Bremen und andern Städten bald darauf angenommen wurden. Die Grundlage des Seerechtes in den meisten Hansestädten so wie auf den allgemeinen Comptoiren ist jedoch, wie Ref. nicht bezweifeln kann, das s. g. Waterrecht gewesen, jenes aus dem Seerechte der Insel Oléron entstandene Belgische (Damme) mit einem Holländischen (Stavern oder Amsterdam) zusammengesetzte Seerecht, von welchem in, und oben von uns zu, dem ersten Theile des vorliegenden Werkes gehandelt ist. Aufser den mehreren Papierhandschriften dieses Waterrechtes, welches sich mit Hamburger und Lübecker Statuten in einem Bande vereint findet, ist dem Ref. neuerlich noch eine Abschrift einer, ums J. 1400 auf Pergament geschriebenen im Cöllner Archive befindlichen Redaction des Waterrechtes bekannt geworden, welches vor einer Hamburg betreffenden Acte v. J. 1403 verzeichnet ist und in welchem da, wo in andern Exemplaren des Holländischen Theils Amsterdam genannt ist, stets Hamburg geschrieben steht. In dieser ältesten bisher bekannten Handschrift des Waterrechtes schliefst der eine Theil sich an den Wagenaerschen Text, der andere an den von Westcappeln an, und bietet sonst keine erhebliche Abweichungen dar, so weit die Mittelmäfsigkeit unserer Abschrift ein Urtheil gestattet. Andere geographische Andeutungen sind in jener Handschrift unverändert, so dafs nur auf die frühe Reception des Waterrechtes in Hamburg gefolgert werden soll. Auch das Marsdiep ist in dieser Handschrift erwähnt, welches erst ums Jahr 1400 entstanden sei, und Handelsschiffen den Weg nach Amsterdam gebahnt haben soll, woraus denn auf den späteren Ursprung des nordholländischen Rechtes geschlossen worden ist. Da aber schon im J. 1358. eine Gesellschaft Deutscher Kaufleute zu Amsterdam zu verweilen pflegte und zehn Jahre später die Amsterdammer Kaufleute selbst Privilegien in Dänemark und Schonen sich erwarben, so mufs es wohl gestattet sein, von jener Nachricht rücksichtlich des Zeitpunctes oder doch des Umfanges des damaligen Durchbruches der Züdersee berichtigende und genauere Auskunft zu wünschen.

Noch einer anderen bisher unbekannten Handschrift des Waterrechtes mufs hier Erwähnung geschehen, welche gleichfalls in dem Cöllner Archive vorhanden ist. Diese ist theils dadurch merkwürdig, weil sie unter jenem Titel nicht, gleich den übrigen bekannten Handschriften, beide gedachte Schiffsrechte vereinigt enthält, sondern nur das südholländische; theils dadurch, dafs sie sich hinter einer Sammlung von Statuten des Hansischen Comptoirs zu Brügge befindet. Sie giebt keine Hinweisungen auf Damme oder andere Städte und zeichnet sich durch Correctheit auch darin aus, dafs sie nicht das Wort „*Vonnisse*" Findung, zum Titel der einzelnen Artikel macht, sondern so wie die *Lois d'Oléron* letzte mit den Worten beschlossen: „*Et ce est le jugement en ce cas*" auch an derselben Stelle hinzufügt: *ende dit is vonnis of recht.* In dieser, so wie in der vorher erwähnten Handschrift fehlt übrigens die neue Einschaltung Lissabons im ersten Artikel.

Alle diese Hindeutungen auf die Anordnung des Waterrechtes auf den Hansischen Comptoirs in den Niederlanden und in einzelnen Hansestädten, werfen zugleich ein neues Licht auf den Gebrauch und die Annahme desselben unter den Hansischen Kaufleuten auf Gothland, welche der die Benennung des höchsten Wisbyschen Waterrechtes führenden Redaction desselben lange vorhergehen mufsten, eine Benennung, welche mit der noch am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts behaupteten Appellation vom Nowgoroder Hofe an den Hof zu Wisby zusammenhängen mag.

(Der Beschlufs folgt.)

*) S. das merkwürdige Schreiben des Rathes zu Hamburg an den von Lübeck in der Urkundl. Gesch. der Hansa Th. II. S. 75.

Nro. 78.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Collection de Lois Maritimes antérieures au XVIII^e siècle par J. M. Pardessus. T. II.*

(Schluſs.)

Daſs jedoch nie ein älteres allgemein Hansisches Seerecht vorhanden gewesen ist, als jener beinahe mittel- und nordeuropäische Seegebrauch oder das s. g. Wasserrecht, welchem so viele Orte ihren Namen und sich den Ruhm des Ursprungs haben verleihen wollen, läſst sich auch dadurch erweisen, daſs die Hansischen Recesse keine andere Verfügungen über Seerecht enthalten, als solche, welche jene nur ergänzen. Um diese Bemerkungen zu begründen, sind die Auszüge aus jenen Recessen von dem Recensenten, so weit er letztere damals kannte, gemacht und erscheinen in dem vorliegenden Bande abgedruckt. Die Zahl derselben hätte leicht vergröſsert werden können, wenn vorübergehende Maaſsregeln, welche sich auf die Abgaben, Zölle und Pfundgeld, so wie andere fern liegende handelspolizeiliche Gegenstände beziehen, nicht möglichst vermieden wären, weshalb der Leser manche Recesse vermissen wird, welche sich an andern Orten angeführt finden. Ueber einige andere, welche man hier theils findet, theils erwarten möchte, erlauben wir uns noch einige Bemerkungen, um fernere etwanige Nachsuchungen unnöthig zu machen oder doch zu erleichtern.

Es hätte an die Spitze der Recesse derjenige vom Jahre 1368 gestellt werden können, welcher indessen, als auf damalige Erhebung des Pfundgeldes sich beziehend, nicht hierher zu gehören schien. Auch findet er sich bereits gedruckt in der Urkundl. Gesch. der Hanse Th. II. S. 621. u. 640. und beruht auf der Cölner Ordinantie v. J. 1367, S. 608. Der Artikel über die ihren Dienst nicht antretenden Matrosen findet sich nicht in den Recessen vom Jahr 1395, und beruht die Jahreszahl vermuthlich auf einem der gewöhnlichen Irrthümer der Romannischen Arbeit. Die hier nicht eingerückten Artikel der Recesse vom Jahre 1401 *Visitat. Mar.*, so wie v. J. 1403 *Quasi modo Geniti* und St. Bartholomaei sind, wie Hr. Pardessus richtig vermuthet, nur *ad referendum* genommene Gesetzvorschläge über die für uns sehr unwichtigen näheren Bestimmungen und Einschränkungen des schon früher documentirten Verbotes der Schiffahrt vom St. Martinitage bis Lichtmeſs. Beliebt wurden diese näheren Verfügungen im letzten Jahre in der Tagefahrt auf St. Nicolai und sind wörtlich diejenigen, welche im Recesse vom Jahre 1417 im Art. VII f. bis zum Schlusse wiederhohlt worden, nur daſs die Art. VIII. enthaltene Strafe des Verbotes, mit einem Schiffe binnen einem ganzen Jahre zu schiffen, in dem älteren Recesse nur auf ein halbes Jahr beschränkt war, wornach die dort von Hrn. Pardessus gegebene Note zu berichtigen ist. Wenn nun gleich in diesem Falle zu wünschen ist, daſs der ältere Receſs früher aufgefunden wäre und demnach seine Stelle in chronologischer Ordnung hätte erhalten können, so wird niemand tadeln wollen, daſs die oft zahllosen Wiederhohlungen einzelner Verfügungen unter derselben oder etwas geschärftere oder geminderte Strafe hier nicht zum Abdruck mitgetheilt sind, da sie keine der Geschichte des Seerechtes dienende Aufklärung gewähren können und ihre nähere Angabe nur in derjenigen des Hanseatischen Bundes von einigem Interesse sein dürfte. Dagegen ist der Receſs v. J. 1417 S. Johannis Bapt. wichtiger als der Herausgeber, der ihn als einen *ad referendum* genommenen Beschluſs anführt, vermeint; es finden sich vielmehr am Schlusse desselben die Worte: *Desse scrift gelik hanget hir vp dem Radhuse vnde wes de zegelacie anroret schal men ok besunderen hengen in de wage, uppe dat sik eyn is lik vor schaden bewaren.* Rücksichtlich des ersten Artikels des Recesses v. J. 1434 hat sich ein böser Irrthum eingeschlichen, als welchen Hr. Pardessus den achten Artikel des Recesses von 1417 hat wieder abdrucken lassen. Es ist aber nicht dieser

achte, sondern der neunte Artikel des Recesses v. J. 1417 St. Joh. Baptistae, welcher unter ausdrücklicher Beziehung auf seine Quellen damals wörtlich erneuert ist. S. 476. wird von Hrn. Pardessus unter Berufung auf Sartorius ein Receſs v. J. 1554 angeführt, der jedoch solchen Receſs weder an der angeführten Stelle, noch sonst anführte oder überhaupt kannte. Die S. 482. aus Sartorius genommene Angabe des Verbotes der Bodmerei auf Frachtgelder im Receſs v. J. 1447 wird durch das Hamburgische Exemplar desselben nicht bestätigt. Eben so fehlen im letztern beim Recesse v. J. 1425, die in der neuen Lateinischen Uebersetzung sich vorfindenden Worte: „*concredantur sub certo pretio*", auf welche der Herausgeber so viel Gewicht legt; wodurch denn statt einer handelsrechtlichen Verordnung lediglich eine der Handelspolitik angehörige Maafsregel, um den directen Handel zwischen Holland und Liefland zu hemmen, hervorgeht. Zum Recesse v. J. 1454 vermiſst Hr. Pardessus eine Verfügung gegen die aufserhalb des Schiffes übernachtenden Matrosen; indessen auch hier findet sich mehrfache Verwirrung, da der von ihm angeführte Schriftsteller keinesweges einen solchen Artikel, sondern vielmehr nur den von Hrn. Pardessus selbst hier abgedruckten Artikel ganz verschiedenen Inhalts anführt.

Die vorstehenden Bemerkungen, wenn sie gleich einige kleine Mängel der Bearbeitung nachweisen, welche in Tagen gröſserer Muſse und Ruhe vermieden wären, können keineswegs bezwecken, der Arbeit selbst, deren Interesse zu würdigen wir anderen überlassen müssen, zu schwächen: sondern vielmehr nur den Werth des gegebenen Textes erhöhen, so ferne sie nachweisen, daſs der Herausgeber oft nur durch seine Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit irregeleitet ist, anzunehmen, daſs er vielleicht hier hätte mehr leisten können als geschehen ist.

Zu den neu mitgetheilten Hansischen Seerechten v. J. 1530 u. 1572 macht der Herausgeber die überraschende Bemerkung, daſs viele Artikel derselben eine Uebersetzung der *Consolado del mare* zu sein scheinen; ein Umstand, den er durch die mehreren vor dem Jahre 1530 erschienenen Abdrücke dieses Seerechtes erklärt. — Das Schiffsrecht v. J. 1530 trägt nur den Namen der Stadt Lübeck und ist als solches vielleicht älter als dieses Jahr; ist jedoch, wie die ausführlichen Verhandlungen des Recesses dieses Jahres bewähren, von der Hansa damals angenommen; dasjenige v. J. 1572 hat den Namen Lübecks und der Hansestädte; in dem späteren wird jener Stadt nicht mehr besonders erwähnt. Von letzterem besitzt das Commercium zu Hamburg in seiner schätzbaren Bibliothek einen schon gleichzeitig in der allgemeinen Schiffssprache, der Holländischen, gemachten Abdruck, dessen Titel folgender ist: *Schips-Rechten ende Ordonnantien gheordineert ende gemaect in de vergaderinge van de seer oude Hanzèsteden op den alghemeynen Hanzendagh, ghehouden binnen Lubeke in den jare ons Heeren* 1591. *Na de welcke alle Schipreeders, Schippers ende Bootsghesellen van nee voort aer hen sullen voeghen ende die onterhouden.* (Holzschnitt, ein groſses Schiff darstellend) *Ghedruckt in de Keyserlicke vrye Ryckes Stadt Lubeck door Asuerum Kröger M. XCII.* 4to, 3 Bogen unpaginirt, mit Deutschen Lettern gedruckt. Diese Uebersetzung ist im Wesentlichen derjenige v. J. 1626 im *Het boek van Zeerechten*, die sich auch auf diesen ältern Abdruck bezieht, sehr ähnlich; doch fehlen in jener die Kapitel-Ueberschriften der letztern. Die Kapitel sind numerirt; doch Art. 25. u. 25. in einem zusammengezogen, woher denn Artikel 56. hier mit 55. bezeichnet ist. Die beiden letzten Artikel sind ohne Nummern. Die ersten Zeilen dieser Artikel, so wie deren Absätze, sind mit groſsen Lettern gedruckt. Der in den Braunschweigischen Manuscripten Vol. 227. befindliche Entwurf des Hansischen Schiffrechtes v. J. 1572 unterscheidet sich von dem i. J. 1576 publicirten und in den vorliegenden Werken mitgetheilten Gesetze dadurch, daſs in jenem die Artikel 18. u. 34. noch fehlen.

Einige fernere allgemeine Bemerkungen über die Geschichte des Seerechtes müssen wir hier verschieben, da sie in der hoffentlich demnächst folgenden Fortsetzung dieses Werkes neue Bestätigung finden und sodann können von uns berührt werden.

J. M. Lappenberg.

## XLIX.

*Geschichte des Kur-Staates und Königreichs Sachsen von C. W. Böttiger. Zweiter Band. Von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit*, 1553—1831. [*Zur Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A*

*Uckert*]. *Hamburg* 1831. *bei Friedr. Perthes.* 8. 694 S. *(aufser der Vorrede) (Vergl. über Band I., Jahrbücher No.* 80. 1831.)

Da wo in der Folge grofser Zeitbewegungen Staaten gänzlich restaurirt werden, ist es vorzüglich belehrend, ihre Geschichte bis in die Zeiten zurückzuführen, in denen die Keime der Mifsbräuche, die man ausrotten will, gelegt wurden; man mag nun nach dem vom Verf. S. 674. angenommenen Motto mit Raumer in der ganzen Geschichte nichts wie *Zugeständnisse* und *Reactionen* sehen; oder, — da diese Ausdrücke immer mifsverstanden werden können, denn es giebt Zugeständnisse von unten wie von oben, und schon da ist oft Reaction, wo bei dringender Nothwendigkeit der Ausführung zeitgemäfser oder begonnener Institutionen Stabilität beliebt wird, — von der unabweisbaren Wahrheit ausgehen, dafs eine, Jahrhunderte hindurch, wo nicht planmäfsig fortgesetzte, doch in entscheidenden Zeit-Momenten durchgesetzte Beschränkung bestandener Landesfreiheiten endlich auf den Punkt führen mufste, wohin mehrere Deutsche Staaten in neuester Zeit gelangt sind.

Wenn gewisse Anhänger der historischen Schule den zwar in Folge grofser Volks-Bewegungen, aber nach gehöriger Berathung reformirten oder restaurirten neuesten Deutschen Staaten, aus Vorsicht oder aus Abneigung gegen jede nicht ganz regelmäfsige Veranlassung, eine solche geschichtliche Deduction anrathen, wodurch man nachweise, dafs die in neuester Zeit erlangten grofsen Gerechtsame der Landstände vor Zeiten schon rechtskräftig existirten, so möchten wir doch dies nicht bis zu dem Schein des Zugeständnisses treiben, als seien solche unter günstigen Momenten erlangte Restaurationen oder Reformen zu anderer gelegener Zeit widerrufbare Concessionen. Die Begebenheiten Kur-Sachsens, und noch mancher anderer Deutschen Völkerstämme und Staaten, zeigen wenigstens zur Genüge, wie die unbestechliche Richterin, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen hat, hier verfahren soll. Auch unser Verf. wenn er gleich mit Recht keinem System seine Darstellung angepafst hat, (denn obige Bemerkung ist blos des Recensenten) setzt durch eine preifswürdige Unpartheilichkeit und Freimüthigkeit jeden Unbefangenen in Stand, darüber zu urtheilen, welchen Ursachen, nach menschlicher Art zu reden, man so mannigfaches Unglück zuschreiben mufs, als Sachsen, einer der gebildetsten, thätigsten, vortrefflichsten Völker-Stämme seit drei Jahrhunderten erlitten hat. In Benutzung gewisser handschriftlicher Materialien über die neuern und neuesten Begebenheiten seines Vaterlandes, welche freilich noch keineswegs vollständig, hin und wieder zum Urtheil noch unreif, und einer *urkundlichen* Ergänzung und Kontrolle bedürftig zu sein scheinen, hat er zwar jene Freimüthigkeit wohlweise nicht soweit getrieben, um sich als Geschichtschreiber zu compromittiren, (Vergl. die Anm. S. 522.) aber soviel der Vorrath gedruckter Nachrichten, seine Haupt-Quelle, erlaubte, ist dennoch für die Beurtheilung des Ganges des Kursächsischen Gouvernements seit dem sechzehnten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit von ihm genug geleistet. Deutlich gehet nämlich hervor, welchen Mifsgriffen, zum Theil persönlich liebenswürdiger, auch Kunst, Industrie und Wissenschaft fördernder Regenten man es zuschreiben mufs, dafs Kur-Sachsen mehr als einmal am Rande des Verderbens stand. Es waren Grundfehler der inneren, und noch mehr der äufseren, Deutschen und Europäischen Politik, früh und wiederholt in Verachtung der Lehren der Vergangenheit begangen, von denen, welche entweder den Geist ihrer Zeit nicht erkannten, oder bei grofser Indolenz und Sinnlichkeit und übertriebener Prachtliebe einem gewissen dem Schicksal Trotz bietenden Eigensinn und Stolz sich hingaben.

Wir rechnen dahin, 1) das den Gebrüdern Moriz und August I., zum Theil auch ihrem Adel zur Last fallende Benehmen zur Zeit der Reformation, wo auf der einen Seite Mangel an Einsicht in die theologischen Streitfragen, auf der andern weltlicher Eigennutz den Ausschlag gaben, bis endlich nach mannigfachen theologischen Reactionen, Sachsens Fürsten sich gegen die ganze gute Sache der Reformation und gegen die übrigen protestantischen, besonders gegen die reformirten Fürsten Deutschlands in einer unnatürlichen Stellung befanden. 2) Das Versäumnifs des rechten Augenblicks zur kräftigen und wohlbegründeten Einschreitung in der Jülichschen Erbfolge-Angelegenheit. 3) Die unpolitische Anlehnung an Oesterreich, und das verderbliche Schwanken vor, in und nach dem dreifsigjährigen Kriege. 4) Die fortdauernde Mifshelligkeit gegen die Sächsischen Verwandten der Ernestinischen Linie, ursprünglich veranlafst durch den Raub der Kur-Würde, gestärkt durch

die Härte, womit August I. die Execution gegen Gotha vollführte, freilich auch von Seiten der Ernestinischen Linie mit einer noch im dreifsigjährigen Kriege fortdaurenden leidenschaftlichen Spannung erwiedert. 5) Die zur Schwächung der Staatskraft führende unselige Theilung durch Joh. Georgs I. letzten, aber mit den Hausgesetzen wenig übereinstimmenden Willen (1654.). 6) Die Annahme der Polnischen Krone, nachdem das Land schon durch Krieg und einen ungeheuern Hof-Luxus erschöpft war, und in Gefolge derselben Finanz-Zerrüttung, Schwächung der Landes-Freiheiten, militairische und aristokratische Präponderanz. 7) Die Annahme und Einführung des Catholicismus und Römischen Kultus in einem Lande der Reformation und des Protestantismus, woraus Umtriebe des Jesuitismus, kirchlicher Zwiespalt, Entfremdung des Volkes folgte. Endlich 8) die Fehler, welche der seit August I. trefflichste, gerechteste König Sachsens, als Bundesgenosse oder Anhänger Napoleons begieng.

Um nun zu den einzelnen Parthien dieses Werkes zu gelangen, wollen wir vorerst in allgemeinen Umrissen die Abtheilung des Verfs. verzeichnen:

*I. Drittes Buch.* Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen, von 1553 bis 1830.

*Iste Abtheilung.* Geschichte Kursachsens von dem Tode des Kurfürsten Moriz und dem Religionsfrieden, bis zum Westphälischen Frieden und Johann Georgs I. Tode 1553. (1555) bis 1648. (1656.)

*Erstes Hauptstück.* Sachsen, Deutschlands blühendster Staat unter Kurfürst August 1553—1586.

*Zweites Hauptstück.* Kursachsen vor, in und gleich nach dem dreifsigjährigen Kriege 1586—1656. Hier bemerkt der Verf. selbst in den Ueberschriften der einzelnen Abschnitte die *Rückschritte* unter Christian I. unter der Administration Friedrich Wilhelms von Sachsen-Weimar, und unter Christian II., sowie späterhin die Früchte von Johann Georgs I. halber oder schwankender Politik. Auch ist eine kurze Darstellung der inneren Staats- und Cultur-Verhältnisse Kursachsens von 1556 bis 1656 angehängt.

*IIte Abtheilung.* Geschichte Kursachsens und seiner Nebenländer unter Johann Georgs I. Söhnen und Nachkommen bis zum Hubertsburger Frieden und bis zum Tode Fr. Augusts II. Verkennen des wahren Staatsvortheils durch unglückliche Versuche, auf dem gröfseren politischen Schauplatze Europa's eine Rolle zu spielen. — 1656—1763.

*Erstes Hauptstück.* Geschichte der Länder und Linien des Albertinischen Sachsens unter Johann Georg II. III. IV. bis zur Erwerbung der Polnischen Krone durch Friedrich August I. 1656—1697. Die angehängte Darstellung der innern Staats- und Cultur-Verhältnisse (Landstände, Adels-Aristocratie, Kriegswesen, Gesetzgebung, Postwesen, Handel, Industrie, Universitäten, Theologie, wobei des trefflichen Spener's gehörige Würdigung vorkommt, Wissenschaft überhaupt, Kunst, Luxus u. s. w. betreffend) gewinnt immer mehr an Interesse.

*Zweites Hauptstück.* Geschichte der Polnisch-sächsischen Zeit, oder der Verbindung Polens und Kursachsens unter den Kurfürsten Friedrich August I. und II., als Königen von Polen August II. u. III. 1697—1763.

In dem sonst verdienstvollen und das glänzende Elend Kursachsens im Gefolge der Polnischen Krone und Brühlschen Administration aufdeckenden statistischen Anhang wünschten wir den unmittelbar angehängten Notizen über die damalige National-Literatur, Kunst, Wissenschaft, Schulwesen u. s. w., hier wie *überall*, mehr organischen Zusammenhang und weniger vereinzelte Namen und Jahreszahlen, da diese in solcher Gestalt eher zu einer Literairhistorie gehören möchten. Verdienstvolle Männer, auch wenn sie keine Fürsten sind, müssen künftig in allen vaterländischen Deutschen Geschichtsbüchern einen Platz finden, besonders in denen, wo die grofsen politischen Gesichtspunkte weniger vorherrschen, aber der Geschichtschreiber, der die Palme der Unsterblichkeit austheilt, mufs hierbei mit grofser Auswahl zu Werke gehen.

*IIIte Abtheilung.* Geschichte des Kur-Staates und nachherigen Königreichs Sachsen von 1763—1830. Zeiten der Restauration. Sachsen in seinem eigenthümlichen, nicht mehr von einer fremden Krone erborgten Lichte.

*Erstes Hauptstück.* Kursachsen bis zu seinem Eintritt in den Rheinbund und der gleichzeitigen Erhebung zu einem Königreich. 1763—1806.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 79.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

## *Geschichte des Kur-Staates und Königreichs Sachsen von C. W. Böttiger. Zweiter Band.*

(Schluſs.)

Auch hier hat der Verf. die innern Verhältnisse seines Vaterlandes, einen nur parziellen Fortgang der Restauration, der groſsentheils an Stabilität grenzte, hinsichtlich der ständischen Verfassung, der Steuer- und Finanz-Verwaltung, der Gesetzgebung, der Gerechtigkeits- und Polizeipflege, mit Sorgfalt geschildert, und das, was Sachsen von jeher zu groſsem Ruhm gereichte, die Landwirthschaft, Gewerbe, Fabrik- und Manufacturwesen, besonders den Buchhandel, die Volksbildung und ihre Anstalten bestens gewürdigt.

*Zweites Hauptstück.* Das Königreich Sachsen unter Friedrich August bis zum Wiener Frieden 1806 — 1815. (Französisches Joch, Russisches und Preuſsisches Gouvernement.)

*Drittes Hauptstück.* Das Königreich Sachsen in seiner neuen Gestalt seit dem Wiener Frieden vom 18. Mai 1815 — 1827.

Möglichste Abwendung der traurigen Folgen der neuesten Theilung (Zerstückelung), Mittel und Wege zur Reorganisation des Staats, Veränderungen in den Landes-Behörden u. s. w., wobei wir besonders auf die Darstellung der kirchlichen Verhältnisse aufmerksam machen. Dem kurzen aber wichtigen Abschnitt über Thätigkeit der Regierung und Selbstthätigkeit des Volkes in industrieller, merkantiler, artistischer und wissenschaftlicher Hinsicht ist eine Skizze über des unvergeſslichen Königs August Familienleben und Tod angehängt, der wir eine andere besondere Stelle gewünscht hätten.

*Viertes Hauptstück.* Als Anhang, unvollendet und, wie der bescheidene Verf. in der Vorrede selbst bemerkt, als Tagesgeschichte ohne Anspruch auf das Lob pragmatischer Darstellung. Das Königreich Sachsen in seiner neuesten Umgestaltung unter König Anton I. bis zur Einführung der neuen Verfassung 1827—1831. (4. Sept.).

Wir wollen nun, unabhängig von dieser Eintheilung, einige Bemerkungen an die Reihenfolge der älteren Regenten knüpfen.

1) August I. 1553 — 1588. Der Justinian seiner Zeit, dem 200 Jahre hindurch keiner seiner Nachfolger gleichkam, dessen segensreiche Regierung, in Folge des ganz eigenthümlichen praktischen Blicks und Takts dieses Fürsten, soviel für innere Ordnung, Oeconomie des Staates und Industrie des Volkes that, ist hier unpartheiisch und treffend geschildert, so daſs man das seltene Bild eines Fürsten findet, dessen wahrer ächter Ruhm durch Aufzählung seiner Fehler nicht gefährdet wird. Wenn er zuweilen eigennützig, und hart erscheint, die ihm über Sachsen-Gotha zufallende Vormundschaft zu lange ausdehnt, im Kirchen- und Religions-Wesen falsch geleitet und aus Mangel an Einsicht in dasselbe, die auch seinem Bruder Moriz abgieng, bedeutende Miſsgriffe sich zu Schulden kommen lieſs, so bleibt doch die Behauptung richtig, Sachsen sei unter ihm und durch ihn der blühendste Staat Deutschlands gewesen und geworden. Schade nur, daſs den in die Kabinets- und Staats-Archive Sachsens nicht eingeweihten Geschichtschreibern der wechselseitige Einfluſs Augusts von Sachsen und Wilhelms von Hessen (des Weisen, des Astronomen, des einsichtsvollen Theologen) so wenig bekannt worden ist. Besonders merkwürdig ist die Vorsicht, mit welcher Wilhelm den für Alchemie gleich begeisterten Kurfürsten gegen Betrüger warnte. Es half aber wenig, wie besonders Beuthers Beispiel zeigt.

2) Christian I., dessen Sohn, 1586 — 1591., dem es an Selbst-Vertrauen und Energie fehlte, und unter dessen Regierung sich allgemach der für die Sächsischen Fürsten so nachtheilige Luxus der Tafel, der Jagd und des Marstalls einschlich, scheint uns nach dem Urtheil, das Landgraf Wilhelm über seine Herzensgüte und in-

nige ungeheuchelte Frömmigkeit fällt, und nach der Zuneigung, die er ihm widmete, zu urtheilen, von den Sächsischen Geschichtschreibern zu hart beurtheilt zu werden. Hiezu trug wohl die nachherige Verurtheilung seines Premier-Ministers Dr. Crell und die mit der aristocratischen Verfolgung seines Anhangs verknüpfte Reaction gegen die Cryptocalvinisten viel bei, welcher sich ebenfalls Landgraf Wilhelm mit unglaublichem Eifer, wiewohl vergebens, entgegensetzte. Wie nach Christians Tode die Sächsischen Landstände, damals noch das Palladium des Landes, die richtige Idee faſsten, daſs die Erziehung der Prinzen in monarchischen Staaten ein wahrhaft volksthümlicher constitutioneller Anspruch ist, scheint aus dem Anerbieten, welches sie der Wittwe Christians machten, hervorzugehen: „Vierundzwanzig „vom Adel auszusuchen, von denen monatlich zwei bei „dem jungen Fürsten sich aufhalten sollten".

3) Christian II. dessen Sohn, 1591—1611, anfangs unter Vormundschaft des Sachsen-Weimarschen Herzogs Johann Friedrich. Ein groſser Miſsgriff in politischer Hinsicht, der unter Christians II. Regierung begangen wurde, war das schwache, schwankende Benehmen in der Jülichschen Erbfolgestreitigkeit, ohngeachtet der kräftigen wohlgemeinten Anerbietung des erbverbrüderten Hauses Hessen (von Seiten des Landgrafen Moriz). Wenn man den anfangs weibisch erzogenen, nachher in körperlicher Verbildung der Jagd, Turnieren und der Schlemmerei ergebenen Fürsten wegen seiner Gröſse den Sächsischen Maximin nennt, so mag dies auch auf sein riesenmäſsiges Trinken bezogen werden, denn er starb im 28sten Lebensjahr an den Folgen des Trunkes.

4) Johann Georg I. des vorigen Bruder, 1611—1656, dessen ganzes Benehmen im dreiſsigjährigen Kriege, durch eigene Indolenz, Oesterreichschen Einfluſs, Eifersucht gegen Gustav Adolf, feindseelige Stellung gegen die reformirten Fürsten Deutschlands bedingt, die unseligen Folgen eines schwankenden Neutralitäts-Systems zur Zeit groſser Krisen so augenscheinlich darthut, daſs man kaum begreifen kann, wie solche Lehren der Geschichte für spätere Regenten verloren bleiben konnten. Aber auch durch die in einem dem Hausgesetz wenig entsprechenden Testament angeordnete Theilung des Landes unter vier Söhne, bewieſs Johann Georg, daſs selbst vor Augen liegende Folgen eines politischen Miſsgriffs der Art, keinen Eindruck auf ihn machten. Denn er war Zeuge der verderblichen Folgen jener Hessischen Theilung, die man schon ein Jahrhundert früher Philipp dem Groſsmüthigen zum Vorwurf machte, der nur dem Herkommen seines Hauses und der Analogie aller Deutschen Staaten seiner Zeit folgte. Die unseligen Folgen des dreiſsigjährigen Kriegs auf den Wohlstand des Volkes und auf Landes-Cultur hat der Verf. deutlich und nicht zu grell geschildert, wenn gleich die aus thierischem Triebe Weiber verfolgenden Bären und Wölfe S. 126. etwas fabelhaft klingen. Aber noch verdient aus der Geschichte Deutscher Landstände nähere Auseinandersetzung, welchen verderblichen Einfluſs diese Zeit der militairischen Präponderanz auf die Untergrabung der Landesfreiheiten hatte. Zwar setzten noch 1628 die Kursächsischen Landstände einen Geheimen Kammer-Rath und Liebling Johann Georgs in Anklage-Stand, aber der Kurfürst lieſs es zu einem Inquisitions-Proceſs nicht kommen, und statt darüber Rechenschaft ertheilen zu lassen, wie es zugegangen, daſs statt Augusts I. gesammelten Millionen, eben so viel Kammer-Schulden sich aufgehäuft, schlug er diese höchst wichtige Sache durch *Vergleiche* nieder.

5) Johann Georg II. des vorigen Sohn, 1656—1680, dessen hin und her schwankende Politik, und Annäherung an Kaiser Leopold I. der Verf. mit Recht durch seine Eifersucht auf Preuſsen, aber auch durch allzugroſse Nachgiebigkeit gegen seine Minister erklärt; denn es war dasselbe, durch den alten, schon von Luther getadelten, Meiſsnischen Adel besetzte Kabinet, welches schon unter Johann Georg I. die Kaiserwahl Ferdinands II. befördert hatte. Dieser Kurfürst war es, der zuerst der Pracht und den Vergnügungen das Mark des Landes, Summen, die das vom Kriege erschöpfte Land kaum aufzubringen wuſste, opferte, zwei und vierzig Kammerherren, darunter einen vom Kaiser geadelten Castraten, hielt, Nacht-Turniere bei Fackeln, Löwen-Hetzen, Komödien, Italienische Opern, Wendische Hochzeiten, Maskeraden u. s. w. einführte; und endlich auſser 1000 Mann Ober- und Unter-Garde, der Leib-Compagnie zu Roſs und der Einspännigen noch eine Leib-Compagnie Croaten in die Residenz legte. Unter ihm wurde der Grund zu den Dresdner Opern- Komödien- Ball- Reit- und Schieſshäusern gelegt, ohngeachtet man auf dem berühmten Landtage von 1660 von Seiten des Hofes und der Kammer einem förmlichen Bankerot ganz nahe war. Merkwürdig ist der Grund,

womit der Kurfürst die nöthige Erhaltung eines solchen Hofstaats empfahl, nämlich „zur Führung der von Gott „erhaltenen kurfürstlichen Reputation". Unter diesem Kurfürsten zeigten sich auch die ersten unseligen Folgen der Theilung, die sein Vater angeordnet, in Mifshelligkeiten mit seinen Brüdern, August, Christian und Moriz, den Stiftern der Weifsenfelser, Merseburger und Naumburgisch-Zeizischen Linien, welche zum Glücke Sachsens im Anfang und gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ausstarben.

6) Johann Georg III., dessen Sohn, 1680—1691; war zu militairisch, wenn er gleich, bei gröfserer Willensfestigkeit, als sein Vater, hinsichtlich des Königs Ludwigs XIV. von Frankreich, auch dem grofsen Kurfürsten von Brandenburg gegenüber, eine richtigere Politik befolgte; ja er gab sogar dem Letzteren patriotische Rathschläge, zu einer Zeit, wo die Strafsburger den Schlüssel Deutschlands, jene den Reformations-Fürsten verbündete, mit der Milch der reinen Schweizerischen Lehre genährte herrliche Stadt unter Fürstenbergs Einflufs für 30,000 Thaler verkauften, ein Verlust, über welchen man sich in Wien, hinsichtlich eines Sitzes der Ketzer, leichtlich tröstete.

7) Johann Georg IV. dessen Sohn. 1691 — 1694. Wir können uns nicht enthalten, hier die bekannte Maitressen-Episode aus des Verfs. Darstellung mitzutheilen. „Der schwarze, verhängnifsvolle Faden, der sich durch dieses Kurfürsten Leben zieht, und es beschmutzt, war eine von ihm schon als Kurprinz gefafste Liebe zu einem sehr schönen, aber ungebildeten Fräulein, Magdalene Sibylle, der damals dreizehnjährigen Tochter des Garde-Obersten und unter Georg IV. General-Lieutenants, Rudolf von Neitzschütz. Umsonst suchten der (alte) Kurfürst und seine Gemahlin (Prinzessin von Dänemark) diese Liebe zu ersticken, der junge Kurfürst erhob sie ganz öffentlich zu seiner Favoritin, schenkte ihr einen Pallast, Landgüter, umgab sie mit einem kleinen Hof-Staate, und bereicherte und beehrte sie in dem Mafse, als das Volk sie verachtete und schmähte. Selbst die Vermählung des Kurfürsten brachte sie nur auf einige Tage vom Hofe weg, und in Gefahr mit 4000 Thalern Gnadengehalt sich vom Geliebten trennen zu müssen, und diese Gefahr führte das Fräulein und ihre Mutter zu dem Plane, die Kurfürstin ganz zu verdrängen, und sich als Reichsfürstin vom Kurfürsten ehelichen zu lassen. Ihre Erhebung zur Reichsgräfin von Rochlitz, eine damals ausgestreute Schrift zur Vertheidigung der Polygamie, und ein schriftliches Versprechen des Kurfürsten, sie zu ehelichen, waren vorbereitende Schritte dazu .... Sibylle (Billchen pflegte der Kurfürst sie zu nennen) starb aber, ehe ihre Hoffnungen auf die Fürstenwürde und auf Erhebung zur wirklichen Gemahlin des Kurfürsten erfüllt waren, im 20sten Jahre am 4ten April 1694. an bösartigen Kinderblattern. Sie erhielt eine fast fürstliche Beerdigung hinter dem Altar der Sophien-Kirche. Nicht das ihr in die Gruft mitgegebene Armband von des Kurfürsten Haaren, nicht Bezauberungen, die im Glauben jener Zeit wohl früher versucht worden waren, nicht ein Attentat einiger Mifsvergnügten mit Hülfe eines Apothekergesellen, wie ein Gerücht gegangen sein mag, sondern Ansteckung raffte bald auch den über seinen Verlust untröstlichen Kurfürsten, der sich von der Kranken wie von der Todten kaum trennen wollte, am 27sten April 1694. dahin". Hiernach ist schwerlich zu begreifen, wie der Verf. dennoch in der Anmerkung die Sage von Ermordung des Kurfürsten (aus Büsching's Magazin) für nicht so ungereimt hält, wie Klotsch sie nennt, (in der Sammlung vermischter Nachrichten; denn dafs die Stände, das Gerücht aufnehmend, auf Fortsetzung eines gegen die alte Neitzschütz begonnenen Processes drangen, beweiset hierüber nicht viel). Die segenslose Regierung dieses Kurfürsten bezeichnet übrigens noch aufser der gespensterartigen Maitressen-Erscheinung, der verderbliche noch nicht ganz aufgehellte Einflufs eines Günstlings des von Kur-Brandenburg abgefallenen von Schöning, der den Sächsisch-Brandenburgischen Bund gegen Frankreich lähmte, und mit oder ohne die Neitzschütz, welche 40,000 Thaler erhielt, um den Kurfürsten für Oesterreich zu stimmen, eine Intrigue spielte, über welcher noch manches Dunkel schwebt. Der Kurfürst ging wenigstens damals mit einem Neutralitäts-Vertrag um, welcher die Gründung einer vom Kaiser unabhängigen Parthei mit Hannover zur Absicht hatte, welchen Vertrag diese Macht blos zur Erlangung der *neuesten*, bald nachher durch Kur-Sachsens Schuld im ganzen Reiche der einzigen evangelisch-lutherischen, Kur-Würde benutzte. Als Schöning nachher Oesterreich in die Hände fiel, lenkte der Kurfürst wieder ein, indem er ein neues Bündnifs mit Oesterreich schlofs!

8) Friedrich August I. (als König von Polen August II.) 1694 — 1733. Die lange Regierung dieses

durch Ehrgeiz, Prachtliebe, raffinirte Sinnlichkeit, wenn gleich auch durch Tapferkeit und feinen Kunst-Sinn ausgezeichneten Monarchen, der nach des Verfs. Bemerkung unter den vier Kronen, welche damals binnen 20 Jahren vier Deutsche Fürsten sich erwarben, die unruhigste und segenloseste davon trug, eine wahre *Chronique scandaleuse*, in welcher Günstlinge und Maitressen, Feste, Kunst und Liebe die Hauptrolle spielen, — der Verf. rechnet 40 Millionen, welche dieser Fürst für solche Zwecke auf Kosten des Landes opferte, — ist eine schwere Aufgabe für einen Geschichtschreiber, der nicht blos eine Regenten- sondern eine Landes-Geschichte schreiben will. Es fruchtet hier nichts, wie bei den Römischen Imperatoren, die Geschichte des Hofes, und selbst der Residenz, von der des Landes zu unterscheiden; denn allenthalben zeigt sich glänzendes Elend, und man entdeckt sogar trotz der übergrofsen Bedürfnisse der Regierung eher eine Verminderung als eine Vermehrung der landschaftlichen Rechte.

Das kurfürstliche Versprechen, „keine Schulden zu „machen, ohne Rath der Stände kein Geld aufzuneh„men, der Landschaft keine neuen Schulden aufzudrin„gen, die Steuer als ein von der Kammer getrenntes „Collegium zu betrachten, ohne Bewilligung der Land„schaft keine Werbung, Krieg, Bündnisse, Religions„Handlung, Veränderung der Steuer-Verfassung vor„zunehmen" wurde nun im Landtags-Revers *weggelassen*, die Clausel, welche die Aufrechthaltung des ganzen Reverses betraf, bedenklich *verkürzt*; und unter dem Nachfolger Augusts, der zu des Vaters Mifsgriffen noch neue hinzufügte, gieng man endlich so weit, die seit jener Zeit gewöhnliche ständische Verwahrungsschrift seit 1742 gar nicht mehr anzunehmen, bis zuletzt unter dem verderblichen Ministerium Brühls neue Auflagen unter blofser Zustimmung der Minorität der Stände durchgesetzt wurden. — Die Geschichte der in finanzieller, moralischer und religiöser Hinsicht theuren Erwerbung und eben so kostbaren Erhaltung der Polnischen Krone, des Brühlschen Ministeriums und Staatshaushaltes unter dem Kurfürst Friedrich August II. 1733 — 1763, der Katastrophe Sachsens im siebenjährigen Krieg, des Anfangs der Restauration Kur-Sachsens unter Friedrich Christian und dem Administrator Xaver (1763 — 1768) so wie der ganzen neueren Zeit Sachsens unter Friedrich August III., wobei unser Verf. einen trefflichen Vorgänger an Pölitz hatte, vor allem die allenthalben angehängten, in einer Sächsischen Geschichte höchst wichtigen Andeutungen über die Fortschritte der Kultur des Landes selbst, lassen wenig zu wünschen übrig, und wir begnügen uns nur zur Bezeichnung der lebhaften und geistvollen Darstellungsweise des Verfs., die nur hin und wieder an Nachläfsigkeit leidet, auf die drei Stellen, S. 372. über den Polnischen Zeitabschnitt, S. 296. über das Verhältnifs des Fürsten und des Volks, und S. 392. über den Zustand Sachsens unter Friedrich August III., empfehlend hinzuweisen.

Der Verf., der im Auslande schrieb, und ohnehin seinem Zweck gemäfs keine ausführliche und diplomatische Geschichte Sachsens liefern wollte, hat uns nur hin und wieder angedeutet, wo es an urkundlicher Aufhellung mangelt. Aber Sachsen hat gewifs noch grofse unbenutzte archivalische Schätze, deren Ordnung, Centralisirung und Eröffnung in gegenwärtiger Zeit, wo das ganze Gebäude seiner Staats-Einrichtungen *gebessert* wird, eben so zeitgemäfs, als dem Ruhme eines an herrlichen Momenten so reichen Landes in historischer Hinsicht höchst vortheilhaft wäre. Es ist hohe Zeit, allenthalben in Deutschland geschichtliche, bisher aus Gründen, die nicht mehr Statt finden können, in dunklen Gewölben verschlossene Urkunden und Actenstücke vor dem Untergang zu retten, und der Wissenschaft durch Sichtung, Ordnung, Studium und Abdruck zu sichern, wozu es freilich einer Unterstützung von Oben, der Anstellung tüchtiger freisinniger Archivare, und patriotischer Vereine bedarf. So wie die Zeit nach der grofsen Kirchen-Reform, so haben jetzt die Umwandlungen in der politischen Verfassung eine freiere Aussicht für alle archivalische und diplomatische Schätze eröffnet. Durch Erfüllung dieser Hoffnung fördert man Vaterlandsliebe, und alle jene Studien, welche besonnenen Reformatoren zu Leit-Sternen dienen müssen. *Ad consilium de republica dandum, caput est, nosse rempublicam.*

Rommel.

Nro. 80.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

April 1832.

L.

***Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde. Herausgegeben von Dr. C. J. B. Karsten. Dritter Band (zwei Hefte). Mit XI Karten u. Kupfertafeln. Berlin (bei G. Reimer)*** 1831. 586 ***Seiten. gr.*** 8.

An die Recension der zwei ersten Bände dieser Zeitschrift, welche wir in No. 37. des vorjährigen Februarheftes der gegenwärtigen Blätter geliefert haben, schliefsen wir die Beurtheilung des dritten Bandes an. Enthielte derselbe nicht auch eine Abhandlung von der Feder des Recensenten, welche nur nach ihrem wesentlichen Inhalte und ihrer Tendenz hier eben anzudeuten gestattet sein kann, so würden wir von ihm im Allgemeinen sagen, dafs er nur Arbeiten von recht gutem und tüchtigem Gehalte, sowohl aus dem Gebiete der Geognosie als der bergmännischen Technik in sich fasse. Der Band besteht, wie gewöhnlich, aus zwei Heften.

H. 1. S. 3—94. und H. 2. S. 277—360. ***Geognostische Beschreibung von einem Theile des Nieder-Schlesischen, Glätzischen und Böhmischen Gebirges von Zobel und von Carnall.*** Zum Gegenstande dieser Abhandlung wählten die Verf. die langgedehnte muldenförmige Vertiefung des Flötzgebirges zwischen den südöstlichen Abfällen der Urfelsmassen des Riesengebirges und den nach Norden und Nordost auslaufenden Armen des Mährisch-Schlesischen Gebirges und die Fortsetzung dieses Flötzgebirges in den Kessel von Böhmen hinein, und vereinigten damit die Betrachtung der anschliefsenden Parthien des ältern Gebirges. Die beigefügte erläuternde recht deutliche, detaillirte und scharf und genau illuminirte Karte hat im Norden die Städte Freiburg und Kupferberg, im Osten Silberberg und Glatz, im Süden Reinerz, Lewin und Nachod und im Westen Trautenau, Schatzlar und den Abfall des Riesengebirges. Die Abhandlung ist im Abdruck noch nicht vollendet und wird im vierten Bande fortgesetzt. Aufser der Beschreibung des äufsern Umrisses der Gegend, sind nur die geognostischen Details des Urgebirges, des Uebergangs- und des Porphyrgebirges bisher mitgetheilt; sie mufs also nach ihrer Anlage noch einen grofsen Umfang erhalten. Sie ist sehr speziell und zeugt überall von recht tüchtiger und umsichtsvoller Beobachtung; namentlich sind die Mittheilungen über das Porphyr-Gebirge höchst interessant, und liefern nicht blos manchen werthvollen Beitrag zur nähern Kenntnifs der speciellen örtlichen Verhältnisse seines Vorkommens, sondern daraus auch wichtige Thatsachen über die Natur dieser merkwürdigen Gebirgsbildung im Allgemeinen. Die genetischen Ansichten der Verf. über Gebirgsbildungen entsprechen den allgemein angenommenen der neuern geognostischen Schulen. Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung der Abhandlung entgegen, und können dabei nur unser Bedauern ausdrücken, dafs die Verf. in der Petrefakten-Kenntnifs, wie nach den allgemeinen Angaben auf S. 65. 93. u. s. w. zu schliefsen sein dürfte, nicht eben so gut bewandert sind, wie in den übrigen allgemeinen Theilen der Geognosie: eine Unvollkommenheit, welche sich nothwendig bei der Schilderung des Flötzgebirges stärker und fühlbarer herausstellen mufs.

H. 1. S. 95—122. Ein Nachtrag dazu H. 2. S. 548. ***Die Bruchhauser Steine am Issenberge im Regierungsbezirk Arnsberg, nach eigenen und nach den Beobachtungen des Hrn. Löwe zu Bigge dargestellt vom Dr. J. Nöggerath.*** Rec. glaubt in dem genannten Punkte einen solchen aufgefunden zu haben, der die Durchbrechung des Grauwacken-Gebirges vom Porphyr auf eine eine so evidente und interessante Weise in einem verhältnifsmäfsig sehr beschränkten Raume nachweist, dafs ihm hinsichtlich der Deutlichkeit wohl wenige andere an die Seite gestellt werden können. Das Streben war dahin gerichtet, alle möglichen Beobachtungen genau zu machen und eben so darzustellen; die nothwendig da-

raus zu ziehenden Schlüsse und Folgerungen sind mehr dem sachkundigen Leser überlassen worden. Zwei beigefügte artistisch gut ausgeführte Bilder dürften sehr dazu beitragen, die Beschreibung deutlich zu machen.

H. 1. S. 123—176. ***Reise nach den Bergwerksorten von Ramos, Catorze und Chareas in dem Staate von San Luis Potosi, in der Republik von Mexico, von Burkart.*** H. 2. S. 540 — 548. Nachtrag dazu. Eine genaue Schilderung eines interessanten, wenig bekannten Mexikanischen Bergwerksrevieres, welche zugleich werthvolle Aufschlüsse über die darin vorkommenden vulkanischen Bildungen darbietet. Wir kennen den Hrn. Burkart als einen sehr fleifsigen genauen Beobachter; zu wünschen wäre, dafs er fortfahren wollte, ähnliche Mittheilungen über andere Mexikanische Gegenden zu liefern. Wir wissen, dafs seine Tagebücher sehr reichhaltiges Material dazu bewahren.

H. 1. S. 177—188. ***Ueber die tertiären Formationen der Umgegend von Paris, von Aug. von Strombeck.*** Ein kurzer polemischer Aufsatz, gegen A. Brongniart gerichtet, in Hinsicht seiner genetischen Ansicht von den tertiären Bildungen im Pariser Becken, namentlich gegen seine Annahme einer genauen Abwechselung von Meeres- und Süfswasserformationen. Constant Prévost's Einreden werden, auf Beobachtungen gestützt, in Schutz genommen. Wir wollen uns keineswegs gegen die Meinung von Strombeck's auflehnen; sie hat vielmehr in *manchen* Punkten uns zugesagt und uns an ältere ähnliche Bemerkungen von Engelhardt und von Raumer erinnert. Um völlige Ueberzeugung zu verschaffen, sind uns doch von Strombeck's Bemerkungen nicht umfassend genug und zu kurz vorgekommen. Der Gegenstand ist wichtig genug, um vollständiger erörtert zu werden.

H. 2. S. 360 — 412. ***Auszüge aus Briefen des Prof. Fr. Hoffmann*** (an *Gerhard*, *Link* und *Weifs*). Prof. Hoffmann befindet sich bekanntlich noch auf einer geognostischen Reise in Italien und Sicilien. Der erste Brief enthält interessante fragmentarische Beobachtungen über die vulkanischen Gebilde des Albaner Gebirges und des Aetna's. Das zweite Schreiben schildert uns die Verhältnisse des in der geologischen Welt, wegen der verschiedenen Deutungen über die dabei beobachteten Erscheinungen, so berühmt gewordenen Serapis-Tempels bei Pozzuoli. Die dadurch veranlafsten Streitfragen sind zu bekannt, als dafs Rec. es nöthig finden sollte, diese hier näher zu berühren. Keineswegs gibt dieser Tempel den Beweis ab, dafs das Niveau des Meeres in verschiedenen Perioden gesunken und gestiegen sei, wohl aber, dafs der Boden, worauf er steht, nothwendig sich gesenkt und später wieder erhoben habe. Die von H. gegebenen Thatsachen sprechen dafür unabweisbar und in der That das letzte Wort. An Erklärungen solcher örtlicher Senkungen und Hebungen kann es in einer noch vulkanisch-thätigen Gegend nicht fehlen. Dafs aber hier die Senkung und Wiedererhebung der Oberfläche gerade eine successive und keine plötzliche gewesen sei, wie H. am Schlusse des Briefes meint, kömmt uns aus seinen eigenen Mittheilungen weniger erwiesen vor, und wir möchten daraus selbst lieber das Umgekehrte folgern. Wir können ihm daher auch nicht beistimmen, wenn er die Erscheinung mit derjenigen in eine Kategorie zu bringen sucht, „welche wir in ungleich gröfserer Ausdehnung, wenn gleich nicht so augenscheinlich und in verhältnifsmäfsig so geringen Zeiträumen eingeschlossen, bereits von vielen Küstenländern der Erde kennen". Ueberdiefs haben wir doch auch wohl nur *unwiderlegbare Beweise* von Küstenerhebungen, nicht aber dergleichen von Küstensenkungen. — Der dritte Brief enthält höchst dankenswerthe Mittheilungen über das Vorkommen der jüngern Meeresalkstein-Bildung in Sicilien, welche reich an Schaalthier-Resten ist, die in bedeutend überwiegender Mehrzahl ganz deutlich mit den noch lebenden des nahen Meeres übereinstimmen. Jene Kalkstein-Bildung ist gegen 1000 Fufs mächtig. H. findet in dem Vorkommen dieser Bildung schöne Beweise, dafs die Oberfläche dieser Insel in verhältnifsmäfsig noch sehr neuer Periode eine ansehnliche Veränderung erlitten haben müsse. Die Durchbrechungen des Kalksteins vom Basalte sind von mannichfachem Interesse, insbesondere die bildlich erläuterte Schilderung eines solchen Vorkommens auf der Cyclopen-Insel bei Catania. Auch Knochen-Breccien schliefs dieses Kalkstein-Gebilde ein. — Wir müssen uns versagen, auf den nähern Inhalt des vierten, auch Sicilien betreffenden Briefes einzugehen, der eben so reich, wie die andern, an schönen Beobachtungen ist, und wollen nur noch den Wunsch aussprechen, dafs Hr. H. nach seiner Rückkehr in die Heimath uns bald mit den ausführlichen Resultaten seiner Forschungen erfreuen möge, worauf in der That die vorliegenden fragmentarischen Mittheilungen recht lüstern machen.

H. 2. S. 413 — 536. ***Beschreibung des Kuhlen- und Tummel-Baues in dem Brühler Braunkohlen-Reviere, von von Dechen.*** Es ist diefs eine sehr detaillirte Beschreibung der beiden also genannten Abbaumethoden in der reichen Braunkohlen-Ablagerung westlich von Köln. Zum Theil könnte man diese Beschreibung mit dem Salzmann'schen Krebsbüchlein vergleichen; sie zeigt mehr, wie man den Braunkohlenbergbau nicht führen soll, als wie er betrieben werden mufs. Diefs ist aber gerade auch der Zweck dieses Aufsatzes, nämlich ganz genau und detaillirt vor Augen zu stellen, wie der dortige Bergbau fehler- und mangelhaft getrieben wird, um so auf seine Verbesserung durch klare Anschauung und Uebersicht hinzuwirken. Hat doch auch Salzmann's Krebsbüchlein seiner Zeit gewifs eben so viel, wo nicht mehr, als sein Ameisenbüchlein zur bessern Kindererziehung genützt! Wenn auch seit 1816 in dem sogenannten Brühler Braunkohlenrevier, wohl einem der wichtigsten in Deutschland, zur Verbesserung der Abbaumethoden vieles geschehen ist, so bleibt doch hier noch viel, und mehr als geschehen ist, zu thun übrig. Mit der Gründlichkeit, welche wir bei den Arbeiten des *Hrn.* von Dechen durchaus gewohnt sind, ist auch diese Abhandlung in allen ihren Theilen, in technischer, polizeilicher und ökonomischer Hinsicht, ausgeführt; sie kann recht nützlich werden und gewährt sogar ein bedeutendes geschichtliches Interesse für die bergmännische Technik. Rec. vermag es aus seiner lokal-amtlichen Stellung zu beurtheilen, mit welchem grofsen Fleifse und grofser Genauigkeit die Abhandlung ausgearbeitet ist. Die beigefügte Karte und Zeichnungen lassen in ihrer Art nichts zu wünschen übrig.

Die *Notizen*, welche der vorliegende Band noch enthält, sind theils geographischen, theils technischen Inhalts. Die Namen der Verf. mit Andeutung des Inhalts des Wichtigern lassen wir hier noch folgen: Kirn (über die zweckmäfsige Behandlung des Holzes als Brennmaterial und über die Flammenfeurung bei Anwendung von Holz zu den Glasöfen), Pusch, von Strombeck, M. de Piñeda (über die Blei-Ausbeute in der Sierra de Gador seit 1823. — Auf eine solche ungeheure und wohlfeile Bleiproduktion kann der Deutsche Bleibergbau nur mit der gröfsten Befürchtung für seine Existenz hinsehen!) und von Dechen (Verhandlungen der geologischen Gesellschaft zu London. — Diese von Hrn. von Dechen regelmäfsig in jedem Hefte übersetzt mitgetheilten Verhandlungen können für Deutsche Geologen und Geognosten nur recht erwünscht sein).

Möge die Zeitschrift nur immer so tüchtig vorschreiten, wie sie sich in den ersten drei Bänden bewährt hat! Dafs dieses der Fall sein werde: dafür bürgt der Name des Herausgebers sattsam.

Nöggerath.

---

## LI.

***Dr. Karl Herzog's Geschichte der Deutschen Nationalliteratur, mit Proben der Deutschen Dichtkunst und Beredsamkeit. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen und zum Selbstunterricht dargestellt. Jena bei Schmid 1831. VIII. u. 378 S. 8.***

Hätte die Deutsche Kritik, als vorherrschende Richtung der neuen Zeit, mit der scharf, hoch und rein geprägten Vorderseite nicht auch, namentlich in der überwuchernden Tagblätterlei, eine Kehrseite, die baarer Gegensatz, ja Verneinung der erstern ist, so würden Werke, wie das vorliegende, die Nothwendigkeit ihrer Erscheinung nur mit subjectiven Gründen rechtfertigen können. Diefs zeigt augenfälligst in Bezug auf dasselbe das der Vorrede angehängte, keineswegs reiche oder vollständige Verzeichnifs literargeschichtlicher Werke, welche theils durch ihren Werth und ihre Gründlichkeit, theils durch Achtbarkeit und Stellung ihrer Verf. auch bereits in Schulen und Hochschulen Platz gegriffen haben und somit ähnliche, nicht mehr gebende, noch weiter führende entbehrlich machen mufsten. Mag auch die immermehr bis zur Sündfluth anschwillende Reichhaltigkeit unserer Literatur die Menge von Registratoren erklären und entschuldigen; unbedingt sie rechtfertigen und anpreisen, kann sie dieselbe nicht. Denn was frommt am Ende eine vielfältige, mehr oder minder vollständig wiederholte Aufzählung oder Einrahmung schriftthümlicher Schattenrisse der Zeiten, wenn nicht Grund und Wesen dieser Zeiten selbst und ihrer Erscheinungen tiefer begriffen, ihre Vergliederung lebendiger veranschaulicht und, so zu sagen, die ganze Figur des Geistes im Geiste wiedergeboren und wiedergespiegelt wird? um so mehr, da die moderne Richtung des Geistes die ganz entgegengesetzte der antiken ist, welche letzte den Geist verkörperte, wenn jene den Körper vergeistiget, das Geschichtliche mithin und Gegebene, weil sie es als Abfall und Abtrünnigkeit vom Göttlichen betrachtet, durch den Kampf mit ihm zum Göttlichen hinaufläutern und mit ihm versöhnen möchte; da ferner die moderne, in Religion begründete Sagenwelt, als Grund unserer Poesie, jener geschichtlichen Geschlossenheit der antiken Mythologie so sehr entbehrt, dafs das Erkennen und Wissen erst ihre Ergänzung und Wahrheit ist; da endlich auch unser Schriftthum in seinem doppelten Anlauf und Ausgangs-

puncte eine Verschiedenheit wie zweier Hemisphären zeigt, die nur durch die Rückbildung und Kräftigung der letzten in die erste und an derselben einen innern Zusammenhang verrathen, der zunächst aus den mannichfaltigsten Keimen mehr geahndet als entwickelt ist, dessen allmähliches Gedeihen aber auch über manche bange anderweitige Besorgnisse wegen unserer Volkthümlichkeit beruhiget und tröstet Betrachtet man freilich die Encyklopädienmanie, die Registrir- und Protocollirämsigkeit unserer Zeit, so gemahnt es einen, als sei, wenn auch nicht das Ende der Welt, doch einer Weltperiode vor der Thür, aus welcher man noch so viel möglich für den Hausbedarf und die Ansiedelung in einer neuen retten zu müssen glaubt, oder als müsse man einem geistesgewandten Philosophen unserer Zeit beipflichten, welcher behauptet, es sei in Ansehung der Kunst dahin gekommen, dafs sie durch die Philosophie völlig begriffen worden und darum für erloschen zu achten sei, weil kein Ding länger in der Welt lebe, als bis es begriffen worden, von wo an es abzusterben anfange, wie dies nach Goethe wirklich der Fall sei, wo alles in subjective Reflexion und Manier übergegangen, so dafs nichts übrig bleibe, als diese Reflexion durch Mathematik zur durchgreifenden Construction zu erheben, welche jedem das Leben und die Darstellung in die Hand geben werde. Indefs, sollte man sich auch durch den Zweifel, das Göttliche, Eingegebene und den Genius mit Formeln und Constructionen nicht nur einzufangen, sondern auch sogar zu erzeugen und zu schaffen, durch das hier und da doch nicht in alle Wege unkräftige Emportauchen von Schöpferkraft in Kunst und Wissen, durch Ben Jonsons und Lessings Leistungen und Beispiel, wie des Letztern Bekenntnifs über die Kritik zugleich, zu der bescheidenen Behauptung getrieben fühlen, dafs Productionskraft und Kritik, Darstellen und Erkennen, Seyn und Wissen, oder wie man immer diese Gegensätze benennen wolle, zwar Phasen des menschlichen Geistes, an Perioden vertheilt, nie aber ganz und durchaus in einander daraufgegangene, sondern nur zeitwierig einander überwiegende, oder wechselseitig vorwaltende, einander mehr oder minder durchdringende Kräfte sein möchten, dafs auch Kritik und Wissen, wofern es nur die ächten seien, nicht eben so ganz zu verachten sein möchten, als uns die Supranaturalisten und die überschwänklichen Teufelsadvocaten und Jongleurs der Genialität gern überredeten: so ist doch, wie gesagt, nicht abzusehen, warum Ein und derselbe Brei nicht etwa zwei- oder drei- sondern unendliche male wieder aufgetischt werden müsse, zumal druckschriftlich, da ja Ueberlieferung des schon durch den Druck Mitgetheilten auch mündlich geschehen kann, eben an dem Leitfaden eines bereits vorhandenen gedruckten Werkes. Wollte man aber die Wohlfeilheit als Grund für Vermehrung der Compendien anführen, so würden Tabellen, wie die Literaturkarten von Jarry de Mancy wenigstens noch zweckmäfsiger sein, als räsonnirende Darstellungen, die am Ende doch immer zu ihrer Vervollständigung abermals auf die Reigenführer hier erforderlicher Forschungen, wie die Gebrüder Grimm, Docen, Hagen, Mone, Graff u. a. zurückweisen müssen, übrigens aber ihr eigenthümliches Verdienst noch durch andere Gaben zu beurkunden hätten.

Hiermit soll nun dem Fleifse des Verfassers vorliegenden Compendiums nichts entzogen, vielmehr nur bevorwortet sein, dafs hier nichts wesentlich Neues zu suchen sei. Darum aber fordert die Sache anzuzeigen, wie er das Bekannte angeordnet und gehandhabt. Sach- und naturgemäfs ist nämlich unsere Literatur, da sie in ihrem Bildungsgange abgeschnitten sich neugebären und gestalten mufste, in zwei grofse Hauptabschnitte getheilt, 1) die Altdeutsche Literatur von Ulfilas bis Luther, welche vier Zeiträume unter sich befafst, *a*) die frühen Deutschen Schriftwerke bis zum Beginn des zwölften Jahrhunderts; *b*) die Minnesänger vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert; *c*) die Meistersänger, Uebergang der Poesie zur Prosa, vom vierzehnten bis aufs sechzehnte Jahrhundert; *d*) Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhundert. 2) Hochdeutsche Literatur von Opitz bis auf unsere Zeit, welche zwei Zeiträume umfafst, *a*) die Schlesischen Dichterschulen; neue Poesiegestaltung, Prosarückschritte vom Anfange des siebzehnten bis zur Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. *b*) Selbständigkeit der Nationalität von Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit Man wird leicht finden, wie so manches Lehrreiche über die ungeheuere Kluft zwischen dem ersten und zweiten Entwickelungsmoment, über die völlige und Grundverschiedenheit, so wie über den Grundtypus beider und dessen Entfaltung zu sagen gewesen wäre, was aber freilich nicht beigebracht worden ist. Dafür hat das Compendium eine andere Seite, die es nach seinem Zwecke und in seinem Kreise wohl empfehlen kann, nämlich die Proben und Beispiele aus den vorzüglichen Werken besonders der ersten und der anfangenden zweiten Hauptperiode, gröfstentheils in der ursprünglichen Schreibart, soweit es, ohne das Lesen sehr zu erschweren, geschehen konnte; wo denn bei den Altdeutschen auch noch durch eine beigefügte möglichst wörtliche Uebersetzung gesorgt worden ist. Denn praktische Brauchbarkeit, Kürze, möglichste Einfachheit und Klarheit lag dem Verfasser vorzüglich am Herzen, und diese erreicht zu haben kann man ihm nicht absprechen. Ein freilich auch unvollständiges Schriftsteller- und Sachregister erleichtert den auf dem Titel angegebenen Gebrauch. So leicht es daher aber auch sein würde, literarische und bibliographische Nachträge zu liefern, so überheben wir uns doch dieses Geschäfts, weil damit uns selbst der auch ihm gemachte Vorwurf treffen würde und wir überdiefs Eulen nach Athen zu bringen fürchten müfsten.

Adolf Wagner.

Nro. 81.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## LII.

1. *Kritische Grammatik der Hebräischen Sprache, ausführlich bearbeitet von D. G. H. A. Ewald, Repetent an der theol. Facultät zu Göttingen. Leipzig* 1827. 684. 8.
2. *Grammatik der Hebräischen Sprache des A. T. in vollständiger Kürze neu bearbeitet von G. H. A. Ewald, a. o. Prof. zu Göttingen. Leipzig* 1828. 304. 8.
3. *Hebräische Grammatik von Wilhelm Gesenius. Zehnte sehr verbesserte, vermehrte und theilweise umgearbeitete Auflage. Halle* 1831. *Formenlehre* 204. *Syntax* 84. 8.

Wenn wir den Zweck näher ins Auge fassen, zur Erreichung dessen die Sprachstudien von gelehrten Männern unternommen werden, so ergiebt es sich bald, dafs wir dabei vornämlich einen doppelten Zweck, oder zwei verschiedene Absichten unterscheiden dürfen. Einige studiren die Sprache, um durch die gründliche Kenntnifs derselben sich den Zugang zu der Litteratur des Volkes zu eröffnen, und aus dieser Litteratur, als der ächtesten und reichhaltigsten aller Quellen für einen solchen Gegenstand, den religiösen, den politischen, den häuslichen und den gelehrten Zustand des Volkes zu erkennen, den Geist, die Gesinnung, die Bildung des Volkes aus seinen eigenen Worten, aus den eigentlichen Blüthen und Früchten seiner geistigen Bildung selbst uns zu vergegenwärtigen. Wo könnten wir lebendigere, mannichfaltigere, umfassendere Belehrung über den geistigen Zustand eines alten Volkes finden, als in der von ihm hinterlassenen Litteratur, in welcher alle seine geistigen Kräfte in tausendfachen Stralen blitzen? wo die Gesänge seiner Dichter, die Betrachtungen seiner Philosophen, die Ideen und die Gefühle seiner Glaubenslehrer und seiner Gesetzgeber in unentstellter Eigenthümlichkeit uns umgeben, wo wir gleichsam unter das lebende Volk selbst versetzt sind. Dafs die Sprachstudien zu diesem Zwecke betrieben werden können, und mit Erfolg und Lohn, haben die bewährtesten Männer, wie Wolf, Sacy, Colebrooke, gezeigt, welche nicht bei dem Studium der blofsen Sprache stehen blieben, sondern an der Hand der von ihnen erworbenen Sprachkenntnifs auch in die Litteratur der Völker eintraten, und was dort gefunden werde, kund machten und anwendeten. Wer nun, um die Litteratur eines Volkes kennen zu lernen und zu benutzen, die Sprache erlernt, dem bleibt die Sprache zunächst nur Mittel, nicht Hauptzweck selbst. Er trachtet daher dahin, den herrschenden Bau und Gebrauch der Sprache, so wie er in den vorhandenen Schriften erweislich vor uns liegt, genau aufzufassen; durch fleifsiges Lesen der Schriften sich diejenige Gewandheit und Sicherheit im Verstehen derselben zu erwerben, welche niemals durch blofses Studium der Grammatik und des Lexikons, mögen diese auch noch so vollkommen ausgearbeitet sein, gegeben werden können; insbesondre die eigenthümliche Syntax, Rhetorik und Poetik dieser Litteratur zu erforschen, da er ohne deren Kenntnifs sich bei jedem Schritte aufgehalten oder in Zweifel geworfen sieht; die Erläuterungen zu benutzen, welche von den Gelehrten des Volkes selbst, den Grammatikern und Scholiasten, für die Erklärung schwieriger Werke geliefert worden sind, und die man nur von ihnen erhalten kann, da sie allein die dabei zu berücksichtigenden lokalen und historischen Verhältnisse kennen. Fleifsiges Lesen vieler Schriften ist für den, welcher die Sprache einigermafsen geläufig und richtig verstehen lernen will, unumgänglich nothwendig; nur dadurch erfährt man, was in der Sprache das Gewöhnliche und Vorherrschende der Bedeutung eines Wortes, einer Wendung sei, und was dagegen das Seltnere. Wer die Grammatik genau studiert, aber wenig gelesen hat, der interpretirt manche Stelle auf das

unrichtigste ganz getrost, und hat auch nicht einmal eine Ahndung davon, dafs er auf verkehrtem Wege sei. Ja selbst wenn ihm der Erfahrenere bemerklich machen will, dafs er in dieser Stelle irrigerweise eine Bedeutung anwende, welche unter tausend Fällen, wo das Wort steht, nur einmal vorkommt, so hat der grammatisch wohl unterrichtete, aber im Lesen der Schriften nicht geübte Mann Mühe, sich von der Wahrheit jener Bemerkung zu überzeugen. Unsre Wörterbücher, z. B. die Arabischen, und das Sanskritlexikon von Wilson, unterscheiden viel zu wenig die herrschenden Bedeutungen der Wörter von der höchst seltenen, nur in einzelnen Fällen vorkommenden, gewöhnlich tropisch gewendeten. Das Arabische Wort عجوز bedeutet *vetula*, und dies ist seine eigentliche Bedeutung, in welcher man das Wort überall gebraucht findet; aber aufserdem soll es nach Golius auch *sol*, *terra*, *clypeus*, und noch funfzig andre Dinge bedeuten. Allein wie viele Jahre kann man Arabische Schriften lesen, ohne auch nur ein einzigesmal diese Bedeutungen anzutreffen, welche lauter tropische und scherzhafte Anwendungen des Begriffes: alte Frau, sind, wie wenn man z. B. den Wein, nach dem scherzhaften Gebrauche einiger Arabischer Dichter: das alte Mütterchen, nennt. Mit demselben Rechte könnte man denn auch in einem Deutschen Wörterbuche bei dem Worte: Mutter, die Bedeutung: *terra* setzen, weil Dichter bisweilen unter der nährenden Mutter die Erde verstehen, so wie denn auch viele andre Dinge mit Beziehung auf ein gewisses Verhältnifs sich als Mutter betrachten, und Mutter nennen lassen. Daher wird nothwendig derjenige Sprachforscher, welcher durch die Sprache in die Litteratur eines Volkes eindringen will, mit dem herrschenden und lebenden Sprachgebrauche sich innig vertraut zu machen suchen. Dagegen hat es für ihn, für seinen Zweck, geringere Wichtigkeit, auszumitteln, wie die herrschenden Sprachformen etwa entstanden sein mögen, und wie die Gestalt einer Sprache beschaffen gewesen in einem früheren Zeitalter, dessen Sprachweise in schriftlichen Denkmälern nicht mehr vor uns liegt, sondern nur durch Schlüsse ermittelt werden kann. Denn diese Kenntnifs der Entstehung einer grammatischen Form oder eines Wortes hat, besonders wenn man auf die früheste Sprachperiode dabei zurückgeht, auf die richtige Interpretation der Schriften oft wenig Einfluss. Weifs man, dafs die Sylbe *bam* im Lateinischen das Imperfektum bildet, so wird man den Sinn der mit dieser Sylbe versehenen Formen richtig auffassen. Ob man nun aufserdem auch noch weifs, oder wenigstens vermuthet, (denn bei manchen dieser Dinge bringt man es doch nicht weiter als bis zu Vermuthungen) woraus wohl jenes *bam* entstanden sei, das hat, so viel wissenschaftlichen Werth die Untersuchung darüber an und für sich auch in Anspruch nehmen darf, dennoch auf die Interpretation des Lateinischen Schriftstellers wenig Einfluss. Es kann jemand Shakespeares Werke vollkommen verstehen und erläutern, wenn er auch nicht weifs, wie die Englischen Sprachformen aus den Angelsächsischen hervorgegangen sind. Ja mancher Mann hat, weil er zu strenge an der etymologisch richtigen Bedeutung eines Ausdruckes festhielt, eben darum den wahren Sprachgebrauch des Ausdruckes ganz verkannt. Alle unsre Sprachen sind reich an Ausdrücken, die in dem etymologischen Sinne schlechterdings nicht mehr genommen werden dürfen. Ueber der Etymologie oder Genesis eines Wortes will daher stets als etwas besonderes auch noch der in der Litteratur lebende Gebrauch des Wortes aus dem Lesen der Schriften erkannt sein.

Andre studiren die Sprache vornämlich um ihrer selbst willen, so dafs die Sprache allein Hauptzweck wird, ohne Rücksicht auf die in der Sprache vorhandene Litteratur. Bei diesem Zwecke nimmt das Sprachstudium und die Behandlung der Grammatik einen wesentlich verähderten Charakter an. Das Interesse für die Litteratur, und für die lebendige Anwendung der Sprache in den Schriftwerken tritt in den Hintergrund. Desto schärfer wird alles, was die einzelnen Worte und Wortformen betrifft, aufgefafst und erörtert; alles, was bei Betrachtung der einzelnen Worte in Erwägung gezogen werden kann, nicht nur ihr gegenwärtiges Dasein, sondern auch ihr früheres, ihre Abkunft, ihre allmählige Bildung und Erziehung, ihre künftigen Schicksale, werden nun untersucht. Es entsteht die *historisch-genetische* Behandlung der Grammatik, und die Genealogie der dem Lateinischen Imperfecto eigenen Sylbe *bam* kann nun gar nicht mehr übergangen werden. Von dieser Behandlung der Grammatik gilt das, was in diesen Blättern ein trefflicher Sprachforscher sagte: „eine Grammatik im höheren, wissenschaftlichen Sinne soll eine Geschichte und Naturbeschreibung der Sprache sein; sie soll, soweit es möglich ist, geschichtlich den Weg

ausmitteln, wodurch sie zu ihrer Höhe emporgestiegen, oder zu ihrer Dürftigkeit herabgesunken ist". Zu diesen genetischen Untersuchungen giebt vorzüglich die Elementarlehre der Grammatik Stoff. Daher finden wir denn in den genetischen Sprachlehren die Elementarlehre und Formenlehre mit besondrer Vorliebe behandelt, während die Syntax zurück tritt. In Hrn. Ewalds gröfserer Grammatik füllen Elementarlehre und Formenlehre 522 Seiten, dagegen die Syntax nur 142 Seiten; in der kleineren haben Elementarlehre und Formenlehre 222 Seiten, die Syntax 78 Seiten. Dies Verhältnifs pflegte sonst wohl umgekehrt zu sein in den Grammatiken, welche das Leben der Sprache in der Litteratur zu ihrem Hauptgegenstande haben. Das Erweichen, Verhärten, Verhauchen, Verhallen, Verschmelzen, Umwandeln, Abfallen, Ausstofsen einzelner Consonanten und Vokale, und die Nachweisung, wie durch jene Operationen aus einer früheren Form des Wortes die spätere geworden, und wie in diesem Erzeugungsprocefs die einzelnen Geburten der Regel gemäfs erfolgen, diese sind die Themata, über welche die genetische Grammatik recht eigentlich sich verbreitet. Sie hat eine natürliche Neigung zur vergleichenden Sprachlehre; denn der Erzeugungsprocefs der einen Sprache läfst auf Analoges in dem Erzeugungsprocesse der anderen schliefsen. Die Etymologie, da sie auf ursprüngliche Gestalt und Bedeutung der Worte zurückgehen will, kann die genetische Grammatik gar nicht entbehren, weil diese grade jener dämmernden Regionen, in welche die Etymologie einzudringen versucht, noch am meisten kundig ist, und daher nothwendig zum Führer dorthin angenommen werden mufs. Gleichwohl vermag auch die genetische Grammatik nicht alles zu erklären, und kann einer bei dem Erklärbaren die Erklärung nur bis zu einem gewissen Punkte führen, wenn sie die Eigenschaft der Zuverläfsigkeit behalten will; überschreitet sie ihre Gränzen, so stürzt sie zuletzt in die allgemeinsten Begriffe, in welchen alle individuelle Wesenheit verschwimmt. Dies zeigen des Albert Schultens lexikographische *Originationes*, welche die Bedeutungen der Wurzeln so lange analysiren und sublimiren, bis ein ganz allgemeiner Begriff übrig bleibt, welcher die Mutter jedes andren Begriffes sein kann, und defswegen eine genügende Erklärung für den Ursprung eines einzelnen Begriffes mehr darbietet; oder Neumanns Bemühungen, in seiner *Genesis linguae sanctae*, und andren Werken, welcher fragt, warum der Vater im Hebräischen *ab* heifse, und antwortet, weil der Buchstabe *a* die Bewegung, und der Buchstabe *b* den Kubus oder den Raum bezeichne, folglich *ab* einen Raum bedeute, aus welchem eine Bewegung, die Vaterliebe, hervorgehe, und dies so viel wie: Vater, sei. So wunderlich diese Erklärung den Meisten auch scheinen mag, so wird man doch, wenn man die Sprache als etwas von vernünftigen Wesen ausgegangenes, organisch gebildetes, betrachtet, der Theorie nach wohl soviel einräumen müssen, dafs auch die Wahl der Buchstaben in der Bildung der Worte nichts willkührliches, ohne alles Gesetz erfolgendes gewesen; aber die Nachweisung dieses Gesetzes jetzt für die einzelnen Worte, oder wenigstens für einen grofsen Theil derselben, noch liefern zu wollen, scheint ein gefährliches Unternehmen zu bleiben. Schon die gewöhnliche Hebräische Grammatik sagt uns, dafs die dem Verbo vorgesetzte Sylbe הִתְ eine reflexive, und in den verwandten Sprachen eine passive Bedeutung hervorbringe; wollen wir nun weiter fragen, warum denn grade die Sylbe הִתְ, oder eigentlicher der Buchstabe ת hiezu gewählt worden, so nähern wir uns schon dem von Neumann betretenen Gebiete, wo unsre Kräfte uns in der Regel verlassen. Der Theorie nach müssen wir es höchst wahrscheinlich finden, dafs die jetzt zweisylbigen Hebräischen Wurzeln ursprünglich einsylbige waren, indem einer der drei jetzigen Radikale nur ein untergeordneter ist, wie es die unregelmäfsigen Hebräischen Verba deutlich genug zeigen; aber nun auch in der Praxis die Reduktion der dreibuchstabigen Wurzeln auf zweibuchstabige auszuführen, sollten wir dies noch vermögen, ohne in jene weiten Regionen der durch ihre Allgemeinheit nebelhaft verschwimmenden Begriffe zu gerathen? Auch in unseren Tagen sind solche, aus dem den einzelnen Buchstaben und Sylben beigelegten Werthe entwickelte, Spracherklärungen gar nicht selten. Doch ist nicht zu vermuthen, dafs diejenigen Männer, welche bisher die genetische Behandlung der Grammatik mit dem meisten Erfolge geliefert haben, wie Grimm, Bopp, Ewald, die Gränzen dieser Methode zu weit stecken werden, sondern im Gegentheile, dafs sie sich auf dem historischen Boden erhalten werden.

Die Erforschung der Geschichte der Sprache, oder die historisch-genetische Behandlung der Grammatik, wird von den gegenwärtigen Bearbeitern derselben als

*Hauptsache* des Sprachstudiums hervorgehoben, und als eine *neue Methode* aufgestellt, welche dadurch ausgezeichnet werden müsse, dafs man sie die wissenschaftliche nenne. Was den ersten Punkt betrifft, so wird unstreitig zugegeben werden müssen, dafs die historisch-genetische Behandlung der Grammatik *einen Haupttheil* des Sprachstudiums ausmache, und zwar, wie Hr. Ewald in der Vorrede zur kleineren Grammatik, S. IV. sehr richtig bemerkt: „zunächst der Hebräischen Grammatik selbst wegen, als Wissenschaft, die sich ihrer Gründe bewufst werden, und sich über die bisherige Herrschaft der blofsen Empirie erheben mufs". Man kennt das Gebiet einer Sprache nicht ganz, wenn man nicht auch denjenigen Zeitraum derselben überschaut, in welchem sie sich bildete, und, so viel möglich, die Gesetze übersieht, nach welchen sie ihre Formen prägte. Aber wir dürfen dennoch, wenn wir nicht in Einseitigkeit verfallen wollen, nach meiner Meinung, bei diesem einen Haupttheile des Sprachstudiums nicht stehen bleiben, und mit ihm die Sprachkenntnifs für abgeschlossen halten wollen. Es wäre dies ungefähr so, wie wenn jemand, welcher mit kunstreichen architektonischen Werken sich bekannt machen will, dabei stehen bliebe, die Gestalt und Composition der einzelnen Bausteine zu untersuchen und zu analysiren. Es könnte jemand über die Entstehung der grammatischen Formen einer Sprache die scharfsinnigsten Untersuchungen geliefert haben, und dennoch nicht im Stande sein, ein in der Sprache geschriebenes Buch mit einiger Geläufigkeit und Sicherheit zu lesen und zu erklären. Zur Vollendung des Sprachstudiums mufs daher immer noch ein ebenso wichtiger *zweiter Haupttheil* desselben betrieben werden, nämlich die Vertrautheit mit dem Gebrauche der Sprache in den Schriftwerken, welche Vertrautheit nur durch das Studium der Litteratur und grofse Belesenheit in derselben erworben werden kann. Hiedurch erfahren wir, zu welchen gleichsam lebenden Wesen das Volk die einzelnen Bausteine seiner Sprache gestaltete. Gewifs darf die wissenschaftliche Würde dieses zweiten Haupttheiles des Sprachstudiums nicht geringer angeschlagen werden, als die jenes ersten Haupttheiles. Dieser zweite Haupttheil erst macht es uns auch möglich, in die Litteratur des Volkes einzudringen, und dieser Gewinn ist nicht der geringste. Die nach Vernunftgesetzen erfolgte Bildung, Entwicklung und Veränderung der grammatischen Formen gewährt lehrreiche Aufschlüsse über die Natur und die Thätigkeit des menschlichen Geistes. Aber die in der Litteratur eines Volkes niedergelegten Ideen, Gefühle, Meinungen, Regungen und Ahndungen gewähren gewifs eben so reiche und lebendige Belehrung über die Natur und die Thätigkeit des menschlichen Geistes. Daher mufs man, dünkt mich, diejenigen älteren Grammatiker, welche, mit Uebersehung oder wenigstens Vernachlässigung des historisch-genetischen Theiles, sich zur Hauptaufgabe machen, den Schüler unmittelbar in die lebende Sprache und in die Litteratur einzuführen, defshalb nicht als völlig geistlose und unbrauchbare Machwerke herabsetzen. Die Verf. derselben waren sich ihres Zweckes wohl bewufst, und arbeiteten grade auf ihn hin. Sie verfuhren allerdings einseitig, indem sie die frühere Periode der Sprache ignorirten, und daher auch die Gründe der späteren Sprachformen nicht entwickeln konnten. Ebenso einseitig würde aber ein Sprachkenner sein, welcher sich auf die Untersuchung der Entstehung der Formen einer Sprache beschränkte, hierüber zwar vielfache, scharfsinnige Vermuthungen aufstellte, jedoch nicht im Stande wäre, die wichtigsten in dieser Sprache geschriebenen Werke richtig zu interpretiren, und mit einiger Geläufigkeit zu verstehen. Beide Arten des Sprachstudiums bestehen ziemlich unabhängig von einander; der eine Mann erwirbt sich die gröfste Vertrautheit mit Shakespeares Sprache und Styl, dringt überall in den eigentlichen Sinn der von Shakespeare gebrauchten Ausdrücke und Wendungen ein, liefert die vollkommensten Erläuterungen und Uebersetzungen der Shakespeareschen Werke; ebenso zeigt er sich in der Behandlung andrer grofser Englischer Schriftsteller; diesen Mann wird man doch, dünkt mich, einen Kenner der Englischen Sprache nennen dürfen, und das was er von solcher Sprachkenntnifs besitzt, ist nichts blos Empirisches und Mechanisches, sondern zur Erwerbung desselben gehören Geist und Fleifs.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 82.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

1. *Kritische Grammatik der Hebr. Sprache, ausführlich bearbeitet von D. G. H. A. Ewald.*
2. *Grammatik der Hebräischen Sprache des A. T. in vollständiger Kürze neu bearbeitet von G. H. A. Ewald.*
3. *Hebräische Grammatik von Wilh. Gesenius.*

(Schlufs.)

Der andre Mann nimmt die einzelnen Englischen Worte vor, die grammatischen Endungen, die Pronomina, und weiset nach, wie diese allmählig aus den älteren Angelsächsischen Worten und Formen entstanden sind, und in welchem Verhältnisse sie zu den Formen verwandter Sprachen stehen; giebt man ihm aber einen schweren Englischen Schriftsteller in die Hand, mit dem Auftrage zu übersetzen, so kann es leicht geschehen, dafs er stockt, da hiezu noch ganz andre Kenntnisse und Fertigkeiten erforderlich sind. Aber auch dieser Mann darf ein Kenner der Englischen Sprache genannt werden, wenn gleich in andrer Beziehung. Jeder von diesen beiden würde in Einseitigkeit verfallen, wenn er seine besondre Richtung als die ausschliefslich ächte und wissenschaftliche Sprachkenntnifs betrachten wollte. Nur wer beide Richtungen in sich vereinigt, ist der vollkommne Sprachkenner; wo die eine oder die andre Richtung vorherrschend erscheint, mufs, nach meinem Dafürhalten, der eine den andern ehren, und niemand sich für den Ausschliefslichen halten. Doch da wir hier Semitische Sprachen betrachten, so liegt uns ein andres Beispiel noch viel näher. Welcher Mann hat je mehr geleistet für das Arabische Studium als Silvestre de Sacy, nicht nur durch eigne Arbeiten der mannichfaltigsten Art, sondern auch durch den Einfluss, welchen er auf alle neueren, tüchtigeren Kenner dieser Sprache geäufsert hat? Wer hat je Arabische Schriften richtiger und gründlicher durchforscht und vollständiger erläutert als er? wer hat den Arabischen Sprachgebrauch in allen seinen Schwierigkeiten und Schlupfwinkeln glücklicher erkannt, als jener Mann? Und dennoch hat Sacy die historisch-genetische Behandlung der Arabischen Sprache nur sehr wenig berücksichtigt, und in seiner Arabischen Grammatik, welche eine ganz neue und glänzende Periode der Arabischen Sprachkenntnifs gegründet und bewirkt hat, die Entstehung der grammatischen Formen meistens unerörtert gelassen. Erst Hr. Ewald hat in seiner eben erschienenen Arabischen Grammatik auch für diese Sprache die historisch-genetische Methode befolgt. Sollte nun wohl diese nun auch auf die Arabische Grammatik angewendete Methode einen eben so grofsen Umschwung in der Kenntnifs der Arabischen Sprache und Litteratur bewirken, als derjenige ist, welchen Sacy durch seine Grammatik bewirkt hat? Wer die Arabischen Studien und ihre Geschichte kennt, mag diese Frage unbefangen beantworten. Hat Wolf auf die klassischen Studien mächtig und günstig eingewirkt, und hat er die historisch-genetische Erforschung der Griechischen Grammatik mit Sorgfalt betrieben? Gegenwärtig wird in Deutschland von den fähigsten Männern die historisch-genetische Methode mit so überwiegender Vorliebe befolgt und empfohlen, dafs etwas Muth dazu gehört, zu erklären, diese Methode bilde nicht den ausschliefslichen Theil des Sprachstudiums. Denn durch eine solche Erklärung zieht man sich die Beschuldigung zu, dafs man nur Empirie und mechanische Routine wolle. Indefs, so angesehen auch die Männer sein mögen, welche solche Beschuldigungen aussprechen möchten, die Zeit gleicht alle ungerechten Urtheile aus.

Nennt man ferner die historisch-genetische Methode eine ganz *neue*, die allein den Namen der wissenschaftlichen verdiene, so kann dies doch nicht unbedingt zugegeben werden. Auch unter den früheren Hebräischen Grammatikern hat es Männer gegeben, die nicht von allem wissenschaftlichen Geiste verlassen waren, und die auch schon in die Gründe der Sprachformen

und Sprachverbindungen einzudringen suchten; wir dürfen nur Schultens, Schröder, Storr, Gesenius nennen. Aber man hat diese Seite jetzt viel ernstlicher und mit viel gröfserem Erfolge behandelt als früher, wie denn in dem Aufsteigen der Wissenschaft in der Regel auf den Schultern der Früheren die Späteren stehen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, zu welchen die in Vorreden und Recensionen öfter vorgekommenen Aeufserungen über die historisch-genetische Behandlung der Grammatik mir Veranlassung zu geben schienen, wenden wir uns zu Hrn. Ewalds Hebräischer Sprachlehre. Sie gehört unstreitig zu den Werken, welche in Deutschland die historisch-genetische Methode am lebhaftesten angeregt, und im Einzelnen am glücklichsten gefördert haben. Dafs in den von ihr gelieferten Erklärungen mitunter Hypothetisches und Unsicheres, zum Theil auch schon später wieder Geändertes, vorkommt, wird dem Werke von Niemand, der diesen Gegenständen einige Aufmerksamkeit gewidmet hat, als wesentlicher Fehler vorgeworfen werden. Der Verf. selbst ist auch, ungeachtet einer etwas harten Beurtheilung der Früheren und Dissentirenden, weit entfernt, alle von ihm gegebenen Resultate für hinlänglich gesichert zu halten. Bei der Vorliebe für die genetisch-historische Behandlung der Formenlehre hat er doch auch den praktischen Theil der Hebräischen Sprachkenntnifs nicht vernachläfsigt, sondern in der Syntax viele schätzbare Erläuterungen einzelner alttestamentlicher Stellen mitgetheilt. Viele der gegebenen Formenerklärungen empfehlen sich sehr; z. B. was, kl. Gr. S. 166., über den Ursprung des hinter der Wurzel eingeschobenen *Çholem* וֹ im *Hiphil verbor. med. quiesc.* gesagt ist: „bei der engsten Anschliefsung des Konsonanten der Personalendung an den letzten Stammkonsonanten können die eigentlich unwandelbaren langen Endvokale des Stammes nicht bleiben, zumal wenn sie den Ton verlieren, und Formen wie הֲקִימֹתָ sind nach §. 71. unmöglich. Zwei Auswege standen hier offen. 1) Um den langen Vokal *zu erhalten*, tritt ein Trennungsvokal zwischen die zwei Konsonanten, dem sich die Personendungen wie sonst der letzten Stammsylbe anhängen; z. B. וֹ zwischen תֶּם und הֲקִימוֹתֶם = הֲקִמְתֶּם. 2) Oder der lange Vokal kann gegen seinen Ursprung *verkürzt werden*, §. 98. Dies ist nach Art der übrigen Verba regelmäfsiger, aber späterer Bildung, und fängt im Hebräischen erst an". Diesen letzteren Ausweg hat daher auch die Arabische Sprache ergriffen, welche nur die Form أَقَمْتُمْ kennt. Die Syrische dagegen scheut die Form הֲקִימֹתָ nicht. Jene Ursache des eingeschobenen *Cholem*, nämlich die beabsichtigte Erhaltung des langen Stammvokales, hat Gesenius in seinem Lehrgebäude, S. 395. und ebenso in der vorliegenden Ausgabe seiner Grammatik, einigermafsen angedeutet, indem er sagt: „der Grund dieser Einschiebung liegt vermuthlich in der Härte, welche die Zusammensetzung נָקוֹמְתָּ verursachte, und man suchte diese auf eine Weise zu vermeiden, an welche man schon bei den *Geminantibus Ain* gewöhnt war"; allein bestimmter und klarer ist die Sache allerdings von Ewald dargestellt. In einigen Fällen scheint mir die gegebene Erklärung nicht eine wirkliche Entwicklung der Ursache der Erscheinung zu liefern, sondern nur eine in andre Ausdrücke gekleidete *Beschreibung der Erscheinung* selbst; z. B. was Hr. E. kl. Gr. S. 162. über die Form הוּקַם und besonders über das *Schurek* in der ersten Sylbe bemerkt: „הָקַם würde nach gewöhnlicher Weise הָקוֹם bilden. Da sich aber *O*, §. 102., überhaupt nicht gern verdrängen läfst, und beide Vokale in dieser Stellung wesentlich das Passivum auszeichnen, so ist *Patach* mit Verdrängung des *Waw* geblieben, und in die erste Sylbe tritt unwandelbar langes *U*, als ob das verdrängte *Waw* vorn sich äufsere; daher auch *A* in der letzten Sylbe gegen Analogie kurz ist". Die früheren Grammatiker begnügten sich in der Regel mit der Beschreibung der Erscheinung, gaben aber solche Beschreibungen ganz kurz, z. B.: *ejicitur Waw; commutatur Waw cum Jod; transponuntur Kamez et Cholem.* Gesenius scheint mir jene Form ähnlich zu schildern, indem er sie, Gramm. zehnte Ausgabe, S. 141. auch auf eine Transposition zurückführt: „bei dieser Konjugation liegt aber eine Transposition zum Grunde. Nämlich הָקַם, transponirt הָוְקַם, daher, הוּקַם". Gesenius leitet das *Schurek* zunächst aus dem *Kibbuz* des *Hophal* her. Hr. E. sagt freilich krit. Gramm. S. 209. kl. Gr. S. 83. dafs *Kamezchatuf* der gesetzliche Vocal für die erste Sylbe des *Hophal* sei, und *Schurek* sehr selten vorkomme. Diesem widerspricht geradezu Gesenius, Gramm. zehnte Aufl. S. 115.: „*Hophal* hat in der ersten Sylbe ebenso häufig *Kibbuz* als *Kamezchatuf*, und zwar im *Präterito*, *Futuro* und *Participio*. Von einigen Verbis existiren beide Formen neben einander, הָשְׁכַּב Ezech. 32. v. 32. הָשְׁכְּבָה 32. v. 19. מָשְׁלָךְ

2 Sam. 20. v. 21. הֻשְׁלַכְתָּ Jer. 14. v. 19." Da es hier blos auf die Ausmittelung einer Thatsache ankommt, so wäre es doch interessant, durch Nachschlagen mit Hülfe der Konkordanz das Wahre ausfindig zu machen. Die Form *Hophal* kommt nicht häufig vor, wenn wir die *Verba quiescentia* und *geminantia* abziehen, die bei dieser Untersuchung nicht in Betracht gezogen werden können, da sie vermöge ihrer Unregelmäfsigkeit den ursprünglichen Vokal der ersten Sylbe des *Hophal* verändern. Auch die Verba *Pe Nun* können hier nicht mitgezählt werden, insoweit nämlich die Assimilation bei ihnen eintritt; denn dadurch entsteht bei ihnen, wie z. B. in הֻגַּשׁ immer die Mittelsylbe, welche ihrer Natur nach das *Kibbuz* vorzieht. Dahingegen kommt נָחַל hier mit in Betracht, weil es keine Assimilation hat. Betrachten wir nun die übrigen Verba, bei welchen *Hophal* wirklich vorkommt mit seinem ursprünglichen Vokal in der ersten Sylbe, so zeigt sich, nach meiner Nachforschung, beim Präterito und Infinitiv allerdings das Vorherrschen des *Kamez chatuf* sehr deutlich. Wir finden nämlich von diesen Temporibus folgende wirklich vorkommende Formen: הָגְלָה . הָחְפַּז . הָחְבְּאוּ. הָבְעָה . הָסְלַחְתִּ . הָמְלַח . הָכְרֹת . הָכְלְמוּ . הָטְבְּעוּ הָחְתֵּל . הָחְרְבוּ . הָחְלִיתִי . הָשְׁבַּרְתִּי . הָרְעֲלוּ הָחְפַּז . חָפְנוּ . הָפְרֹת . הֹעָלָה . הָנְחַלְתִּי . הָסְלַךְ . הָשְׁלַמְתָּ . הָשְׁלַכְתָּ . הָשְׁבָּה . הָשְׁכַּב . Dies ist alles, was ich von Beispielen des Präteriti und Infinitivi haben finden können, und unter diesen vier und zwanzig Beispielen sind also nur zwei mit *Kibbuz*. Die Stellen, in welchen diese Beispiele stehen, wird man aus Wörterbüchern, besonders *Stockii Clavis*, leicht auffinden können. Ich will nicht behaupten, dafs mir nicht noch ein und das andre Beispiel entgangen; aber gewifs werden es sehr wenige sein. Wenden wir uns nun zum Futuro, so habe ich davon nur folgende Beispiele gefunden: יִשְׁלַכוּ . תָּמָר . יָעַר . יֻחָרַם . in welchen denn wiederum das *Kamez chatuf* vorherrschend ist. Dahingegen ist beim Participio das Verhältnifs umgekehrt; denn hievon finden wir folgende Beispiele: מָפֻנֶּה . מָעָד . מָכְשֹׁלִים . מָחֳרֻבוֹת . מָרָבָּץ . מָרַדְּ . חַמְגֻלִים . מָמָּר . מָשְׁלָךְ . מָשְׁחָת . מָחְצָעוֹת . מָחְמָרָה . חַמְפַּקְרִים Also vier Beispiele mit *Kamez chatuf* und neun mit *Kibbuz*. Es entstände also die Frage, warum gerade im Participio das *Kibbuz* so oft vorkommt. Ob das Participium im Singular oder Plural stehe, scheint keinen Einfluss auf die Sache zu haben. Ewald hat, krit. Gramm. S. 209. noch das Beispiel מָקָשֵׁר, welches aber nur Druckfehler für מָמָּר ist. Merkwürdig ist Ezech. 16. v. 4. לֹא הָמְלַחְתְּ *gesalzt worden bist du nicht*, wo die beiden Punktationen unmittelbar neben einander stehen, und die Verschiedenheit des Klanges absichtlich gesucht worden zu sein scheint, während Ewald, krit. Gramm. S. 209. מְמָטָר הֶגֵּשׁ Mal. 1. v. 1. aus dem Suchen des Gleichlautes erklären will.

Wir lassen noch einige Bemerkungen folgen. Die Aussprache und den Werth der einzelnen Hebr. Buchstaben wird man, meiner Meinung nach, am sichersten fassen, wenn man geborne Araber sprechen gehört und sich gewöhnt hat, die von ihnen beobachteten scharfen Unterschiede zwischen anscheinend sehr ähnlichen Buchstaben zu bemerken, z. B. zwischen ت und ط, zwischen س und ص, zwischen ن und ض. Jede Sprache, ja manche provinzielle Mundart hat ihre eigenthümlichen Lautmodifikationen, und wir müssen uns sehr hüthen, blos aus den in unsrer Sprache üblichen Lauten zuversichtlich Folgerungen zu ziehen in Betreff dessen, was in einer andren Sprache in dieser Hinsicht statt finden könne oder nicht. Wir sind gar zu geneigt, die Existenz solcher Laute, die bei uns nicht vorkommen, überhaupt zu leugnen. Es ist bekannt genug, dafs manche Deutsche Provinzen selbst die Unterschiede zwischen *t* und *d*, zwischen *p* und *b*, zwischen *ö* und *e*, zwischen *ü* und *i*, nicht bemerken, noch fassen können, während in andren Provinzen diese Unterschiede auch dem ungebildetsten Ohre so klar und sicher sind, dafs kein Mensch hier Veranlassung findet von *hartem p*, und *weichem b* zu reden. Hr. Ewald ist gleichfalls der Meinung, krit. Gramm. S. 26. dafs bei den Arabern die ursprüngliche Aussprache sich am treusten bewahrt habe. Er sagt nun in Betreff der beiden Buchstaben צ und ץ kl. Gramm. S. 8. „Durch Verschmelzung des einfachen *S* mit den *T*-Lauten entstehen die Laute צ *ds*, aus ד und ס, und ץ *ths* aus ת und ס". Diese Erklärung der beiden Buchstaben צ und ץ scheint mir zweifelhaft. Sehe ich auf die Aussprache der Araber, so ist ز oder das Arabische ز nichts als ein einfacher Laut, nämlich das sanfte Deutsche *S*, welches die Franzosen durch *Z* ausdrücken, wie in *gazon*, *gazette*, und die Neugriechen (ohne Zweifel auch die alten Griechen) durch ζ. Das Arabische ظافر lautet gerade wie das Deutsche *safir*, durchaus nicht *dsafir*; ein Franzose schreibt es *zafir*. Das Arabische kennt sehr wohl den komponirten Laut *ds*; aber wenn es ihn bezeichnen will, gebraucht es dafür, wie es auch ganz natürlich ist, ein modificirtes *Dal*, nämlich *Dsal* ذ. Ebenso verfährt das Arabische, wenn es das lispelnde *T* bezeichnen will; es nimmt nämlich hiezu ein modificirtes *Ta*, das ث. Das Hebräische Alphabet kennt diese modificirten Zeichen noch nicht, wiewohl es die modificirten Laute schon gehabt haben mag; es hat nur die einfachen Zeichen ד und ת. Ebenso hat es auch nur das einfache ע, und noch nicht das modificirte غ. Die semitischen Sprachen haben denjenigen

Laut, welchen wir das Deutsche sanfte *S*, oder das Französische *Z* nennen, und deſshalb bezeichnen sie ihn auch durch einen besonderen Buchstaben, nämlich das ז. Wir finden freilich gewöhnlich, und auch bei Hrn. Ewald, angegeben, das ס sei das sanfte *S*. Allein worauf beruht diese Angabe? Das ס ist das einfache scharfe *S*, welches wir im Deutschen durch ſſ oder ß bezeichnen müssen, und entspricht dem Arabischen س, welches jederzeit scharf lautet, es mag im Anfange, in der Mitte oder am Schlusse der Wörter stehen. Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Deutschen, welche nicht bei Arabern das Arabische lesen gelernt haben, daſs sie das ص nach Deutscher Weise ganz sanft artikuliren. Das צ und ص ist das eigenthümliche semitische, gutturalisch geschärfte *S*, dessen Laut Hr. von Hammer sehr treffend vergleicht mit dem Sausen des hauenden Schwerdtes. Vom *T* aber ist nichts dabei. Die LXX schreiben für צ auch blos σ, nicht τσ. Das Deutsche harte *Z*, welches man in צ sucht, ist den semitischen Sprachen unbekannt. Kein Araber, kein Perser, kein Türke spricht es. Aber die Armenier haben es. Hiernach scheint mir bei den gedachten Buchstaben folgende Gradation angenommen werden zu müssen:

ز ז sanftes *s*.
س ס scharfes *s*.
ص צ gutturalisch geschärftes *s*.

Der vollere Zischlaut ש zerrann bei einigen Wörtern durch Verdünnung in שׂ, welches denn fast mit ס zusammenfiel, daher die Orthographie bisweilen zwischen ס und שׂ schwankte, und die Araber für beide Buchstaben nur س beibehielten. Das ע und غ beschreiben unsre Grammatiker, und mit ihnen Hr. Ewald, in der Regel wie ein gutturalisches *gh*. Allein der Gedanke an ein *G* ist, wenn wir auf das Arabische sehen, ganz zu entfernen. Das غ der Araber ist nichts als ein ächzendes Hervorstoſsen aus der Kehle, welches am leichtesten mit dem Vokale *A* hervorgebracht wird, ziemlich leicht auch mit *o* und *oe*, am schwersten mit *i*. Daher auch die gemeinen Araber statt *inda* عِنْدَ bei; in der Regel aussprechen *anda*. Ein *A* aus tiefer Brust gestoſsen, gleicht sehr dem Arabischen ع; aber nichts von *G* mischt sich darinn. Dahingegen läſst sich das Arabische غ sehr füglich ein gutturalisches *gh* nennen, welches in *r* überschlägt. Es ist das Französische *r grasseyé*, welches man z. B. hört, wenn ein Marseiller *par terre* sagt, wo man statt der *r* nur krächzende Gutturaltöne hört. Vom ט sagt Hr. E. es sei *th*. Dies ist ganz richtig, wenn wir unter *th* ein geschärftes *T* verstehen, wie das Arabische ط. Aber häufig bezeichnen wir im Deutschen mit *th* das gelispelte *T* der Engländer, und dies ist wohl der Grund, warum man ת auch durch *th* bezeichnete. Im ת steckt das Arabische ت, und die gelispelte Modifikation desselben, nämlich ث, wie תֹּם תַּאַם und תְּנָה ثُنِي. Daſs auch bei den Hebräern schon die gelispelte Modifikation nach und nach einriſs, ist wenigstens sehr wahrscheinlich daraus, daſs die LXX in der Regel ת durch θῆτα ausdrücken. Daſs das *Dagesch lene* bei ר und ג einen Unterschied der Aussprache habe bezeichnen können, läugnet Hr. E. krit. Gr. S. 81. indem er dem Gedanken folgt, daſs Artikulationen, welche bei uns nicht üblich sind, auch bei andern Völkern nicht stattfinden können. Aber nach dieser Ansicht würden wir der Sanskritsprache eine Menge Artikulationen streichen müssen, welche sich blos von einander unterscheiden durch eine bei uns nicht übliche Verschiedenheit der Aspiration und Nichtaspiration. Hr. E. hat denn auch in der kleineren Grammatik jene Bemerkung über das *Dagesch lene* nicht mehr aufgestellt. Gesenius und Ewald nehmen beide noch die Entstehung einiger *Quadrilittera* und *Quinquelittera* durch *Conglomeration* zweier Wurzeln an. Mir scheint diese mechanische Bildungsart höchst zweifelhaft. Das Arabische ist auſserordentlich reich an *Quadrilitteris* und *Quinquelitteris*; aber ich halte alle für entstanden durch innere Evolution der Wurzel oder Einschiebung und Anhängung von Radikalen, zur Schärfung oder sonstigen Modifikation der Bedeutung. So ضُرَّاكٌ feist, ضُبَّرَّاكٌ sehr feist; ضُنَّاكٌ muskulös, ضُنْبُكٌ sehr muskulös. Das Wort צְפַרְדֵּעַ *Frosch* soll konglomerirt sein aus צָפַר *zirpen* und רָדָא Sumpf. Im Arabischen erscheint das Wort ohne *r*, nämlich ضِفْدِعٌ, ebenso wie שְׁרֵבִיט für שֶׁבֶט, und שְׁעַפִּים für סְרַעֲפִים. Das ضِفْدِعٌ kann eine Ausbildung der Wurzel ضَفَعَ oder ضَفَدَ *aufschwellen* sein, wovon auch ضِفَنْدَدٌ *ein Dicker*. Vielleicht sind צְפַרְדֵּעַ u. ضِفْدِعٌ blos Nachbildungen der Stimme des Thieres, wie بُومٌ und Uhu. In שְׁלֹאנָן kann ל wohl sicher als blos eingeschoben betrachtet werden in שַׁאֲנָן, und nicht als Theil von שָׁלָו. Der Raum zwingt, mit diesen Bemerkungen zu schlieſsen, und ich füge nur noch hinzu, daſs die vorliegende neueste Ausgabe des Werkes von Gesenius durch bedeutende Vermehrungen und Verbesserungen vor den früheren sich auszeichnet. Aus dem Ewaldschen Werke werden auch Sprachkenner noch vielfache Belehrung schöpfen. Dahingegen scheint es mir, daſs Anfänger sich leichter in dem Werke von Gesenius zurechtfinden werden.

J. G. L. Kosegarten.

Nro. 83.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## LIII.

*Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von Macedonischen Königen beherrscht wurden. Von Dr. Ludw. Flathe. Erster Theil. Von der Urzeit bis zum Untergange des Persisch-macedonischen Reiches. Leipzig* 1832. *bei Barth. S. VIII. u.* 250. *in* 8.

Gleich vielen anderen ging das Makedonische Volk von einem kaum unserem Auge erreichbaren Anfangspunkte aus, entwickelte, entfernt und unbeachtet von allen höher gebildeten, seine inneren Kräfte, vermehrte erobernd seine verschmelzenden Bestandtheile, und gedieh, schon stark und doch immer noch hinter einem täuschenden Schleier verborgen, zu dem vollen Maße der beabsichtigten innern Macht eben in der Zeit, für welche die waltende Vorsehung es ausersehen hatte, um gewaltig in den Gang der Dinge einzugreifen und für die ferneren Schicksale aller Erdenbewohner höchst wirksam zu werden.

Wohl verdient ein solches Volk, daſs es von seinem politischen Anfange bis zu seinem Ende und dessen unmittelbaren Nachwirkungen in einem besonderen Werke verfolgt werde. Es sind Schriften in Menge vorhanden, welche einzelne Theile der Makedonischen Geschichte behandeln, über die ältere nur seit kurzem ein sehr beachtenswerthes Werk von K. O. Müller, über Philipp und Alexander viele meistens sehr mittelmäſsige, über die späteren Zeiten der Makedoner noch dürftigere; auch enthalten die bekannten Universal-Geschichten eine Gallerie für dieses Volk, gewöhnlich noch schlechter als manche andere: aber an das was nöthig war, hat sich zuerst der Verf. des vorliegenden Werkes gemacht.

Daſs er die ganze Wichtigkeit des Makedonischen Volkes nach Gebühr gewürdigt und daſs er es gefühlt habe, welche Haltung die Geschichte desselben, obgleich mit kriegerischen Ereignissen in Masse und fortlaufender Reihe gefüllt, behaupten müsse, um mehr Lehrreiches zu geben, als jeder durch Zusammenlesen der Quellen sich bei dem ersten Blicke verschaffen kann; davon zeugen die ersten Seiten seines Werkes. Ob er dagegen die Aufgabe genügend lösen wird, läſst sich nach dem bisher erschienenen ersten Bande noch nicht bestimmt beurtheilen; denn dieser enthält erst, wie das Makedonische Volk zu der kräftigen Stellung gelangte, wie es dann die Hellenen sich unterwarf, darauf in Asien das Perserreich zertrümmerte, endlich zerstörend in sich selbst zerriſs, um das Hervorgehen des Vielfachen möglich zu machen. Das wahrhaft Schwierige, zu zeigen, was nun auf der weiten Fläche der Zerstörung und wie es wurde und abermals in Anderes überging, ist einem zweiten Bande vorbehalten. In dem erschienenen sind aber die am gelungensten bearbeiteten Felder diejenigen, worin das groſse Vernichtungswerk Alexanders und dann das seiner unmittelbaren Nachfolger dargestellt ist; auch als schaffend sind eben diese Personen in der Regel auf beifallswürdige Art vorgeführt: geringeres Lob möchte den Theilen gebühren, worin der verborgene Wachsthum des Makedonischen Staates und seine gewaltige Entwickelung unter Philipps Meisterhand zu entfalten war.

Das im vorliegenden Bande Enthaltene zerfällt sehr richtig in vier Kapitel, über die jetzt, unter Einmischung angemessen scheinender Erörterungen, genauer zu berichten ist.

Das erste Kapitel, überschrieben „die Urgeschichte Macedoniens", umfaſst den Zeitraum von dem ersten Anfange des Staates bis auf Philipp, und unterscheidet abermals die beiden Abschnitte vor und nach dem Ausbruche der Perserkriege. Eine groſse Gesammtnation, wie sie Ref. in seiner Urgeschichte der Hellenen nachzuweisen gesucht hat, nimmt auch der Verf. an; scheint

übrigens der schwerlich zu begründenden Ansicht zu sein, dafs sich im höheren Alterthum in den Ländern nördlich von Thessalien Hellenische Staaten befunden hätten, die nur unter Barbaren — ein Ausdruck, von welchem überhaupt für die früheste Zeit ein völlig unstatthafter Gebrauch gemacht wird — untergegangen wären; und läfst sich auf die allerdings schwerlich zu entscheidende Frage, ob die Makedoner zu dem Thrakischen, oder dem Illyrischen oder dem Pelasgischen Hauptzweige gehört hätten, gar nicht ein. Eben so wenig giebt er von dem gesammten Lande, welches wenigstens später Makedonien hiefs, eine klare geographische Ansicht, wie man sie nach Müllers Vorarbeiten in einer Geschichte der Makedoner mit Recht erwarten durfte: vollständiger ist die von jenem geborgte Aufzählung und Vertheilung der einzelnen Völkerschaften, obwohl, was mindestens etwas weiter unten geschehen mufste, nirgends die Hellenischen Kolonien auf der Küste so beachtet sind, wie eine klare Entwickelung der Schicksale des Makedonischen Staates es unumgänglich erheischt. Von der Stiftung desselben, die bekanntlich von der Einwanderung einiger Herakliden aus Argos abhängig gemacht wird, liest man darauf die gewöhnlichen Sagen, die aber keiner Erörterung gewürdigt werden und dem Verf. oft als eine leere Dichtung erscheinen, womit man später den Makedonischen Königen habe schmeicheln wollen. Dergleichen ist leicht gesagt; und durch eine solche Sprache erhält der sie Führende obendrein den Vortheil, anders Urtheilende als Leute zu verdächtigen, welche sich von verjährten Vorurtheilen und schwacher Leichtgläubigkeit nicht losmachen können: es ist auch nach dem Geschmacke Vieler. Dennoch kann Ref. dem Verf. nicht einmal zugestehen, dafs Emathien der älteste bekannte Sitz der Makedoner war, wie ohne alle Beweise behauptet wird. Es war vielmehr jenes Bergland, von welchem gegen Osten der Bermius am tiefsten in die Ebene hervorsprang, der Stammsitz der Makedoner, wo sie — nach Herod. I, 56. — ehemals mit den zum entlegensten Nordwesten Thessaliens zurückgedrängten Dorern in enger Verbindung standen; und damals gab es überall noch keinen Unterschied von Unter- und Ober-Makedonien. Das später erst, und zwar nach geschehener Eroberung, Untermakedonien genannte Land besafsen die Völkerschaften der Pierier, Bottiäer, Bryger und Hygdonier, alle als Bewohner schöner Ebenen, die sich bis ans Meer erstreckten, schon höher gebildet, wie namentlich die Sagen von einem mit Vorderasiens Kultur zusammenhängenden Könige Midas und dessen Gärten, und von Städten, die hier später von den vordringenden Makedonern genommen wurden, unwiderleglich beweisen. Diese letzteren, bis dahin ein rauhes Bergvolk, traten — etwa um die Zeit, als in Italien zuerst die Römer, mit deren ältester Geschichte überhaupt die früheste Makedonische viel Aehnliches zu haben scheint — erobernd gegen die Ebene auf. Etwas mufs dazu den Anstofs gegeben haben. Die Sage erwähnt beständig die Einwanderung von Herakliden, die als Flüchtlinge aus Argos bei einem Oberhaupte der Ebene eintreffen, ihm dienstbar werden und bald in die Gebirge entweichen: und da nur dieses gemeldet wird, so ist schon darum nicht einzusehen, wie irgend etwas anderes mit Recht für wahrscheinlicher gelten könne. Dazu kommt, dafs, wenn im höchsten Alterthum schon ein naher Zusammenhang zwischen Dorern und Makedonern statt fand, es wenig auffallen darf, dafs vertriebene Herakliden sich in die Gegend zurück begeben, wo ehemals ihre Stammväter hauseten. Ref. hält also, in Ermangelung von etwas Besserem, an jener Sage als *Trägerin* von etwas Geschichtlichem und läfst mit dem Eintreffen der Herakliden die Makedonischen Eroberungen gegen die Ebene beginnen; hätte aber jeden Falls erwartet, dafs der Verf., dem freilich Untersuchung der ältesten Mythen ein völlig fremdes Feld ist, darauf in einer Urgeschichte der Makedoner gebührlich eingegangen wäre. Dieser schreitet alsdann weiter zu den fünf Generationen unter Argäus, Philippus, Aeropus, Alketas und Amyntas, über welche wir nur wissen, dafs die Makedoner während derselben als Eroberer in dem nun erst sich ablösenden Untermakedonien um sich griffen. Zu bestimmen, wie die Ereignisse unter die einzelnen Generationen zu vertheilen sind, ist nicht mehr möglich; Hauptquelle bleibt Thukydides (2, 99.); und weislich hat der Verf. sich gehütet, in dem darüber von Müller gegebenen Sachkommentar etwas abzuändern.

Mit Amyntas beginnt es Tag zu werden für die Makedonische Geschichte. Seine und Alexanders, seines Nachfolgers, Zeit fällt gröfsten Theils unter die Oberherrschaft der Perser. Die durch Xerxes' Zug unter den nahen Völkerschaften entstandenen Verwirrungen und Alexanders kluge Politik gegen Asiaten und Hellenen dienten dazu, die Makedonischen Besitzungen

zu erweitern: schärfer zu beachten wäre noch der Umstand gewesen, dafs wahrscheinlich auch die Makedoner den fliehenden Asiaten unermefsliche Beute abnahmen, dafs seitdem ihre Grofsen, obwohl einer Seits noch roh, doch Wohlgefallen an Asiatischer Pracht fanden, wie sie uns aus etwas jüngeren Zeiten beschrieben werden, und dafs der Eroberungsgeist nach Entfernung des äufseren Druckes nur einen neuen Aufschwung erhielt. Es folgt alsdann die Regierung des Perdikkas, welche in den Peloponnesischen Krieg herab reicht und Makedonien in damit zusammenhängende Kämpfe verwickelt. Die von dem Verf. vorgeführten kriegerischen Ereignisse übergeht hier Ref. Bei ihrer Darstellung wird der Mangel fühlbar, dafs über die Verhältnisse der Hellenischen Colonien und der Olynthischen Chalkidier so wenig tiefer Eindringendes gesagt ist: und mehr verdiente hervorgehoben zu werden, dafs sicher diese Kriege der Makedoner gegen Hellenen und in Verbindung mit denselben ungemein viel dazu beitrugen, um Hellenischer Kultur Eingang zu verschaffen, besonders das Kriegswesen zu verbessern und viele feste Plätze anzulegen. In dieser Hinsicht hat die Regierung des Perdikkas einerlei Charakter mit der seines Nachfolgers Archelaus, der, bei selten gestörtem Frieden, die Hellenisirung der Makedoner im Inneren höchst wohlthätig beförderte. Nun bemerkt freilich der Verf., dafs nach diesem Archelaus Streitigkeiten um die Krone die Entwickelung des Makedonischen Staates lähmten, fast rückgängig machten: aber weit schärfer wäre zu zeigen gewesen, wie eigentlich schon bei dem Scheiden jenes Königs die Makedoner zu wahrer Stärke gediehen waren, und wie wohlberechnet die nun folgenden Verwirrungen nur dazu dienten, um den Staat mit sich zu beschäftigen, bis die Lage der Hellenen einer Thätigkeit nach aufsen günstiger würde. Dann wäre, als Philipp später auftrat, Einigkeit unter seinem Volke hergestellte, und nach aufsen Alles höchst günstig fand, das Wunderbare weggefallen, von welchem die ersten Regierungsjahre dieses ausgezeichneten Regenten gewöhnlich umgeben sind.

Noch zwei Punkte mufs Ref. in diesem Kapitel ausstellen. Es ist erstens alle Chronologie aufs Höchste vernächläfsigt, indem Jahreszahlen äufserst selten angegeben sind; und dieses geht noch in das folgende Kapitel hinein, wo man z. B. gar nicht bemerkt findet, wann Philipp zur königlichen Würde gelangt sei, und wo also eine streitige Frage nur umgangen ist. Zweitens durfte ein Stammbaum über das regierende Haus, wofür doch jetzt viele Vorarbeiten vorhanden sind, in einer solchen Geschichte durchaus nicht fehlen. Allein auch hier vermeidet der Verf. jede schwierigere Untersuchung, und mit diesem Gegenstande derselben ist er so mangelhaft bekannt, dafs man z. B. bei dem Argäus und dem Pausanias, den Prätendenten gegen Philipp, ein „vielleicht die und die" liest, obwohl ihre Abkunft und die Hauptpunkte über ihre früheren Schicksale ganz genau nachzuweisen sind.

Das zweite Kapitel hat die Ueberschrift „die Makedonische Hegemonie in Griechenland", und behandelt den Zeitraum, worin Philipp allmälig jene Hegemonie erwarb und sein Sohn Alexander sie gegen einen schwachen Versuch zur Abschüttelung derselben behauptete. In diesem Abschnitte ist Aufgabe, nicht sowohl unbekannte Thatsachen ans Licht zu ziehen, als einer wohl berechnenden Politik Schritt für Schritt zu folgen. Eine Charakteristik Philipps fehlt völlig; denn wenn der Vf. den König gegen manche Beschuldigungen zu rechtfertigen sucht, so kann dieſs, was obendrein noch an etlichen Gebrechen leidet, für keine Charakteristik gelten. Besser ist die bedrängte Lage dargestellt, worin sich Philipp Anfangs durch äufsere und innere Feinde befand; obwohl auch hier der Mangel eines Heeres, die Erschöpfung der Staatskasse, die Entmuthigung der Makedoner nicht genügend beachtet sind. Verderblich auf alles, was dieses Kapitel enthält, hat der wiederholt ausgesprochene Wahn des Verfs. gewirkt, als habe Philipp gleich bei seinem ersten Auftreten nichts geringeres als Zertrümmerung des Persischen Reiches und Erlangung der Hegemonie nur als Mittel zu derselben, betrachtet. Wie war es möglich, dafs der Verf. so irren und dem kaum seine Existenz gesichert sehenden Philipp solche Pläne andichten konnte! Er verräth sogar an einer Stelle (S. 58.), dafs er seinen Irrthum fühlt, und dennoch läfst er von demselben nicht ab. Scharf waren vielmehr drei Stationen in dem politischen Leben Philipps zu unterscheiden. Der König wollte zuerst nur seinem Makedonien nördlich von den Kambunischen Bergen feste Gränzen, besonders gegen die Barbaren und gegen die Hellenischen Pflanzstädte verschaffen; und noch im Streben nach diesem Ziele rief ihn das Glück nach Thessalien. Vor den Thermopylen wich er zurück, selbst es fühlend, dafs er sich diesmal übereilt

habe; aber den Gedanken und den Plan, er könne und wolle die Hegemonie über Griechenland erhalten, nahm er mit sich, und was er jetzt im Norden that, sollte nur den Erfolg im Süden sichern. Er errang die Hegemonie, und um diese unter einem populären Namen behaupten zu können, mufste er Hellenen und Makedoner gegen die Perser führen; ungewifs bleibt dabei, ob er schon an eine wirkliche Vernichtung des grofsen Reiches dachte. Auch die Mittel, welche Philipp zu Gebote standen, sind sehr mangelhaft angegeben. Von denen, welche aus der eignen Persönlichkeit des Königs hervorgingen, ist nicht die Rede, aber auch nicht der Geldmittel, namentlich der neu angelegten oder erweiterten Bergwerke geschieht Erwähnung, obwohl doch ein stets gefüllter Schatz für Philipp der eigentliche *nervus rerum gerendarum* war; und das System, die Hellenen von der Küste ins Innere zu verpflanzen und jede Eroberung durch neu angelegte Festen zu sichern, ist dem Verfasser völlig unbekannt. Oder gehörte dieſs zu dem inneren Volksleben? Ueber die Lage der Hellenen liest man dagegen vieles, was man von dem Verf. nicht zu wissen begehrt, einen Abrifs der Geschichte Athens seit seiner ersten Erlangung der Seeherrschaft und weite Rückblicke in die frühere Geschichte anderer Hellenischen Staaten; alles nur, um das leicht zu gewinnende Resultat zu begründen, dafs um Philipps Zeit sich die Hellenen durch innere Fehden aufgerieben hatten. Was nöthiger zu beleuchten war, steht im Schatten. Dafs Athen zum zweiten Male die Hegemonie auf dem Meere errungen hatte und daher unter allen Staaten des Hellenischen Stammlandes vorläufig der einzige war, welcher Philipp hätte gefährlich werden können, dafs es sich aber in vier Kriege verwickelte und darüber den Makedoner aus den Augen verlor, ist wenig hervorgehoben; Olynth, und was das Wichtigste ist, dessen gespanntes Verhältnifs zu Athen, so wie die Geschichte der Stadt Amphipolis, hinsichtlich deren ein Programm von Voemel in Frankfurt den Verf. auf Vieles aufmerksam machen konnte, kommen kaum zur Sprache; Thessaliens und Thraciens ist allerdings nach Gebühr gedacht, auch die Politik Philipps, die Hellenen in Uneinigkeit zu erhalten, ganz gut durchgeführt; nur hätte dieſs und alles, was sonst von den Hellenen gleich zu Anfange der Regierung Philipps gesagt ist, mehr für spätere Perioden seines Lebens vertheilt werden müssen und hätte dann ungleich helleres Licht gegeben.

In das Einzelne kann Ref. dem Verf. nicht folgen, weil er zu ausführlich werden müfste. Da, wo Demosthenes gegen Philipp auftritt, wird dem Redner reichlich Lob gespendet: aber Phokion wird, wie gewöhnlich, ganz vergessen, ein Mann, welcher den Grundsatz hatte, dem Strome — und dieser war Philipp — auszuweichen, damit er nicht nach Athen und Hellas hingeleitet werde, nicht ernstlich in Norden zu hemmen, damit er nicht brausend nach Süden sich ergiefse; dazu ein Mann, welchen Demosthenes selbst den Dolch seiner Reden nannte, welcher den gröfsten Einfluſs in Athen übte, und hinter welchen die zahlreiche Menge der Athener, die zum Kriege keine Lust hatten, sich verbarg; ein Mann also, der dem Könige wider Wissen und Willen den gröfsten Vorschub leistete und den, geleitet von einem dunkelen Gefühle, seine Mitbürger später den Schierlingsbecher zu trinken nöthigten. Auch jene in ganz Hellas verbreitete und durch Isokrates bekannte Partei, welcher von Einigkeit zwischen Hellenen und Makedonern und von Krieg gegen die Perser träumte und welche von dem Könige schlau benutzt wurde, endlich die Menge derer, welche mit Geld zu erkaufen waren, erhalten nirgends das gebührende Licht.

Hier enden die Gegenstände des Werkes, hinsichtlich deren der Verf. wohl gethan haben würde, wenn er noch einige Jahre recht viel nachgelesen und recht gründlich geforscht hätte; er, welcher thut, als hätten nicht schon Andere vor ihm viele Theile derselben mit Umsicht behandelt, und welcher, aufser Müllers an einigen Stellen, keines einzigen neueren Schriftstellers — freilich nach dem Vorworte absichtlich — gedenkt: und wir kommen nun zu anderen, die offener am Tage liegen, sich leicht von einem gewandten Erzähler darstellen lassen, und daher dem Verf. in der Bearbeitung ungleich besser gelungen sind.

Das dritte Kapitel handelt von der Gründung des Makedonisch-persischen Reiches durch Alexander und giebt, da es Arrians Werk zum Grunde gelegt hat, die Thatsachen selbst eben so sehr in ihrer reineren Wirklichkeit, als es, da dem Verf. historisches Talent durchaus nicht mangelt, in der Darstellung allen gerechten Forderungen in einem hohen Grade entspricht.

(Der Beschluſs folgt.)

N^ro. 84.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## *Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von Macedonischen Königen beherrscht wurden. Von Dr. Ludw. Flathe. Erster Theil.*

(Schluſs.)

Es beginnt mit einer angemessenen Charakteristik Alexanders, in welcher auch jene Eigenthümlichkeit, wonach der junge König seine rege Phantasie am liebsten mit Bildern der alten Heroenzeit beschäftigte, nur an dem Kühnsten, sogar an dem Abentheuerlichen für seine Thatenlust einen würdigen Gegenstand zu finden glaubte, nichts seinen Kräften unerreichbar achten mochte, ohne darum mitten im ungestümsten Laufe Besonnenheit und Geistesgegenwart zu verlieren — worin *alles* dieses nicht vergessen ist, doch immerhin noch schärfer hervorgehoben sein konnte, weil es wesentlich den Helden für die ihm bestimmte Laufbahn geeignet machte. Dann werden die Mittel aufgezählt, die Alexandern zu Gebote standen. Die Stärke des Landheeres und die Vertheilung desselben für den Feldzug und für die Deckung der Heimath sind angegeben; nur ist über die einzelnen Corps, in welche die eigentlichen Makedoner zerfielen, weder hier, noch irgendwo sonst in dem Werke genauer Aufschluſs enthellt: und doch waren darunter einige Waffengattungen, die wegen der bedeutenden Stellung, welche sie später einnahmen, auch deſswegen, weil die in ihnen Dienenden dem Könige gleichsam ein Unterpfand für die Treue ihrer Familien waren, wohl eine nähere Beachtung verdient hätten. Die Lage des Persischen Reiches ist sehr wohl beschrieben und dadurch gezeigt, wie behülflich es Alexandern war, daſs dieses Reich aus vielen zusammen eroberten Völkerschaften bestand, von denen viele dem Oberhaupte desselben gar nicht gehorchten, fast alle willig ihren Gebieter tauschten; daſs es durch die Satrapen-Regierung und durch frühere Vorfälle seiner Auflösung bereits nahe war; und daſs die schlechte Kriegs-Verfassung gegen ein Makedonisch-hellenisches Heer kein Bollwerk schaffen konnte.

Nach dieser Vorbereitung eröffnet der Verf. die Erzählung der kriegerischen Ereignisse und der schonenden Maſsregeln, welche der Sieger zur Behauptung des Eroberten ergreift. Auf das Benehmen der Tyrier, bei denen sehr schön gezeigt ist, wie Alexander auch unter ihnen durch eine angeblich ihrem National-Gotte zugedachte Huldigung sich Eingang zu verschaffen suchte, scheint Ref. doch auch die National-Feindschaft eingewirkt zu haben, welche seit vielen Jahrhunderten zwischen Phöniziern und Hellenen wegen des Zusammentreffens in Handels- und Kolonie-Sachen entstanden war, welche sich während der ganzen Dauer des Perser-Reiches wiederholt offenbarte, und welche in jenem Hauptsitze der Phönizier am lebhaftesten sein muſste. Bei Aegypten hat der Verf. Gelegenheit, genauer zu zeigen, wie der Sieger in den eroberten Ländern verfuhr, und wie er vor allem hier die von den Persern arg mishandelten Priester sich befreundete. Ebendaselbst verbreitet er sich mit Umsicht über des Königs Zweck bei dem Zuge nach dem Ammon, welcher kein anderer gewesen sein kann, als den Aegyptischen Priestern zu Gefallen dem Gotte zu huldigen und zugleich günstige Orakel, welche er alle Zeit benutzte, um auf seine Makedoner und auf die Besiegten einzuwirken, sich zu verschaffen; lehrt ferner, wie bei jenem Zuge zuerst das Romanhafte sichtbar werde, welches des Königs eigne Begleiter und später noch mehr jüngere Schriftsteller zu verbreiten suchten; redet endlich mit vielem Bedacht von der Anlage Alexandriens. Völlig muſs ihm Ref. darin beistimmen, wenn er die Meinung zurückweiset, daſs Alexander dabei im geringsten schon Pläne über die Eröffnung einer neuen Handelsstraſse gehegt habe. Wohin eine solche Straſse führen könnte, wuſste schwerlich um diese Zeit der König; durch das, was später aus der Stadt wurde und wofür sie gleich-

falls sehr gelegen war, hat man sich täuschen lassen; Berücksichtigung des Handels war sicher aufser dem Gesichtspunkte, welchen Alexander als Hellene und Makedoner, die, von Staats wegen sich wenig um den Handel bekümmerten, und welchen er als Eroberer, der nur fester Stützpunkte bedurfte, damals umfassen konnte. Die Stadt sollte also nur eine Feste gegen Aegypten und ein Anlehnungspunkt auf der Verbindungslinie mit der Heimath sein. Neu ist das, was der Verf. vor der Beschreibung der Schlacht bei Gaugamela hervorhebt, dafs nämlich damals Alexanders Heer, worin freilich die heimischen Truppen den Kern bildeten, durch Asiatische Contingente ansehnlich genug verstärkt war, um den übertrieben hoch angegebenen Schaaren des Darius an Masse so bedeutend nicht nachzustehen. Nach jener Schlacht aber wird vorzüglich auf den Punkt hingewiesen, wie Alexander jetzt sein Benehmen gegen die Asiaten auch darin ändert, dafs er nicht länger Makedoner zu Statthaltern der Provinzen einsetzt, sondern mit seltenen Ausnahmen jenseits der grofsen Ströme die vorgefundenen Satrapen bestätigt, sie für ihre bereitwillige Unterwerfung an Ländergebiet — jedoch ohne militärische Gewalt — vergröfsert, sogar oft förmliche Kapitulationen mit ihnen eingeht, und wie also alles, was geschieht, nur das Ansehen eines Wechsels der herrschenden Dynastie in den Augen der Asiaten haben soll: über hingewiesen auch auf den Punkt, wie er nun selbst möglichst der Asiaten Kleidung, Sitten, Kultus und dergleichen annimmt, dasselbe bei seinen Makedonern zu erlangen sich bemüht, aber vorzüglich bei dem Adel, der starr an dem Alten hängt, nur unterjochen und herrschen will, und die Lage der Dinge nicht zu begreifen vermag, allmählig Widerstand findet. Daran reihen sich weiter unten die vortrefflich durchgeführten Erörterungen über die Verschwörungen, welche unter den Grofsen gegen den König entstehen, und deren Folgen oft dazu gedient haben, Alexanders Charakter Unrecht zu thun. Nur möchte den Verf. der verzeihliche Fehler beschleichen haben, hin und wieder seinen Helden allzusehr in Schutz zu nehmen; denn schwerlich ist zu leugnen, dafs dieser zuweilen in leidenschaftlicher Hitze zu weit gegangen und, während Hephästion und Aehnliche allen seinen Wünschen entgegen kamen, gegen Männer wie Parmenio, die im Dienste ruhmvoll ergraunet waren und nun sich weniger in das Neue hineinfinden konnten, hart und grausam geworden sei. Einiges vermifst Ref. bei diesen und ähnlichen Erörterungen des Verfs., besonders eine allgemeine Uebersicht über die Militär-Kolonien, die von Alexander angelegt, und über die Truppen, welche sonst noch zurückgelassen wurden. Natürlich wird auch davon geredet; allein eine systematische Zusammenstellung dieser Dinge, Angabe über den inneren Zusammenhang unter denselben, über ihre Stärke und dergleichen findet sich nicht: und doch erwähnt der Verf. in einem späteren Abschnitte, dafs in den Kämpfen unter Alexanders Nachfolgern 20000 Makedonische Krieger die ihnen angewiesenen Städte Oberasiens verliefsen.

Auch wegen seines Zuges nach Indien möchte Alexander zu sehr in Schutz genommen sein. Unkunde über die Gröfse des Landes und überhaupt über die Ausdehnung Asiens soll ihn dazu hingerissen haben, und sicher übte diese einen bedeutenden Einfluss; eben so sehr will es Referenten scheinen, war es Alexandern damals schon wie allen Eroberern ergangen. Ihm war das Kriegführen Bedürfnifs geworden, er kannte keine Schranken für die Erweiterung seiner Ländermasse; und als der Versuch, in die Steppen Mittelasiens tiefer einzudringen, mifslang, erprobte er sein Heil an Indien, das obendrein für einen Heerführer, der voll von Phantasien aus der Mythen- und Fabel-Welt war, einen unwiderstehlichen Reiz haben mufste. Bei der Erzählung des Zuges konnte neben den Schwierigkeiten, welche die Beschaffenheit des Bodens dem Eindringenden in den Weg legte, noch mehr hervorgehoben werden, dafs er gerade gegen die vornehmsten Sitze der Indischen Kriegerkaste gerichtet wurde und daher so tapfere Gegner zu bekämpfen hatte. Dem möchte Ref. nicht beistimmen, dafs Alexander zur Umkehr nur dadurch bewogen sei, weil er selbst sich von der Unausführbarkeit seines Planes überzeugte. Unten widerspricht der Verf. selbst dieser Behauptung, wenn er meint, dafs die später auf dem Persischen Meerbusen betriebenen Seerüstungen die Bestimmung gehabt hätten, noch einmal vom Meere her zur Eroberung Indiens einen Versuch zu machen; und die Angabe, dafs dem kühnen Führer endlich das Heer nicht weiter hätte folgen wollen, ist zu allgemein, als dafs man sie für eine Erdichtung derer halten dürfte, welche später aus Alexander einen Mann machen wollten, dessen übermenschlicher Kraft nichts unmöglich gewesen und der dennoch — durch Menschen gelähmt wäre. Bei den Ver-

kehrungen zu der Rückfahrt aus Indien liest man eine angenehme Beigabe über die Einführung der Elephanten in das Kriegswesen und über deren Gebrauch, zunächst bei allen Fürsten aus dem Makedonischen Dynastien, bis dieselbe Waffe auch in Karthago angenommen, später aber von den Römern wieder verschmähet wurde. Hinsichtlich des Rückmarsches selbst sind alle die Fabeln, welche in älteren historischen Werken mit einem gewissen Wohlbehagen und doch zu Alexanders Schande bunt auseinander gelegt werden, aus besseren Quellen auf die beifallswürdigste Art berichtigt. Der König führt weder als ein Unsinniger seine Leute ohne alle Vorkehrungen in eine öde Wüste, blofs weil es ihm nun einmal gefalle, auch dort gewesen zu sein; noch entschädigt er sich und die Seinigen auf die tollste Weise für die erlittenen Drangsale. Ueber die kurze Wirksamkeit endlich, welche Alexandern nach seiner Rückkunft in Babylon vergönnt war, ist dagegen Ref. mit dem Vf. nicht einverstanden. Wenn dieser schreibt: „der Gedanke, dafs Alexander gesonnen gewesen sei, „das Morgenland und das Abendland in einander zu „verschmelzen, ist als ganz unstatthaft zurückzuweisen" und wenn er in diesem Geiste fortfährt, so weifs Ref. nicht, wie damit alle früher erörterten Massregeln Alexanders zu vereinigen sind; und das liegt ja offenbar nicht in dem Gedanken, dafs er die Asiaten völlig zu Makedonern, oder diese zu Asiaten habe machen wollen. Wohl wird man einräumen, dafs auf alles, was mitunter von den weiteren Plänen und Rüstungen Alexanders gemeldet wird, wenig zu bauen sei. Die Schlufsbemerkung finde hier nur noch einen Platz, dafs auch Alexander zu den Glücklichen gehörte, die eben zeitig genug starben, damit ihr Ruhm nicht übeln Abbruch erlitte. Schon legte er an den Tag, dafs ein Schwindel auf der erstiegenen Höhe ihn ergriff; und schwerlich wäre er im Stande gewesen, dauernd zusammen zu halten, was er mit Sturmesschnelle zusammengebracht hatte. Noch weniger waren dieser Aufgabe seine Nachfolger gewachsen.

Von diesen, oder von dem Untergange des vereinten Persisch-makedonischen Reiches, handelt noch das vierte Kapitel. In demselben war für Ref. am anziehendsten die gelungene Darstellung, wie gleich nach dem Tode des Königs der Makedonische Adel mit seinen bisher unterdrückten Absichten hervorrückt und angelegentlich darauf ausgeht, ein solches Staatsgebäude, wie es Alexandern vorschwebte und worin jener dereinst den Edeln Asiens gleich gestellt wäre, zu zertrümmern. Eben dieser Adel, als dessen Häupter Perdikkas und Leonnatus auftraten, wollte nicht einmal Erben, die von Asiatinnen geboren wären, auf dem Throne dulden; und nur die Masse der Makedonischen Krieger, an deren Spitze sich Meleager stellte, hegten zu grofse Ergebenheit gegen den Abgeschiedenen, als dafs sie die Anschläge des Adels hätten dulden sollen. So kam es unter den Makedonern selbst sofort zu bösen Auftritten, die zwar durch eine nicht haltbare Vereinigung jener drei Häupter und durch Ausrufung von Alexanders Erben augenblicklich beigelegt, aber bald durch das Streben der einzelnen Generale, für sich Besitzungen zu erlangen, obendrein angefacht wurden. Dadurch stellt der Verf. den richtigen Gesichtspunkt fest, von welchem man die Entwickelung der nun sich folgenden Ereignisse betrachten mufs, obgleich er natürlich andere Vorfälle, die Empörung in der Hellenischen Heimath, den Aufstand in den Militär-Kolonien und Aehnliches zu würdiger Berücksichtigung herbeizieht. Die fast ausschliefslich kriegerischen Begebenheiten, die nun während einer Reihe von Jahren aus einander und aus dem Begehren der vorzüglich handelnden Personen sich unwillkührlich entspannen, sind von dem Verf. mit beifallswürdiger Genauigkeit auseinander gelegt; höchstens würden Manche zur Erleichterung der Uebersicht wünschen, dafs es ihm gefallen hätte, mehr fest abgesteckte Zeitabschnitte für die wichtigsten Veränderungen zum Grunde zu legen, und am Ende eines jeden derselben eine gedrängte Recapitulation, die für Zeiten solcher Wechsel nicht gut zu entbehren sind, hinzuzufügen. Dem Verf. in das Einzelne bei einer blofsen Erzählung zu folgen, scheint Ref. zu keinem Zwecke zu dienen; und Angabe jeder Kleinigkeit, über welche eine andere Ansicht vertheidigt werden könnte, liegt aufser dem Kreise dieser Blätter.

Auch eines Gesammturtheils über den vorliegenden Band bedarf es hier am Schlusse nicht weiter, da es oben abgegeben und nachher die Gründe mitgetheilt wurden, warum es so abgefafst sei. Mit Erwartung sieht Ref. allerdings einem zweiten Bande entgegen, und viel Gutes darf er sich von demselben versprechen; nur kann er die Furcht nicht verhehlen, dafs, wenn er so schnell

erscheint, als verheifsen ist, er ebenfalls die Spuren eines nicht ganz genügenden Studiums an sich tragen werde.

Plafs.

---

## LIV.

*Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von D. Ludwig Fr. Otto Baumgarten-Crusius. Erste Abtheilung* 1831. *Zweite Abtheilung* 1832. 8.

### Zweiter Artikel.

Der zweite Band dieses dogmenhistorischen Werks, den wir nun prüfend durchgehen wollen, enthält die specielle Geschichte des Dogma, d. h. die Geschichte der einzelnen Dogmen, zunächst in einer Einleitung die allgemeinen Artikel von der Religion, vom Christenthum und Offenbarung und von der heiligen Schrift, hierauf die kirchlichen Glaubenslehren in den drei Abschnitten von Gott, von dem Menschen und von der Erlösung, so, dafs in dem ersten die Artikel von Gottes Dasein und Wirken und von der Trinität, in dem zweiten die vom Ebenbild, Erbsünde u. s. f., in dem dritten die Artikel von Christus, vom Heil der Welt und von den letzten Dingen abgehandelt werden.

Die Eintheilung ist einfach, aber willkührlich; eine Nothwendigkeit, so einzutheilen, ist nicht ersichtlich; sie hat weder die reine Sachordnung, noch die Zeitordnung für sich. Der Hr. Vf. spricht das auch selbst ganz unbefangen aus, indem er sagt: „Indem wir mit der Mehrzahl der protestantischen Theologen die Anordnung der Dogmatik für die theoretische und die historische Darstellung als gleichgültig zur Sache achten, legen wir für die gegenwärtige die zum Grunde, von Gott, von dem Menschen und von der Erlösung zu sprechen." S. 911. Am nächsten läge wohl der Dogmengeschichte, sich an den „christlichen Glauben" (die *reg. fid.* das sog. *symb. apost.*) anzuschliefsen, welches ebendas ist, was sich zur Dogmatik der Kirche gestaltet hat, nachdem die einzelnen Artikel des Glaubens, in das theologische Wissen übergegangen, sich zu Dogmen erhoben und durch den Streit bewährt und näher bestimmt haben. Wahrhaft historisch geworden sind allein die controvers gewordenen Artikel, sie allein haben eine Geschichte, und somit das, womit die Dogmenhistorie sich beschäftigen kann. In solcher Abhandlung der Geschichte des Dogma, in der sich 1. an die Geschichte der Bildung des allgemeinen Kirchenglaubens und 2. an die Lehren vom Sohne Gottes, seiner Menschheit und der Versöhnung durch ihn, 3. an die vom Geist als die Hauptdogmen alle die andern leicht anschliefsen, ist denn die Zeitordnung, mit der sie zusammentrifft, nicht vernachlässigt.

Auch in dieser Beurtheilung soll unser Hauptgesichtspunkt noch die Frage sein: ob in diesem Werke, welches seine Hauptbestimmung ebendarein legt, die wirkliche, faktische Geschichte von allen Seiten zu ihrem Recht gekommen sei. Wir können aber zu dem Zweck, und ohnehin durch den Raum beengt, nur bei den wichtigsten Punkten verweilen.

In dem ersten Artikel, von der Religion, mufs auffallen, was der Hr. Vf. S. 755. sagt: „Durch die ganze Geschichte religiöser Meinungen gehe eine Differenz hin (die er nachher auch eine „edle" Differenz nennt, im Gegensatz zu einer niedern Ansicht der Religion), nämlich der Unterschied der *theoretischen* oder auch spekulativen und der *praktischen* Ansicht und Behandlung der Religion, und für die zweite, setzt er hinzu, stimmen (!) der *ursprüngliche Sinn* der Kirche und Geist und Meinung *unserer* Zeiten." Diese Aeufserung ist um so wichtiger, als sie bei allen folgenden dogmenhistorischen Erörterungen und Beurtheilungen zu Grunde gelegt, unendlich oft wiederholt und als eine bequeme Klassifikation gebraucht ist, durch deren Anwendung man auf die leichteste Weise viel abmachen kann, zumal, wenn man im Voraus selbst erklärt hat, wofür der ursprüngliche Sinn der Kirche und die Meinung unserer Zeit *stimme*. Der letztere Ausdruck mufs freilich sogleich als sehr verfehlt erscheinen, da hier die Wahrheit auf die Willkühr, auf beliebige Wahl und Stimmensammlung gestellt und ebendamit erklärt wird, es sei entscheidend, was der grofse Haufe, und gleichgültig, was die Sache selbst dazu sage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 85.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## *Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von D. Ludwig Fr. Otto Baumgarten-Crusius. Erste und zweite Abtheilung.*

(Fortsetzung.)

Diese, obwohl sie gegen eine solche Differenz *in abstracto* nichts einzuwenden hat, doch sie nur als quantitativ nehmen kann, somit als äufserlich, wird doch dabei sogleich die weitere Differenz hinzufügen, dafs die praktische Ansicht und Behandlung der Religion nur in diese selbst falle, die theoretische oder spekulative aber allein der Theologie oder Dogmatik angehöre und diese ebendarin ihren wesentlichen Beruf und Begriff habe. *Ganz richtig* ist, dafs das ursprüngliche Interesse der Kirche in ihrer heiligen Schrift und ersten Zeit überwiegend das Interesse der Religion und somit ein praktisches war, wie es in Ansehung der Religion und des Lebens in der Kirche überhaupt sein soll und in allen Zeiten; aber das nämliche Interesse der Religion war es denn auch, was das theoretische oder spekulative aus sich erzeugte, wie der Glaube in sich selbst auch den unverläugbaren Trieb zum Wissen hat. Durch das Christenthum waren so viele neue und grofse Gedanken in die Welt gekommen, dafs es zunächst nur für jeden Einzelnen darauf ankam, sie auch für sich zum bestimmten Lebensgefühl, zur Lebensrichtung und Lebensverfassung zu machen und so mufs man allerdings mit dem Hrn. Vf. sagen: „die praktische Ansicht war gewifs die älteste, ja ursprünglichste in der Kirche." S. 757. Aber da war auch von christlicher Theologie noch nicht die Rede; diese ist überhaupt nur diefs, dafs das Spekulative, d. i. das Wissen der Wahrheit, darin die Oberhand und das Hauptinteresse hat, sogar in derjenigen bestimmten Form, worin sie praktische Theologie heifst. Die also noch jetzt, sogar mitten in der Theologie, für die praktische Ansicht und Behandlung der Religion stimmen, erkennen nur die Religion an, nicht auch die Theologie, nicht das Dogma, und können dabei wohl Christen sein, nicht aber Theologen, und wie man vollends bei solcher Ansicht, welche im Voraus das theoretische oder spekulative Interesse bei Seite schiebt, eine Geschichte der Theologie und des Dogma unternehmen kann, ist schwer einzusehen. Denn das Schlimme ist nun, dafs, da der „ursprüngliche Sinn der Kirche und die Meinung unserer Zeit für alle theoretische, spekulative (und so erst wahrhaft und wirklich theologische) Bestrebung nicht stimmt," man auch nicht einmal mehr beachten kann, wie grofses historisches Unrecht der ganzen dazwischen liegenden Zeit damit angethan wird, und dafs vielmehr das dogmatisirende Alterthum vollkommen Recht daran gethan hat, es weder bei dem ursprünglichen Sinn der Kirche allein zu belassen, noch sich an eine so oberflächliche Meinung unserer Zeit, die, der Wissenschaft abgeneigt, das ihr inhärirende Recht verkennt, zu kehren.

Die Geschichte der Lehre vom *Kanon* der Schrift enthält manches, was mit der wahren Geschichte im Widerspruch steht. Der Hr. Vf. behauptet, der Kanon sei in dem ganzen Alterthum der christlichen Kirche nicht öffentlich und allgemein bestimmt worden. Das nennt er Freiheit und Unbestimmtheit, auch Unbesorgtheit der alten Kirche in Beziehung auf den Kanon der heiligen Schrift. Oeffentlich und allgemein ist ihm, wie man wohl sieht, nur das, was eins der ökumenischen Concilien deklarirt hat, die Beschlüsse von Laodicea und Carthago bedeuten nichts für die *Kirche*. Hier nimmt der Hr. Vf. den Begriff der Kirche ganz nur in dem beschränkten Sinne des Römischen Katholicismus. Es ist aber gar Vieles im Geist der Kirche geschehen, gelehrt worden, ohne durch ein allgemeines Concilium deklarirt worden zu sein; solche Deklaration kann nur die *erscheinende* Form dessen sein, was wesentlich auch ohne dieselbe vorhanden sein konnte. So kann man ja, was Origines, Eusebius, Augustinus für die Bestim-

mung des Kanons gethan haben, nicht ansehen, als von ihnen nur als Privatpersonen und in subjektiver Weise geleistet. Indem die Kirche nachher den Kanon nicht anders, als in jenen Bestimmungen gelten liefs, hat sie demselben durch die That beigestimmt und wie hätte diese *Beistimmung* nachher erfolgen und aus dem Geiste der Kirche hervorgehen können, wäre jene *Bestimmung* vorher nicht aus dem Geiste der Kirche hervorgegangen gewesen? Man war in dieser den vorhandenen Spuren der kirchlichen Ueberlieferung sorgsam gefolgt, und der Hr. Vf. selbst sagt S. 875. ganz richtig: „Die Bestimmung des Kanons entschied sich vornämlich durch die Tradition" Doch stellt er noch die Tradition der Kirche entgegen. Er hat aber vergessen, dafs er selbst schon S. 842. ganz richtig gesagt hatte: „Kirche und Tradition bedeutete dasselbe." Aehnlicher Berichtigung ist dann in Folge dieses Mifsverständnisses auch das bedürftig, was er S. 877. von Sorglosigkeit, Inkonsequenz der Protestanten in dieser Beziehung sagt.

Wie dem Hrn. Vf. das Dogma soviel nur als eine Meinung ist, so wird auch zuweilen, was nichts als eine subjektive Meinung ist, bei ihm zum Dogma. So die Unerkennbarkeit Gottes. Diese entschieden gelehrt zu haben, bürdet er der christlichen Kirche ohne weiteres, ohne allen Grund, auch ohne irgend ein wirklich beweisendes geschichtliches Zeugnifs auf. Man sollte vielmehr dem Hrn. Vf. mit Recht, bei seiner aufserordentlichen Gelehrsamkeit, zutrauen, dafs ihm nicht unbekannt ist, in welchem Widerspruch eine solche Meinung mit dem Geiste des Christenthums und der christlichen Kirche stehe. Alle, alle Dogmen haben ja gar keinen andern Inhalt, als die nähere Erkenntnifs und Bestimmung der göttlichen Wahrheit, und die wahre Geschichte der Dogmen hat ja gar nichts anders zu lehren, als was die christliche Kirche in der Erkenntnifs Gottes vor sich gebracht, in den Begriff gefafst und zum Lehrbegriff erhoben hat, so, dafs eine solche Meinung in offenbarem Widerspruch steht auch mit dem Begriff dieser Wissenschaft und sie es unmöglich sein kann, die so urtheilt, oder deren Resultat eine solche Meinung wäre. Auch verwickelt er selbst sich bei dieser Gelegenheit in einen Widerspruch, den er aber auch, um ihn von sich abzulehnen, ebenso unberechtigt und der wahren Geschichte zuwider der Kirche auf Rechnung schreibt. „So entschieden (?), sagt er, in der Kirche immer (?) der Gedanke von der Unerkennbarkeit des göttlichen Wesens bestanden, so habe sie doch auch immer mehr oder weniger klar und übereinstimmend gewisse Wege nachzuweisen gesucht, auf welchen die menschliche Erkenntnifs der Gottheit näher geführt würde." S. 925. Die wahre Lage der Sache ist ganz einfach die, dafs, da die Kirche nie die Erkennbarkeit Gottes bezweifelte und jede vermeinte Unerkennbarkeit ihr immer nur die Unerschöpflichkeit dieser Erkenntnifs war, so waren auch alle, welche der Kirche wahrhaft und wirklich angehörten, stets klar und übereinstimmend mit sich und mit dem Geiste der Kirche, wenn sie sich Wege bahnten zu solcher Erkenntnifs. Nach der blos verstandesmäfsigen Ansicht hingegen, welcher, auch abgesehen von dem Inhalt der Wahrheit, die Konsequenz stets das Höchste ist, sind nur die recht konsequent gewesen, welche das Verhältnifs des menschlichen Geistes zur Gottheit *entweder* nur als eins des Gefühls oder der Gesinnung dachten, *oder* darauf beschränkten, dafs der Mensch die Wirkungen Gottes in der Welt zu erkennen vermöchte. S. 927.

Wir übergehen, was noch gegen unzähliges Einzelnes in den Aeufserungen, Behauptungen und Beurtheilungen, wie z. B. bei der Formel: Schöpfung aus Nichts, zu sagen wäre, welche letztere dem Hrn. Verf. ganz fern zu liegen scheint — um noch etwas Raum für Wichtigeres übrig zu behalten. Nur kurz wollen wir anführen, wie sich der Hr. Verf., die menschlichen Geistesanstrengungen in der Bestimmung des Dogma von der Vorsehung, Erhaltung u. s. f. bedauernd, erklärt. „So vielgestaltet war in der Kirche eine Lehre, welche doch so einfach (nicht verwickelt und reich?) klar (nicht tief?) rein menschlich (nicht göttlich?) und praktisch (nicht theoretisch?) ist, ja, in welcher sich das menschliche Lebensinteresse in einer solchen Weise vereinigt und ausspricht, dafs der Deismus sie mit Recht als die eigentliche Lehre und als Kern und Grund aller Religion angesehen hat." S. 960. Schöner Ruhm für die praktische Ansicht! — In der Geschichte der Lehre von den Engeln wäre es viel besser gewesen, statt so vieler bekannter Notizen vielmehr den Mangel in diesen Bestimmungen und das denselben zu Grunde liegende einfache Wahre anzugeben, dergleichen aber hier gar nicht vorkommt, weshalb denn die ganze Abhandlung überflüssig wird. Auf die Lehre vom Teufel, die wir ganz übergehen, folgt hier das Dogma von der göttlichen Trinität, wobei wir etwas länger verweilen

müssen. Wir befinden uns bei diesem Artikel im Mittelpunkte des Christenthums, wie es zunächst Offenbarung aller Tiefen des göttlichen Wesens, Lehre der ewigen, göttlichen Wahrheit, Inbegriff unendlicher Gedanken, Wissen Gottes von sich selbst und für menschliches Wissen, zunächst als Glauben, sodann in der Wissenschaft als begreifendes Erkennen und so schon vom Glauben aus dann auch die Macht des Gedankens ist, einen tiefen Eindruck auf das Gemüth und Gefühl, auf das Herz und Leben zu machen und dieses von Grund aus zu verändern und umzugestalten. Fällt hingegen nicht etwa nur für das Leben und Thun, sondern auch, wie bei dem Hrn. Vf. sogar *in der Wissenschaft* von vorn herein das Hauptgewicht nicht auf die Seite des Gedankens und Wissens, stimmt man, wie er es nennt, weniger für die theoretische, als vielmehr nur für die praktische Ansicht des Christenthums, so fängt der reichste Gedankeninhalt an, gedankenlos zu werden, es erlischt im Dogma sein wahres Licht, welches das Licht der Wahrheit ist (denn um es zu sehen, dazu gehört das Auge, in welchem selber Licht ist) und die ganze Ehre, die ihm bleibt, ist, dafs ihm *nur* noch historischer Werth gelassen wird. Was das sagen will, darüber versteht man sich leicht: Die Geschichte überkommt und übernimmt einen solchen Artikel als *caput mortuum*, als in sich selbst leer und vollkommen ausgeleert. Dieser historische Standpunkt für die Behandlung eines solchen Dogma gewährt dann doch noch den Vortheil, dafs, indefs die Sache selbst in den Vorstellungen davon und dem Glauben daran so gut wie ganz aufgelöst ist, man doch noch unendlich viel darüber reden, Eigenes und Fremdes gelehrter Weise zusammentragen und eine Geschichte dessen, *was nicht ist und an sich nichts ist*, verfertigen kann, in der Hoffnung, dafs sich immer noch Liebhaber genug dazu finden werden, zu erfahren, was Menschen *dennoch* darüber gemeint und gefabelt haben.

Ob das hingegen die wahre Geschichte eines solchen Dogma, wie das von der Trinität, sein könne, mufs billig bezweifelt werden. Der blos historische Standpunkt enthält kaum noch die Möglichkeit dazu; denn wer sich nur auf diesem befindet, kann sich auch nicht mehr rein und ohne Vorurtheil in den Geist und die Denkart jener Männer des christlichen Alterthums versetzen, welche unleugbar mit dem innigsten Glauben an Gott, als den Dreieinigen, auch das redliche Bestreben verbanden, es zum Wissen in solchem Glauben zu bringen. Wo dieses Gleiche der Historie mit der Dogmatik jener Zeit nicht mehr statt findet, ist es um die Treue der Relation, die Wahrheit der Geschichte geschehen. Der Dogmenhistoriker mufs sich durchaus erst von der Wahrheit des Dogma, dessen Geschichte er beschreiben will, überzeugt haben; durch diese Ueberzeugung ist auch die Wahrheit seiner Geschichte und sein Beruf dazu bedingt. Ist für ihn als den Glaubenden und in diesem Glauben Wissenden dieser Artikel nicht, so kann er auch nicht für ihn als Historiker seyn: denn so bleibt das Dogma ihm und er dem Dogma äufserlich und nicht in das Innere, in den Geist, den Reichthum seiner wesentlichen Bestimmungen versetzt, wie will er die wahre und wirkliche Gedankengeschichte desselben treu und unentstellt darlegen?

So ist nun leider dieses hier bis zum Erschrecken der Fall, dafs kaum ein Satz in diesem ganzen langen Aufsatz ist, den man, vom Standpunct des Dogma und aller derer angesehen, welche für die Bestimmung desselben in der Kirche thätig waren, nicht als mit demselben und eben deshalb mit der wahren Geschichte desselben streitend notiren müfste. „Die Dogmengeschichte, hebt der Hr. Vf. an, kann voraussetzen, dafs die Schrift in ihrer Lehre von Vater, Sohn und Geist keineswegs habe ein Geheimnifs der göttlichen Natur andeuten oder darlegen wollen". S. 997. Was berechtigt die Dogmengeschichte zu dieser in aller Beziehung grundlosen Voraussetzung? ist nicht schon an sich die Lehre von Vater, Sohn und Geist (wie der Hr. Verf. sie nennt) die Lehre von *Gott* als V. S. u. G. (wie er sie *nicht* nennt) und somit Aufschlufs enthaltend über die Natur Gottes? ist diese nicht ein Geheimnifs für den sinnlichen und gemeinen Menschenverstand, für die fleischliche Vernunft, ein Geheimnifs, das erst im Licht der göttlichen Offenbarung und Vernunft aufhört, dieses zu seyn? Aber weiter soll die Dogmengeschichte auch voraussetzen, „dafs die ganze alte Welt in den verschiedensten Bedeutungen und Rücksichten den Glauben und die Formen von einer göttlichen *Trias* gehabt habe und sie kann es mit gröfster Bestimmtheit darlegen, dafs diese fremden Lehren, durch den Platonismus vermittelt, das Dogma von der Trinität veranlafst und auf Form und Geschick desselben den entschiedensten, vielseitigsten Einfluss gehabt haben". So kommt nun gleich die eitle Vorspiegelung, dafs die Lehre von der Trinität eine der christ-

lichen Religion fremde, von aufsen an sie herangekommene, später mit ihr verknüpfte sei. Der wahrhaft theologisch-historische Gesichtspunct wäre vielmehr wohl dieser gewesen: ist die Lehre in sich selbst grundlos und nichtig, auch nicht einmal ihrem substanziellen Inhalt nach in der h. S. enthalten, so ist es gleichgültig und eitle Neugierde, zu wissen, wo sie hergekommen; sie hat kein Interesse mehr weder für die Dogmatik, noch für die Dogmengeschichte und alle darauf verwandte Gelehrsamkeit ist nicht einen Dreier werth. Ist sie aber an und für sich wahr d. h. vernünftig und in der Idee von Gott nothwendig begründet, so wird es auch wohl begreiflich zugegangen seyn, dafs nicht nur das Christenthum diese Lehre enthält, sondern auch schon vor demselben die Religion der Völker und die Philosophie sich mit ihr beschäftigt und sie schon in irgend einer, wenn noch so unvollkommenen Weise aufgefafst haben. Als diese unvollkommene Darstellungen haben sie dann aber eine grofse, wahrhaft historische Beziehung auf die vollkommene, absolute Religion. Das Christenthum eignet sich alles Wahre und Göttliche der Vorzeit an und bringt es in sich erst zur Vollendung: denn der ewigen Vernunft (dem Logos), in der christlichen Religion Mensch geworden, gehört es an. So kann und mufs man zugeben, dafs dann auch Platonismus, wie der Natur der Sache nach Philosophie zu jeder Zeit auf die theologische Bestimmung und Form und derselben Ausbildung Einfluss gehabt hat, ohne jedoch die Substanz der Lehre selbst erst hervorzubringen. Es ist ein Uebelstand von den schlimmsten Folgen, wenn man, wie unser Hr. Vf. den substanziellen Inhalt, der der Religion angehört, von der dogmatischen Form, womit es die Theologie zu thun hat, gar nicht unterscheidet. — Auf der folgenden Seite bestimmt der Hr. Verf. den Unterschied zwischen den Trinitätslehren des Alterthums und den christlichen dahin, dafs „jene fremden Lehren es mit dem frühsten Verhältnifs Gottes zur Welt, mit dem Geheimnifs der Weltschöpfung, zu thun haben, welches dem kirchlichen Dogma doch eigentlich fern liegen blieb". Wie ist es möglich, so zu urtheilen, wenn man nähere Kenntnifs von dem Inhalt dieses Dogma hat; welch einen grofsen Raum nehmen nicht die Fragen ein: ob man arianisch vom Logos sagen könne: geschaffen, gemacht, was von der Welt gilt und nicht vielmehr: gezeugt, also nicht, wie die Welt geschaffen aus Nichts, sondern gezeugt aus dem allerrealsten Wesen des Vaters und zwar mit der Bestimmung, dafs durch ihn selbst erst der Vater, also der Sohn, die Welt erschaffen, wie es die Schrift auch ausdrücklich und wiederholt lehrt. S. 1005. sagt es dann der Hr. Vf. selbst: die Apologeten hätten schon unter der Trias die Vereinigung von Gott, von Weltschöpfer und beseelendem Geist verstanden. — Dafs nach S. 1002. die Taufe und Tauffermel ohne Zweifel (!) vor allen beigetragen, dafs die Lehre von den *Drei* in der Gottheit hervortrat und sich der Platonismus mit ihr verband, ist eine ganz äufserliche Bemerkung. Die wichtigere Frage wäre gewesen, wodurch denn die Tauffermel selbst entstanden oder wie sie überhaupt hätte entstehen können, wäre das Bekenntnifs der Trinität dem Christenthum fremd oder gleichgültig gewesen. — Eine von dem Hrn. Vf. in die Geschichte hineingetragene, nicht in ihr enthaltene Bestimmung ist, dafs die Apologeten, obgleich sie auch dem Sohn und Geist eigentliche Ewigkeit als Personen beigelegt, sich doch unter ihnen nur *hypostasirte Attribute* gedacht *hätten*. Diese Denkart ist jener Zeit gänzlich fremd und liegt auch gar nicht in der allerdings theologisch noch unreifen, nicht wahrhaft innerlichen Bestimmung des zweiten und dritten Rangs, den der Sohn und Geist hat. Aber selbst damit hat Niemand damals an die „einzige Erhabenheit Gottes, des Vaters," gedacht, wie der Hr. Vf. erzählt. Auch ist Irenäus, den er dieser Denkart theilhaftig macht, gar fern von dem Gedanken an hypostasirte Attribute, welches eine ganz moderne, dem Begriff unangemessene, antitrinitarische Reflexion ist. Die subordinatianische Ansicht, welche schon durch das dem Begriff nicht entsprechende Zählen begünstiget wird, können auch Cyprian und Novatian, geringe kirchliche Autoritäten, welche sich gern mit Vorstellungen begnügen, gehabt haben, ohne, was ihnen nur der Hr. Vf. ganz ohne Zeugnifs und Nachweisung zuschreibt, *drei Wesen* anzunehmen, deren zwei die Gottheit vom Vater empfangen hätten. So ist auch, nach dem Hrn. Vf., der Logos bei Origenes ein von Gott hervorgebrachtes *Wesen*, woran er nie gedacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 86.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

*Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von D. Ludwig Fr. Otto Baumgarten-Crusius. Erste und zweite Abtheilung.*

(Fortsetzung.)

Viel interessanter als diese Angaben wäre gewesen, zu zeigen, wie Origenes sich durch tiefere Bestimmung des Dogma z. B. in Ansehung der Ewigkeit dieses Hervorganges des Sohnes vom Vater, von den vorhergehenden Vätern unterschied, worin er ganz nicänisch gedacht und worin er noch hinter dieser Synode zurückgeblieben. „Der Sinn jener Zeiten und Schulen stiefs sich ja noch nicht an dem Begriff von Wesen, welche, wiewohl Gott untergeordnet und seine Schöpfung (!), doch in göttlicher Macht und Herrlichkeit bestünden". S. 1010. Hier hätte wenigstens zur Vermeidung des Mifsverstandes hinzugefügt werden müssen, dafs die Vernunft der Synode zu Nicäa sich allerdings mit Recht an einer so unvollkommenen, unangemessenen dogmatischen Bestimmung habe stofsen müssen und dafs dieser Anstofs der wahre Fortschritt gewesen. — „Das kirchliche Alterthum stellt den gesammten Sabellianismus als Judenthum dar". Bei dieser historischen Notiz fehlt der Gedanke der Kirche und die Angabe der Nothwendigkeit, aus der sie das thun mufste, nämlich weil beides der nämliche abstracte Monotheismus ist. — Von der Formel ὁμοούσιος sagt der Hr. Vf. sie habe nicht dazu beigetragen, den Widerspruch und die Stürme zu beruhigen. Die inneren, gegen den Begriff sich setzenden Widersprüche hat sie vollkommen beruhigt: denn erst mit dieser Bestimmung hatte der Begriff der Trinität sich selbst erreicht und vollendet und war Sabellianismus und Arianismus in gleicher Weise abgethan und aufgehoben. Aeufserlich konnte der Sturm noch ein Jahrhundert und länger fortdauern, Athanasius noch um dieser Formel willen sich fünfmal von seinem Primatensitz vertreiben lassen; dieſs ist das gleichgültige und gehört der Kirchengeschichte an. Dafs irgend etwas in dem ὁμοούσιος sich noch auf Raum, Zeit, Rang, individuelles Wesen und Gattung habe beziehen lassen, wie der Hr. Vf. versichert, daran hat wenigstens damals kein Mensch gedacht. — Als Resultat der ganzen Streitigkeit giebt er die gleiche Behauptung der Selbständigkeit und Einheit von V. S. u. G. an, „also das menschlich Widersprechende, das Geheimnifs" setzt er hinzu, ohne jedoch anzuerkennen, dafs die Religion, die *göttliche* Wahrheit, in *allen* ihren Artikeln dieses Geheimnifs, dieser Widerspruch (göttliches, menschliches; endliches, unendliches; Zeit und Ewigkeit u. s. w.), aber auch die Aufhebung desselben ist. „Ohne es zu wollen, lenkten indessen die kirchlichen Formeln, wie die theologischen Erörterungen, immer wieder dahin, eine gewisse *Begreiflichkeit* in das Dogma zu bringen". S. 1020. Dieſs, wie es der früheren Behauptung widerspricht, die Kirche habe an die Unerkennbarkeit Gottes geglaubt, so ist es auch nicht daraus, dafs man es nicht wollte, wie der Hr. Vf. sagt, sondern aus sich selbst sehr begreiflich, weil das Dogma, ohne es zu begreifen, in der Wissenschaft ohne alle Bedeutung gewesen wäre. — Dafs die kirchliche Speculation dadurch mehr in die Tiefe gegangen wäre, dafs der Sabellianismus einen Zugang (!) zu dem Dogma erhielt und fortdauernd behauptete, S. 1020. ist nicht historisches Factum, sondern Meinung des Hrn. Vfs. Mit dem Sabellianismus, wie mit dem Arianismus hat die Kirchenlehre sich jederzeit aufs Bestimmteste auseinander gesetzt, um zu dem Begriff des Dogma zu gelangen, wiewohl auch beide vorausgesetzt, weil sie selbst die Aufhebung beider ist. — „Der biblische Beweis für das Dogma bedeutete natürlich wenig". S. 1021. — natürlich zwar und für die natürliche Vernunft sehr wenig, für die denkende Vernunft, den Geist desto mehr. — Als eine merkwürdige dogmatische und dogmenhistorische Verirrung des Hrn. Vfs. ist folgende Aeufserung anzusehen: „Unter

den Anwendungen des kirchlichen Dogma ist die durch die ganze alte Kirche verbreitete, noch besonders auch als eine merkwürdige dogmatische Verirrung zu bemerken: nach welcher die Lehre von der Trias in der Monas das Heidenthum und das Judenthum, Polytheismus und den starren Monotheismus zugleich bekämpft und in eine höhere Idee aufgelöst haben sollte". S. 1022. Der tiefen Sinn und die Wahrheit in dieser Ueberzeugung der ganzen alten christlichen Kirche liegt dem Hrn. Vf. hier offenbar ganz fern; er kommt nicht hinein in das, was die Kirche damit sagen will (nämlich dafs eben die Trinitätslehre der Geist, das Eigenthümlichste der christlichen Religion, das sie von allen andern Religionen Unterscheidendste sei) und weil er die Nothwendigkeit davon nicht erkennt, hält er sich für berechtigt, die Ueberzeugung der Kirche zu einer „merkwürdigen dogmatischen Verirrung" zu machen, da es doch nur die seinige ist. Erst da er von S. 1023. auf den Antitrinitarismus zu sprechen kommt, ist der Hr. Vf. wieder auf seinem Felde. Diese unpartheiische historische Forschung verschmäht es nicht, gegen das Dogma entschieden Parthei zu nehmen. „Vertheidiger und Bestreiter des Dogma vereinigten sich in *Deutungen* der Trinität, welche, unter den verschiedensten Gesichtspuncten und in der verschiedensten Art gemacht, doch alle darin übereinkommen, dafs sie sich auf gleiche Weise von der biblischen Grundlage (!) und von dem Dogma der Kirche (!) entfernen". S. 1023. „Die Zurückführung auf den einfachen Schriftsinn und die Darlegung der ganzen Bedeutung und Bestimmung des Evangeliums (nämlich uns nichts von Gott zu offenbaren, s. oben) hätte das Entscheidendste von Allem werden müssen". S. 1024. Was die Einfachheit des Schriftsinns betrifft, so erkennt der Hr. Vf. nicht, wie es sich im 4. Jh. ebendarum handelte, zu bestimmen, *was* darin enthalten sei, dieſs durch Gedanken zu bestimmen, den ganzen Reichthum des Inhalts jener einfachen Sätze des Schrift- und Kirchen-Glaubens an Gott, als Vater, Sohn und Geist, vernunftmäfsig zu entwickeln und dafs man deſshalb absichtlich, wohlbewufst und nothwendig *nicht* bei jener Einfachheit bleiben konnte, sie aufheben, sich die darin eingehüllte unendliche Gedankenfülle denkend vermitteln mufste. Dieſs nennt der Hr. Verf. S. 1024. ein Erklärlichmachen für die Vernunft, Deutung, auch Ausdeutung (mit einem Frieſsischen Ausdruck) und versteht darunter ein ganz subjectives Geschäft und Spiel, das jeder auf seine Weise treiben könnte und „dem zu Grunde lag, wie bei *Lessing*, die sich täuschende Ueberzeugung von einem tieferen Sinn der Lehre". *ib.* So giebt uns der Hr. Vf. auch hier, statt der seiner objectiven Geschichte, nur seine subjectiven Ansichten und Urtheile; alle welche sich auf das Begreifen dieses Dogma eingelassen, und wären es auch die gröfsten Namen alter und neuerer Zeit, sind nach ihm in Täuschung befangen und einen Sinn und gar einen tiefen Sinn hat diese Lehre gar nicht. Wann ist der Sinn einer Lehre tief? dann, wenn er zu denken giebt, Gedanken enthält, gedankenschwer ist. Die Gedanken des Dogma von der Trinität sind für den Hrn. Vf. nicht da: aber wir fragen mit Recht hier, wie kann man denn nun noch überhaupt erwarten, der Hr. Verf. werde uns die *wahre und wirkliche Gedankengeschichte* des Dogma geben? Das Nichttiefe eines Dogma ist das Oberflächliche; also dieſs würde etwa als das würdige Object der Dogmengeschichte übrig bleiben. Das Oberflächliche aber ist, da darin das Dogma nicht seine Wahrheit hat, das Unwahre und dieses stellt sich sofort in der Betrachtung desselben ein, sobald von dem wahren Gedankeninhalt des Dogma abstrahirt ist. So *sagt z.* B. der Hr. Vf. gleich unmittelbar darauf in höchstbefremdender Weise: „dem Gedanken der Trias in Gott lag immer der Tritheismus nahe und für *unsere* Denkart (was hat unsere Denkart zu entscheiden, wenn die objective Geschichte erzählt werden soll?) kann dieser weder durch die Vereinigung der drei Wesen (!) in Einer göttlichen Natur, noch durch die Unterscheidung von Gottheit und *göttlichen* Wesen (!) beseitigt oder nur unschädlich gemacht werden: diese beiden Gedanken stammten vielmehr noch aus dem Polytheismus". S. 1025. Wenn „unsere Denkart" freilich den Sinn des Dogma so verfehlt, dafs sie meint, die Trias sei Vereinigung dreier göttlicher *Wesen*, so ist der Sinn des Dogma weder tief, noch wahr, und sie kann dann die oberflächliche Bemerkung machen, das sei Tritheismus und Polytheismus. Die historische Ungerechtigkeit aber ist, dafs nicht erkannt wird, wie nicht das Dogma in seiner Reinheit daran Schuld sei, sondern allein „unsere Denkart". Andererseits soll, nach dem Hrn. Vf. „die Vereinbarkeit des Drei und Einen in Gott immer sabellianisch ausfallen". S. 1025. Die wahre geschichtliche Vorstellung der kirchlichen Dreieinigkeitslehre würde gezeigt haben, dafs diese ebendarin wesentlich besteht, den Sabellianismus

und Tritheismus in gleicher Weise auszuschliefsen, aufzuheben, was freilich mit den Mitteln und Kategorien des abstracten Verstandes, die „unserer Denkart" allein zu Gebote stehen, weder geschehen, noch auch als wirklich geschehen aufgefafst und dargestellt oder historisch richtig beurtheilt werden kann. So sagt der Hr. Verf. noch viel später in der Lehre vom Abendmahl, unter andern und beiläufig, aber mit grofser Sicherheit: „es sei in dem Wort *trinitas* nicht der Begriff der *Einheit* mit ausgesprochen". S. 1234. Ist denn *trinitas* nicht *trium unitas*? Es ist verdrieslich für einen Ref., ein solches Gewebe historischer Irrthümer noch weiter aufzurollen, doch nothwendig, damit ja nicht als Machtspruch erscheine, was als reines Resultat hervorgeht. So müssen wir denn noch wenigstens den Artikel vom Sohne Gottes, wie er hier gefafst ist, prüfend beleuchten. Der Ursprung des Glaubens an die Gottheit Christi soll weit weniger in vorhandenen Zeugnissen oder Meinungen, als in einem tiefen und erhabenen Gefühl gelegen haben. S. 1030. Was für ein Gefühl und was für ein Gegensatz ist das? Zeugnisse und Meinungen, vollends Gedanken hatte dieser Glaube gewifs für sich, wie konnte denn sonst überhaupt die Anschauung dessen entstehen, was Christus gewesen war, was er gethan hatte u. s. w. war das Gefühl ein tiefes, wie der Hr. Verf. sagt, so war es eben ein gedankenvolles, schlofs nicht den Gedanken, die erkannte Wahrheit, aus, sondern ging ebendaraus erst hervor. Auch bei dem Hrn. Verf. soll aber leider das Gefühl den Sinn haben, ein gedankenloses zu sein und die davon unzertrennliche dogmatische Unbestimmtheit als der Normalzustand angesehen werden, von welchem man sich durch dogmatische Bestimmtheit entfernte, gleich als wäre dieser Uebergang nicht ein ebenso nothwendiger gewesen. — In der Lehre vom Sohne Gottes verwechselt der Hr. Verf. durchgängig zweierlei Bestimmungen. In der kirchlichen Controverse, welche durch die Synode zu Nicäa entschieden wurde, handelte es sich wahrhaft zunächst nicht um den Menschen Christus, wie er der Sohn Gottes ist, sondern rein allein zunächst um diesen selbst, obgleich er es auch ist, der in der Zeit Mensch geworden. Wenn man aber beide Bestimmungen so unter einander wirft und mischt, so sieht es immer so aus, als lasse das Dogma dasselbe von der menschlichen Natur gelten, was es von der göttlichen aussagt und so wirft sich ein falsches Licht auf das Dogma selbst. Dieis ist um so auffallender, da er nicht hier die Geschichte der Menschheit des Sohnes Gottes, sondern erst später, in dem Artikel von der Erlösung, abhandelt. Ganz falsch ist ferner, wenn der Hr. Verf. S. 1043. den Begriff der Zeugung als den der Abhängigkeit des Sohnes vom Vater bestimmt: diese Bestimmung, wie sie dem Begriff unangemessen ist, so ist sie auch unhistorisch; es hat sich im 4ten Jahrh. kein Mensch einfallen lassen, die Zeugung als Abhängigkeit zu denken. Den Antitrinitarismus des 16ten und 17ten Jahrhs. stellt der Verf. auch hier sehr hoch, indem er S. 1045. von ihm sagt: er habe sich zuletzt besonders darauf gerichtet, die Person Christi in dem rechten (?) biblischen Begriffe aufzufassen. Auch der Socinianismus der neuern Zeit kommt gut weg, besonders, seitdem er eine bestimmtere exegetische und historische Grundlage erhalten. Die letzteren Ausdrücke sind gut gewählt; sie zeigen zugleich, wie der Antitrinitarismus, an sich schon entschieden und fertig, sich nun auch noch die exegetische und historische Grundlage so zurecht gemacht habe, wie er sie zu dem Vorurtheil, welches er selber ist, brauchen konnte. „Aber durch die moralischen und spekulativen *Deutungen* der Lehre vom Sohne Gottes oder von der Gottheit Christi hat die Kirche und die theologische Wissenschaft niemals etwas gewonnen. S. 1045. „Auch bei dem innigsten Glauben (!) und bei nicht begriffsmäfsig abgewogenem, freudigem Bekenntnifs von der Erhabenheit Christi, hätte es doch niemals in der Kirche dazu kommen dürfen, dafs die Gegner von Christolatrie hätten sprechen dürfen." S. 1047. Solch eine kahle, gedankenleere Vorstellung, wie Erhabenheit Christi (worüber? über das Thier? über alle Sünder? über alle Menschen, Sokrates?) genügt dem Hrn. Vf. und sie soll Schutz geben gegen den sonst möglichen Vorwurf der Verehrung Christi. Ganz desorientirt ist der Hr. Vf., wenn er über spekulativen Gedankeninhalt referiren will, und doch findet er noch Berechtigung genug, obiges, wegwerfendes Urtheil, dafs die Kirche und Wissenschaft nie etwas dadurch gewonnen, auszusprechen. Mitleidig entschuldigt er diese spekulativen Bemühungen in folgender Weise: „Viele Entschuldigung liegt für jede, auch für die freieste Deutung und Anwendung des Dogma darin, dafs doch auch die kirchliche Lehrform, wenn man sie sich nur bestimmter vor Sinn und Gedanken bringen will, nur uneigentlich aufgefafst werden mufs, will man nicht

mit ihr Vorstellungen verbinden, welche nicht nur nicht vor der Philosophie bestehen können, sondern auch zuletzt (?) einer fremden, gar nicht ursprünglich und rein christlichen Denkart angehören." S. 1049. Damit ist es denn rein herausgesagt, was die Kirche und Wissenschaft an dem Dogma vom Sohne Gottes hat, und was sie von des Hrn. Vfs. historischer Behandlung desselben zu gewinnen hat. Man kann zugeben, dafs der Ausdruck: Zeugung, Sohn zunächst nur die Form der Vorstellung, nicht des Begriffes und insofern uneigentlich zu nehmen ist; aber dieser Unterschied ist dem Hrn. Vf. ganz fremd und was er uneigentlich nehmen will, geht den substantiellen Inhalt des Dogma, die Sache selbst an, von der die Wissenschaft vielmehr zeigen kann, dafs sie auch in der Form der Vorstellung Wahrheit ist. Die uneigentliche Auffassung, welche der Hr. Verf. empfiehlt, ist bestimmter gesagt die, dafs das Dogma als in sich selbst unwahr aufgefafst werden soll und fafst man es nicht so, so hat es die Philosophie des Hrn. Vfs. gegen sich und die gelehrte Einsicht, dafs es, in seiner Eigentlichkeit genommen, einer fremden, gar nicht ursprünglich und rein christlichen Denkart angehört. Die uneigentliche Auffassung des Dogma kann nichts anders sein, als da durch die negative Bestimmung des uneigentlichen Verständnisses das Dogma aller innern und objektiven Bestimmtheit erledigt ist, jede von aufsen an dasselbe gesetzte frei gegeben und einem jeden vergönnt ist, nach seinem Belieben und subjektiven Dafürhalten daraus noch zu machen, was er will: es sind in dem Dogma selbst keine nothwendigen Bestimmungen mehr enthalten, die mich nöthigen, es so und nicht anders aufzufassen; ich kann in solcher uneigentlichen Auffassung zu etwas dem Dogma ganz Heterogenen übergehen und sagen: ich denke mir das unter dem Sohn Gottes. Das wäre also der Gewinn, den Kirche und Wissenschaft, nicht durch die spekulative, sondern durch die historische Behandlung der christlichen Glaubenswahrheiten machen, wenn man anders Verlust und völligen Untergang noch Gewinn nennen kann. — Wie dieses auflösende Princip sich auch an dem Dogma vom heiligen Geist durchsetzt, zu erweisen, mag folgende Stelle genug sein: in metaphysischer Hinsicht, als Lehre von einem besondern göttlichen Wesen (?) dieses Namens (!) wurde sie nur durch die von der Trias, und ursprünglich also durch die Taufformel eingeführt und geltend gemacht. Eine unrichtige Deutung von dieser liefs jenen heiligen Geist als ein persönliches Wesen, wie Vater und Sohn auffassen u. s. w." S. 1051. Zweideutig wird S. 1054. der Gedanke genannt, dafs im heiligen Geist die *Einheit* vom Vater und Sohn liege. Welch ein Urtheil! was ist denn zweideutig an dieser einfachen Wahrheit? „Die Speculation liefs sich, wie wir hier überall gesehen, aus diesem Artikel nirgends verscheuchen". S. 1057. Ist denn das Denken, das Recht der Vernunft solch ein Uebel, das man verscheuchen mufs? Soll von dem Höchsten, was die christliche Religion lehrt und enthält, vom Geiste, nur geistlos geredet werden?

Wieviel wäre noch gegen die Behandlung der übrigen Lehren zu sagen! z. B. der Lehre von der Freiheit, in der der Hr. Vf. die Bemerkung macht: „*Das* ist fest stehen geblieben gerade aus der ältesten Kirchenlehre, dafs die ganze Lehre von der Freiheit nicht der Speculation (warum nicht und wo steht denn das *so fest!*) sondern dem Leben in seiner sittlichen Sphäre (schliefst dieſs das Denken aus?) angehöre und es darum so ausreichend als allein statthaft (!) sei, diese Freiheit als ein *Erfordernifs*, als die Bedingung des moralischen Lebens, aufzufassen und nachzuweisen". S. 1077. Da haben wir ja die Freiheit ganz nur als *Postulat* der practischen Vernunft wieder und den offenbaren Kantischen Standpunct; auf dem sollen wir fest stehen. — Bei dem Dogma von dem natürlichen Verderben wiederhohlt der Hr. Vf. ohne weiteres das gangbare historische Vorurtheil vom Pelagianismus der alten Kirche, vorzüglich der Griechischen. S. 1106. sagt er: „man thue dem Pelagianismus Unrecht, indem man ihm die Lehren beimesse von vollkommener Unverdorbenheit der menschlichen Natur, und dafs diese der göttlichen Gnade nicht bedürfe".

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 87.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

*Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Von D. Ludwig Fr. Otto Baumgarten-Crusius. Erste und zweite Abtheilung.*

(Schluſs.)

Sagte denn Pelagius nicht, der Mensch, jeder Neugeborene, befinde sich noch jetzt in dem Zustande, in welchem sich Adam befand vor der Uebertretung und nur durch Beispiele des Bösen werde der Mensch verdorben; was aber das andre betrifft, so läſst sich der Hr. Vf. offenbar durch den äuſserlichen Klang des Wortes Gnade täuschen; ja, aber *quâ gratia?* fragte Augustinus wiederhohlt und da fand sich denn die Gnade nur äuſserlich d. h. unwahr bestimmt. Dasselbe kommt S. 1180. noch einmal vor. — Kants Religion innerh. d. Gr. d. bl. V. weil sie auf das Dogma hielt und einen Gedankeninhalt darin entdeckte, genügt dem Hrn. Vf. nicht. „Es versteht sich ja von selbst, daſs *Philosophie*, welche von der Erbsünde ausgeht, diesen Begriff nicht im eigentlichen Sinne nehmen kann". S. 1111. „Die Augustinische Lehre (von der Prädestination) konnte sich nur durch absichtliche Selbsttäuschungen erhalten". S. 1119. Was berechtigt zu solchem harten Urtheil? nicht genaue Kenntniſs der Sache. „Nestorius war weder Sabellianer, noch widersprach er irgend der höheren Idee von Christus". S. 1135. Was mag das wohl für eine höhere Idee von Christus seyn, mit der der Nestorianismus d. h. die unter diesem Namen bekannte Vorstellung von *äuſserlicher* Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur, welche die *Trennung* zur Voraussetzung hat, zu vereinigen wäre? — „In dem *Hauptgedanken* stimmten die beiden ursprünglichen Partheien, von Nestorius und Cyrill, wirklich überein". S. 1136. „Aber jene Hauptgedanken waren es gerade auch, welche man zu Chalcedon festsetzte". *ib.* Der wahren Geschichte zufolge wurde daselbst der Nestorianismus sammt dem Eutychianismus verworfen. Nach S. 1141. ist die Lutherische Lehre inconsequent und eutychianisch. In Wahrheit ist hier auf Seiten des Hrn. Verfs. nichts, als Miſsverstand der Lutherischen Lehre. „Die erste Kirche würde den Gedanken nicht ertragen haben, daſs auch Kinder der *Christen* befleckt von Natur wären und sie hatte die harte Erbsündenlehre noch nicht". S. 1202. Es gehört zu den gröſsten Verdiensten Augustins, den Wahn, den übrigens auch die alte Kirche nicht hatte, widerlegt zu haben, als ob die Wiedergeburt der Eltern machen könnte, daſs die von ihnen erzeugten nicht durch die natürliche Geburt in das Erbelend verstrickt seien.

Viel anderes noch übergehen wir. Das Angeführte wird hinreichen, die Ueberzeugung zu begründen, daſs Niemand bei den Dogmen, deren Geschichte hier erzählt werden soll, eine klare und vollständige Anschauung von der Genesis des Begriffs derselben bekommen wird. Es ist, was *in* diesen Lehren enthalten, nicht explicirt, sondern Alles nur in Urtheile *darüber* gefaſst. Diese ganze Weise der historischen Darstellung ist ein beständiges Reflectiren und Urtheilen über die Lehre, kein immanentes Erkennen des Dogma und aller ihm wesentlichen Bestimmungen, es ist ein willkührliches Herausgreifen dieser oder jener Bestimmung, welche herausgerissen aus dem Ganzen, worin sie allein Bedeutung haben, leicht als falsch und ungenügend erscheinen können. Der Hr. Verf. stellt sich nirgends in das Innere, in den Mittelpunct des gegebenen dogmatischen Systems, um von da aus zu betrachten, was ihm wesentlich angehört. Die, deren Lehren hier erscheinen sollen, können mit Recht excipiren und reclamiren: das ist nicht unsere Lehre, sondern nur deine Meinung darüber.

Auf dem reinhistorischen Standpuncte dachten wir mit dem Hrn. Verf. und nach dessen Versicherung zu stehen. Statt dessen befinden wir uns durchgängig auf dem der Reflexion und des Urtheils, welches nur ein-

zelne Gedankenfacta nach Willkühr heraushebt und sich zur Unterlage macht. Das Urtheil aber ist, wie die Logik zeigt, eben diefs, sich nicht zu fixiren, sich aufzulösen und in ein Anderes überzugehn. Das Urtheil ist ein schlechter Standpunct für die Geschichte; es stellt sich in die Mitte zwischen der objectiven Geschichte und dem Gedanken und nimmt doch weder jene rein und vollständig in sich auf, noch schreitet es wahrhaft fort zu Gedanken, Ideen. Doch von dem Standpunct selbst wollten wir noch in dem dritten und letzten Artikel handeln.

D. Marheineke.

---

## LV.

***Die Entdeckungen der Carthager und Griechen auf dem Atlantischen Ocean, von Joachim Lelewel. Aus dem Polnischen übersetzt. Mit einem Vorworte vom Prof. Ritter. Nebst 2 Karten. Berlin, bei Schlesinger 1831.***

Lelewel's zahlreiche geographische Schriften sind ihrer polnischen Sprache wegen in Deutschland Vielen kaum dem Namen nach bekannt. Eine bestimmtere Kenntnifs seiner wissenschaftlichen Thätigkeit verdanken wir nächst dem von Romuald Hube bereits in diesen Jahrbüchern Mitgetheilten, jetzt insbesondre dem anziehenden und lehrreichen Vorworte des Hrn. Prof. Ritter zu der vorliegenden Schrift, auf dessen Veranlassung Hr. K. Neu, Mitglied des philologischen Seminars in Berlin, sich der Uebersetzung unterzogen hat. Lelewel hatte schon durch mehrere historisch-geographische Abhandlungen, namentlich durch seinen „Blick „auf das Alterthum der Litthauischen Völker und ihre „Verbindung mit den Herulern". Wilna 1808. ein bedeutendes Talent bewährt, und durch neue Blicke, die nur vom Slavischen Sprachsystem aus zu gewinnen sind, überrascht, als er im Jahre 1818 ebenfalls in Polnischer Sprache herausgab: „Forschungen über das Alterthum, wissenschaftlicher Theil. Wilna und Warschau. gr. 8. 591 S." mit einem, nach Hrn. Ritter's Urtheil, sehr lehrreichen Atlas, der diesseits der Oder so gut wie unbekannt geblieben ist. Weder Hrn. Ritter noch Anderen gelang es, jenes Werk, so wie die nachfolgenden Abhandlungen, durch Uebersetzungen in Deutschland bekannt zu machen. Wie es mit diesen Abhandlungen sich verhält, erfahren wir aus des Verfs. Einleitung zu der vorliegenden. Er hatte versprochen, jenem wissenschaftlichen Theile einen historischen nachfolgen zu lassen, diesen Plan aber noch während des Drucks in der Art geändert, dafs er den historischen Theil nicht als ein zusammenhangendes Ganze, sondern in der Form einzelner, nach Ländern und Zeiten gesonderter Abhandlungen, dem wissenschaftlichen Theile nachzuschicken beschlofs. Nach diesem Plane ist es ihm möglich gewesen, viele der von ihm gewonnenen Resultate, die theils zu allgemein, theils mit den Untersuchungen Anderer übereinstimmend schienen, entweder ganz zu übergehen, oder möglichst abzukürzen, dafür aber seine selbstständigen und neuen Ergebnisse in gesonderten Abhandlungen klarer herauszustellen. So übergab er nach und nach dem Drucke: „Eine historische Erläuterung der Griechischen Entdeckungen und geographischen Kenntnisse aus den ersten Dichtern und Logographen, bis zu den Zeiten des Hanno, Himilco und Herodot", später eigene Abhandlungen über die alte Geographie der Inder, Carthager, über die Handelsverhältnisse der Phönicier, Carthager und Griechen u. s. w., die wir nicht blofs anführen, um den Umfang seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auf diesem Gebiete zu bezeichnen, sondern auch weil Vieles in der vorliegenden Schrift lückenhaft erscheinen würde, wenn es nicht aus jenen früheren Abhandlungen Bewährung und Vervollständigung erhielte.

Lelewel hat, wie wir aus den hier und da beigefügten Anmerkungen ersehen, die namhaftesten Untersuchungen Deutscher und Französischer Gelehrten über die Kunde des Alterthums von dem Westen Europa's und Afrika's gekannt, und zum Theil auch benutzt, dabei aber eine selbstständige Richtung bewahrt. Es ist eine unerfreuliche Thatsache, dafs zahlreiche Hypothesen über Handel, Verkehr, Religion und Mythologie der alten Völker, durch scharfsinnige oder auch phantastische, bald etymologisirende, bald symbolisirende Combinationen gestützt, das Gebiet der alten Geographie und Geschichte verwirrt und in eine Unbestimmtheit gerissen haben, die zwar mit ahnungsvollem Schauer erfüllen mag, aber diejenigen nicht befriedigen kann, die nichts als die einfache, durch das Zeugnifs des Alterthums bewährte Wirklichkeit feststellen wollen. Lelewel hat der verführerischen Lockung zu Hypothesen widerstanden, und die auf kritisch-historischem Wege gefundene Wahrheit überall von dem Wahrscheinlichen

scharf zu scheiden gesucht. Zwar sind schon vor ihm die geographischen Schriften des Alterthums, wenigstens zum Theil, kritisch geprüft, das Aechte darin von dem Unächten gesondert, und indem man bestimmte, was dem einzelnen Schriftsteller angehörte, und was von Anderen in ihn hineingetragen war, hat man eine nothwendige Aufgabe der Kritik nicht selten glücklich gelöst. Aber es genügt nicht, die Aechtheit oder Unächtheit schriftlicher Ueberlieferungen zu erweisen, und mit unbestrittenem Rechte stellt Lelewel höher als diese, entweder nur diplomatische, oder die alten Schriftsteller unter einander vergleichende Kritik, den Grundsatz: „dafs *in geographischen Untersuchungen viele in schriftlichen Denkmalen erhaltene bestimmte Angaben nach der wahrhaften Wirklichkeit modificirt werden müssen*". Um diese zu ermitteln, unternimmt er eine Analyse der schriftlichen Denkmäler der Reihe nach. So beginnt er die Untersuchung über die Kunde der Griechen von den Westgestaden Europa's mit dem Reiseberichte des Himilco. Alles was die Griechen über jene Gegenden wufsten, schrieb sich aus dem kurzen Zeitraume der ionischen Fahrten, die man aus den Logographen kannte, und aus den Punischen Berichten her. Durch Karthago's eifersüchtige Politik von dem Westen ausgeschlossen, und somit aller eigenen Anschauung beraubt, verlegten sie mit dem ihnen eigenen Triebe, das Ferne und Schwankende dichterisch zu gestalten, alte Wundersagen ihrer Dichter, die durch den Volksglauben geheiligt waren, und bald in dieser, bald in jener Gegend sich bewegt hatten, nach dem Westen, und gaben ihnen dort eine bleibende Stelle. Auf diese Sagen vom Eridanus, den Hyperboräern, der Insel Atlantis, den Wundern und Untiefen des Westens mufs die Kritik sich einlassen, aber nicht um geographische Resultate zu gewinnen, sondern um begreiflich zu machen, dafs diese Sagen nicht aus der Wirklichkeit, sondern aus der immer mehr sich verdunkelnden Kunde der Wirklichkeit zu erklären sind. Sonach mufsten die Carthagischen Entdeckungen Hauptzweck des Verfs. sein, und alle Nachrichten der Griechen bis auf die Zeit herab, wo sie mit den Römern jene Gegenden wieder zu besuchen anfingen, durch Vergleichung mit den Punischen Berichten in solche zerlegt werden, welche aus den Punischen erweislich geflossen sind, und in solche, die ihren Grund in der Dichtung und dem Wunderglauben des Volkes haben. Erschwert wird diese Analyse besonders durch die Compilationen Späterer. „Cornelius Nepos, Livius, Diodor, Plinius seine Nachfolger, und Ptolemäus, sagt Lelewel, täuschen in Hinsicht ihrer Forschungen die Zuversicht derer, welche unbedingt auf ihr Wort bauen. Was sie für gleichzeitig ausgaben, mit dem mufs man an tausend Jahren zurückgehen, um zu ermitteln, was für eine Thatsache es war und geworden ist". Indem Lelewel in der vorliegenden Schrift von den so eben entwickelten Grundsätzen geleitet wird, und überall den Character vorurtheilsfreier Untersuchung, und scharfer Sonderung des Wirklichen von dem Hypothetischen, mit einem klaren Blick über das ganze Gebiet, und einer bewundernswürdigen Kenntnifs der Einzelnheiten verbindet, darf er mit Recht bei dem gelehrten Leser die achtungsvollste Anerkennung erwarten, defshalben aber auch nur um so tieferes Bedauern erregen, dafs er von diesem wissenschaftlichen Gebiete, wo ihn sein wahrer Beruf so vortheilhaft auszeichnete, auf ein anderes geführt wurde, dessen Stürme ihn diesen Bestrebungen für jetzt entrissen haben.

Das Urtheil des Hrn. Prof. Ritter, dafs Lelewel's geographische Arbeiten den wichtigsten und bedeutendsten dieser Art sich ehrenvoll anreihen, und unsere aus der vorliegenden Schrift geschöpfte Ueberzeugung, dafs sie Beifall finden, und nach den anderen Arbeiten desselben Verfs. allgemeines Verlangen erregen werde, mögen der Ausführlichkeit unserer Einleitung zur Rechtfertigung dienen. Um aber den Raum, welchen eine so kleine Schrift in diesen Blättern fordern darf, nicht zu überschreiten, werden wir unseren Bericht über ihren Inhalt in eine möglichst gedrängte Darstellung des Ganges und Ergebnisses der bedeutendsten Forschungen zusammenziehen.

Die Abhandlung zerfällt in drei Hauptabschnitte. 1. Die Gestade Europa's. 2. Die Gestade Afrika's. 3. Inseln auf den Atlantischen Gewässern.

Was vor Hanno und Himilco die Phönizier, Karthager und Griechen jenseits der Säulen des Herkules gekannt haben mögen, wird auf die Nordküste Afrika's und die Südküste der Pyrenäischen Halbinsel beschränkt. Die Beweise gegen ein weiteres Vordringen der Phönizier oder auch der Griechen nach Westen sind in einer der obenerwähnten Schriften des Verfs. zusammengestellt. Nachdem Tyrus seine Unabhängigkeit verloren, ist die erste That der Carthagischen Macht, die erst jetzt selbstständig wird, Verdrängung der Ionischen Griechen

aus dem westlichen Mittelmeer. Das ist die Zeit, welche Plinius II. 67. andeutet: *Et Hanno, Carthaginis potentia florente, circumvectus a Gadibus ad finem Arabiae, navigationem eam prodidit scripto, sicut ad extrema Europae noscenda missus eodem tempore Himilco.* Ziemlich übereinstimmend mit Uckert nimmt L. das Jahr 450. an. Man hat zugegeben, was nach dieser Stelle kaum bezweifelt werden konnte, dafs Hanno und Himilco auf Entdeckungsreisen in noch nicht gesehene, höchstens durch die Sage bekannte, Gegenden ausgeschickt wurden, weil man aber den Phöniziern das Verdienst der ersten Entdeckung nicht rauben wollte, die Fahrten beider Männer in frühere Jahrhunderte, sogar vor Karthago's Erbauung gesetzt, damit sie zu Phönizischen würden. Weil Tartessus der Mittelpunkt des Handels mit Zinn und Bernstein war, so mufsten diese die Phönizier unmittelbar von den Brittannischen Inseln und der Weichsel holen, und man bedachte nicht, dafs Zinn und Blei von den Völkern, bei denen sie sich fanden, nach Tartessus gebracht werden konnten. Von den im Gedichte des Avienus: *Ora Maritima* (aus dem 4ten Jahrh. n. Chr.) enthaltenen Bruchstücken des Himilconischen Reiseberichts hält L. wenigstens diejenigen Stellen für ächt, wo Avienus den Himilco als Gewährsmann nennt. Nach einer viermonatlichen Fahrt durch den östrymnischen Meerbusen, unter welchem der ganze Ocean längs dem Westen Europa's bis zu den östrymnischen Inseln, d. h. den heutigen Sorlingen zu verstehen ist, gelangt Himilco nach Albion, den *Sorlingen*, *Hibernien*. Aus der weiten Ausdehnung dieses Meerbusens, den aber Gosselin nur auf den kleinen Raum zwischen den Vorgebirgen Lizard und Landsend beschränkt, erklärt sich die Ungewifsheit der Alten über die wahre Lage der Sorlingischen Eilande oder der Kassiteriden. Wir wissen nichts Sicheres über die Folgen dieser Reise, dürfen aber aus dem Schweigen des gesammten Alterthums schliefsen, dafs die Karthager niemals über Albion hinaus gekommen sind. Wahrscheinlich hörten die Griechen von dieser Reise, wie sie erweislich sehr früh den Periplus des Hanno gekannt haben. Einiges mochten sie auch den Massiliern verdanken, aber theils war das über die Nachtseite der Erde in jenen Berichten verbreitete Licht zu dämmernd, um ihre dort spielenden Sagen zu verscheuchen, theils mochten Himilco's Nachrichten von den Wundern des Oceans jenen Sagen neue Nahrung geben. Nicht minder unbestimmt blieben ihre Vorstellungen über Keltien, über welches die Logographen geschrieben hatten. Der Athenische Zug nach Sicilien, die Kämpfe der dortigen Kolonien mit den Karthagern, der Besuch der Massilier in Delphi und der Ruf von dem Vordringen der Keltischen oder Galatischen Völker zogen die Aufmerksamkeit wieder nach jener Seite der Erde. Jetzt überzeugte man sich, dafs die im Westen vorgegangenen Veränderungen demselben eine Gestalt gegeben hatten, auf welche die Beschreibungen der Logographen, wenigstens im Einzelnen, nicht mehr pafsten. Aber indem man sich mit der Angabe der wichtigsten Lokalitäten begnügte, und in das Einzelne einzugehen vermied, suchte das Bedürfnifs nach bestimmteren Vorstellungen in Dichterfabeln Befriedigung. Man wies den Kelten ihre Wohnsitze von Gadir bis zu dem Lande der Scythen an. Noch Aristoteles nennt als gemeinsamen Ursprung des Tartessus und des Ister die Pyrenäen. Erst im Macedonischen Zeitalter erweiterte sich der Gesichtskreis, wie im Osten, so nach Westen und Norden. Die erste und auch die einzige denkwürdige That der Griechen im Westen und Norden ist die Reise des Pytheas (340. v. Chr.). Unter den mannigfachen Vorstellungen über die Gestalt der Erde galt auch diese, dafs sie in drei, vom Ocean umflossene Inseln zerfalle, der Nil die Insel Libyen von Asien trenne, und der Tanais, den man als Verbindungsstrafse zwischen dem Pontus und Ocean dachte, die Insel Europa von Asien absondere, und zwar so, dafs Keltien Europa, Scythien Asien zufiel. Noch waren die Küsten des den West- und Nordrand der Insel Europa bespülenden Oceans, also alle Länder von Gallien bis Scythien, unbekannt. Nur Seereisen konnten darüber Auskunft geben, und zu diesem Zwecke unternahm Pytheas seine Reise. Er hat Britannien besucht, Thule, (d. h. nach Lelewel's überzeugendem Beweise, die Orkadischen und Shetländischen Inseln) mochte aber manche Theile nur nach Hörensagen beschreiben, wandte sich dann nach Nordosten und gelangte durch den 6000 Stadien grofsen Meerbusen Mentonomon, dessen Ufer die Guttonen bewohnten, zu der an Bernstein überreichen Insel Abalkia (Baltia, Abalum) und zu dem vermeintlichen Ende der Insel Europa, der Mündung des Tanais.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 88.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

*Die Entdeckungen der Carthager und Griechen auf dem Atlantischen Ocean, von Joachim Lelewel.*

(Schluſs.)

Die Wahrheit der Reise bezweifelt L. nicht, sie aber Schritt vor Schritt auf unsern Karten nachweisen zu wollen, scheint ihm schon um deſswillen vergeblich, weil diese nördlichen Ufer bis in das vierzehnte Jahrhundert den gröſsten Ueberschwemmungen und Veränderungen unterworfen gewesen. Ob man, sagt er, den Tanais des Pytheas für die Düna, Pregel, Weichsel, Oder, Elbe halten möge, immer wurde diese Reise mit wichtigem Erfolge vollführt, die Griechische Geschichte hatte bis jetzt keine ähnliche Erscheinung aufzuweisen. Aus den vielen, mit Geist und Sachkenntniſs gegebenen Beweisen für die Wahrhaftigkeit des Pytheas mag es genügen, den, wie uns scheint, wichtigsten herauszuheben. Der Verf. zeigt nämlich, daſs erst seit Pytheas die Geographen auf die genauere Beschreibung der Völker und Lokalitäten an den Nordgestaden Europa's sich einlieſsen, und alles Wesentliche aus ihm schöpften. Aber weil seine Reise ohne allen praktischen Nutzen geblieben war, wurde sie dergestalt vergessen, daſs seine Landsleute, die Gesandten von Massilia, 150 Jahre später, im Lager des Scipio gar nichts mehr davon wuſsten. Daher behielten auch die alten fehlerhaften oder dichterischen Vorstellungen das Uebergewicht, und gewannen bis zu den Zeiten der Römischen Weltherrschaft keine namhafte Berichtigung und Erweiterung. Erst als Griechische Gelehrte den Römern nach Westen folgten, erkannten sie aus eigener Anschauung die Irrthümer ihrer alten Beschreibungen. Zugleich aber entstand eine groſse Sprachverwirrung, indem die Römer die alten Namen romanisirten, die Griechen theils jene beibehielten, theils die den Römern abgeborgten Namen nach den Forderungen ihrer Sprache modificirten. Aus diesen mannigfachen Schicksalen der alten Namen erklärt der Verf. mehrere auffallende Erscheinungen in der Geographie des Westens, die jenem Zeitalter angehören, z. B. die Erfindung des Namens der *Celtiberer*, von denen Hannibal doch nichts wuſste. Die Verdrehung der *Tartessier* in *Turdetaner*, des alten Volksnamens *Kyneten* in *Cuneus*, d. h. den Keil zwischen den *Guadiana* und *Cap St. Vincent*.

Im zweiten Hauptabschnitte wird Hanno's Reise als die erste historisch-sichere nach der Westküste behauptet. Im Ganzen mit Gosselin's Erläuterung des Hannonischen Reiseberichts einverstanden, glaubt L. das Ziel der Reise, mit Malte-Brun, bis zum *Cap Bohiador* ausdehnen zu können. Das Resultat der ganzen Untersuchung über diese Gestade ist, daſs das Carthagische, Griechische und Römische Alterthum nicht weiter als Hanno gekommen ist. Auch die Kenntniſs der Alten von dem Inneren Afrika's, bemerkt der Verf. in einer Anmerkung, kann er nicht, wie Englische und Französische Forscher wollen, über die Wüste Sahara reichen lassen. Hanno's *Periplus* bildet die Grundlage aller nachfolgenden Griechischen, nur daſs namentlich an dem *Periplus* des Skylax die Vermuthung wahrscheinlich wird, daſs das Alterthum ausführlichere Auszüge des Hannonischen hatte, als der noch vorhandene. Wenn aber die Griechen ihre Nachrichten über den Westen Afrika's, wie bekannt ist, aus Hanno und anderen Punischen Büchern schöpften, und nur aus diesen schöpfen konnten, so trugen sie doch in den von den Puniern durchschifften Raum ihre Mythen und Hypothesen, welche letzteren zum Theil von den Aegyptiern ihnen mitgetheilt sein mochten. Die Aufgabe der Kritik besteht darin, diese Griechischen Zusätze von den Punischen Berichten zu sondern. Lelewel hat 16 Namen der Hannonischen Küstenfahrt, mit denen, die im Herodot, Skylax, Ephorus, Aristoteles und Paläphatus sich finden, zusammengestellt, woraus eine augenfällige Identität sich

ergiebt, Des Massiliers Euthymenes angebliche Fahrt um Lybien herum ist spurlos vorübergegangen, und hat die Autorität der Punischen Berichte nicht zu erschüttern vermocht. Dasselbe gilt von ähnlichen Versuchen im Macedonischen Zeitalter. Nach der Unterwerfung Carthago's wurde Polybius von Scipio zur Untersuchung der Westküste Lybiens ausgesandt. Mit dieser ersten Griechisch-Römischen Entdeckungsreise, und dem freien Zutritt zu jenen Gestaden, beginnt in der geographischen Kunde jener Gegenden eine grofse Veränderung, derjenigen ähnlich, welche gleichzeitig in Bezug auf Europa's Westländer erfolgte. Wieweit Polybius über das Vorgebirge Nun gekommen, ist aus des Plinius verworrener Darstellung nicht zu ersehen, und höchstens nur so weit kamen die Schiffe, welche Gegenstände der Ueppigkeit für Rom dorther holten. Die Vermischung alter und neuer Namen, und wieder die Gräcisirung romanisirter Formen erschweren auch hier die Auffindung des Zusammenhangs zwischen dem Alten und Neuen.

Ueber den 3ten Hauptabschnitt können wir kürzer sein, da die Inseln Britannien, Jerne, die Kassiteriden, Gadir, Kerne (Fedal) als für die einzigen gelten müssen, welche den Carthagern und Griechen auf dem Atlantischen Ocean bekannt gewesen. Aber die Phantasie der Griechen schuf sich neue Inseln jenseits des von den Puniern befahrenen Raums. Als die Griechen mit den Römern dorthin kamen, entstand eine grofse Uneinigkeit und Verlegenheit, welche dieser Inseln das frühere Alterthum schon gekannt, auf welche man die alten, durch die Dichtung geheiligten, Namen übertragen müsse. Andere, die man noch nicht aufgefunden, von denen die Mythen aber handelten, bemühte man sich, wiederaufzufinden, und die bedeutendste Frucht dieses Strebens war die Entdeckung der Kanarischen Inseln, um welche der gelehrte Juba, König von Mauritanien, das gröfste Verdienst hat. Erst jetzt erhielten sie Namen (unter ihnen Kanaria); da man sie wenig angebaut fand, und sie für neuentdeckt galten, bleibt es unerwiesen, sogar unwahrscheinlich, dafs die Karthager sie schon entdeckt, oder gar benutzt hatten.

H. Wendt.

---

## LVI.

*Notitia linguae Sinicae, auctore P. Premare. Malaccae: cura et sumtibus Collegii Anglo-Sinici. MDCCCXXXI. Ohne Vorrede.* 290 *Seiten.* 4.

Dieses, vor etwa hundert Jahren abgefafste, grammatische Werk, mit dem an Reichthum des Materials nichts verglichen werden kann, was vor und nach demselben für die Chinesische Sprache geschehen ist, hat einen Missionar aus dem Orden der Jesuiten zum Verf. Bis zum Jahre 1831 nur als Manuscript vorhanden – in Europa besitzt nur die Pariser Bibliothek ein handschriftliches Exemplar *) — ist es gegenwärtig durch die dankenswertheste Bemühung ein Gemeingut Aller geworden, welche sich dem Studium der edelsten Sprache Ost-Asiens, und ihrer eben so unermefslich grofsen, als vielseitig wichtigen Litteratur widmen wollen. Der gelehrte und anspruchslose Premare, vor dessen Lebensumständen wir gern etwas Näheres mittheilen möchten, brachte den gröfsten Theil seines thätigen Lebens im Chinesischen Reiche zu, woselbst er auch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verstorben ist. Sein vornehmster und nächster Zweck, wie er in vielen Stellen des Buches bescheiden wiederholt, war der, solchen Missionaren, welche die, in mancher Hinsicht schwierigste aller Sprachen zum Organ des apostolischen Unterrichts machen wollten, von Nutzen zu sein. Von diesem Gesichtspunkt geleitet, hat der würdige Pater auf eine philosophische Anordnung und Verarbeitung des Ganzen verzichtet. Aber der einfache Plan, und die lichtvolle Zergliederung, den tiefen, ins innerste Wesen der Sache eingedrungenen Kenner verkündend, schützen uns vor aller Verwirrung, und müssen auch solche Beurtheiler wieder versöhnen, die mancher Verstofs gegen das Systematische beleidigen könnte. Die Grundregeln, aus denen sich die Chinesische *Phraseologie*, welche das ganze Wesen der formenlosen Grammatik ausmacht, entwickelt, kann der denkende Leser bald abstrahiren und in klare Uebersicht zusammenstellen, und Vieles, was mit lexikalischer Vollständigkeit ausgeführt ist, giebt treffliche Beiträge zu den schwierigsten Artikeln des Wörterbuches selbst. Abel-Rémusat, der Wiedererwecker eines planmäfsigen Studiums der Ostasiatischen Sprachen in Europa, ist dem Pater Prémare weit mehr

*) S. *Fourmont's linguae Sinarum Grammatica.* Praefat. p. XVII sqq. Ein Anhang zu dem, mit Fourmont's Grammatik verbundenen Catalog enthält Auszüge aus dessen Briefwechsel mit Premare. S. p. 512—15.

schuldig, als man wohl aus der Vorrede zu seinen *Eléments de la Grammaire chinoise* abnehmen könnte. In lexikalischer Hinsicht hat Julius Klaproth den umfassendsten Gebrauch von der *Notitia linguae Sinicae* gemacht, ohne in der Vorrede zu seinem *Supplément au dictionnaire chinois-latin du père Basile* u. s. w. dieser ergiebigen Quelle zu gedenken.

Nach kurzen Vorbemerkungen über die Fächer der Litteratur, die Methode des Studiums, und die verschiedenen Wörterbücher, folgt (p. 8—38.) eine *Elementarlehre* in zwei Abschnitten, *de literis, prout sinice scribuntur*, und *de literis prout ore proferuntur*. Der Letztere handelt von den sogenannten *Accenten*, und von dem Lautsystem der gebildeten Umgangssprache. Die kurze Charakteristik der Accente, einer eigenen Art von Betonungsweise, wodurch die Bedeutungen der Wörter modificirt oder verändert werden, scheint Rec., eigner Beobachtung gemäfs, nicht so deutlich, als die des Spanischen Pater Diaz *). Der *erste* Ton oder der *gleiche* (*rectus et planus*, Prem.; *tonada llana o ygual*, Diaz.) ist eigentlich ein blofs *negativer*, und die übrigen *drei* haben die meiste Analogie mit gewissen Empfindungslauten. Der *zurück-* oder *einwärtsgehende* besteht in einem jähen, wie von plötzlichem Schrecken veranlafsten Abbrechen der Stimme; der *hohe* Ton ist hell und nachdrücklich, wie bei einem zornigen *nein!* (*vox attollitur*, Prém.; *esta su alto en el modo, que es pronunciarla con impetu, como quando decimos enojados no*, Diaz.); der *fortschreitende* beginnt tief und verliert sich *hoch*, wie etwa bei einer Verwunderung (*velut deprimitur*, Prém.; *es al principio vaja (baxa) y a lo ultimo sube*, Diaz). Alle Wörter, die nicht den zurücktretenden Accent haben, werden beim Sprechen gedehnt. In den gröfstentheils sehr weichen, *articulirten* Lauten der Chinesen ist es fast nur die bewundernswürdig feine Nüancirung, welche dem Sprech- und Hörorgan des Ausländers schwierig wird. Den Schlufs der Elementarlehre bildet ein vollständiges Verzeichnifs aller Chinesischen Wörter, sofern sie in der *Articulation* von einander verschieden sind, mit Beispielen der verschiedenen Betonungsweise, und nach Endlauten geordnet. Jedem Worte ist eine seiner gebräuchlichsten Bedeutungen, mit dem entsprechenden Zeichen der geschriebenen Sprache, beigegeben. Man überzeugt sich aus einer solchen Uebersicht, dafs die Chinesische Sprache, deren *idealer* Reichthum so aufserordentlich grofs ist, in ihrem materiellen Vorrath weit hinter allen Anderen zurückbleibt. Es giebt der einsylbigen Grundwörter, die obendrein ganz unwandelbar sind, nur gegen 450, durch den Unterschied der Accente auf höchstens 1300 vermehrt. Der Behauptung, dafs diese unfruchtbaren Wurzelwörtchen ohne Ausnahme *einsylbig* sind, stehen häufig vorkommende Diphthongen und selbst *Triphthongen* nicht entgegen. Auch die letzteren werden, gleich denen der Spanier, nur mit *einer* Oeffnung des Mundes ausgesprochen, und alle sogenannten *Composita* liegen blofs im Begriffe. Weit merkwürdiger aber ist die absolute Unveränderlichkeit dieser einsylbigen Wörter, welche nicht blofs den formellen Unterschied der Redetheile, sondern überhaupt die ganze Formenlehre aufhebt, und alle dargestellten Begriffe, aufser dem Zusammenhang, in der nach Mafsgabe ihrer Beschaffenheit weitesten Ausdehnung vor die Seele führt. Mehrere Ursachen können zu einer solchen, in ihrer strengen Folgerichtigkeit wohl einzigen Erscheinung mitgewirkt haben. Dahin gehört ohne Zweifel die aufserordentlich frühe Scheidung der Chinesischen Nation von einem unbestimmten Brudervolke im Westen, und ihre völlige Isolirung, als sie nur noch aus wenigen hundert Familien bestand: ihre Armuth an schaffender Phantasie, und immer vorherrschende Neigung zu kalt-berechneten Combinationen: die frühe Erfindung einer ideologischen Schrift, welche nur traditionelle Fortpflanzung der Lautsprache erlaubte: endlich wohl auch die Natur der Lautsprache selbst. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Endungen, so finden wir, aufser dem *n* und *ng*, blofs *Endvokale*. Im Anfange der Wörter aber giebt es nur einfache, oder doch solche Doppel-Konsonanten, deren Zusammentreffen weder unter sich, noch in Verbindung mit dem End-Mitlauter des vorhergehenden Wortes, eine bedeutende Härte verursacht. Die Entstehung neuer Formen durch innigeres Aneinander-Sprechen der Wörter, das ihr allmähliges Verschmelzen vorbereitet, und dessen Hauptbedingung in dem Konflicte von Lauten, die verschiedenen Organen angehören, zu suchen ist, mufs also hier weit

*) In dessen *Diccionario de lengua mandarina*, wovon ein handschriftliches Exemplar der Königl. Bibliothek zu Berlin angehört.

weniger naturgemäfs erscheinen, als z. B. im *Sanskrit*, dessen gröfstentheils konsonantenreiche Wurzeln ihre Fruchtbarkeit und Bildungskraft gleichsam zur Schau tragen. Diese Unbildsamkeit im Schoofse des Chinesischen selbst, die Menge der heterogensten Begriffe, welche die meisten einzelnen Wörter repräsentiren, und die totale Unmöglichkeit, zu ergründen, welcher von diesen Begriffen dem Laute zuerst und ausschliefslich angehörte, machen das Chinesische zu vergleichender Sprachforschung ganz unbrauchbar. *Naturlaute* scheint die Chinesische Sprache viele zu enthalten, insofern nämlich dieses oder jenes Wort bei mancher anderen Bedeutung auch einen Gegenstand der tönenden Natur bezeichnen kann, wie *hu*, Tiger, *pao*, Parder, *miao*, Katze, *fung*, Wind u. s. w. Diesen analog sind die Namen tönender Artefacte, wie *ling*, Glöckchen, *tschung*, Glocke, *phao*, schweres Geschütz u. s. w. Aber das fördert die Sache nicht.

Bei der Chinesischen *Schriftsprache* hat sich der Verf. weit kürzer gefafst, als bei der mündlichen. Von einfachen Bildern ausgehend, hat diese Schrift ursprünglich nur Versinnlichung der Begriffe zum Zwecke gehabt, und obschon, in ihrer weiteren Entwickelung, auch für die Fixirung der Laute vieler Begriffe durch tonische Gruppen etwas geschehen ist, so bleibt doch diese Bestimmung vorherrschend, und das Chinesische kann, sobald man mit den Eigenthümlichkeiten der Wortstellung vertraut ist, in jeder Sprache der Welt gelesen werden. Auf die Aussprache kommt nur dann etwas an, wenn *eigene Namen* zu bestimmen sind. Diese geschriebene Sprache der Chinesen hat, mit der *mündlichen* verglichen, einen scheinbar ungeheuern Reichthum. Sondert man aber die wirklich gebräuchlichen Charaktere von einer Menge anderer, die, als Varianten der klassischen Form, einen wahren Ballast ihrer einheimischen Wörterbücher bilden, so wird man sich überzeugen, dafs die Zahl der Ersteren dem Umfang der mündlichen Sprache kaum *neunfach* überlegen ist, woraus immer noch, in Vergleichung mit den gebildeten Sprachen des Abendlandes, eben kein bedeutender Wortvorrath sich ergäbe. Allein der überlegene Wortreichthum anderer Sprachen gründet sich vornämlich auf äufserliche Modifikation der Wurzel, je nachdem sie in diesem oder jenem *Redetheil* eine Rolle spielt, während die ewig nackte Chinesische Wurzel dem formellen Unterschied der Redetheile ganz widersteht, und, nach Mafsgabe ihrer Stellung im Satze, den ganzen Kreis derselben durchlaufen kann. Rechnen wir noch die Fülle neuer Begriffe hinzu, welche durch eine Art von Komposition entsteht, so mufs uns das Chinesische sogar als eine der, an *reinen* Begriffen gehaltreichsten Sprachen erscheinen.

Nach der Elementarlehre geht Pater Premare sofort zur Grammatik selbst über. Man vermifst hier ungern als Einleitung Etwas über den Charakter der Sprache, besonders über die Gesetze der Composition, vermöge welcher zwei oder mehrere Wörter *einen* Begriff ausdrücken können. Dies würde die Stelle der *Wortbildungslehre* in anderen Sprachen vertreten. Alle, durch Laut oder Schrift ausgedrückten, Begriffe der Chinesen kündigen ihre respektive Funktion in der Rede durch gegenseitige Stellung, und oft auch durch beigefügte Partikeln an. Auf diesem Wege vornämlich erkennen wir den Redetheil als solchen, und zugleich sein Verhältnifs der Rection oder Dependenz, er mag nun aus einem oder mehreren Wörtern gebildet sein. Aber die meisten Begriffe, durch alle Redetheile, können mit anderen zu einer Art von Compositis verbunden werden, die jedoch nur in sofern Composita sind, als die einzelnen Theile der Zusammensetzung blofs *einen* Begriff umschreiben oder konstruiren. Kein Wort leidet dabei auch nur im *Ton* eine Veränderung; daher die alte Gewohnheit der Verbindung durch Queerstriche, die man nicht noch weiter ausdehnen sollte. Der Zweck solcher Zusammensetzungen war oft ein *ästhetischer*, indem zwei oder mehrere Wörter, die ein gefälliges Bild erweckten, an die Stelle der eigentlichen Benennung des Gegenstandes traten; am Häufigsten aber ein *philologisch-praktischer*, wo man dann entweder auf *Verdeutlichung* der bereits gegebenen reinen Begriffe, oder auf ihre *Modification*, oder endlich auf *Bildung ganz neuer Begriffe* hinarbeitete.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 89.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

*Notitia linguae Sinicae, auctore P. Premare. Malaccae: cura et sumtibus Collegii Anglo-Sinici. MDCCCXXXI. Ohne Vorrede.*

(Schluſs.)

Diesen drei Verfahrungsweisen verdankt das Chinesische eine fast unglaublich grofse, wenn gleich nur *ideale* Bereicherung, so daſs schwerlich ein Menschenleben ausreichen dürfte, auch nur die Hälfte aller dieser Composita kennen zu lernen. Nicht minder beachtenswerth ist die weise Oekonomie, womit der calculirende Chinese dafür gesorgt hat, um jeder Verwechselung dieser Composita unter sich beim *Hören* (beim *Lesen* ist dies ohnehin unmöglich), vorzubeugen. Keines derselben ist dem Anderen *ganz gleichlautend*, und selbst bei gleicher Articulation sind wenigstens die Accente verschieden, oder folgen in anderer Ordnung. Für die bloſse Verdeutlichung schon gegebener Begriffe durch Composition fand der Chinese ein treffliches Hülfsmittel in dem Umstande, daſs gar häufig mehrere Wörter in gewissen Bedeutungen mit einander zusammenfallen oder *sinngleich* sind. Es bedarf in diesem Falle nur einer Zusammenstellung zweier derselben, um den zu erweckenden Begriff klar vor die Seele zu führen. Es ist dies ungefähr so, als wollte man im Deutschen *Steck-Stab* sagen, um das bekannte Werkzeug zum Stützen in dieser Auffassung deutlich hervorzuheben, weil beide Wörter, für sich genommen, auch noch andere Begriffe ausdrücken, und nur in dem Begriff eines *Stütz-* oder *Schlag-Instrumentes sinngleich* sind. Prémare hat der Composita nur gleichsam in Eile, und aufserdem an einer sehr unpassenden Stelle (*de reliquis orationis partibus, p.* 47.) besondere Erwähnung gethan. Aber aus dem Schatze von Phrasen, den sein Werk enthält, läſst sich manches Compositum entnehmen, was um so willkommener sein muſs, je ärmer die, von Europäern gesammelten Wörterbücher an dergleichen sind. Freilich sind hier auch die meisten einheimischen Lexicographen nur selten mit gutem Beispiel vorangegangen. Ihre ungemein grofse und rühmliche Sorgfalt, die sie beweisen, wo es darauf ankommt, die verschiednen Bedeutungen der Zeichen, einzeln genommen, zu sammeln, und selbst mit classischen Citaten zu belegen, erstreckt sich verhältniſsmäſsig nur auf sehr wenige *Composita*, und diese wenigen sind häufig nur angeführt, nicht erklärt. Erst ganz neuerlich ist unsere Bibliothek durch Ankauf eines Theils der schätzbaren Neumann'schen Sammlung in den Besitz eines Original-Wörterbuches gekommen, das vielleicht als fleiſsige *Phrasensammlung*, die wirklich seine vornehmste Bestimmung ist, nichts mehr zu wünschen übrig läſst. Es besteht aus 106 eng gedruckten (Chinesischen) Büchern in stattlichem Formate, und ist nach Art der *tonischen* Lexika eingerichtet. Von jedem *einzelnen* Zeichen finden wir nur die *Aussprache* bestimmt, und dann folgen alle diejenigen Phrasen, deren Schlusswort das Zeichen bildet, eine jede mit vollständigen Citaten aus Büchern aller Fächer, die von classischem Ansehen sind. Unschätzbar würde dieses Phrasen-Magazin sein, wenn alle diejenigen Composita, deren Bedeutung nicht von selbst in die Augen fällt, oder aus dem Zusammenhang im Citate enträthselt werden kann, durch Umschreibung erklärt wären. Dieſs scheint uns aber, nach vorläufiger Durchsicht, nur selten geschehen zu sein. Wir hoffen bald dieses höchst interessante Werk ausführlicher würdigen zu können.

Der eigentlich grammatische Theil der *Notitia linguae Sinicae* zerfällt in *zwei* grofse *Hauptabtheilungen*, von denen die erste der *Sprache des Lebens*, die andere der *edleren Büchersprache* gewidmet ist. Um jeder Art von Miſsverständniſs vorzubeugen, ist es nothwendig, hier etwas weiter auszuholen. Die Chinesische Sprache, welche schon als Folge ihrer grammatischen Formlosigkeit einer bedeutenden Kürze des Ausdruckes fähig ist, kann diese energische Kürze durch Weglassung bestimmender Partikeln in einem Grade erhöhen,

men ist. — Unser *wèi* (*wéi*) (Prem. 179.) *agere, esse* u. s. w. ist eine merkwürdige Art, das Passivum auszudrücken, übergangen. Ref. hat dieselbe beim Lesen öfter beobachtet. Man sagt z. B. *wèi ... sò schā*, wörtlich: *er war Einer, welchen* NN. *tödtete*, für: *NN. tödtete ihn*, oder: *er wurde von* NN. *getödtet*. — Bei der Binde-Partikel *ŏlh* oder *ūh* (p. 170—71.) ist nicht bemerkt, dafs sie ein folgendes Adjektiv *steigern* kann. So traf Rec. z. B. in naturgeschichtlichen Artikeln häufig Wendungen wie diese: *szŏ . . . ŏlh tá* (*siào*) es gleicht diesem oder jenem Thiere, ist *aber gröfser* (oder *kleiner*), ohne ein besonderes Zeichen für den Comparativ. Es finden sich noch andere elliptische Ausdrücke, deren in keiner Sprachlehre gedacht ist. Nicht blofs das *Verbum substantivum Sein*, sondern auch *Haben* (*yèu*) wird weggelassen, wo keine Undeutlichkeit zu besorgen ist, z. B. *yuān hūng schèu, hĕ wèi* u. s. w. *die wilde Ente* (hat) (einen) *rothen Kopf, schwarzen Schweif* u. s. w. Wenn Etwas mit *Restriction* von einem Gegenstand gesagt wird, so läfst man am Liebsten jede Partikel weg, z. B. *schèu tái kūan* (auf dem) *Kopfe trägt er eine Haube; wèn szŏ pào* (*an, in Rücksicht der*) *Flecken gleicht er dem Parder* u. s. w. — Vielleicht einzig ist die Erscheinung, dafs selbst die *Frage-* und *Schlufszeichen* der Chinesen (insofern sie Charaktere mit Wurzeln sind) ihre *Aussprache* haben. Dieſs erklärt sich wahrscheinlich aus Folgendem. Der Chinese läfst gern seinen Fragen einen Empfindungslaut nachtönen, was auch bei uns, vorzüglich in ungeduldigen Fragen, häufigst geschieht. Solche Laute sind *hu, ye, yĭ, yan*. Man vergleiche unser *hm, he, wie?* (welches letztere, englisch *how*, gewifs uranfänglich eine gleiche Funktion hatte). Um nun solche bedeutungsleere Wörtchen durch die Schrift zu bezeichnen, wählte man Charaktere von ähnlicher Aussprache, von deren eigentlicher Bedeutung dann abstrahirt wurde. Das, am Anfang der Fragesätze oft vorkommende *ngān* (*etwa?*) läfst sich jedoch auf die gewöhnlichste, substantivische Bedeutung *Ruhe, Wohlstand*, zurückführen, sobald man unser Deutsches *wohl* (für *etwa*) im Auge hat. Die blofsen, lautbaren *Schlufszeichen* aber verdanken ohne Zweifel der Chinesischen Gewohnheit, den Schlufs oder die Unterbrechung einer Aussage, häufiger als wir, mündlich zu bezeichnen oder zu bekräftigen, ihr Entstehen. Man vergleiche unser *so, so ist es, damit gut, basta*, und ähnliche Ausdrücke. Diese, von dem Bedürfnifs deutlicher Mittheilung noch begünstigte Gewohnheit ging in die Schrift über. Man gebrauchte die gewählten Zeichen selten oder gar nicht mehr in ihrer sonstigen Bedeutung, und sie vertraten nun die Stelle eines Punktes, Kolon oder Komma. Eine sehr instructive Parallele giebt *schĭ* (Basil. 3909.), *recte, sane, ita est*, welches oft am Ende der Sätze ganz überflüssig scheint. Mancher ursprüngliche *Fragelaut* ist auch als blofser Schlufslaut gebräuchlich, in welchem Falle das *wie* als übergegangen in sein correspondirendes *so* zu betrachten ist.

Eine Sprache, welche dem Streben nach bündiger Kürze so ungemein günstig ist, wie die Chinesische, mufs nothwendig in isolirten Maximen und Sprüchwörtern ihre gröfste Energie zeigen. Hier kann der Chinese, ohne für geübte Kenner in Dunkelheit zu fallen, das Höchste leisten. Sein Parallelismus der Glieder hat vollkommnes Ebenmafs im Bild und Gedanken, und kann dieses Ebenmafs behalten, wie sehr auch die Phrase durch Einschiebung von Partikeln oder Synonymen ausgedehnt werden mag, ohne in Künstelei auszuarten. Dazu reimen oder assoniren die Glieder öfters, und manche philosophische oder belletristische Arbeit ist ein Gewebe solcher ebenmäfsigen, rhythmischen Sentenzen, wo der Begriff zum Begriffe mit wunderbarer Kraft gruppirt, und die verbindenden Zwischenglieder oft nur negativ, aber fest und sicher angedeutet sind. Noch erhöht wird der Genufs des Lesers durch die, so innig mit dem Wesen der Sprache zusammenhangende, bedeutsame Zeichenschrift. Premare hat viele geistreiche Sprüche aus allen Zeitaltern seinem Werke einverleibt. Eines der schönsten ästhetischen Stücke aber, wegen seiner lieblichen Naivetät bei gröfser Eleganz im Ausdruck, ist von *Ngeu-yang-sieu*, dem berühmten Stilisten und Kritiker: sein Inhalt die Beschreibung eines romantisch gelegenen Landhauses, das der lebensfrohe Greis für sich erbauen lassen, und der unschuldigen Genüsse, denen er sich hier im Kreise seiner Mitbürger hingab. Den Text (p. 220.) begleitet eine ziemlich freie Uebertragung, von welcher der würdige Missionar wohl zu bescheiden sagt: „*elegantis scriptoris gemmas versione meâ sic tanquam lutō me inquinasse sentio*". Nur eine Stelle in diesem, nicht eben sehr leichten Stücke, ist mit zu grofser Kühnheit umschrieben, wenn uns anders ein vollständiger Text vorliegt. Den Worten: „*alii falcibus onusti viam cantando fallunt; alii sub arborum tegumine recubant*," entspricht nämlich im Chinesischen blofs: *dshí yū fŭ dshè kŏ yū thū hĭng, selbst die Träger gehen singend ihres Weges. Dshí yū* (*accedit ad, usque ad,*) ist von der allgemeinen Freude zu verstehen, die sich bis zu den, mit harter Arbeit Geplagten erstreckt. Das hier gebrauchte *thū* (Basil. 1669.) hat gewöhnlich nur die Bedeutung von *mit Wasser vermischter Erde* und was sich daran knüpft. Basilius gedenkt keiner anderen. Aber nach den einheimischen Wörterbüchern, unter denen ich nur das *Dszŏ nguei* anführe, wird dieses Zeichen auch als Synonymum des gleichlautenden *thū, Weg* (Ibd. 11,066.) gebraucht. Diese Bedeutung ist hier allein passend, wenn wir nicht in *thū* den Begriff *thū-jin, uncti homines, urbis cives*, einzwängen, und übersetzen wollen: *selbst die Träger gehen singend mit den Stadtbewohnern einher*. Jeden Falls ist von einem Ausruhn im Schatten der Bäume nichts zu finden. Sehr abentheuerliche Setzfehler, die sich hier, wie an mancher anderen Stelle, in das, ohnehin ganz mittelmäfsige Latein geschlichen haben, machen, bei der sonstigen Schönheit des Druckes und Papiers, nicht selten den widerlichsten Eindruck. — Ein vollständiges Wort- und Sachregister beschliefst die *Notitia linguae Sinicae*.

Wilhelm Schott.

Nro. 90.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## LVII.

***Memorials of the Stuart dynasty, including the constitutional and ecclesiastical history of England from the decease of Elizabeth to the abdication of James II, by Robert Vaughan. London** 1831. vol. I., XVI. 508.; vol. II., XII. 540. p. 8.*

Die Geschichte des Hauses Stuart in England, im Sinne der Puritaner geschrieben, fehlte bisher der Literatur. Der Verf. des uns vorliegenden Werkes hat diesen Mangel auf eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Weise ersetzt, und für England eine politische Geschichte der Reformation geliefert, wie andere protestantische Länder sie noch immer vergeblich erwarten. Der Plan des Verfs. ist einfach und lichtvoll, sein Quellenstudium gründlich, sein Urtheil trotz des lebhaften Wunsches, dem Andenken der Puritaner und Independenten die langenthehrte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, unparteiisch und vorurtheilsfrei, endlich seine Darstellung eben so durchdacht und abgerundet, als seine Sprache korrekt und fliefsend: Vorzüge, die unser Geschäft in Betracht des Buches darauf beschränken, dafs wir dem Leser eine genaue Kenntnifs seines Geistes zu verschaffen und einige Irrthümer zu berichtigen suchen.

Die Revolution des Jahres 1688 ist der Anfangspunkt der bürgerlichen und religiösen Freiheit in England. Diese Revolution, obgleich mit geringer Mühe und ohne grofse Erschütterung der bürgerlichen Gesellschaft bewirkt, war der Erfolg eines langen Kampfes für die Rechte des Volkes, den zuerst die Puritaner anfingen und bestanden, und den endlich die Anhänger der bischöflichen Kirche nur darum so siegreich beschlossen, weil die Nonkonformisten sich ohne Rückhalt mit ihnen vereinigten.

Der Protestantismus war in England unter Edward VI. zur Herrschaft gelangt; aber die Leichtigkeit, womit Maria das Papstthum wiederherstellte, bewies zur Genüge, dafs die Reformation weder umfassend noch streng gewesen war. Die Nation im Ganzen fügte sich den Glaubensneuerungen ihrer Fürsten mit einer keineswegs ehrenwerthen Gleichgültigkeit; nur einzelne eifrige Protestanten unterwarfen sich nicht, und büfsten das Festhalten an ihrer Ueberzeugung mit dem Scheiterhaufen oder der Verbannung. Die Flüchtlinge suchten Schutz in Dänemark, Deutschland und der Schweiz, fanden hier eine vollständigere und durchgreifendere Kirchenverbesserung, und erfafsten die Grundsätze derselben um so bereitwilliger und lebendiger, jemehr ihr Abscheu vor dem Römischen Aberglauben durch die Leiden der Verfolgung geschärft war. Ein Theil derselben erhielt zu Frankfurt am Main den Gebrauch einer reformirten Kirche unter der Bedingung, dafs sie das Glaubensbekenntnifs dieser Gemeinde unterschrieben; und sie selbst beschlossen einstimmig, in ihrem neuen Gotteshause der Englisch-protestantischen Liturgie, sowie der Kleidung der Geistlichen und der äufseren Gebräuche, welche diese vorschrieb, sich zu enthalten. Sie vertheidigten diese Aenderung in Briefen an die übrigen Ausgewanderten als dem Protestantismus angemessen und der Englischen Kirche keineswegs feindlich, übertrugen dem berühmten John Knox das Amt ihres Seelsorgers, und baten gleichgesinnte Landsleute, sich unter dem Schutze der freien Reichsstadt mit ihnen zu vereinigen.

Allein kaum war auf diese Weise die puritanische Kirche entstanden, als sie auch schon mit der bischöflichen in Streit gerieth. Manche Ankömmlinge meinten in der Zurücksetzung der Englischen Liturgie eine Verachtung ihres Glaubens zu erkennen, und ihr Anführer Dr. Cox erregte so ernsthafte Unruhen, dafs der Magistrat von Frankfurt die Puritaner ersuchen mufste, die Stadt zu verlassen. Sie begaben sich nach Basel und Genf, kehrten, sobald Elisabeth den Thron bestiegen hatte, meistentheils nach England zurück, und ver-

breiteten ihre Grundsätze daselbst um so leichter und erfolgreicher, da in jenen Tagen die Religion auch äufserlich die wichtigste Angelegenheit der Menschen war. Sie wurden während der ersten sieben Jahre nicht gestört in diesem Geschäft, und sie selbst verlangten nichts, als dafs die Gebräuche, welche die herrschende Kirche selbst für gleichgültig erklärte, ihnen nicht aufgedrungen würden.

Es kann nur aus dem unduldsamen Geiste jener Zeit, aus dem harten, auf die Kronvorrechte so ungemein eifersüchtigen Charakter der Königin und aus ihrer Liebe zu Glanz und Pracht erklärt werden, dafs seit dem Jahre 1566 alle Nachsicht gegen die Puritaner aus den Mafsregeln der Regierung verschwand, und dafs somit diese Sekte sich bald darauf als eine auch politisch wichtige Partei erhob. Sofort wurden nicht mehr die äufseren Gebräuche allein, sondern wichtige Lehrsätze der Kirche angegriffen, welche die Wahrheit ausschliefslich für sich in Anspruch nahm. Ihre Behauptungen, dafs die heilige Schrift nur als Richtschnur des Glaubens und nicht als Regel der Disciplin anzusehen sei, und dafs man der katholischen Kirche den Namen einer christlichen Kirche nicht verweigern dürfe, erschienen eben so gottlos, als ihr Verlangen, für unfehlbar zu gelten, abgeschmackt und tyrannisch: und als der Erzbischof Parker die Geistlichen von London zusammenrief, ihnen einen Mann in Anglikanischer Priestertracht vorstellte, und sie aufforderte, dieselbe Kleidung zu tragen, verweigerte ihm schon ein Drittheil, und zwar die gelehrtesten und würdigsten Prediger der Hauptstadt, den Gehorsam. In diesem Verhältnisse mochte auch die Zahl der puritanischen Laien zu den übrigen Bewohnern des Reiches stehen. Dafs aber in den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts die Hälfte der Bevölkerung sich, wie der Verf. annimmt, wirklich zum Puritanismus bekannt habe, darf aus guten Gründen bezweifelt werden. Denn als die bestehenden Gesetze zur Unterdrückung der Schismatiker nicht mehr hinreichend schienen, wagte die Königin, trotz der nicht geringen Aengstlichkeit, welche ihre Schritte in der inneren Verwaltung bezeichnet, den Gerichtshof der hohen Kommission für kirchliche Angelegenheiten niederzusetzen und mit so ausgedehnter Vollmacht zu versehen, dafs er fast ganz nach Gutdünken gegen die Widerstrebenden verfahren durfte. Und da auch die harten Strafen, welche dieses Inquisitionsgericht verhängte, nur gerade das Gegentheil ihrer beabsichtigten Wirkungen zur Folge hatten, war die Hofpartei im Parliament 1593 noch mächtig genug, um eine Akte durchzusetzen, wonach jeder, der einen Monat lang dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen versäume, für diesen Beweis seiner Verachtung der herrschenden Kirche an Geld oder durch Gefängnifs gestraft werden, und wenn er binnen drei Monaten seine Irrthümer nicht abschwöre, auf immer das Reich verlassen solle. Todesstrafe ward auf die Rückkehr eines solchen Verbannten gesetzt.

Allein wie stark oder wie schwach auch damals die Puritaner waren: ihre Zahl konnte eben so wenig ein vernünftiger Grund werden, ihnen den Schutz und die Wohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft vorzuenthalten, als der Umstand, dafs manche von ihnen selbst in dem Augenblicke die Verfolgung begannen, wo sie sich über die Tyrannei ihrer Gegner so bitter beklagten. Denn obgleich sie Duldung des Katholizismus für eine schwere Sünde hielten, obgleich sie es als ein verdienstliches Werk betrachtet haben würden, die Anhänger der bischöflichen Kirche selbst mit Gewalt zu bekehren: so konnten sie mit Recht behaupten, dafs die Verfolgung von den Gegnern begonnen worden; und wenn auch dies noch nicht ausreichte, so blieb immer noch ihr bald so folgenreicher Lehrsatz, dafs man den Geboten Gottes mehr gehorchen müsse, als den Vorschriften der bürgerlichen Obrigkeit. Wenn überdem pflichttreue und gottesfürchtige Männer wegen einiger von Menschen angeordneten Kirchengebräuche die härtesten und willkührlichsten Strafen zu leiden hatten, so nimmt es weniger Wunder, dafs in die Gefühle einiger Puritaner sich Bitterkeit und Rache mischte, als dafs die grofse Mehrzahl die Grenzen der Mäfsigung nicht überschritt; weniger, dafs sie gegen einzelne Gesetze protestirten, als dafs sie einer so tyrannischen Obrigkeit noch überhaupt irgend gehorchen zu müssen glaubten.

Die politischen Grundsätze der Puritaner waren ihrer bürgerlichen Lage vollkommen angemessen. Durch den Verlust von Freiheit und Recht lernten sie beide desto höher schätzen: und da sie dieser kostbarsten Güter des Lebens um der Religion willen beraubt waren, so wurde das Streben nach denselben von ihnen zugleich als eine Pflicht des Gewissens und als eine Gott vorzüglich wohlgefällige Handlung betrachtet. Der Verf. scheint Gewicht darauf zu legen, dafs die Purita-

ner die von ihnen gewünschte Umgestaltung der Kirche und des Staates mit dem Namen des Scepters Christi oder des Thrones Jesu bezeichneten. Dies geschah aber nur in Folge ihrer steten Nachahmung des biblischen und besonders des alttestamentlichen Sprachgebrauchs. Sie deshalb für dem monarchischen Prinzip ergeben zu halten, würde eben so unrichtig sein, als wenn wir die Mosaische Verfassung darum, weil Gott in ihr als König der Israeliten angesehen wird, für eine monarchische erklären wollten. Vielmehr zeigt der Verlauf der Englischen Geschichte und die Staatseinrichtung so wie der Geist der von Puritanern gegründeten Kolonieen Massachusetts und Connecticut überaus deutlich, dafs ein wahrhaft republikanischer Geist diese Sekte beseelte.

Während ein überaus ansehnlicher Theil der Bevölkerung von Britannien solche Grundsätze hegte und ins Leben zu übertragen bemüht war, führte der Unstern des Hauses Stuart Jakob I. auf den Thron von England. Der Monarch besafs weder die Eigenschaften, welche Ehrfurcht und Gehorsam gebieten, noch wufste er diejenige Herrschaft zu erringen, welche auf Liebe und Zuneigung gegründet ist; und seine Gesinnungen waren so vollkommen Stuartisch, dafs die ersten Aeufserungen derselben schon die Frage veranlafsten, warum von nun an nicht Jemand hingerichtet werden möge, bevor er noch verklagt worden? Die Puritaner aber durften von dem neuen Herrscher am wenigsten eine nachsichtige oder nur eine gerechte Behandlung erwarten. Sie wufsten, dafs er die Kränkungen, welche er sowohl als seine Mutter von dieser Sekte in Schottland hatte dulden müssen, in treuem Andenken bewahre. Eine Konferenz zwischen einigen ihrer Häupter und den Repräsentanten der bischöflichen Kirche überzeugte sie auf das Deutlichste von den Gesinnungen des Königs, der die Rolle des Vermittlers übernommen hatte und sich als solcher folgendergestalt vernehmen liefs: „Ein Schottisches Presbyterium stimmt so gut zur Monarchie, als der Teufel zu Gott. Liefse ich es in das Leben treten, dann würde dieser und jener nach Belieben mich und meine Minister tadeln. Ich wiederhole es, *le roi s'avisera!* Wartet sieben Jahre, ehe ihr dergleichen von mir verlangt, und dann, wenn ich anfange, korpulent zu werden, höre ich euch vielleicht, denn solch eine Regierung würde mich in Athem erhalten und mir Arbeit genug geben". Dann ging er über zu einer Schilderung des Betragens des Puritaner gegen ihn und seine Mutter, und schlofs mit folgenden Worten: „Meine Herrn Bischöfe, ich weifs, was aus meinem Supremat werden würde, wären jene oben und ihr unten, denn kein Bischof, kein König! Ich kenne den Zuschnitt der Leute, die seit ich in England bin, vor mir predigten, ohne meiner Oberhoheit in geistlichen Dingen zu erwähnen". Es bedarf vielleicht nicht der Bemerkung, dafs die Bischöfe, welche diese Worte für Eingebungen des heiligen Geistes erklärten, ihrem Hasse gegen eine Religionspartei, in deren Mitgliedern der König seine persönlichen Feinde sah, fortan freien Lauf liefsen. Dessenungeachtet mehrten und stärkten sich die Puritaner; und Jakobs erstes Parliament neigte sich in seinen Grundsätzen so sehr auf die Seite dieser Partei, dafs es uns nicht gewagt erscheint, wenn wir annehmen, der Entwurf der Pulververschwörung sei grofsentheils deshalb gemacht, weil ihre Urheber glaubten, gerade jetzt müsse ein verzweifelter Versuch gemacht werden, dem Katholizismus in England wieder aufzuhelfen, wenn man ihn nicht seinen unversöhnlichsten Feinden, den Puritanern, rettungslos preisgeben wolle.

Es waren aber nicht blofs die Puritaner, welchte der gegenwärtige Druck für zukünftige Gröfse erzog, sondern noch mehr die Brownisten, deren Grundsätze als die der Independenten späterhin zur Herrschaft in Kirche und Staat sich erhoben. Schon zu den Zeiten Edwards VI. waren einige fromme Männer der Ueberzeugung, dafs jede wahrhaft christliche Kirche nur ein Verein des Glaubens und Gewissens, und somit die Theilnahme an demselben eine vollkommen freiwillige Handlung sei; aber erst in der letzten Hälfte von Elisabeths Regierung erlangten diese Ansichten durch die gerade entgegengesetzten Mafsregeln der bischöflichen Kirche den Zusammenhang und das Gewicht eines Systems. Die Brownisten verlangten von der bürgerlichen Obrigkeit nur den allgemeinen Schutz, den zu gewähren ihr Zweck ist; von der Kirche von England nichts, als dafs sie sich nicht in ihre Angelegenheiten mische. Sie wählten unter sich ihre Pastoren und Diakonen, führten sie durch Auflegen der Hände in ihr Amt ein, und entliefsen sie durch allgemeinen Beschluss im Falle eines Anstofs erregenden Betragens oder ungenügender Lehrgaben. Sie hatten keine bestimmte Form für ihre Gebete und strebten überhaupt nach der unschuldsvollen Einfachheit der ersten Christengemeinden, sowie sie das neue Testament als die einzige und untrügliche

Richtschnur ihres ganzen kirchlichen Lebens betrachteten. Dafs Leute, denen jede Unterordnung eines Menschen unter den andern in Sachen der Religion verwerflich dünkte, von der herrschenden Kirche mit dem ungünstigsten Auge angesehen wurden, ist ebenso begreiflich, als dafs sie hinwiederum unter Druck und Verfolgung bitteren Widerwillen gegen eine Regierung einsogen, die ihnen mit rauher Hand den Genufs der ersten und natürlichsten bürgerlichen Rechte vorenthielt. Und da im Anfange der Regierung Jakobs I. auch noch innerer Zwist ihre schwache Gemeinde erschütterte und spaltete, ging dieselbe als solche theils zu Grunde, theils rettete sie sich unter den Schutz der Republik Holland. Die Grundsätze aber blieben und wirkten fort, bis sie in günstigeren Zeiten von Neuem mit überraschender Gewalt sich zeigten.

Der Verf., wie viele andere Englische und Amerikanische Schriftsteller, betrachtet die Brownisten als Gründer von Neuengland. Allein mit Unrecht. Der gelehrte und fromme John Robinson nämlich, welcher eine schwache Gemeinde von Dissentern aus dem nördlichen England zuerst nach Amsterdam, dann nach Leyden führte, und hier ihrer Kirche lange vorstand, hatte in seinen Grundsätzen weit mehr mit den eigentlichen Puritanern, als mit den Brownisten gemein; und die von seinen Schülern 1620 gegründete Kolonie New-Plymouth, jetzt ein Theil von Massachusetts, war in Sachen der Religion von der puritanischen Kongregationalkirche dieser Provinz durchaus nicht verschieden. Als die einzigen wahren Independenten in Nordamerika vor den Zeiten des langen Parliaments sind höchstens nur der Prediger Roger Williams und die Anna Hutchinson nebst ihren Anhängern zu betrachten, welche 1636 die Providence-Pflanzorte (Rhode-Island) gründeten.

Jakob I. starb im März 1625. Er hatte keinen seiner grofsen Entwürfe durchgeführt, hatte weder die bischöfliche Kirche in Schottland noch den Protestantismus in Irland befestigen können, weder die Katholiken gewonnen noch die Puritaner unterdrückt, und am wenigsten vermocht, die Anhänglichkeit seiner Englischen Unterthanen an ihre bürgerlichen Rechte und Freiheiten zu schwächen. Die Befugnisse des Hauses der Gemeinen über die Gültigkeit der Wahlen seiner Mitglieder allein zu entscheiden, und einen verbrecherischen Kronbeamten vor dem Oberhause anzuklagen, wurden vollkommen sicher gestellt, und ebenso das Recht, die Abgaben zu bewilligen oder zu beschränken. Dies und die Sorge für die Erhaltung des Protestantismus waren die festen Punkte, von wo aus die Gemeinen unter der folgenden Regierung ihren merkwürdigen Feldzug gegen die Krone begannen.

Der Charakter der Zeiten Karls I. und die Ursachen der Englischen Rebellion lassen sich im Sinne des Vfs. ungefähr folgendermafsen kurz darstellen: Karl I. war fünfundzwanzig Jahr alt, als er den Thron bestieg. Als Kronerbe und präsumtiver Gemahl der Spanischen Infanta war seine Gemüthsart schon seit längerer Zeit ein Gegenstand lebhafter Untersuchung gewesen; aber sie zeigte nichts, was der einen oder der andern Partei seiner Unterthanen festes Vertrauen oder gegründeten Widerwillen hätte einflöfsen können. Der junge Monarch schien sich anfänglich ganz in der breiten Bahn des Alltäglichen zu halten. Keine durchaus unüberlegten und thörichten Handlungen, aber auch eben so wenig solche, die Verstand, Einsicht und Thatkraft bekundeten; nicht einmal jene auffallenden Einzelnheiten in Wort und That, die das Volk bei neuen Regenten so gern und schnell auffafst, um sich daraus seine Zukunft zu deuten. Nur dafs er, wie sein Vater, den Rathschlägen des Herzogs von Buckingham fortwährend folgte, und einzelne Winke schienen anzudeuten, „dafs der junge Monarch die Unzufriedenheit seines Parliaments gering achte, wenn die Meinung dieses Staatskörpers mit dem Rufe der Krone im Auslande sich nicht vereinigen lasse, und dafs solche Versammlungen überhaupt gehalten seien, ihre Ansichten und Worte dem Willen des Hofes gemäfs einzurichten." Doch bald mehrten sich diese Anzeichen einer Liebe zu willkührlicher Gewalt, die um so gehässiger erscheint, wenn der Mangel an Fähigkeiten, eine gesetzwidrige Herrschaft zu gewinnen oder zu behaupten, die Neigung zu einem blofsen Gelüsten herabwürdigt.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 91.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## *Memorials of the Stuart dynasty, including the constitutional and ecclesiastical history of England from the decease of Elizabeth to the abdication of James II., by Robert Vaughan.*

(Schlufs.)

Und als der König sich noch dazu mit der Schwester des Französischen Monarchen vermählte, gaben die Puritaner in der Sorge für die Reinheit des Glaubens und für die Würde der Englischen Krone die Hoffnung und vielleicht den Wunsch auf, Karl für die geistigen und weltlichen Interessen des Landes zu gewinnen. Sie zeigten ihm ihre Abneigung bereits in dem ersten Parliament ganz unverhohlen. Seine freimüthige Sprache über die Bedürfnisse der Krone und über sein Vertrauen in die Ergebenheit des Hauses der Gemeinen wurde von dieser Versammlung, wo die puritanischen Grundsätze schon ungemein zahlreiche Freunde hatten, als eine leicht zu durchschauende List mit vollkommener Gleichgültigkeit aufgenommen, und durch die Bewilligung einer Summe beantwortet, die hinter den Erwartungen des Königs unendlich weit zurückblieb. Es ist durchaus nicht zu bestimmen, ob und in wie fern der König bei diesem Versuche, sich dem Parliament zu nähern, aufrichtig war. Allein schon sein Aeufseres trug dazu bei, jeder Herablassung den Schein innerer Verachtung und jeder Zusage den eines geheimen Vorbehalts zu geben: und die Leichtigkeit, womit er sich späterhin über die heiligsten Zusicherungen hinwegsetzte, rechtfertigten die Vorsicht Derer, welche ihm gleich anfänglich nicht vertrauten. Gewifs ist, dafs schon während der Sitzungen dieses ersten Parliaments die reichsten Keime der Zwietracht ausgestreut wurden, und dafs Karl überhaupt gewohnt, fremdes Urtheil dem eigenen vorzuziehen, den Einflüsterungen ehrsüchtiger Hofleute ein um so bereitwilligeres Ohr lieh, je gröfsere Ueberwindung es ihm gekostet hatte, da an den Ton eines Bittenden zu streifen, wo er streng befehlen zu können glaubte.

Von dieser Zeit an suchte der König nicht sowohl die beiden Häuser des Parliaments in ihrem allgemeinen Ansehen bei der Nation zu untergraben, als sich an einzelnen Mitgliedern zu rächen: ein Verfahren, welches ebenso sehr eine gänzliche Mifskenntnifs des Geistes der Nation und eine thörichte Verwechselung von Ursachen und Wirkungen beurkundete, als es in seinen Einzelnheiten kleinlich, verhafst und tyrannisch war. Das Unterhaus vergalt ihm diese Angriffe oder suchte sich vielmehr gegen künftige zu decken, indem es auf Anlafs des Grafen von Bristol, den der König durch einen geheimen, dem öffentlichen widersprechenden Befehl vom Parliament hatte ausschliefsen wollen, den Herzog von Buckingham als Staatsverbrecher in Anklagestand versetzte. Der König aber, anstatt einen mit Recht so verhafsten Minister sofort seiner Aemter zu entbinden, würdigte denselben nur neuer Ehre und gröfseren Vertrauens, und warf sich öffentlich zum Vertheidiger des Herzogs auf, wo er dem Rechte seinen Lauf lassen mufste. Er begab sich hierdurch der grofsen Prärogative, dafs der König von England kein Unrecht thun kann, und nöthigte das Parliament, nicht gegen den bösen Willen eines verantwortlichen Kronbeamten, sondern gegen den Monarchen selbst die Rechte des Englischen Volkes zu vertheidigen. Das zweite Parliament unterzog sich diesem wichtigen und schwierigen Geschäfte mit Ernst und Eifer. Es strebte aber nicht nach neuen Garantieen der Freiheit und Sicherheit, sondern suchte nur die Schranken der königlichen Gewalt deutlicher zu bezeichnen. Obgleich gemäfsigte Männer wünschen konnten, dafs die Versammlung die Mifsbräuche, welche in der Verwaltung bestanden, nicht mit zu rascher Hand hinwegzuräumen suche, erlaubte sie sich doch keinen Schritt, der nicht in den früheren Gewohnheiten des Parliaments hinreichende Rechtsbei-

spiele gefunden hätte, und selbst der merkwürdige Umstand, dafs sie das Tonnen- und Pfundgeld nur auf Ein Jahr bewilligte, war keine Uebertretung ihrer anerkannten Befugnisse.

Der Zeitraum zwischen der Auflösung des zweiten und der Einberufung des dritten Parliaments war überfüllt mit Ereignissen, welche den Bruch zwischen König und Volk nur erweitern konnten. Karl, wie alle Stuarts, begierig nach Geld und gleichgültig in der Wahl der Mittel, es zu erlangen, begann die Grundfesten der Englischen Verfassung anzutasten: und der nämliche Streit, welcher den Engländern ihre Amerikanischen Kolonieen entrifs, raubte Karl I. Krone und Leben. Wir müssen hierbei ganz besonders darauf aufmerksam machen, dafs es vollkommen falsch ist, die Wichtigkeit dieses Zwistes nach der materiellen Gröfse seines Gegenstandes zu schätzen, wie die Meisten unter uns und selbst viele Engländer zu thun gewohnt sind. Der Englischen Verfassung nach ist es vollkommen gleich, ob die Regierung eine Million oder einen Schilling von ihren Unterthanen widerrechtlich beizutreiben sucht. Denn da in ihr die Gewohnheit als Rechtsbeispiel (*Precedent*) gilt, so giebt der verfassungswidrig erhobene Schilling für die nächste Zeit die Befugnifs, ganz beliebige Summen zu verlangen, und das Wesen des Eigenthums völlig zu vernichten. Karl I. begann diesen Kampf, indem er nach dem Ablaufe des Jahres, für welches das Tonnen- und Pfundgeld bewilligt worden, diese Abgabe auf seinen eigenen Befehl erheben liefs. Ebenso wurde die unerhörte Mafsregel einer gezwungenen Anleihe auf die gehässigste Weise durchgetrieben. Man behauptet, und es wurde wenigstens allgemein geglaubt, dafs der König hierbei gerade deswegen mit tyrannischer Hartnäckigkeit verfuhr, weil er zeigen wollte, dafs Buckinghams Abwesenheit keinen Einfluss auf seine Gesinnungen übe. Dafs Vertheidiger des Königs diefs zu seiner Rechtfertigung anführen können, ist in der That ebenso unbegreiflich, als es am Tage liegt, dafs eine Handlungsweise, welche nur einen solchen Verdacht erregte, im höchsten Grade unklug und verderblich war. Bei diesem Verfahren im Innern führte der König noch einen Krieg mit Spanien ohne gegründete Veranlassung, ohne Geld und ohne Erfolg. Ja er begann sogar noch einen Krieg mit Frankreich, entweder weil Buckingham von dem Französischen Hofe sich beleidigt fühlte, oder weil die Verwaltung durch Absenden von Hülfe für Rochelle das Geschrei gegen den Papismus des Hofes zu dämpfen, oder überhaupt dem Lande nur ein Schauspiel zu geben gedachte. Buckinghams Expedition gegen Rochelle war völlig nutzlos, und in ihrem Verlauf von der Art, dafs sie aufser persönlicher Feigheit fast alle möglichen Anschuldigungen gegen ihn rechtfertigte.

Als die Ausschreiben für das neue Parliament schon erlassen waren, legte der König neue Steuern auf Kaufmannsgüter, nahm aber die Verordnung sogleich wieder zurück, weil die Richter sie nicht für gesetzmäfsig erklären wollten. Wenn diese Mafsregeln einen unbezwinglichen Hang zur Willkühr beurkundeten, zeugten sie zugleich von so grofser Schwäche, dafs man erwarten durfte, ihn durch diese letztere unschädlich gemacht zu sehen. Allein das dritte Parliament, welches 1628 zusammen trat, urtheilte anders. Die Freunde des Landes betrachteten nur die Gesinnungen, welche überall zu deutlich hervortraten, und kümmerten sich wenig um den Mangel an Fähigkeiten, dem die Wahl irgend eines Ministers plötzlich abhelfen konnte. Ueberzeugt, dafs in der Persönlichkeit des Königs nicht die geringste Gewähr für die Rechte und die Freiheiten der Nation zu finden sei, hielten sie sich für *berufen* und verpflichtet, die Herrschaft des Gesetzes über alle Angriffe zu erheben.

Bei dem Anfange der Sitzungen strebte der König, das Parliament durch Kleinigkeiten zu besänftigen, drohete ihm aber auch zugleich mit seiner höchsten Ungnade, wenn es seine Schuldigkeit nicht thue. Er lieferte hierdurch einen einerseits völlig unnöthigen, sodann aber ihm selbst höchst nachtheiligen Beweis, dafs er seine Zeit gänzlich verkenne. Das Parliament, so gewarnt, und plötzliche Auflösung fürchtend, bevor es sein grofses Geschäft noch würde vollenden können, befleifsigte sich in allen seinen Aeufserungen der gröfsten Behutsamkeit, und ging, ohne sich auf Geldbewilligung im Voraus einzulassen, an die Untersuchung der Lage des Landes. Die Frucht derselben war die berühmte *Petition of right.* Dieses merkwürdige Dokument, welches nichts als eine Sicherstellung der persönlichen Rechte und des Eigenthums der Englischen Unterthanen gegen gewaltsame und der Natur jeder bürgerlichen Gesellschaft zuwiderlaufende Eingriffe enthält, ist von Hume einer Revolution gleich geachtet worden, und wirklich hätte es eine solche in der Verwaltung hervor-

gebracht, wenn der König den Grundsätzen desselben gefolgt wäre. Allein dieser zeigte nicht die geringste Neigung, der Petition durch seine Genehmigung die Kraft eines Gesetzes zu verleihen. Obgleich die Richter erklärten, dafs sie in der Verfassung des Landes durchaus keine Veränderung herbeiführen würde, suchte Karl sie zuerst durch eine ausweichende Antwort zu umgehen und bestätigte sie erst, als er sah, dafs er sonst durchaus keine Geldbewilligung erwarten dürfe, auf die gewöhnliche Weise. Nun bewilligte das Parliament die Steuern; und ward, als es eine Neigung, Buckingham vor Gericht zu ziehen, blicken liefs, sofort prorogirt, und 1629, weil es schon Klagen über die Verletzung der Rechtsbill zu führen hatte, gänzlich aufgelöset.

Die Mafsregeln der Regierung bis zum Jahre 1640, während welcher Zeit Karl I. ohne Parliament herrschte, bestanden in einer fortwährenden Uebertretung der Rechtsbill. Obschon Buckingham durch die Hand des Meuchelmörders Felton gefallen war, zeigte sich die Hoffnung, dafs jetzt vielleicht der Geist der Verwaltung sich noch ändern könne, bald als vollkommen vergeblich. Es wurden nicht blofs Mitglieder des Parliaments für die Ausübung ihrer Rechte und Pflichten harter Strafe unterworfen, sondern der König erklärte auch durch eine Proklamation, dafs er von nun an kraft eigener Machtvollkommenheit so lange allein herrschen werde, bis die Stellvertreter der Nation, deren Gesinnungen er verdächtig zu machen bemüht war, sich seinen Absichten und Forderungen gefügig zeigen würden. Da er aber auf diesem Wege sehr bald die bedeutendsten Schwierigkeiten durch Mangel an Geld finden mufste, so suchte er seinen Bedürfnissen auf jede Weise abzuhelfen. Es würde zu Nichts führen, seiner hierauf abzweckenden Schritte einzeln zu erwähnen, es genügt zu wissen, dafs sie den früheren und den von Karl selbst gegebenen Gesetzen durchaus widersprachen. Das Werkzeug und oft der Urheber dieser Tyrannei war Sir Thomas Wentworth, zuletzt Graf von Strafford, der von Karl gewonnen, aus einem eifrigen Vertheidiger der gefährlichste Widersacher der Englischen Freiheit geworden war. Die Grundsätze dieses Ministers lassen sich am Besten mit seinen eigenen Worten bezeichnen. „Da der König Recht hat, sagte er, Geld zum Gebrauch der Flotte zu erheben, so hat er es auch in Hinsicht der Armee; und was Recht in England ist, ist es nicht weniger in Schottland und Irland". Er handelte demgemäfs. Als aber das Schiffsgeld, eine alte in den Zeiten der Dänischen und Normannischen Raubzüge eingeführte Auflage, wieder erhoben werden sollte, widersetzte sich 1637 zuerst John Hambden, ein Mann, der sich in seiner ländlichen Zurückgezogenheit bisher nur durch einen äufserst sanften und milden Charakter ausgezeichnet hatte, und gab so den ersten Anstofs zu dem bald folgenden Bürgerkriege.

Mit diesen Mafsregeln in der bürgerlichen Verwaltung des Landes ging der Druck in den Angelegenheiten der Religion Hand in Hand. Hier war Laud, Bischof von London, dann Erzbischof von Canterbury, lange Zeit der eigentliche Regent, und der König folgte ihm in geistlichen Dingen fast ausschliefslich. Laud verdiente das Vertrauen seines Herren, den er, wenn nicht in Gesinnungen, doch durch die That höher stellte als Gott selbst, denn während er als Arminianer der Ueberzeugung war, dafs der Mensch in Hinsicht auf sein ewiges Heil Alles für sich thun müsse, gestand er ihm nicht das geringste Recht zu, für sein zeitliches Wohl nach eigener Einsicht zu sorgen. Dafs aber der Kampf um den Glauben zwischen der Hofpartei und der des Volkes ungleich heftiger war, als um die Willkühr oder die Freiheit in bürgerlichen Angelegenheiten, lag auf das Festeste in dem Charakter der Zeit und der Gegner begründet. Nicht Duldung — diese ward von den Puritanern und Episkopalen gleich sehr als eine unverzeihliche Sünde verabscheut — sondern Alleinherrschaft war jetzt Losung beider Parteien. Laud untersagte den puritanischen Gottesdienst, verfolgte und strafte die Geistlichen, welche sich ihm nicht fügten, ärgerte die puritanische Einfalt der Sitten durch den Glanz eines fast päpstlichen Prunkes, worin er sich zu kleiden strebte, verletzte das religiöse Gefühl jedes wahren Protestanten durch einen unerschöpflichen Erfindungsgeist in nichtssagenden, oder vielmehr albernen Ceremonien und brachte die strengsten Dissenter zur Verzweiflung, indem er fast Jedermann auf das Festeste überzeugte, dafs er nächstens mit einem grofsen Theile seiner Anhänger in den Schoofs der katholischen Kirche zurückkehren werde. So stark waren die Reibungen wegen der Religion, dafs viele spätere Geschichtschreiber sich veranlafst gefunden haben, fast ihnen allein die bald erfolgende Umwälzung beizumessen. Allein obgleich dies unrichtig ist, dürfen doch die Staaten von Neuengland sie als die eigentliche Ursache ihrer Gründung und als das wirksamste Beför-

derungsmittel ihres schnellen Wachsthums betrachten. Denn es kann berechnet werden, dafs von 1620 bis 1640 mehr als funfzehn tausend Puritaner, redliche und thätige und zum grofsen Theil sehr angesehene Männer aus keinem anderen Grunde das Vaterland verliefsen, als um in den Wäldern von Nordamerika ihrem Glauben zu leben. Und selbst dieser theuer erkaufte Genufs wurde ihnen verkümmert, freilich aber zum gröfsten Nachtheile der Unterdrücker: denn die königliche Proklamation, welche 1638 alle Auswanderungen nach Neuengland untersagte, hielt gerade Karls furchtbarste Feinde, Pym, Hambden und Cromwell zurück.

Der zweite Theil des Werkes umfafst die Ereignisse von dem Ausbruche der Englischen Rebellion bis zur Abdankung Jakobs II. Der Verf. hat hier besonders den Zeiten bis zur Rückkehr Karls II. die gebührende Sorgfalt gewidmet. Er zeigt zunächst, wie ein Kampf enden mufste, worin Karl I. sich einliefs, nachdem er die Regierung so geführt, dafs ein rechtlicher und dem Vaterlande aufrichtig ergebener Mann nicht sowohl aus Liebe für ihn und seine Sache, als aus Furcht, dafs die so lange gereizte Gegenpartei zu weit gehen würde, auf seine Seite sich stellen konnte; und wie vornehmlich die Beweise von Mangel an Aufrichtigkeit, welche der König gab, die Unterhandlungen erschwerten, und den Schlufs derselben auch bei der ernstesten Friedensliebe des langen Parliaments unmöglich machten. Der Vf. ist hier, so wie an vielen anderen Orten, im Widerspruche mit früheren Bearbeitern dieser Periode, aber fast immer müssen wir ihm beipflichten. Den Englischen Königen aus dem Hause Stuart ist das eigenthümliche Unglück begegnet, dafs sie im Laufe der Zeit nicht immer milder, sondern immer härter beurtheilt werden. Dies hat seinen Grund nicht etwa darin, dafs die öffentliche Meinung im Allgemeinen gegen Schwäche und Willkühr empfindlicher und strenger geworden ist, sondern einzig in dem Umstande, dafs die ihre Regierung betreffenden Originalpapiere täglich mehr an das Licht treten. Weniges von Dem, was sie enthalten, dient zur Rechtfertigung oder Entschuldigung, bei weitem das Meiste zur Anklage der Stuarts. Nicht, dafs ihre Gegner fehlerfrei wären, oder dafs die unparteiische Geschichte den Puritanern sämmtliche Wirkungen ihrer strengen und unbeugsamen Freiheitsliebe, deren noch jetzt England und Nordamerika sich freut, zum wahren Verdienst anrechnen dürfte: aber so viel ist gewifs, dafs sie an Sitteneinfalt, Stärke des Charakters und Talenten die Royalisten beträchtlich übertrafen. Eben so wenig unterliegt die Aufrichtigkeit des langen Parliaments bei den Friedensunterhandlungen gegründeten Zweifeln. Nicht blos die Bedingungen, welche es als Grundlage der Traktaten betrachtete, bürgen dafür, dafs es nur Sicherheit gegen die Wiederkehr der früheren Mifsbräuche erstrebte, noch mehr aber seine Lage während des Krieges sowohl, als nach demselben. Die ersten Jahre des Krieges waren keineswegs so reich an grofsen Erfolgen, dafs es des vollständigen Sieges über den König hätte gewifs sein können. Da, wo Karl nicht persönlich zugegen war, hatten die Royalisten ungeachtet ihrer ungleich geringeren Hülfsmittel sogar häufig die Oberhand. Als aber das Parliament durch die Umgestaltung seines Heeres endlich siegte, ward diese Armee und ihr wahrer Anführer Oliver Cromwell — denn Fairfax lieh nur seinen Namen — ihm selbst bald so furchtbar, dafs es dem Könige gern annehmliche Bedingungen bewilligt haben würde, hätte dieser nicht zugleich mit den Abgeordneten des Parliaments über den Frieden und mit Cromwell gegen das Parliament unterhandelt und sich durch seine übereilte Flucht nach der Insel Wight völlig in die Gewalt der Armee gegeben.

Die Art, wie der Verf. Cromwells Charakter und Thaten darstellt, erscheint uns gleich wahr und natürlich. Man pflegt mit dem Namen dieses Mannes alle nur erdenklichen Vorstellungen von Ränken, Heuchelei und Ehrsucht zu verbinden, ohne zunächst zu erwägen, dafs Cromwell, im Allgemeinen ein strenger Freund der Gerechtigkeit, lange Jahre hindurch ohne allen Zweifel wahrhaft religiös in seinen Gesinnungen und bis zu seinem vierzigsten Jahre durch gar nichts ausgezeichnet war. Man vergifst sodann und vorzüglich das für ihn so ungemein glückliche Zusammentreffen von Umständen und den Reiz der Gelegenheit. Der Verf. ist einen anderen Weg gegangen. Er schreibt Das, was sich aus der Beachtung des Laufes der Dinge als durch sich nothwendig erfolgend sich zeigt, nicht der Allgewalt des Genies zu, hält nicht dafür, dafs diejenige Auszeichnung, der Cromwell vermöge seiner bekannten Talente und als eines der Häupter der Independenten nicht *entgehen* konnte, auf den Irrwegen einer niedrigen *List erschlichen* wurde, und ist nicht überzeugt, dafs zuerst Cromwells ehrgeizige Plane die Umstände, welche ihrer Ausführung günstig waren, hervorriefen, sondern dafs seine Wünsche, seine Begierden und seine Thatkraft in dem Maafse wuchsen, wie ihnen Aussicht auf Befriedigung und Spielraum gegeben ward.

Was die religiöse und politische Partei der Independenten betrifft, so hält sie der Vf. sehr richtig für eine nothwendige Folge des Puritanismus. Wir müssen aber seine Aeufserung, dafs ihnen England die Grundsätze der Toleranz verdanke, dadurch einschränken, dafs wir bemerken, wie die Katholiken sich der Duldung von Seiten der Independenten nicht eben zu erfreuen hatten.

Die Restauration Karls II. war zunächst das Ergebnifs der Zerrüttung, worin die Nation nach Olivers Tod und Richard Cromwells Abdankung versank; die Regierung Karls II. war eine Nachahmung der seines Vaters, nur mit dem Unterschiede, dafs der Sohn wegen seiner gröfseren Klugheit, einnehmenderen Sitten und wegen der in der Nation herrschenden Furcht vor einer neuen Revolution, die erst durch Jakobs II. starre Verblendung überwunden ward, sich noch mehr erlauben durfte als Karl I. Der Vf. behandelt diesen Abschnitt verhältnifsmäfsig kurz; sein ganzes Werk aber ist voll der wichtigsten politischen Lehren und kann mit vollem Recht als gleich nützlich und anziehend empfohlen werden.

Ludwig Kufahl.

Nro. 92.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## LVIII.

***Encyklopädie der theologischen Wissenschaften. Von Dr. Karl Rosenkranz, außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Halle. Halle, bei Schwetschke und Sohn 1831. S. XLIV. u. 370.***

Wenn der Geist ein Gebiet seines Erkennens vollständig entfaltet und alle Zweige desselben durchgearbeitet hat, so ist es das Bewufstsein dieser zunächst äufseren Totalität, welches ihn auf die innere Einheit zurückweist, um von diesem Mittelpunkte aus den ganzen Umfang des erworbenen Wissens zu übersehen, und weiter sofort diesen Reichthum des Besondern als nothwendige Entwicklung jener Tiefe des Allgemeinen zu begreifen. Dieſs ist der Ursprung der Encyklopädien, der speciellen sowohl als der über alle Zweige menschlichen Wissens sich erstreckenden; wie denn auch der Name ἐγκύκλιος παιδεία seine geschichtliche Herkunft aus der Zeit der abgelaufenen Griechischen Bildung hat. Solche encyklopädische Darstellungen können sich entweder mehr nur an die äufsere Vollständigkeit halten, oder zugleich nach der inneren Einheit streben, und zerfallen insofern in *aggregirende* und *organisirende*; ein Unterschied, mit welchem der andere nicht ganz derselbe ist, ob der Zusammenhang der einzelnen Disciplinen in der Encyklopädie nur so gefafst wird, wie er sich schon im allgemeinen Bewufstsein vorhanden war, oder ob derselbe auf neue und tiefere Weise begriffen, und demnach die Theile anders gestellt und begeistet werden, was den Unterschied von blos *erinnernden* und *neuernden* Encyklopädien giebt. Verhält sich in diesen beiden Unterschieden die eine Seite zur andern wie die wahre zur unwahren, so meint der abstracte Verstand zwischen 2 anderen Verfahrungsarten beliebig wählen zu können, nämlich zwischen *formaler* und *materialer* Encyklopädie. Jene soll sich nur damit befassen, wie die verschiedenen Theile eines Erkenntnifsgebietes unter sich zu verbinden und wieder jeder Theil in sich selber zu gliedern sei; allein wenn diese Gliederung nicht aus dem, defshalb gleichfalls in Betracht gezogenen Inhalte von selbst hervorgeht, so ist sie nur die äufserliche willkührliche Anordnung des räsonnirenden Verstandes, nicht die innere Organisation der Sache selbst, so dafs die blos formale Encyklopädie nichts anderes ist, als nur eine, nach Umständen bessere oder auch schlechtere Art der aggregirenden, und wohl etwa neuernd sich verhalten mag, aber nicht organisirend.

Für den Gesammtumfang menschlicher Erkenntnifs ist die grofsartigste Neuerung, eine aus der eigensten Natur des mit der Form identischen Inhalts frei hervorgehende Organisation unternommen worden in Hegels philosophischer Encyklopädie. Auf dem Gebiete der Theologie hatte schon vorher Schleiermacher in seiner kurzen Darstellung des theologischen Studiums versucht, dem blos gewohnheitsmäfsigen Aneinanderreihen der Disciplinen in den bisherigen Encyklopädien ein Ende zu machen, und Alles aus Einem Grundgedanken abzuleiten; allein da dieser Grundgedanke nicht der immanente Begriff der christlichen Religion und Theologie, sondern nur ein äufserer Zweck der letzteren, nämlich die Kirchenleitung war, und überhaupt der ganze Standpunkt nur im Formalen, mithin aufserhalb der Sache selbst genommen wurde: so konnte kein wahrhafter Organismus, sondern nur ein, wenn auch äufserst klug eingerichtetes, Aggregat der theologischen Wissenschaften herauskommen. Daher war es zu wünschen und zu erwarten, dafs die mächtige Anregung, welche in dem genannten Hegel'schen Werke für alle Zweige des Wissens liegt, auch auf die Theologie, und zwar nicht, wie bisher, blos auf einzelne Theile, sondern auch auf die Begeistung und demgemäfse Gestaltung ihres ganzen Körpers sich wirksam erweise, — und dieſs zuerst versucht und durchgeführt zu haben, ist das

Verdienst des Werkes, von welchem hier Rechenschaft gegeben werden soll.

Wir empfangen in diesem Buche nicht die Gabe eines Mannes, welcher das von ihm aufgefafste Princip selbst schon durch vieljährige und detaillirte Arbeit in den verschiedenen Theilen der Theologie erprobt und allseitig bestimmt hätte, sondern das wissenschaftliche Glaubensbekenntnifs eines jungen Philosophen und Theologen, der, aufser manchen Leistungen in andern Gebieten der Literatur, auf die Theologie schon durch mehrere specielle Arbeiten erfrischend eingewirkt hat, und nunmehr in einer allgemeinen Uebersicht uns darlegt, was über den ganzen Umfang derselben, von welchem er eine schätzenswerthe Gesammtkenntnifs zeigt, seine wissenschaftliche Ueberzeugung sei. Was nun im Allgemeinen den Inhalt dieses Glaubensbekenntnisses betrifft, so ist es (wie es sich schon in der Vorerinnerung S. VIII. ff. ausspricht) das ächt wissenschaftliche, dafs in der Theologie nicht bei der Empfindung und Vorstellung stehen zu bleiben, sondern zum Begriffe fortzuschreiten sei, welcher aber nicht blos als äufsere Reflexion, sondern als innere Selbstbewegung der Sache sich verhalte. Aber, indem sich diese Darstellung mit Recht nicht blos am Formalen hält, sondern allenthalben in die Sache selbst eingeht, so macht es sich doch an mehr als Einem Orte fühlbar, wie dem Hrn. Verf. seine Grundansicht, nach welcher er den theologischen Inhalt ordnet, mehr nur auf allgemeine Weise und zum Voraus, denn als Ergebnifs vielfacher eigener Bewegung in dem Besondern und Einzelnen entstanden ist. In Rücksicht auf die Darstellung hängt damit ebenso theils ein Vorzug dieses Werkes zusammen, nämlich die Frische und Munterkeit, welche über das Ganze ausgegossen, dasselbe von der Trockenheit anderer, besonders encyklopädischer Darstellungen vortheilhaft unterscheidet und zur anregenden Wirksamkeit, vornämlich auf die Jugend, geeignet macht; theils aber geht diese Richtung auch zum Fehler fort, indem der Hr. Verf. nicht selten in den Conversationston herunterfällt, und sich einer Breite überläfst, welche in einer Encyklopädie, die ihrer Natur nach den Raum zu sparen hat, nur als Mifsverhältnifs auffallen kann, und wenn er Vorr. S. XXI. von Hegels Encyklopädie bemerkt, dafs ihr die (aber in abgesonderten Anmerkungen) zwischendurchlaufende Polemik ein schwerfälliges Aussehen gebe: so mufs von der seinigen gesagt werden, dafs sie durch die, ohne alle Scheidung von dem wissenschaftlichen Verlaufe eingemischten Popularitäten mitunter ein ungediegenes Aussehen bekommt.

Um von diesen allgemeinen Bemerkungen uns zum Einzelnen zu wenden, so hat man es immer als die erste Aufgabe einer organisirenden Encyklopädie angesehen, dafs sie von ihrem Gegenstande, wenn auch nur durch Anticipation, eine allgemeine Vorstellung vorausschicke, welche hinreichend sei, um die encyklopädische Gliederung desselben einstweilen wenigstens verständlich zu machen, bis sie durch die Ausführung selbst erst auch begreiflich werden kann. Nach einer solchen Ableitung der von dem Hrn. Verf. beliebten Haupteintheilung der Theologie sehen wir uns in dem eigentlich wissenschaftlichen Verlaufe seines Werkes vergeblich um; denn dieser fängt sogleich mit dem ersten Theile, der speculativen Theologie, an, und man vermifst demnach an diesem Buche einen, gerade bei einer encyklopädischen Darstellung am wenigsten entbehrlichen Theil, nämlich die Einleitung. Nur auf der letzten Seite der Vorrede wird ohne weitere Vorbereitung unmittelbar gesagt: die theologische Encyklopädie zerlegt sich in drei Theile, in den spekulativen, historischen und *praktischen*.

Das Tumultuarische der Einführung dieser Theilung zeigt sich sogleich an ihr selbst, vor Allem an der Stellung, welche sie der *spekulativen Theologie* als Dogmatik und Moral an der Spitze aller theologischen Disciplinen anweist. Scheint es doch, als habe der Verf. diese Disciplin um so mehr erhöhen wollen nach der tiefen Erniedrigung, welche sie in der Schleiermacherschen Encyklopädie erfahren, wo sie zur Historie degradirt, und die Königin der Theologie auf Eine Stufe mit der doch immer nur als Magd zu betrachtenden kirchlichen Statistik gestellt wurde. Recht ist es in dieser Beziehung, dafs der Hr. Verf. der Dogmatik und Moral nicht allein den ihnen von Schleiermacher entzogenen Namen der systematischen Theologie restituirt, sondern diesen auch mit dem höheren der speculativen Theologie vertauscht hat, zum Zeichen, dafs diese Wissenschaften den theologischen Stoff nicht blos formal zu ordnen, sondern begreifend zu durchdringen haben. Wenn aber Hr. R. diese Erhöhung der speculativen Theologie dadurch zu vollenden dachte, dafs er sie an den Anfang des ganzen Kreises der theologischen Disciplinen stellte: so wufste er doch, dafs der Anfang in

der Wissenschaft statt das Höchste vielmehr das Schlechteste, und statt das Reichste das Aermste ist. Er bestimmt die speculative Theologie dahin, dafs sie die Idee der christlichen als der absoluten Religion entwickle, wie deren Erkenntnifs, unabhängig von der Erscheinung des Wesens, an und für sich von der Idee selbst ausgeht, in welcher Beziehung er sie treffend die absolute Selbsterkenntnifs der Religion nennt. Nun schlechthin unabhängig von der Erscheinung, d. h. von dem geschichtlich vorliegenden Christenthum, giebt es keine Erkenntnifs der Idee der absoluten Religion; selbst der Philosoph, welcher rein vom Begriffe des Geistes aus und dialektisch fortgetrieben von dessen niedrigeren Gestaltungen, die offenbare Religion entwickelt, würde so weit nicht kommen, hätte er nicht zuvor eine subjective Kenntnifs von der geschichtlichen Erscheinung der christlichen Religion gehabt, nur dafs er sich auf diese in seinem philosophischen Gange nicht direkt bezieht. Diese indirekte Beziehung der speculativen Theologie auf die Erscheinung der christlichen Religion in Kanon und Kirche leugnet nun gewifs auch Hr. R. nicht; aber damit ist die speculative Theologie nur erst Philosophie; etwas Theologisches wird sie einzig dadurch, dafs sie directe Beziehung auf jene Erscheinung nimmt, und somit die exegetische und historische Theologie nicht blos stillschweigend voraussetzt, in der That aber sie erst aus sich heraus und nach sich setzt, vielmehr diese Disciplinen wirklich sich voranstellt, und sich als Resultat aus ihnen hervorarbeitet. Freilich will Hr. R. einen solchen Unterschied zwischen Philosophie und Theologie gar nicht gemacht wissen, er spricht von einer solchen Identität derselben, in welcher die Namen Philosophie und Theologie gleichgültig werden; es herrscht aber in diesen Aeufserungen der Vorrede über das Verhältnifs von Theologie und Philosophie einige Verwirrung. Zuerst schon darin, dafs von Theologie überhaupt, und nicht bestimmt nur von der speculativen geredet wird; denn was den übrigen Körper der theologischen Wissenschaften betrifft, so kann gar nicht von einer Identität desselben mit der Philosophie die Rede sein, sondern, wie der Hr. Verf. richtig bemerkt, dafs die Theologie für sich es nicht mit Logik, Physik, Psychologie u. s. w. zu thun habe: so ist er gewifs auch davon überzeugt, dafs die Philosophie für sich nichts mit Exegese und Kirchengeschichte zu schaffen haben kann. Aber eben wegen dieser völligen Verschiedenheit in ihren niedrigeren Gebieten können Philosophie und Theologie auch in ihrer höchsten Sphäre, jene als Philosophie der absoluten Religion, diese als speculative Theologie, nicht so identisch sein, dafs aller Unterschied verschwände. Die Philosophie schreitet von der Logik durch die Naturphilosophie und die Lehre vom endlichen Geiste zu der Lehre vom absoluten Geiste und der offenbaren Religion fort, und dabei hat sie die empirische Kenntnifs aller dieser Sphären, der Kategorien, der natürlichen und psychologischen Erscheinungen und Gesetze, der rechtlichen Bestimmungen, so wie der verschiedenen geschichtlich gewordenen Religionen zur an sich seienden Voraussetzung; aber für sich, oder in der wissenschaftlichen Darstellung selbst setzt sie sich immer nur auf jeder folgenden die vorhergehende philosophische Stufe voraus. Gerade umgekehrt die Theologie und alle positiven Wissenschaften, welche zwar in ihrem höchsten Gipfel sich in die Philosophie auflösen, aber in einem empirischen Boden wurzeln. Dieser verschiedene Prozefs, aus welchem die speculative Theologie und die philosophische Religionslehre herkommen, drückt sich auch in dem beiderseitigen Resultate aus, so dafs erstlich die speculative Theologie als theologische Disciplin in der ganzen Färbung mehr nach Bibel und Kirche hinsieht, als philosophische Disciplin aber mehr nach der Philosophie; dafs aber zweitens die auf theologischem Wege, d. h. vom Empirischen aus, gefundene speculative Theologie die Probe ist für die auf philosophischem Wege gefundene und umgekehrt. Dieſs ist der Unterschied in der Identität von Philosophie und Theologie in ihrer höchsten Sphäre, und nur bei so distinkter Fassung desselben dürfen wir uns wahrhaft frei sprechen von den sich beständig erneuernden Beschuldigungen der supranaturalistischen und Gefühlstheologie, dafs wir Philosophie und Theologie zur Ungebühr vermischen. Wenn Hr. R. bemerkt, dafs die theologische Encyklopädie ihre Stelle finde im dritten Theil der philosophischen Encyklopädie, in deren dritter Abtheilung, der Lehre vom absoluten Geiste, wo sie ihren Anfangspunkt an dem Begriffe der geoffenbarten Religion habe, den sie sodann nach allen Seiten entwickle, und daher auch die historischen Elemente insofern aufnehme, als der speculative Inhalt in ihnen erscheine: so kehrt sich dieſs dahin um, dafs die theologische Encyklopädie vielmehr erst mit ihrem Endpunkte, der speculativen Theologie, in die philosophische Encyklopädie

einfällt. Wenn aber ferner Hr. R. auch bei seiner Fassung die Theologie als eine völlig in sich abgeschlossene Wissenschaft behauptet, deren specifische Einheit er darein legt, dafs sie das Leben des Menschen in Gott und Gottes im Menschen betrachte: so betrachtet ja diefs auch die blos philosophische Religionslehre, und ist also dadurch die Theologie so wenig von der Philosophie selbstständig abgeschlossen, als durch die Aufnahme jenes Historischen, welches doch nur so weit in Betracht kommen soll, als es speculativ ist.

Da sich der in der systematischen Theologie hergebrachte Unterschied von *Dogmatik* und *Ethik* in der philosophischen Lehre vom absoluten Geiste nicht ergiebt, die letztere vielmehr in der philosophischen Encyklopädie in die Lehre vom objectiven Geiste fällt: so nimmt Hr. R., um dennoch jenen Unterschied herauszubringen, zu der popularen Deduction seine Zuflucht, dafs die Religion ein Verhältnifs Gottes und des Menschen sei, und daher nach den beiden Seiten dieses Verhältnisses die Theologie als Dogmatik vorzugsweise das Wesen und die Thätigkeit Gottes, als Ethik vorzugsweise das Wesen und die Thätigkeit des Menschen entwickle. So sind diese beiden Disciplinen hier nur auf vage quantitative Weise durch ein „Vorzugsweise" unterschieden, und stehen in einer todten Coordination nebeneinander, welche durch die Bemerkung, dafs sie sich ergänzen, indem die Ethik nur die weitere Fortgestaltung der Dogmatik, die Dogmatik der untrügliche Grund der Ethik sei, nur den oberflächlichen Anstrich eines lebendigen Verhältnisses bekommt, durch welchen nicht einmal das klar wird, welche von beiden Wissenschaften die höhere sein soll. Bei der naturgemäfsen Stellung der speculativen Theologie, nämlich nach der exgetischen und historischen, hätte sich auch das wahre Verhältnifs der beiden Theile, der ersteren von selbst dahin ergeben, dafs die Ethik als die niedriger stehende Disciplin sich durch ihre immanente Dialektik in die Dogmatik als die letzte und höchste erhoben hätte. Das unruhige Streben und Sollen, welches den Stoff der historischen Theologie, die zeitliche Entwicklung des Christenthums, bewegt, setzt sich in dem ersten Theile der speculativen Theologie, in der Ethik, als moralisches Sollen fort, bis es in dem Begriffe der concreten Sittlichkeit oder der Freiheit der Kinder Gottes zur Ruhe kommt; diese Freiheit aber ist nichts anderes als das göttliche Leben selbst, und so ist der letzte Begriff der Ethik zugleich der erste Begriff und Ausgangspunct der Dogmatik. Wenn in der theologischen Ethik der absolute Geist in sich selber noch so entzweit war, dafs er als unendlicher Geist im endlichen sich nicht fand, sondern nur erst sich finden sollte: so ist in der Dogmatik auch diese letzte Entzweiung und Endlichkeit aufgehoben; der absolute Geist entläfst wohl den endlichen aus sich in der Schöpfung, ja läfst ihn frei und bis zum Widerspruch mit sich fortgehen im Bösen: aber in der Lehre von der Versöhnung erkennt die Dogmatik das Böse auf absolute Weise überwunden, und in der Lehre von der Wiederbringung alle Widersprüche ewig schon gelöst.

Von der *Dogmatik* insonderheit ist es nun, dafs Ref. glaubt, der Hr. Verf. müfste die Unmöglichkeit erkannt haben, sie so, wie er thut, zu stellen, wenn er sie zuvor im Detail bearbeitet haben würde. Er theilt sie in drei Abschnitte, von Gott, von der Welt, und von der Religion, und da ist der erste und zweite so sehr nur logisch und metaphysisch gehalten, dafs bei weiterer Ausführung dem Hrn. Verf. offenbar werden mufste, dieſs sei nichts Theologisches, sondern nur Philosophie; der dritte Theil umgekehrt nimmt so sehr auf das Neutestamentliche und Kirchliche Rücksicht, indem er Lehren wie die von den drei Aemtern Christi in sich aufnimmt, dafs dem Hrn. Verf. bei einer Ausarbeitung ins Einzelne unmöglich könnte verborgen geblieben sein, hier setze er Exegese und Kirchengeschichte direkt voraus, und dafs er demgemäfs diese Disciplinen auch wirklich müfste vorangestellt haben. Die angegebene Eintheilung der Dogmatik nun zeigt schon äufserlich das quantitative Mifsverhältnifs der Theile, da nämlich der 2te Abschnitt, welcher die Lehre von der Welt enthält, gar zu arm erscheint gegen den ersten und dritten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 93.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## *Encyklopädie der theologischen Wissenschaften. Von Dr. Karl Rosenkranz.*

(Fortsetzung.)

Der erste Abschnitt nämlich enthält die Lehre von der göttlichen Substantialität, Causalität und Subjectivität, oder von der göttlichen Dreieinigkeit, wobei in dem Kapitel von der göttlichen Substantialität zugleich von den Beweisen für das Dasein Gottes, durch alle drei genannte Kapitel aber von den Eigenschaften Gottes gehandelt wird; der zweite Abschnitt, von der Welt, enthält blos die Lehren von der Schöpfung, Erhaltung und Vorsehung (welche Begriffe aber bei der untheologischen Haltung der Disciplin nicht als Rubriken auftreten, sondern diese sind 1) Offenbarung, 2) die Welt als solche, 3) die Welt im Unterschiede von sich); der dritte Abschnitt aber begreift die umfassenden, in sich mannichfach gegliederten Lehren vom Menschen, von Christo und von der Kirche. Diesem äufseren Mifsverhältnifs liegt ein inneres zum Grunde. Wenn der Hr. Verf. diese Eintheilung so einführt, dafs der erste Abschnitt Gott betrachte wie er an und für sich ist, der zweite in seiner Entäufserung zur Welt, der dritte die durch den menschlichen Geist vermittelte Rückkehr der Welt in Gott zum Gegenstande habe: so wird es deutlich, dafs ihm diese Eintheilung entstanden ist durch den Hinblick auf die Gesammtgliederung der Philosophie in Logik, Naturphilosophie und Philosophie des Geistes, wo der zweite Theil die Entäufserung der Idee in der Welt, und erst der dritte die Lehre vom Menschen enthält. Allein in der speculativen Theologie, als der Sphäre des absoluten Geistes, haben wir jenes absolute Andersein der Idee hinter uns; in diesem seinem höchsten Elemente kann sich Gott nicht mehr so verlieren wie in der Natur, seine Entäufserung ist nur Offenbarung, d. h. ein ebenso gesetztes Beisichbleiben; daher kennt die speculative Theologie keine Welt, abgesehen vom endlichen Geiste, und so mufs die Lehre vom Menschen nothwendig schon zum zweiten Abschnitte der Dogmatik, der Lehre von der Entäufserung, oder besser Offenbarung des göttlichen Wesens gezogen werden. Dem Ref. scheint die von Hegel in dem betreffenden Abschnitt der Phänomenologie angedeutete Eintheilung noch nicht gehörig benutzt zu sein, nach welcher der Inhalt der absoluten Religion zuerst sich entfaltet im Elemente des reinen Denkens, als Lehre von der Dreieinigkeit; sodann im Elemente der Vorstellung, als eine Reihe von Begebenheiten: Schöpfung, Sündenfall und Erlösung durch Christum; endlich drittens im Elemente des Selbstbewufstseins als concretes geistiges Geschehen, in der durch die Kirche vermittelten Wiedergeburt und Vereinigung mit Gott. Sollte es nur an bequemen Namen für diese drei Theile fehlen, so schlüge Ref. vor, sie als Lehre vom göttlichen Wesen, von der Erscheinung oder Offenbarung desselben, und von der Wirklichkeit des Göttlichen zu benennen.

Die *Ethik*, welche als zweite Abtheilung der speculativen Theologie, als die Fortentwicklung Einer Seite der Dogmatik, nämlich des Willens, auf diese folgt, wird nun in sich selber so getheilt, dafs sie im ersten Abschnitt die Idee des Guten zeige; im zweiten entfalte sich der Gegensatz des Guten, das Böse; im dritten erscheine die Freiheit in ihrer positiven Kraft als ein System organischer Bestimmungen. Bei dieser Eintheilung trifft es sich wie bei der der Dogmatik, dafs Begriffe in den dritten Abschnitt gestellt sind, welche zum zweiten, und selbst zum ersten zu ziehen waren. Indem nämlich im dritten Abschnitt aufser Pflicht und Tugend auch vom Gewissen gehandelt wird, so ist weder möglich, von dem Bösen, was Gegenstand des zweiten Abschnitts ist, gründlich zu reden, ohne das Gewissen dazuzunehmen, noch kann das Gewissen in seiner Subjectivität und Unwirklichkeit (wie denn der Hr. Vf. selbst auch von irrenden, heuchelnden u. s. w. Gewis-

sen handelt) als eine der Bestimmungen angesehen werden, welche die positive Kraft der Freiheit aus sich entfaltet, und nur solchen hat der Hr. Verf. mit Recht den dritten Theil der Ethik angewiesen. Die richtige Eintheilung ergiebt sich daraus, dafs die Freiheit oder der Wille zunächst diefs abstract mit sich Identische ist, welches Hr. R. das Gute nennt, es aber füglich mit einem mehr theologischen Namen das Gesetz hätte nennen mögen, von welchem die Pflicht, die er im dritten Theile abhandelt, nicht verschieden ist; aber eben dieser Abstraction wegen ist der Wille zweitens sogleich diefs in sich Gebrochene, die Lust und das Gewissen, — bis er drittens seine concrete Einheit erreicht in der Freiheit der Kinder Gottes, in welchen letzten Abschnitt der Moral dann nur das System der Tugenden, als der Bestimmungen des Lebens im Reiche Gottes, fallen kann. In der vorliegenden Darstellung der Ethik ist besonders im zweiten Abschnitt die Dialektik der Triebe und des Bösen, wozu aus dem dritten Abschnitt die des Gewissens gehört, treffend und lebensvoll ausgeführt; nur dafs letzteres Bestreben sogleich auch ausschweift, und manche Exemplificationen nicht genug in einem theologischen Ton zu sein scheinen. — Dafs in der speculativen Theologie der Hr. Verf. aufser Dogmatik und Ethik nicht auch die Apologetik oder gar noch die Polemik als besondere Theile hervorhebt, kann nur gelobt werden, indem wissenschaftlich betrachtet beide blofs Momente an der Dogmatik und Ethik sind, welche nur durch praktische Interessen als selbstständige Disciplinen herausgestellt werden können, wie sie auch der Hr. Verf. unter der praktischen Theologie S. 365. berührt hat.

Auf die speculative Theologie folgt in der vorliegenden Darstellung als zweiter Haupttheil des gesammten Kreises theologischer Wissenschaften die *historische Theologie*, welche, wie gesagt wird, die Erscheinung der christlichen Religion zu ihrem Gegenstande habe, zu deren Verständnifs sie die Einsicht in das Wesen der christlichen Religion, d. h. die speculative Theologie, sich voraussetze. Allein die speculative Theologie verhält sich zur historischen eben nicht wie Wesen zur Erscheinung, sondern wie der Begriff zum Sein und Erscheinen, und setzt sich also vielmehr diese wesentlich voraus. Die historische Theologie wird in sich weiter so getheilt, dafs sie in ihrem ersten Theile das ruhende, immer sich selbst gleich bleibende Element in der Erscheinung der christlichen Religion, im zweiten die fortschreitende Veränderung derselben zu ihrem Objecte habe, ersteres die biblische, letzteres die kirchenhistorische Theologie. Diese Unterscheidung ist ganz richtig, ja sie ist so gründlich, dafs der Hr. Verf. dieselbe nur um ein Weniges schärfer hätte fassen dürfen, nämlich als Gegenstand der biblischen Theologie die christliche Religion in ihrer Unmittelbarkeit, als Gegenstand der Kirchengeschichte dieselbe in ihrer zeitlichen Vermittelung: so hätte er auch bemerken müssen, dafs beide in der That als selbstständige Haupttheile sich sondern, und durch den weiten Mantel des Begriffs von historischer Theologie und Erscheinung der christlichen Religion nur lose und äufserlich zusammengehalten werden.

Die *biblische Theologie* ihrerseits hat nach Hrn. R. dreierlei zu zeigen: erstlich wie die biblischen Bücher geworden, zweitens, welches ihr wahrhafter Text, und drittens, was ihr religiöser Inhalt sei, — in den drei Disciplinen der Kanonik, Kritik und Exegetik. Die ersten beiden sind, so wie sie hier gefafst werden, nicht wohl auseinander zu halten, da die Kanonik nicht blos die Theopneustie und Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften zu beweisen, und die Entstehungsgeschichte des Kanon zu erzählen, sondern auch die Authenticität jener Schriften zu untersuchen bekommt, was ein wesentlich kritisches Geschäft ist, nur etwa der sogenannten höheren Kritik angehörig, wie die Textesreinigung der niederen, was aber keineswegs einen Unterschied zwischen der Kanonik und der hier ausschliefslich so genannten Kritik zuläfst, welcher von gleichem Werthe wäre mit dem Unterschiede beider von der Exegetik. Unter der Benennung Exegetik fafst der Hr. Verf. die Regeln der Auslegung oder die Hermeneutik, dann die Anwendung dieser Regeln in der Auslegung selbst oder die Exegese, endlich das Produkt beider, die biblische Dogmatik, zusammen. In der theologischen Hermeneutik betrachtet er die drei Bestimmungen, *a*) die allgemeine, dafs die biblischen Schriften sämmtlich Zeugnisse der wahren Religion sind, *b*) dafs jede derselben einen besonderen Gattungscharakter (historisch, didaktisch u. s. f.) und *c*) eine singuläre Individualität hat. Als nothwendige Hülfsmittel zur Auffindung der wahren Religion als des allgemeinen Inhalts der biblischen Bücher werden schon unter *a*) die grammatische und historische Auslegung angegeben; zu deren Aufgabe ge-

hört aber (auch nach des Hrn. Verfs. eigener Aeufserung zu schliefsen) die Ermittlung des besondern und individuellen Charakters jener Schriften, was also nicht noch in Form eigener Aufgaben nachzutragen, sondern die Eintheilung in grammatische, historische (etwa noch psychologische) und theologische Auslegung vorzuziehen war. Dann möchte es wohl auch eher gelungen sein, die verschiedenen geschichtlich gewordenen Principien der Interpretation, wie namentlich die allegorische Auslegung und die Accommodations-Theorie nicht blos negativ und abweisend zu behandeln, sondern sie zugleich als positive Momente der wahren Auslegung zu begreifen. Es ist von dem Unterschiede des Realismus und Idealismus in der Schriftauslegung auszugehen, welche an sich beide gleich berechtigt, indem die wahre Religion sowohl in der Bibel objectiv vorliegt, als sie in dem Gläubigen subjectiv lebendig ist, nur durch ihr getrenntes Festhalten unwahr werden, was auch der Hr. Verf. bemerkt, aber nicht ausführt. Gegen die blos passive Stellung, welche in der blos grammatischen und historischen Auslegung der Geist zur Bibel nimmt, regt sich in der allegorischen Interpretation das Bewufstsein, dafs die christliche Religion zugleich eine selbstständige Fortentwicklung in der, die Bibel lesenden Kirche hat, durch welche jedoch nichts Anderes herauskommt, als was an sich schon in der Bibel lag. Diefs wird in der tiefsinnigen Weise der alten Kirche so ausgedrückt, dafs der göttliche Autor der heiligen Schrift, der heilige Geist, immer noch etwas Höheres bei seinen Worten intendirt habe, als dem menschlichen Verfasser zum Bewufstsein kam. Die Aufklärung neuerer Zeiten, für welche es ein göttliches Denken des heiligen Geistes nicht mehr gab, verlegte jene Duplicität des ἄλλο ἀγορεύειν, ἄλλο νοεῖν in das Eine menschliche Bewufstsein der Redenden und Schreibenden, so dafs diese das, was wir jetzt wissen, wohl auch gewufst, nur aus Anbequemung an ihre Zeit es nicht so ausgesprochen haben sollten. Die theologische Auslegung nun ist die Wahrheit der allegorischen und Accommodations-Lehre, indem sie unterscheidet den an sich seienden religiösen Begriffsgehalt des neuen Testaments, als gleichsam den verborgenen, vom heiligen Geiste intendirten Sinn, und die endliche Form der Vorstellung, in welcher die neutestamentlichen Schriftsteller diesen Inhalt nicht nur gaben, sondern selbst hatten, welche endliche Form das fortgeschrittene Bewufstsein der christlichen Kirche in der Wissenschaft durchbricht, und den an sich unendlichen Inhalt der Schrift zu dem ihm angemessenen Fürsichsein in der unendlichen Form des Begriffes erhebt. Von diesem in der wissenschaftlichen Theologie so durchgreifenden Unterschiede der Religion, wie sie in der Form der Vorstellung und in der des Begriffes ist, handelt überhaupt der Hr. Verf. zu wenig, und hier war gerade der Ort dazu, indem ohne klares Bewufstsein über dieses Verhältnifs eine unbefangene Schriftauslegung unmöglich ist.

Der biblischen Dogmatik wird eine Erklärung über das Verhältnifs des alten und neuen Testaments vorausgeschickt, welche zwischen Ueberschätzung und Verwerfung des A. T. die richtige, aus dem Begriff der geschichtlichen Entwicklung der wahren Religion hervorgehende Mitte hält. Jüdische und christliche Religion werden so unterschieden, dafs jene in der Abstraction stehen geblieben sei, das göttliche Wesen als das ewige Jenseits, als den nur in äufserer Beziehung zur Welt stehenden Geist, daher die Menschen nur als dessen Knechte zu denken, wogegen in der christlichen Religion zu der frei machenden Erkenntnifs durchgebrochen sei, dafs das ewige Wesen im Diesseits so sehr als im Jenseits lebe, und dafs der menschliche Geist seine wesentliche Wahrheit im göttlichen, dieser in dem menschlichen Geiste seine Wirklichkeit habe. Demgemäfs wird das Dogma von der Dreieinigkeit als Grundlehre auch der biblischen Dogmatik mit Recht behauptet, indem, wie der Hr. Verf. sich ausdrückt, die gelehrten Disquisitionen hierüber niemals streitig machen können, dafs Christus von Gott als seinem und aller Menschen Vater, dafs er von sich als Gottes Sohn und von den übrigen Menschen als seinen Brüdern, endlich dafs er vom Geiste der Wahrheit rede, der von ihm und vom Vater in seinen Bekennern ausgehe; wobei es auch an Aussagen darüber nicht fehle, dafs der Vater mit dem Sohn, der Sohn mit dem Vater, die Menschen mit dem Sohn und Vater durch den von beiden ausgehenden Geist Eines sind. Diese Einheit und Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen, welche der Begriff der wahren Religion ist, hat sich, wie Hr. R. weiter ausführt, zunächst durch Einen Menschen, Jesus Christus, geoffenbart, dessen Geschichte nun nach den Evangelien erörtert wird. Sogleich aber bei dem Punkte von der übernatürlichen Erzeugung Christi wird nicht unumwunden genug erklärt, dafs wirklich das N. T. die

Vorstellung von der Vertretung der Stelle des natürlichen Vaters durch den göttlichen Geist habe, während das Wahre und der Begriff der Sache das geistige Verhältnifs Christi zu Gott ist. Die Lehre Christi theilt der Hr. Verf. nach ihrer Form in bildliche, parabolische und reindidaktische, wobei ein nicht ganz gelungener Versuch, die Parabeln Jesu als einen sich ergänzenden Kreis darzustellen, gemacht ist; es waren allerdings auch diese Unterschiede der Lehrform zu berühren, aber die Haupteintheilung hatte offenbar der Inhalt der Lehre Jesu zu begründen, welcher bei der zur Grundlage gemachten Formeintheilung nur zersplittert zum Vorschein kommt. Indem der Inhalt der Lehre Jesu die Freiheit des Geistes, als das Wesen der christlichen Religion ist, so hat, wie die Freiheit, so die Lehre eine positive und eine negative Seite. Das Negative in der Lehre Jesu ist, dafs er den Geist für frei erklärt von Ort und Zeit, ja von der That selbst, an welche er nicht absolut gebunden ist, — besonders in den antigesetzlichen und antipharisäischen Reden. Aber der positive Grund dieser Freiheit ist die Einheit des endlichen Geistes mit dem absoluten: nur des Menschen Sohn ist Herr über den Sabbath (Marc. 2, 28.); diese Einheit, als zunächst in seiner Person erschienen, stellt Christus vornämlich in den Reden bei Johannes dar, aber als eine von ihm aus auf die Menschheit fortzupflanzende in den Verkündigungen vom Reiche Gottes, welches das Reich des Geistes und der Freiheit ist. — Der angestellte Versuch, die Wunder Christi als nothwendig zu deduciren, ist dem Hrn. Verf. so wenig als sonst Jemanden gelungen; denn wenn er sagt: in Uebereinstimmung mit seinem absoluten Wesen mufste auch die Form seiner Thätigkeit absolut sein: so ist die absolute Form der menschlichen Thätigkeit Erkenntnifs des Wahren und Thun des Guten, eine weitere Form mag wohl absolut sein, aber sie ist nicht menschlich; wenn er sagt, dafs in Christo die an- und für sich dem Geiste zukommende Macht über die Natur zur Erscheinung gekommen, so hat diese Macht ihre wahrhaft menschliche Erscheinung gleichfalls in dem vernünftigen Denken und sittlichen Handeln; was aber der Hr. Verf. von einer Erlösung der kranken Natur durch die Wunder spricht, geht vollends gar in das Mystische hinein.

Indem die biblische Dogmatik die Aufgabe hat, in den neutestamentlichen Vorstellungen durch ihre eigene Dialektik den Begriff aufzuzeigen, so scheint damit unmittelbar der Uebergang in die speculative Theologie (nach unserer Anordnung der theologischen Encyklopädie) gegeben; allein diesen dialektischen Prozefs, welchen in der biblischen Dogmatik nur wir für uns durchlaufen, durchläuft der biblische Stoff zuvor noch für sich selber in der Geschichte der christlichen Kirche. Wie der Hr. Verf. den Uebergang zur *Kirchengeschichte* macht, ist schon oben angegeben, und es mufs bemerkt werden, dafs dieser Theil als der gelungenste des Buches sich kund giebt. Nur was die Theilung der kirchenhistorischen Theologie in die Geschichte der kirchlichen Verfassung oder politische Kirchengeschichte, in Geschichte des Cultus oder kirchliche Archäologie, und in Geschichte der Lehre oder Dogmengeschichte betrifft: so möchten sich Zweifel erheben lassen einmal gegen die Berechtigung, die Geschichte des Cultus von der eigentlichen Kirchengeschichte in der Selbstständigkeit abzulösen, wie sich die Dogmengeschichte von derselben mit Recht gesondert hat; ferner darüber, ob die Begriffe: Geschichte des Cultus und kirchliche Archäologie wirklich sich decken. Desto besser ist die Perioden eintheilung gerathen. Die Perioden sind für *alle* drei Zweige der Kirchengeschichte dieselben, nämlich die drei Perioden der Griechisch-orientalischen, der Römisch-abendländischen und der protestantischen Kirche. In der politischen Geschichte der Kirche ist die erste Periode, wenn wir den Sinn des Hrn. Verfs. kurz wiedergeben, die Periode der werdenden Kirche, in welcher sie sich eine Stelle erringt in der Welt, nach aufsen im Kampf mit dem Staat, nach innen im Streit mit den Kätzern; dieſs geht in der zweiten Periode, der Römischen Kirche, dazu fort, dafs die äufsere kirchliche Autorität sowohl den Staat als den subjectiven Gedanken unterjocht und zu absorbiren strebt; aber die dritte Periode, unsrer protest. Kirche, sucht, wie der Hr. Vf. sich sehr beherzigenswerth ausspricht, alle äufsere Autorität zu vernichten, in welcher Form sie auch erscheine, und will die Religion unvermischt mit andern Zwecken in ihrer eigenthümlichen Würde darstellen, weshalb in dieser Periode nur dasjenige zu wirklichem Bestande kommt, was sich als vernünftig ausweisen kann, indem die Gewifsheit allgemein zu werden anfängt, dafs der christliche Glaube und die Vernunft sich nicht feindlich entgegengesetzt, vielmehr im Innern an und für sich miteinander dasselbe sind.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 94.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## *Encyklopädie der theologischen Wissenschaften. Von Dr. Karl Rosenkranz.*

(Schluſs.)

Für die Geschichte des Cultus charakterisirt der Hr. Verf. die Griechisch-orientalische Periode als die des substanziellen Gefühls, welches, gebunden durch die ehrfurchtsvolle Erinnerung an die geschehene Erlösung, sehr langsam dazukam, im Aeuſsern sich auf individuelle und freie Weise zu reflectiren, und daher lange in seiner Darstellung etwas Steifes und Einfärbiges behielt. Die Römisch-abendländische Periode dagegen ist die der reinen Objectivität und Anschauung, der völligen Hineinbildung des Innern in das Aeuſsere, aber ebendamit eine Verendlichung der Idee. Da nun die christliche Religion an dem absoluten Bewuſstsein des Geistes von sich selbst ihr Princip hat, so genügt die Objectivität für sich noch nicht, es wendet sich der Cultus in die Tiefe der Subjectivität zurück, und setzt den Gedanken selbst als die wahrhafte und letzte Form der Existenz der Religion, was das Element des Protestantismus und der dritten Periode ist. Was endlich die Geschichte des Dogma betrifft, so bezeichnet Hr. R. die drei Perioden derselben sehr glücklich als die Perioden der analytischen, der synthetischen und der systematischen Erkenntniſs. In der Griechischen Kirche, sagt er, ist das dogmatische Erkennen analytisch, d. h. es zerlegt den in Form des substanziellen Gefühls bestehenden Glauben in seine verschiedenen Seiten, und spricht diese Unterschiede als allgemeine Sätze, als Dogmen aus, bis die Hauptbestimmungen des christlichen Glaubens sämmtlich hervorgetreten sind. Nachdem nun in der zunächst mit dem Cultus beschäftigten Römischen Kirche der Trieb der Erkenntniſs eine Zeit lang geruht, geht das analytische Erkennen in das synthetische über. Die Dogmen sind gegeben, das Erkennen setzt ihre Wahrheit voraus, bemüht sich aber doch sie zu begründen und zu verbinden, wodurch Definition, Beziehung der einzelnen Begriffe und Beweis der Lehrsätze entsteht. Aber das synthetische Erkennen leidet an dem Mangel, daſs es seinen Stoff nicht sich selbst erzeugt, vielmehr als gegebenen in sich aufnimmt, und so Stoff und Form noch auſsereinander liegen. Die protestantische Kirche geht daher zum systematischen Erkennen fort, in welchem es sich weniger um einzelne Dogmen wie in der Griechischen, oder um deren logische Verbindung wie in der Römisch-scholastischen Periode, sondern mehr um Feststellung von Principien handelt und die Methode als die Hauptsache, als die eigene Bewegung des Inhalts erkannt wird. — Zweierlei ist an diesem Abriſs der historischen Theologie zu loben, erstlich, daſs es durch die Festsetzung von umfassenderen Perioden möglich gemacht ist, jede derselben als eine vollständige Seite der Idee, als ein wesentliches Moment in der Entwicklung der christlichen Religion zu fassen, während die vielen kleinen Perioden, in welche man die Kirchengeschichte insgemein zerstückelt findet, nur durch Aeuſserlichkeiten, nicht durch Begriffe sich charakterisiren lassen. Der zweite Vorzug dieser Darstellung ist, daſs der gesammte geschichtliche Verlauf der christlichen Kirche als nothwendige und eben damit freie Enfaltung ihres Principes gefaſst wird, woran die vielen Theologen ein Exempel nehmen mögen, welche annoch die Dogmengeschichte mit verwunderndem Kopfschütteln, die Kirchengeschichte aber gar nur mit Ach und Leider durchwandern.

Von der historischen Theologie zur *praktischen*, welche hier als dritter und letzter Haupttheil auf jene folgt, ergiebt sich kein unmittelbarer Uebergang, sondern hier ist es, wo die speculative Theologie dazwischentreten muſs. Blos von der historischen Theologie als solcher in die praktische übergehend, muſste sich der Theologe auf unfreie Weise durch die Begebenheiten fortstoſsen lassen; freilich hat er nach Hrn. R. seine

speculative Theologie noch vom Anfang her im Kopfe; aber aus der Betrachtung der biblischen und kirchlichen Erscheinung ist es vielmehr erst, dafs in der speculativen Theologie der Geist sich in sich reflectirt, sich über die Erscheinung zum Begriff erhebt, und so befreit, dazu fortgeht, in die weitere Entwicklung der Kirche praktisch einzugreifen. Diese richtige Stellung der Dogmatik und Moral unmittelbar vor der praktischen Theologie ist in der Schleiermacher'schen Encyklopädie erhalten, obgleich in ihr jene beiden Disciplinen blofse Historien sein sollen. Die Entwickelung der praktischen Theologie mufste der Hr. Verf., wie er bemerkt, ärmer als die der beiden andern Theile ausfallen lassen, weil sie noch am meisten einer ächt wissenschaftlichen Durchführung entbehrt, und allzu vieles hier in der Umwandlung begriffen ist. Bei der inneren Eintheilung der praktischen Theologie begegnet uns wieder die vage quantitative Weise, dafs dieselbe sich theilen soll in ein mehr ruhendes und ein mehr bewegliches Element, von welchen jenes vorzüglich an der biblischen, dieses an der kirchenhistorischen Theologie hafte, jenes der Kirchendienst, dieses das Kirchenregiment. Schärfer trifft hier die Schleiermacher'sche Fassung dieses Unterschieds die Sache, welcher den Kirchendienst als die leitende Wirksamkeit auf die einzelne Gemeinde, das Kirchenregiment als die auf eine organische Verbindung von Gemeinden gerichtete Thätigkeit bestimmt. In diesem, flüchtiger als die früheren gearbeiteten Theile zeigt gleichwohl Hr. R., dafs es ihm nicht an richtigem praktischen Sinne fehlt; er geht allenthalben ins Einzelne, und giebt in dem Abschnitt vom Kirchendienst, welcher die Katechetik, Liturgik und Homiletik umfafst, brauchbare Bemerkungen über Jugendunterricht, über Einrichtung einer Agende, über Inhalt, Form und Vortrag der Predigt, über die Structur der Kirche. In Bezug auf die Liturgik könnte die Frage entstehen, ob sie nicht eher zum Kirchenregiment zu ziehen wäre, — welchem der Hr. Verf. übrigens die drei Functionen, Feststellung des Symbols, Handhabung des Kirchenrechts, und Pflege der Theologie zuweist.

Dieſs sind die Grundzüge der Rosenkranz'schen Encyklopädie der theologischen Wissenschaften, von welcher Ref. hofft anschaulich gemacht zu haben, wie sie unerachtet der Wahrheit ihres allgemeinen Standpunktes und theilweise gelungener Durchführung desselben doch zugleich von den Mängeln eines ersten Versuches in seiner Art nicht frei ist; wie sie aber umgekehrt auch unerachtet dieser Mängel, doch jener wesentlichen Vorzüge wegen aller Berücksichtigung würdig bleibt.

Dr. Strauſs, aus Würtemberg.

## LIX.

***Die Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der Germanischen Reiche im westlichen Europa, von Dr. Ludwig Kufahl. Erster Theil. Mit einer Karte. Berlin, 1831. In der Nauck'schen Buchhandlung. gr. 8. XVI. S. 448.***

Die Geschichte der Germanischen Völker und ihrer Wanderungen ist nicht blofs eine Deutsche, sondern auch eine Europäische, da in Folge des Kampfes der Germanen gegen die Römerherrschaft und des endlichen Unterliegens derselben die Keime zu den heutigen Staaten des westlichen Europa's gelegt worden sind. Von diesem Gesichtspuncte ausgehend hat der Hr. Verf. die älteste Deutsche Geschichte gefafst und war deſshalb bemüht, dem Buche neben dem vaterländischen Interesse ein Europäisches zu bewahren. Daher schien es ihm auch nothwendig, nicht blofs die Römischen und Griechischen Quellen, welche über die Geschichte der Germanen Nachweisungen geben, sorgfältig zu prüfen und genau anzugeben, sondern auch dasjenige, was von den ältesten Ueberresten der Germanischen Sprachen und der Literatur des Mittelalters über diese älteste Geschichte der Germanischen Völker Licht verbreitet, zu benutzen. Das ganze Werk soll drei Bände umfassen: der erste gibt die frühste Geschichte bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung; der zweite ist für das dritte Jahrhundert bis zur Zeit des Anfangs der Völkerwanderung bestimmt: der dritte Band soll die Geschichte bis zur Auflösung des Weströmischen Reiches und der Gründung neuer Germanischer Staaten auf den Trümmern desselben fortführen.

In der Behandlung weicht der Hr. Verf. wesentlich von den bisherigen Bearbeitern der ältesten Deutschen Geschichte ab, indem er nicht in den Unternehmungen der Römer gegen die Deutschen die Hauptanhaltpuncte in der Geschichte findet, sondern die Thaten und Schicksale der Deutschen Völker selbst als die Vereinigungspuncte der einzelnen Theile ihrer Geschichte zu machen sucht. Diese Behandlungsweise verdient

gewifs allen Beifall: wir möchten sie als die einzig richtige ansehen, wenn die frühste Geschichte unseres Vaterlandes nicht allzu fragmentarisch und unvollständig wäre. Denn von eigentlicher zusammenhängender Deutschen Geschichte mit innerer Staatsentwicklung möchte vor dem fünften Jahrhunderte bei keinem Deutschen Volke gesprochen werden können.

Das Buch ist abgefafst mit inniger Vertrautheit mit den Quellen: die Hülfsmittel werden nur sparsam mitgetheilt, fast nur dann, wo Widerlegungen gegeben werden. Eine Ausnahme wird bei dem vortrefflichen Werk des Hrn. von Ledebur „das Land und Volk der Bructerer", gemacht, auf welches sich Hr. Kufahl oft bezieht und welchem er bei geographischen Bestimmungen meistens gefolgt ist. Von Mannert's Ansichten weicht er häufig ab. Gegen Luden wird viel polemisirt. Wenig Beachtung scheint auf die Untersuchungen Gagern's, Wilhelm's, Leichtlen's, Wersebe's, Reichard's u. a. gelegt worden zu sein, da dieselben nur höchst selten oder gar nicht erwähnt werden.

Ohne näher in das Einzelne des ersten Capitels einzugehen, wo von dem Ursprung des Deutschen Volkes, seinen Hauptstämmen und seinen Berührungen mit den Celten gehandelt wird, soll hier nur bemerkt werden, dafs diese dunkle ungewisse Vorzeit der Deutschen Geschichte für Hypothesen ein weites Feld darbietet, dafs aber die Geschichte selbst dadurch wenig Aufklärung erhalten kann. Bei der Absonderung der Stämme ist zwar die schon von Tacitus angegebene dreifache Haupteintheilung in Ingävonen, Hermionen und Istävonen zu Grunde gelegt, wie auch in der dem Buche beigefügten Karte anschaulich gemacht wird, jedoch sind dafür andere Benennungen gegeben, indem den Cimbrisch-Teutonischen Stämmen oder den Ingävonen die ganze Nordküste Deutschlands an der Nord- und Ostsee bis an die Weichselmündung angewiesen wird: später jedoch, aber immer doch vor Christi Geburt, sollen sie von der Ostsee-Küste fast ganz verdrängt worden sein, von ihren Nachbarn den Suevisch-Vandalischen Stämmen oder Hermionen, deren Wohnsitze von der Nähe des Rheins und der Donau mitten durch Deutschland bis an die Ostsee, ja bis nach Schweden und dem Niemen an der Grenze Rufslands bestimmt werden. Auf der Karte werden zu den Hermionen die Chatten und Cherusker gerechnet: im Buche aber werden sie zu den Rheinländischen Deutschen oder Istävonen gezählt. S. 16. Richtiger möchte die Ansicht von Phillipps (Deutsche Geschichte erster Bd. S. 35.) sein, wonach die Chatten zu den Istävonen, die Cherusker aber zu den Ingävonen zu rechnen seien, denn eine fortdauernde Feindschaft der Cherusker mit den Celten, wie mit den Hermunduren und Marcomannen, welche letztere Hermionische oder Suevische Stämme waren, läfst sich leicht nachweisen, wenn auch nicht deren Grund in der Religionsverschiedenheit lag, wie Phillipps behauptet.

Ueber das Auftreten der Cimbern und Teutonen und ihre Schicksale ist im zweiten Capitel aus den Griechischen und Römischen Schriftstellern alles dahin gehörige auf das sorgfältigste und mit kritischer Prüfung vollständig zusammengestellt; was aber am Schlusse desselben Capitels über den Zustand Norddeutschlands und des Nordens nach nordischen Sagen über Odin hinzugefügt wird, findet Ref. nicht an seinem Platze und die Behandlung des Gegenstandes selbst unhistorisch, da spätere Sagen, in denen freilich manches Geschichtliche enthalten sein mag, wie authentische Quellen angenommen werden. Es ist nicht möglich, aus den poetischen Ueberlieferungen des Nordens das Geschichtliche abzusondern, weil darüber eigentliche Quellen nicht vorhanden sind. Der Hr. Verf. mag dieses selbst gefühlt haben, da er in der Vorrede S. VII. sagt: „Einen einzigen Fall ausgenommen sind die spätern einheimischen Nachrichten in der Geschichte nur als Erläuterungen angewendet worden; doch schmeichle ich mir, auch bei der Erzählung von dem Ursprunge der Suevischen Reiche im Norden das Werk nicht durch Fabeln verunstaltet zu haben. Odhins Dasein und Thaten als Mensch unterliegen allerdings schwer zu beseitigenden Zweifeln; allein mag auch die Sage den Ruhm mehrer ausgezeichneter Männer auf Einen Namen gehäuft haben: die Einwanderung Suevisch-Wandalischer Eroberer in Skandinavien bleibt dennoch gewifs; und es schien nicht unwichtig für die Kenntnifs des Charakters unserer Vorfahren, das Bild eines vollkommenen Altgermanischen Helden aus Germanischen Nachrichten zu entwerfen".

Im dritten Capitel wird die Geschichte der Deutschen Grenzvölker und ihre mannichfaltigen Berührungen mit den Galliern und Römern zur Zeit Cäsars erzählt. Das vierte Capitel aber beschreibt die Heereszüge der Römer gegen die Deutschen unter Drusus, Tiberius, Varus, Germanicus: diese beiden Capitel sind unstreitig die wichtigsten im ganzen Buche, zumal auch

hier die Quellen reichlicher fliefsen und die nicht vergeblichen Anstrengungen der Germanen gegen die Blüthe der Römischen Weltherrschaft ebenso sehr unsere Bewunderung verdienen, als sie der Stolz der Deutschen aller Zeiten waren. Als ein besonderes Verdienst des Buches mufs hervorgehoben werden, dafs die Feldzüge der Römer in das nördliche Deutschland mit der gröfsten Sorgfalt in Rücksicht der Bestimmung der geographischen Lage der Orte beschrieben werden. Dafs dabei das nicht genug zu lobende Werk des Hrn. v. Ledebur (das Land und Volk der Bructerer) besonders beachtet worden ist, war natürlich, da wohl nicht leicht etwas Gediegeneres und Gründlicheres über diesen Gegenstand gesagt werden kann; auffallend ist es jedoch, dafs die Untersuchungen Wilhelm's über die Feldzüge des Drusus nicht erwähnt werden. Luden's Ansichten werden meistens bestritten: auch gibt in der That dessen Darstellung der Kriege des Arminius gegen die Römer nicht wenig Veranlassung zur Widerlegung. — Ganz eigenthümlich ist der Feldzug von Varus dargestellt: der Hr. Verf. erklärt sich darüber S. 205. Note 155. folgendermafsen: „Ueber die Anordnungen der Begebenheiten habe ich hier nur in sofern zu reden, als alle neueren Schriftsteller dieselbe gänzlich vernachläfsigt haben. Alles ist durch einander geworfen; die Ereignisse von drei Jahren erscheinen, als hätten sie sich in eben so vielen Monaten zugetragen. Und doch ist nichts leichter einzusehen, als dafs die Tyrannei des Varus zuerst an den Römischen Unterthanen, also an den Usipiern, Bructerern, Chattuariern und Tenchterern sich erschöpfen mufste, ehe auch die Bundesgenossen, das ist, die Cherusker, dieselbe empfinden konnten. Wie ist denkbar, dafs Varus sofort an die Weser gezogen sei, um die Cherusker zu romanisiren, ehe er den Versuch mit den näherliegenden und schon besiegten Völkern gemacht hatte. Eine solche Thorheit dürfen wir dem Statthalter nicht zutrauen, der zwar keineswegs umsichtig, aber noch weniger verwegen war. Durch diese einfache Wiederherstellung der Zeitfolge zeigt sich aber auch schon der Ungrund der auf Dion's Erzählung gestützten Behauptung, die Cherusker selbst hätten den Varus in ihr Land gerufen. Auch sagt der als Zeitgenosse viel besser unterrichtete Vellejus, der Statthalter sei in der Absicht, die noch nicht unterworfenen Völker durch seine Rechtspflege zu bändigen, in das mittlere Germanien eingerückt" u. s. w.

Vorzüglich genau sind die Gegenden beschrieben, wo die Schlachten zwischen Arminius und Germanicus vorfielen: von der Schlacht bei Idistavisus wird S. 241. Note 200. behauptet, dafs sie zwischen Rinteln und Hausberge vorgefallen sei. Nicht weniger genau ist das Terrain von der zweiten Schlacht zwischen Arminius und Germanicus dargestellt, welche hier mitgetheilt wird, um zugleich eine Probe von der Schreibart des Hrn. Verfs. und seinen sorgfältigen Ortsbeschreibungen zu geben. Die Stelle, welcher Cap. 19. u. 20. des II. B. von des Tacitus Annal. zu Grunde liegen, steht S. 244. und lautet so:

„— Noch lange hätten die Cherusker diesen ihnen zusagenden und dem Gegner so verderblichen kleinen Krieg fortsetzen mögen, wären sie nicht durch die Nothwendigkeit, die Angrivarier auf dem rechten Ufer der Weser vor der Rache der Römer zu schützen und fester mit sich zu verknüpfen, abermals zur Schlacht gezwungen worden. Sie wählten für diesen Zweck die Gegend zwischen der Weser und dem tiefen Moor, welches jetzt von dem nahegelegenen Städtchen Rehburg den Namen entlehnt und nahmen ihre Stellung so, dafs die Reiterei den südlichen Theil des Waldes besetzte, der sich längs dem Sumpfe gegen die Rehburger und Lockumer Höhen hinzieht, während das Fufsvolk etwas weiter zurück auf einem breiten Damme stand, den die Angrivarier als Landwehr gegen die Cherusker zwischen der Weser und dem Moraste aufgeworfen hatten. — Eine enge und nasse Ebene bildete den Zugang zu dieser stark nach innen gekrümmten Stellung, und hier begannen die Römer den Angriff. Der Legat Sejus Tubero erhielt Befehl, mit der Reiterei den Feind von dem freien Felde in das Gehölz zu werfen, indefs Germanikus selbst an der Spitze der Infanterie den Damm stürmen wollte. Tubero entledigte sich schnell seines Auftrages, aber die Legionen wurden mit Verlust zurückgeschlagen und die Deutschen wichen nicht eher vom Walle, als bis Germanikus das Geschütz heranzog, vor dessen verheerenden Wirkungen sie in dem Saume des hinter ihnen liegenden Gehölzes Schutz suchen mufsten".

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 95.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## *Die Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der Germanischen Reiche im westlichen Europa von Dr. Ludwig Kufahl. Erster Theil.*

(Schluſs.)

„Hier aber empfingen sie mit festem Muthe die nachdrängenden Legionen und der Kampf ward überaus blutig und mörderisch, da den Cheruskern durch das Moor, den Römern rechts durch die bezeichneten Höhen, im Rücken und auf dem linken Flügel durch die Weser jede Möglichkeit der Flucht genommen war. Von beiden Seiten versuchten die Feldherrn sowohl als die Truppen das Aeuſserste, das Gefecht zu halten oder den Sieg zu erzwingen" u. s. w.

In dem fünften Capitel und dem darauf folgenden wird von der Zeit der Vertheidigung der Römischen Grenzen gegen die Deutschen Einbrüche in die Römischen Provinzen am Rhein und an der Donau bis auf das Ende des Marcomannischen Krieges unter Commodus am Schlusse des zweiten Jahrhunderts gehandelt. Mittelpunct der Deutschen Geschichte für die Donauländer bildet die Marcomannische Macht, so wie für Norddeutschland die Cheruskische. Die Wohnsitze der Marcomannen in den ersten Jahren der Regierung des Kaiser Augustus werden S. 253. so bestimmt, daſs sie ihnen von Pesth und Ofen auf beiden Seiten der Donau auf der Südseite bis zum Einfluſs des Inn und auf der Nordseite bis zum Einfluſs des Lech zugewiesen werden. Von dem Rhein aber werden sie gänzlich ausgeschlossen und in der Note 3. die Gründe, welche man für die frühern Wohnsitze zwischen dem Neckar und Main, oder am Oberrhein vorbrachte, gut widerlegt. Die Schilderung des Arminius und des Marobod und ihrer feindlichen Berührungen möchte hie und da zuviel sagen, mehr als aus den Quellen nach der historischen Kritik geschlossen werden darf: bei den wenigen Andeutungen der Römischen Schriftsteller über die inneren Angelegenheiten der Deutschen muſs freilich Manches errathen werden; jedoch darf dieses nicht als Geschichte, sondern nur als Möglichkeit dargestellt werden. So ist die Stelle bei *Tacit. Annal. II.* 88. (*Arminius*) *regnum affectans, libertatem populorum adversam habuit, petitusque armis cum varia fortuna certaret, dolo propinquorum cecidit* auf folgende Weise paraphrasirt: S. 272.: „Arminius — sah kein anderes Mittel mehr sich gegen die Wuth seiner erbitterten Widersacher zu behaupten, als die Vergröſserung seiner eigenen Macht, aber indem er öffentlich nach der königlichen Gewalt strebte, bewaffnete sich die Freiheitsliebe des Volkes gegen ihn: und der Mann, den Schlachten nicht beugen konnten, fiel durch Hinterlist seiner eigenen Verwandten".

Arminius war in gefahrvoller Zeit — in den Kriegen gegen die Römer und später gegen die Marcomannen, — mit königlicher Macht als Oberfeldherr an die Spitze des Völkerbündnisses gestellt worden, welches das Cheruskische genannt wurde, weil er Fürst der Cherusker war. Die übrigen Stammfürsten des Bundes, früher dem Arminius an Rang und Macht gleich, vielleicht manche ihm sogar überlegen, empfanden es mit groſsem Unwillen, daſs er auch dann noch, als die Zeit der Gefahr vorüber war, auf den im Kriege erworbenen Ruhm und die beim Volke erhaltene Bewunderung sich stützend, über die sämmtlichen Fürsten des Bundes königliche Macht in Anspruch nahm und nicht, wie es sonst gewöhnlich war, nach der Beendigung des Krieges, in die Reihe der Stammfürsten zurücktrat. Dieses beleidigte ihre Rechte so sehr, daſs sie, um ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, ungeachtet sie gröſstentheils mit der Cheruskischen Fürstenfamilie in Verwandtschaft standen oder verschwägert waren, von dem Cherusker-Bund abfielen. Arminius, der mit abwechselndem Glücke gegen die Abgefallenen kämpfte, unterlag, da er von seinen treuen Cheruskern kräftig unterstützt ward, nicht den Waffen seiner Feinde, sondern der

Hinterlist seiner Verwandten, die ihn, unbekannt, auf welche Weise, ermordeten. Aehnliche Familienkriege unter den Deutschen Stammfürsten kommen später oft vor, besonders bei den Fränkischen, Gothischen, Angelsächsischen, Longobardischen Stämmen.

Das siebente Capitel handelt über den innern Zustand des Deutschen Volkes d. i. über körperliche Beschaffenheit, Geistesfähigkeiten, Lebensart und häusliche Beschäftigungen, geistige Bestrebungen, Familienverhältnisse, Staat und Charakter der Deutschen. Schon aus den Ueberschriften der einzelnen Abschnitte erhellt, dafs Manches besprochen wird, was aus Mangel an Nachrichten über diese frühste Zeit der Deutschen Geschichte unbekannt ist; oft streift auch der Hr. Verf. in spätere Zeiten über, wie dieses namentlich bei dem der Fall ist, was über Deutsche Sprache und Schrift gesagt wird. Was spätere Nachrichten über Runenschrift melden, kann historisch nicht für die ersten Jahrhunderte der Deutschen Geschichte eine Anwendung finden. Auch was über die Handwerke gesagt wird, enthält vieles nicht in diese Zeit Gehörige: auch erinnert es manchmal an spätere Lebensverhältnisse: z. B. „Ein gutes Schwert oder ein Harnisch waren Kostbarkeiten von solchem Werthe und zugleich Dinge, deren Anfertigung mit so grofsen Schwierigkeiten verbunden war, dafs ein geübter Waffenschmied, da nicht leicht ein Nebenbuhler in diesem Geschäfte den Preis seiner Arbeit schmälerte, schnell ein ebenso vermögender Mann werden mufste, als seine seltene Kunst dem öffentlichen Wohl zuträglich erschien, und dafs er auch ohne anderweitige Geschäfte von der Verfertigung von Waaren, die stets mehr gesucht wurden, recht wohl seine Familie in Bequemlichkeit und Ueberfluss erhalten konnte".

So vortrefflich auch im Ganzen die Ansichten sind, welche Hr. Kufahl über die Familienverhältnisse und die daraus sich bildenden Föderativ-Staaten der Deutschen entwickelt hat, so möchten doch zwei seiner Behauptungen ganz unrichtig sein. Die erste ist nämlich diese, dafs schon in der frühsten Zeit bei den Deutschen der Grundbesitz eine nothwendige Bedingung der Theilnahme an den öffentlichen Rechten der Freien gemacht habe: und die zweite, dafs die Staatsverfassung unserer Vorfahren nie eine rein democratische gewesen sei. — Dafs der bleibende Grundbesitz bei den alten Deutschen sogar der allgemeinen Freiheit für nachtheilig gehalten worden, sagt *Caesar de bell. Gallic. lib. VI. c.* 22. ausdrücklich: wie Tacitus (*Germania c.* 31.) erzählt, verschmähten bei den Chatten gerade die ausgezeichnetsten Krieger, welche doch gewifs Antheil an den öffentlichen Rechten der Freien hatten, jeden Besitz. Der Grundbesitz, welcher offenbar als etwas Aufserwesentliches in Bezug auf die Freiheit angesehen ward, war bei den meisten Deutschen Stämmen dem Wechsel unterworfen, so, dafs jedes Jahr dem einzelnen Freien andere Ländereien zugewiesen wurden: alle aber erhielten gleich grofse Theile, der Mächtige wie der gewöhnliche Freie — nur was zum Bedarf der Familie gehörte, sollte das Land liefern, nicht was das Gefolge brauchte: denn das lieferten der Krieg und die Streifzüge; nur in den Reichthümern beweglicher Güter konnten sich die Freien von einander auszeichnen. Die Wehrhaftigkeit aber bildete die Grundlage zur Theilnahme an den öffentlichen Rechten der Freien: die Sclaven oder Unfreien, gewifs von Ursprung Besiegte oder Kriegsgefangene, später durch Geburt zur Unfreiheit verurtheilt, waren daher nicht im Recht: sie durften keine Waffen führen, wohl aber konnten sie Grundbesitz haben (*Tacitus German. c.* 25. *Suam quisque* (*servus*) *sedem, suos penates regit.*)

Uebrigens, wenn man nicht sophistisch über das Wort Democratie streitet, so war bei den alten Deutschen offenbar eine reine Democratie, so lange die Arimannie oder Friedens- und Kriegsgenossenschaft der Freien, die Grundlage der Germanischen Stammverfassung, bestand. Von ihr wurden aus der Mitte der Freien die Tüchtigsten zu Anführern erwählt, und bei den Völkerschaften, welche Könige hatten, aus den tüchtigsten Anführern der König. (*Tacit. German. c.* 7. *Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt.*)

Indem Ref. am Schlusse dieser Anzeige den Wunsch ausspricht, dafs die beiden andern Bände bald erscheinen möchten, fügt er noch hinzu, dafs dieses Werk, welches sich ebenso sehr durch die angenehme Darstellung als durch die gründliche Geschichtsforschung empfiehlt noch mehr gewänne, wenn weniger auf Verhältnisse unserer Zeit angespielt würde. Aschbach.

---

## LX.

*Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire par le Maréchal Gouvion Saint-Cyr. Paris, An*

*selin et Piquet.* 1831. *Tome I. et II. (Periode von* 1798 *bis* 1800*.)*.

Erster Artikel.

Es bilden diese Memoiren einen doppelten Cyclus. Der spätere, den Feldzügen von 1812 und 1813 gewidmet, ist der früher verfafste. Er wurde von dem Verf. unmittelbar nach der Herausgabe seines *Journal sur les operations de l'armée de Catalogne* ausgearbeitet, und an ihn noch vor Abfassung der *Mémoires sur les campagnes des armées du Rhin et de la Moselle*, welche im Jahre 1829 gedruckt erschienen, vom Verf. selbst die letzte Hand gelegt. Die erste hier in Rede stehende Abtheilung der literarischen Productionen St. Cyrs dagegen, welche sich auf die Jahre 1798, 1799 und 1800 bezieht, und sich sonach der Zeit nach unmittelbar an die ebengenannte Geschichte der Rheinfeldzüge (von 1792 bis zum Frieden von Campoformio) anschliefst, ist sein letztes Werk, und war der Vollendung nahe, als der Verf. vom Tode überrascht ward.

Der erste Theil enthält eine (wahrscheinlich von dem nicht genannten Herausgeber verfafste) in gedrängter Kürze zusammengestellte Lebensbeschreibung des Marschalls; sodann als Vorwort einige allgemeine Reflexionen über den Krieg; — ferner einen Bericht über die Begebenheiten des Jahres 1799, in Schwaben sowohl als Italien, soweit der Verf. als Augenzeuge und mithandelnde Person daran Theil genommen hat.

Die Verdienste St. Cyrs als Schriftsteller, als Feldherr, als Diplomat und Administrator, sind so allgemein bekannt und anerkannt, dafs es überflüssig erscheint, sich sowohl darüber, als über die nähern Umstände seines Thaten- und Ereignifsreichen Lebens hier weiter auszulassen. (Vergl. in letzterer Beziehung: Allgem. Preufs. Staatszeitung 1832. Nro. 80.). Er bewährt sich überall als ein von der Natur mit Anlagen und Gesinnung vorzugsweis ausgestatteter Mann, und wenn er unter Napoleons Glanzperiode eine weniger auffallende Rolle gespielt hat, als manche seiner vielleicht bei weitem minderbegabten Zeitgenossen, so wirft dies auf seinen Charakter nur einen Lichtblick, der dem Gemälde seines Lebens einen desto höheren Reiz verleiht.

Es ist zu bedauern, dafs die allgemeinen Reflexionen über den Krieg mehr eine fragmentarische Nachlese aus hinterlassenen Papieren, als eine vom Vf. selbst mit Absicht und Liebe vollendete Arbeit sind; vorzüglich deshalb, weil sich derselbe durchgehends als einen durch eigne Erfahrung und Nachdenken reif gewordnen Mann beurkundet, der sich von den vorgefafsten Ideen und Fesseln der gewöhnlichen Schule frei erhalten hat. — Die Ueberzeugung, dafs nur das Zeugnifs solcher Personen, welche die Operationen geleitet haben, für die Kriegsgeschichte von entschiednem Werthe sei, war eine der Hauptveranlassungen, die ihn vermochte, für diesen Zweck die Feder zu ergreifen. Klarheit des Ausdrucks, gesundes, offenes und unbefangenes Urtheil ohne prädominirende Leidenschaftlichkeit, geben sich überall in seinen schriftlichen Produktionen kund. Uebrigens war er (ursprünglich zum bildenden Künstler bestimmt) ohne eigentlich gelehrte Bildung, und er liebte es, seine vorherrschende Neigung für die Praktik, so wie eine entschiedene Indifferenz gegen die Spekulation, und die Beantwortung solcher Fragen durchblicken zu lassen, die ihm ihrer Natur nach unauflöslich schienen, oder deren Anwendbarkeit ihm wenigstens nicht unmittelbar einleuchten wollte. Sein Biograph behauptet, dafs er selbst auch in solchen exakten Wissenschaften ganz unbewandert gewesen sei, deren Studium man insgemein als einen wesentlichen Theil der militärischen Erziehung betrachtet, obgleich selten ein Feldherr seine Anordnungen sorgfältiger berechnet habe, als er. Der Krieg war in seinen Augen eine Sache der „Sagacität, der Nationaleigenthümlichkeit, der instinktmäfsig angebornen Anlagen, und mehr abhängig vom Charakter als von den Talenten des Feldherrn". Die so oft aufgeworfene Frage: Was ist der Krieg? Kunst, Wissenschaft oder Handwerk? beantwortet er dahin, dafs demselben keinen von allen dreien Bezeichnungen ausschliefsalich, zukomme: sondern er sei zu betrachten als ein Handwerk für den Soldaten, als eine Wissenschaft für den Offizier, als eine Kunst für den Feldherrn. Die übertriebene Vorliebe unserer Zeit für Symmetrie und Einförmigkeit dünkte ihm mehr eine Verirrung als eine Vervollkommnung, der Gebrauch übermäfsig grofser Armeen eine Anzeige des Verfalls, nicht aber des Fortschreitens der Kunst. Alle Systeme waren ihm zuwider, und insonderheit das, was man in Deutschland auf eine unklare Weise mit dem Namen der Strategie belegt; aber im gleichen Maafse war ihm auch alles verhafst, was sich als Spielerei oder Verkehrtheit in der gewöhnlichen Militär-Praxis von dem ernsten Bestreben des Kriegers entfernt. „*Partout on a cédé à des*

*raisons puériles, à des convenances de société, auxquelles on a sacrifié l'interêt de l'armée et celui du pays. Que m'importent l'exercice ou la parade? et qu'ont-ils de commun avec la guerre? Il faut bien se persuader que l'instruction qu'on donne aux troupes en tems de paix n'est qu'une instruction préparatoire; — au lieu d'en faire des soldats, on ne cherche à en faire que des automates; il semble à nos faiseurs, que ce soit le beau idéal; heureusement ils n'y parviennent pas*".

Der Verf. ist der Meinung, dafs im Fufsvolke die Hauptkraft der Kriegsheere bestehe, und findet es insonderheit befremdlich, dafs man nicht längst das Gewicht dieser Wahrheit in Beziehung auf Frankreich begriffen habe. Die andern Waffen erscheinen ihm nur als Beiwerk zur Vervollständigung der Effekte des Fufsvolks, und darum hält er es allem andern zuvor für wichtig, das richtige Verhältnifs der Zusammensetzung der verschiednen Waffen zu ermitteln. Bei der Reiterei (die er jedoch auf ein Fünftel der Infanterie bestimmt) soll man vornämlich auch den Pferdebestand des Landes in Erwägung ziehn, weil keine Waffe sich so schnell consumire, und es thöricht sei, mehr Kavallerie ins Feld zu schicken, oder während des Friedens mit grofsen Kosten abzurichten und zu füttern, als man im Laufe des Feldzugs vollzählig zu erhalten vermag. Er will ferner, dafs man bei der Reiterei, nach dem Beispiele der Numidier, Parther, Mamelucken, Kosacken u. s. w., das Hauptaugenmerk auf Schnelle und Beweglichkeit richte, die Deutsche Erfindung der schweren Reiterei bei Seite setze, von der Mode Napoleons und vieler andern neueren Feldherrn abstehe, welche ihre Kavallerie in gewaltsamen Angriffen gegen geschlossene Infanteriemassen zu Grunde richten, und dafs man vermeide, durch zu bestimmte Aufgaben und Instruktionen der Umsicht und eignen Geistesgegenwart der Kavallerieführer zu enge Fesseln anzulegen. An einer einzelnen Stelle (III. 90.) spricht er sich zwar dahin aus: dafs eine durch Terrainhindernisse zum Manövriren in kleinen Haufen genöthigte Kavallerie wenig ausrichten könne, und ihre Wirkung nur furchtbar sei in grofsen Massen. Dennoch aber führt er mehrere Beispiele an, wo einzelne Regimenter sehr wesentlich zum allgemeinen Erfolge beigetragen haben, und in der Regel eifert er ganz entschieden gegen die Sucht, übermäfsig grofse Reitermassen zu bilden, und beruft sich hiebei darauf, dafs selbst die zahlreichsten Kavalleriecorps ohne eine Beimischung von Fufsvolk auf die Dauer nichts Erhebliches zu leisten im Stande sein würden. —

Der Bericht über die im Frühjahr 1798 zu Rom stattgefundenen Ereignisse, womit die Reihe der Denkschriften eröffnet wird, hat zwar keine erheblichen Kriegsbegebenheiten im gewöhnlichem Sinne zum Gegenstande, er verdient aber, abgesehen von seinem politisch-historischen Interesse, als ein merkwürdiger Beitrag zur innern Geschichte des Kriegswesens und der Disciplin, die nähere Beachtung aller höhern Befehlshaber. Meutereien und Auflehnung der Soldaten gegen ihre Anführer hat man zu allen Zeiten erlebt. Die hier in Rede stehende zeichnet sich dadurch aus, dafs sie, mit Ausschlufs der Staabsoffiziere und der Generalität, von der Masse des Offiziercorps einmüthig ausgegangen, ohne Gewaltthat und ohne Störung des Subordinationsverhältnisses der Soldaten zu diesen aufrührerischen Offizieren vollbracht worden ist. — Nach dem Frieden von Campoformio, um die Zeit, wo das Direktorium damit umging, sich des siegreichen Feldherrn durch die Expedition nach Aegypten zu entledigen, wurde auch ein Truppencorps unter Alex. Berthier nach dem Kirchenstaat geschickt, um an die Stelle der päpstlichen Hierarchie die alte Römische Republik aus den Trümmern neu entstehen zu lassen. Der Auftrag wurde ohne Schwierigkeit vollführt. Pius VI. hatte durch weitgetriebnen Nepotismus die Liebe des Volks verscherzt, und am Abend desselben Tags, der mit dem 24ten Jahrsfeste seines Regierungsantritts begann, wurde er der Regierung entsetzt, und unter Geleit des Brigadechefs Calvin nach Toscana geschickt. Demungeachtet war das Direktorium unzufrieden mit der abgeschlossenen Convention; sie wurde cassirt, Berthier des Commando's entsetzt, und Massena an seine Stelle gesendet. Diese Maafsregel hatte indessen nicht den Beifall der Armee; die Subalternenoffiziere kündigten ihren Chefs den Gehorsam auf, ernannten eine Comité zur Leitung der innern Angelegenheiten, und sandten eine Beschwerde an das Direktorium. Als Antwort erschien der General St. Cyr mit dem Auftrage, die Rädelsführer festzunehmen, und zur Bestrafung nach Paris zu senden. Dies war nicht leicht, da ihm keine bewaffnete Gewalt zu Gebot stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 96.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## *Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire par le Maréchal Gouvion St. Cyr. Tome I. et II.*

(Fortsetzung.)

Die Staabsoffiziere indessen übernahmen und vollführten in eigner Person während der Nacht die Verhaftung und die Abführung der Gefangnen nach der Engelsburg. Als am andern Morgen dies Ereigniſs in den Kasernen ruchbar geworden war, erschien eine Deputation vor der Wohnung des von der Regierung bevollmächtigten Generals, wagte jedoch nicht die sie zurückweisende Schildwacht mit Gewalt zu vertreiben. Ein gewaltsamer Angriff auf die Engelsburg mislang. Saint-Cyr lieſs jetzt Generalmarsch schlagen, und nachdem eine mehrstündige Rast auf den Sammelplätzen die Gemüther etwas abgekühlt hatte, verfügte er sich successive nach jedem einzelnen derselben, und hatte das Glück, durch eine würdevolle und auf den Nationalcharakter des Französischen Soldaten berechnete Proclamation, die Aufrührer insgesammt zur Unterwürfigkeit zurückzuführen. Dennoch würde dieser augenblickliche Erfolg entweder nicht so vollständig oder doch von keiner langen Dauer gewesen sein, da es an Geldmitteln gebrach, der Armee den seit mehrern Monaten rückständigen Sold auszuzahlen, auch die Gemüther durch den Glauben: das Direktorium beabsichtige, sich ihrer durch allmählige Zersplitterung in überseeische Unternehmungen zu entledigen, sehr aufgeregt und erbittert waren. Glücklicherweise indessen stand Allen ein kurz zuvor gescheiterter Versuch der Transteveraner und Albaneser zu einer Sicilianischen Vesper noch in frischem Andenken, und eine von Toskana aus fomentirte allgemeine Insurrektion der Gebirgsbewohner des Kirchenstaats gab dem General Saint-Cyr Gelegenheit zur Vertheilung der bewaffneten Masse, und zu ihrer anderweitigen militairischen Verwendung. Selbst die Einschiffung der Division Desaix nach Aegypten ward, wenn gleich mit Murren, doch ohne thätliche Widersetzlichkeit ausgeführt; und so wurde allmählig der Sturm beschwichtigt, bis auch Saint-Cyr, zum Lohn für die entschiedne Weigerung, die eigennützigen und widergesetzlichen Erpressungen und Spoliationen der Regierungsbehörden zu dulden, seine längstgewünschte Abberufung erhielt, und durch Championnet abgelöst, sich zur Rheinarmee begeben durfte. —

Die nunmehr folgenden Geschichtserzählungen der Feldzüge von 1799 in Schwaben und Italien sind jedenfalls als authentische, und aus der Feder eines sachkundigen Mannes geflossene Berichte, wenn sie auch nur als Ergänzung der über diese Begebenheiten anderweitig vorhandnen Quellen betrachtet werden dürfen, nicht ohne wissenschaftliches Interesse. Hinsichtlich des erstern Feldzugs kannte der Vf. das Werk des Erzherzogs nicht, aber *Jourdans précis des opérat. de l'armée du Danube.*

Die Franzosen begannen den Vormarsch über den Rhein gegen einen mehr als doppelt so starken Feind. Der Verf. gesteht daher zwar die Angemessenheit des Oesterreichischen Operationsplanes zu, meint jedoch: es sei leicht gewesen, ihn unter solchen Umständen zu entwerfen. An der Ostrach stand die Division St. Cyr dem Fürsten v. Fürstenberg gegenüber. Der Anmarsch des Feindes war durch Nebel begünstigt, der Angriffspunkt gut gewählt, St. Cyr genöthigt seine Kräfte zu theilen; glückliche Zufälle zogen ihn aus der Verlegenheit. Der Vf. tadelt es, dafs der Oesterreichische Feldherr bei seiner Uebermacht und seiner Kenntniſs des Bodens sich begnügt habe, Jourdans Avantgarde zurückzuwerfen, um so mehr, als es in seiner Absicht gelegen habe, eine entschiedene Schlacht zu liefern, von der er voraussehen mufste, dafs sie nur am Andelsbach würde ausgefochten werden können.

Bei Stockach waren auf beiden Seiten die Streitkräfte auf eine Weise zerstreut, welche *der* Parthei ein

günstiges Resultat versprach, die es verstand, gegen einen Theil des Gegners eine überlegne Macht ins Gefecht zu bringen. Jourdans Plan, die doppelt so starke feindliche Armee durch einen beide Flügel umfassenden Angriff zu vernichten, war unausführbar. Man begegnete sich auf halbem Wege; der Erzherzog war nur auf eine Rekognoscirung gefafst, handelte aber mit Entschlossenheit und Umsicht. St. Cyr focht in für ihn günstigem Terrain gegen Meerfeld, anfangs nur mit 8300 gegen 14000 Mann. Letzterer versäumte, diese Uebermacht zu nützen, die am Abend durch Soults Ankunft bei Emmingen ausgeglichen ward. Nun wurde das Oestreichische Corps von allen Seiten umfafst, und dessen Rückzug mit dem Verlust von fast 4000 Mann erkauft, während die Franzosen bei diesem Manoeuver nur wenig Leute verloren. Jourdans Stellung wäre vortrefflich gewesen, bei versammelter Macht und richtiger Benutzung des Bodens. Er unterliefs es, sich zeitig genug irgendwo zu concentriren, seine Artillerie stand nicht auf dem rechten Platze. Oestreichischer Seits war es unnöthig, Soult zu überflügeln, und da man die Verfolgung einstellte, gingen die Vortheile des Sieges in der Hauptsache verloren. St. Cyr, vom Hauptcorps getrennt, wäre leicht abzuschneiden gewesen; er entkam jedoch glücklich durch eine Fuhrt in der Donau. — Der Verf. ist nicht der Meinung, dafs es räthlicher gewesen sei, statt an den Rhein, die Französische Armee nach der Schweiz zurückzuführen, weil sie daselbst Gefahr gelaufen sein würde, durch Hunger und Einschliefsung aufgerieben zu werden. —

Die Beschreibung des Feldzugs in Italien beginnt nach einer gedrängten Uebersicht der vorangegangenen Begebenheiten mit der Reorganisation der Armee unter Moreau, nach den Unfällen an der Trebia, und wird im ersten Theile des Werks bis zum Rückzuge nach Ligurien fortgeführt; die Vertheidigung von Genua füllt die erste Hälfte des zweiten Theiles.

St. Cyr erhielt die Division des Centrums; Joubert löste Moreau ab, der einstweilen jedoch noch eignen Antriebs bei der Armee verblieb. Diese war durch Vereinigung mit den aus Neapel verdrängten Truppenresten bis auf 40000 Mann angewachsen, denen 60000 Russen und Oestreicher gegenüberstanden. Dies Mifsverhältnifs der Zahl war indessen das kleinere Uebel; bei weitem härter lastete auf den Franzosen der Mangel an Geld, Lebensmitteln, Fourage, Bekleidung, Artilleriematerial, Transportmitteln und bisweilen selbst an Munition. Die Armee wurde durch den Wechsel des Obercommando's auf eine unangenehme Weise überrascht: Joubert, obgleich nicht ohne Talent, war eine Ausgeburt der neuesten Intrigue im Direktorium, und sollte, um die Wahl zu rechtfertigen, seine Laufbahn mit einer gewonnenen Schlacht beginnen. Er dachte daher nur an den Angriff, ohne denselben gehörig vorbereitet, und sich über die gegenseitigen Verhältnisse orientirt zu haben; im Augenblick der Entscheidung jedoch verliefs ihn der Muth, er zog einen beim Anfange der Schlacht im Tirailleurgefecht absichtlich gesuchten Tod dem Ueberleben einer nur zu wahrscheinlichen Niederlage vor, und Moreau übernahm an seiner Stelle von neuem den Oberbefehl. Ein Rückzug in die Apennipen wäre ganz an seiner Stelle gewesen; durch die Unentschlossenheit Jouberts wurde die Armee am Abhange derselben bei Novi in ein nachtheiliges Gefecht verwickelt. Kray griff den linken Flügel an, konnte aber lange mit dessen Umgehung nicht zu rechte kommen, während dessen St. Cyr einen ungleichen und schwierigen Kampf gegen Suwarow bestehen mufste. Trotz des im Laufe des Tags geleisteten, und mit einzelnen glücklichen Ereignissen begleiteten Widerstandes der Franzosen befanden sie sich dennoch am Abend in einer höchst bedenklichen Lage. Mangel an energischen Beschlüssen und Erschöpfung der Truppen verschoben die Verhältnisse auf dem rechten Flügel; der Rückzug mufste angetreten werden, und erfolgte bei dem fast zum rechten Flügel umgestalteten Centrum gemessenen Schritts und mit würdiger Haltung; der linke Flügel aber unter Moreau's eigner Führung wurde übergerannt. Zum Glück begnügte sich der Feind mit der Ehre des theuer erkauften Sieges. Nach zehntägiger Rast zog Suwarow gegen die Alpen, die Französische Armee vollendete, ohne von den Oestreichern behindert zu werden, ihren Rückzug nach Ligurien.

*Zweiter Theil: Vertheidigung von Genua.* Championnet erhielt an Moreau's Stelle den Oberbefehl, und sah sich genöthigt, weil das Direktorium auf die Behauptung des ganzen Ligurischen Gebietes beharrte, seine Armee in einem weitgedehnten Bogen auseinanderzuzerren, in dessen Sehne sich die vereinte Austro-russische Heeresmacht befand. Auf dem rechten Flügel ward St. Cyr die Rolle zu Theil, mit 10000 Mann die Stadt Genua, und die Strecke von der östlichsten Gränze

bei Chiarari bis zum Debuschee von St. Jaques, zu vertheidigen. Ihm gegenüber in der rechten Flanke stand der unternehmende Klenau. In Genua war der Mangel an Lebensmitteln sehr drückend, und die Ligurische Regierung im Einverständnifs mit dem Feinde. St. Cyr baute seine Hoffnung auf die Ueberlegenheit im Gebirgskriege; aber gleich anfangs scheiterte ein unter Mitwirkung einer kleinen Flotille projektirter Ueberfall; man mufste sich mit einem halben Erfolge begnügen; Klenau entkam glücklich in der Richtung auf Lucca. Hierauf wurde eine Unternehmung auf Novi gegen Karaczay beschlossen. Eine unzeitige Nachgiebigkeit gegen General Watrin, der wegen Ermüdung der Truppen die Erlaubnifs erhielt, seinen Abmarsch bis auf den folgenden Morgen zu verschieben, dann aber durch plötzlich angeschwollene Bergwässer aufgehalten wurde, — zusammentreffend mit einem dispositionswidrig engagirten Gefecht der Division Laboissiere und mit dem darauf folgenden Kleinmuth des dieselbe befehligenden Generals, — führte in dem Gefechte von *Bosco* eine so nachtheilige Combination herbei, dafs nur durch den schnell kräftigen Entschlufs St. Cyr's: sich ohne Artillerie und Reiterei blindlings auf die feindliche Division Karaczay zu stürzen, das Gleichgewicht wiederhergestellt, und der Feind in vollständiger Auflösung über die Bormida getrieben wurde. Etwa vierzehn Tage später ergriff Kray die Offensive, überschritt die Bormida, ward aber von St. Cyr bei Novi mit Verlust zurückgeschlagen, der seinerseits wiederum gleich darauf durch eine in Genua vorbereitete Insurrektion zur schleunigen Rückkehr nach dieser Hauptstadt genöthigt wurde. Er traf dort in dem Augenblicke ein, als der Aufstand ausbrechen wollte. Zu seinem Schrecken fand er die daselbst zurückgelassene Garnison in der ganzen Stadt zerstreut, und die Nachricht, dafs Klenau im Anmarsche sei. Auch diese zwiefache Gefahr wurde indessen durch rasche und angemessene Vorkehrungen beseitigt. Unmittelbar darauf traf die Kunde von der Revolution des 18ten Brumaire und vom Sturze des Direktoriums ein; die Truppen weigerten sich, dem neuen Consul zu huldigen. Der Mangel an Lebensmitteln vermehrte die Verlegenheit. Die gleichzeitig durchgeführte Absetzung der treulosen Ligurischen Regierung war zwar ein günstiger Umstand, aber mit dem besten Willen das neue Gouvernement nicht im Stande, die nahbevorstehende Hungersnoth abzuwenden. Die Garnison, auf den vierten Theil der gewöhnlichen Portion reducirt, kündigte den Gehorsam auf, und beschlofs einmüthig, sich eigenmächtig auf den Rückweg nach Frankreich zu begeben. Glücklicherweise waren die Offiziere nicht mit in diesen Aufstand verwickelt, und es gelang St. Cyr auch hier, durch die den Truppen gegebne Ueberzeugung, dafs auf diesem Wege keine Rettung für sie wahrscheinlich sei, die Disciplin und den Gehorsam wiederherzustellen. Drei Tage darauf erschien Klenau vor den Thoren der Stadt; eine von Marseille erwartete Zufuhr von Lebensmitteln wurde durch widrigen Wind fortdauernd in der Ferne gehalten, und die für Garnison und Bevölkerung vorhandnen Vorräthe erwiesen sich bei der Untersuchung nur noch auf ein paar Tage zureichend. Das Volk, eine unabwendbare Hungersnoth voraussehend, schickte sich zum allgemeinen Aufruhr an. „*Klenau*, sagt der Verf. *n'avoit rien du caractère méticuleux des Autrichiens; il était, comme on dit, franc du collier; ses attaques étaient poussées à fond: les généraux de ce caractère sont toujours les plus faciles à battre, lorsqu'on sait les prendre, et que l'on conserve vis-à-vis d'eux le calme et le sang froid, sans lequel on n'est pas un vrai général*". St. Cyr ging ihm ungesäumt nach *Albaro* entgegen, postirte einen Theil seiner Truppen an einem leicht zu behauptenden, vom Gegner nothwendig zu überschreitenden Engpafs, und sandte den Ueberrest auf Umwegen in den Rücken des Feindes. Klenau wäre verloren gewesen, wenn die Umgehung durch ein falsches Gerücht nicht wäre aufgehalten worden. Nach einigen vergeblichen Versuchen, in der Front durchzudringen, zogen sich die Oestreicher eilfertig zurück, grade als die so lang erwartete Transportflotte im Angesicht des Hafens erschien. — Hiemit endigten die Ereignisse dieses Feldzugs in der Mitte des Dezembers. Bonaparte erkannte das Verdienst Saint-Cyrs; Moreau erbat ihn sich als Unterfeldherrn für den bevorstehenden Feldzug in Deutschland. —

*Feldzug des Jahres* 1800 *in Schwaben.* Es ist bekannt, dafs sich Bonaparte anfangs die Rolle, die 111000 Mann starke Rhein-Armee zu kommandiren, selbst zugedacht hatte, dann nicht einverstanden war mit den Entwürfen Moreau's, und dieser sie zwar modifizirte nach der Ansicht des ersten Consuls, dadurch aber der Anfang der Operation um 44 Tage verschoben wurde. Der Verfasser ist der Meinung, dafs es

um jene Zeit überhaupt nur zwei Menschen gegeben habe, welche die Fähigkeit besessen hätten, eine so grofse Heeresmasse zu dirigiren, dafs aber Moreau's erster Angriffsplan den Umständen weit angemessener gewesen sei, als der ihm aufgedrungene, und dafs, wer nicht im Stande sei, einen selbst concipirten Entwurf durchzuführen, noch viel weniger vermögend sein werde, den bestentworfenen fremden Plan auszuführen. „*Il faut se bien persuader, que toutes les difficultés de la guerre sont dans l'éxécution*". — Bei der Organisation des Heeres hatte sich Moreau die unmittelbare Leitung der Reservedivision persönlich vorbehalten, auch unterliefs er es, sich, wie es bis dahin üblich gewesen, über die in kritischen Fällen zu ergreifenden Maafsregeln mit seinen Unterfeldherrn zu berathen; beides, wie der Verfasser glaubt, in Folge der Einflüsterungen eines Adjuncts vom Generalstabe, Lahorie. Der Versuch, ihm das Unangemessene jener Anordnung anschaulich zu machen, hatte zur Folge, dafs gleich nach dem ersten Zusammentreffen das zwischen Saint-Cyr und Moreau bis dahin bestandene gute Vernehmen gestört ward, und sichtbare Kälte an die Stelle des früheren Vertrauens trat. — Der Feind war noch um 12000 Mann stärker, und genofs des Vortheils einer reichlich dotirten Linie von Magazinen; dagegen standen den Franzosen drei befestigte Brückenköpfe am Rhein als Uebergangs- und Rückzugspunkte zu Gebot, und der bei einer ungeheuern Frontausdehnung wichtige Vorzug der Iniative. Moreau wollte seinen Gegner glauben machen, dafs er beabsichtige, sich durch das Kinzig- und Höllenthal auf dessen rechten Flügel zu stürzen: die Demonstration aber, die den Hauptangriff maskiren sollte, wurde ungeschickt ausgeführt. Trotz dem gelang es, den unter Giulay's Befehlen aufgestellten Landsturm des Schwarzwaldes aus seinen Postirungen zu vertreiben, und im ersten Scharmützel für den ganzen Feldzug aufser Gefecht zu setzen. Der Verfasser befehligte das 26000 Mann starke Corps des Centrums, dem eine, nur in der Supposition vorhandne, Strafse zum Vordringen durch das Gebirge angewiesen war. Es wurde ihm hiedurch eine Maafsregel abgedrungen, die er bekanntlich späterhin in Catalonien aus eignem freien Antriebe mit glücklichem Erfolge wiederholt hat: nämlich ein Marsch gegen den Feind ohne Artillerie und Munitionstrain. Zum Glück war der Feind durch den unvorhergesehenen gleichzeitigen Anmarsch dreier Französischen Colonnen gegen sein Centrum ganz aufser Fassung; Moreau vereinigte sich ohne Hindernifs und stand nun mit 75000 Mann, 45000 Oestreichern gegenüber. Diese hätten vernichtet werden müssen, wenn der gehörige Zusammenhang in den Französischen Anordnungen stattgefunden hätte; aber nur zufälliges Zusammentreffen, nicht klar bewufste Absicht, führte die Schlacht vom 3ten Mai herbei. —

Der Hofkriegsrath in Wien hatte den grofsen Fehler begangen, die Schweiz nicht in erforderlicher Stärke besetzt zu behalten; Kray stand bei Eröffnung des Feldzugs *en echelons* aufgestellt, „*ordre que je regarde comme le plus défectueux, soit qu'on veuille agir offensivement, ou rester sur la defensive, — (et si cet ordre me paraît vicieux, lorsqu'il est question des cantonnemens d'une armée, je le trouve bien plus dangereux encore comme ordre de bataille) — avant d'agir, cet ordre doit être rompu, pour prendre une ligne parallèle a celle de l'ennemi, et n'avoir pas des troupes rapprochées de lui, et partout trop exposées, tandis que d'autres sont trop éloignées pour être d'aucun secours*". Moreau dagegen war durch Bonaparte veranlafst worden, mittelst eines Flankenmanoeuvres, welches mehrere Märsche erfoderte, den Angriff gegen das 2te Echelon, oder das Centrum des Feindes zu richten. „*C'est un usage assez fréquent de chercher, à l'imitation du grand Frédéric, à tourner son ennemi par une de ses ailes, pour éviter une attaque de front qu'on suppose plus périlleuse; mais, selon moi, c'est la première manoeuvre qui offre le plus de dangers, lorsqu'il ne s'agit pas d'un faible corps, mais d'une armée; — on ne peut tourner l'ennemi sans s'exposer à l'être par lui, on peut ainsi voir une de ses ailes victorieuse et l'autre battue. Je prie d'observer que, quand je donne la préférence aux attaques de front, je n'entends pas parler de celles qui se prolongent de la droite à la gauche d'une armée, celles-ci me paroissent plutôt appartenir à l'enfance de l'art*". Unmöglich konnte Kray in Unwissenheit über die ersten Bewegungen der Französischen Armee geblieben sein; unverzüglich hätte er seine Staffellinie auflösen, und durch Heranziehung des Flügelcorps an das Echelon des Centrums seine Streitkraft concentriren, die vorliegenden Magazine verbrennen sollen.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 97.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

*Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire par le Maréchal Gouvion St. Cyr. Tome I. et II.*

(Schluſs.)

So gewann er die Mehrzahl gegen den von seiner Basis entfernten, und dem Mangel Preis gegebenen Feind. Wie viel Terrain dabei augenblicklich Preis gegeben wurde, erscheint gleichgültig; der Verlust eines Marschtages aber konnte ihn in Gefahr bringen, eine Schlacht liefern zu müssen, an deren Verlust das Schicksal des Feldzuges hing. Der gleich anfangs begangene Fehler konnte nur durch eine Frontveränderung redressirt werden, wodurch die Oestreichische Armee senkrecht auf den linken Flügel der Französischen zu stehen gekommen wäre. Was würde aus Kray geworden sein, wenn Moreau nach dem Erfolge des Rencontre's bei *Engen*, das den Oestreichern 7 bis 8000 Mann kostete, Tags darauf die Verfolgung mit Nachdruck fortgesetzt hätte?

Statt dessen kam es bei *Möſskirch* zu einer zweiten Schlacht, welche Moreau, der den Feind schon auf dem linken Donauufer glaubte, eben so wenig vorausgesehn hatte als die frühern. Die numerische und moralische Ueberlegenheit indessen entschied abermals zu seinen Gunsten; Kray hätte sich jedoch unter dem Schutz einiger Vorpostengefechte leicht aus der Schlinge ziehen können.

Auch die Schlacht von *Biberach* am 8ten lag nicht in der Absicht des Französischen Feldherrn, der trotz den bestimmten Berichten Saint-Cyrs, den Feind nicht in der Nähe vermuthend, das Corps seines Centrums solirt vorrücken liefs. Kray stand in einer vortheilhaften Position an der Riſs, hatte aber seine Avantgarde zur Deckung eines Magazins unvorsichtig über den Bach vorgeschoben. Saint-Cyr entschloſs sich, obgleich die Division Ney ihm abhanden gekommen war, zum Angriff; die moralische Disposition seiner Truppen kam ihm zu statten: er warf die Avantgarde über den Haufen, und brachte Kray dadurch so aufser Fassung, dafs dieser seine vortheilhafte Stellung aufgab, und in ein Gefecht verwickelt wurde, in welchem er sich um den Rückzug schlagen mufste. — Erst wenig Tage vor seinem Tode schrieb der Verf. den Bericht über dieses Treffen nieder: „*Ce jour-là*, sagt er, *j'étais un homme*"!

An dem Tage dieser Schlacht war der Kriegsminister Carnot bei der Armee eingetroffen, um ein Detaschement von 20000 Mann von demselben hinwegzuführen. Kray suchte und fand eine Zuflucht in der Stellung von Ulm; Moreau, der stets schlechte Nachrichten hatte, und den Berichten seiner Unterfeldherrn kein Vertrauen schenkte, wollte sich davon überzeugen. Die Division Sainte-Suzanne wäre beinah das Opfer dieser irrigen Voraussetzungen geworden. Endlich nach achttägiger Unentschlossenheit führte Moreau seine Armee ebenfalls auf das linke Donauufer. Am Morgen des 19ten, wo sich die Französische Armee zum erstenmal ungetheilt dem Feinde gegenüber befand, lag es in seiner Macht, eine, unter den jetzigen Umständen höchst wünschenswerthe, entscheidende Schlacht zu liefern. Denn mittlerweile hatte sich das ganze Lagen- und Stärkenverhältnifs beider Armeen geändert, und nur durch einen nahmhaften Sieg konnten die Sachen wieder auf den Fufs gestellt werden, wie sie gleich nach der Schlacht von Biberach gestanden hatten. Moreau indessen zog es vor, nach einer Erkennung der feindlichen Stellung, seine Armee in der Nacht zurückzuführen. Jetzt ging Kray in die Offensive über, während Moreau den Entschlufs faſste (oder vorgab) mit Zurücklassung eines intermediairen Corps nach dem Lech marschiren zu wollen. Die Motive, durch welche seine Entschlüsse während dieser Periode geleitet wurden, sind nicht mit entschiedner Sicherheit zu enträthseln; auch der Vf. läſst die schon sonst hingeworfene Vermuthung durchblicken, Eifersucht gegen Napoleon habe in ihm bösen

Willen erzeugt. Grenier's Ankunft bei der Armee hatte eine veränderte Organisation zufolge. St. Cyr, seit lange schon mifsgestimmt, nahm seinen Gesundheitszustand zum Vorwande, sich von der Armee zu entfernen. Die darauf folgenden Begebenheiten, eben wie die Geschichte der Besetzung des Königreichs Neapel und das Gefecht von Castelfranco im Jahre 1803 sind nur ganz kurz durch den Herausgeber skizzirt, da der Vf. (wie früher schon erwähnt) an der Vollendung seines Manuskripts durch den Tod gehindert wurde. —

Rühle v. Lilienstern.

---

## LXI.

***Notizie intorno Raffaele Sanzio da Urbino ed alcune di lui opere, intorno Bramante Lazeri etc. recitate in compendio nell' adunanza dell' accad. archeologica il di 20 Dec. 1821. e 17. Gennaro 1822. dall' Avvocato Carlo Fea, commiss. delle antichità, socio ordinario. Roma 1822. presso Vincenzo Poggioli. 8. VIII. und 99 Seiten.***

Der bekannte Verf., welcher längst gelegentlich anderer Vorlesungen, Werke, oder Ausgaben älterer Schriftsteller vereinzelte Berichtigungen der neueren Kunstgeschichte versucht und geleistet hat, giebt hier zum ersten Male einen mehr zusammenhängenden, nicht unwichtige Resultate herbeiführenden Bericht von den Untersuchungen, bei denen seine öffentliche Stellung ihn beneidenswerth begünstigt. Forschung und Kritik zeigen sich in dieser Schrift auf dem besten Wege.

Wie die Berichtigungen in der Schrift selbst einzeln nach einander fortlaufen, so wird auch deren Anzeige und Beurtheilung sich zerstückeln müssen.

S. 1. ff. Einiges über Raphaels Sibyllen in der Kirche s. Maria della Pace zu Rom. Verf. verweiset den Leser in Bezug auf die Theilnahme des Timotheo della Vite, welche er mit Recht auf untergeordnete Hülfe einschränkt, auf seinen *prodromo di nuove osserv. e scoperte fatte nell' ant. di Roma etc. letto* — 1. *Ag.* 1816. *Roma. p.* 34 *ss.* Hingegen fällt er S. 2. in den sonderbaren Irrthum sehr neuer Scribenten zurück, welche gewisse Sibyllen in der Kirche s. Franz zu Asisi für Arbeiten eines alten Meisters und für Vorbilder Raphaels ausgeben, woran man in Italien noch bis auf diese Stunde zu haften scheint.

Rec. hat früher im Kunstblatte, später im zweiten Bande der Ital. Forschungen aus urkundlichen Quellen gezeigt, dafs *Andreas Adyasii dictus l'Ingegno* schon im J. 1483. ein zu Asisi ansäfsiger Meister (*magister*) war. Hieraus folgt, dafs er in der alten Weise umbrisch-toscanischer Meister gemalt, dem Alueno, dem Pinturicchio, dem Peter von Perugia geglichen habe, wie's auch in einer dort angeführten Probe sich gezeigt.

In Asisi aber, in der Capelle s. Stefano, der Unterkirche des heil. Franz, zeigt man gewisse in der Höhe gemalte Sibyllen als Arbeiten jenes Ingegno. Ich vermuthe, dafs Vf. welcher die Oertlichkeit nicht scharf genug bezeichnet, eben diese im Sinne führe, wo er versichert, Raphael habe daraus seine alte Sibylle in la Pace fast ganz copirt.

Rec. hat diese Arbeiten genau untersucht. Dafs sie vom Ingegno herrühren, dafür giebt es kein altes Zeugnifs. Es ist nicht einmal nachzuweisen, wer unter den Neueren zuerst auf diese unvereinbare Behauptung verfallen sei. Wohl aber existirt noch die Urkunde der Verstiftung des Werkes an den *Adone Doni* von Asisi, einen Maler, der 1583. noch gearbeitet hat, den späteren Florentinern, dem Vasari, Allori u. a. ähnelt. Die Malereien am Gewölbe unterscheiden sich in gar nichts von denen an den Wänden; so dafs kein Grund vorhanden ist, sie einem anderen, nun gar einem sehr alterthümlichen Maler beizumessen. Es ist zu verwundern, dafs Vf., in Rom und Italien weilend, für den Charakter der gröfseren Kunstepochen sein Auge nicht mehr geschärft hat. Gewifs liegt es näher, hier den Adone Doni des Raubes zu beschuldigen, als den Raphael, der jenem um vierzig Jahre vorangegangen ist.

Wenn Verf. schon auf dieser ersten Seite seinen Blick, sein Urtheil aus dem Augenschein ganz in das nachtheiligste Licht stellt, so werden wir hiedurch vorbereitet, von ihm nur aus Schriftdenkmalen Belehrungen zu empfangen, an welchen dieses kleine Buch in der That reich ist.

S. 3. treffen wir auf einen Auszug aus dem Testament des berühmten reichen Gönners, des Augustin Chigi, vom 19ten Aug. 1519. Er betrifft die Beendigung seiner Cappelle in s. Maria della Pace. Aus dem nicht Beendigtsein der Cappelle kann jedoch nicht wohl

auf die Zeit geschlossen werden, in welcher die Sibyllen Raphaels gemalt worden sind. Diese befinden sich bekanntlich in den Winkeln am äufseren Bogen der Cappelle, gegen das Schiff der Kirche hin, konnten demnach auch vor Beendigung der Cappelle selbst schon gemalt sein; hiegegen liegt vom August 1519. bis zum Todestage Raphaels ein so enger Zeitraum, dafs nicht daran zu denken ist, die Arbeit dahin zu verlegen. Der Vf. scheint S. 4. die Sache im Ungewissen zu lassen.

Entschiedener spricht Vf. S. 4. u. f. dafür sich aus, dafs Raphael die Arbeiten in der sog. Farnesina schon im J. 1511. beendigt habe, worauf er auch später zurückkommt.

Einen sehr verfänglichen, ja überredenden Bestimmungsgrund boten ihm zwei Schriftchen von dem J. 1511. und 1512., in welchen die schöne Villa des Aug. Chigi gepriesen, auch einige Gegenstände ihrer malerischen Verzierung näher bezeichnet werden. Beide benutzt auch Pungileoni (*El. di Raff. D.* 104 *f.*), und giebt aus denselben einige Probestücke. Rec. entbehrte bis jetzt der Gelegenheit, sie zu sehn, wagt aber nicht anzunehmen, es könne etwa das Dat flüchtig gelesen sein. — Allein es stehet wohl überhaupt noch in Frage, ob, was darin auf Malereien zielt, auf *Raphaels* bezogen werden müsse. Die Auszüge bei Pungileoni zeigen Raphaels Namen nicht. Dagegen war die Decke, von Balthasar Peruzzi und noch im älteren Stile gemalt, sicher bereits vorhanden. Es ist zu wünschen, dafs in Rom Jemand der Mühe sich unterziehe, den Text jener seltenen Schriftchen einmal speciell mit den Gegenständen dieser Deckengemälde des Peruzzi zu vergleichen. Bei dieser Vergleichung wird historisch-topographische Genauigkeit der Gelegenheitsdichter nicht zu hoch anzuschlagen sein.

Welches Resultat diese Untersuchung nun auch gewähren möge, so stehet doch der Augenschein zu sehr in Widerspruch mit der Annahme, dafs Raphaels Arbeiten in der Farnesina zu dessen früheren in Rom gehören, und der mittlen Stanza gleichzeitig seien. Rec. beruft sich hier auf das Gefühl aller gebildeten Kunstfreunde, auf die stätigen Gesetze des Fortschreitens der Kuns vom Gediegenen und Beendigten zum Lässigen und Losgebundenen, dessen Umkehrung ohne Beispiel ist.

Beachtenswerth ist S. 7. die Anführung aus gedachtem Testament, nach welcher die Grabcappelle des Chigi in s. Maria del Popolo 1519. noch unbeendigt war.

Das. und ff. S. Zahlungen für die berühmten Cartons zu den Tapeten, dd. 15. Jun. 1515. und 20. Dec. 1516. Item, Zeugnisse für die Anstellung Raphaels beim s. Petersbau. Fünfjährige Rückstände seines Gehaltes, als Baumeister der s. Peterskirche, vom 1. April 1514. bis 1519. werden in diesem Jahre ihm ausgezahlt. Dann noch dasselbe für das J. 1519 bis 20.

Eine andere Zahlung vom 1. Aug. 1510., Rest des Lohnes für die *camere nove di nro. Sig. Leone X.* folgt S. 9.

Aus diesen verschiedenen Zahlungen folgert Vf., dafs Leo X. dem Künstler nicht so viel, oder auch gar nichts schuldig geblieben sei und nennt, was seit Vasari über dieses Verhältnifs im Umlauf ist, eine *favoletta*. — Als wenn einige Zahlungen uns über den gesammten Creditstand des Künstlers mit dem Papste ins Reine setzen können? Als wenn fünfjährige Gehaltsrückstände nicht bezeugten, dafs in den Zahlungen des Papstes Unterbrechungen stattgefunden? Als wenn nicht Alles, was Vf. zu Ende dieses Buches vorbringt, von äufserster Unordnung des päpstlichen Haushalts zeugte? — Rec. hat gehört, es sei neuerlich das Testament Raphaels wiederum an das Licht gekommen, woraus die Gröfse seiner Forderungen an den Hof in ihrem ganzen, sehr beträchtlichen Umfange erhelle. — Vf. wird daher den Nachschreibern des Vasari eigentlich nichts vorzuwerfen haben, als etwa die Unbestimmtheit ihrer Kunde.

Nicht ganz unwichtig, doch von minderem Interesse sind von S. 12. bis 18. andere Gehaltszahlungen an die Architecten s. Peters, Giuliano s. Gallo, Fra Giocondo, Antonio s. Gallo und Balthasar Peruzzi.

Wichtig S. 17. die Unterscheidung des Giovanni Barile, welcher dort im Oct. 1521. siebenjährige Gehaltsrückstände ausgezahlt erhält, vom Antonio Barile, welcher in derselben Gattung (Holzsculptur und Vertäfelung) zu Siena und in dessen Umgebung gearbeitet hat. Della Valle (*lett. San.*) habe diese beiden Barile nicht unterschieden.

Ferner S. 18. dafs Peruzzi 1. Aug. 1520.: *maestro Baldassare da Volterra*, heifse; Abweisung des P. Della Valle, welcher den Vasari hinsichtlich der von ihm angegebnen Abkunft des Baldassare Peruzzi aus dem Volterranischen, grobhin einer Lüge beschuldigt. S. 19. Liquidation mit den Erben Peruzzi vom 28. Jan.

1536. (37!) und für Rückstände bis zum 6. Jan. 1536. seinem dort ausgesprochenen Todestage. Vf. berichtigt daraus die Grabschrift bei Vasari; der Stein ist nicht mehr vorhanden. Wenn Vf. S. 25. dem Vasari Vorwürfe macht, eine hölzerne und vergoldete Statue Julius II. am Palast zu Bologna nicht gekannt zu haben, welche, von *Paris de Grassis*, schon 1511. mit jener anderen des Michelangelo beim Aufstande der Bologneser ist zerstört worden, so erscheint dieses dem Rec. weder wichtig, noch selbst gerecht zu sein. Ein Werk des Michelangelo war diese Schnitzarbeit sicher nicht, wenn auch vielleicht nach dem Modell seines Bronzegusses angefertigt.

S. 26. Untersuchung des Zeitpuncts der Rückkehr des Michelangelo, der Ankunft Raphaels in Rom. Den ersten läfst er im Unbestimmten; den anderen setzt er, nach den bekannten Briefen, in das Spätjahr 1508.

S. 27. u. f. schliefst Vf. aus einer Stelle der Schrift des *Franc. de Albertinis Mirab. Romae, Lib.* 3., deren Dat zu Ende III. men. Junii 1509., dafs schon damals des Michelangelo Malereien in der Sixtinischen Cappelle beendigt gewesen. Diese Stelle lautet: *cappella pp. Sixti IV. — quam tua Beatitudo (Julius II.) ferreis catenis munivit, ac superiorem partem testudineam pulcherrimis picturis et auro exornavit, opus praeclarum Mich. Angeli florentini etc.*

Erst zu Ende des J. 1507. hatte Michelangelo, wie Vf. zeigt, die Statue des Papstes zu Bologna aufgestellt. Also blieben ihm bis zum dritten Jun. 1509. kaum achtzehn Monate, um das Riesenwerk, wenn es geschehen ist, bis dahin zu beendigen. Allein ist es denn unumgänglich, hier den Albertini buchstäblich zu verstehen? — Ein Theil seiner Angabe: *auro exornavit*, ist unwahr, erinnert aber auffallend an eine Stelle des Lebens des Michelangelo im Werke des Vasari, wo dieser, doch wohl aus Erinnerungen des Buonaroti, den Papst sagen läfst: *é povera, si faccia ricca d'oro etc.* Hatte Albertini nicht wahrscheinlicher den Contract, die Bestallung, oder wenigstens davon das Gerücht vor sich, als die Malereien selbst, von denen er etwas verheifst, was allerdings in den Forderungen der Zeit lag, doch in der Folge ganz weggelassen, oder unterdrückt worden ist? — Das eigentliche Datum der Ausführung und Beendigung dieser Malereien der Sixtina sollte doch wohl noch urkundlich bestimmt werden können! Die Ungewifsheit nährt die unfruchtbare Zänkerei über die Präcedenz Raphaels oder Buonaroti's in gewissen Kunstvortheilen, welche zwar schätzbar, doch nicht so entscheidend sind, als diejenigen wähnen, welche die Kunst nur oberflächlich auffassen.

S. 30. die Stelle, welche Raphaels Haus eingenommen; dessen Abbildung im *Ferrerio, raccolta di palazzi di Roma, Parte* 1. *tav.* 9.

S. 32. ff. einige Nachrichten über des Michelangelo Verhältnifs zur Baucommission der Peterskirche seit 1547. (nicht schon seit Raphaels Zeit, wie Fabroni fälschlich angiebt.) Merkwürdig der Deputirten Klage über das fortgehende Abreissen der Theile, welche schon unter den früheren Baumeistern begonnen waren. Vf. nimmt in diesen Streitigkeiten für den Künstler Parthei. Indefs bleibt es doch, von der Unkenntnifs und angedeuteten Unredlichkeit der Commissarien abgesehn, ein grofses Unglück, dafs so viele gediegenere, reifere Pläne und Anlagen von grofsen Baukünstlern dem Ungestüme eines Mannes haben weichen müssen, welcher selbst bekannte, in der Baukunst nur ein genialischer Dilettant zu sein.

S. 37. Einiges gegen Milizia zur Ehrenrettung des Pirro Ligorio, dessen Theilnahme am s. Petersbau von 1564. und bis um 1571. Vf. aus den Zahlungspartitten erweiset.

Die *parte seconda* des Werkes hat ein viel allgemeineres Interesse. Es wird darin die Frage abgehandelt, ob die Künste, ob die Humanität, Julius II. oder Leo X. mehr verdanken. Der Vf. stellt seine Materialien, welche mit Fleifs und Umsicht gesammelt sind, auf eine lichte und fafsliche Weise zusammen. Das Resultat ist dasselbe, auf welches Rec. (lt. Forsch. Thl. III.) gelangt war, ohne dieses Buch damals schon vor Augen zu haben. Julius II. begriff die Gröfse der Talente, welche sein Zeitalter hervorgebracht. Er ahndete die Gröfse, deren die Kunst fähig ist, und ging enthusiastisch auf bis dahin unerhörte Unternehmungen ein. — Giulio II., sagt Verf. *il quale gl'indovinò per quelli, che erano già, e dovevano ingigantire ancor di più.* Raphael und Buonaroti wurden von ihm durchaus in Anspruch genommen, fürstlich belohnt, worüber der Verf. an einer anderen Stelle (zu s. Edition des *Menge, mem. sopra Correggio, Roma* 1787. 4. cap. 2. *No.* 18. *p.* 166.). Hingegen war Leo X. Begünstigung Raphaels lässig; und dafs er den Michelangelo jemals beschäftigt habe, ist nicht nachzuweisen.

Der Verf. behandelt S. 66. nicht allein diese, sondern auch die literarischen Begünstigungen Leos X. mit einer Ironie, welche an Geringschätzung gränzt. Er zeigt, dafs man ihm Vieles beigemessen, dessen Gründung das Verdienst Julius II. ist; stellt S. 76. ff. die Bauunternehmungen Leos X. zusammen, welche sowohl an sich selbst, als vornehmlich in Vergleichung jener Julius II. (S. 49. ff.) freilich nur ärmlich sich ausnehmen. — Auffallend bleibt jedoch, dafs Verf. in dieser Untersuchung die Zerrüttung des Haushalts Leos X. in den grellsten Farben schildert, da er doch früher (S. 9.) den Vasari bestritten und ihm rund abgeleugnet hat, dafs Leo X. dem Raphael bei dessen Tode ansehnliche Summen schuldete. Ueberhaupt scheint Verf., von einem gewissen ganz subjectiven Widerspruchsgeiste angetrieben, bisweilen von einer Meinung zur anderen hinüberzuschweifen, wie man schon bei anderen Gelegenheiten ihm eingeworfen hat.

Rumohr.

Nro. 98.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## LXII.

*Die Araucana, aus dem Spanischen des Don Alonso de Ercilla, zum ersten Mal übersetzt von C. M. Winterling. Nürnb.* 1831. *II Bände in* 8.

Wenn der Begriff der epischen Kunstform Erzählung und Charakterdarstellung aus und auf dem damit zugleich Eins gewordenen und ermittelten Grund und Boden einer vollendeten und abgeschlossenen vergangenen Weltanschau ist, die neue oder romantische Welt aber im Gegensatz der antiken eine werdende christliche ist, so ergiebt sich, dafs das romantische Epos hinsichtlich der künstlerischen Vollendung gegen das antike im Nachtheil steht. Jenes ist und ruht in einem Seyn; dieses wird und entwickelt sich zu einem Seyn. Jenes Seyn ist die im Mythus ausgebildete Idee, dieses das im Christenthum vorgebildete und aus seinen Phasen herauszubildende und wiederzugewinnende Ideal. Kein Wunder also, dafs in dem modernen Epos theils vermittelnde, dies Ideal gleichsam vorausnehmende und an seiner Verneinung entwickelnde Werke erscheinen, theils das lyrische und dramatische Element mindestens durchschlagen, theils endlich die dem Werden und Endlichen, als dem die Idee trüglich Spiegelnden, ja Verneinenden, mitgegebene Ironie in ihrer modernen Metamorphose (als Humor) in dasselbe mit eingehen mufsten. Was das Erste betrifft, die Vermittelung, welche doch nicht etwa mit einer cyklischen Vervollständigung zu verwechseln, ist, die vielmehr selbst schon ein Uebergangsmoment in das Wissen ist, so beweiset schon die Anerkennung der Vorbildlichkeit von *Dantes divina commedia* auch unter den Spanischen Epikern, wie in der gesammten dichterischer Würdigung fähigen Welt, dafs dies Gedicht vorzugsweise das romantische Epos ist, wenngleich damit den Nibelungen, dem Titurel u. a. ihr anderweit begründeter Werth nicht etwa verkümmert werden soll. Das Zweite, das mindestens durchschlagende lyrische und dramatische Element, wird wol kein Kundiger leugnen können. Das Dritte endlich, die ironische, oder humoristische Behandlung, stellt sich vorzugs- und noch am meisten löblicher Weise an Ariost dar, schlägt aber in seinen Nachfolgern, namentlich Pulci und Berni, zu dem frivolsten Humor um, je mehr die Vertreter des Christenthums und die Pfleger seiner Institute, oder das kirchliche Leben, zur verächtlichen, unerquicklichen, trostlosen Fratze wurden. Wie jedoch nicht alle ernste Würde und alle Achtung des Positiven der Idee aussterben konnte, beweisen Bojardo und Tasso, wie die Richtung auf Darstellung heroischer zum Theil geschichtlicher Charaktere. Mit dem Geschichtlichen aber und der in dasselbe, wie Aether und Ethos der geistigen Welt, verwebten Sage begann auch die Spanische Epik, wie das *Poema del Cid* beweiset, so wie der Kampf der Christenwelt mit der Heidenwelt nothwendig das Mährchen- und Zauberhafte in dem modernen Epos heraufördern mufste als Gegensatz einer himmlischen und unterirdischen Macht.

Es ist nicht dieses Orts, diese angedeuteten Metamorphosen der Epik, ja die Störungen derselben durch das mittels der wiederauflebenden Achtung und Verbreitung altklassischer Literatur, bei nicht durchdringender Erkenntnifs, unvermeidliche Schillern des Classischen und Romantischen näher zu rücken. Wir begnügen uns daher, neben diesem letzten Moment, welches, wo es eintritt, die Dichterkraft und Dichtungsreinheit beeinträchtiget und trübt, das andere dieselben vielmehr fördernde und bewährende hervorzuheben, welches wir in Dante ebensowol wie in Cervantes und Alonso de Ercilla löblich hervortreten sehn, nämlich dafs ihre Poesie aus dem Leben und Erlebnifs war, mithin das Ueberlieferte, Reflectirte auch in Form mehr oder minder zwar dem Unmittelbaren und Frischen opferte. In dieser Kraft zwar mag Alonso allerdings dem Dante noch mehr als

dem Cervantes nachstehen; aber sie ihm abzusprechen verbietet schon der geschichtliche Stoff, wie die glühende Anerkennung der Tapferkeit und Gemüthskraft der Feinde, und andererseits die wenigstens unvermäntelte Rüge Spanischer übermüthiger Hab- und Eroberungssucht (II. u. III. Ges.) und ungrofsmüthiger roher Grausamkeit, welche das Ganze durchziehen und um so preiswürdiger sind, da das Gedicht selbst dem stolzen, finstern und zwingherrlichen König Philipp II. zugeeignet ist.

Dies führt uns, bevor wir zu der Uebersetzung schreiten, auf den Dichter und sein Gedicht selbst, welches mehr genannt, als gelesen wird.

Don Alonso de Ercilla y Zuñiga, geb. Madrid 7. Aug. 1533, verlor seinen Vater, einen berühmten Rechtsgelehrten, schon am 29. Sept. 1534. und ward als Page des Prinzen Philipp, Kaiser Karls V. Sohns, erzogen. Von edlen Anlagen, lebhaft, kriegerisch tapfer, kenntnifsreich durchreist er mit Philipp Spanien, England, Frankreich, Flandern und Deutschland, geht 1547 mit ihm nach Brüssel, 1551 wieder nach Spanien, 1554 nach England, wo Philipp Donna Maria heirathet. Jetzt bricht in Arauco, einem an der Küste von Chili gelegenen Landstriche, ein Aufruhr aus, den Aldarete zu tilgen bestimmt wird. Ihn begleitet der einundzwanzigjährige Alonso. Da jedoch Alderete unterwegs in Taboga stirbt und dafür Don Garzia, Andres Hurtado de Mendoza's, Vicekönigs von Peru, Sohn zum Heerführer ernannt wird, so kämpft dessen Schaaren einverleibt Alonso sieben blutige Schlachten mit. In einem Kampfspiel Estafermo, das auch bei Shakspeare als *quintaine* vorkommt, mit Don Juan de Pineda entzweit, den Degen gezogen, soll er durch Garzia's vorschnellen Urtheilsspruch als Empörer enthauptet werden, wird jedoch für unschuldig erkannt. Ergrimmt und gekränkt geht er nach Callao de Lima, von wo er, einer schweren Krankheit endlich genesen, nach Spanien zurückkehrt, aber wieder umherschweifend 1570 Donna Maria Bazan (XIV, 76.) Hofdame der Königin Donna Isabel de la Paz (XVIII.) heirathet, 1576 Kammerherr Rudolfs II., sein Begleiter auf Reisen wird, von 1580 an in Madrid in höchstem Elend, unbeachtet, mifsmüthig und zu Gott gewendet (XXXVII.) stirbt und nur einige unehliche Kinder hinterläfst. Wann er gestorben, ist ungewifs; 1596 scheint er noch gelebt zu haben.

Sein historisch episches Jugendwerk (XII, 20.), dem ein trockener, unfruchtbarer, grausiger Stoff zum Grunde liegt (XX, 3.), die Araucana, schrieb er zum Theil mitten in den Kriegsdrangsalen selbst, Nachts nach blutigen Gefechten auf Papierschnitzel, Pergament, Leder, in drei Theilen, zusammen siebenunddreifsig Gesängen. Es war ihm vorzüglich um geschichtliche und wahrhafte Genauigkeit zu thun, die er, freilich wohl auf Kosten der Poesie nicht selten, so genau beobachtet, dafs seines Gegners Tiguera's hierauf bezügliche Rügen sich selbst durch Geschichtschreiber vernichten. Die unstäte, schweifende Gemüthsart indefs des wanderlustigen und wifsbegierigen Dichters, dem all' seine muthig bestandenen Abentheuer und undankbaren Fürsten und Grofsen geleisteten Dienste nicht einmal ein bequemes, ruhiges Alter bereiten konnten, seine Getheiltheit zwischen Sache und Führung derselben durch die Araucaner und gegenseits der Spanier, die er doch wieder aus persönlichen Nebenrücksichten auf Philipps Gönnerschaft nicht frei genug beurtheilte, scheinen allerdings auch in seinem Gedichte wieder als Mangel an Einheit und einer das Ganze leitenden und richtenden Idee, so dafs es in einzelne eintönige Beschreibungen und Schilderungen meistens grauenvoller Auftritte wilder, grausamer Tapferkeit zerfällt, welche die Theilnahme an beiden schwächen oder aufheben, ja durch die im Verlaufe des Werkes lose und unverbunden eingeflochtenen, epische Stätigkeit der Zeit nicht selten aufhebenden Episoden, wie der Belagerung von St. Quentin (XVII. und XVIII.) der Lepantoschlacht (XXIV.), der wahrhaften Geschichte der Dido (XXXII. und XXXIII.) ebensowenig beleben und anfrischen können, als die ziemlich einfärbigen, unglücklichen Liebesgeschichten der Glaura (XXVIII.), Tegualda (XX und XXI.) des Zauberers Titon und seines Weltpanoramas (XXIII. und XXVII.) wie vortheilhaft immerhin dagegen Figuren, wie Galvarin (XXII. und XXV.) abstechen mögen. Beruht nun dies alles auf einem Streben nach mifsverstandener Klassicität, welche am Ende auf baare Redekunst hinausläuft, so beweisen auch die häufig allerorten beigegebenen breiten Reflexionen und Ansichten von Krieg, Zweikämpfen, Grofsmuth u. dgl. den Zuschnitt nach Ariosto und ähnlichen Mustern und können, da es ihnen an Freiheit, Leichtigkeit und Heiterkeit fehlt, das Gedicht nicht zur Würde und zum Wesen eines epischen erheben. Denn gerade die obengerügte Schwankung, die nicht etwa mit

jener überlegenen Gleichgültigkeit des Dichtergeistes
u verwechseln ist, und ebendarum die Begebenheiten
n fortschreitender Gesammtheit und Einheit aufzufassen
inderte, machte auch die Zeichnung auf schwankem
Grunde unsicher und die Färbung eintönig, so dafs z.
B. die araucaner Frauen wie liebetrunkene Spanische
Damen und Schäferinnen ihre Gefühle beredt und schau-
tellerisch schildern. Daher sind auch die letzten viert-
alb Gesänge, die nach Caupolicans Tode einen neuen
nlauf und Schwung nehmen möchten, im Grunde aber
ur abermals Don Alonso's Wanderlust fördern, end-
ch aber Philipp's Recht auf den Portugiesischen Thron
rörtern und mit mifsmüthiger Zerknirschung des un-
lücklichen, hintangesetzten Dichters schliefsen, ein, den
indruck des Ganzen vollends dämpfendes Anhängsel.
Wie nahe lag es nicht, mit der verrätherisch grausa-
en Hinrichtung des araucanischen Feldherrn Caupoli-
an zu schliefsen, der diesen Krieg leitete, als dem
urch das Schicksal gefällten Vertreter der alten unge-
ttigten Welt oder Völkerschaft gegenüber der neuen
esittigten, welche nun Platz griff. Freilich mufste
nn aber auch diese einer wahrhaften Gesittung sich
ihmen können, nicht einer durch sogenannte Bildung
ur noch verzerrten und aus gemeinen Gründen in lei-
enschaftlicher Augenblicklichkeit wüthenden Rohheit.
Wie das Gedicht jetzt vor uns liegt, läfst sich kaum
er Eingang auf Colocolos mit Recht gepriesene Rede
i der Versammlung zum Feldherrn gewählte, neben
nd mit andern Helden durch das Ganze ziehende, am
nde meuchlerisch gepfählte und gemarterte Caupolican
s *Halt* anerkennen. Auch ist sichtbarlich der Bau
s Ganzen sehr ungleich, möge nun die allmählich ge-
iftere und sich aufdringende Erkenntnifs des, trotz
er Wahrhaftigkeit, Treue und protokollmäfsigen Ge-
uigkeit, doch trockenen, wüsten und unfruchtbaren
offs oder auch Lebenswechsel und Freundesrath ihm
sonders vom zweiten Theile an eine gröfsere Man-
hfaltigkeit fühlbar und nöthig gemacht haben. Nun
r zeichnen sich hinwieder diese Empfindungen we-
durch Neuheit und Originalität aus, noch sind sie
dem Ganzen entsprungen und ihm angeeignet, so
s auch hiemit ein Schielendes und Schillerndes ent-
t.

So kommt denn das Verdienstliche dieses Erzeug-
es zumeist auf Sprache und Ausdruck, wie auf
umetrie und Eurhythmie der Form hinaus; und diese
en sich, trotz einiger von überschulten Kunstrich-
gerügten neuen Wörter, nicht anders denn als ge-
dt, zierlich, wohlgebaut und gefügt, prachtvoll, wür-
erhaben, weich, wie es die Stimmung und Gele-
eit fodern, kurz als gebildet rühmen. Hierauf war
nach von einem Uebersetzer, ins Deutsche vorzüg-
hinzustreben, da unsere Sprache gerade sich so
am und schmeidig zeigt, dafs sie an Glätte, Run-
, Fülle und Flufs wohl mit andern wetteifern kann,
da dies sprachliche Moment der Poesie allseitig zu
ickeln und auszubilden eine doch so wenig unver-
ätliche Aufgabe ist, dafs wir nach Griesens, Schle-
Streckfufsens Leistungen hierin in vielen Fällen die Sprache für den Dichter dichten sehen, und, wäre die Klippe der Manier nur leichter zu vermeiden, wohl eines Stils gewärtig sein dürften.

Hat nun aber Hr. Winterling diese Aufgabe gelöst? Leider ist dieſs nicht zu bejahen. Wir geben, soweit es der Raum gestattet, die Beweise.

Zuvörderst müssen wir, wiewohl wir aus Mangel mehrerer Ausgaben der Araucana Grund und Bewandnifs der Sache nicht angeben können, bemerken, dafs unsere Ausgabe *En Madrid por Don Antonio de Sancha Anno M. DCC. LXXVI. se hallará en su casa, en la Aduana vieja*, in 2 Bänden, 166 Stanzen mehr enthält, als die Uebersetzung. Sei es auch, dafs manche der fehlenden Stanzen breit und überflüssig sind — wofern sie nicht vom Dichter selbst bei einer Revision gestrichen sind, so steht dem treuen Uebersetzer kein Recht zu, sie zu tilgen, ohne auch nur mit einer Sylbe des Warum Meldung zu thun. Dieser Treue scheint aber ferner überhaupt, wie es natürlich war, ein falscher Begriff von Lesbarkeit und Ungezwungenheit durchaus Eintrag gethan zu haben, die doch am Ende nur auf eine zwingherrliche und starre Sprachher- und Uebereinkömmlichkeit hinausläuft, so dafs die Arbeit mehr Umschreibung, als Uebersetzung, und zuweilen auch nicht eine Spur der Urschrift zu entdecken ist. Wer würde in einer Wendung des Gedankens und Ausdrucks, wie 1., 3.

*Denn alles Werths mufs es (das Werk) entbehren,*
*Wofern es Euern Beifall nicht erhält*

den Sinn der Urschrift wiederfinden:

*Que de todo valor, necessitada (ésta labor)*
*Queda con darse á vos favorecida.*

oder in

*Mich konnte falscher Schimmer nicht bethören,*
*Die schlechte Wahrheit hab' ich dargestellt*

das

*Es relacion sin corromper sacada*
*De la verdad, cortada á su medida.*

oder in St. 6.

*Dort sehet ihr den Schauplatz liegen*
*Von vielen mörderischen Kriegen*

das

*En medio es dondo el punto de la guerra*
*Por uso y exercicio mas se afina.*

Wenn das St. 12. für

*Mas la virtud del brazo y la excelencra*
*Esta hace los hombres preferidos,*
*Esta ilustra, habilito y perficiona*
*Y quilata el valor de la persona.*

wiedergegeben wird durch

*Des Armes Kraft und der Verdienste Gröfse*
*Kann nur des Werthes Mafsstab sein*
*Und keine andre Rücksicht deckt die Blöfse*
*Des mangelnden Verdiensts; hier gilt der Mann allein,*

so sieht jeder Sprachkundige, dafs hier der Gedanke des rednerischen Schmuckes, der Eigenthümlichkeit der Worte entkleidet und zu dürrer Bildlosigkeit ausgemergelt ist. Wenn St. 18. ein anderes Geschwader dem geschlagenen so schnell nachrückt,

*que casi no da tiempo á ser notado*

und die Uebersetzung hat

*So rückt, um vorzubeugen (?) dem Verluste,*
*Die zweite nach im Augenblick,*

so ist die Urschrift meistens ausdrucksvoller, wenngleich dieſs *im Augenblick* noch immer besser ist, als das XII., 20. ungelenke

*Doch konnt' er dadurch aus der Ruh' gewohntem Gleise*
*Ums Merken nicht gerüttelt werden*

für

*Pero ni de su puesto y buen semblante*
*Punto que se nobáse le movieron.*

Ebenso wenig können auf Lob der Treue Anspruch machen Zusätze, wie *im Schmaus und Trinkgelag* (St. 31.); *trocknet der erhitzten Stirne Schweiſs* (33.); der Mond *spiegelte sich in des Baches Welle* für *monstrando se mas lozana* (II., 44.) *die blumenreichen Matten* (55.); die Schloſsmauern, *die vom heitern Sonnenstrahl beglänzt, jetzund in Schutt und Asche trauern* für *el muro antes vistoso levantado Por los anchos cimientos isolado* (III., 19.); *und aus den stieren Augen grinnt die Mordbegier* für *Vueltos los ojos y a paladeando* (das. 31.); *des Bergstroms rasche Flut* (IV., 20.); Auslassungen, wie *no escarmentado* (III., 26.); *vibora no se vió mas enconada* (XXIII., 25.); *tomar lengua del si algo sabia á truntu y seies grados* (I., 7.): schiefe Stellung des Sinnes, wie wenn die Lobpreiser (I., 37.) *solo se mantienen de loores*, in der Uebersetzung aber bloſs *groſser Helden kriegerische Thaten preisen*, da es doch in der folgenden St. heiſst: *mas solo aquel vivir les aprovecha De ser por sabios hombres reputados*, wo ohnehin *sabios h.* wohl nicht *die mit dem Schein der Heiligkeit umgebenen*, sondern die *Weisen und* beredten Barden sind; *sind anzuhalten* (I., 13.) für *son constrenidos*; *mit Ruhm und Sieg* (das.) für *diestramente*; *Oft sieht man es* (das Glück) *in einem Nu entschweben* für *Con un revés de todo se desquita* (II., 3.); *Des Lebens Ende nur kann unsre Zweifel heben* für *Que en el fin de la vida esta la prueba* (das.); oder wenn es (IV., 3.) von der Gerechtigkeit heiſst;

*Que al cabo corrompida de avaricia*
*Dió a la maldad lugar que se arraygase*
*Yen los animos mas se apoderase*

und dafür im Deutschen:

*Daſs sie von niedern Geiz bethöret*
*Die Leidenschaft an ihre Stelle schob,*
*Und auf den Richterstuhl die Grausamkeit erhob;*

oder 16. *mas viendose cercanos a la muerte*, *Als glücklich sie der Hauptgefahr entgangen;* oder XXIII., 32, *ein niedliches Hüttchen* für *pequeña y misera casilla.*

Ebenso wenig können falsche Zeitfolge, wie II., 2. *gelinget* für *gelänge;* unnöthige Fremdwörter wie *der Attak* (IV., 24.); der *Choe* (XIV., 41.) *Gruppe*, noch dazu irrig mit *Croupe* verwechselt, wofür doch ohnehin *Kreutz* vorhanden war; gauwörtliche Ausdrücke wie (XXXII., 8.) *morz*, vermuthlich *morsch*, *mürs* für *de claro*; *beiläufig* für ungefähr, womit *sich belaufen* oder betragen, ausmachen und *beilaufen* verwechselt werden, in reiner, richtiger und gebildeter Sprache gebilligt werden.

Nimmt man zu diesem Allen nun gar noch das rhythmische und metrische Unbill aller Art, wie die häufigen Gähnlaute, die noch dazu durch falsche Prosodie und Messung nur schneidender werden, wie *Tapfer! umgeben* (II., 11.); *kürzete* (IV., 3.); *Enge ist*; falsche Reime, wie III., 22. *mahnte* und *Marcande*; X., 26. *Wurf zu sehn* und *spendeten;* XI., 13. *sehn* und *wurzeltin;* 34. *Tapferstin* und *zu gehn:* so ist auch von dieser Seite unserer Sprache ihr Recht und Vorzug nicht eingeräumt werden. Denn, wollte man auch hinsichtlich der Reime, wegen der verhältnisſmäſsig doch auch übertriebenen Härte unserer Sprache, und aus Mangel an Sinn und Gehör für bestimmte richtige Articulation, mehr Freiheit gestatten, so ist doch zu überlegen, daſs damit der Liederlichkeit und vornehmen, oder auch cynischen Nachläſsigkeit mancher unserer heutigen Dichter mehr Vorschub gethan wird, als erlaubt und nöthig ist, und immer wird das Bessere und Beste zu wählen und zu treffen löblicher sein. Leidige Correctheit ohne Poesie ist Tagelöhnerei, und dem guten Homer kann man es wol vergeben, wenn er einmal nickt; aber ist denn darum Uncorrectheit, vielleicht auch ohne Poesie, empfehlungswerth oder erträglich?

Unfug dieser Art ist aber freilich da ganz an der Stelle, wo die metrische Form so wenig als der dem göttlichen Maaſs und der Schönbewegung der Seele oder der Poesie eingeborener, wesentlich entsprechender Widerschein betrachtet wird, daſs man sie vielmehr für gekünstelt und steif, die Formlosigkeit aber oder Misform für Leichtigkeit und Ungezwungenheit ausgiebt. Eine Verkennung folglich oder Gleichgültigkeit gegen das kunstreiche Gliedernisſs der achtzeiligen Stanze, wie sie hier das Gemisch von unprosodischen und unstatthaften sechsfüſsigen Jamben und Alexandrinern erzeugt und sich nicht entblödet, ihre durch Redeglieder- und Reimgegensätze zur Einheit strebende Natur gewaltsam zu zerstören, wie XXXV., wo die 24ste Stanze mit dem Relativo *der* schlieſst und in die 25ste übergreift, kann zwar nicht befremden, darf sich aber auch des Beifalls oder auch nur der Billigung der Kenner keineswegs gewärtigen.

Und so müssen wir denn diese Verpflanzung der Araucana auf Deutschen Boden um so mehr für verfehlt und mislungen erklären, da sie noch dazu wie geflissentlich das Vorzüglichste dieses Erzeugnisses, die rhetorische und metrische Form verunstreut, entstellt und zerstört, damit aber auch eine Unbekümmersisſs um die schöne Bildsamkeit unserer Sprache und eine Nichtachtung oder Geringschätzung dessen an den Tag legt, was sie durch diejenigen gewonnen, die sie am goldenen Zügel zu leiten und sie den schönsten und schmeidigsten Sprachen beizuordnen nicht verschmähten.

Adolf Wagner.

Nro. 99.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## LXIII.

*Cornelius Tacitus ab J. Lipsio, J F. Gronovio, N. Heinsio, J. A. Ernestio, F. A. Wolfio, emendatus et illustratus ab Immanuele Bekkero, ad codices antiquissimos recognitus. Lipsiae apud Weidmannos. a.* 1831.

Je gröfser die Hoffnung ist, die eine verheifsene Gabe erregt, desto empfindlicher nachher die Täuschung, wenn jene Hoffnung entweder gar nicht, oder in einem sehr geringen Grade erfüllt wird. Ungern empfangen wir mit diesem Gemeinplatze die vor uns liegende gröfsere Ausgabe des Tacitus von Immanuel Bekker, deren Erscheinen mit so allgemeiner Sehnsucht erwartet wurde.

Im Jahre 1825 liefs Hr. Bekker einen Text des Tacitus drucken, im Ganzen zwar nach der Ernestischen Recension, aber doch hin und wieder mit dankenswerthen Verbesserungen, besonders in Interpunktion und Orthographie, aus denen man sogleich den geübten Kritiker erkannte, der auch ohne grofse Vorarbeiten, durch sichern Tact geleitet, überall Irrthümer zu beseitigen weifs. Am Ende der kurzen Vorrede gesteht er, dafs noch Wichtigeres zu verbessern übrig bleibe, dafs aber dieses vor einer genauen Untersuchung der Florentinischen Handschriften mit Sicherheit nicht geschehen könne.

Seitdem ist viel, sehr viel für Tacitus geschrieben worden, theils in zerstreuten Abhandlungen, theils in Ausgaben, besonders der kleinern Schriften des Historikers, unter welchen Walch's Agricola bei allen Verkehrtheiten der Methode und des Tons doch durch Vielseitigkeit, Umfang, Tiefe und Ernst der Forschung eine vorzügliche Stelle einnimmt. Im Jahre 30 endlich kündigte Walther eine vollständige Ausgabe des Tacitus an, von welcher die Annalen im Anfang des Jahres 31 erschienen. Unstreitig läfst diese Arbeit Alles, was seit längerer Zeit für Tacitus geschehen ist, weit hinter sich zurück. Durch treue Benutzung einer am Rande der *editio Beroaldina* befindlichen Collation der zweiten Florentinischen Handschrift von P. Victorius, durch sorgfältige Vergleichung der Lesarten der übrigen Handschriften, so wie der meisten alten Ausgaben, besonders aber durch ein beharrliches, tiefeingehendes Studium der Taciteischen Schriften selbst, ist es dem Herausgeber gelungen, an sehr vielen Stellen die Lesart neu festzustellen, über eben so viele durch Erklärung neues Licht zu verbreiten. Bald nachher meldete sich die Bekkersche Ausgabe an, mit der frohen Bothschaft, der Herausgeber sei im Besitze einer neuen, von dem Hrn. Fr. Furia in Florenz besorgten *Collation der beiden Mediceischen Handschriften* und aufserdem durch Niebuhrs Güte *des Farnesischen Codex zum Dialogus.*

Welcher Freund des Tacitus war nicht durch einen solchen und so begünstigten Herausgeber zu grofsen Erwartungen berechtigt? Wir wollen nun sehen, in welchem Grade diese Erwartungen erfüllt sind.

Gewöhnlich pflegt man bei Beurtheilung einer Ausgabe der alten Autoren zuerst den kritischen, dann den exegetischen Gewinn zu beleuchten. Wir finden es diesmal angemessener, die Ordnung umzukehren und zuerst zu fragen: *was hat Tacitus durch diese Edition in exegetischer Hinsicht gewonnen?* Die Antwort lautet: *Nichts.* Lipsius, Joh. Fr. Gronow, Heinsius, Ernesti und Wolf sind abgedruckt; ob *emendatius*, wie die Vorrede besagt, ist noch sehr die Frage. So findet sich z. B. zu *Ann. VI*, 10. in der Anmerkung zu Zeile 6. *unum* für *unam*, und zu Kap. 31. desselben Buches in der Anmerkung zu Zeile 22, *desideat* für *desiderat*. Diese und ähnliche Fehler, so wenig sie auch in guten Ausgaben zu dulden sind, kann der nicht ganz stumpfe Leser doch noch corrigiren; aber zu *Ann XI*, 22. findet sich in der Anmerkung des Lipsius zu Zeile 10. eine *corruptela*, die man in der That einem angehenden Kritiker zur Uebung seines Scharfsinns vorlegen könnte. Man lese und staune: *mansit igitur (mos) de militi-*

*bus: at da se structatione Vespasianus sustulit. Scrutandi vetus et Graecis quoque mos iste tangit Plutarchus in Timoleonte.* — Eine solche Verstümmelung wird sich weder in Ernesti, noch in Oberlin nachweisen lassen. Vgl. noch zu *XII*, 6; *XI*, 26; *XII*, 53; *XII*, 57; *XII*, 47.

Oberlins erklärende Anmerkungen sind fast alle weggelassen. Freilich war Oberlin der Last nicht gewachsen, die fast den Schultern eines Wolf zu schwer wurde; indessen als verständiger Mann von mannichfaltigen Kenntnissen, besonders im Fache der Alterthümer, hat er doch zuweilen das Richtige gesehen, zuweilen ein gutes Beispiel zur Unterstützung einer Sprachweise angeführt, hin und wieder etwas Historischantiquarisches durch Hülfe der Münzen und Inschriften glücklich erläutert. Eine verständige Auswahl aus seinen Noten hätte wohl neben Ernesti und Heinsius bestehen können. Auf neuere Arbeiten ist durchaus keine Rücksicht genommen, und vom Herausgeber selbst auch nicht der Schatten einer Erklärung wahrzunehmen, wenn man nicht etwa die 20 bis 30 Citate, mit welchen Bekker seine Ausgabe ausgestattet hat, mit diesem Namen beehren will, wie z. B. *Hermanni op. I. p.* 124. zu *Ann. I.* 1.; *Walch. Agric. p.* 119. zu demselben Kapitel; zu *Ann. I*, 42. die Note: *alienum adverbium, non pronomen;* zu *Ann. II*, 69., *Boeckh. Inscript. Gr.* 539.; zu *Ann. II*, 83., *Niebuhr.* Rhein. Mus. *I. p.* 349 — 54. u. s. f. Diese Citate, so kahl hingestellt, haben wirklich etwas Schattenartiges, und gleichen unter den Anmerkungen der übrigen Erklärer an Wirkung eben so vielen Tropfen, die in den Ocean fallen. Einige davon sind noch dazu von Oberlin, ohne ihn zu nennen, wie zu *Ann. II.* 15.; *II*, 43.; *XI.* 20. *Hist. IV.* 22.; andere haben darum keinen Werth, weil man nicht sieht, was sie erweisen sollen. Ein merkwürdiges Citat der Art findet sich zu den bekannten Worten: *atque ille functam fato responderet, Ann. XI*, 2. Unter der Ernestischen Note nämlich stehen 5 Beispiele, wo ein mit *que* oder *et* verbundenes Satzglied das Verbum im *conjunctivo imperfecti* oder *perfecti* hat. Wozu für diese Erscheinung Beispiele? Das Eigenthümliche der Taciteischen Stelle mufste zuerst entwickelt, und dann nach Beispielen gesucht werden, die eine verwandte Eigenthümlichkeit haben. Ohne diese Mühe sind jene Beispiele ganz werthlos. Ref. kann sich überhaupt bei dem Anblicke dieser verlassenen Citate des Glaubens nicht erwehren, dafs die meisten derselben dem *adolescens optimus*, dessen die wortkarge *praefatio* gedenkt, während der Arbeit des Redigirens aus anderweitiger Lectüre in den Weg gelaufen, und so gelegentlich in den Tacitus hineingerathen sind.

Indem wir uns nun zu der zweiten Seite wenden, von welcher diese Arbeit beurtheilt werden mufs, nämlich zum kritischen Verdienst des Herausgebers, werden wir zuerst in aller Kürze von den kritischen Hülfsmitteln, mit welchen diese Ausgabe ausgestattet ist, sprechen; sodann von der Gestalt des Textes selbst. Da der Herausgeber keine Geschichte des Textes liefern wollte, so haben wir auch kein Recht eine vollständige *varietas lectionum* von ihm zu verlangen; indessen das konnten wir doch erwarten, dafs er seine Ausgabe mit den Varianten der Handschriften und alten Ausgaben ausstatten würde, die in neuerer Zeit mit so grofser Sorgfalt verglichen worden sind, damit der kritische Leser nicht zu oft genöthigt sei, andere Ausgaben nachzuschlagen. Wir rechnen dahin die Collation der *Ofener* Handschrift von Oberlin, der *Wolfenbüttler* von Strombeck und Walther, der Vaticanischen Handschriften zum Agricola von Dronke, der *editio Spirensis* u. s. f. Von keinem dieser Dokumente hat Bekker die Varianten erschöpfend mitgetheilt, die des Wolfenbüttlers in der Regel nach Ernestis unzulänglicher Vergleichung; den Ofener Codex noch am genausten, aber doch nicht so genau, dafs man Oberlin ganz entbehren könnte. Des Herausgebers Nachläfsigkeit geht bisweilen so weit, dafs wir Lesarten im Texte finden, die vom Himmel gefallen zu sein scheinen. Zu den Textesworten: *quem imperitasse Armeniis et ad praesentiam Caesaris vocatum memoravi Ann. XI*, 8., lernen wir aus den verschiedenen Noten, dafs vor Lipsius statt *vocatum*, *vectum* die *vulgata* war, dafs einige Codices (die Vaticanischen) mit der *edit. pr. vinctum* bieten, der Budensis *victum*; woher aber *vocatum* stammt, bleibt ein Geheimnifs. Aus Oberlin erfährt man doch, dafs dieses *vocatum* ein Einfall der Bipontiner ist. In Kap. 35. desselben Buches steht im Texte *trahi ad supplicium* und dazu die Note: *B. Ma. tradi.* Woher nun *trahi?* Etwa von Bekker selbst? So sollte man glauben. Erst andere müssen uns sagen, dafs *trahi* eine Erfindung des Rhenanus sei.

Die ältesten und wichtigsten Urkunden für Tacitus sind bekanntlich die Florentinischen Handschriften, von welchen Bekker hier eine neue, von Furia besorgte

Collation mittheilt, seit langer Zeit das heifse Verlangen so vieler Gelehrten. Hier entsteht nun zuerst die Frage, wie diese Collation beschaffen sei, soviel sich aus der Vergleichung mit den vorhandenen Collationen des Pichena, J. Gronow und Victorius durch Schlüsse herausbringen läfst. Es leidet wohl keinen Zweifel, dafs diese neue Collation grofse Vorzüge vor den früheren hat, und auf eine höchst erfreuliche Weise den hohen Werth dieser Handschriften bestätigt; zugleich aber trägt Ref. kein Bedenken, hinzuzufügen, dafs auch durch diese Collation noch nicht alle Zweifel über die wahre Lesart der Florentinischen Codices gehoben sind. Das Urtheil ist ziemlich schwierig; indessen scheint uns der Vergleicher darin gefehlt zu haben, dafs er während seiner Arbeit nicht die früheren Vergleichungen vollständig vor sich hatte; vielleicht wäre er dadurch veranlafst worden, genauer nachzusehen; auf jeden Fall hätte ihn dies Mittel in den Stand gesetzt, durch eine bestimmte Entscheidung jeden ferneren Zweifel niederzuschlagen. Einige Beispiele werden unsere Anklage rechtfertigen. *Ann. XII.*, 57. soll der Florentiner nach J. Gronow *exterriti* für *exterritis* bieten, sowie Kap. 41. *remotis* für *remoti*; die neue Collation schweigt; *Ann. III.*, 27. ist seit Rhenanus *otium ei rei* in den Text gekommen; ältere Ausgaben lesen mit J. Gronow *otium ejus rei*; die neue Collation giebt keine Entscheidung. *Ann. VI.*, 35. lesen die alten Ausgaben bis auf Gronow (1672.) *propioribus vulneribus* ohne *a*. Seit Gronow ist dieses *a* ohne Geburtsschein in den Text gekommen und auch von Bekker recipirt worden. Hat es nun der Florentiner, oder nicht? *Ann. XIV.*, 21. wird erst von Rhenanus an *efflagitandi Graeca certamina a magistratibus* gelesen; die frühern Ausgaben lesen, mit Victorius Stillschweigen, *certamina magistratibus*, was Walther neuerdings wieder aufgenommen hat; wie der Florentiner? *Ann. XII.*, 47. fanden Pichena und Victorius *e contra* im Codex; Furia merkt über dieses *e* nichts an. *Ann. XV.* 53. hat nach Victorius der Codex: *ut quisque audientiae plus habuisset* für die seit Lipsius und Pichena recipirte Lesart: *ut quisque audentiae habuisset*. Dafs *audientiae* falsch ist, sieht wohl jeder, aber gerne möchte man über *plus* Auskunft haben; bei Furia sucht man diese vergeblich. Aus der Note 10. zu *Ann. XII.*, 49. ist nicht herauszulesen, ob der Codex *privatus* liest, wie Pichena sagt, oder *privatas*. *Ann. VI.*, 22. findet sich im Bekkerschen Texte: *ideo creberrime tristia in bonos*, Freinsheims Conjectur; was der Codex hat, ist nicht angegeben. *Ann. XIV.*, 25. fand Victorius im Codex *securos et sese* für *esse*; Furia sagt nichts. *Ann. XVI.*, 30. steht in den meisten Ausgaben seit Pichena, der mit Victorius im Codex *et quot* fand, mit einer leichten Aenderung *et quod*; Bekker merkt an: *non vidit illa et quot Furia*. Was sah er denn? *et quod* oder gar nichts? *Ann. XII.*, 34. lesen die alten Ausgaben mit mehreren Handschriften *religioni* und erst seit Lipsius ist *religione* in den Text gekommen; *Ann. XII.*, 27. fand Victorius, *dein L. Pomponius* für *deinde* und kurz zuvor *Ubiorum* für *Ubiorum*. *Ann. XII.*, 30. bezeugen Victorius und J. Gronow, *Davio* für *Danubio*; *Ann. XII.*, 12. fand J. Gronow zwischen *familia Cassia* und *per illas* von einer neuen Hand *ratus* beigeschrieben. *Victorius, Cassia ..... p illas*; *Ann. XII.*, 14. hat der Florentiner nach Victorius, *quod unum reliquum* ohne *erat*, *Ann. XII.*, 25. überliefern die ältesten Ausgaben, und nach Victorius Stillschweigen zu urtheilen, auch der Florentiner, *conditor nostri* für *conditor noster*; *Ann. XII.*, 4. fand Victorius im Codex für *fratrumque* die Abbreviatur *frm̄que*; *Ann. XII.*, 7. J. Gronow, *nec tamen* für *neque tamen*; *Ann. XIV.*, 8. Victorius, *retractaque* für *refractaque*; *Ann. XIV.*, 12. J. Gronow, *justa* für *juxta*. An allen diesen Stellen giebt uns die neue Collation keine Gewifsheit über die wahre Lesart der Handschrift.

Ein anderer Uebelstand, der jedoch dem Herausgeber zur Last fällt, besteht darin, dafs man die Lesarten der neuen Collation oft mühsam aus den langen Noten früherer Interpreten hervorsuchen und zuweilen erst angestrengte Kombinationen anwenden mufs, um sie zu finden. So *Ann. XII.*, 53. bei dem Satze: *statuiturque ut ignaro domino ad id prolapsae in servitute, sin consensisset, pro libertis haberentur*, wo man erst durch langes Suchen und Vergleichen die Lesart des Florentiners zusammenbringt und doch ungewifs bleibt, ob er *sin* oder *si* darbietet. Warum hat Bekker in solchen Fällen nicht die Florentinische Lesart den Lesern klar und abgesondert vor Augen gestellt? Endlich ist auch das verwirrend, dafs Bekker nicht überall bestimmt angiebt, ob neu aufgenommene Lesarten aus der Handschrift herstammen, oder aus eigener Muthmafsung. Oder sollen wir annehmen, dafs er in solchen Fällen jedesmal der Handschrift gefolgt sei? Dann

hätte er doch irgendwo eine allgemeine Erklärung über sein Verfahren den Lesern geben müssen, statt sie durch räthselhaftes Schweigen in verdrieſslicher Ungewiſsheit zu lassen. Kürze ist wohl eine gute Eigenschaft, aber wir gestehen offenherzig, daſs die Kürze, die dem Hrn. Bekker beliebt, wirklich etwas Unheimliches hat, und mehr Mühe macht, als das Lesen einiger Zeilen. Man vergleiche *Ann. XII.*, 2. 33. 35. 37.; *Ann. XIV.*, 2. 3. 4. 20. u. s. f.

Nach diesen Bemerkungen, die sich mehr auf das Aeuſsere bezogen, kommen wir nun endlich zu der Frage über die wesentlichen Verbesserungen, die durch diese Ausgabe für den Text des Tacitus gewonnen sind. Ref. hat bereits oben bemerkt, daſs die neue Collation entschiedene Vorzüge vor den früheren Vergleichungen habe, und auf eine höchsterfreuliche Weise den hohen Werth der Florentinischen Handschriften bestätige. An sehr vielen Stellen bietet diese Collation eine von dem überlieferten Texte abweichende Wortstellung mit so entschiedenen Charakteren der Ursprünglichkeit, daſs die Verkehrtheit der *vulgata* in die Augen springt. An andern Stellen überrascht sie durch eine ganz neue Lesart, die jede Schwierigkeit mit einem Schlage hebt, wie z. B. *Ann. VI.*, 45. *imitando amore* für *immittendo amore*. Es läſst sich erwarten, daſs Bekker's kritisch geübter Blick solche Vortheile sogleich erspäht und für den Text benutzt haben werde. Und so bekennen wir denn mit aufrichtiger Freude, daſs die Gestalt des Tacitus durch diese Ausgabe fast auf jeder Seite kritisch gewonnen hat. Um unsern Lesern einen ungefähren Maſsstab für das Ganze an die Hand zu geben, wollen wir hier die vornehmsten Textesänderungen zweier Bücher mittheilen, indem wir dabei von der Ernesti-Oberlin'schen Recension ausgehen, ohne genauer anzugeben, welche von diesen Veränderungen frühern Erklärern angehören. Wir wählen dazu das dritte und elfte Buch der Annalen, mit Rücksicht auf die verschiedenen Handschriften, in welchen diese Bücher enthalten sind. Mit Uebergehung der orthographischen Aenderungen, wie: *Suria, Delmatia, valitudo, adulescens, Hiberi, mile, praelium, Traecia, paenitere, promiscus, dis, intellegerentur, Fetiales, obisse, dicio, repperi, rettuli, quicquam, reicere, inicere, obicere*, u. s. f. werden die Hauptänderungen im dritten Buche folgende sein: Kap. 2. *occeperant* für *occoeperant*; K. 3. *toleravit* für *tolelaverit*; K. 14. *custos saluti* für *salutis*; K. 16. *contineri* für *continere*; K. 17. *proinde* für *perinde*; K. 20. *Pagyda* für *Pagida*; K. 22. *et Gnaeus* für *ac Gnaeus*; *Quirinius* für *Quirinus*, wie K. 48.; K. 23. *monimenta* für *monumenta*; K. 24. *gratis* für *grates*: K. 26. *Solo* für *Solon*. K. 31. *certabantque* für *certabant*; K. 35. *pro Consule Africae* für *Proconsul*; K. 36. *Gestius* für *Cestius*; K. 38. *pro Consule Cretae* für *Proconsulem*; *Cotye* (*fratre*) für *Cotye*; *Coelaletae* für *Coeletae*; K. 39. *Vellaeo* für *Vellejo*; *semermi* für *semermes*; K. 41. *Turoni* für *Turonii*, sowie K. 45. *Turonum* für *Turonium*; K. 42. *quae conscripta e Treveris* für *quae conscripta Treveris*; K. 54. *optumus* für *optimus*; *An et Sacrovirum* für *An Julium Sacrovirum*; K. 54. *cotidie* für *quotidie*; K. 63. *civitatium* für *civitatum*; K. 67. *Publicola* für *Poplicola*; *antiissent* für *anteissent*; K. 73. *ac tamen* für *attamen*; K. 74. *tripertitum* für *tripartitum*; *proturbabat* für *proturbat*.

Aus Buch XI. haben wir folgende Aenderungen bemerkt: K. 2. *virum esse me* für *virum me esse*; *atque ille ..... responderet* für *ad quod ille ..... responderit*; K. 3. *consultanti* für *consultante*; *liberum mortis arbitrium ei permisit* für *liberum ei mortis ....*; K. 4. *Mnesteris* für *Valerii*; K. 6. *famam* et *posteros* für *famam in posteros*; *negotia eant*, Gronov's Vorschlag nach Anleitung der Handschrift für *negotia ineantur*; K. 7. *potentibus* für *potentioribus*; K. 8. *Vardanes* für *Bardanes*; K. 9. *cunctater, dein* für *cunctantur, deinde*; *Mithridatem* für *Mithridaten*; K. 10. *et recuperare Armeniam* für *et reciperare Armeniam acebat*; *vocante* für *revocante*; *intolerantior* für *intolerantior*; *saevitiam* für *saevitiem*; K. 11. *ac tunc* für *ac tum*; *infantiae ejus* für *infantiae*; K. 14. *sedecim* für *sexdecim*; K. 16. *super cunctos* für *supra*; K. 20. *eae litterae* für *hae litterae*, sowie K. 26. *eae voces* für *hae voces*; K. 23. *moreretur* für *moriretur*; *insignia patrum* für *at insignia patrum*; K. 25. *et motos senatu excusatosque* f. *et excusatos*; K. 28. *exsultaverit* f. *insultaverit*; *excidium* f. *discidium*; K. 30. *cis Vectios, cis Plautios* f. *cis Vectium, cis Plautium*; *sed redderet* f. *at redderet*; K. 31. *tum potissimos amicorum* f. *tum potissimum quemque amicorum*; *quis* f. *quibus*; *celebrabat* für *celebrat*; K. 32. *vincla* für *vincula*; K. 35. *confessum* für *et confessum*; K. 37. *delemitus* für *delinitus*; *transigitur* für *transfigitur*; *aut pectori* für *ac pectori*.

(Der Beschluſs folgt.)

No. 100.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1832.

## *Cornelius Tacitus ab J. Lipsio, J. F. Gronovio, N. Heinsio, J. A. Ernestio, F. A. Wolfio, emendatus et illustratus ab Immanuele Bekkero.*

(Schluſs.)

Der Maſsstab, den diese Uebersicht an die Hand gibt, wird so ziemlich für alle Bücher gelten, so daſs eine beträchtliche Summe Veränderungen herauskommt, von welchen die meisten unstreitig den Namen reeller Verbesserungen verdienen. Untersucht man nun aber den Zustand dieser Bücher genauer, so bleiben wenigstens *ebensoviele* Stellen für die Kritik zurück, deren *Heilung* weit schwieriger ist, weil die Schäden tiefer liegen, mehr veraltet sind, und ihre Herstellung nicht unmittelbar in den Codices finden. Hier kann handschriftliches Studium allein nichts ausrichten, sondern nur in Verbindung mit einer umfassenden, die ganze Fülle der Einzelnheiten durchdringenden Exegese sich wirksam erweisen. Für solche Stellen hat Hr. Bekker nichts geleistet und konnte nichts leisten, weil er den mühsamen Weg solcher Exegese verschmähte, ohne welche die Kritik lahm ist. Unstreitig hat diese Ausgabe um den Text des Tacitus ein groſses Verdienst; aber von diesem Verdienste fällt auf den Herausgeber selbst *nicht* mehr zurück, als daſs er die unmittelbaren Resultate der neuen Collation für den Text benutzte, wie sie eder andere benutzt haben würde, unbekümmert um lie entfernteren Vortheile, die eine weitergehende Kombination aus den Hieroglyphen halb erloschener Urkunen zu gewinnen weiſs. Diese Sorglosigkeit ist um so ehr zu verwundern, da Walther's Ausgabe der Annan vorangegangen war, dessen gründliche Untersuchunen so vieles im Tacitus aufgeklärt haben, und dem ritiker fast auf jeder Seite ein weites Feld zu neuen orschungen eröffnen.

Schon oben haben wir beiläufig der in dieser Ausgabe befolgten Orthographie erwähnt. Hier ist der Ort zu bemerken, daſs in dieser Hinsicht Tacitus eine sehr veränderte Gestalt erhalten hat. Nicht nur finden wir die Assimilation sehr weit ausgedehnt, sondern auch eine beträchtliche Anzahl von Wörtern anders geschrieben, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Wenn nun gleich solche Neuheit dem an andere Formen gewöhnten Leser eben nicht erfreulich ist, so könnte doch darauf nicht geachtet werden, wenn uns Hr. B. jedesmal durch innere und äuſsere Gründe über die Recht- und Gesetzmäſsigkeit seines Verfahrens hätte belehren wollen: wir würden ihm im Namen der Wissenschaft dafür Dank gewuſst haben. Allein dies hat er selten gethan, und so ist für die Wissenschaft wenig gewonnen. Manche Schreibart möchte sogar durch starke Gründe als weniger ursprünglich zu erweisen sein. So geben z. B. die Florentinischen Handschriften im Einklang mit alten Inschriften bis auf einen gewissen Grad die härtern, unassimilirten Formen: *adferre*, *adlaturos*, *inlicitum*, *inritum*, *adspicere*, *adsequi*, *adseverare*, *adsumere* u. s. f. Aus welchen Gründen hat Bekker statt dieser die weicheren, assimilirten Formen vorgezogen, wie sie in den Ausgaben, welche jüngern Handschriften folgen, gefunden werden, da doch jene höchst wahrscheinlich ursprünglicher sind? Auf Anderes möchten wir anwenden, was Cicero über eine ähnliche Frage irgendwo sagt: *usum loquendi populo concessi, scientiam nobis reservo*, wie z. B. auf die Schreibart *insicere*, *obicere*. Endlich vermissen wir durchgehende Consequenz sogar in Schreibung desselben Wortes. So steht *Ann. III*, 73. *adrogantia*; *Ann. XIII*, 2. *arrogantia*; *Ann. XI*, 17. *volgus*, *Ann. XIII*, 1. *vulgus*; *Ann. XI*, 30. *adstare*, *Ann. XIII*, 4. *astare*; in der Regel *mile*, *Ann. XIV*, 26. *mille*; *Ann. XI*, 4. *auctumnus*, *Ann. XI*, 31. *autumnus*; *Ann. III*, 70. *promiscus*, *Ann. XIV*, 20. *promiscuus*; *Ann. III*, 59. *epistulae*, *Ann. VI*, 24. *epistolae* u. s. f. Freilich sind auch die Handschriften in solchen Dingen

nicht consequent, weshalb einige Editoren es vorgezogen haben, eine verschiedene Orthographie in demselben Autor zuzulassen; da aber Bekker in dieser Hinsicht die buchstäbliche Ueberlieferung nicht immer respectirt, so hätte er doch wenigstens eine gewisse Gleichheit festhalten müssen.

Die Interpunktion ist eng mit der Erklärung verbunden, oder vielmehr ein Theil der Erklärung selbst. Offenbar hat Bekker auf diesen Theil dankenswerthen Fleifs verwandt, und durch eine bessere Abtheilung das Verständnifs zu erleichtern gesucht. Insbesondere hat er eine Menge unnützer Kommata und Semikola weggeschafft, durch welche neuere Herausgeber die Auffassung nur erschweren, statt sie zu erleichtern. Indessen an Stellen, deren Erklärung bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen ist, konnte natürlicherweise die Interpunktion nicht verbessert werden, weil der Herausgeber sich auf die Lösung dieser Schwierigkeiten nicht einlassen wollte. An solchen Stellen ist entweder die alte geblieben, oder eine neue eingeführt, deren Gründe oft schwer zu entdecken sind.

Der Agricola und der Dialogus, für welchen eine durch Niebuhr veranstaltete neue Collation des *Codex Farnesianus* benutzt ist, sind in demselben Geiste gearbeitet, wie die Annalen und Historien. Aber im Verhältnifs zu den übrigen Schriften des Tacitus hat die *Germania* eine besondere Gunst von Seiten des Herausgebers erfahren. Nicht nur sind hier die Varianten der in neuerer Zeit von Passow, Hefs, Selling, Orelli und Andern verglichenen Urkunden in genügender Vollständigkeit mitgetheilt, sondern auch für die Kritik und Erklärung, wenn gleich nichts Vollständiges geleistet, so doch mancherlei nützliche Winke und Andeutungen gegeben. Und so finden wir am Ende doch noch eine erwünschte Gelegenheit, gegenwärtige Anzeige mit einem bedingten Lobe zu schliefsen, indem wir nur bedauern, dafs es dem Herausgeber nicht gefallen hat, dieses in ein unbedingtes zu verwandeln, was einzig und allein von seinem Willen abgehangen hätte.

Kreuznach.

Dr. Petersen.

---

## LXIV.

***Lehrbuch der mathematischen und physischen Geographie, von Dr. J. C. Eduard Schmidt, Privatdocenten zu Göttingen. Göttingen 1829 und 30. 2 Bde. 8.***

Wie unbestimmt auch der Ausdruck Geographie, in Beziehung auf den Umfang der dadurch bezeichneten Wissenschaft, sein mag, so ist man doch nicht berechtigt, ohne Unterschied alles dahin zu rechnen, was über die Natur des Erdkörpers gesagt werden kann. Denn es giebt in der ganzen Naturwissenschaft, und selbst in anderen Gebieten des Wissens, zwei verschiedene Stufen, welche man überall durch besondere Namen von einander unterschieden und in der Darstellung getrennt findet. Auf der ersten Stufe steht die empirische Aufzählung und Beschreibung des Vorhandenen, auf der zweiten die Untersuchung der Gründe, die Theorie. Jene fordert eine unbefangene Auffassung und Sammlung von Thatsachen, deren diese nur bedarf, um sie auf Gesetze zurückzuführen.

Beide stehen freilich in Wechselwirkung, und bilden nur zusammen ein vollständiges Ganze, in welchem sie gegenseitig sich tragen und heben; aber die Nothwendigkeit ihrer Unterscheidung ist zu allen Zeiten desto dringender gefühlt worden, je gröfsere Mannigfaltigkeit der Eigenschaften ein Gegenstand in sich vereinigte, je verschiedener die Gesichtspunkte waren, welche er für die Betrachtung darbot.

Mit Recht hat man daher bei der Betrachtung des Erdkörpers diese beiden Standpuncte von einander unterschieden. Derselbe ist grofs und mannigfaltig genug, um einer empirischen Beschreibung zu bedürfen, welche die Geographie zu liefern hat. Ueber diesen Standpunct hinausgehende Untersuchungen gehören der Theorie an, welche, neben die Mechanik des Himmels, eine Physik der Erde zu stellen strebt. Nur wenn beide Seiten der Wissenschaft der Vollendung näher gerückt sein werden, wird ihre Unterscheidung wegfallen können; so lange aber noch jede von ihnen, und hier namentlich die Theorie, nicht hinreichend entwickelt ist, kann aus der Vereinigung beider nur ein Chaos entstehen.

Diese Bemerkungen, welche weiter auszuführen der Raum einer kurzen Recension nicht gestattet, drängten sich dem Unterzeichneten bei der Durchlesung des oben genannten Werkes über die mathematische und physische Geographie auf. Es läfst sich nicht zweifeln, dafs man der achtungswürdigen Gelehrsamkeit und dem schätzbaren Fleifse des Hrn. Vf. werde Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber um so mehr mufs man bedauern, dafs derselbe, statt einen bestimmten wissenschaftlichen Standpunct zu wählen und zu behaupten, nur eine Sammlung hervorgebracht hat, deren einzelne Artikel von sehr ungleichem Werthe sind, und in welcher mit der tiefsten mathematischen Theorie eine über die gewöhnlichsten Handbücher sich nicht erhebende Beschreibung oft auffallend contrastirt.

In den Einleitungen zur mathematischen und physischen Geographie (auf den ersten Seiten beider Bände) erklärt sich der Hr. Vf. über den Begriff dieser Wissenschaften, wie folgt: die mathematische Geographie hat

zum Gegenstande „die Bestimmung der Gröfse und Gestalt der Erde, nebst ihrer Lage im Weltraum, so wie die richtige Darstellung der auf der Oberfläche der Erde befindlichen merkwürdigeren (?) Puncte". Die physische Geographie behandelt „diejenigen Erscheinungen, welche uns die Erde darbietet, bei welchen nicht blos das Quantitative, sondern auch die Qualität der Materie in Betracht kommt. So gehören in dieselbe die Bestimmung der mittlern Dichtigkeit der Erde, die Erklärung der Bildungen der Vulcane, die Entstehung der Erdbeben, der Berge im Allgemeinen, der Höhlen, Quellen, Flüsse, u. s. w., die Temperatur der Erde an der Oberfläche und im Innern, die Erklärung der Bewegungen des Meeres, ———, die Erscheinungen der Atmosphäre, ———. Einen Hauptheil der physischen Geographie macht noch die Geologie aus. ———". Die hier mit einigen Auslassungen abgedruckte Aufzählung des Inhaltes der physischen Geographie, so wenig auch darin ein systematischer Gang zu erkennen ist, deutet doch, ihrem wesentlichen Inhalte nach, mehr auf eine Theorie, als auf eine Beschreibung des Erdkörpers, wie man sie, nach den eben angedeuteten Gesichtspuncten, unter physischer Geographie verstehen mufs. Auch macht, zwar nicht jene ganze Theorie, doch wenigstens der mechanische Theil derselben den Hauptgegenstand der Darstellung aus, welcher, unter Voraussetzung eines bestimmteren Planes und der daraus folgenden Beschränkung, eine sachgemäfsere Anordnung gegeben werden konnte. Wenn zugleich mit einer solchen die aus populären Darstellungen entstandene und für diese wohl geeignete Eintheilung in mathematische und physische Geographie, welche auf einem höheren Standpuncte der Theorie ohne alle Bedeutung ist, vertauscht wurde; so konnte diese Veränderung nur für vortheilhaft angesehen werden.

Die Darstellung der mathematischen Geographie beginnt mit den der Astronomie angehörigen Lehren von der Eintheilung der Himmelskugel und dem scheinbaren Laufe der Sonne. Hierauf ist die Rede von der jährlichen und der täglichen Bewegung der Erde, deren Beweise vollständig zu sammeln, nicht in der Absicht des Vfs. lag. Es wird daher, für die jährliche Bewegung, ein Beweis aus der Voraussetzung des dritten Keplerschen Gesetzes geführt, und sodann auf die Astronomie verwiesen. Auf die Abschnitte von der Gestalt der Erde im Allgemeinen, von den Jahres- und Tageszeiten folgt ein Capitel von der Dämmerung, welches Veranlassung zu einer die mathematische Behandlung angehenden Bemerkung darbietet. Zur Bestimmung der Dauer der Dämmerung, bei gegebener Polhöhe und Declination der Sonne, (deren Aenderung hier um so mehr unberücksichtigt bleiben konnte, als die Werthe der sonst in der Rechnung vorkommenden Constanten keiner grofsen Genauigkeit fähig sind), giebt das Lehrbuch eine quadratische Gleichung, ohne sich über die damit verbundene Zweideutigkeit der Auflösung näher auszusprechen. Um diesen Ueberflufs des Calculs zu vermeiden, wäre hier ein weniger analytischer Gang angemessen gewesen. Es wird nämlich durch die quadratische Gleichung für $\cos. x$ (S. 73.), nicht allein die Dauer der Dämmerung durch die Wurzel $\cos. s'' - s'$, sondern auch das Intervall von dem Ende einer Dämmerung bis zum Ende der nächstfolgenden (durch die in derselben Gleichung vorhandene Wurzel $\cos. s'' + s'$) berechnet. Eine ähnliche Zweideutigkeit der Wurzeln findet sich auch bald nachher bei der Auflösung des Problems der kürzesten Dämmerung, so wenig auch zu bezweifeln ist, dafs daselbst die richtige Wurzel gewählt sei.

Der folgende Abschnitt betrifft die mathematische Theorie der Landcharten. Es wird darin, mit Recht, das nach und nach von Lambert, Euler, Lagrange und Gauss entwickelte Prinzip der Abbildung zu Grunde gelegt, nach welchem, da Aehnlichkeit des Bildes und des Gegenstandes in den meisten Fällen, wegen der verschiedenen Natur der Flächen, unmöglich ist, die Abbildung in ihren kleinsten Theilen dem Gegenstande ähnlich sein soll; ein Princip, welches sehr verschiedenartige Darstellungen unter einem Gesichtspunkt vereinigt.

Die folgenden drei Abschnitte betreffen die genauere Bestimmung der Gröfse und Gestalt der Erde durch Gradmessungen, sodann theoretische Untersuchungen über die Gestalt der Erde, und Bestimmung der Abplattung durch Pendelbeobachtungen. Es ist bekannt, dafs das Problem von der Gestalt der Erde zu den schwierigsten gehört, und dafs eine ganz befriedigende Auflösung desselben noch nicht vorhanden ist, obgleich seit Newton die gröfsten Geometer mit einem unglaublichen Aufwande von Scharfsinn und Fleifs daran gearbeitet haben. Die Darstellung dieser mathematischen Leistungen, welche der Hr. Verf. giebt, empfiehlt sich durch eine, bei so schwierigen Gegenständen doppelt schätzbare Klarheit. Im Allgemeinen werden in den theoretischen Untersuchungen über die Gestalt der Erde, die verschiedenen Hypothesen über die vorauszusetzende Beschaffenheit des Erdkörpers entwickelt, welche die Theorie zu Hülfe nehmen mufs, um zu dem gesuchten Ausdrucke der Erdgestalt zu gelangen. Die Resultate dieser Untersuchungen vereinigen sich alle dahin, dafs die Gestalt der Erde der eines durch Umdrehung entstandenen Ellipsoides sehr nahe komme; doch wird schon durch die Theorie die Möglichkeit, ja selbst die Wahrscheinlichkeit einer geringen Abweichung von jener Gestalt angedeutet. Indem zugleich die bis zur äufsersten Genauigkeit geschärften geodätischen Messungen Abweichungen von jener Regelmäfsigkeit entschieden nachweisen, so folgt, dafs man nicht berechtigt ist, diese Abweichungen als blofs locale anzusehen, und daher die vorhandenen Messungen lediglich zur Ermittelung einer ihrer Gesammtheit am nächsten kommenden Abplattung des Sphäroids zu benutzen, welche durch jede neu hinzukommende Messung wieder um etwas modificirt wird, Nebenbei mag hier bemerkt werden, dafs die Resultate, welche der Verf. in der Vorrede seines Buches als die genauesten angiebt: Abplattung $\frac{1}{297,479}$, der 360ste Theil des Erdmeridians = 57008,655 Toisen, wie S. 199. angegeben wird, denen vorzuziehen sind, welche Hr. Dr. Schmidt früher ge-

funden und Hr. Hofrath Gauſs seiner Abhandlung über den Breitenunterschied der Sternwarten von Göttingen und Altona angehängt hat, da bei den letzteren ein Versehen vorgefallen war.

Der Hr. Verf. erleichtert das Studium dieser theoretischen Untersuchungen über die Erdgestalt auch dadurch auf eine dankenswerthe Weise, daſs er nicht unterläſst, älterer hierher gehöriger Arbeiten zu erwähnen, welche, wenn auch unvollkommen, doch dazu dienen, den mit diesen Untersuchungen noch nicht bekannten Leser nach und nach auf den Standpunkt der Allgemeinheit zu führen, von welchem aus dieser Gegenstand jetzt behandelt wird, sowie er auch in der Darstellung der neuern Untersuchungen vom Einfacheren zum Zusammengesetzteren fortschreitet. Noch sei gestattet, hier die Bemerkung einzuschalten, daſs die S. 218. u. f. mitgetheilte Berechnung der geodätischen Linie weniger befriedigt, als die von Hrn. Prof. Bessel im 4ten Bande der astronomischen Nachrichten (Stück 86.) mitgetheilten Resultate, indem sie weder die Eleganz, noch die Genauigkeit derselben besitzt.

Auch im zweiten Bande vermiſst man die Gründlichkeit der mathematischen Darstellung nicht, welche den Vorzug dieses Werkes ausmacht. Von den allgemeinsten Gleichungen der analytischen Mechanik ausgehend, entwickelt das Lehrbuch, in einem sehr ausführlichen Abschnitte von der Atmosphäre, die Gesetze des Luftdruckes auf theoretischem Wege. Im Allgemeinen dürfte jedoch in diesem Abschnitt zu wenig Rücksicht auf die Beobachtungen genommen sein; was über die mittleren Barometerstände gesetzt wird, ist nur fragmentarisch, und die interessanten Erfahrungen, welche man über den verschiedenen Einfluſs der Winde auf den Barometerstand an einem bestimmten Orte besitzt, je nachdem dieselben aus der einen oder der andern Himmelsgegend wehen, hätten wohl eine Stelle zu finden verdient. Es wird zwar (S. 332. u. f.) eine Theorie über den Zusammenhang zwischen der Geschwindigkeit der Winde und den Ungleichheiten des Luftdrucks versucht; allein es dürfte dieselbe schon wegen mangelnder Allgemeinheit der Voraussetzungen, über welche der Hr. Vf. selbst sich ausspricht, noch hinter der Erfahrung zurückbleiben und gewiſs nicht die Mittheilung von Beobachtungen entbehrlich machen. Aus der S. 248. gemachten und vorher bewiesenen Bemerkung, daſs unter Voraussetzung der Einwirkung der Schwere, der Schwungkraft und einer vom Orte abhängigen Temperatur kein Gleichgewicht in der Atmosphäre Statt finden kann, geht hervor, daſs das Problem sich überhaupt nicht als ein bloſs statisches ansehen und behandeln läſst. Daher ist es auch nicht gerathen, den mittleren Barometerstand im Niveau des Meeres als überall gleich anzusehen (S. 331.) und auf diese Weise die Resultate der Beobachtung einer auf der Hypothese des Gleichgewichts beruhenden Theorie aufzuopfern.

In dem Abschnitte von der Temperatur der Erde an der Oberfläche und im Innern wird zunächst ein Versuch (wohl nach Tralles Abhandlung in den Denkschriften der Berliner Academie) mitgetheilt, um den täglichen Gang der Temperatur an der Oberfläche der Erde zu berechnen. Da jedoch die Resultate sehr verwickelt ausfallen, so bricht das Lehrbuch davon ab, und die Untersuchung wird auf mittlere Temperaturen beschränkt. In der Voraussetzung, daſs diese lediglich von der Polhöhe abhängen, wird eine (auch sonst bekannte) Formel entwickelt, deren Coefficienten aus einer gröſseren Anzahl von Beobachtungen durch die Methode der kleinsten Quadrate bestimmt werden. Bei der Unsicherheit und selbst Unstatthaftigkeit der Grundlagen, auf welchen diese Formel beruht, scheint eine solche Genauigkeit des Calculs nur illusorisch zu sein. Mehr Belehrung, als diese Formel, würde eine nähere Angabe des Ganges der isothermischen Linien dargeboten haben, welcher nicht erwähnt ist. Der zweite Theil dieses Abschnittes, welcher von der Temperatur im Innern der Erde handelt, steht mit dem ersten in gar keiner Verbindung, und müſste, wenn überhaupt mehr eine systematische Anordnung Statt gefunden hätte, eine gänzlich veränderte Stellung erhalten haben.

In der allgemeinen Uebersicht der Oberfläche der Erde, welche den zweiten Band eröffnet, findet sich eine weitläuftige Höhentabelle, aus der neuen Ausgabe von Gehlers physikalischem Lexikon abgedruckt. Gewiſs würden die Leser hier lieber verarbeiteten, als rohen Stoff sehen, und mehr befriedigt werden, wenn die Senkung und Erhebung, überhaupt die Lage der Länder mit mehr oder weniger Eingehen in Einzelnes, bezeichnet worden wäre. Sollte dem Leser die Mühe überlassen werden, aus der mitgetheilten Tabelle dergleichen Resultate zusammenzustellen, so muſs man die Möglichkeit des Gelingens bezweifeln, weil die Angabe wenig bekannter Namen oft gar nicht hinreicht, um zu entscheiden, ob von einem hervorragenden oder von einem sich nicht über seine Umgebung erhebenden Punkte die Rede ist, und weil mithin gerade die mittlere Erhebung, welche bei der physischen Beschreibung der Länder eines der wichtigsten Elemente ist, ungewiſs bleibt.

Mit Uebergehung einer weiteren Angabe des sehr verschiedenartigen Stoffes, welcher in diesem Werke zusammengestellt ist, erlaubt sich Ref. noch die Bemerkung auszusprechen, daſs eine sorgfältigere Berücksichtigung der an die Sprache zu machenden Anforderungen, wie sehr dieselben auch in Werken dieser Art als Nebensache angesehen werden mögen, doch manchen störenden Eindruck entfernen, und dadurch den Werth dieses gelehrten Werkes noch um etwas hätte erhöhen können.

Nicht alle Druckfehler von Erheblichkeit sind angezeigt, z. B. S. 153. im ersten Bande, wo „$\frac{tg.\ 45 + \theta}{tg.\ 45 + \theta} = tg.\ \Theta$" gelesen wird.

Dr. Ferdinand Minding.

Nro. 101.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## LXV.

***Japan. Voorgesteld in schetsen over de Zeden en gebruiken van dat ryk, byzonder over de Ingezetenen der stad Nagasaky door G. F. Meijlan. Uitgegeven door Mr. J. H. Tobias, Ridder enz. Te Amsterdam*** 1830. ***I vol. 8vo.***

Vorliegende Skizzen hat der Verf., der sich als Chef (*Opperhoofd*) der Holländischen Handelskompagnie auf Desima zu erkennen giebt, ursprünglich nur seinen Europäischen Freunden bestimmt, doch wird man es aus einleuchtenden Gründen dem Herausgeber Dank wissen, dafs er sie der Oeffentlichkeit übergeben hat. Schon der Titel deutet im Allgemeinen an, was dem Leser von dem Buche geboten werde, wir achten es aber nicht überflüssig, auf den Inhalt der funfzehn Abtheilungen, in welche das Ganze zerfällt, bestimmter hinzuweisen. Sie handeln nämlich nach einander: Von der Landesregierung — von der Stadt Nagasaky — von der Regierung der Stadt Nagasaky im Besonderen — von der Insel Desima — von den Tempeln und Theehäusern in dem Umfange von Nagasaky — von der Eintheilung in Volksklassen — von den Haupt- und Nebengottesdiensten in Japan — von der Kleidertracht der Japaner — von den allgemeinen und öffentlichen Festen der Japaner — von der Zeitrechnung und Zeiteintheilung — von der Sprache — vom Kunst- und Gewerbfleifs, sowie von den Künsten und Wissenschaften der Japaner — von einigem Bemerkenswerthen in dem Verlauf der zwölf Japanischen Monate — von einigen Merkwürdigkeiten in dem Lebenslaufe der Japaner — und endlich von dem Charakter der Japaner. Diese verschiedenen Abtheilungen bilden eine Kette anziehender Beobachtungen, welche das ganze Leben der Japaner umfafst und den Leser durch einfache und anspruchslose Darstellung einnimmt. Zwar hat der Verf. nicht gestrebt, durch Gewinnung eines höheren philosophischen Standpunktes seinem Buche diejenige Einheit zu geben, die dasselbe erst zu einem Ganzen erhoben hätte; auch scheint ihn Unbekanntschaft mit der Ethnographie des Asiatischen Festlandes verhindert zu haben, interessante und ersprieſsliche Vergleichungen anzustellen, wozu mehr als einmal die Gelegenheit einlud: indessen war das Buch erstens nicht der gelehrten Welt bestimmt, dann aber ist auch die einfachste Beobachtung dankenswerth, sobald sie, wie hier, den Stempel der Wahrheit an sich trägt und uns entweder mit etwas Neuem bekannt macht, oder etwas schon Gekanntes bestätigt.

Noch immer ist die Abstammung, wie so manches anderen Asiatischen Volkes, so auch der Japaner mit Dunkel umhüllt; ein jeder aber, der dem Ursprunge derselben nachforscht, richtet unwillkührlich seine Blicke nach China, da so vieles in der Kultur, den Sitten und Einrichtungen beider Völker auf eine Verwandtschaft derselben hindeutet. Ohne nun die schwierige Frage, ob und welcher Zusammenhang zwischen den beiden genannten Völkern Statt finde, entscheiden zu wollen, soll hier nur auf dasjenige hingedeutet werden, was uns das vorliegende Buch zur Lösung jener Frage an die Hand giebt. Jedenfalls werden sich, wenn man die Japaner von den Chinesen ableitet, oder beiden Völkern eine gemeinschaftliche Stamm-Mutter giebt, viele Belege für diese Behauptung aufführen lassen. Vor allem wird eine gewisse körperliche Aehnlichkeit, die in der Gesichtsbildung, in der Hautfarbe und sonst hervortritt, nicht geleugnet werden können; was der Verf. hierüber beibringt, dürfen wir aber als bekannt voraussetzen. Demnächst zeigen auch die meisten Seiten des Volkscharakters beider Nationen eine auffallende Uebereinstimmung, und niemand wird in Abrede sein, dafs die folgende, von dem Verf. gegebene Schilderung des Japanischen Volkscharakters mit geringen Modifikationen auch für die Chinesen vollkommen passen würde. „Sie

besitzen", sagt er, „eine schlaue Politik (*zij zijn loos „staatkundig*), sind mifstrauisch, zurückhaltend, wollü- „stig, unduldsam (*duldeloos*)" — was sie indessen nur gegen Christen beweisen — „stolz, abergläubisch, rach- „süchtig und mit kaltem Blute grausam; auf der an- „dern Seite sind sie rechtlich (*regtvaardig*) und billig, „ihrem Vaterlande ergeben, ältern- und kinderliebend, „standhaft in der Freundschaft und wahrscheinlich nicht „ohne Muth, obschon sie seit zweihundert Jahren kei- „ne Gelegenheit gehabt haben, davon überzeugende „Proben zu geben." Man sieht wohl sogleich, dafs der Japaner hiernach allein Rechtlichkeit und persönlichen Muth, der ihm nach des Vfs. Angaben (vergl. S. 181. ff.) nicht abzusprechen sein möchte, vor dem Chinesen voraus hat. Was ferner die Religion betrifft, welche, wenn von dem geistigen Leben und Charakter eines Volkes die Rede ist, vor allem berücksichtigt werden mufs, so ist zuvörderst beiden Völkern eine grofse Duldsamkeit in Glaubenssachen gemein, woher es denn kommt, dafs in Japan wie in China eigentlich keine *herrschende* Religion vorhanden ist. Dann aber huldigen die Japaner zum Theil denselben Lehren, welche wir auch in China antreffen: der Buddhismus, zu welchem sich die Chinesische Kaiserfamilie bekennt, scheint in Japan sehr verbreitet zu sein; *) die Lehre des Konfutse, die Religion der Gelehrten in China, hat auch den gröfsten Theil der Japanischen Gelehrten und Philosophen zu ihren Bekennern; endlich finden wir sogar in manchen Lehren der Sinto-Religion, der ältesten des Japanischen Reiches, eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der Lehre des Fo, der bekanntlich die meisten Chinesen zugethan sind, und von welcher es noch nicht ausgemacht ist, ob sie nicht mit dem Lamaismus (Buddhismus) identisch sei. Der Vf. zählt die einzelnen in Japan vorkommenden Sekten, deren überhaupt neun sind, auf, und verweilt dann länger bei den drei oben erwähnten Hauptreligionen, deren wichtigste Dogmen er mittheilt.

Eine weitere Uebereinstimmung zwischen Japanern und Chinesen finden wir in der merkwürdigen Abgeschlossenheit beider Völker, einer Abgeschlossenheit, welche nicht minder aus einer geheimen Furcht der Regierungen vor der Ueberlegenheit der Europäer, als aus einem fast beispiellosen Nationalstolze hervorgeht. Der versteinernden Kraft dieser Isolirung, verbunden mit der besonders in China obwaltenden Liebe zum Herkömmlichen, haben beide Völker unstreitig die Erhaltung der auffallenden Uebereinstimmung zu verdanken, welche sich noch heut in ihrem Charakter, ihrer Bildung und theilweise in ihren Sitten kund giebt. So werden bekanntlich im Allgemeinen dieselben Künste und Handwerke, welche die Chinesen lieben, auch in Japan gepflegt; *beide* Völker sind geschickt im Bergbau, im Reinigen und Bearbeiten der Metalle, *beide* verfertigen treffliches Porzellan, schöne seidene, baumwollene und andere Zeuge, so wie lackirte Waaren von besonderer Güte; die Buchdruckerkunst betreiben *beide* auf dieselbe Weise, Musik und Malerei stehen bei *beiden* auf derselben Stufe u. s. w.; *beide* Völker haben endlich auch dieselbe Zeiteintheilung, worüber unser Verf., soviel die Japaner angeht, interessante Mittheilungen macht. Schliefslich könnte auf einen ursprünglichen Zusammenhang beider Nationen auch der Umstand bezogen werden, dafs Bücher über wissenschaftliche Gegenstände bei den Japanern meist in der *Chinesischen* Sprache gedruckt oder aus China *eingeführt* werden.

Während nun die hier mitgetheilten Thatsachen — trotz des Abscheues, welchen die Japaner gegen den Gedanken, dafs die Chinesen ihre Stammeltern sein könnten, empfinden sollen — entweder eine ursprüngliche Verwandtschaft beider Nationen zu bestätigen scheinen, oder doch wenigstens zu der Annahme nöthigen, dafs Japan in früheren Zeiten seine Kultur aus China erhalten haben müsse, so scheint dagegen Anderes mit dem eben gewonnenen Resultat nicht vereinbar zu sein. Der Verf. giebt auch in dieser Beziehung manche neue und schätzbare Nachricht; wo aber seine Skizzen nicht ausreichen, mögen die Bemerkungen früherer Reisenden die Lücke ergänzen.

Die gröfste und einflufsreichste Verschiedenheit des Japanischen von dem Chinesischen Reiche bemerkt man unstreitig in der Verfassung. In China haben wir bekanntlich die sich selbst widersprechende Erscheinung eines Herrschers, der als oberstes und unbeschränktes Haupt aller geistlichen und weltlichen Angelegenheiten auf *patriarchalische* Weise ein *unermefsliches* Reich regieren will; nicht so in Japan. Hier ist seit beinah drittehalb hundert Jahren, indem die frühere Verfassung

*) S. die überwiegende Zahl der diesem Kultus angehörenden Tempel bei Nagasaky. S. 72.

dieses Reiches der des Chinesischen durchaus ähnlich gewesen zu sein scheint, ein merkwürdiger Fortschritt geschehen. Damals sonderte sich die weltliche Herrschaft von der geistlichen; jener Feldherr aber, welcher sich zum weltlichen Herrscher (Kubo) emporschwang, überliefs dem Kin-Rey, oder dem Haupte der Sinto-Religion (von den Europäern gewöhnlich Daïri genannt) durch einen Vertrag die Verwaltung aller geistlichen Angelegenheiten und alles dessen, was damit einigermafsen in Verbindung steht; ja es wurde sogar festgesetzt, dafs, wenn eine Veränderung der bestehenden Gesetze des Reiches sollte nöthig befunden werden, die Beistimmung des Kin-Rey dazu erforderlich sei. Mag nun auch der Kubo noch so unbeschränkt regieren, ein Chinesischer Despotismus ist nicht mehr denkbar. Der Kubo erscheint nicht, wie es mit dem Chinesischen Beherrscher der Fall ist, als unumschränkter, gleichsam allein mündig gewordener Hausherr, sondern nur als weltlicher Regent, der dem Kin-Rey, dem Repräsentanten und Erhalter der Religion und Sittlichkeit, seine Ehrfurcht beweisen mufs. Jenes Jahr (1585) aber, wo der Oberfeldherr sich zum weltlichen Kaiser erhob, hat noch eine andere höchst wichtige Veränderung in der Verfassung des Staates entweder hervorgebracht oder befestigt. Der neue Kaiser nämlich verlieh, um seine eben erworbene Macht zu sichern, die verschiedenen Provinzen und Landschaften an diejenigen der ursprünglichen Fürsten (*oorspronkelijke vorsten*) des Reiches, welchen er ein solches Vertrauen glaubte erweisen zu dürfen, indem er nur gewisse kaiserliche Reichsstädte mit den dazu gehörenden Distrikten sich vorbehielt. Auf diese Weise wurde ein Feudalsystem ins Leben gerufen, welches dem der Germanischen Völker des Mittelalters sehr ähnlich ist. Glaublich ist es indessen, dafs der *Ursprung* des Japanischen Lehnswesens, dessen *Ausbildung* allerdings in die angegebene Zeit fällt, in eine viel frühere Periode zu setzen sei; denn wir finden nicht blofs Vasallen des Kubo, wie man doch dem eben mitgetheilten Faktum zufolge urtheilen sollte, sondern es giebt auch Vasallen des Kin-Rey, und diese letzteren heifsen grofse Fürsten, während jene nur die kleinen genannt werden. Aufser den Fürsten (Daïmio) giebt es einen Adel, aus welchem alle hohen Reichsbeamten gewählt werden. Diese Edelleute empfangen ebenfalls Land zum Lehn, dessen Einkünfte ihrem Geschlechte erblich verbleiben, so lange sie und ihre Nachkommen die dem Kin-Rey oder dem Kubo schuldige Treue nicht verletzen; sie dagegen sind verpflichtet, in Zeiten der Gefahr mit einer bestimmten Anzahl Gewaffneter ins Feld zu ziehen und dem Kubo, welchem natürlich die Beschirmung des Reiches obliegt, Hülfe zu leisten. Ihre Streiter belohnen sie durch das Ertheilen von Unterlehnen, und diese Untervasallen machen den Soldatenstand aus. Dieses Lehnswesen, mag es nun früher oder später entstanden sein, fand jedenfalls in der in Japan herrschenden Sonderung der Einwohner in verschiedene Klassen oder Stände einen wohl vorbereiteten Boden und hier sehen wir wieder einen der Hauptunterschiede der Japaner von den Chinesen. In China erblicken wir eine absolute Gleichheit aller Bürger bei ihrer Geburt, denn der Schatten eines erblichen Adels, welcher von den Nachkommen der Kaiser bis ins siebente Glied und von den Abkömmlingen des Konfutse gebildet wird, ist wohl kaum in Anschlag zu bringen; alle Uebrigen aber sind die gleich unwürdigen und unmündigen Kinder desselben allmächtigen Vaters, welcher da ist, um für Alle zu denken und zu handeln. In Japan dagegen finden wir *acht* verschiedene Klassen oder Stände, welche zwar nicht den Kasten der Hindus zu vergleichen sind, aber doch gewisse Schranken gegen einander errichtet haben, welche nicht leicht überschritten werden können. So besteht hier seit Jahrhunderten die Gewohnheit, dafs Aemter und Bedienungen vom Vater auf den Sohn vererben, obgleich der Kaiser sich das Recht scheint vorbehalten zu haben, erledigte Stellen anderweitig zu besetzen; aber nur in dringenden Fällen wird von jener Gewohnheit abgegangen. Ferner darf der Sohn keinen höheren Rang in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, als der Vater bekleidet hat; wagt er es gleichwohl sich höher empor zu schwingen, so wird dies als eine grofse Verletzung der Schicklichkeit, wo nicht gar als eine Sünde betrachtet. Endlich ist es in allen Familien und besonders unter den höheren Klassen der Bewohner fast Gesetz, nur mit seines Gleichen ein Ehebündnifs einzugehen, und eine *mésalliance* würde eine Familie in Verachtung und Verfall bringen. Die einzelnen Volksklassen der Japaner nach Anleitung unseres Verfs. nahmhaft zu machen und dasjenige, was uns Golownin und andere Reisende über diesen Gegenstand mitgetheilt haben, zur Vergleichung beizubringen, müssen wir uns des beschränkten Raumes wegen enthalten und fahren daher fort, dasjenige aufzusuchen, was den Unterschied zwischen Japanern und Chinesen deutlicher herausstellt.

Eine andere Seite ihres Nationalcharakters, welche die Japaner nicht unvortheilhaft auszeichnet, ist der, mit Hinsicht auf die Chinesen, ungleich offenere Sinn derselben für Kunst und Wissenschaft und ihre geringere Abneigung, sich auch von Fremden belehren zu lassen. Wer möchte sich nicht wundern, wenn unser Verf. versichert, dafs das *Holländische* und das Chinesische die Gelehrten-Sprachen in Japan sind, und dafs beide von Allen geübt werden, die sich eine höhere wissenschaftliche Bildung aneignen wollen. Interessant dürfte auch

die Mittheilung sein, dafs der weltliche Kaiser in der Hauptstadt des Reiches auf seine Kosten eine Anstalt unterhält, die den Hochschulen Hollands nicht unähnlich sein soll, und bei welcher Professoren in den verschiedenen Facultäten angestellt sind. Ist es gleich sehr glaublich, dafs die Fortschritte der Japaner in den Wissenschaften, wie Mathematik, Erd- und Sternkunde, Arzneiwissenschaft, Pflanzenkunde u. s. w., noch eben so gering sind wie die der Chinesen, so steht doch in einem anderen Punkte die Japanische Nation wieder entschieden höher, als jene, nämlich in der allgemeinen Bildung des Volkes. Das Schreiben ist, wie der Verf. und Andere vor ihm versichern, so allgemein verbreitet, dafs man nicht einen Bauer oder Tagelöhner antreffen möchte, welcher unfähig wäre, seine Gedanken schriftlich mitzutheilen; ja auch die Frauen, die in China zu gänzlicher Unwissenheit verdammt sind, sind hier des Schreibens nicht unkundig, bedienen sich aber dabei besonderer Charaktere, die sich ihrer Einfachheit halber schnell erlernen lassen.

Da an der Richtigkeit der eben mitgetheilten Thatsachen nicht gezweifelt werden kann, so dürfte es nicht mehr gewagt sein zu behaupten, dafs die schroffe Mauer, welche Nationalstolz und falsche Politik um Japan gezogen haben, gewisser Mafsen durchbrochen sei; ja es scheint sogar, als wenn jenes schwache Heben der geistigen Schwingen den Japanern vorläufig wenigstens einige materielle Früchte tragen wollte. Seit einigen Jahren legen sich die Japaner nämlich auf Handwerke und Künste, welche aus Europa stammen, wie z. B. auf das Glasblasen und Glasschleifen, so wie auf das Verfertigen physikalischer und optischer Instrumente, auch hat die Uhrmacherkunst schon lange die Aufmerksamkeit der Mechaniker auf sich gezogen. Der Verf. sahe Gläser, Flaschen, Thermometer, Barometer und Fernröhre, welche in Nagasaky verfertigt waren, auch beschreibt er eine zwar geschmacklose, aber sehr künstliche Uhr, welche der geschickten Hand eines Bewohners jener Stadt ihren Ursprung verdankte.

Wenn man schon nach dem Bisherigen den Japanern eine, wenn auch noch so geringe, Empfänglichkeit für Europäische Kultur zuschreiben kann, während die letztere an dem Chinesischen Volkscharakter und der Chinesischen Politik unübersteigliche Hindernisse findet; so dürfte aufserdem noch Manches in dem Leben und den Sitten der Japaner angetroffen werden, das sie von den Chinesen wesentlich unterscheidet. Das Wichtigste von dem, was wir noch nicht erwähnt haben, ist offenbar die verschiedene Stellung, welche den Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft beider Völker angewiesen ist. Die Weiber der Chinesen, wenigstens der vornehmen, werden in dem innern Gemache des Hauses eingeschlossen gehalten, und dürfen weder mit dem Manne essen, noch in einem Zimmer mit ihm wohnen, ja es gilt sogar für unanständig, ihrer gegen den Mann Erwähnung zu thun; die Erziehung der Töchter ist fast ihre einzige Beschäftigung, und wenn ihnen die Toilette und das Rauchen nicht Unterhaltung gewährte, so würden sie der qualvollen Langeweile erliegen, zu der sie verdammt sind. Die Japaner hingegen schliefsen, wie unser Vf. uns belehrt, die Frauen von ihrer Gesellschaft nicht aus, sondern diese sind vielmehr häufig verbunden, die Honneurs zu machen; daher geben bei fröhlichen Gelegenheiten Frauen und Mädchen auch den Ton an und lassen nicht selten ihre Kunst im Vortragen extemporirter und mit der Zither (*Sjamsie*) begleiteter Lieder bewundern. Welche merkwürdige Annäherung an Europäische Sitte! Nothwendig mufs sich der Freund der Gesittung durch solche Züge zu den Japanern mehr hingezogen fühlen, als zu ihren Brüdern in China und anderwärts, die noch an der Asiatischen Starrheit festhalten; aber auch für den, welcher des Gewinnes halber die Meere durchschifft, besitzt Japan einen Magnet, der, wenn ihm gleich durch politischen Machtspruch gegenwärtig seine Kraft genommen ist, unter veränderten Umständen von auffallender Wirkung sein würde — wir meinen Japans edle Metalle. Diese, seit Jahrhunderten durch geschickten Bergbau an das Tageslicht gefördert, sind vielleicht einst der Funke, an welchem sich höhere Kultur entzünden wird, ein Funke, welchen Chinas Gesetzgeber von Anfang an auszulöschen bemüht waren, indem sie auf das Bearbeiten von Gold- und Silberminen die Todesstrafe setzten. Freilich ist seit dem Jahre 1680 die Ausfuhr edler Metalle auch von der Japanischen Regierung gänzlich untersagt, aber Zeiten und Umstände können sich ändern, und man erstaunt, wenn der Vf. nach officiellen Berichten die Angabe mittheilt, dafs zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, wo der Handel der Holländer mit den Japanern noch offen war, der Werth des von den Ersteren aus Japan ausgeführten Goldes und Silbers *zehn* Millionen Holländ. Gulden jährlich betragen habe.

Möge das Gesagte genügen, um nach den Mittheilungen unseres Verfs. auf die geistigen, sittlichen und politischen Vorzüge, deren sich das Japanische Volk vor dem Chinesischen rühmen darf, aufmerksam gemacht und dem Forscher in dem vorliegenden Buche, dessen Fortsetzung uns versprochen wird, eine nicht unergiebige Fundgrube interessanter Thatsachen nachgewiesen zu haben; doch zeigen trotz aller der Unterschiede, welche wir oben herausgestellt haben, die Grundzüge in dem Charakter und Leben beider Völker so viel Uebereinstimmendes, dafs man nicht umhin kann, eine gemeinsame Abstammung und nahe Verwandtschaft derselben anzunehmen, eine Verwandtschaft, welche vielleicht linguistische Forschungen einst in das gehörige Licht setzen werden.

Walter.

Nro. 102.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## LXVI.

*Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht- und Staatsverfassung von Dr. George Phillips. Erster Band. S. XIV. 680. Berlin, bei Ferdinand Dümmler. 1832. 8.*

Was uns bitter Noth thut, ist eine *Deutsche Geschichte*, geschrieben mit Deutschem, die Institute des Volkes verstehenden, auf dessen Thätigkeitsrichtungen mit Liebe eingehenden Sinne; — eine *Deutsche Geschichte*, deren Inhalt Resultat wäre eines Studiums, welches, auch auf die neuen sprachlichen und rechtswissenschaftlichen Forschungen Fleiss zu verwenden, durch keinen Standpunkt vornehm politischen Räsonnements verhindert worden wäre; — eine *Deutsche Geschichte*, welche zwar frei wäre von dem öden, mechanischen Geiste heutiger Nivellirung, deren Verf. also *de politicis* nicht gesinnt wäre, wie ein Kind, was sein Schreibbuch zerreifst, um nur nicht die Mühe des Einschreibens zu haben — der aber auch geistige Freiheit und Liebe genug besäfse, die einander bekämpfenden Interessen in unserer früheren Zeit unparteiisch darzustellen.

Ref. hat zu der Lesung des vorliegenden Werkes den Wunsch hinzugebracht, er möge es so finden und bis auf einen gewissen Grad auch die zuversichtliche Hoffnung; auf jeden Fall Liebe genug zu dem Gegenstande und zu dem Verf., um, wenn sein Wunsch befriedigt würde, dieis mit Freude anzuerkennen. So hat er das Buch dreimal gelesen, studirt und nicht selten dem Verf. für die klare, zusammenhängende, objektiv sich entwickelnde Vorstellung einzelner Richtungen oder Verhältnisse, sowie für sinnvolle Anregungen und Andeutungen, die über das Buch zerstreut sind, herzlich Dank gewufst; aber eine Deutsche Geschichte, wie sie Noth und bitter Noth thut, ist auch dieis nicht, ohngeachtet wenige in gleich hohem Grade befähigt sind, eine solche zu geben, wie der Verfasser.

Sie ist es vor allem deswegen nicht, weil in ihr der Gegenstand nicht frei waltet, sondern willkührliche Schranken enthält, die völlig unnöthig sind, und deren unnöthiges Vorhandensein natürlich bei fast jedem Leser den Gedanken erweckt, dieis Geschichtsbuch sei nicht um sein selbst willen, sondern um irgend einer wunderlichen Absicht willen da. Zwischen sich und jeden Leser, der nicht ebenso kirchlich sich abschliefst, und sinnig sich gestaltet, wie der Verf., pflanzt dieser also — man kann sagen ebenso unnöthig als seinen eignen Absichten hinderlich — den Dornstrauch des Mifstrauens und damit des gemüthlichen Mifsbehagens. Kein Vernünftiger wird Hrn. Prof. Phillips verargen, dafs er, wenn er einmal aus innerster Ueberzeugung der katholischen Kirche zugethan ist, sich nirgends gegen diese Kirche verwahrt, dafs er also nicht Dinge zweifelhaft macht, welche die Kirche als zweifellos hinstellt; aber dafs er noch weiter geht und Lücken, welche auszufüllen die Kirche sich nie die Mühe genommen hat, *auch* in diesem Sinne, aber natürlich nicht mit Sätzen, welche als *ad fidem* gehörig anzusehen wären, sondern mit bloss subjektiven Kombinationen auszufüllen sucht, giebt einzelnen Partieen seines Buches einen Anstrich von Faselei, der bei jedem, der nicht Liebe oder Vorkenntnisse genug besitzt, um zwischen solchen Partieen und dem übrigen Buche zu unterscheiden, einen gewissen Widerwillen gegen das ganze Buch rege machen mufs. Ohne Anstofs hätte jeder gelesen, dafs der Verf. die Erzählung von der Sündfluth und von Noah, von der Wiederbevölkerung der Erde durch Noah's Söhne, und die Annahme von der Abstammung der Europäischen Nationen von Japhet für unbestreitbar richtig und wahr halte; aber wenn nun weiter auf Salians Geschichtsbuch verwiesen und daraus citirt wird, dafs die fernere Abstammung der Ger-

manen von Japhet durch Gomer und Aschénes vermittelt sei, dafs deshalb neuere Juden die Deutschen „Aschenazim" nannten; wenn der Verf. seinen Beifall für diese Genealogie zu erkennen giebt einmal durch die Verweisung auf die Sächsische Stammsage von dem Könige Aschanes und sodann durch die Vergleichung des nordischen Namens Gorm und des Namens der Germanen selbst mit dem Namen Gomer, so ist das eine historisch-etymologische Faselei, welche weder des Verfs. noch seines Gegenstandes würdig ist, und am Ende, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, keinen Hund hinter dem Ofen vorlockt; denn wenn wir nun auch glauben, Gomer und Aschenes seien unsere Vorfahren, wird durch die zwei unbedeutenden Namen die Lücke von Japhet bis auf den König Teutoboch um ein Merkliches kleiner? — oder wird für den, der nun einmal eines solchen Weinpfahles, (wie die Noahsage an diesem Orte genannt werden könnte) zu Anbindung und Erziehung seiner historischen Reben nicht zu bedürfen glaubt, das Bedürfnifs einer solchen „Basis aller Geschichte" gröfser, wenn ihm dieselbe um einige Menschenalter näher gerückt wird? Doch wohl nicht. Verstehen wir uns aber darüber freundlich, so werden *wir* dem Verf. zugeben, dafs er subjektive und ganz ehrenwerthe Gründe gehabt haben kann, dies, was objektiv betrachtet, als Faselei erscheint, weiterzuspinnen; **)* und *er* wird uns zugeben, dafs er mit Annahme sehr weniger, nicht erst zu gewinnender, sondern schon gewonnener Leser der kirchlichen Wirkung seines Buches durch solche Dinge selbst die Spitze abbricht.

Nun bleibt es aber hier nicht bei *Einem* Weinpfahle für die Deutsche Geschichte, sondern es wird, was die Abstammung anbetrifft, ein ganzes Spalier angelegt; jedes Zweiglein wird kunstreich, wie in Montreuil die Pfirsichenästlein, angebunden, und zwar in der bestimmten Art *en éventail*, denn vom Anfange an werden dem ganzen Stamme drei Augen, nämlich Ingävonen, Hermionen und Istävonen gelassen; aus ihnen entwickeln sich in reinem Wuchs, ohne Mischung, die Zweige der Sachsen, Schwaben und Franken, auf welche nun alle übrigen Geschlechter, auch die Skandinavischen, zurückgeführt werden. So etwas sieht freilich hübsch und accurat aus, wie die Spaliere in Montreuil, aber dem Spalier zu Ehren wird manches Fruchtauge gebrochen, mancher Zweig abgebogen oder eingeknipt, um an Orten und in Richtungen Augen zu treiben, wo natürlicher Weise keine wachsen würden, **)* und zuletzt will noch jeder Leser von einem Geschichtsbuch etwas anderes als eine zierliche Plankendeckung. Ohne uns noch zur entfernt in die Controversen der Germanischen Alterthümer vertiefen zu wollen, bemerken wir, dafs wir noch weit hin haben bis zur Entscheidung über die nicht-Suevische oder Suevische Natur der Chatten und Cherusker; der Hr. Verf. aber, der doch nicht ein blofs andeutendes, durch lebendigen Vortrag zu ergänzendes, Hand- oder Lehrbuch, sondern ein für sich stehendes Geschichtsbuch zu geben die Absicht hat, läfs

**)* Es könnte dieſs manchem Leser paradox erscheinen, dafs Rec. gewisse Aeufserungen für subjektiv einer gewissen Sinnigkeit wegen schön und ehrenwerth hält, während er sie da, wo ihnen objektive Bedeutung beigelegt wird, für Faselei erklärt, allein eine Stelle aus vorliegendem Buche wird diesen Unterschied rechtfertigen. Es heifst S. 65.: „Der Mensch gilt demnach, (nämlich nach der nordischen Lehre, die hier als allgemein Germanisch angesprochen wird) für einen der Erde entsprofsenen Baum — der Mann für eine Esche, das Weib für eine Erle; — dem die Götter das Leben eingehaucht, und, sowie das Wasser der Träger des Pflanzenlebens ist, ihm das Blut als den Wohnsitz des menschlichen Lebensprincips (hiezu wird citirt *Levit. XVII. 14. „Anima enim omnis carnis in sanguine est"*), *der Seele*, gegeben haben. Gleich der Pflanze kehrt aber auch der irdische Stoff des Menschen wiederum zur Erde, aus der er geboren, zurück, nachdem aus ihm durch Zeugung, durch Uebertragung seines Blutes, andere Menschen erwachsen. So begründet denn auch die Germanische Glaubenslehre eine gröfsere Anhänglichkeit des Menschen an die Erdscholle, auf welcher er geboren, denn in ihr als dem Grabe seiner Vorfahren, ruhet sein Stamm, ruhet die Wurzel, aus der er entwachsen" u. s. w. Bekanntlich giebt es nun 1) keinen wanderlustigeren Stamm, als den Germanischen, und 2) wird sich von psychologischer und physiologischer Seite gegen diese combinirte eddisch-mosaische Ansicht noch manches einwenden lassen; doch ist sie subjektiv ebenso sinnig und schön, als objektiv irrig und faselhaft.

**)* Bänder und Winden, womit die einzelnen Zweige auseinander gehalten werden sollen, sind unter andern auch die vorgeblichen Religionskriege der Chatten (Istävonen) und Hermunduren (Hermionen). Es ist wunderbar, wie man so Hypothesen auf Hypothesen bauen kann. Man vergl. hierüber besonders S. 35. Wie sich dann die Regelmäfsigkeit der Spalierverzweigung weiter in den äufsersten Enden der Familienordnung doch immer in Symmetrie mit dem Ganzen mache, sucht der Verf. besonders S. 88. zu zeigen.

die Chatten und Cherusker nicht einmal bei den Herminonen, wohin sie Plinius ausdrücklich rechnet, welchem Schriftsteller zufolge aber der Fächerzug wenigstens auf fünf Augen angelegt werden müßte. Ebenso ist die Natur der Sachsen, ob sie ein Mischstamm, ob ein reiner, — ob ein eingewanderter, ob ein alteinheimischer, noch so sehr Controverse, daß man, wenn man auf die Bestimmung und Zurechtlegung solcher Dinge überhaupt Werth legen will, so kurz in einer Deutschen Geschichte nicht davon kömmt. Mit einer Mischung von Wissenschaftlichkeiten und positiven Willkührlichkeiten kann Niemandem gedient sein, als dem Verf. (diesem nämlich mit den Willkührlichkeiten, die in gewissen Entwickelungsperioden den Historikern erwachsen, wie den Philologen die Wortconjecturen) und denjenigen seiner Leser, die Vorbildung genug haben, um so leidlich von einander zu scheiden, was der einen oder anderen dieser beiden Kategorieen zuzutheilen sein möchte.

Da wir nicht die Absicht haben, die Verdienste des Vfs. durch ungebührliche Hervorhebung der Schattenseiten seines Buches getrübt erscheinen zu lassen, so wird es weiter in diesem Aufsatz nur unser Bestreben sein, zu zeigen, was unserem Ermessen nach die Deutsche Geschichte durch diese Darstellung wirklich gewonnen habe, was diese Darstellung vor früheren Tüchtiges voraushabe. Dies aber werden wir vorzüglich in Zweien suchen müssen, nämlich *erstens* in der klaren, in sich harmonischen Entwickelung der Deutschen Rechtsbegriffe und *zweitens* in dem Nachdruck, mit welchem die religiösen und kirchlichen Seiten des Lebens gezeichnet sind. Es kann dabei hinsichtlich dieser früheren Zeiten auch dem Protestanten nicht Anstoß erregen, daß diese kirchliche Seite in entschieden katholischem Sinne behandelt ist, ja! es wäre sogar ein Mangel, wenn dies nicht wäre, denn einmal war ja das Christenthum, welches an die Stelle des Heidenthums in Deutschland trat, das Römisch-katholische, und zweitens war es auch das allein fähige, eine feste kirchliche Grundlage zu schaffen, was der schon mehr dem abstrakt-deistischen Wesen zuneigende Arianismus nirgends vermocht hat.

Der Inhalt des Buches gliedert sich im Einzelnen folgender Maßen:

*Erste Periode.* Geschichte der Germanen von den ältesten Zeiten bis zur Trennung des Ostfränkischen Reiches von dem Westfränkischen. *Erstes Kapitel.* Geschichte der Germanen bis zur Gründung ihrer Königreiche in den Provinzen des Römischen Reiches. §. 1. *Ursprung und Namen der Germanen.*

Wir haben die Haltung des Paragraphen im Wesentlichen schon oben charakterisirt. Grimm's Vermuthung, der Name Germanen möge kein Kompositum *Ger-man*, (wofür es zeither durchgängig gehalten wurde) sondern ein Derivatum *Germ-an* sein, ist gebührender Maßen S. 12. not. berücksichtigt. Bei Erklärung des Namens Theodisci (S. 14.) ist die vorkommende Uebersetzung dieses alten Adjektivs durch *gentilis* völlig übersehen oder ignorirt. Die Aufwärmung des Hunibald und der Görres'schen Abhandlung über denselben hätten gewiß unter 1000 Lesern 999 geschenkt. Kein Mensch von wahrhaft historischem Takt wird solche Quellen hoch anschlagen.

§. 2. *Aelteste Geschichte der Germanen bis zum zweiten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung.* Kurz und gut. Das Verhältniß Deutscher Gefolgsfürsten sofort bei deren erster Begegnung klar und richtig dargestellt. Nur die Versetzungen der Chatten unter Istävonen, der Cherusker unter Ingävonen, das *angenommene* Verhältniß dieser Grundstämme untereinander überhaupt, trübt fortwährend die Darstellung. Diese religiös-kirchlich-heidnische Stammdreitheilung der alten Deutschen ist eine historische Sünde, die auf Mone's Register zuerst steht; um welche herum der Verf. also um so eher den Weg hätte finden können.

§. 3. *Geschichte der Germanen vom zweiten bis zum fünften Jahrhunderte oder bis zur Gründung ihrer Reiche in den Römischen Provinzen.* Die Umbildung der Cherusker, Amsivarier, Angrivarier, u. s. w. überhaupt der angeblichen Ingävonen in Sachsen; der Chatten u. s. w. überhaupt der angeblichen Istävonen in Franken; der Hermunduren, Sueven u. s. w. überhaupt der angeblichen Herminonen in Gothen, Schwaben, Düringer u. s. w. wird erwähnt. Woher kömmt es nun, daß Amsivarier so entschieden auch unter den Franken genannt werden. Daß Chattuarier bei den Franken (im Hättragau) und in Westphalen bei den Sachsen, daß Chatten oder Hessen bei den Franken und bei den Düringern vorkommen? Eine Hypothese, welche Ref. früher in einer Abhandlung im Hermes zu Erklärung dieser doppelt vorkommenden Völkernamen aufstellte, ist freilich mit der Annahme ureinheimischer

Sachsen unvereinbar. Die Darstellung der Berührungen Germanischer Stämme mit dem Römischen Reiche ist richtig und klar. Bei den Anfängen der Fränkischen Geschichte ist offenbar Türks Forschungen ein zu hoher Werth beigelegt; zwar sind diese mit vielem Fleifs und so angestellt, dafs im Einzelnen auch einige festere Resultate gewonnen werden, aber im Ganzen legen sie doch theils unhistorischen Substanzen einen höheren Werth bei als sie verdienen, theils wärmen sie gar vielen alten, mit Recht vergessenen *Französischen* Kohl auf. Wir erlauben uns hier sogleich einen Theil des Inhaltes des §. 16. in Berücksichtigung zu ziehen, und zwar so, dafs wir zuerst unsere eigene Ansicht über einige ältere Punkte der Fränkischen Geschichte geben, und dann wieder zu Türks Forschungen und zu der Art, wie sie von Phillips aufgenommen worden sind, zurückkehren.

Das Salfränkische Königsgeschlecht der *Merowinger* war seinem Stamme nach ein sigambrisches Adelsgeschlecht, wie dies von Ledebur klärlich bewiesen hat in seinem Werke über das Land und Volk der Bructerer *nota* 333. und *not.* 519. Die Fränkischen oder Niederländischen Sigambrer wohnten an der Rheinmündung und zwischen derselben und der Maasmündung an der Maas herauf, welche Maas-Niederung zum Theil, sowie auch die Maasmündung später *Merwe* hiefs. Die alten Wohnsitze der Sigambrier bildeten so ziemlich den nachmaligen Gau Marsun (vielleicht Merwe-zoom wie Veluwe-zoom) und ein Theil dieser *eigentlich-holländischen* Lande hiefs noch spät: *Die Merwede.* Sollte nun nicht der Stamm der Merowinger von diesen ihren ältesten Sitzen und vielleicht Herrschaften den Namen haben? — Dafs man bei dem Namen Merowinger schon früh an die Wurzel „*Meer*" gedacht, beweist das etymologisch motivirte Mährchen von dem Meergeschöpf, was unter den Ahnen der Merowinger figurirt. Der Name Merwe oder *Merwe* aber steht offenbar in einer Reihe mit Betuwe, Veluwe. Das letztere, im Mittelalter zuweilen auch Felwa, Felva geschrieben, erinnert in seiner ersten Sylbe an das Nordische „Fiall", Berg; es ist: der *Hügel-* der *Höhengau.* Merwe, aus dem Althochdeutschen *mer* erklärt, ist: *Meer-gau.* Betuwe ist Batavergau, Batua.

Wie so oft in der Sage sich geographische Direktionen umkehren, so dafs also zum Beispiel eine Türkische Sage Kleinasien durch die Türken von ihren Europäischen Sitzen aus gewinnen läfst, so hat sich auch in der älteren Fränkischen Geschichte höchst wahrscheinlich eine Volkssage umgekehrt. Die Römer, deren Unterthanen die Sigambrer in der Meruwe oder die Meruwingischen Franken waren, hatten eine Sigambrische Legion (doch ohne Zweifel nur aus diesen ihren Unterthanen oder unterthänigen Verbündeten, nicht aus den Sigambrern im inneren Deutschland) aufgebracht. Diese Sigambrische Legion stand in Pannonien, in Altofen oder Buda (S. v. Ledebur a. a. O. *nota* 518.), und nun erzählt die alte Volkssage, die bei Hunfrid zu einem Fabelwust erwachsen ist, die Franken seien *aus Pannonien über den Rhein nach Tongern* gekommen.

Diese Sage kann nur dadurch eine solche Breite und eine so allgemeine Beziehung auf *alle* Franken gewonnen haben, dafs gerade aus Sigambrischem Stamme allen Franken nachmals Könige erwuchsen. Vielleicht hatte sich das Sigambrische Geschlecht, welches nachmals vorzugsweise das Meruwingische hiefs, gerade in Römischen Kriegsdiensten in Pannonien zu hohem Ansehen und zu grofsem Vermögen erhoben;*) war (nach dem Freierwerden der Maasländer von Römischer Administration) vielleicht gerade deswegen an die Spitze getreten.

*) Man erinnere sich hierbei, (freilich das nach den Zeiten, wo die ersten Meruwinger auftraten) in den militärisch eingerichteten Grenzländen des Römischen Reiches die höheren Officierstellen, mit welchen zugleich Theile der Administrationsgewalt verbunden waren (wie die Stelle der *tribuni*, der *duces* u. s. w.) mehr und mehr erblich wurden, und in Gegenden, die Römisch blieben, wie zum Beispiel Venetien, Ravenna, Rom, die Grundlage bildeten für die Entstehung eines neueren Provincialadels. Vielleicht wählten die Römer früher schon zu den Anführerstellen ihrer Germanischen Truppen gern und vorzugsweise Leute von Germanischem Adel. Nie wird ein in Römischem Kriegsdienst ausgezeichneter Germane genannt, der nicht auch von heimisch edlem Geschlecht wäre, soweit wir diesem immer nachkommen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 103.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## LXVII.

***Goethe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Leipzig, Brockhaus.*** 1832. 8.

„Das ist der Vorzug edler Naturen, dafs ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; dafs sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; dafs diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige". So sprach der nun auch hingeschiedene selige Geist, dem „es beliebte, einige Zeit auf unserer Welt zu herbergen", und den die obgenannte Schrift angeht, zu feierlichem Andenken der Herzogin zu Weimar, Anna Amalia. Dies wird denn auch von ihm gelten unter allen fromm Dankbaren, die das wahrhaft Tüchtige und Gediegene seines Seyns und Wirkens zu fassen und zu schätzen wissen, und ihn nach wie vor „stets neu belebt und jung im frischen Götterreiche wandeln" sehn; indefs die Ueberschwänglichen dieser zucht- und maafslosen Zeit, die auch hier S. 97 ff., wie in den zahmen Xenien, mit dem ergötzlichsten Humor abgefertigt werden, an seinen immer „abgelegten Schlangenhäuten" zerren! Denn das Wahre, Gute und Schöne ist um sein selbst willen da, des irdischen Lobes und Tadels gleich unbedürftig, wie unbesorgt. Dafs der früher noch heimgegangene Erblasser vorliegenden Werks in diesem Sinne beobachtete, auffafste und mittheilte, gereicht ihm um so mehr zur Ehre, da die letzte Strecke seines Lebensweges so fernab von dem Goethe'schen bog, dafs sie einander nie wieder begegnen konnten. Und so werden die Edelsten der Nation, dies früher bescheiden bei der Verlagshandlung hinterlegte Werkchen aufnehmend, dem Vorangegangenen danken, dafs er mit diesen liebevoll hingeworfenen Skizzen des früher Erlebten für die verwaisten Landsleute voraus gleichsam ein tröstliches, freundliches Bild des grofsen Geliebten hinterlegte, das durch seine Werke ausgeführt und ergänzt wird, so wie es hinwieder dieselben in ihrem eigenen Wiederscheine beleuchtet. Denn so stellt es ihn in seiner göttlichen Bevorrechtung, wofür man am Ende, trotz allem Sträuben, das Wesen des Genius doch ansprechen mufs, wie in deren treufleifsiger Pflege, in seinem hehren, edlen Ernste, wie in seiner lieblichen Schalkheit, dar; in seiner unwandelbar liebenden, treuen Hingebung an die Natur, an den lebendigen Begriff und die Anschau, der nichts Tradition und Name, nichts Wort bleiben durfte (s. Werke Th. XXVIII., S. 7. vgl. S. 68.) wie in seinem göttlichen Zorn gegen Unnatur und läfsiges Verfallen an gedankenlos Gegebenes und Gehandhabtes, somit aber immer mehr Verbrauchtes und Abgegriffenes; so in seiner frommen jugendlich zarten Liebesscheu, womit er der Natur und Wahrheit entgegenging, wie in der sichern kühnen Begeisterung, die, ihr den Schleier lüpfend, „nichts als Liebe sieht in treuer Liebe Thun"; so in seiner gerechten, allumsichtigen, gleichsam triebmäfsigen Anerkennung des Wahren und Rechten, gleichviel wo es sich fand, wie in dem muthwilligen humoristischen und ironischen Ueberflügeln und Necken des Verfehlten, Irrigen — kurz in der edlen, grofsartig ruhigen, stets Maafs haltenden und noch Andre selbst im Maafs haltenden Persönlichkeit. Wie aber, nach seiner eigenen, stets aus und im Ganzen gefafsten Ansicht, immer ein ganzes Zeitalter daran arbeitet, einen einzigen Tüchtigen hervorzubringen (S. 103 f.) so kann diese seine ganze Persönlichkeit freilich in Einem Werkchen, wie dem vorliegenden, ebenso wenig erschöpfend dargestellt werden, als in einer dasselbe mit Fug und Recht empfehlenden Anzeige, indem ja jedes trefflichste Werk gerade um so mehr Fähigkeit voraussetzt, zwischen den Zeilen zu lesen, um die allem Begränzten obschwebende geistige Einheit und Ebenbürtigkeit anerkennend zu begrüfsen, und des Mannes Denken und Thun in seinem Seyn wechselseitig ergänzt und beschlossen sich findet. Wenn jedoch schon diese so bedingten gelegentlichen Ansichten mancher zeitgenössischen Umgebung durch Tiefe, Maafs, unbefangene Umsicht, milde Ausgleichung der Urtheilsmomente, noch gröfsere Reichhaltigkeit wünschenswerth machen, so ist gewifs die Bitte, dafs doch Glückliche, die länger und näher um ihn weilten, wie Riemer und Eckermann, uns ihre derartigen, soviel wir wissen, gesammelten Schätze nicht vorenthalten möchten, nicht unbescheiden, und sicherlich dürften sie auf den innigsten Dank Aller rechnen, die da wissen, „wieviel ein Mann werth in so theurer Zeit". Wie viel Schiefes, Einseitiges, Gehässiges in den Meinungen über Goethe ist schon hier beseitigt! Wie liebreich, zart, und doch tief gründlich ist die Charakteristik des Königs Ludwig von Holland! Doch wir begnügen uns als Vorkost zwei Proben hervorzuheben, die gerade zwei Bitten als mifswillige und ungegründete erweisen, nämlich die eines Mangels an Patriotismus und Muth, und dann die des Religionsindifferentismus und der Un-

frömmigkeit, wie die heutigen Zionswächter es nennen; was man freilich aus jenem seinem Worte erst begreiflich findet: „Hätten sie mich beurtheilen können, so wär' ich nicht was ich bin".

Die erste Probe seien dann die Aeufserungen Goethes bei Gelegenheit der von Falk vorläufig ihm, nachher dem Herzog selbst, mitgetheilten, böslich und bedrohlich einflüsternden Beschwerden der nach der Schlacht bei Lützen in Erfurt weilenden Französischen Behörden über den Herzog von Weimar! Falk erzählt den Hergang, und führt dann Goethe'n redend ein: „„Genug""! fiel mir Goethe, als ich bis dahin gelesen hatte, mit flammendem Gesichte ins Wort. „Was wollen sie denn, diese Franzosen? Sind sie Menschen, warum verlangen sie geradeweg das Unmenschliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth ist? Seit wann ist es denn ein Verbrechen, seinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Ist denn eines edlen Mannes Gedächtnifs so gar nichts in euren Augen? Warum muthet man dem Herzoge zu, die schönsten Erinnerungen seines Lebens, den siebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Grofsen, der sein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten Deutschen Zustandes, woran er selbst so thätig Antheil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herrn zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füfsen, dafs ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksals in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, dafs man dem Menschen das Unmögliche abfordert. Dafs der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte Preufsische Offiziere unterstützt, dafs er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschufs von 4000 Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, dafs heute oder morgen Unglück bei eurer grofsen Armee einträte: was würde wol ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt; er mufs so handeln! Er thäte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müfste er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edlen Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist ein Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Hause mufs gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einst gekommen ist, dafs beides, sein Fall und sein Unglück, gewifs wäre, so soll uns auch das nicht irre machen; sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn, wie jener Lucas Cranach den seinigen, ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der Französische Kaiser seines Throns entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim, auf dem Todbette besuchte; weil er seine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern lassen". Hier rollten ihm die Thränen stromweise von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pause und sobald er wieder einige Fassung gewonnen, fort: „Ich will ums Brod singen! Ich will ein Bänkelsänger werden, und unser Unglück in Liedern verfassen. Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn wieder auf seinen Thron herauf und euch von dem euern heruntersingen. Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgends ist der Ort, mit dir anzubinden. Wenn du dieses Gefühl dem Deutschen nimmst, oder es mit Füfsen trittst, was Eins ist, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füfse kommen. — Ihr seht, ich zittere an Händen und Füfsen. Ich bin lange nicht so bewegt gewesen. Gebt mir diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie ins Wasser! Lafst es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Komma, und jeder Punct in Rauch und Dunst davonfliegt, so dafs auch nicht ein Stäubchen davon auf Deutschem Grund und Boden übrig bleibt. Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll." " — „Ich brauche kein Wort zu diesem wahrhaft männlichen Gespräche hinzuzusetzen, das eben so ehrend für Goethe, als für den Herzog ist. Als ich Goethe beim Abschied umarmte, standen auch mir die Thränen im Auge".

Die zweite Probe, bei Wielands Tode, der Goethe'n in eine höchst weichmüthige feierliche Stimmung versetzte, betrifft die Fortdauer nach dem Tode. „„Sie wissen längst"" so beginnt hier Goethe, „dafs Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all' ihrem übrigen Werthe für mich keine Ueberzeugung mit sich führen, weil ich, der Natur gegenüber, wissen, nicht aber blos vermuthen und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unseres und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegentheil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, dafs es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punct, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Classen und Rangordnungen der letzten Urbestandtheile aller Wesen an, gleichsam der Anfangspuncte aller Erscheinungen in der Natur, die ich *Seelen* nennen möchte,

weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber *Monaden* — lassen Sie uns immer diesen Leibnitzischen Ausdruck beibehalten; die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. — Nun sind einige von diesen Monaden, oder Anfangspuncten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, dafs sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen. Andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher Alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reissen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Thier, oder noch höher hinauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen diese so lange fort, bis die kleine oder grofse Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach aufsen lieblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, dafs es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen giebt, und dafs beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig Eins, doch im Urwesen verwandt sind. Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge dessen seine Entwickelungen eben so regelmäfsig und nach demselben Gesetze, wie die Entwickelungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stiel und Krone zu Stande kommen müssen. Mögen Sie dies eine Idee, oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, dafs diese Intention unsichtbar und früher, als die sichtbare Entwickelung aus ihr in der Natur, vorhanden ist. Die Larven der Mittelzustände, welche diese Idee in den Uebergängen vornimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatt eine Blume, eine Rose, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Uebrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil sie eben gehorchen *müssen*, nicht aber dafs es ihnen besonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieses auch im Ganzen sehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. diese Hand! Sie enthält Theile, welche der Hauptmonas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wufste, jeden Augenblick zu Dienste stehen. Ich kann dieses oder jenes Musikstück vermittelst derselben abspielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Claviers herumfliegen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genufs; sie selbst aber sind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf also voraussetzen, dafs meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Clavierspiele gelegen ist. Das Monadenspiel, wodurch ich mir ein Ergetzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zu Gute, aufser dafs ich sie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit besser stände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Claviers müfsig herumzufliegen, lieber als ämsige Bienen auf den Wiesen herumschwärmen, auf einem Baume sitzen, oder sich an dessen Blüthenzweigen ergötzen. Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heifst, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläfst. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbständigen Act dieser nach ihrem Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas. — Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, dafs sie ihre Thätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels, oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermafsen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingetheilten Raume, in dessen Mitte ein grofser befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, dafs aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Creaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen, in den grofsen Saal begeben. Eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen beisammenzusein wird bald genug aufhören: aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein eben so heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unsern Monaden nach unserm Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimnifs ihrer zukünftigen Bestimmung. An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches und die Furcht davor wüfste ich auf dem Wege einer blofsen Naturforschung meinestheils nicht ganz zu beseitigen?" Indem liefs sich ein Hund auf der Strafse mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen: „„Stelle dich wie du willst, Larve, mich sollst du doch nicht unterkriegen."" — „„Dies niedrige Weltgesindel"", nahm er nach einer Pause und etwas beruhigter wieder das Wort, „„pflegt sich über die Maafsen breit zu machen. Es ist ein wahres Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengerathen sind und möchte wenig Ehre von dieser Gesellschaft, wenn sie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten sein. — Dafs es einen allgemein historischen Ueberblick, sowie dafs es höhere Naturen, als wir selbst, unter den Monaden geben könne, will ich nicht in Abrede sein. Die Intention einer Weltmonade kann und wird manches aus dem dunklen Schofse ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und im Grunde doch nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtnifs ist; völlig wie das menschliche Genie die Gesetztafeln über die Entstehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockene Anstrengung, sondern durch einen ins Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfassung selbst zugegen war. Es würde vermessen sein, solchen Aufblitzen im Gedächtnifs höherer Geister ein Ziel zu setzen, oder den Grad, in welchem sich diese Erleuchtung halten müfste, zu bestimmen. So im Allgemeinen und historisch gefafst, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit eines Weltmonas durchaus nichts Undenkbares. Was uns zunächst selbst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgegangenen Zustände dieses Planeten im Ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäfsig seien, als dafs Vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte

einer grofsen Auswahl bedürfen und unsere Hauptmonas wird ihn wol künftig einmal summarisch, d. h. in einigen grofsen historischen Hauptpuncten zusammenfassen. — Wollen wir uns einmal auf Vermuthungen einlassen, so sehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wielands Erscheinung auf unserm Planeten verdanken, abhalten sollte, in ihrem neuen Zustande die höchsten Verbindungen dieses Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleifs, ihren Eifer, ihren Geist, womit sie so viele weltgeschichtliche Zustände in sich aufnahm, ist sie zu Allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, dafs ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäfs finden würde, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Gröfse nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Wesen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wol für die Monas unseres Wielands eine erfreuliche Aufgabe zu nennen; wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andere Bestimmung annehmen läfst, als dafs sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte theilnehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. Gerufen, oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag sie aufhalten? Ich bin gewifs, wie sie mich hier sehen, schon tausendmal da gewesen, und hoffe wol noch tausendmal wiederzukommen. — — Ich habe gegen den Glauben nichts; nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschliefsenden Werth zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus, und die tausendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer erst dann inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns selbst wissen wir soviel als gar nichts. Was wollen wir denn also von Gott wissen? Man hat es Diderot sehr verdacht, dafs er irgendwo gesagt: wenn Gott noch nicht *ist*, so *wird* er vielleicht noch. Gar wohl aber lassen sich nach meinen Ansichten der Natur und ihrer Gesetze, Planeten denken, aus welchen die höhern Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt ist. Es gehört eine Constellation dazu, die nicht alle Tage zu haben ist, dafs das Wasser weicht und dafs die Erde trocken wird. So gut wie es Menschenplaneten giebt, kann es auch Fisch- und Vogelplaneten geben. Ich nannte einmal den Menschen das erste Gespräch, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, dafs dies Gespräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verständiger gehalten werden kann. Das Erste gleich, was uns mangelt, ist die Selbstkenntnifs; nach dieser kommen alle übrigen. Streng genommen, kann ich doch von Gott nichts weiter wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt; und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, dafs durch diese Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, dafs das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen mufs, der aus seinem ganzen Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läfst, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon in der Farbenlehre habe ich bemerkt, dafs es Urphänomene giebt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen. Versuchen wir von beiden Seiten muthig vorzudringen; nur halten wir zugleich die Gränzen streng auseinander! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserm sogenannten Wissenswerk unsere eigene Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo das Wissen aber seine Kraft nicht bewährt, oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, dafs Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden"". —

Es bedarf für sinnige und denkende Leser wol kaum der Andeutung, wie diese geistreich vermittelnde, Natur und Gottmenschliches an einander heranbringende, auf der Idee der Menschheit und ihrer Geschichte, als einer unzerreifsbaren Ganzheit, beruhende Ansicht der Unsterblichkeit und der persönlichen Fortdauer, indem sie Glauben, Gesinnung und Denkart des tiefsten und edelsten Geister, wie eines Plato, Lessing u. A. antönt, auch zugleich altchristlich ist, um sie als einen der Glanzpuncte des vorliegenden Werkchens auszuzeichnen.

Wir bemerken daher nur noch, dafs ein Brief eines sechzehnjährigen Jünglings, als er Goethe'n zum erstenmale gesehen — worin freilich einige Retouchen des Herausgebers doch wol unverkennbar sein möchten — und ein Fragment über Goethe's Faust den Anhang dieses Werkchens bilden. Wenn dies letztere sich, wie billig bei so tiefsinnigem Erzeugnifs, Fragment zu sein bescheidet, so regt es doch, wie die Vorrede sagt, manche nicht ganz unerspriefsliche, noch allzu fremdartige Gedanken an, welche mindestens als geistreicher Versuch gelten mögen, eine gleichviel wie frei oder nicht, später betretene Lebensbahn mit einer verlassenen frühern zu rechtfertigen und vergleichend auszugleichen. Denn, wie vieles hier aus dem täglichen Verkehr mit dem Volke, aus dem praktischen Leben und aus der ihm abgewonnenen sowol als sich anpassenden Popularität, ja Erbaulichkeit, anklinge, braucht denen, welche auch Falks Leben nur nicht mit vornehm übermüthiger Gleichgültigkeit verachteten, wenn es ihnen auch, wie Goethe'n selbst, mifiel, oder unangenehm war, nicht gesagt zu werden. Das aber ist ja eben der wahre Sinn für Anschaulichkeit, oder Gegenständlichkeit, ja das sittliche Maafs, das Unkraut selbst mit dem Waizen (nicht etwa zu säen) sondern nur wachsen zu lassen bis zur Aernte des Begriffs und Geistes. Denn drangselige Zeiten, wie sie Falk und wir alle erlebten, brauchten und weckten mithin auch solche Geister; und das auch nur bisherige, nicht segenlose Gedeihen der Idee, aus welcher Falk handelte, in der Breite der Welt, beweiset dies hinlänglich. Dank und Frieden also auch ihm, dem Manne des armen Volks, der es wohl verdient hätte, menschlicherweise angesehen, dafs ihm vergönnt worden wäre, beide Richtungen seines Lebens in einem Kreise abzuründen; welcher, wenn ihm selbst auch noch unklare, Drang seinen näher stehenden Freunden nicht unbemerkt bleiben konnte.

Schliefslich können wir bei dieser Gelegenheit den Wunsch nicht zurückhalten, dem wir, der Mehrzahl des Publicums darin begegnend, das Wort leihen wollen, dafs doch endlich der künftige Verleger des versprochenen Goethe'schen Nachlasses durch Nachtrag dieses Nachlasses sowol, als der rückständigen litterarisch-kritischen und besonders auch der naturwissenschaftlichen Werke (Farbenlehre, zur Morphologie, Metamorphose der Pflanzen u. s. w.) die bis jetzt in 40 Bänden vorhandene fünfte Ausgabe der Werke dieses unsterblichen Deutschen vervollständigen und vollenden möge. Das Publicum hat es durch seinen Antheil wohl verdient, dafs die hier leicht auszugleichenden Interessen auch wirklich ausgeglichen werden.

Adolf Wagner.

Nro. 104.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## *Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von Dr. George Phillips. Erster Band.*

(Fortsetzung.)

Ehe wir nun auf die Erzählung Gregors selbst von dem Entstehen der königlichen Macht bei den Franken kommen, mufs noch erwähnt werden, dafs Tongern zu Gregors Zeit Hauptort der Römischen Lande auf dem linken Maasufer von den Samregegenden bis zum Meere war. Lüttich hob sich als Sitz der Diöces erst, als Alpaiz den Mord des heiligen Lambert mit karolingischen Gütern und mit der Erbauung der Kirche dieses Heiligen am Luyk büfste. Bis zu dieser Zeit war Tongern kirchlicher, und gewifs auch politischer Mittelpunkt von Süd- und Nordbrabant, von der nachmaligen Mark Antwerpen und von einem grofsen Theil der Maasgaue. Diese Gegenden können recht wohl als Diöcesalande von Tongern Tongria genannt worden sein.

Wenn nun Gregor von Tours (bei Duchesne *vol.* . *p.* 279.) erzählt: „*Tradunt enim multi eosdem* (nämch die Franken) *de Pannonia fuisse digressos; et rimum quidem litora Rheni amnis incoluisse*" — so t klar, dafs die Sage an die Sigambrer an der Rheinündung denkt, wohin vielleicht der erste hervortrende Ahnherr der Meruwinger aus Pannonien heimgeehrt war. Er fährt fort: *dehinc transacto Rheno horingiam transmeasse, ibique juxta pagos vel civites Reges crinitos super se creavisse de prima et ita dicam nobiliori suorum familia*" — d. h. die also achher im Römischen Lande auftretenden Franken gen sich aus den Gegenden, die sie auch nördlich s Rheines in Nordholland und in den nachmaligen rechtschen Stiftslanden inne hatten, über den Rhein rüber und durchstreiften die tongrische Diöces, wolbst (*ibique juxta etc.*) sie sich in einzelnen Abtheilungen unter Gefolgsfürsten niederliefsen, welche Gefolgsfürsten oder Heerkönige alle aus *Einer* edlen Familie waren. Später fügt Gregor hinzu: „*Ferunt etiam tunc Chlogionem utilem* (frumb) *ac nobilissimum in gente sua regem Francorum fuisse, qui apud Dispargum castrum habitabat, quod est in termino Thoringorum. In his autem partibus, id est ad meridionalem plagam, habitabant Romani usque Ligerim fluvium etc. — — Chlogio autem missis exploratoribus ad urbem Camaracum, perlustrata omnia ipse secutus, Romanos proterit, civitatem adprehendit: in qua paucum tempus residens, usque Suminam fluvium occupavit*". —

Wenn nun diese Worte viele Schriftsteller dennoch auf Düringen und nicht auf Tongern beziehen, so übersehen sie ganz die Bedeutung des Wortes *terminus*, denn *terminus* heifst bei Gregor nichts als Diöces, und fast in diesem Sinne wird auch das Wort von den Päpsten später gebraucht, so dafs also *terminus St. Petri et Pauli* die Patrimonien der Römischen Kirche bezeichnet. Gregor selbst braucht das Wort mehrfach so; von einer Düringischen Diöces kann zu Chlogio's Zeit nicht die Rede sein, wohl aber von einer Tongrischen, welche damals wirklich vorhanden und auch zu Gregors Zeiten bedeutend war. Gregor selbst nennt den Servatius als Bischof von Tongern. So ist klar, dafs die andere Lesart „*in termino Tongrorum*" die richtige, danach aber auch *Tongria* zu korrigiren ist; was sich übrigens auch daraus ergiebt, dafs Gregor südlich von Thoringia oder Tongria Römisches Gebiet angiebt, von da *bis zur Loire*; eine Lokalangabe, welche zu Düringen auch entfernt nicht passen würde.

Demnach war Chlogio ein Heerkönig der Franken, nachdem diese und ins Besondere die Sigambrischen vom rechten Rheinufer immer mehr in der nachmals Lüttichischen Diöces vorgedrungen waren, und sich hier festgesetzt hatten. Er selbst, Chlogio, bewohnte und besafs hier im Lüttichschen oder Tongrischen ein festes

Schlofs: Disparg oder Diesberg. Von hier aus drang er später nach Cambray oder Cameryk vor. Das Leben des heiligen Remigius ergänzt uns diese Nachrichten noch etwas bestimmter (*Duchesne l. c. p.* 524.) „*sub principibus crinitis juxta morem gentis subinde succedentibus per Turingiam, regionem Germaniae* (nämlich der früher *Römischen* Provinz Germania) *a castello Dispargo, in quo diu habitaverunt, ad Belgicae provinciae Tornacum atque Camaracum civitates aggressi sunt; indeque usque ad Sumnam fluvium partem Belgicae provinciae occupaverunt.*"

Die Plurale zeigen uns hier schon, wie das, was einzelne Könige thun, hernach in der Erzählung sich auf das ganze Volk ausdehnt. Ferner sehen wir, dafs die Erwerbung Doornyks ohngefähr in dieselbe Zeit fällt, und diese bis dahin Römischen Städte lagen, nach Gregors Worten zu urtheilen, südlich von Diesberg, Diesberg selbst aber nothwendig auf dem linken Rheinufer, weil die Diöces von Tongern sich nie über den Rhein erstreckt hat.

Wo ist nun *Diesberg* bestimmter zu suchen, oder wie Fredegar, der freilich nur Gregor von Tours vor Augen gehabt zu haben scheint, es auch nennt: *Hesberg?*

Hier nun wenden wir uns zu Türks Forschungen zurück, denn trotz dem, dafs auch er die Lesart *in termino Tungrorum* für die einzig richtige hält, und trotz dem, dafs man es als eines der nahmhaftesten unter den wenigen klaren und reifen Resultaten, die seine Schrift in historischer Hinsicht giebt, auszeichnen mufs, dafs er an eine Lage Diesbergs an Düringens Gränzen nicht weiter denken läfst, sucht er Diesberg auf dem rechten Rheinufer. Er beruft sich dabei *erstens* auf die Gesta. Unter den beiden Redaktionen dieses Geschichtsbuches, welche Duchesne giebt, ist die eine geglättetet und enthält geschmacklose Episoden, so z. B. bei Gelegenheit der Worte „*in finibus Toringorum regionem Germaniae*" wo nur an das Römische Germanien zu denken ist, hat die geglättetere Redaction „*in regione Germaniae*" und dann ein Einschiebsel über Germanien überhaupt und seine hundert Gauen. Im Ganzen aber (und abgesehen von diesen späteren Zuthaten) stimmt die Erzählung der Gesta mit Gregor sogar wörtlich überein, und der Verf. mufs also diesen, wie auch anderweitig angenommen ist, vor Augen gehabt, und aus ihm geschöpft haben; aber offenbar schon mit so viel Unverstand, dafs Toringia nicht für Tongrien, sondern für Düringen genommen, und in diesem Unverstand in Beziehung auf Chlogio's oder Chlodio's Auszug aus Diesberg gesagt wird: „*ipse postea cum grande exercitu Rhenum transiit*". — Der Mifsgriff und Unverstand dieser Darstellung liegt hier so auf platter Hand, dafs man meinen sollte, niemand könne ihn verkennen.

*Zweitens* beruft er sich auf *Ab*, einen Geschichtschreiber des neunten Jahrhunderts, und *drittens* gar auf *Aimoin*, einen Geschichtschreiber aus den letzten Jahren des 10ten und den ersten des 11ten Jahrhunderts. In der That aber können diese Scribenten des 9ten bis 11ten Jahrhunderts weniger zur Erläuterung Gregors dienen als die des 19ten, denn zwischen der Vorbildung und den Hülfsmitteln jener und unserer Zeit ist ein zu mächtiger Unterschied. Bedenkt man nun, dafs, um dies zur Hälfte doch falsche Resultat zu gewinnen, Türk eine Untersuchung anstellt von etwa S. 67. incl. an bis S. 76. so wird man zugestehen müssen, dafs (unbeschadet einzelner Vorzüge der mehrerwähnten Forschungen und unbeschadet des redlichen Strebens wenigstens, was sich in denselben durchweg kund giebt) diese Schrift weder ihrer Methode noch ihrer Resultate wegen so hervorgehoben zu werden verdient hätte, als der Verf. der vorliegenden Geschichte wirklich thut. Es kann dies überhaupt erwähnt werden als in mancher anderer Hinsicht den Verf. entschuldigend, obwohl im Ganzen nicht zu rühmen, dafs er gewissen Büchern einen unverdienten Einfluss auf seine Darstellung gestattet hat, wovon weiterhin noch mehreres zu bemerken sein dürfte.

Beiläufig erwähnen wir noch, dafs Diesberg doch am wahrscheinlichsten *Diest* ist, an den Grenzen des Tessendergaus, des Hasbans und der Grafschaft Loon gelegen, in den Gegenden just, wo auch später noch die mächtigsten und edelsten Fränkischen Geschlechter wohnten z. B. das reiche und übermüthige Geschlecht der Eilolfe (vielleicht Eins mit den Agilolfingern); das mächtige (wahrscheinlich aus Meruwingischem Stamme entsprossene), Geschlecht von Landen, dessen Erbgüter im Hasban, im Luykergau, im Condroy und im Tessendergau die Erbtochter Begga dann dem Römisch-senatorischen Geschlechte des heiligen Arnulf oder den Karolingern zubrachte; ferner das mächtige und hochadelige Geschlecht Bischof Chrodogangs u. a. m.

Wir wenden uns nun zu dem *zweiten Kapitel*, welches die Ueberschrift führt: *ältester Rechtszustand*

*der Germanen.* Einleitung. *Von der Religion und dem Rechte der Germanen im Allgemeinen.* Wir übergehen die Paragraphen, die hieher gehören, (§. 4. und 5.) fast ganz, weil überall, wo der Vf. über das Thatsächliche zu Allgemeinem hinaus zu kommen sucht, sich dieselbe Mischung subjectiver Sinnigkeit und wunderbarer Faselei, von der wir nicht weiter sprechen wollen *), wiederfindet. Die Nordische Glaubenslehre von Othin und dem verwandten Göttenkreise ist ohne weitere Untersuchung für allgemein Germanisch angenommen worden, wie es scheint vornämlich nach Mone, obgleich dessen Gründe, diese Lehre auch den Düringern, Allemannen, Franken und Friesen zu vindiciren, völlig unhaltbar sind; der scheinbarste von allen, dafs nämlich die bekannte Abschwörungsformel in Fränkischer, nicht in Sächsischer Sprache abgefafst sei, ist erstens nicht so ganz scharf durchführbar und bewiese zweitens, selbst wenn dies wäre, nichts, denn es konnte ja den Sachsen auch von Fränkischen Missionaren eine Fränkische Formel vorgelegt oder diese wenigstens der Bequemlichkeit halber oder aus irgend einem anderen Grunde in Fränkischer Sprache aufgezeichnet werden; auch ist ja *das Zeitalter* dieser Formel gar nicht so fest bestimmt. Prof. Phillips führt vornämlich noch die Stelle bei Paul Warnefrieds an: „*ab universis Germaniae gentibus ut Deus adoratur*" — wenn man dies übersetzt: „Othin — oder wie er da genannt wird: „Wodan wird von allen Völkern Deutschlands als Gott angebetet" — so sind *eo ipso* Franken, Düringer und Allemannen, welche damals bereits Christen waren, nicht unter diesen *universae gentes* zu verstehen, und die Stelle beweist also auch so nichts; wahrscheinlicher aber ist zu übersetzen: „Wodan wird von allen *Heiden* (*gentes*) Deutschlands als Gott angebetet" — und dann bezieht sich die Stelle doch auch nur hauptsächlich auf die Sachsen. Die ursprüngliche Dreivölkertheilung der Ingäwonen, Istäwonen und Hermionen trägt der Verf. übrigens auch in die Heldensage, in welcher die *Hegelingen* den Sachsen, die *Nibelungen* den Franken, die *Wölfingen* den Gothen und Schwaben entsprechen, herein *), und spricht auch in dieser Einleitung viel von Sectenspaltungen und Religionskriegen, überall in diesen Richtungen von Mone influirt und befruchtet. So anregend Mone im Ganzen, so gelehrt und belehrend er im Einzelnen, so ehrenwerth auch *seine* wissenschaftliche Eigenthümlichkeit *als solche* ist, so wenig kann man eine Transplantation seiner Ansichten in eine das Thatsächliche scharf im Auge behaltende Deutsche Volks- Rechts- und Religions-Geschichte anders wünschen, als so, dafs dieselben vorher einer völlig nüchternen, und durch Sinnigkeit der Erscheinung nicht zu erweichenden Kritik unterworfen werden, wobei aber in wesentlichen Dingen so gar viel haltbares nicht bleiben möchte.

Wir knüpfen die Verfolgung des Inhaltes im Einzelnen erst S. 88. wieder an, wo im §. 5. der Uebergang gemacht wird aus jener phantastischen eddisch-mosaischen Blutlehre zu einem Grundrechtsverhältnifs, aus welchem der Vf. folgerecht fast das ganze alte Germanische Recht entwickelt, nämlich zu dem Verhältnifs *der Gewehre.* Es ist ganz richtig, dafs dieses Verhältnifs für die natürliche Anordnung und für die factische sowohl als die theoretische Entwickelung der Sätze des eigenthümlichen Deutschen Rechts ohngefähr dieselbe Bedeutung gewonnen hat, wie Jussieu's Zugrundelegung der Bemerkung des sich findenden oder abwesenden Em-

*) Nur Eine Stelle können wir uns nicht enthalten, specieller anzuführen. Es findet sich nämlich S. 67. „Vielmehr ist sie (nämlich die Deutsche Sprache) mit den anderen Sprachen hervorgegangen aus der allgemeinen *Sprachverwirrung*, die von Gott zur Strafe über das hochmüthige Menschengeschlecht verhängt wurde (hiezu ausführlich mit den Worten der Vulgata citirt *Genesis XI. 4. sqq.*), dennoch stand die alte Germanische Sprache der Einen Ursprache, welche Gott dem ersten Menschenpaare geschenkt, und für deren irdischen Abglanz wohl die *Hebräische* Sprache zu halten ist, nicht nur in Betreff der Zeit, sondern auch hinsichtlich der Vollkommenheit der Formen viel näher als die neuere". — Zu Schottelii Zeiten glaubte man freilich in Deutschland allgemein die Deutsche Sprache sei der Jüdischen nächste und ähnlichste Nachkommin; das glaubt doch wohl Phillips nicht? Wenn aber auch, so ist doch nicht zu reimen, wie jemand, der Sinn hat für Sprachformen, einerseits den Reichthum und die Formenlebendigkeit der alten Germanischen Dialecte anerkennen, andrerseits aber eine so formenarme, lederne, nur im Verbo eigentlich lebendige Sprache wie die Hebräische noch höher stellen, und gewissermafsen für göttlicher halten kann. Ueberhaupt aber hat in diesen Partieen wieder ein Buch (Philosophie der Geschichte oder über die Tradition. Frkf. 1827) den unseligsten Einfluſs auf Phillips Darstellung geübt.

*) Vielleicht hätte der Verf. die Vergleichung der in der Heldensage genannten Stämme mit altgermanischen Grundstämmen auch anders gefafst oder ganz weggelassen, hätte er bereits Lachmanns vortreffliche Abhandlung über die Nibelungensage in dem Rheinischen Museum gekannt.

bryo und der Zahl seiner Samenlappen für die natürliche Classification in der Botanik. Dafs also der Verf. jenes Verhältnifs der Gewehre in der *Geschichte* der Deutschen Rechtsverhältnisse und in der *Geschichte des Volkes* mit gebührender Wichtigkeit hervorhebt, ist ein bedeutendes Verdienst, wenn auch die erste Geltendmachung der eigenthümlichen Wichtigkeit dieses Verhältnisses einem anderen anheim fällt. Er führt es doch der Historie in einer Weise zu, dafs man hoffen sollte, nie mehr in einem Buch, was die Deutsche Geschichte behandelt, die Abtheilung von Sitten und Verfassung des Volkes so trümmerhaft-wüst zu finden, wie es bisher bei aller Ausstattung der Diction von Schmidt bis zu den neuesten Prästationen fast ohne Ausnahme der Fall war, wo der Leser, wenn er an dieses Kapitel kam, sich in einer ähnlichen Lage befand, wie einer der in einem verlegenen Kramladen einen Kasten aufzieht und Staub, Schnupftabacksreste, Korianderkörner u. s. w. in wunderbarer Vertraulichkeit eben nur den Boden bedecken sieht. Für diese Seite des Lebens ist, man möchte sagen, die Seele gewonnen worden; doch mufs auch hier bemerkt werden, dafs der Vf. von seiner Neigung zum Spalierzug seiner Producte sich zuweilen etwas hat hinreifsen, und bestimmen lassen, Wirkungen des Grundverhältnisses der Gewehre da noch zu finden, wo schwerlich auch nur der entfernteste Duft dieser Vorstellungsreihe hinreichte. Selbst bei den unbestreitbar mit den Gewehren in Verbindung stehenden Verhältnissen hätte nie das System so schroff und scharf geltend gemacht werden sollen, denn Liebetraut sagt recht schön zu dem gelehrten Icto Olearius: „*Alle Dinge haben ein Paar Ursachen*". — Eine abstract durchgeführte Ansicht, ein Systemsprincip wird für den Menschen gar leicht ein drückendes Joch, und wer, wenn auch noch so richtigen, neuen Grundlagen Anerkennung erwerben will, darf vor allen Dingen nicht selbst wie in einem Joch stehen, sonst bedankt sich jeder, mit ihm zu theilen.

Die Bedeutung der Eintheilung der Gegenstände, welche in den nächsten Paragraphen 6 — 12 abgehandelt werden, ergiebt sich aus folgenden Stellen des fünften Paragraphen, welche wir wörtlich mittheilen, weil sie zugleich dienen können, unsere Leser mit der Grundansicht des Verfs. etwas bekannter zu machen.

„Auf *dreifache* Weise kann der Frieden des freien Mannes gebrochen werden; durch Verletzung seiner eigenen Person, durch Verletzung derjenigen Personen, die er vertheidigt und durch Angriffe auf seinen Grund und Boden. Jene Personen sind ursprünglich diejenigen, welche in der nächsten Gemeinschaft des Blutes mit dem Beschützer stehen, aber nicht oder *noch* nicht die Wehrhaftigkeit erlangt haben, um sich selbst vertheidigen zu können. Werden sie getödtet, so fliefst damit auch ihres Beschützers Blut, und es schreit das vergossene Blut nach Rache. Aber auch der bricht den Frieden des freien Mannes, der ihn von der Erdscholle, die er vertheidigt und ihm Heimath ist, zu trennen versucht. Aus der Erde ist er entsprossen, in der Erde ist das Grab derer, von welchen er sein Blut empfing, der Pflanze gleich ist er an die ihm heimische Scholle gefesselt, er gehört ihr, nicht nur sie ihm. Und somit greift er zur Waffe, um sein künftiges Grab und die künftige Wohnstätte derer, denen er durch die Zeugung das Leben mit dem Blute gab, zu wehren. Aus drei Gründen kann also Krieg oder Recht entspringen, doch haben alle drei dasselbe Princip zur Basis: Vertheidigung oder *Gewehre*; sie ist eigentlich immer Selbstvertheidigung, und dennoch kann man auch wiederum unterscheiden: Selbstvertheidigung oder Selbstgewehre, Vertheidigung (Gewehre) Anderer, und Vertheidigung (Gewehre) von Sachen. Fähig zu jeder Art dieser Vertheidigung ist nur der Freie; da aber nur durch Selbstvertheidigung eine Gewehre anderer Art gelingen kann, so wird dieses Verhältnifs *vorzugsweise* mit dem Ausdruck *Freiheit* bezeichnet; in Bezug auf den Schutz, welchen der freie Mann anderen angedeihen läfst, wird er deren *Vormund* genannt, daher heifst der Inbegriff der eben hierauf beruhenden Rechts- (Kriegs- oder Vertheidigungs-) Verhältnisse: *Vormundschaft*;" — — — „sie selbst (nämlich die Grundstücke des freien Mannes) werden in einem passiven Sinne: Gewehre genannt, und so ist es gekommen, dafs späterhin die Vertheidigung dieser Grundstücke vorzugsweise mit dem für alle drei Verhältnisse passenden Ausdrucke: *Gewehre* bezeichnet wird. Auf dieser Eintheilung nach den drei verschiedenen Aeufserungen der Wehrhaftigkeit, mithin auf *einem* gemeinschaftlichen Principe, beruhen nun die sämmtlichen Germanischen Rechtsinstitute."

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 105.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## *Deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung von Dr. George Phillips. Erster Band.*

(Schluſs.)

Die Paragraphen 6. („Unterschied zwischen Freiheit und Unfreiheit" — „Adelige und königliche Geschlechter") und 7. („Haarschmuck der Freien" — „Blutrache" — „Fehderecht" — „Heerbann und Gerichtsbann" — „Fremde") erhalten die allgemeinere Rubrik: „*I. Von der Freiheit.*" Als besonders treffend und tüchtig muſs noch ausgezeichnet werden, was in diesem Abschnitt vom Ursprunge des Altdeutschen Adels und von dem Fehderecht gesagt wird.

Eine zweite allgemeinere Rubrik ist „*II. Von der Gewehre*" (im engeren Sinne). Hierher gehören §. 8. Herleitung des Begriffes der Gewehre" und §. 9. „Von der Vererbung der Gewehre". Endlich eine dritte Rubrik lautet *III.* „*Von der Vormundschaft*"; und hiezu gehören §. 10. „Von der Vormundschaft im Allgemeinen." §. 11. „Von der Vormundschaft des Vaters und des nächsten Verwandten" und §. 12. „Von der Vormundschaft des Mannes über sein Weib." Indem sich an diese Abschnitte, welche die Rechtsverhältnisse abhandeln, nun noch ein Abschnitt in drei Paragraphen (§. 13—15. incl.) anschlieſst unter der Ueberschrift: „*IV. Gerichtliches Verfahren*", sind in der That alle wichtigeren Theile der Alterthümer unseres Volkes in einem lebendigen Zusammenhange dargestellt, und wenn auch im Einzelnen wieder hie und da die Darstellung mit den bereits gerügten Mängeln behaftet ist, so ist doch überall die gleiche groſse Belesenheit, dasselbe Geschick, abgebrochene und kurze Nachrichten Taciteischer und Cäsarischer Zeit aus späteren Rechts- und Geschichtsquellen zuweilen schlagend und überraschend, jederzeit belehrend zu erläutern, anzuerkennen und hochzuachten. Gewiſs wird dieser Theil des vorliegenden Buches vielfach anregen, und die Sittengeschichte unserer Vorfahren diese juristische Fassung nur zum Vortheil des Gegenstandes selbst erhalten haben.

Das *dritte Kapitel* nimmt die Geschichtserzählung wieder auf: „Von der Mitte des 5ten Jahrhunderts bis zum Jahre 752 n. Chr. G." Der erste hieher gehörige Paragraph (§. 16.) mit der Ueberschrift: „*Geschichte des Fränkischen Reiches bis zur Vereinigung der einzelnen Bestandtheile desselben durch König Chlotar II.*" ist zum Theil schon oben, wo von dem Sigambrischen Geschlecht der Meruwinger die Rede war, berücksichtigt worden. Die Parallelisirung des Namens *Frank* mit dem Adjektiv *krank* ist sicher richtig, und muſs zuletzt auf die richtige Erklärung jenes Namens führen; aber das Angelsächsische *vringan* dürfte hier ebenso wenig in Rechnung zu ziehen sein als das Gothische *vrikan*; vielmehr scheint ein *m* in der Wurzel zu sein und sich wie *krank* zu *kremjan* (*affligere*), so *Frank* zu *vremjan* (*vrumjan, promovere*) zu verhalten. Da aber *kremjan* und *vremjan* selbst erst Ableitungen sind, so wäre die Wurzel für Frank in einem alten *vrem*, *vram* oder *vrum* zu suchen, welche Wurzel sicher auch noch in der Präposition *fram*, *from* sichtbar ist. Lieſse sich nachweisen, daſs der Name zuerst allein bei den Niederländischen, ehemals den Römern unterworfenen oder nahe verbündeten Germanen gebraucht worden sei, so könnte er sich darauf beziehen, daſs diese Fränkischen Stämme, wie namentlich die Sigambern, gewaltsam aus ihrer Heimath *weggeführt* und im Niederland angesiedelt waren. Doch auch der Zusammenhang mit *framen* braucht noch nicht ganz bei Seite gelegt zu werden, da der Name dieser *Wurf*waffe selbst mit jener Wurzel *vram* zusammenzuhängen scheint. Was von der Fränkischen Geschichte weiter in diesem Paragraphen erzählt ist, ist durchaus zweckmäſsig. Nicht genug hervorgehoben scheint das Verhältniſs der unter der Herrschaft der Römer zuletzt (dann aber vornäm-

lich auch unter den Westgothen einflufsreichsten Familien der Römischen Provincialen, die so stolz auf ihre Herkunft und Bildung waren, dafs sie Heirathen von Gliedern ihres Geschlechts mit vornehmen, edlen Franken als einen Makel ihrer Ehre betrachteten, und sich bei den Frankenkönigen durch ihre stolze Haltung so in Achtung setzten, dafs diese nicht verschmähten, Frauen ihres Hauses in diese Familien zu verheirathen. Da des heiligen Arnulfs, also Karls des Grofsen eigene Familie eine solche edle *Romanische* ist (denn die Nachricht des Paulus Diaconus, Arnulf sei aus edelstem Fränkischen Geschlechte gewesen, beruht theils auf einer wunderbaren Verwechslung mit einem früheren Grafen Arnulf, aus einem edlen, bei Rethel reich begüterten Frankengeschlechte, theils wohl auch auf dem Wunsch der durch weibliche Vorfahren mehrfach den Meruwingern verwandten Karolinger, ihr Geschlecht — als es nach der königlichen Würde strebte und diese dann auch erhielt — als Altfränkisch darzustellen), ist dies Verhältnifs keinesweges unwichtig zu nennen. — Der folgende Paragraph (§. 17.) erzählt die Fränkische Geschichte bis zu Childerichs III. Absetzung im J. 752., uud ebenso die hierauf folgenden (der 18te) die Geschichte der Ostgothen und Vandalen bis zur Zerstörung ihrer Reiche und (der 19te) die der Westgothen bis zur Zerstörung des ihrigen. Diese Paragraphen sind kurz, aber zum Behuf der Deutschen Geschichte vollkommen zweckmäfsig. Bei der Geschichte der Ostgothen ist nur zu wenig Nachdruck darauf gelegt, dafs das Herzogthum Baiern ein in ununterbrochener Entwickelung sich daran anschliefsender Rest desselben ist; zwar ist S. 311. des Anschliefsens der Baiern an das Frankenreich gedacht, aber das Eigenthümliche dieses einen der vier Deutschen Ehrenstämme (auf den Reichsturnieren bestanden die Quadrillen, in denen geritten wurde, aus *Lothringern* (Rheinfranken, Rheinländern), *Franken*, *Baiern* und *Schwaben*; Edelleute aus anderen Reichslanden mufsten sich diesen Ehrenstämmen, wie es scheint, sporadisch anordnen) ist doch zu wenig hervorgehoben; auch da, wo seiner später gelegentlich gedacht wird. Eine Glosse, die noch im 12ten Jahrhundert sehr bestimmte Erinnerungen an Baierns ältere Schicksale zu enthalten scheint, und auf welche Mone (in dem von dem Verf. so oft citirten Werke B. II. S. 37. *not.*) wieder aufmerksam macht, dürfte hier nicht zu übersehen sein: „*Gothi* Meranare; *Wandali* Nortlute (d. h. wohl: Bewohner des Norgaus); *Amelungee* Baier." — Das Verhältnifs selbst der früheren Bewohner Baierns und Oestreichs, theils Römischer, theils barbarischer Art hätte eine strengere Berücksichtigung erheischt. Der fleifsige Muchar (das Römische Noricum B. I. S. 29. *nota*) wagt zwar selbst nicht, zu entscheiden, ob auch in diesen Gegenden eigentliche *terrae laeticae* gewesen, doch ist es wahrscheinlich und von Lang (in der allgem. Uebersicht der neueren Oestr. Geschichtslitteratur. Hermes. *vol. XXVI.* S. 308.) giebt Laeti im Süden der Donau als ein Ergebnifs der Mucharschen Arbeiten an, und wohl mit Recht. So wären also gerade *die* Landschaften, welche später als Herzlande des Reiches und als die wahren Bildner und Bewahrer dessen, was man vor nicht langer Zeit noch Deutsche Sitte nannte, diejenigen, wo einst der an Boden haftende Grundstock der Bevölkerung theils unter Römischer Zucht erwuchs, theils mit Römischem Blute vermischt wurde, Oestreich nämlich und Baiern, Schwaben und der Mittelrhein und endlich ein grofser Theil der Niederlande. Der Verf. dagegen hebt mehr die Sächsischen Stämme hervor, zu denen er im 20sten Paragraphen übergeht, indem er in diesem die Geschichte der in Deutschland wohnenden Sachsen *bis zum* Jahre 752. abhandelt. Die Vorliebe für diesen Theil der Germanischen Stämme hat wohl einen individuellen Grund wenigstens mit theils in der Englischen Herkunft, theils in den früheren Studien des Verfs., doch wird niemand und bei unbefangener Betrachtung selbst der Vf. nicht läugnen können, dafs die *Sachsen selbst* da, wo sie Romanische Mischung erhielten, wie in England (die Geschichte der Angelsachsen bis zur Vereinigung der Heptarchie im J. 827. wird im §. 21. erzählt) und Italien (die Geschichte der Longobarden bis zur Vereinigung ihres Reiches mit dem Fränkischen bildet den Inhalt des §. 22.), weit schöneres und eigentlich *allein* schönes und menschlich freudiges geleistet, sonst aber sich in reiner oder verslawter Race nur in frostigen und mechanischen Dingen bethätigt haben. Bei ihnen sind durchaus die kahl-verständigeren, wässerigeren Elemente unseres Volkslebens zu suchen. Als ein Mifsgriff geradezu mufs bezeichnet werden, dafs der Verf. die Friesen den Sächsischen Stämmen beizählt; hätte er die Geschichte der Friesischen Lande mehr im Einzelnen gekannt, so würde er auch hier in den südlichen Theilen des Landes die Sachsen westlich vor-

dringend und feindlich erobernd gefunden, sie nur im Todeskampf gegen die Frankenkönige den Friesen freundlich verbunden erblickt, und Ledeburs Hindeutungen auf das Zugehören der Friesen zu den Fränkischen Stämmen nicht übersehen haben. Freilich hätte er Unbefangenheit genug besitzen müssen, das Dreiersystem aufzugeben, und auf die Identität der Sachsen und Ingävonen (zu welchen letzteren die Friesen unzweifelhaft gehören) zu verzichten.

Als ganz vortrefflich mufs das *sechste Kapitel, die Darstellung des Rechtszustandes der Germanen seit der Stiftung ihrer monarchischen Reiche* ausgezeichnet werden; namentlich ist alles, was mit der Immunitätsverfassung zusammenhängt, so klar, zusammenhängend und tüchtig behandelt wie früher nirgends, und die Immunitätsverhältnisse sind als Basis für tausend spätere Lebensverhältnisse zu betrachten, so dafs man behaupten kann, dafs wer ihre Bedeutung und Entwickelung nicht kennt, überhaupt von der Geschichte des Deutschen Volkes nichts Rechtes wissen kann. Dies sechste Kapitel enthält folgende Paragraphen: §. 23. „Gründung der Germanischen Reiche durch die Gefolgschaften"; §. 24. „Fortbildung der Germanischen Verfassung unter dem Einflusse des Christenthums und der Römischen Einrichtungen"; §. 25. „Fortbildung der Germanischen Verfassung unter dem Einflusse des Hof-Dienst- und Lehenrechtes. Kriegsverfassung". §. 26. „Von der Gerichtsverfassung". §. 27. „Von den Quellen des geschriebenen Rechts im Allgemeinen". §. 28. „Von den einzelnen Gesetzbüchern". Dann werden noch in zwei Paragraphen diejenigen Verhältnifsreihen, welche durch die neue königlich-monarchische Gewalt und ihre Folgen durchbrochen und in ihrer Bedeutung geändert wurden, namentlich die Gewehre und die Vormundschaft, beleuchtet.

Am meisten Anstofs dürfte bei vielen Lesern das *siebente Kapitel*, welches von dem Christenthum bei den Germanen handelt, erregen, da es in streng Römisch-kirchlicher Weise und Richtung abgefafst ist; inzwischen gesteht Ref., dafs ihm diese kirchliche Seite (wo sie nicht, wie früher hervorgehoben wurde, da wo es ihres Amtes nicht ist, in die historische Kritik bestimmend eingreift) gerade wohlgethan hat, denn nichts ist ihm dermalen widerwärtiger (obgleich er selbst in dieser Hinsicht früher schwere Sünden auf sich geladen hat) als Kirche und Glauben in Geschichtsbüchern auch als so eine von den so vielen Seiten des Volkslebens, die Gegenstand historisch-politischer Reflexion werden, wie etwa die Lederfabrikation und der Rübenbau auch, mitgeschleppt, und das, was sie betrifft, nicht mit innerer Ergriffenheit geschrieben zu sehen. Lieber will er (und er glaubt, dafs dies Gefühl auch objektiv vor jedermann gerechtfertigt werden könne) über kirchliche Verhältnisse das seiner Ansicht Feindseligste als das Unlebendige, das Erzeugnifs sich an die Sache gebender Indiffererenz lesen. H. Leo.

---

## LXVIII.

*Ueber das Wesen der Historie und die Behandlung derselben. Zwei Vorlesungen von Alexander Flegler, gehalten bei Eröffnung seiner Vorträge über die Geschichte des Alterthums an der Akademie zu Bern.* Bern, 1831. 54 S. in 8.

Wir zeigen diese kleine Schrift an, weil sie eine Richtung aufnimt und befolgt, in welcher noch viel zu wenig bei uns gethan ist, und für deren Bearbeitung defshalb jeder Antheil und Beitrag doppelt willkommen sein mufs. Wer den heutigen Zustand der Geschichtswissenschaft in Deutschland überblickt, dem wird bei Vergleichung mit früheren nicht entgehen, dafs die einzelnen Abtheilungen sich in verschiedenartiger Weise entwickelt haben. Die ehrenwerthesten Arbeiten früherer Zeit sind durch eine Menge der aufserordentlichsten Leistungen des mühevollen Fleifses und der scharfsinnigen Forschung verdunkelt, das Gebiet der Historie nach allen Richtungen ins Ungeheure erweitert, und diese Richtungen selbst nach früher ungeahndeten Seiten vervielfacht worden. Auch die philosophische Betrachtung der Geschichte ist tiefer als je vorher in den Stoff eingedrungen, hat ihn mit Gewinn beherrscht und verarbeitet, und die Versuche, dem grofsen Weltwirrwarr Geist und Vernunft abzugewinnen, sind, wenn auch im Einzelnen öfters verunglückt oder nicht durchgeführt, im Ganzen doch als eine tapfre Bemühung anzuerkennen, die auch schon manchen vorher ungewissen Boden wirklich erobert und für lange Behauptung gut befestigt hat. Die Ansprüche, die sonst an gelehrtes Wissen und an philosophische Auffassung der Geschichte gemacht wurden, sind jetzt weit überflügelt. Allein diese Ansprüche konnten nicht wachsen, ohne zugleich diejenigen zu steigern, welche nun auch an die Vereinbarung beider Richtungen zu machen sein mufsten, wodurch die in allzu grofser Theilung und Sonderung betriebene Arbeit sich auch zuletzt in ein richtiges Ganze zusammenfügte. Hier aber ist es, wo die Erfüllung weit hinter den begründeten Forderungen bisher zurückgeblieben und verhältnifsmäfsig sogar den Arbeiten der früheren Zeit nicht gleichgekommen ist.

Auf eine solche Vereinbarung, auf ein ebenmäfsiges Zusammenwirken der verschiedenartigen Werkstätten und Kräfte zur wahrhaften Durchdringung und Bemeisterung der Geschichte, zum Erzielen ächter historischer Kunstwerke, geht unser Verfasser entschieden aus. Er hält das gelehrte Wissen in gebührendem Werthe, und die Gründlichkeit in Erforschung der Thatsachen ist ihm überall ein erstes Erfordernifs. Allein er bleibt dabei nicht stehen, sondern schreitet in eine höhere Region fort, gegen welche die meisten Historiker bisher die gröfste Scheu bezeigten, und von der sie sich und ihr herkömmliches, als gu-

tes Eigenthum behandeltes Treiben sorgfältig auszuschliefsen bemüht waren. Selbst Johannes von Müller, der sich doch sonst durch vielseitigeres Einlassen und höheren Schwung dem trocknen Wesen der Zunftgenossen entziehen mochte, theilte deren ganze Beschränktheit in Betreff der Philosophie, und richtete feindliche Verwahrungen gegen diese. Allerdings wurde den Männern, welche sich im mühsam erworbenen Besitz eines unermefslichen Materiales fühlten, und diesen Besitz durch die genaue Kenntnifs der kleinsten Theile und Gestalten desselben darthun konnten, die Anmafsung höchst verdrieflich und beleidigend, mit welcher hin und wieder ein übermüthiger Kopf alles dieses Material kaum eines flüchtigen Blickes würdigte, und doch über dessen Anordnung und Verwendung gebieterisch absprechen wollte. Diese apriorische Verfahrungsweise, welche willkürliche Vorstellungen oder Gedanken voraussetzt, und diesen die Begebenheiten und Thaten gewaltsam anpassen will, ist aber am meisten von den Philosophen selbst getadelt und verworfen worden, und Hegel bemerkt sehr treffend, dafs solche willkürliche Annahmen und Erdichtungen in neuster Zeit grade von der gelehrten Seite her in Deutschland am meisten versucht und in Umlauf gebracht worden, die Philosophie hingegen dem Willkürlichen und den blofsen Einfällen und Vermuthungen die strengste Gegnerin ist.

Unser Verfasser steht über diesem Zwiespalt, und seine Ansicht harmonisirt die Widersprüche, in welchen der auf untern Stufen eigensinnig Verweilende oder auch nothwendig Festgeschlossene befangen bleibt. Neben Schelling tretend, in dieser würdigen Sphäre, wird der Verfasser auch gegen die Verdienste Schlossers gerecht, während er, stünde er neben diesem, vieles Geistighohe und Menschlichbedeutende entweder gar nicht sehen, oder häfslich verkennen müfste.

Hr. Flegler beginnt seine Vorträge mit Betrachtung der menschlichen Thätigkeiten und der daraus erwachsenden Begebenheiten als erster Elemente und Glieder alles Geschehenen. Den Begriff der Geschichte und den der Geschichtschreibung sondert er fein und richtig von dem der Historie, unter welchem Ausdruck er die Gesammtheit der eigenthümlichen Wissenschaft zusammenfassen will, welche das Geschehene als Stoff sammelt und verarbeitet, und zugleich in einer dem Wesen des Gegenstandes entsprechenden kunstgebildeten Form darstellt. Als ältester, ursprünglicher und naturgemäfser Stoff der Historie bietet sich ihm, nach dem Entwicklungsgange der menschlichen Gesellschaft, die auf den Grundlagen eines patriarchalischen und eines epischen Zeitalters sich emporhebende Geschichte eines besondern Volkes. Eine spätere Entwicklung ist ihm die Darstellung des Einzellebens, oder der eigentlichen Biographie. Als dritte und neueste eigenthümliche Art des Stoffes ergiebt sich die Universalgeschichte, deren Begriff dem Alterthum auf seiner gegebnen Stufe fehlen mufste.

Die zweite Vorlesung nimt die Form und die Hülfsmittel der Darstellung näher in Betracht. Bei Erwähnung der Chronologie und Erdkunde wird der Meisterwerke eines Ideler und Ritter mit gebührender Anerkennung gedacht. Die Aufgabe des Historikers wird sodann durch ihre verschiedenen Gebiete durchgeführt, wobei wir zugleich an die treffliche akademische Abhandlung Wilhelms von Humboldt über denselben Gegenstand erinnern wollen, welche leider nicht in den Buchhandel gekommen und daher bei weitem nicht nach Verdienst bekannt ist. Den historischen Stil betreffend unterscheidet er den antiken oder äufserlichen Karakter der Darstellungsweise, den christlichen oder gemüthlichen, und endlich den universellen oder philosophischen. Ein naher Uebergang führt ihn zu der Verbindung der historischen Wissenschaft mit dem Leben, zu den Zwecken der Anwendung der Historie, und den daraus entstehenden besondern Bezügen ihrer Behandlung.

Er stellt die Eigenheit und Stärke des Geistes und des Gemüths bei dem Geschichtschreiber in ihr gebührendes Recht, und meint nicht, dafs die Ueberlieferung durch farblose Schwäche der Persönlichkeit und durch Untheilnahme oder Kälte des Urtheils gewinnen könne; im Gegentheil findet er Wahrheit und Unpartheilichkeit am sichersten da verbürgt, wo die stärksten Antriebe alles Grofsen und Schönen ein edles Gemüth zu lebendigem Antheil aufregen. Mit tiefer Einsicht verwirft er auch die zu weitgetriebenen und nur oberflächlichen Ansprüche, welche fast allgemein an die Geschichtskunde gemacht werden, und verneint, dafs der Nutzen der Historie so leicht und für jedermann zu gewinnen sei. Nur wenige Menschen haben Beruf und Sinn, aus der Geschichte zu lernen. Daher ist er auch den vielen volksmäfsigen und meist leichtsinnig nach einseitiger Richtung unternommenen Verallgemeinerungen der Geschichte abhold, und spricht über Beckers beliebte Weltgeschichte für die Jugend den verdienten Tadel aus. Nur die ausführlichern Arbeiten des biedern und wahrheiteifrigen Rotteck, wiewohl für gemeinnützigen Zweck und in ganz besonderm Absehen gefafst, ragen über alle ähnlichen durch Gründlichkeit und Bildung zu weit empor, als dafs dieser Tadel auch sie erreichen könnte. Der Verfasser führt die Worte Schellings an: „Selbst unter dem Heiligsten ist nichts, das heiliger wäre als die Geschichte, dieser grofse Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes: nichts, das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge", und fügt dann selber hinzu: „Die tiefe Bedeutung und den erhabenen Sinn der Historie bewahren wir nur dann in uns, wenn wir die Idee und die wissenschaftliche Konstruktion derselben von allen fremdartigen Elementen frei erhalten. Leitet dieser Weg überhaupt und in allen Fällen am sichersten und richtigsten, so wird er dem nach wissenschaftlicher Einsicht strebenden Jünglinge ganz insbesondere zur strengsten Pflicht. Wir verlangen nämlich von demjenigen, der sich noch in den Jahren der Entwickelung und Ausbildung befindet, dafs er seine körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte allseitig und nach den Forderungen einer möglichst allgemeinen Bildung entwickele, mit einem Worte, dafs sein Streben ein wahrhaft humanes sei, — unser Zartgefühl verbietet ihm aber eben defswegen die Anwendung derselben in bürgerlichen Verhältnissen und schliefst ihn von der thätigen Theilnahme an diesen aus. Der edlere Jüngling wird sich aber nur dann innerhalb dieser Schranke wohl und behaglich fühlen, wenn die Idee der Wissenschaft und eine derselben entsprechende zusammenhängende Beschäftigung alle Kräfte in Anspruch nehmen".

Der Verfasser beurkundet sich durch diese wenigen Blätter als einen tiefdenkenden und reichgebildeten Schriftsteller, der einen gediegenen Gehalt in feiner, anmuthiger Form darbietet. Seine Schreibart ist klar und fest, dem Gegenstande angemessen, überall von Gedanken beseelt und geleitet, jeder Ziererei fern. Wir haben gewifs noch sehr Bedeutendes von ihm zu erwarten, sobald er, wie zu wünschen, mit diesen ausgezeichneten Eigenschaften den Anbau irgend eines geschichtlichen Feldes unternimt.

Eine persönliche Bemerkung sei dem Verfasser dieser Anzeige noch erlaubt. Seiner wird in der ersten Rede zwar sonst ehrenvoll, aber doch mit der bedenklichen Wendung gedacht: „Wenn er auch in der Behandlung seiner Gegenstände den Forderungen der historischen Kritik nicht immer entsprochen haben mag". In einem allgemeinen und höheren Sinne darf dieser Tadel aals ein Ausspruch, der noch erörtert, berichtigt und allenfalls auch bestätigt werden kann durch andre und spätere Urtheile, ruhig hinzunehmen sein, und vorläufig unwidersprochen bleiben. Sollte derselbe jedoch in dem ganz besondern Sinne gemeint und ein Wiederhall der bestimmten Vorwürfe sein, worin Schlosser sich so willkürlich als unbedacht gefallen hat, so müfste derselbe als völlig ungegründet abgewiesen und im Gegentheil auf den falschen Ankläger selbst zurückgeworfen werden, wie solches durch die im Anzeigeblatt Nro. 3. des Jahrgangs 1831. dieser Jahrbücher enthaltene Abfertigung so ernstlich als bündig, und bisher unerwiedert, geschehen ist. —

K. A. Varnhagen von Ense.

Nro. 106.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## LXIX.

***Das Manichäische Religionssystem, nach den Quellen neu untersucht und entwickelt von Dr. Fr. Chr. Baur, Prof. Tübingen 1831. 1 Bd. in 8vo.***

Seitdem das Christenthum in die Reihe der Religionssysteme eingetreten ist und durch seinen Universalismus die frühern Systeme in den Hintergrund gestellt hat, ist keines mehr erschienen im reinen Sinne der alten Welt, als eigene Schöpfung, und die drei berühmtesten die zunächst nach der Christuslehre auftraten, der Gnosticismus, der Manichäismus und der Mahometismus sind nichts als Mischungen, Syncretismen von christlicher und orientalischer Lehre, wie der Neuplatonismus eine Richtung von Orientalismus und Hellenismus ist. Auf denselben Rang mit den ältern Systemen können diese neueren Versuche, diese Nachbildungen von gröfseren Werken, von gewaltigen Schöpfungen keine Ansprüche machen; sie müssen von jenen Urbildern in bescheidener Entfernung zu stehen sich gefallen lassen. Doch haben sie Ansprüche auf eine Art von Ehrenrettung in der neuern Welt. Es haben nämlich einige derselben lange das sonderbare Schicksal erfahren, weder in der Geschichte der ältern Religionen, noch in der Geschichte der spätern Religionsphilosophie beachtet, sondern nur in den Jahrbüchern des Christenthums, und zwar mit polterndem Eifer, als verderbliche Häresien sich behandelt, oder vielmehr mifshandelt zu sehen, und sie verdienen eine ganz andre Behandlung.

Ihre Ehrenrettung hat für die zwei ältesten der drei nachchristlichen Systeme nicht nur schon begonnen; sie ist beinahe vollendet; sie ist es für die Gnosis schon seit einigen Jahren; sie ist es für den Manichäismus seit der Erscheinung des Baur'schen Werkes. Hr. Baur durch die passendsten Studien vorbereitet, ist in den wahren Geist des Manichäismus eingedrungen und hat eine weite Bahn eröffnet; so wie auf Neanders genetische Entwicklung der gnostischen Systeme mehrere berichtigende, beleuchtende, vervollständigende Werke über den Gnosticismus erfolgten, so erhält wahrscheinlich auch die Baur'sche Arbeit ähnliche Berichtigungen, Beleuchtungen, Ergänzungen. Sie beginnt, unsrer Ansicht nach, in den manichäischen Forschungen eine neue Aera.

In seiner Vorrede bestimmt Hr. Baur, was er leisten wollte, *urkundlich die durch Geschichte uns angegebenen Elemente des M. Systemes darlegen; den innern Zusammenhang seiner Theile verfolgen; die historische Genesis des Ganzen nachweisen.* Man sieht es, Neanders Arbeit über die Gnosis schwebte dem Vf. vor. Derselbe Zweck, derselbe Plan, derselbe Gang in der Forschung. In der Darstellung ist grofse Verschiedenheit; aber grofses Lob verdient die Festigkeit, mit welcher Baur den Manichäismus aus dem engen Gebiete einer christlichen Häresis in die weite Sphäre der alten Religionsgeschichte erhebt. In diesem Stücke hat Baur über seinen Vorgänger den Vortheil specieller Erudition; ob dieser Vortheil den der Neander'schen, tiefen Religionsphilosophie aufwäge, hat Referent nicht zu entscheiden.

Auf die Vorrede folgt, im ersten Abschnitte — das Werk zerfällt in fünf — eine Art von Einleitung, welche zuerst das *Verhältnifs des Manichäismus zum Gnosticismus und zum Christenthume* bespricht; hierauf die *bisherige Behandlung* des darzustellenden Systemes erläutert, zuletzt die *Quellen*, die *Grundzüge* und *Hauptheile* desselben angiebt.

Das Verhältnifs des Manichäismus zum Gnosticismus und zum Christenthume ist in diesem Abschnitte nur leise angedeutet, was uns ein grofser Uebelstand, eine falsche Anlage des Werkes zu sein scheint, denn nicht nur sieht sich der Vf. in der Folge oft veranlafst, auf denselben Gegenstand zurückzukommen, sondern

geradezu die Hauptsachen in einem letzten Abschnitte nachzuholen.

Was die frühern Bearbeitungen des Manichäismus betrifft, so stellt der Verf. noch Beausobre und Mosheim in die erste Reihe; aber eine vollständige Würdigung ihrer Leistungen, wie sie etwa von Lüdre in der *theologischen Zeitschrift* schon vor mehreren Jahren versucht worden, ist hier nicht unternommen.

Sie konnte auch um so füglicher unterbleiben, da über die Quellen selbst noch so vieles ins Klare zu ziehen ist. Diese Quellen, oder vielmehr die Schriften, aus welchen wir die Kenntniſs des Manichäismus zu schöpfen haben, und die etwas ganz anderes sind als die Quellen des Systemes selbst, unterscheiden sich bekanntlich in *Orientalische* und *Occidentalische*. An der Spitze der erstern steht, nächst den *Reliquien* von Manes, die Relation eines Gespräches, das zwischen Archelaus, dem Bischofe von Cascar in Comagene und dem Stifter des Manichäismus soll statt gehabt haben, und die zwar eine mehr historische Grundlage als z. B. das Gespräch von Justinus Martyr mit dem Juden Trypho haben mag, die aber weder den Namen einer historischen Urkunde, noch den einer reinen Quelle verdient. Nicht höhern Werth haben die polemischen Werke von Titus von Bostra, Alexander von Lycopolis und Epiphanius, die auch zu den Orientalischen Quellen gerechnet werden. Die *Occidentalischen Quellen* bestehen beinahe nur aus den polemischen Schriften Augustins, der zwar den Manichäismus als ehemaliger Freund desselben besser kannte, als manche andre Systeme, der aber dem Orientalischen Genius eben sich zeigt als den Orientalischen Sprachen.

In diesem Stücke, in Hinsicht auf kritische Sichtung der Quellen, war nun am meisten gleich von vornherein zu thun und eben hier sind wir am wenigsten befriedigt. Dem heftigen Bestreiter aller vom kirchlichen Dogma abweichenden Ansichten seiner Zeit, dem Bischofe des vierten Jahrhunderts, dem Africaner Augustin, scheint uns von Hrn. Baur ein entscheidendes Stimmrecht zuerkannt, das in solchem Grade ihm keineswegs gebührt. Die Bemerkung, wir hätten keinen Grund, anzunehmen, daſs die Africanischen Anhänger des Manichäischen Systemes vom *Sinne* des Meisters sich entfernt hätten, kann keine kritische Sichtung der Documente ersetzen; sie ist eine — Bemerkung, aber kein Grund. Schon die allgemeinere Bemerkung, die wir derselben entgegenstellen müssen, daſs ein und nirgends ein so mythenreiches, in manchen Theilen so unbestimmtes System zwei Jahrhunderte hindurch sich selbst gleich geblieben sei, zeigt hinlänglich die Schwäche der Baur'schen Ansicht. Als Organ eines Orientalischen Systemes ist der Genius des Lateinischen Africa's in hohem Grade uns verdächtig und wir erwarten, daſs bald in dieser Hinsicht der Verf. selbst eine nachtragende Revision der Acten vorzunehmen sich entschlieſsen werde.

Besonders wird diese Verpflichtung fühlbar, wenn man, wie Hr. Baur selbst, den groſsen Unterschied zwischen den Darstellungen des Manichäischen Religionssystemes mit oder ohne Mythen ins Auge faſst. Es darf aber auch diese Erscheinung, bei der Auffassung und Beurtheilung des Systemes, nicht übersehen werden, denn eben sie characterisirt dasselbe, gleich den Gnosticismus, als Religionsphilosophem mit vorchristlichen Elementen, und ganz verfehlt wäre jede Darstellung zu nennen, die jene Mythen beseitigend, bloſs das Gerippe der mehr oder minder philosophischen Sätze aufstellte, die von jenen wie bekleidet und belebt, wie beseelt und geschmückt waren, nach Altorientalischem Geschmacke. Eine solche Hülle muſs durchschaut werden vom kritischen Forscher, sie darf nicht abgestreift werden vom treuen Schriftsteller.

Doch nicht die Bemerkungen über die alten Quellen und die frühere Behandlung des Manichäismus, die Angaben über die Grundideen desselben bilden den vorzüglichen Theil dieses Abschnittes. Diese Grundideen sind die des *Dualismus*. Eine der Hauptschriften von Manes, die *Mysterien* betitelt, stellte ganz deutlich das neue System, als ein Nachbild des Persischen Dualismus hin. Gott und die Materie, Licht und Finsterniſs, das Gute und das Böse, dieſs sind die groſsen Begriffe und die groſsen Räthsel, dieſs die groſsen Erscheinungen oder Wesen, deren Seyn, deren Durchdringung, deren Kampf den Urheber der neuen Religionsphilosophie noch zweihundert Jahre nach den Enthüllungen des Christenthums beschäfftigen, wie sie viele Jahrhunderte vor denselben, die Stifter des alten Magismus oder den der Zoroastrischen Reform beschäfftigt hatten. Wie im alten Dualismus, ist im neuen die ganze Erscheinungswelt und was über ihr steht, in zwei Reihen, in zwei feindliche Lager gegliedert und Zwiespalt bildet den Knoten des ganzen groſsen Drama's, des Weltlaufes der Zeitlichkeit.

Zunächst an den Lichtgott schliefsen sich, nach Manes, zwölf Lichtgenien, Aeonen, deren je drei den verschiedenen Weltgegenden vorstehen und die insgesammt nicht nur der Zwölfzahl des Thierkreises, nicht nur dem in zwölf Monden ablaufenden Sonnenjahre, sondern auch dem in zwölf Zeiträumen sich vollendenden grofsen Kampfe der zwei Grundwesen entsprechen, und in dieser Beziehung Aeonen, *Saecula*, genannt werden. In welchem Zusammenhange hiemit die Priscillianische Eintheilung des menschlichen Körpers in zwölf Haupttheile und die Untergebung derselben unter den Schutz der zwölf Genien des Thierkreises stehn, hätte hier wohl mit einem Worte erläutert zu werden verdient, besonders da die Spanischen Priscillianer wohl meistens aus Afrika sich herübergezogen oder ausgebildet hatten. Auch der schöne Mythus, nach welchem, sobald einer der zwölf Zeiträume abgelaufen, der demselben vorstehende Aeon einen Kranz, als Symbol des Cyclus, auf das Haupt des *ewigen Königs* legt, hätte einige weitere Erläuterungen und namentlich Hindeutung auf so manche Monumente aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung verdient, auf welchen Kränze etwa in analogen Beziehungen erscheinen. Da es bei manchen dieser Denkmale noch so zweifelhaft ist, welchem Systeme sie zugehören, ist jede Beleuchtung zu versuchen. *)

Dem Oberhaupte der Finsternifs zur Seite stehen, bei Manes wie im Persischen Dualismus, die Mächte der dunkeln, fehlervollen, verderblichen Materie. Das *dichte Dunkel*, die *heftigen Winde*, das *zerstörende Feuer*, der *finstere Rauch* sind die fünf Hauptelemente oder die fünf Hauptregionen dieses Reiches und in der letzten dieser Zonen, welche Orientalische Spekulation sich schuf, indem sie zu einem eigenen Reiche des Bösen *alles Häfsliche und Widrige und Gefährliche* aus der Erscheinungswelt ausschied, sitzt das Oberhaupt des bösen Volkes. Zweifüfsig sind zwar die Bewohner des traurigen Gebietes, und wohl — was wegen der Abraxasbilder näher untersucht werden sollte — mit Schlangenbeinen versehen, wie bei Zoroaster. Eine ächt-dämonische Thätigkeit, üppige Lebensfülle und schreckende Produktivität characterisirt jenes Volk; desto heftiger ist der Kampf der zwei Reiche.

Die Kraft, die beiden inwohnt, der Grad von Gleichheit, der ihnen anerkannt wird, haben von Seiten der christlichen Orhodoxie die stärksten Einwürfe gegen den Manichäismus begründet. Zwei so absolut, so feindlich, so mächtig sich bekämpfende Principien, hat man entgegnet, könnten nicht anders als störend, als vernichtend wirken, könnten zu gar keinem bestimmten, providentiellen Resultate führen. Nach andern Vorstellungen ist die Materie blofs ein Negatives, Widerstrebendes, dem Geistigen und Göttlichen sich nicht Fügendes. Nicht also im Manichäischen Systeme. Sie ist die in solchem Grade mit Leben und Spontaneität ausgerüstet, dafs sie nicht nur dem Walten des Lichtgottes ein unbändiges Sein entgegenstellt, sondern selbst, seine Schöpfungen angreifend, mit Vernichtung sie bedroht.

Auffallend ist diese mythische Ansicht der Dinge im zweiten Jahrhundert der christlichen Aera; aber eben durch seine Mythen gewinnt der Manichäismus an dramatischem Interesse, und begeisternd ist der Ruf an den Sohn des Lichtes, als ein Ausfluss, als ein Theil des Lichtreiches mitzuwirken zum Siege des Reinen, des Guten im grofsen Zweikampfe, der durch alles Seiende sich hindurchzieht.

Der *zweite* Abschnitt des Werkes ist der Schilderung dieses Kampfes gewidmet.

Da die Manichäische Ansicht nur ein Nachbild der Altpersischen und diese so bekannt ist, kam es hier vorzüglich darauf an, das Characteristische des späteren Systemes so herauszuheben, dafs die Selbstständigkeit desselben hervorträte. Dieses fehlt nun auch nicht. Doch beschäfftigt sich ein Haupttheil des Abschnittes mit Nachweisungen über den historischen Ursprung der Idee des Kampfes, über den Zusammenhang des Manichäismus mit der Weltansicht des höhern Alterthumes, mit Auffassung seines pantheistischen Charatcers. Bis zur Lehre der Vedas glaubt der Verf. hinaufsteigen zu müssen und durch die Theilung des höchsten Urwesens in die Götter, welche die verschiedenen Theile der Welt repräsentiren, glaubt er den Manichäismus erläutern zu können. Die Lehre, dafs, nach Altindischer

*) Noch ist, um von so vielen nur ein Beispiel anzuführen, keine genügende Erklärung des Kampfes gegeben, den der gewöhnlich für *harpocrates* gehaltene Genius (bei *Gorlée, Pierres antiques t. II Planche* 203. *f.* 372.) mit der Legende *Semes eilampse*, in der Linken hält. Mit dem Manichäismus hängt diese Gemme wohl nicht zusammen, aber die Symbole derselben konnten vielleicht hier einiges Licht erhalten.

Hypothese, der Mund Brahmah's zum Priester, seine Arme Krieger, seine übrigen Gliedmafsen andere Klassen der Menschheit wurden, dafs der Mond aus dem Gemüthe, die Sonne aus den Augen des höchsten Gottes hervorging, glaubt er auf die Manichäischen Ansichten anwenden zu können. Und allerdings läfst aus dem Indischen Pantheismus sich mancherlei herübernehmen zur Erläuterung des Manichäischen; dafs das Göttliche in der Erscheinungswelt sich entfaltete, ist zum Beispiel eine Grundidee beider Systeme; doch wird nicht der Dualismus der Manichäer, nicht der Kampf der beiden Principien, von dem die Hauptfrage ist, durch diese gemeinschaftlichen Züge von Pantheismus und Emanationslehre erläutert. Besser wird in andern Systemen, im Persischen, im Aegyptischen und in einigen Gnostischen, der frühere Dualismus nachgewiesen. Doch sollten hier die charakteristischen Züge, die den Aegyptischen und besonders den Gnostischen vom Manichäischen unterscheiden, sorgfältig angedeutet sein. Mit dem höchsten Gotte stellt die Gnosis nichts auf dieselbe Linie, und die Aegyptische Religionslehre wacht über die Lichtkinder mit soviel thätiger Sorgfalt, führt sie so zärtlich durch den Weltlauf, durch die Regionen des Todes, zum Gerichte des Osiris, durch alle Stationen zum Lichthimmel, dafs der Aegyptische Dualismus mit dem Manichäischen im Grunde ebenso wenig als der Gnostische in dieselbe Reihe tritt.

Dagegen wird die Manichäische Ansicht vom Urmenschen und vom Menschen sehr glücklich durch die Persische Lehre von der Abspiegelung dieses Lichtgottes in den Lichtgeistern, durch den Mythus vom Urstier, der die Einheit des animalischen Lebens in sich trägt, und durch dessen Tod dieselbe in Vielheit und Mannigfaltigkeit sich umwandelt, erläutert. Auch sind die so späten, erst seit Constantin etwas häufiger vorkommenden Mithrasmonumente in recht glückliche Beziehungen mit diesem alten Mythus gebracht; sowie der Griechische Mythus von Dionysos Zagreus höchst geschickt benutzt wird.

Was aber am besten den Kampf der zwei Principien erläutert ist die Cosmogonie, die nichts anderes, als ein Erzeugnifs desselben ist.

Die Cosmogenie ist in allen älteren Systemen eine Hauptsache, sie ist es gewöhnlich, die dem Ganzen ihr Gepräge aufdrückt und folglich es erklärt. Es gilt dies nicht minder von der Manichäischen Theorie über den Ursprung, das Entstehen der Welt.

Der Hauptcharacter derselben ist der, dafs von einer Urschöpfung keine Rede sein kann, da das Lichtreich gleich ewig ist mit dem Lichtgotte, das Reich der Finsternifs mit dem Oberhaupte desselben.

Ein zweiter Character ist der dem Manichäismus eigene Pantheismus. Da nämlich alles gleich ewig ist in beiden Reichen mit ihren Grundwesen, so kann erstens nicht von einem Emanations-Pantheismus und zweitens überhaupt nicht von einem wahren Pantheismus die Rede sein; Dualismus und Pantheismus heben eigentlich sich auf. Wo nämlich eine solche Zweiheit und eine solche Kluft zwischen zweien Reihen besteht, dafs nur eine zeitliche Durchdringung, nicht eine Einigung denkbar ist, da ist das All nicht ein Spiegel, nicht ein Indisches Spiel der Gottheit; und doch liegt eine Pantheistische Grundidee im Manichäischen Systeme, die im allgemeinen so tief religiöse und so erhaben begeisternde nämlich von Gottes Sein und Walten in allem Guten und Reinen. So wird von den gotterzeugten Lichtsöhnen und selbst von der Lichterde gesagt, *sie sei eins und dasselbe mit Gott.* Ein religiöser, ein sittlicher Pantheismus, kein roher Naturpantheismus hat seinen Wiederhall im Manichäischen Systeme, sowie überhaupt seine Anklänge sich zum Theil vernehmen lassen im Christenthume, in jedem Religionssysteme, das eine tiefe Religiosität zu erzeugen sich vorsetzt.

Was die Schöpfung des Menschen und der Erscheinungswelt, was den ganzen bestehenden Weltorganismus herbeiführt, könnte von Seiten des dunkeln Reiches als ein Bedürfnifs, eine Sehnsucht nach vollkommnem Pantheismus, nach dem göttlichen Licht und Wesen folglich als ein Sehnen, und als ein Schritt nach Ausgleichung des Zwiespaltes, nach Auflösung des Dualismus betrachtet werden; und doch ist es gerade dies was den Kampf verwirklicht, was den grofsen Knoten des irdischen Schicksals schlingt. Aber allerdings gerieth der Manichäismus hier, wo nicht mit sich selbst, doch mit allen übrigen Welt- und Religions-Philosophemen in Widerspruch. Die alte Persische Lehre nahm, nach Zoroaster, einen Angriff des bösen Reiches auf das Gute, aus blofsem Hasse, aus zerstörungssüchtigem Neide an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 107.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## *Das Manichäische Religionssystem, nach den Quellen neu untersucht und entwickelt von Dr. Fr. Chr. Baur.*

(Fortsetzung.)

Ahriman, der das Lichtreich erblickt auf seinen äufsersten Grenzen, fährt in dasselbe mit Muth ein und verdirbt was er vermag. Nach andern Altorientalischen Vorstellungen gelüstete die Söhne des Lichtreiches nach den Reizen der irdischen Schöpfung; und im alten Buche der Schöpfung, in der Genesis, wie in den spätern Neuplatonischen Schriften finden sich die von Thomas Moore so poetisch benutzten Spuren dieses in die Urzeiten hinanreichenden Glaubens oder Wähnens. Weder diese noch die Persische Ansicht nahm Manes; die Orientalisch-Hebräische nicht, er glaubte nicht an ein Gelüste von oben nach unten; die Altpersische nicht, er beschränkte nicht die Beweggründe des Angriffes auf Hafs und Feindschaft, sondern lehrte eine Art von Lust und Sehnsucht nach dem Lichtreiche, die sich von Seiten der Dämonen nicht leicht erklären läfst und ihm viele Einwürfe zuzog, auf der er aber nichtsdestoweniger mit seinen Anhängern bestand.

Welches auch die Gefühle der Dämonen für das Lichtreich sein mochten, so heftig griffen sie dasselbe an, dafs der Fürst desselben, um nicht das Ganze preis zu geben, auf eine Art von Kriegerlist sann, die sonderbar genug klingt und abermals jenen mythischen Character des Systemes verräth, der auch sonst so häufig hervortritt. Der Lichtgott nämlich gab dem bösen Reiche, der *Hyle*, die Psyche hin, den Urmenschen, die Mutter des Lebens mit eben so vielen reinen Elementen versehen, als das Reich des Dunkels deren unreine zählte. Die Psyche, der Urmensch, zog nun die Angriffe dieses Reiches auf sich und wurde verschlungen von der Hyle, wie etwa Christi Leib von der Erde überwältigt wurde *auf eine Zeit hin*, und diese Verschlingung, dieses Durchdringen der Hyle und der Psyche ist — die Schöpfung der Menschheit.

An diese Schöpfung schliefst aber gleich eine weitere sich an. Gleich nach dem Urmenschen nämlich treten ins Dasein die *leuchtenden* Lichter, die Ueberbleibsel der Psyche, (der Weltseele des Lichtreiches) in denen sich spiegelt der Glanz der Lichtwelt. Auch wird der Urmensch, die Psyche, das geistige Prinzip der Menschheit, in seinem Kampfe mit der Hyle durch eine *göttliche Macht*, eine Art von Demiurgen unterstützt, der auch in dem Gnostischen Systeme mit der Seele des Menschen, aber nicht mit seinem πνεῦμα in Beziehung steht. Diese göttliche Macht spielt hier die Rolle oder wenigstens zum Theil die Rolle der *Sophia* einiger Gnostischer Schulen, und so wie diese himmlische dort mit Jesus dem Menschen verbunden ist, so hängt die Psyche, so hängt die sie stützende göttliche Macht mit dem *Jesus patibilis*, mit dem in der Pflanzenwelt gebundenen Leben zusammen, dessen passendes Symbol — Jesus am Holze des Kreuzes ist. So wie in der Gnosis, so mufs auch hier Jesus vom *Christus in der Sonnenwelt* wohl unterschieden werden. Von andern mythischen Gestaltungen, die sich hier anschliefsen, können wir hier nichts berühren; aber wohl möchten wir glauben, es hätte auf das Ganze, aus der Gnosis, ein höheres Licht können verbreitet werden.

Hingegen tritt wiederum im Manichäismus die grofsartige Idee von einem kosmischen Organismus, von einem beseelten Naturleib deutlicher hervor als in der Gnosis und vielleicht tiefer als diese greift diese Vorstellung in das religiöse Heiligthum des Menschen in Hinsicht auf sittliche Stimmung ein. Für die Praxis schien der Manichäismus mehr als der Gnosticismus berechnet; durch einfache und kräftige Züge zeigt sich dieſs in der Manichäischen Anthropologie.

Der Anthropologie ist der *dritte* Abschnitt des Werkes gewidmet, einer der wichtigsten desselben.

Das eigene der anthropologischen Ansichten von Manes besteht darin, dafs sie zwar, auf der einen Seite, aus den Grundideen seines Systemes über Dualismus und Weltorganismus hervorgehen; aber doch, andererseits, an Christliche Vorstellungen sich näher anschliefsen; und es ist überhaupt zu bemerken, dafs je mehr das System aus den Höhen kosmogonischer Speculation ins religiöse Leben herabsteigt, desto mehr es sich dem Christlichen Elemente nähert.

Der Grundzug der Manichäischen Anthropologie ist die Ansicht, dafs, so wie der Organismus des Weltganzen sich aus dem Durchdringen der Materie und der Weltseele gestaltete, so auch der Organismus des Menschen aus der Verbindung der Seele mit der Materie, oder vielmehr aus ihrer Gefangennehmung durch die Materie. Da nämlich der Leib aus dem Reiche der Finsternifs und des Bösen kömmt, die Seele hingegen ein Ausfluſs des Lichtreiches ist, so findet sie sich recht eigentlich unfreiwillig, eingeengt, eingekerkert in die durch die Mischung beider Reiche gewordne Ordnung der Dinge.

Doch nicht nur in diese Ordnung ist sie eingeschlossen; sie läuft gröfsere Gefahr, die nämlich, sich beständig zu schwächen, zu vertheilen, zu zerstückeln in die Materie, durch das Werk der Zeugung, welchem der Körper, als ein Theil des bösen Reiches also unterworfen ist, dafs er an demselben hohe Lust und Freude empfindet, und der Seele immer neue Kerker bereitet. Dafs die Seele im Leibe wie im Kerker gefangen sei, ist eine jener Altorientalischen Vorstellungen, die früher schon über Kleinasien oder Aegypten in die Griechischen Ansichten übergingen — σωμα σημα — doch meistens war die Gefangenschaft des Geistes als eine Strafe, als Folge einer Schuld, die Büfsung erheische, betrachtet. Nicht diefs ist die Ansicht von Manes. Die Seele ist reines Licht, ohne Fehl. Um diefs Licht in der Materie gefangen zu halten, hat der Fürst des Bösen, der Archon des dunkeln Reiches, mit seiner Gattin den Menschen erzeugt. Von ihm dem Leibe nach entsprossen, ist der Mensch nach dessen Bilde geschaffen, aber er trägt doch auch in sich das Bild des Urmenschen, von dem sein geistiges Wesen genommen, und, als Bild des Urmenschen, der vom Lichtgotte ausgegangenen Weltseele, reflectirt er, ohnerachtet des bösen Willens des Archonten, die ganze Welt, und ist selbst ein *Mikrokosmus*.

Die Idee von Zerknirschung und Büfsung, die z. B. im Indischen Systeme so gewaltig hervortritt und die practische Stimmung so sehr verdüstert, ist natürlicherweise, mit der einer frühern Schuld, aus dem Manichäismus beseitigt. Die Seele ist gefangen, aber nicht leidend, nicht unglücklich. Sie gefällt sich vielmehr im Leibe, so innig ist die Durchdringung, die Mischung des Lichtes und der Finsternifs. Ja, so sehr ist der Leib eine Lockspeise für die Seele, dafs der Fürst der Finsternifs, ein ächt Gnostischer ἄρχων τῆς πορνείας, die dem Menschen mitgetheilte Lust an Zeugung mifsbraucht zu einer immer sich erneuernden Gefangenschaft der Seele.

Die mannichfaltigen Beziehungen dieser Ideen mit Platonischen, Philonischen und Gnostischen sind sorgfältig nachgewiesen, doch schaden die langen Stellen aus Philo der Einheit und der Klarheit des Dargestellten; gründliche und feste Andeutungen, nicht schleppende Excerpte, sind hier an der rechten Stelle.

Die Lust an Erzeugung neuer Leiber war für den Fürsten des Dunkels ein nothwendiges Vehikel, den Aufschwung, die Macht, die Herrschaft der Seele zu bändigen. Dem Lichtreiche entsprossen, einen Theil desselben bildend, wäre sie allzukräftig gewesen und hätte den Leib zu leicht als einen Sklaven beherrscht, hätte sie nicht selbst, durch Freude an eigener Vervielfältigung, durch Lust an Zeugung, sich zersplittert und geschwächt. Dieſs war ihr *Sündenfall*, und die Lust die sich immer wiederholt, ist die *fortdauernde* Sünde, *die Erbsünde*.

Nicht genug schien die Seele gefesselt und geschwächt. Der böse Fürst versetzte sie noch an einen Ort, wo mancherlei Gegenstände der Lust, besonders Bäume mit ihren Früchten, sie reizten. Doch ein Engel des Lichtes, die Schlange, belehrte sie eines bessern. Diese Schlange war den Manichäern Christus; nicht also den Gnostikern; der Genius Ophis war ihnen blos ein Organ der himmlischen Sophie.

Mit Basilides, einem der ältesten, aus Syrien stammenden, mit Manes beinahe gleichzeitigen Gnostiker stimmte hier der Stifter des Manichäismus am meisten zusammen.

Wohl hätten noch weitere Analogien beachtet werden sollen bei der Frage über die *doppelte Seele* im Menschen, die bei den Manichäern nicht die Psyche und das Pneuma, das Princip des Gefühls und das des Denkens ist, das sonst so häufig in ältern Systemen er-

scheint, sondern als eine gute und eine böse gedacht wird. Bekanntlich sprechen nun auch die Basilidianer von einer *zugebornen Seele*, die das Licht, die Reinheit der dem Lichtreiche entstammten, durch ihre heftige, wilde, animalische Leidenschaft trübe, verdunkle. Hier fand sich vielleicht die Ausgleichung zwischen der von frühern Schriftstellern im Manichäischen Systeme angenommenen *doppelten Seele* und zwischen Hrn. Baur's Behauptung, es lehre die Manichäische Anthropologie nur *eine Seele* und zwar göttlicher Natur, aber eine solche, die durch den Einfluss des Leibes empfänglich geworden sei, jener mächtig wirkenden, verderbenden *concupiscentia*, die auch der ehemalige Manichäer Augustin, beinahe als eine *zweite Natur* des Menschen personificirt. Hr. Baur ist, am Ende eines trefflichen Excursus über die *concupiscentia* und die Augustinisch-Pelagianischen und Manichäischen Streitigkeiten, geneigt, den Unterschied von ψυχή und πνεῦμα ins Manichäische System aufzunehmen und also die Doppelseele zu erklären. Es ist hier der Ort nicht, weitläuftig diese Ansicht zu bestreiten und wir begnügen uns, zu bemerken, dass eine so tief eingehende Idee auch sonst noch zum Vorschein kommen müsste, wenn sie in einem Systeme begründet wäre, zu dem sie im Grunde nicht passt. Desto anziehender ist es hingegen in der Geschichte der Dogmen, der Manichäischen Concupiscentia von Augustin herab bis in die späteren Zeiten zu folgen und zu bemerken, wie in diesem Punkte die Manichäische Häresie durch den Einfluss eben des Bischofes, der sie sonst am meisten bestreitet, auf Jahrhunderte hin kirchliche Orthodoxie geworden. Wie von den *libellis* kann vom Glauben der Völker gesagt werden, *habent sua fata.*

Im *vierten* Abschnitte seines Werkes behandelt Hr. Baur Manichäische Lehre über *Christus*, die *Erlösung*, die *Zurückführung der Seele aus der materiellen Welt und ihr endliches Schicksal.* Wie der Verf. selbst sich ausdrückt, ist eigentlich hier, nach unserer alten dogmatischen Sprache von der Manichäischen Heilsordnung, nach der Sprache des Orientes, vom Läuterungswerke der Menschheit, die Rede.

Die Grundidee der Manichäischen Lehre ist diese: Da die Vermischung oder die Durchdringung der beiden Welten gegen den Willen des Lichtgottes geschehen ist, kann sein Bestreben kein anderes sein, als sie wieder zu scheiden, auch wieder aufzulösen den gegen seine eigene Natur streitenden, gegen die Glorie seines Reiches errichteten, aus betrübender Mischung des Bösen mit dem Guten gewordenen Organismus der Welt.

Auffallend ist es nun, dass wenn in den Vorstellungen von Manes über das Werden der Welt, über die Mischung des Lichtes und der Finsterniss die Altpersische Lehre vorherrschte, er zu Christenthum seine Zuflucht nahm, um den geschlungenen Knoten zu lösen, um das Werk der Läuterung und der Scheidung zu vollbringen. Sein Befreiungswerk der Seele ist wirklich ein Christliches, denn Christus spielt dabei eine Hauptrolle.

(Der Beschluss folgt.)

## LXX.

***Goethe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniss zum Ausland und Scheiden, nach den Mittheilungen seiner Freunde dargestellt von Karl Wilhelm Müller. Motto: Ich für meinen Theil — möchte Goethen gern den Geist der Natur selbst nennen und daraus sein ganzes Wesen erklären. St. Schütze Reisescenen und Bemerkungen. Jena, b. Frommann.* 1832. 8.**

Abermals ein Beitrag zur Schilderung der Individualität des verklärten Dichters, wie Freunde deren immer mehr wünschen dürfen, ohne darauf zu achten, dass misswillige und hochfahrende Splitterrichter sie kindischer Abgötterei beschuldigen. Wer den Hohen, Edlen kannte und seine Zeit gerecht würdiget, der wird wohl nicht leugnen, dass noch gar viel fehle und dass es noch vieler Zeit bedürfe, ehe dieser Geist wahrhaft und ganz erlebt werden, sein Geäder in das der Weltbildung allenthalben münden, eh' auch nur diese den gewaltigen Bildungsstürmen und Spannungen einer grossen Natur und einer wild aufgeregten Mitwelt „rastlos, aber ohne Hast" abgerungene und abgewonnene Reife und Milde eines gefühligen, kindlichen Herzens anerkannt werden wird. Gerade in diesem letzten Bezug beschämt die Deutschen, die sich sonst der Gemüthlichkeit, in der letzten Zeit besonders, so sehr rühmten, dass den rein und edel fühlenden Grossen selbst dieses Wortes überhäufiger Missbrauch anwiderte und er es lieber gleichsam für eine bessere Zeit zurückgestellt und geheiliget hätte, wo der rein gefasste und erlebte Begriff es wieder zu Ehren brächte, ein edler Italiener, Manzoni, welcher in vorliegendem Schriftchen, laut des Tagebuchs eines Reisenden, in einer Unterredung sich so äusserte: „Wie könnte ich auch gegen irgend Jemand in der Welt mich offener und rücksichtsloser aussprechen, als gegen ihn? Die Distanz zwischen ihm und mir wird nicht verringert, ob ich ihm ein um einige Grade mehr oder minder unvollkommenes Werk weihe; aber eben deswegen kann von keiner Schüchtern-

heit mehr die Rede seyn, wie man sich ja auch an höhere Wesen, eben ihrer entschieden höhern Natur wegen, mit Vertrauen wendet. Ich weifs, er wird mich verstehn, und wo ich irre, belehren, und das ist genug"; und weiterhin: „Wenn ich das Glück hätte, Goethe'n persönlich zu sprechen, so würde ich schwerlich verlegen sein; ich würde das Gefühl eines Kindes haben, das seinen Vater findet. Mein Herz würde sich ihm aufschliefsen ohne Rückhalt. Man hat wohl früher Goethe'n öfters für steif oder stolz gehalten, wie ich mir habe sagen lassen, mir aber hat diefs nie glaublich geschienen. Wie könnte der, dem alle Welt- und Naturverhältnisse so klar vor Augen liegen, sich nicht leicht in die Zustände Anderer, die ihm nahen, versetzen? wie der, dem alles Höchste verwandt und vertraut ist, erst noch kleinliche Abstufungen berücksichtigen? Er wahrlich hat nicht erst Sprünge zu machen, um irgend einen Gipfel zu erreichen, da alle Höhen für ihn nur Ebenen sind". Nicht minder der geistreiche Schotte Carlyle. Wie sehr mufs es daher erfreuen und rühren, hier in einem kurzen Ueberblick seiner Tagesordnung in den letzten Jahren auch die zärtlichste Liebe zu seinem Enkel Wolfgang und zu seiner Schwiegertochter, die Milde gegen seinen Diener, beurkundet, und die stille Zufriedenheit, wir möchten sagen die Liebeseligkeit des Greises in der Natur in dem kleinen Gedichte S. 9. herausgestellt zu sehn, das wir uns nicht enthalten können herzusetzen:

*Und wenn mich am Tag die Ferne*
*Blauer Berge sehnlich sieht,*
*Nachts das Uebermaafs der Sterne*
*Prächtig mir zu Häupten glüht:*
*Alle Tage, alle Nächte*
*Denk' ich so des Menschen Loos;*
*Denkt er ewig sich ins Rechte,*
*Ist er ewig schön und grofs.*

Eben so willkommen ist es, hier, wie in Tiecks Epilog zur theatr. Todtenfeier in Dresden, seinen verkannten, oder weil er eben nur kein lärmender und tobender demagogischer Vorfechter, sondern sich besonnen und innig im Maafse haltender, man möchte sagen, Platonischer Staatsmann war, nur nicht erkannten Patriotismus durch Rückweis auf seine dahin bezüglichen Aeufserungen hervorgehoben zu sehen. Wie anders auch konnte der Mann sein und denken, der sich nur in und aus dem Ganzen gewachsen fühlte und erkannte, das er nur in lebendiger That und Anschau, in der innern Wahrheit der Charaktere, nicht durch Tradition und Hörensagen, auffafste, so dafs er einst das tiefe geistreiche Wort aussprach: „Die ganze Geschichte ist ein grofser Euphemismus"?

Fast ohne es zu beabsichtigen, haben wir hiemit schon angedeutet, wie anziehend auch dieses Schriftchen ist. Aber es enthält auch aus, wenn nicht eigenen Erlebnissen, doch wohl geprüften und berichtigten Mittheilungen persönlicher Bekannten Goethen's, noch weit mehr solcher persönlicher Bezüge, die von einer grofsartigen Lebensidee ausgingen, wie zu ihr zurückführten, so dafs wir dem Sammler wohl unsern Dank nicht versagen können, wenn es anders menschlich ist, den Hohen und Fernen uns näher gerückt, sein liebes Bild zu längerer und näherer Betrachtung uns vorgehalten zu wünschen. Wir wissen wohl, er brauchte, wie Jean Paul von ihm sagte, nichts als sich selbst; wir aber ihn als Halt und vorleuchtendes Beispiel eines würdigen, gediegenen, wohlgenützten Lebens, in welchem die schönsten, neidenswerthesten Anlagen und Gaben mit der treuesten, dankbar bescheidensten, fleifsigsten und freiesten Pflege zu einem ganzen Gebilde zusammenschmolzen, von welchem wohl das Ariost'sche Wort gilt „*Natura il fece e poi ruppe la stampa*", oder was Antonius in Shakspeare's Julius Caesar von Brutus sagt: „*His life was gentle and the elements So mix'd in him, that Nature might stand up And tell to all the world: This was a man*". Wenn wir aber auf Mittheilung derartiger persönlicher Bezüge so viel Werth legen, so verarge man diefs nicht, da ja doch einmal ein Aus- und Eingangspunct in den Grofsen nöthig, dieser aber, einmal aufgefunden und nur nicht geflissentlich verhehlt, gewifs der Jedem zugänglichste, ja willkommenste ist, von welchem aus sich immer schönere und weitere, belohnende Aus- und Ansichten bieten; zu geschweigen, dafs diese Ansicht auch zugleich durch ihren sittlichen Gehalt sich empfiehlt. Denn ganz richtig sagte der grofse durchgebildete Mensch einmal: „Nur wer mich liebt, soll und kann mich tadeln"; und in demselben Sinne sang Gustav Pfizer hier: „Der trübe Mensch nur sucht nach Sonnenflecken, die Erde, dankbar heiter, spürt sie nicht. Ein frisches Herz bekennt sich gern zum Danke, doch über Arzt und Wärter klagt der Kranke".

So hat denn Dr. Müller hier manches gesprochene, gedichtete, briefliche Wort Goethe's, manche Zuschriften der Liebe und Verehrung gegen den Lebenden wie den Todten gesammelt, welche die bereits begonnenen Sammlungen von Zeugnissen der Mitwelt für ihn würdig vermehren, so dafs des Vollendeten, wie Weniger, von Gott begünstigtes langes Leben auch nach aufsen hin in schöner Färbung vor den Blicken der Nachwelt ausgebreitet liegt, und die Schatten, welche Lieblosigkeit, Befangenheit und Mifsbehagen über seine unableugbare Geistesmacht und Hoheit demselben angeworfen, es nur zu heben dienen können. Ist es denn aber nicht für jeden Gebildeten ein erhebender, tröstlicher, mit dankbarer Rührung zu geniefsender Anblick in dieser so selten dem Grofsen und Ganzen neidlosen Welt, diesem wahrhaft Grofsen und Edlen schon hier Wort gehalten, Kraft und Gedeihen gegönnt, die liebende Anerkennung der Mitwelt als Krone auf das Haupt gesetzt, oder als Lohn und Dank für den Fruchtsegen der ausgestreuten Bildungskeime in den Schoofs geschüttet zu sehen? Wir mindestens können auch in dieser Hinsicht nur des Dichters Wort bestätigt finden, welches sinnig gewählt an seinem Grabe gesungen ward. „Und so gewinnt sich das Lebendige durch Folg' auf Folge neue Kraft; denn die Gesinnung, die beständige, sie macht allein den Menschen dauerhaft. So löst sich jene grofse Frage nach unserm zweiten Vaterland; denn das Beständige der irdischen Tage verbürgt uns ewigen Bestand". —

Adolf Wagner.

Nro. 108.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## *Das Manichäische Religionssystem, nach den Quellen neu untersucht und entwickelt von Dr. Fr. Chr. Baur.*

(Schluſs.)

Diese Erscheinung darf auch im Grunde nicht länger wundern. Eine so vollständige, so positive, so bestimmte, auf historische Thatsachen sich stützende, Läuterungstheorie war nirgends noch wie im Christenthum aufgestellt, und wohl läſst sich begreifen, daſs Manes, dessen groſsen Vordersatz sie schloſs, nicht anstand, sie aufzunehmen in gegebenen Umständen. Auch lieſs sich dieselbe ihrerseits leicht an den in Orientalischer Spekulation gegebenen Vordersatz anschlieſsen. Sagt doch Paulus, in Worten mancher Deutung empfänglich, es *seufze die Kreatur nach Erlösung*. Manes aber lehrte eben, es fühle die ein Geschöpf gewordene Seele sich beengt in diesem Kerker und *seufze nach Befreiung*. Ein Sündenfall war angenommen, eine Erlösung muſste folgen, und in seiner Freude, sie vorgefunden zu haben im Christlichen Systeme, nahm der Perser Manes die gegebene Christologie also, daſs er sich in manchem Ausdrucke bequemte zur Christlichen Trinität. So verfuhren wenigstens seine Schüler. Doch wie die Philosophen oder die Sophisten anderer Zeiten nahmen sie in eigenem Sinne die in der Kirche gebrauchten Worte, und Christus ist im Grunde dem Manichäer der *lösende Mithras*, der *läuternde Genius der Sonne*. Christus und der heilige Geist sind ihm *zwei herrliche, zwischen Himmel und Erde schwebende, die Sehnsucht der Seele nach oben, den Trieb nach Freiheit anfachende und stärkende Lichtgestalten*. Wie bei Plato die Liebe zum Schönen im Allgemeinen in den Werken der Natur und der Kunst, so ist bei Manes die Liebe zu herrlichen Gestalten von Lichtwesen und himmlischen Jungfrauen, die an die Sophia der Gnosis erinnern, ein Mittel zur Hebung des Sinnes. Diese, überhaupt Orientalische Idee findet sich auch bei anderen christlichen Sekten, bei denen, wie Hr. Thilo nachgewiesen, die hehre Jungfrau mit der Hand auf die Chöre der Seeligen, nach den Thoren des himmlischen Jerusalems deutet (*Acta S. Thomae*). Selbst im Mohametismus ist sie beibehalten, obgleich durch des Arabers Glutsprache entstellt und zu seiner sinnlichen Lust herabgewürdigt.

Sonne und Mond, mit ihren Genien, Christus und dem heiligen Geiste, sind aber nicht bloſs Urbilder der geistigen Schönheit, Heilmittel und Läuterungsagenten der Seele; Sonne und Mond sind *Lichtschiffe*, die sie übersetzen, in die Inseln der Seeligen, unter die Chöre der Reinen.

Sowie Aegypten der Gnosis eine reiche und oft tiefe Symbolik geliehen hat, scheint das alte Land ernster Sinnbilder auch dem Manichäismus, wenigstens in diesem Punkte, die Lichtschiffe, aus seiner Fülle gereicht zu haben.

Aber weder das Reich des Lichtes, noch sein Fürst, noch seine Agenten können die Läuterung des Menschen ohne den Menschen, ohne seine Beistimmung, den Gebrauch seiner Freiheit, die Entwickelung seiner Sehnsucht, ohne seine freiwillige Entsagung, seine Verläugnung der Materie, der Welt und seines Leibes, vom Leibe und der Welt erlösen. Nicht schwer ist, nach Mane's ganzer Theorie, diese Verläugnung und Entsagung. Hat doch der Gefangene Sehnsucht nach Befreiung, hat er doch die Kraft einer dem Lichtreiche entsprossenen Psyche; wie sollte er nicht Glauben haben an seine eigene Natur und Macht?

Merkwürdig ist, in diesem Stücke, das Zusammentreffen Orientalischer Theorie mit Occidentalisch-Pelagianischer; doch auffallend ist sie nicht. Auch die Gnosis lehrte den Menschen, nicht zu verzweifeln an sich selbst, an seinem eigenen Wesen, an seinen Anlagen. Von gänzlicher Unfähigkeit zum Guten konnte ja,

wenn es Söhne des Lichtreiches, Mitkämpfer für den Sieg des Lichtes über die Finsternifs und das Böse galt, gar nicht die Rede sein.

Doch sah der Stifter des Manichäismus wohl ein, dafs Sehnsucht nach oben, und Kraft, sie zu befriedigen, dafs Freiheit und Wille, sie zu benutzen, nicht in gleichem Grade in allen Lichtsöhnen vorhanden sind, und er theilte deswegen seine Anhänger in drei verschiedenen Klassen, jeder derselben eigene Verpflichtungen, besondere Signacula zuertheilend.

Wie jedes andere Moralsystem, das der Orient gebahr, den Einfluſs des Leibes auf die Seele, und den Einfluſs der Speise und des Trankes auf den Leib berücksichtigte, so auch die Lehre von Manes. Nur Früchte, nichts aus dem Thierreiche sollten dem Leibe sich als Nahrung vermählen, und unter den Früchten selbst sollten vorzüglich diejenigen gewählt werden, die, durch Gestalt oder Farbe, nach dem Lichtreiche deuten, z. B. die Melone, die Oelfrüchte. Wein ist die Galle des Fürsten der Finsternifs. Schon der Glaube an die Ensomatose gestattete nicht den Genufs von Thieren, und die Altorientalische, aus Indien und Persien entnommene hohe Achtung vor der Pflanzen- und und Thierwelt gab eine natürliche Scheu, besonders vor dem Abschlachten der Thiere; doch schrieb Manes dem Fleische schon an sich einen verderblichen Einfluſs auf das geistige Leben zu.

Da die Erzeugung neuer Leiber durch fleischliche Vermischung, mit ihrer Lust im Dienste des bösen Fürsten stand, konnte die Ehe, wenigstens die Fortpflanzung durch die Ehe, nicht gestattet werden. Doch hatten bekanntlich die Schwachen, oder die Anfänger, *auditores*, nicht dieselbe Verpflichtung, wie die wahren Manichäer, oder die durch das Symbol der Taufe unter die *Electi* aufgenommenen. Dafs mit der Taufe sich andere Vorstellungen verbanden, als in der orthodoxen Kirche, wird wohl von Hrn. Baur bemerkt, aber näher verdiente beleuchtet zu werden, ob auch hier, wie bei anderen Sekten, diese symbolische Handlung irgend ein heilig Mal, ein Gepräge, σφραγίς, aufdrückte, das den Geweihten der Gnade des Lichtreiches anempfahl.

Die Grundsätze über die Ehe setzten der Verbreitung des Systemes, den Fortschritten der Secte die gröfsten Hindernisse entgegen. Sonst enthielt die gesellschaftliche Verfassung der Manichäer bessere Elemente als die der Gnostischen Parteien, und der Gang der Läuterung, das Uebertreten in das Lichtreich war ebenfalls bestimmter gezeichnet, als sonstwo. Unter direkter Einwirkung Christi waren nämlich beide Klassen der Gesellschaft berufen, den Läuterungsgang also vorzunehmen, dafs sie, vom Gebiete der Erde befreit, übersetzten in das des Mondes und der Sonne, durch die zwölf Zeichen des Thierkreises, die, wie *Schöpfeimer der Seele*, sich unaufhörlich anfüllen und leeren, die geläuterten und befreiten hinaufpumpend in die Lichträume der Seeligen.

Ueber die Förderung des Läuterungswerkes wachten zwölf Vorsteher, von denen Hr. Baur vermuthet, dafs ihre Anzahl ebenso sehr auf die zwölf Himmelszeichen als die zwölf Apostel des obersten Vorstehers aller Erlösung und Läuterung sich beziehen mochte; allein da diesen zwölf Vorstehern doch zweiundsiebenzig Bischöfe zur Seite sich finden, und diese offenbar auf die von Christus ausgesandten Jünger hinweisen, so dürfte wohl weiter nicht ausgeholt werden. Mehr Erläuterung verdienen eher die an den Befreiungsgang sich anschliefsenden, herrlichen Mythen, und besondere Erforschung die etwa hierauf sich beziehenden Denkmäler, die Gemmen der ersten Jahrhunderte.

Die Seelen der Auserwählten gehen allein direkt zu den Seeligen über; die der *Auditores* wandern in die Leiber solcher, die eben im Begriffe sind, *Electi* zu werden, oder in solche Pflanzen und Bäume, deren Früchte von *Electis* genossen werden. Die Sekte derjenigen aber, die nicht auf der Stufe von Auditoren stehen, wandern in Thierkörper oder in Pflanzen von untergeordnetem Range.

Am Ende der Dinge erfolgt die Läuterung durch Feuer, nach alter, im Occidente gleichwie im Oriente angenommener Hypothese.

Ein Ende ist dies nun allerdings, denn es ist vollendete Läuterung und Auflösung; doch ist er aufgelöst, jener Weltorganismus, der nichts anderes ist, als ein Durchdringen der beiden Reiche, ist die Läuterung aller Lichttheile, ihre Absonderung von allem Materiellen vollbracht: so stehen wieder die beiden Principien wie zuvor, einander gegenüber. Eine neue Lust nach Vermischung von Seiten des Bösen und eine neue Mischung könnten zum zweiten, wie zum erstenmale erfolgen, denn nicht vertilgt, ja nicht einmal eigentlich besiegt ist das Böse. Zwar ist es dem Lichtreiche gelungen, sich vom Bösen zu befreien, es folglich, wider

seinen Willen, von sich auszuscheiden und gleichsam zu überwinden. Doch wird das Böse selbst nicht in Gutes verwandelt und nicht alles, was zum Lichtreiche gehört, befreit. Ein ewiges Unglück des noch Leidenden und Seufzenden wird nicht behauptet, nicht verneint: wie in allen Systemen, liegt dieser Punkt der Eschatologie im Dunkeln.

In einem *fünften* und *letzten* Abschnitte behandelt Dr. Baur das *Verhältniss des Manichäismus zum Heidenthume, zum Judenthume, zum Christenthume*. Auch wird hier neuerdings nach den Elementen des Systemes geforscht. Wir beschränken uns, bei diesem Abschnitte, auf wenige Worte, nicht darum, weil er uns aus seiner rechten Stelle gerückt zu sein scheint — er sollte nämlich, die eigentlichen Quellen des Manichäismus nachweisend, der Darstellung desselben vorgehen — nicht darum, weil er zum Theil eine Wiederholung von schon Gesagtem giebt, sondern weil wir manche Zusammenstellungen des Verfs. nicht billigen, manche seiner Ansichten nicht theilen und doch nicht Raum haben mit ihm, nach der Sache Wichtigkeit, zu rechten; nichts aber peinlicher ist für Referenten und Leser, als solche Gegenstände in ein paar schroffe Sätze einengen zu müssen oder eingezwängt zu bekommen. So, z. B., behauptet der Verf., es sei der Manichäismus nicht aus dem eigentlichen Character des Heidenthums ausgetreten und auch der Gnosticismus wird von ihm in diese Behauptung hineingezogen. Darüber können wir kaum in ein paar Worten uns antithetisch erklären. Der eigentliche Character des Heidenthums, wie ihn unter andern auch Tzschirner in seinem unvollendeten Werke über den Untergang desselben aufgefafst hat, ist Vergötterung der Natur oder ihrer Kräfte. Personificationen des Lichtes, der Finsternifs, des Weltalls oder seiner Theile kommen nun allerdings im Manichäismus vor, aber ohnerachtet einiger Reste von Allegorisation und Mythologie, haben Manichäismus und Gnosticismus einige der Hauptcharactere des Christenthums, den der Materie entgegenkämpfenden Spiritualismus. Von Vergötterung der Natur kann ja da nicht die Rede sein, wo die ganze sichtbare Schöpfung als ein Uebel, als ein dem Bösen zuzuschreibender Organismus zu betrachten ist.

Sehr gut ist das Verhältnifs des Manichäismus zum Zoroastrismus erläutert und Ref. stimmt mit dem Verf. überein. dafs Manes an etwas anderes, sei es an den frühern Magismus, oder den spätern Buddhaismus sich anschlofs. Manes konnte wirklich um so leichter in Bekanntschaft mit diesem letzten Systeme kommen, da seine Flucht aus Persien in die Ostländer ihn führte und er auch seine symbolische Charte, sein Ertenki, in einer Höhle jener fernern Regionen verfertigte. Ganz trefflich wird von dem gelehrten Verf. Gieselers unstatthafte Ansicht, dafs der Gnosticismus sich vollständig aus Platonisch-Philonischen Elementen erklären lasse; dafs höchstens Persische zur Syrischen Gnosis hinzugenommen werden müfste — abgewiesen. Wie läfst aus den Gnostischen Ideen, sich der Einflufs in dieser; wie aus den Gnostischen Monumenten, der Einflufs Aegyptischer sich ausschliefsen?

In diesem Abschnitte hätten wir übrigens bestimmtere Nachweisungen über die unmittelbaren Lehrer und Vorgänger von Manes und über ihr Verhältnifs zu den Vorläufern des Syrischen Gnosticismus gewünscht. Nur Simons des Magiers, oder vielmehr der Verhältnisse Simons und Scythians zu ihren halb mythologisirten und halb allegorisirten Weibern wird etwas besonders gedacht.

Doch der Schätze von Gelehrsamkeit sind genug in diesem Buche preisgegeben und wir schliefsen unsre Anzeige desselben nur noch mit einigen Wünschen, denen wir nochmals die Erklärung voranstellen, es habe hier der Manichäismus eine Beleuchtung erhalten, von der in Zukunft jede andre ausgehen müsse.

Unsre Wünsche nämlich, zum Theil schon angedeutet, betreffen erstens *den Plan und* die *Form der Darstellung*, zweitens einige *Lücken in der Darstellung* selbst, oder in *der Geschichte des Systemes*.

Was die Form und den Plan des Werkes betrifft, so wünschen wir, bei einer neuen Ausgabe, eine verschiedene Abtheilung, eine schärfere Sonderung des nicht Zusammengehörigen, eine gröfsere Zerlegung in eine etwas bedeutendere Anzahl von Abschnitten, und eine wo nicht gänzliche Vermeidung der bunten Mischung Lateinischer, Deutscher und Griechischer Texte selbst, doch einige etwas sorgfältigere Säuberung des Deutschen Textes und Aufnahme der Beweisstellen in Form von Anmerkungen. Neander scheint uns hierin mit rechtem Maafse vorzugehen.

Die Lücken die wir in einem solchen Werke ungern bemerken sind folgende.

*Erstens* fehlen die gewöhnlichen historischen und

chronologischen Angaben über den Stifter des Systemes und sein Eintreten in die Welt. Freilich ist dieſs alles bekannt; aber sollte Hr. Baur uns gar nichts neues zu geben haben über frühere Erziehung, Studien, Reisen, und Verbindungen von Manes? Wenn irgend ein System sich loareissen läſst von seinem Stifter, herausnehmen aus der Zeit in der es erschien, entfremden dem Lande dem es entsprossen, so ist es nicht das Manichäische! Die Lehrer oder Schüler und die Reisen von Manes sind gegen das Ende erwähnt, aber kaum besprochen; die Geschichtschreiber wie Ferdusi, Mirthond und Abut-Faradj sind nicht befragt.

*Zweitens* ist von den vielen Denkmälern die Beausobre mit Recht oder Unrecht in die Geschichte des Manichäismus hineinzog, nicht die Rede und sie müssen doch am Ende auch erläutert werden und wohl wird das neunzehnte Jahrhundert in Erfahrung bringen müssen, welchen Vorstellungen sie am Ende zugehören?

*Zuletzt* war wohl auch über das Schicksal der Manichäer und der mit ihnen verwandten Parteien, so wie über die wahren Ursachen ihres Unterganges mancherlei zu berichten. Die Gesetzbücher von Theodos und Justinian geben uns hierüber, so wie über den Untergang des Heidenthums überhaupt und das Schicksal einiger besonderer, halb Christlich halb heidnisch gesinnter Secten so bestimmte Thatsachen, dafs sie kaum bei einem sonst so vollständigen Werke sollten übersehen werden.

Matter, in Strafsburg.

---

## LXXI.

***Allgemeine Therapie der Krankheiten des Menschen, von Dr. F. G. Gmelin, ord. öffentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen. Tübingen b. C. F. Osiander.*** 1830. 8. *X. u.* 330 S.

So wie es überhaupt eine schwierige Aufgabe ist, das Gebiet der einzelnen Doctrinen, in welche die Medicin zerfällt, genau und scharf zu begränzen, so sind insbesondere über die Bestimmung der Gränzen, welche die allgemeine Therapie von der *materia medica* scheiden, die Meinungen sehr verschieden und schwankend. Die allgemeine Therapie soll die allgemeinen Grundsätze der Heilkunde, die Theorie der Heilung enthalten, die Grundlage der speciellen Therapie bilden und sich zu dieser verhalten, wie die allgemeine Pathologie zur speciellen. So wie die allgemeine Pathologie zuerst den Begriff von Krankheit überhaupt feststellt, den Krankheitsprocefs, abgesehen von den mannichfaltigen Formen, unter welchen er erscheint, nach seiner Entstehung, seiner progressiven und regressiven Entwickelung beschreibt, so bezieht auch die allgemeine Therapie ihre Lehren zuerst auf den Krankheitszustand überhaupt, beschreibt in der Lehre von den Indicationen die Ideenfolge, welche in der Seele des Arztes seinem Entschluſs, eine gewisse Heilmethode anzuwenden, vorhergeht, nennt die allgemeinen Bedingungen, von welchen die Heilung abhängt und zeigt, in der Lehre von der Heilkraft der Natur, die allgemeine Norm, nach welcher der kranke Zustand in den gesunden übergeht. So wie ferner die allgemeine Pathologie die einfachen und allgemeinen Abnormitäten des Lebensprocesses schildert, welche in mannichfaltigen Formen und Verbindungen die Grundlage und Elemente der einzelnen Krankheitsarten bilden, so bezieht auch die allgemeine *Heil*kunde die Heilmethoden auf allgemeine Krankheitszustände, welche ihnen entsprechen. Hierbei ist jedoch nicht zu leugnen, dafs, in Beziehung auf die zuletzt genannte Aufgabe der allgemeinen Therapie, es schwierig ist, diesen Parallelismus zwischen ihr und der allgemeinen Pathologie mit Consequenz durchzuführen. Denn die Wirkung eines jeden Heilmittels und einer jeden Heilmethode ist eine relative und abhängig von der Beschaffenheit des kranken Zustandes, in welchem der Organismus sich befindet, kann daher, in Beziehung auf diesen, sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Heilzwecke erfüllen. Bezieht man nun, wie es gewöhnlich geschieht, in der allgemeinen Therapie die Heilmethoden auf gewisse allgemeine Krankheitszustände, so sollte ihre Wirkung auch nur in Beziehung auf diese angegeben werden. Statt dessen pflegt man aber jede Heilmethode nicht nur in ihrem Verhältnifs zu der Einen Abnormität, gegen welche sie zunächst empfohlen wird, zu betrachten, sondern auch ihre übrigen Wirkungen anzugeben.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 109.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## *Allgemeine Therapie der Krankheiten des Menschen, von D. F. G. Gmelin.*

(Schluſs.)

Hierzu ist man genöthigt, weil, wenn die allgemeine Therapie eine Einleitung in die specielle sein soll, sie die allgemeinen Heilmethoden in ihrem ganzen Umfange beschreiben, alle Indicationen, die sie zu erfüllen vermögen und alle die mannichfaltigen Beziehungen nennen muſs, in welchen sie zu den verschiedenen Formen des kranken Zustandes stehen, wobei freilich die Inconvenienz unvermeidlich ist, daſs die angegebenen Wirkungen derselben nur zum Theil dem Krankheitszustand entsprechen, mit welchem in Verbindung man sie vorträgt. Wenn z. B. der Vf. verminderte Secretion im Darmkanal als den Krankheitszustand nennt, welcher die Brech - und Laxiercur indicirt; zugleich aber Ableitung der Congestionen von den obern Theilen des Körpers, Verminderung der Masse der Säfte überhaupt zu den Zwecken rechnet, welche durch die Anwendung der Laxiermittel erfüllt werden, so stehen diese eben so wenig mit der verminderten Secretion im Darmkanal in Beziehung, als die hier angegebenen heilsamen Wirkungen der harntreibenden Methode bei Störungen im kleinen Kreislauf und den Organen der Brusthöhle, bei allgemeinen Mischungsfehlern mit der Verminderung der Harnabsonderung, welche der Vf. als den diese Methode indicirenden Krankheitszustand nennt.

Dieser Mangel an consequenter Befolgung eines bestimmten Plans bei dem Vortrag der allgemeinen Therapie würde vermieden werden können, wenn der Lehrer immer voraussetzen könnte, daſs in der *materia medica* nicht bloſs die einzelnen Heilmittel nach ihren naturhistorischen, physischen, chemischen Eigenschaften und ihren Wirkungen auf den menschlichen Organismus, sondern auch die allgemeinen Wirkungen der verschiedenen Classen der in ihren Haupteigenschaften und Kräften miteinander übereinkommenden Heilmittel ausführlich abgehandelt würden. Denn in diesem Fall hätte man nicht nöthig, in der allgemeinen Therapie alle die verschiedenartigen Nebenwirkungen der Heilmittel und Heilmethoden, die sie nach Beschaffenheit der Umstände haben können, ausführlich anzugeben, sondern man könnte in dieser Hinsicht auf die *materia medica* verweisen. Wahrscheinlich hat der Vf. früher diese Methode befolgt, da er in der Vorrede als Bewegungsgrund, diese Schrift herauszugeben, anführt, daſs er früher, bei seinen Vorlesungen über die *materia medica*, den allgemeinen Theil derselben mehr ausgedehnt und auch die therapeutischen Beziehungen der Arzneikörper vorgetragen habe, jetzt aber durch anderweitige Geschäfte genöthigt worden sei, die für seine Vorlesungen über die *materia medica* bestimmte Zeit und namentlich den allgemeinen Theil derselben zu beschränken und seinen Zuhörern einen Ersatz durch diesen Leitfaden geben zu müssen geglaubt habe. Nichts beweiset wohl deutlicher, wie schwankend die Bestimmung der Gränze ist, welche die allgemeine Therapie von der Heilmittellehre scheidet, als diese Veränderung des Lehrplans, zu welchem der Vf. bewogen wurde und welche die Möglichkeit voraussetzt, dieselben Gegenstände nach Willkür in der einen oder der anderen dieser Lehren abzuhandeln.

Was die Principien betrifft, von welchen der Verf. bei Bearbeitung seiner Schrift ausging, so ist er der Meinung, daſs die Therapie, wenn sie den Anforderungen, die man an sie mit Recht machen kann, wirklich entsprechen soll, mehr, wie jede andere medicinische Wissenschaft, wahrhaft praktisch sein müsse, daſs aber auf der anderen Seite die allgemeine Therapie ein wissenschaftliches Gebäude darstellen, nicht bloſs die Thatsachen in einer systematischen Ordnung aufzählen, sondern ihren Zusammenhang unter sich und mit dem gesunden und kranken Leben des Menschen darlegen

müsse, folglich, ihrer Natur nach, nur auf Physiologie und Pathologie gegründet werden könne. Diesem Grundsatz gemäfs beginnt der Verf. den ersten allgemeinen Theil seiner Schrift mit einer Erörterung der Begriffe von *Leben*, *Krankheit* und *Heilung*, und zeigt, wie der lebende Körper, wenn er gleich selbstständige Thätigkeit besitzt, doch nicht absolut durch sich selbst thätig ist, sondern in einer fortdauernden nothwendigen Beziehung zur Aufsenwelt steht und wie diese in eine so feindselige Stellung zum Leben treten kann, dafs dieses entweder vernichtet oder in seiner freien Thätigkeit beschränkt und hierdurch Krankheit erzeugt wird, diese Wirkung aber eine relative ist und durch die verschiedenen Eigenthümlichkeiten und Anlagen des Lebens bedingt und modificirt wird. Wenn aber der Vf. dessenungeachtet meint, dafs auch innere Ursachen für sich allein Krankheiten erzeugen können und zum Beweis anführt, dafs angeerbte Krankheitsanlagen, in Concurrenz mit anderen inneren Bedingungen, z. B. den Entwickelungen, Krankheit hervorzubringen vermögen, so kann Rec. dieser Meinung nicht beistimmen, da er glaubt, dafs, wenn man auf den ersten Ursprung der besonderen Krankheitsanlagen zurückgeht, sich immer äufsere Einflüsse nachweisen lassen, die zu ihrer Entstehung beigetragen haben und dieſs gilt selbst von der angeerbten Anlage, da der Einfluſs der Eltern auf das Kind in Beziehung auf dieses als etwas Aeufseres betrachtet werden mufs. Auf eine sehr falsliche Weise zeigt der Vf. wie auf dem in dem Leben liegenden Streben, mit sich selbst Eins zu sein (welches Rec. lieber das Streben, die Idee, die es auf seiner Entwickelungsstufe darstellen soll, zu realisiren, nennen würde) im gesunden Zustande das Princip der Selbsterhaltung, im kranken die Rückkehr zur Gesundheit beruhet. Hier wäre der Ort gewesen, die Lehre von der Heilkraft der Natur einzuschalten und ausführlich abzuhandeln und Rec. wundert sich sehr, dafs der Vf. diese Lehre ganz übergangen hat, da sie wesentlich in die allgemeine Therapie gehört und eigentlich die Grundlage aller therapeutischen Vorschriften bildet; denn keine Heilung kann ohne stete Rücksicht auf diese mit dem Leben selbst unzertrennlich verbundene Kraft unternommen werden und es möchte wohl wenig Heilmethoden geben, von welchen sich nicht nachweisen liefse, dafs sie im wesentlichen nur Nachahmungen der Art sind, wie unter ähnlichen Umständen die Selbstthätigkeit des Organismus allein, ohne künstliche Hülfe, Rückkehr der Gesundheit herbeiführt. Den auf der innern Thätigkeit des Lebens beruhenden Heilungsproceſs kann aber, wie der Verf. mit Recht bemerkt, der Instinct des Menschen und die Kunst der Aerzte einleiten, befördern und verwirklichen, indem sie dem Aeufsern eine dem kranken Leben angemessene Stellung geben und somit die äufsern Bedingungen des Heilungsprocesses herbeiführen.

Dieſs leitet den Verf. auf den Begriff der *Anzeige* (*indicatio*) und die verschiedenen Arten derselben. Er theilt sie in wesentliche, die in jeder Krankheit zur Sprache kommen müssen, und untergeordnete, die nur unter besonderen Umständen eintreten. Zu den ersteren rechnet er 1) die Anzeige, die entfernten Ursachen der Krankheit hinwegzuräumen, 2) die Lebensanzeige, oder die Herbeiführung solcher Bedingungen, unter welchen das kranke Leben theils überhaupt thätig, theils in einem bestimmten Grade thätig erhalten werden kann, 3) die auf das Wesen oder die nächste Ursache der Krankeit gerichtete Anzeige. Als untergeordnete Anzeigen betrachtet der Vf. 1) die palliative, durch deren Erfüllung der Arzt, bei absoluter oder relativer Unheilbarkeit der Krankheit, ihre Zunahme zu *verhindern*, ihren schädlichen Einfluſs auf das Gesammtleben zu beschränken und ihren nachtheiligen Folgen vorzubeugen sucht, 2) die Anzeige nach den Symptomen, 3) die Anzeige vom Erfolg (*a juvantibus et nocentibus*). Diese Anzeigen werden hierauf ausführlicher betrachtet und die Krankheitsursachen, auf welche die erste gerichtet ist, in äufsere und innere getheilt. Zu den äufseren rechnet der Vf. auch die psychischen, insofern die Causalität der Seele als von der des Lebens verschieden gedacht werden müsse, eine Behauptung, welche wohl nicht allgemein als richtig anerkannt werden dürfte. Die inneren Krankheitsdispositionen, auf welche der Arzt zu wirken hat, sind theils ererbte, theils erworbene und äufsern sich bald mehr durch ein Mifsverhältnifs der Kräfte und des Gleichgewichts der verschiedenen organischen Systeme zu einander, bald mehr durch eine abweichende Bildung und Mischung der festen und flüssigen Theile. Indem der Vf. die Art, wie der Arzt auf die inneren Krankheitsanlagen zu wirken hat, beschreibt, scheint er hin und wieder, namentlich bei den von atmosphärischen Einflüssen abhängenden Anlagen zu sehr ins Einzelne zu gehen und hier schon manche

therapeutische Vorschriften zu geben, die Gegenstand des folgenden Theils sein sollten. Zu einer ähnlichen Bemerkung sieht sich Rec. auch in Beziehung auf die Vorschriften veranlafst, welche der Verf. zur Erfüllung der Lebensanzeige mittheilt. An sich läfst sich nichts dagegen einwenden, dafs er mit dem Worte Lebensanzeige einen andern, als den gewöhnlichen Begriff, nach welchem sie auf Abwendung dringender Lebensgefahr gerichtet ist, verbindet, insofern nur ein sich thätig äufserndes Leben sich selbst zu erhalten und durch die Selbsterhaltung nur bei einem bestimmten Grad von Thätigkeit die Krankheit zu heilen im Stande ist. Wenn aber der Vf. bei der näheren Erörterung dieser Anzeige, Erhaltung und Wiederherstellung des gehörigen Grades der Lebensthätigkeit oder Erregung als den Zweck derselben betrachtet, welcher durch die Erhaltung eines bestimmten quantitativen Verhältnisses der Reize und die Herbeiführung der Bedingungen, unter welchen die Erregbarkeit erneuert wird, erfüllt werden mufs, so setzt sie, wenn ein hinreichender Grund zu ihrer Erfüllung vorhanden sein soll, immer ein abnormes Verhältnifs dieser Bedingungen des Lebens, folglich einen concreten Krankheitszustand voraus, dessen Beseitigung zu den Heilmethoden gehört, welche der Vf. in dem folgenden Theile abhandelt. Es war also hier wohl auch nicht der passende Ort, eine ausführliche Beschreibung der Heilmethode, durch welche diese Anzeige erfüllt wird, einzuschalten. Die Heilung der Krankheit ihrem Wesen nach wird dadurch möglich, dafs das Wesen jeder Krankheit auf einem gestörten Verhältnifs der inneren Bedingungen des Lebens und seinen Functionen beruht, die Qualitäten der äufseren Natur aber in einer bestimmten Verwandschaft zu diesen inneren Bedingungen stehen. Bei dieser Art der Heilung mufs der Arzt von dem Grundsatz ausgehen, die inneren Bedingungen des Lebens, die in der Krankheit gesteigert hervortreten, durch entsprechende äufsere Einwirkungen zu beschränken und diejenigen, welche sich beschränkt oder unter ihr Normal gesunken darstellen, zu steigern, also *contraria contrariis* zu heilen. Dieſs führt den Vf. auf das entgegengesetzte Princip: *similia similibus* und die hierauf beruhende Hahnemannsche Heilmethode, deren Erwähnung hier wohl unnöthig war, da eine ausführliche Kritik derselben die Gränzen eines Lehrbuchs überschritten haben würde, und die kurzen, oberflächlichen Bemerkungen, welche der Vf. hinzufügt, weder die Anhänger, noch Widersacher dieser Methode befriedigen können. Bei der Betrachtung der symptomatischen Anzeige handelt der Vf. ausführlich die ableitende oder (?) revulsorische Heilmethode ab, weil, wie er meint, diese Methode vorzugsweise in das Gebiet der symptomatischen Behandlung falle und sie im Folgenden, bei der Aufzählung der speciellen Anzeigen keine schickliche Stelle finde. Zu dieser Abweichung von dem dieser Schrift zum Grunde liegenden Plan, die einzelnen Heilmethoden im zweiten Theil abzuhandeln, war der Verf. freilich genöthigt, wenn er dem einmal angenommenen Grundsatz, alle einfache Heilmethoden immer nur auf einfache Krankheitszustände zu beziehen, treu bleiben wollte. Aus demselben Grunde hätte er aber mehrere andere Heilmethoden, welche ebenfalls mehrere specielle Anzeigen zugleich erfüllen, z. B. die Laxircur, die harntreibende, schweifstreibende Methode besser an dieser Stelle als im zweiten Theil abgehandelt.

Der zweite, specielle Theil dieser Schrift zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersten werden die einfachen Krankheitszustände und die ihnen entsprechenden Anzeigen und Methoden abgehandelt. Die einfachen Krankheitszustände, welche hier als Gegenstand der allgemeinen Therapie betrachtet werden, sind: die Gefäfsreizung, die Nervenreizung, die Spannung, der *torpor* des Gefäfssystems, der *torpor* des Nervensystems, die Atonie der Fasern, die übermäfsige Absonderung, namentlich im Darmkanal, des Urins, der Haut, Hemmung der Schleimabsonderung, der monatlichen Reinigung, der Krampf, die gestörte Geistesthätigkeit und die Lähmung. Als die diesen Krankheitszuständen entsprechenden Heilmethoden nennt der Verf. die temperirende, besänftigende, erschlaffende, irritirende, excitirende, tonische (stärkende), enthaltende, ausleerende Methode, namentlich die Brech- und Laxircur, die harntreibende, schweifstreibende, expectorirende, zeitflufsbefördernde, krampfstillende, psychische und die bei der Lähmung anzuwendende Methode. Im zweiten Abschnitt werden die zusammengesetzten Krankheitszustände und die ihnen entsprechenden Curen abgehandelt, nämlich die Cur des Fiebers, der Entzündung, der Congestion und des Blutflusses, der Dyskrasien, der Consumtion, der Hydropsie, der Degeneration, Desorganisation und Afterorganisation und der Parasiten. Diese hier beschriebenen Heilmethoden beruhen überall auf geläuterten pathologischen Grundsätzen und entspre-

chen gröfstentheils dem gegenwärtigen Standpunkt unseres freilich immer noch sehr unvollkommenen Wissens von der Art, wie die Heilmittel wirken. Nur über einige wenige Ansichten des Verfs. sieht sich Rec. zu Bemerkungen veranlafst, weil ihm ihre Richtigkeit zweifelhaft scheint.

Wenngleich zugegeben werden mufs, dafs bei krankhafter Verminderung und Erhöhung der Thätigkeit im Nervensystem der Arzt nicht immer dasselbe Verfahren und dieselben Mittel anwenden darf, welche dieselben Krankheitszustände, wenn sie vorzugsweise im Gefäfssystem statt finden, erfordern, so möchte der Verf. doch wohl auf diesen Unterschied zu viel Gewicht legen, wenn er es für nöthig hält, die die Erregung herabstimmende Heilmethode, je nachdem sie auf das Gefäfs- oder Nervensystem wirkt, mit verschiedenen Benennungen, temperirende und besänftigende Methode, zu bezeichnen und auf ähnliche Weise die durch *torpor* indicirte Heilmethode bei *torpor* des Gefäfssystems die irritirende, bei *torpor* des Nervensystems die excitirende zu nennen. Denn die allgemeinen Regeln, nach welchen beide angewandt werden müssen, sind dieselben und es giebt auch ziemlich viel beruhigende und erregende Mittel, von welchen sich wenigstens nicht auf eine überzeugende Weise darthun läfst, dafs sie allein oder auch nur vorzugsweise auf das eine oder das andere der genannten Systeme wirken. Dem Verf. eigenthümlich, aber nicht durch hinreichende Beweise unterstützt, ist die Behauptung, dafs Vermehrung der Secretionen oft auf einem Antagonismus zwischen der Secretion und Assimilation beruhe und folglich Alles, was die letztere steigere, die erstere vermindere und dafs hierauf die anhaltende Wirkung nährender und zugleich leicht verdaulicher Speisen, der bittern Mittel, des Eisens, selbst des Mohnsafts bei Vermehrung der Secretionen beruhe. Eben so problematisch scheint Recensenten die Ansicht zu sein, nach welcher der Verfasser zum Theil die Wirkung der die Secretionen befördernden Mittel erklärt, indem er annimmt, dafs solche Arzneimittel, welche in die allgemeine Säftemasse übergehen und dabei gar nicht oder schwer assimilirt werden, deswegen geeignet seien, die Secretionsthätigkeit allgemein zu steigern, weil jedes Absonderungsorgan das ihm völlig fremdartige, das ihm mit dem Blute dargeboten wird, auszustofsen suche und, da es dieis nicht allein ausscheiden könne, die Absonderungsthätigkeit überhaupt vermehrt werde. Wenn die stärkende Methode den Zweck hat, die Lebenskraft, d. h. den innern Grund des Lebens, zu erhöhen, so scheint es eine Verwechselung wesentlich verschiedener Begriffe zu beweisen, wenn der Verfasser die tonische, gegen die Atonie der Faser gerichtete Heilmethode die stärkende nennt. In der unorganischen Natur pflegt man zwar einen Körper stark zu nennen, wenn er viel Festigkeit, Cohärenz oder Elastizität besitzt. Dafs aber von diesen Eigenschaften der lebenden Körper, die sie mit den unorganischen gemein haben, sie mögen nun durch rein mechanische oder physische Schädlichkeiten oder durch Störungen des Lebens verändert werden, allein der Grad der Lebenskraft nicht abhängen könne, bedarf wohl keines Beweises. Recensent vermifst daher ungern in diesem, so wie in den meisten anderen neueren Lehrbüchern der allgemeinen Therapie, eine auf dem richtigen Begriff von Lebensschwäche, *die weder* Asthenie (im Brown'schen Sinn) nach bloise Atonie ist, gegründete Darstellung der wahren stärkenden Heilmethode, die wesentlich von der erregenden und tonischen verschieden ist.

Wenn gleich Recensent in Beziehung auf diese, so wie auf manche andere theoretische Ansichten des Verfassers nicht mit ihm übereinstimmen kann, so spricht er doch gern die Ueberzeugung aus, dafs dem Verfasser die Lösung der schwierigen Aufgabe, die allgemeine Therapie wissenschaftlich, zugleich aber auch praktisch nützlich zu bearbeiten, so vollkommen gelungen ist, als es bei unserer immer noch sehr mangelhaften Kenntnifs von der Art, wie das innere verborgene Wirken der Natur, welches die Krankheit heilt, durch die Kunst hervorgerufen und unterstützt wird, möglich war.

Friedrich Hufeland.

Nro. 110.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## LXXII.

*Characteristik Lucians von Samosata. Von Karl Georg Jacob, Prof. an der Königl. Preussischen Landesschule Pforta. Hamburg bei Fr. Perthes.* 1832. *XXII.* 194 S. *gr.* 8.

Der erweiterte Standpunkt der Alterthumskunde, den unsere gegenwärtige Zeit gewonnen hat, prägt sich nicht nur in einer Reihe von Arbeiten und Forschungen wirklich ausgezeichneter Gelehrten aus, die den äufseren Stoff dieser Wissenschaft in weit gröfserem Umfange, und den Geist derselben in gröfserer Tiefe zu Tage fördern und für die Gegenwart in Besitz nehmen, als die gelehrten Arbeiten und Untersuchungen der zwei letztvergangenen Jahrhunderte diefs thaten, sondern er hat auch bereits begonnen, auf die Richtung der Studien und auf die Arbeiten der gröfseren Masse der Philologen einen sichtlichen Einfluss auszuüben, derjenigen, deren Beruf nicht sowohl die Förderung der Wissenschaft im Ganzen und Grofsen, als die wissenschaftliche Erziehung und der Unterricht auf Gelehrtenschulen ist. Auch in den Arbeiten dieser, die eigentlich nur bestimmt sein können, ihre Tüchtigkeit zu diesem Geschäfte des Unterrichts zu beurkunden und allenfalls gelegentlich die Wissenschaft mit einigen Notizen zu bereichern, beginnt sich jetzt mächtig die sogenannte „Sachphilologie" hervorzuthun, neben den grammatischen Studien und der Wortkritik, welche bisher solche Arbeiten fast ausschliefslich ausfüllten. Ob diefs eine durchaus erfreuliche und eben so sehr der Wissenschaft ächten Gewinn bringende, wie auf die eigentlichen Berufsstudien jener Männer günstig einfliefsende Erscheinung sei: darüber wagt Ref. wenigstens nicht ein bestimmtes Urtheil auszusprechen. Dankenswerth und schätzbar sind unstreitig gelehrte Monographien solcher Art, wie sie die neuere Schule der Sachphilologie bereits in nicht unbeträchtlicher Anzahl hervorgerufen hat, deren Zweck nur dieser ist, in Bezug auf irgend einen einzelnen Gegenstand das Material herbeizuschaffen. Doch dürfte schwerlich zu leugnen sein, dafs ein solches Zusammentragen und Rubriciren des gelehrten Stoffs ungleich weniger, als die grammatischen und kritischen Arbeiten geeignet ist, sowohl den ächten Beruf zum Lehrer der studirenden Jugend zu beurkunden, als auch nach der Richtung, welche diesem Berufe die günstigste ist, hinzulenken, oder in dieser Richtung, wo sie vorhanden ist, zu bestärken und zu fördern. Nur allzuleicht führt dasselbe auf eine einseitige Werthschätzung der gelehrten Masse und des Gedächtnifswerkes hin, welche, wie schwerlich Jemand bestreiten wird, der Tod aller ächten wissenschaftlichen Bildung ist. —, Einen Nachtheil anderer Art, und, wie es uns bedünken will, einen noch gröfsern, führen die sachphilologischen Studien mit sich, wenn sie zu solchen Arbeiten verleiten, die von dem beschränkten pädagogischen Standpunkte aus, von welchem sie unternommen sind, nichtsdestoweniger das Höchste und Tiefste der Wissenschaft zu erfassen und zu erschöpfen prätendiren. Arbeiten solcher Art, müssen nicht nur Jene, die, der ächten Aufgaben der höhern Wissenschaft bewufst, das Mifsverhältnifs derselben zu diesen empfinden, mit einem unangenehmen, ja nicht selten bis zur Peinlichkeit sich steigernden Gefühl durchdringen, sondern sie haben auch die ernsthafter bedenkliche Seite, dafs sie in Solchen, die, der Fähigkeit eines tiefer eindringenden Urtheils noch entbehrend, sie ehrlicher Weise für ein Höchstes und Letztes der Wissenschaft nehmen, wofür sie ihnen geboten werden, also namentlich in Schülern und Studirenden von Fähigkeit und Trieb zu dem Höheren, dem eitlen Wahne Vorschub leisten, dieses Höhere wohlfeilen Kaufs erlangt zu haben, und, wenn sie sich eines Gefühls der Nichtbefriedigung und Leerheit bei diesem vermeintlich Höchsten nicht erwehren können, dem Zweifel an dem wirklichen, geistigen Gehalte der Wissen-

schaft und einer frivolen Ansicht derselben überhaupt. Ref. hält es für das sicherste Mittel, den wahrhaften Sinn für das Alterthum und den Trieb zu einer ächt wissenschaftlichen oder ächt gemüthlichen Beschäftigung mit demselben in Jünglingen, die vielleicht zu der einen oder der andern fähig wären, zu ersticken und auszurotten, wenn man ihnen allzufrüh eine abgeschlossene Theorie darüber und fertige Ansichten und Urtheile über alle einzelne Gegenstände giebt oder sie glauben macht, dafs sie im Besitze einer solchen Theorie sind und den Standpunkt für solche Urtheile inne haben — statt ihnen den eigentlichen Gehalt als ein tiefes und ehrwürdiges, dem unreifen Alter unerreichbares Geheimnifs von fern zu zeigen und sie nur einzelne begeisternde Blicke in dasselbe werfen zu lassen.

Zu diesen Bemerkungen hat uns — Ref. bedauert aufrichtig, es sagen zu müssen, wegen mancher schätzbaren Eigenschaften der Anlage und der gelehrten Bildung, die der Vf. übrigens zeigt — das vorliegende Werk über Lucian veranlafst. Eine „Characteristik" nennt dasselbe der Vf., aber er ist sich wohl schwerlich bewufst worden, *welche* Aufgabe zu lösen, er sich durch das Aussprechen dieses Wortes verbindlich gemacht hat. Die Characteristik eines Schriftstellers von Geist und welthistorischer Bedeutung, wie Lucian unstreitig ist, kann unsers Erachtens gleichfalls nur ein Werk des Geistes, das Ergebnifs genialer Apperçus und einer in den tiefen Kern der Individualität eindringenden, dabei aber mit grofsartigen Blicken über die geschichtliche Umgebung verbundenen Beobachtung sein; nicht aber Aufgabe für eine Schulschrift, wie unser Vf. sie behandelt. Die gröfsten Meister im Characterisiren sind die Engländer; aber unter ihnen wird dieses Geschäft auch betrieben als das freie des Talents und des Genius, und nicht als das handwerksmäfsige der gelehrten Pädagogik und Scholastik. Ehemals übten sie dieses Talent (welches allerdings noch unterschieden ist von dem Talente der eigentlich poetischen Characterdarstellung oder Characterschöpfung, aber doch demselben näher verwandt und mehr seines Geistes bedürfend, als die blofse Gelehrsamkeit sich träumen läfst) vorzüglich nur in ihren Romanen und andern, dem Leben der Zeit und der gebildeten Gesellschaft angehörenden Darstellungen und Schilderungen. Gegenwärtig aber hat sich, bei erweiterter Geschichts- und Literaturkenntnifs und in Folge der auch unter dieser Nation einmal in Gestalt nicht der abstracten Speculation, sondern der concreten Anschauung und Beobachtung des Individuellen und Persönlichen, Platz gewinnenden tieferen und philosophischeren Ansicht der Weltgeschichte, ein freierer Spielraum für dieses Talent eröffnet und ihre *Reviews* und *Magazines* sind eine unerschöpfliche Fundgrube der treuesten, lebendigsten und wahrsten, der tief eindringendsten, feinsten und bezeichnendsten Characteristik von Schriftstellern aller Zeiten und Völker, und die den verschiedensten Literaturzweigen angehören. Deutschen, die lernen wollen, was Characterisiren heifst, kann diese Quelle nicht nachdrücklich genug zum Studium empfohlen werden. Die Engländer sind uns in diesem Talente der Auffassung und Darstellung des Einzelnen genau ebenso weit überlegen, wie wir ihnen im dem Talente der abstracten und streng wissenschaftlichen Fassung speculativer Probleme und ihrer Lösung. So erinnert sich denn auch Ref., vor einigen Jahren bei Gelegenheit einer Englischen Uebersetzung des Lucian, oder vielmehr nicht des Griechischen, sondes Wieland'schen Deutschen Lucian (*Lucian of Samosata, from the Greek: with the Comments and Illustrations of Wieland and others. By William Tooke*), deren Werth übrigens, dem Urtheile der Englischen Recensenten zufolge, kein sonderlich hoher sein kann, daher auch Ref. ihre Nichtberücksichtigung unserm Vf. nicht zum Vorwurfe anrechnet — Aufsätze über Lucian in den *Reviews* gefunden zu haben, deren jeder ihn fast auf jeder einzelnen Seite reichere und lebendigere Blicke in den Character und die Bedeutung dieses merkwürdigen Schriftstellers thun liefs, als das ganze ausführliche und reich mit Citaten aller Art ausgestattete Buch unseres Verfassers.

Der Grundgedanke des Verfs. — wenn man anders eine so triviale Halbwahrheit einen *Gedanken* nennen darf — ist: die Rechtfertigung Lucians gegen die Beschuldigung der Frivolität und Immoralität, und gegen den Verdacht einer nachtheiligen Einwirkung auf sein Zeitalter in Bezug auf Sittlichkeit, Religion und Wissenschaft. Er kehrt diese Rechtfertigung vornämlich gegen die Aeufserungen, die neuerdings zwei Schriftsteller von Gewicht und Sachkenntnifs über Lucian gethan haben, Tzschirner in seiner redacrischen, in einfachen Antithesen von Lob und Tadel sich ergehenden Art, und Schlosser mit gewohnter Derbheit, Schroffheit und nur den practischen Gesichtspunct festhaltender Einseitigkeit, aber nicht ohne tief eindringende und scharf bezeichnende Züge. Man könnte erwarten, dafs der Verf. diesen beiden Schriftstellern gegenüber, etwa ein höheres Apperçu über die geschichtliche Bedeutung und Nothwendigkeit jener Geistesrichtung aufgegangen sei, die sich in Lucians Schriften offenbart und gestaltet hat, und dafs er in Folge dieses Apperçu's sich befleifsige, manche der Eigenschaften seines Schriftstellers in einem andern, günstigern oder bedeutendern Lichte erblicken zu lassen, als in welchem sie von Solchen, die jenes Aufschlusses entbehren, erblickt werden müssen. Allein in dieser Erwartung würde man sich getäuscht finden. Alles, was der Vf. von der geschichtlichen Stellung Lucians zu sagen weifs, reducirt sich ungefähr darauf: dafs er ein in sittlicher und religiöser, in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht gesunkenes Zeitalter vorfand, und dafs er, um dieses Zeitalter, wie er es beabsichtigte, zum Bessern hinzuführen, ihm seine Schlechtigkeit vorhalten mufste. In den meisten Abschnitten wird Lucian als ein Mann geschildert, der seiner Gesinnung und Denkweise nach im Grunde aufserhalb seines Zeitalters stand und von einem Standpuncte herab, dem dasselbe entfremdet war, dessen Laster, Untugenden und geistige wie moralische Mängel aufdeckte und züchtigte. In anderen, z. B. in demjenigen, welcher die Beziehung Lucians auf Götter-

glauben, Cultus und Mythologie enthält, kann der Vf. zwar nicht umhin, eine wesentliche Abweichung auch des eigenen Standpunktes dieses Schriftstellers von dem Standpunkt, der in Bezug auf jene Gegenstände wohl der wahre, ächte und ihrer ideen wahrhaft gemäfse heifsen möchte, einzugestehen. Aber auch hier ist er weit davon entfernt, das wahre Verhältnifs Lucians zu der Religion des Hellenischen Volkes zu durchschauen und auszusprechen: jene denkwürdige Mischung von Getränkt- und Erfülltsein mit den Anschauungen des alten Götterwelt und von dem Gefühle des Untergangs dieser Welt, welches sich in die Gestalt des Zweifels in ihrer Bedeutung und der Verzweiflung an ihrer Wahrheit kleidete. Diese Vereinigung der widerstrebendsten Elemente, der Liebe und des Hasses, der Ehrfurcht und der Verachtung, der Begeisterung und der Kälte in Bezug auf die einen und selben Gegenstände (als welche wir nicht blofs die Mythologie, sondern auf gleiche Weise auch die Poesie und Kunst, die Philosophie und das Staatsleben des Hellenischen Alterthums nennen dürfen) macht den grofsen Reiz der Lucianischen Schriften aus, jenes höchst Piquante, welches zu allen Zeiten so viele geistreiche Menschen unwiderstehlich anzog und immer von neuem zu ihnen zurückzukehren trieb. Es sind aber diese Eigenschaften recht eigentlich das Product des Zeitalters, in welchem Lucian schrieb; Lucian steht ganz innerhalb und in keiner Hinsicht aufserhalb dieses Zeitalters, und ist für den wahren Geschichtsforscher eine unerschöpflich reiche Quelle der Kenntnifs dieses Zeitalters, keineswegs blos durch seine Sittenschilderungen im Einzelnen (die unser Verf. treulich auszuziehen, aber durch das Herausreifsen aus dem Zusammenhange der lebendigen dialogischen Darstellung leider oft ihres Geistes zu entleeren nicht verfehlt), sondern ebenso sehr oder mehr noch, durch seinen gesammten Character als Mensch und als Schriftsteller. Eben darin, dafs sich der gewaltige, ungeheure Widerspruch seines Zeitalters in ihm verkörperte, und dafs er diesen Widerspruch in seiner ganzen Härte und furchtbar lastenden Schwere zu tragen und ihn durch Aussprechen Gestalt zu geben fähig war, besteht seine Genialität, die sich durch das Lob einer so kahlen Moralität, wie der Vf. in ihm findet, nur verkümmert wird.

Es heifst überhaupt den Standpunct für die Beurtheilung und die ächt characteristische Auffassung eines bedeutenden Schriftstellers verrücken, wenn man zunächst und zuvörderst nach der *Moralität* desselben fragt. Nicht als erkennten nicht auch wir die Sittlichkeit im wahren und ächten Sinne für das Höchste; aber jene Sittlichkeit, welche wirklich das Höchste ist, ist sehr verschieden von jener Moralität, die unser Verf. gern dem Lucian aufdringen möchte; sie verhält sich zu dieser ungefähr wie ächter Genius zu äufserlicher Correctheit oder auch Gelehrsamkeit. Von *dieser* Sittlichkeit kann bei einem Schriftsteller erst spät, und nachdem man seinen gesammten geschichtlichen, wissenschaftlichen und ästhetischen Character durchforscht und ergründet hat, die Rede sein. Es mag sein, dafs diese höhere Sittlichkeit jene gemeine Moralität voraussetzt (wiewohl diefs doch nur in etwas eingeschränktem Sinne behauptet werden kann), aber keineswegs folgt, wenn ein Schriftsteller im Sinne unseres Verfassers moralisch ist, hieraus auch jene höhere Sittlichkeit für ihn, die bei einem Schriftsteller wenigstens, nie ohne ächtes Talent oder Genius ist. Ob aber Lucian Genius besitze oder nicht, davon ist bei unserm Verfasser nicht einmal im Vorübergehen die Rede. Referent hat bereits ausgesprochen, dafs er allerdings, und in welchem Sinne er dem Lucian Genius zuschreibt. Würde er über seine Meinung von der Sittlichkeit dieses Schriftstellers befragt: so hätte zwar diese Frage für ihn hoch ein ganz anderes Interesse, als der Verf. darin auch nur zu ahnen scheint: aber er würde auf keine Weise vermögen, die Beantwortung dieser Frage so, wie der Vf. thut, von der Betrachtung der übrigen schriftstellerischen Individualität Lucians abzutrennen, und als eine in Bezug auf diese Individualität äufserliche zu behandeln. In dem geringen Raume, der ihm hier vergönnt ist, kann er nichts thun, als aufmerksam auf den Umstand machen, dafs der Beruf des Aussprechens und folglich auch des in-sich-Erlebens eines so gewaltsamen inneren Zwiespaltes, einer so trostlosen Zerrissenheit, wie die des Lucianischen Zeitalters war, sich wohl schwerlich mit jenem höchsten und vollendeten Ideale der Sittlichkeit, ebenso wenig wie mit jenem der Schönheit vertragen möchte, welche beide wir nur in wenigen edlen und reinen Gestalten der Menschengeschichte und stets nur in solchen, die eine ungestörte Harmonie des Welt- und Völkergeistes mit sich selbst und mit der Gottheit ausdrücken, verwirklicht erblicken. Eine Apologie des Lucian, wenn ja eine solche geschrieben werden sollte, hätte, unseres Bedünkens, nicht sowohl darauf hinzuarbeiten, diesen Schriftsteller von allen moralischen Vorwürfen, die man gegen ihn erheben kann und wirklich erhoben hat, rein zu waschen, als vielmehr zu zeigen, wie die Fehler und Untugenden, welche Gegenstand dieser Vorwürfe sind, mit dem durch sein Talent ihm angewiesenen Berufe unzertrennlich verbunden waren, und wie er sich derselben nicht entledigen konnte, ohne etwas anderes und höheres zu werden, als wozu sein Talent ihn befähigte. Es ist vergeblich, zu läugnen, dafs Lucian an der Darstellung des Schlechten und Gemeinen als solchen ein Wohlgefallen findet, welches einem rein sittlichen Charakter allerdings nicht ziemen würde; dafs diesem Gemeinen und Schlechten nur eine allgemeine, von Zweifel und Leidenschaft nur allzusehr untergrabene und getrübte Vorstellung von dem Wahren und Rechten, keineswegs aber eine klare, feste und durch und durch gebildete sittliche Ueberzeugung gegenüber oder in den Hintergrund zu stellen vermag. Seine sittliche Natur ist, ebenso wie seine schriftstellerische oder künstlerische eine fragmentarische: er hat ein lebendiges Allgemeingefühl des Bessern und ein tief eindringendes, oft schlagend richtiges Urtheil, nicht minder eine unerschöpfliche Productionskraft im Einzelnen, aber die höhere, sittliche und ästhetische Schöpferkraft fehlt, die jenes Allgemeine und dieses Einzelne zu einem ächten organischen Ganzen verbände. Die

gesammte Tendenz des Lucianischen Characters geht — ein Umstand, den der Verf. ganz übersehen hat — auf objective Darstellung der vorgefundenen Welt und es führt zu einem durchaus schiefen Urtheil über seine Werke, wenn man denselben, mit dem Vf., allenthalben bestimmte, practische Tendenzen und sittliche Motive unterlegen will. Zu diesem Geschäfte des Schilderns und Bildens im Einzelnen und Kleinen brachte er genau soviel sittliches Gefühl und Urtheil mit, als nöthig ist, um das entschieden Gute und Schlechte als das was es ist, erscheinen zu lassen, und in diesem Sinne dürfen wir dem Verf. allerdings beistimmen, wenn er den Lucian gegen die gröbsten Vorwürfe des geflissentlichen Herabwürdigens alles Edlen und der Hinneigung zur gemeinen Sinnlichkeit vertheidigt. Dagegen fehlt ihm durchaus der gediegene, organische Zusammenhang einer sittlichen Weltanschauung, und mufste ihm fehlen, so gewifs er der Mann seines Zeitalters, ja der durch Talent und Scharf- und Tiefblick ausgezeichnete Repräsentant seines Zeitalters ist. Eben eine solche Weltanschauung ist aber das einzig mögliche Moment, welches dem Geschäfte der künstlerischen oder der philosophisch-historischen Darstellung eine gleiche sittliche Würde, ein dem unmittelbaren Handeln, oder was diesem Handeln gleichgilt, dem Schreiben zum Behufe sittlicher Zwecke zu geben vermag; und wir wagen kein Bedenken, einzugestehen, dafs in unsern Augen die Werke Lucians dieser höchsten und reinen Würde allerdings entbehren.

Was die sonstige Behandlung betrifft, die der Vf. seinem Gegenstande widmet: so dürfen wir ihm das Zeugnifs nicht versagen, dafs, wenn dieselbe derjenigen Vorzüge entbehrt, von denen der Vf. selbst keine Ahnung hat und auf die er also auch keinen Anspruch machen wird, die aber von ihr zu fordern Ref. sich durch den Titel und das Unternehmen des Werkes berechtigt glaubte, sie dagegen diejenigen in reichem Maafse besitzt, die der Vf. zu würdigen versteht und demgemäfs auch anstrebte. War es ihm darum zu thun, sich als einen Mann zu zeigen, der seinen Schriftsteller tüchtig durchlesen und durcharbeitet hat, der die Literatur über ihn und das sonst auf ihn bezügliche aus alter und neuer Zeit kennt und zu benutzen versteht, der dabei vielseitige Belesenheit in allerhand Schriftstellern alter und neuer Zeit besitzt und Stellen aus denselben, die nicht Jeder kennt, und an Orten, wo man sie nicht erwartet, citiren kann: so hat er diesen Zweck erreicht. Nur können wir nicht umhin, den sonderbaren und unangenehm auffallenden Contrast zu rügen, in welchem die Gebundenheit und Steifigkeit des Gedankenganges seiner Untersuchung in Bezug auf den eigentlich gemeinten und zunächst behandelten Gegenstand, zu der Willkührlichkeit und nicht selten Wunderlichkeit der gelegentlichen Anführungen steht. Wer findet es nicht unzweckmäfsig und geschmacklos, wenn bei Gelegenheit der Ungenauigkeit und des Mangels an Glaubwürdigkeit, die Lucian in seinem Buch über Geschichtschreibung an Geschichtschreibern seiner Zeit rügt, als Parallele aus neuerer Zeit, in einer Note eine Unrichtigkeit in Bourienne's Memoiren gerügt wird? (S. 110.) Und dies in einem Buche, dessen Darstellung allenthalben, wo es nicht auf den Prunk des Citirens abgesehen ist, den steifen und gemessenen Schritt der Schule geht, und den betrachteten Autor in die Spanischen Stiefeln der sorgfältigst abgewogenen Categorien und Subcategorien einschnürt, um die Kenntnifs desselben, nach gewissenhaftem Heraustreiben seines Geistes, zu einer recht systematischen zu erheben. Uebrigens begegnet es dem Vf. nicht selten (ein Umstand, der alle Schriftsteller seines Gleichen von voreiligem Auskramen einer vielseitigen Belesenheit abschrecken sollte), dafs er in dem allzu eifrigen Bestreben, seine Kenntnifs und sein Bewandertsein in recht verschiedenartigen Gebieten der Literatur und der Geschichte an den Tag zu legen, sich arge Blöfsen giebt und nur seine Unkenntnifs zur Schau trägt. So S. 114., wo der Vf. die alte Litanei anstimmt, über die Ungründlichkeit und Seichtigkeit der Französischen Geschichtschreibung, insbesondere derer, „die sich nach Voltaire in Frankreich noch bis jetzt philosophische Historiker nennen", ohne auch nur eine Ahnung des höheren Geistes zu zeigen, mit welchem seit der Restauration in jenem Lande Geschichtforschung und Geschichtschreibung betrieben wird; obgleich er in einer Note Lapelligue's Vorrede zu der Geschichte Philipp Augusts zu citiren nicht ermangelte. — Zur höchsten Unzier gereicht in unsern Augen dem Werke die durch die ganze Länge desselben sich hindurch ziehende Parallelisirung Lucians mit den Französischen Schriftstellern des 18ten Jahrhunderts, Voltaire und Diderot an ihrer *Spitze*. Nichts kann ungerechter sein und von einer entschiedeneren Unkenntnifs wenn nicht der letzteren Schriftsteller überhaupt, so doch wenigstens ihres Geistes zeigen, als die einseitige Erhebung des ersteren auf Unkosten der letzteren, welche der Vf. als einen Sündenbock behandelt, der alle die Vorwürfe tragen mufs die er von Lucian abzuwälzen sich bemüht. — In der That hat ein glücklicher Instinct jene früheren Beurtheilungen des Lucian, gegen die der Verf. ankämpft, diese Parallele eingegeben, wenn auch die Art, wie Jene sie auffafsten, nicht durchaus die richtige war. Insbesondere von Diderot ist Lucian in mehr als einer Hinsicht als ein Geistesverwandter zu betrachten, ja fast möchten wir sagen, der Unterschied zwischen beiden sei kein anderer, als der Unterschied zwischen der neuen und der alten Zeit. Auch die Untugenden, ja die Laster dieser Franzosen sind auf das Engste mit ihrem Talente, mit ihrem Genius verwachsen, und finden in diesem und dem grofsen welthistorischen Berufe desselben, wo nicht ihre Rechtfertigung, so ihre Entschuldigung; und wenn sie im Einzelnen schroffer und greller erscheinen mögen, als die des Lucian, so ist dafür ihr Genius ein noch höherer und reicherer, ihr Streben ein klareres und dem Ziele näheres. Die Art und Weise aber, wie der Vf. über sie abspricht, ist auf keine Weise zu rechtfertigen, und giebt einen auffallenden Beleg von jener Seichtigkeit des Urtheils, welche der moralisirenden Manier des Verfs. im Hintergrunde liegt.

C. H. Weifse.

Nro. 111.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## LXXIII.

*Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire par le Maréchal Gouvion Saint-Cyr. Paris, Anselin et Piquet.* 1831. *Tome III. (Feldzug von* 1812.*).*

Zweiter Artikel.

In den beiden letzten Theilen dieser Memoiren bewährt sich der Verf. als ein Mann, der durch die, aus eigener Erfahrung gewonnene Sachkenntnifs zu einem so gediegenen und selbstständigen Urtheil herangereift ist, dafs er selbst in den höchsten Sphären der politischen Wirksamkeit einen ausgezeichneten Platz zu behaupten und die darauf bezüglichen Materien einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen vermag. Sahen wir ihn in der früheren Periode wiederholt in nähere Berührung mit Moreau gebracht, so lernen wir ihn hier kennen in direktem Verhältnisse zu Napoleon, der seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen mufste, obschon die widerstrebende Eigenthümlichkeit ihrer Charaktere Ursach gewesen zu sein scheint, dafs sie nie zu einander in das Verhältnifs engerer Wahlverwandschaft zu treten vermochten.

In dem verhängnifsvollen Feldzuge von 1812. befand sich der Vf. als Befehlshaber eines selbstständigen Heerestheiles dem Grafen Wittgenstein gegenüber, wo er unter nicht ganz günstigen Verhältnissen acht Wochen lang sich in einer Defensivstellung bei Polotsk, zum Schutz der linken Flanke der Französischen Hauptarmee, zu behaupten genöthigt war. In drei verschiedenen Reprisen wiederholte sich auf demselben Boden das Gefecht. In dem ersten, am 16ten Aug., war St. Cyr als Befehlshaber des sechsten (Bairischen) Armeecorps unter Oudinot gestellt. Die Russen griffen an und es entspann sich ein hartnäckiger Kampf; der Feind wurde zwar abgeschlagen, allein beide Französische Feldherren wurden verwundet; Oudinot so bedeutend, dafs er zurückgebracht werden mufste und St. Cyr von nun an auch über das 2te Corps die gemeinsame obere Leitung erhielt. Wittgenstein hatte Verstärkung erhalten, und Brücken über die Düna und Polota geschlagen. In Kurzem war sonach ein zweiter Angriff des Feindes unausbleiblich; und St. Cyr entschlofs sich dieserhalb sofort, die Initiative zu ergreifen. Die Erschöpfung der Truppen war indessen so grofs, dafs sämmtliche Generale höchstens ein vierstündiges Gefecht glaubten bestehen zu können. Es wurde dieserhalb bis auf den Abend des 18ten verschoben, und wegen der Mehrzahl des Feindes (30000 gegen 24000) als Einleitung mit einem fingirten Rückzug begonnen. Die Artillerie begann ihr Feuer früher, als es im Plane lag; die leichte Reiterei wurde vom Feinde geworfen und St. Cyr, der sich seiner Wunde wegen auf einer Wurst befand, überritten und umgeworfen, so dafs leicht eine gefährliche Krisis hätte eintreten können, wenn nicht das mit Präcision und entschiedenem Nachdruck ausgeführte concentrische Zusammenwirken von vier Infanteriedivisionen den Ausschlag gegeben hätte. Der Feind räumte das Schlachtfeld, aber die Resultate — (ungefähr dieselben, wie Preufsischer Seits 1813. in dem nicht unähnlichen Abendgefechte von Hainau) — waren nicht ganz so glänzend, wie sie hätten sein können, wenn alle Waffen mit gleicher Energie eingegriffen hätten, und eine hinlänglich starke Reserve disponibel gewesen wäre; dennoch dünkten sie Napoleon bedeutsam genug, um sie durch den, dem Verf. acht Jahre vorenthaltenen, Marschalsstab zu belohnen. Grade vier Wochen darauf, am 18ten Sept. erhielt St. Cyr den Befehl, in Verbindung mit dem 10ten Corps die Offensive zu ergreifen. Der Marschal Macdonald aber deprecirte; der Feind zog täglich neue Verstärkungen an sich — (er hatte sich fast um 10000 Mann vermehrt, während das 2te und 6te Corps durch Krankheit und Mangel fast um

eben soviel zusammengeschmolzen war) — das 9te Corps (Victor), welches auf dem Marsche nach Smolensk begriffen war, hatte keinen Auftrag und keine Befugniſs, mit einzugreifen; die Aufgabe erschien mithin unausführbar. Eine neue Verlegenheit erwuchs aus dem täglich zunehmenden Mangel an Lebensmitteln und Fourage und bei der groſsen Entfernung vom kaiserlichen Hauptquartier aus dem Mangel an aller Instruction für die verschiedenen besorglichen Fälle, die sich binnen Kurzem erwarten lieſsen. St. Cyr suchte sich durch die Befestigung seiner Stellung gegen einen überlegenen Angriff zu sichern, aber gegen die Mitte des Octobers wurde die Fourage so knapp, daſs er sich genöthigt sah, die Kavalerie und Artilleriebespannung weit rückwärts wegzusenden. Wittgenstein, durch das aus Finnland herangekommene Corps von Steinheil verstärkt, ging aufs Neue in die Offensive über, und so kam es am 18ten Okt. unter den für die Franzosen ungünstigsten Umständen zur zweiten Schlacht von Polotsk, nachdem schon ein paar Tage zuvor einleitende Gefechte statt gefunden hatten. Gen. Maison behauptete sich mit kaum 8000 Mann gegen die wiederholten Angriffe einer fast vierfach überlegenen feindlichen Masse mit der beharrlichsten Unerschrockenheit, und auch die Angriffe des Fürsten Jashwil auf der entgegengesetzten Seite hatten trotz der Vehemenz, mit der sie unternommen wurden, keinen entscheidenden Erfolg. Als jedoch am Tage darauf der Feind den Angriff wiederholte und gleichzeitig vom Gen. Corbineau die Nachricht eintraf, daſs die unter demselben an dem Uchatsch aufgestellte Brigade durch die Division Steinheil hart bedrängt werde, muſste die verschanzte Stellung verlassen, und endlich auch die Vertheidigung der in Brand gerathenen Stadt aufgegeben werden. Dennoch wurde der Rückzug auf das linke Ufer der Düna noch bis zur einbrechenden Nacht mit groſser Anstrengung hingehalten. Eine bereits im Laufe des Tages erhaltene Wunde nöthigte jetzt den Marschall St. Cyr, das Commando abzugeben, welches, da es die älteren Französischen Generale entschieden ablehnten, vom Bairischen General Wrede übernommen wurde. Zwei Tage darauf trennte sich das 6te Corps und ging auf Arekhovka zurück, während das 2te Corps sich gegen die Ula wandte und dort seine Vereinigung mit dem 9ten bewirkte. St. Cyr, anfangs durch seine Wunde, nachmals durch Krankheit abgehalten, trat erst im Jahr darauf, während des Waffenstillstandes, aufs Neue wieder in eine angemessene, aber wegen der, auf ähnliche Weise vorherrschend ungünstigen Umstände, ebenfalls mit einer unglücklichen Catastrophe endigende Wirksamkeit. — Die Welt, welche in der Regel den Werth der Handlungen nur nach dem Erfolge beurtheilt, ist selten aufgelegt, das Verdienst derer gehörig zu würdigen, welche trotz der heldenmüthigsten Anstrengung und musterhaftesten Führung dem Drang der Umstände erliegen. Das Bewuſstsein der erfüllten Pflicht und redlichen Beeiferung sind dann die einzige Schadloshaltung, und glücklich der, dem dies eine Quelle wirklichen Trostes, und innerlich befriedigender Beruhigung wird.

Der kritische Theil des Buchs, welcher theils in einzeln eingestreuten Bemerkungen mit der Geschichtserzählung dessen verwebt ist, was den Verf. persönlich betroffen hat, theils in der Einleitung und dem Schluſskapitel in zusammenhängender Beleuchtung der gesammten Operationen aneinandergereiht ist, überwiegt durch die Grofsartigkeit des Stoffes sowohl, als die Bedeutsamkeit und Tiefe des Inhalts begreiflicherweise an Interesse bei weitem den eigentlich historischen Bestandtheil. In allem, was der Verf. sowohl über die Musterhaftigkeit und Mangelhaftigkeit dieser Operationen, als über die Persönlichkeit Napoleon's aussagt, vermögen wir ihm nur aus wahrer Ueberzeugung beizupflichten. Fern von blinder Vorliebe für den groſsen Mann, für den sich rücksichtslos so viele Tausende geopfert, und dessen Andenken noch jetzt in so vielen Gemüthern mit schwärmerischer Anhänglichkeit festgehalten wird, prüft der Verf. mit strengem Ernst den Hergang der Dinge, unterscheidet mit klarem Bewuſstsein den praktischen Werth und die illusorische Bedeutsamkeit der einzelnen Maaſsnehmungen und spricht sein Urtheil darüber unumwunden aus, welches der Natur der Sache nach zwar oft hart erscheint, aber dennoch nicht minder gerecht und belehrend befunden wird.

Er schildert uns den Napoleon des Jahres 1812 als einen Menschen, der nicht aus Unwissenheit oder Unvermögen gebieterischen Umständen erliegt, sondern der mit sehenden Augen und geflissentlichem Eigensinn als Opfer seiner Laune, seiner Menschenverachtung und seines Ehrgeizes, eine Beute des schauerlichsten selbstverschuldeten Verhängnisses wird. Unstreitig war Napoleon vom Schicksal berufen zu einer welthistorischen Rolle, vor vielen Millionen in seinem Innern hervorste-

ehend ausgerüstet zu bewundernswürdiger Wirksamkeit, und äufserlich begünstigt durch zuvor in gleichem Umfange nicht dagewesene historische Verhältnisse. Allein es scheint in der Bestimmung des Menschen zu liegen, dafs das Individuum, wie ausgezeichnet es sei, dennoch nur ein gewisses bestimmtes Maafs der irdischen Glückseligkeit und Machtvollkommenheit zu ertragen und zu beherrschen vermag, oder den Genufs desselben durch den Verlust irgendwelcher andern werthvollen Eigenschaften und Besitzthümer erkaufen mufs. Ueber die ihm gesteckte Gränze hinaus verliert er gleich andern Sterblichen Besinnung und Haltung, und mifskennt sein Verhältnifs zur Welt und den Menschen: der Egoismus überwuchert die ursprüngliche bessere Natur, und in selbstgefälligem Uebermuth oder hochmüthiger Vermessenheit sehen wir dann selbst die edelsten und kräftigsten Persönlichkeiten zu Schanden werden. Römerwesen und Franzosenthum war das Einzige, was Napoleon begriffen hatte, und dem er sich gewachsen zeigte. Aber nicht zufrieden mit der kaum gewonnenen, zum Theil noch nicht befestigten, im Westen selbst noch bestrittenen Herrschaft über die Romanischen Völker, strebte er zu voreilig auch nach der Einknechtung der Germanischen und der Unterjochung der Slawischen Stämme, und wer weifs, wie weit die Träume seiner Phantasie und Begehrlichkeit sich über das Meer und zu den fernen Indien verlieren mochten. Rom, Madrid und Lissabon (die Sitze der einstmaligen Herrschaft über die antike Welt und die ausgedehntesten überseeischen Colonien) gehorchten bereits seinem Winke; mit dem Besitze von Moskau eröffnete sich ihm die Perspektive auf eine bis an seinen Tod ausreichende Beschäftigung und auf einen Umfang von Macht und Berühmtheit, wie sie noch keinem Sterblichen geworden war. Das Heil der Menschheit, die Wohlfarth der, seiner Obhut anheimgegebnen Generation, war in seinen Augen (wiefern dergleichen Erwägungen jemals für ihn einen überwiegenden Werth besessen haben mochten), längst zu einer untergeordneten eitelen und phantastischen Rücksicht herabgesunken; er hatte sich, seit dem er mit dem Purpur bekleidet worden, zu schnell daran gewöhnt, Zwecke und Ideen dieser Art nur als Vehikel der Beschwichtigung, als Beschönigungsgrund seines Nepotismus zu gebrauchen, und er achtete sie nur als diensames Mittel zur Verherrlichung seiner eignen Persönlichkeit oder zur Befestigung der weitverbreiteten Dynastie, die er zu gründen gedachte. Bei solcher Gesinnung wird es denn freilich begreiflich, dafs seiner Erinnerung entschwand, was ihn auf diese Höhe gehoben, und dafs er dieselben geheimnifsvollen Kräfte, die ihn grofs und stark gemacht, gedankenlos heraufbeschwor zu seinem eignen Fall.

Augenscheinlich ist es, dafs das anscheinend colossale Unternehmen: von der Seine aufzubrechen mit Heeresmacht, um den Beherrscher von Osteuropa und Nordasien seinem Willen zinsbar zu machen, nur deshalb scheiterte, weil es wie ein Kettenring eingefugt war in ein falsches politisches System, das in seiner verkehrten und unnatürlichen Tendenz den Keim der eigenen Vernichtung in sich trug, und weil bei der Ausführung, aller Erfahrung, Regel und vernunftgemäfsen Vorsicht zum Trotz, Napoleon, weniger seinem Genius als seinem Dämon sich hingebend, nur von seinem Glücksstern Hülfe, von seiner Laune Rath erwartete. Beim Ausbruch des Krieges hatte er für sich: ein überlegenes, kriegs- und sieggewohntes, mit allem wesentlichen materiellen Bedarf bis zum Ueberfluss ausgestattetes Heer, eine reichhaltig gefüllte Kasse und innerhalb der Wasserscheide, zwischen den Stromgebieten des Baltischen und Schwarzen Meeres, auf der nach dem Mittelpunkte des feindlichen Reiches hinführenden, kürzesten Operationslinie ein von künstlichen und schwierigen Naturhindernissen entblöfstes Kriegstheater. Stellte der Feind sich zur Schlacht, so war es mehr als wahrscheinlich, dafs ihn Napoleon mit seiner moralischen, intellektuellen und materiellen Uebermacht erdrücken werde, um so mehr, da die in zwei Heeren getrennte Aufstellung desselben an der Gränze Hoffnung gab zu theilweiser Vernichtung; wich der Feind ihm fortwährend aus, so war dies nicht nur in den Augen der Welt ein Geständnifs seiner Ohnmacht und Rathlosigkeit, sondern es fielen auch als unmittelbare Folge die Deutschen und Polnischen Gränzprovinzen, in denen ein nationales Widerstreben grade nicht zu befürchten stand, ohne Schwerdtstreich der Verfügung des Siegers anheim. Es bedurfte daher eigentlich nichts als einer besonnenen und energischen Verwendung. Des effektiv vorhandenen Uebergewichts in einer dem Umfange der Unternehmung angemessenen Zeit, verbunden mit gehöriger Berücksichtigung des fremdartigen Bodens und Klimas, und mit der gewöhnlich üblichen Sorgfalt für die Erhaltung der persönlichen und die Nichtverschleuderung

der materiellen Streitmittel. Statt dessen aber sehen wir einen willkürlichen, durch die begleiteten Umstände nicht genügend motivirten Wechsel von übermäfsiger Eile und unentschlossener Zögerung, eine gewissenlose Verwüstung des Materials, der Transportmittel und physischen Kräfte, eine gedankenlose Mifsachtung aller elementarischen Influenzen, eine gänzliche Vernachlässigung aller für die Subsistenz und den Rückenhalt gewöhnlichen Vorkehrungen: kurz, ein gleichsam absichtliches Sündigen gegen die bekanntesten und erprobtesten Kriegsführungsmaximen. Vergebens suchen wir den Helden, den genialen, überraschend kräftigen und umsichtigen Führer der früheren Zeit, und wenn wir dabei wahrnehmen, wie die Existenz von fast einer halben Million mit rücksichtslos heroischer Hingebung kämpfender Menschen auf die Schlachtbank geliefert wird, so verwandelt sich mit Recht unser Mitleiden gegen den Urheber so vielen Mifsgeschicks in eine unwillkürliche Erbitterung, und das romantische Interesse, welches uns sein eigenes bedauernswerthes Geschick einflöfsen möchte, erlischt in dem überwiegenden Gefühle des Unmuths. Napoleon erscheint uns weder wie Alexander am Indus, noch wie Hannibal im Bruttierlande, noch wie Pompejus bei Dyrrhachium, sondern wie ein Gemisch aus dem jugendlich unbesonnenen zwölften Karl und dem sich selbst überlebenden, im Götzendienst des Egoismus erstorbenen Mark Anton.

Der Vf. hat fast alle Stadien der Napoleonischen Versäumnisse zur Sprache gebracht und nach Verdienst gewürdigt: die um sechs Wochen verspätete Eröffnung des Feldzugs, die dem Feinde unvorsichtig dargebotene Flanke auf dem Eilmarsche durch Preufsen nach Kowno, die nicht ganz angemessene Organisation des Heeres überhaupt, und bei der Verfolgung der beiden getrennten Westarmeen vom Niemen bis an die Düna und den Dnepr insonderheit, — die Zeitverluste in Wilna und Witebsk, die Unentschlossenheit zum Gefecht bei mehr als einer günstigen Gelegenheit, den unbesonnenen Vormarsch nach Moskau mit der gleichzeitigen Vernachlässigung von Flanke, Rücken, Subsistenz und harmonischer Leitung der detaschirten Heerestheile, — die zweckwidrige Disposition bei Smolensk, — den Nichtgebrauch der Reserve bei Mozaisk, — die Rathlosigkeit und unedelmüthige Selbstrettung auf dem Rückzuge nach der Beresina u. s. w.

Den Beschlufs macht eine kurze, treffende aber gemäfsigte Characteristik des Verfahrens der Russischen Feldherren. Die Fehlgriffe Kutusoffs, obschon nach dem Rathschlusse des Himmels durch die glänzendsten, aber grofsentheils von der wesentlichen Influenz seiner Anordnungen unabhängigen, Erfolge gekrönt, erscheinen dem Verf. gewichtiger, als die seines, durch das Ausweichungssystem in Verruf gerathenen, Vorgängers Barklay de Tolly: und wie wir meinen, mit vollem Recht. Die Erfahrungen von Mozaisk und Krasnoi dienen als Beleg der Behauptung: dafs selbst die vereinte Russische Heeresmacht der schon gebrochenen Kraft und bereits sehr zusammengeschmolzenen Masse der Französischen Kriegsvirtuosität nicht das Gleichgewicht zu halten vermochte, dafs man sich demnach noch weniger hätte schmeicheln dürfen, durch gleich anfänglich gewagte Entscheidungsschlachten den übermächtigen und vollkräftigen Gegner zu überwältigen. Eine entschiedene Niederlage des Feindes an den Gränzen des Reiches wäre für Napoleon das willkommenste und fruchtbringendste, leider nur zu wahrscheinliche Ereignifs gewesen, und die Schlacht von Mozaisk nach Kowno oder Wilna verlegt, würde den Thron der Czaren auf eine ganz andere Weise erschüttert haben. Wir sind demnach ganz einverstanden damit, dafs bei der entschiedenen Hinneigung Napoleons, sich gegen alle Kriegsraison, und mit Vernachlässigung aller Rückzugssicherung bis an die Moskwa vorzuwagen, sowohl die Schlacht bei Mozaisk als die Zerstörung der Residenz, (abgesehen von dem politisch-moralischen Einflusse dieser Ereignisse auf die öffentliche Meinung von fast ganz Europa, und blos aus dem militärischen Gesichtspunkte und im speciellen Interesse Rufslands betrachtet) — als gefährliche Wagstücke und unnöthige Opfer erscheinen. Ein früheres Abweichen jenseit Smolensk auf die Richtung nach Kaluga und Tula, würde denselben Erfolg gehabt, die Erhaltung von Moskau aber Napoleon wahrscheinlich noch länger von dem verzweifelten Entschlusse des Rückmarsches abgehalten und dessen Ruin um so sicherer befördert haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 112.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

*Mémoires pour servir à l'histoire militaire sous le Directoire, le Consulat et l'Empire par le Maréchal Gouvion St. Cyr. Tome III.*

(Schluſs.)

Als das gröbste und folgenreichste Versehen giebt sich allerdings die falsche Direktion der auf dem westlichen Ufer der Beresina operirenden Heerestheile zu erkennen. Vereint mit rascherem Andrang gegen die retirirende, von allen Arten der schrecklichsten Bedrängniſs gequälte Französische Hauptarmee, muſste die angemessene Verwendung des Corps von Tschitschakoff dem Sieger von Austerlitz und Mozaisk den unvermeidlichen und vollständigsten Untergang bereiten. Wir sind selbst der Meinung, daſs unter der Voraussetzung des sich gleichbleibenden allgemeinen Verfahrens von Seiten der Franzosen nicht einmal die Vereinigung der beiden Westarmeen (Barklay und Bagration) als ein so wesentliches Erfordernis betrachtet werden darf. Im Gegentheil hätte bei schnellkräftigerer und von Anfang an mehr geregelter Verwendung der Französischen Streitkraft dies wiederholte Bestreben gegen den aus dem Centro operirenden Feind auf dem Umwege der Peripherie die Vereinigung durchzusetzen, leicht höchst gefährlich werden können; während ein gemessenes, durch Begünstigungen des Terrains und der Fahrlässigkeit oder Unbesonnenheiten des Gegners, gemäſsigtes Ausweichen in doppelter Richtung (auf Tula, und in die seereichen Gegenden nordöstlich der oberen Düna) die Verlegenheit des rastlos nachdringenden Feindes eher vermehrt als vermindert haben würde, und nachdem die Gränzprovinzen nun einmal freiwillig Preis gegeben waren, weiter keinen erheblichen Schaden bringen konnte.

Aufgefordert durch die damalige Russische Gesandtschaft in Dresden, wurde bereits im Februar 1811 (also sechszehn Monate vor Ausbruch des Krieges) dem General Barclay ein von dem Ref. skizzirter Operationsentwurf eingereicht, der zwar freundlich aufgenommen wurde, aber ohne Einfluſs geblieben zu sein scheint. Es wurde darin von der Ansicht ausgegangen, daſs Rusland nur durch eine ungewöhnlich groſsartige Anstrengung und auſserordentliche Voranstalten im Stande sein dürfte, seine Existenz gegen einen so furchtbaren Gegner zu behaupten, der nicht unterlassen werde, auf den kürzesten Linien direkt bis in das Herz des Reiches einzudringen; weshalb es unumgänglich nöthig erscheine, auf dem diesen Linien entsprechenden Operationsgebiete, bei Zeiten für die eigne Beweglichkeit und Widerstandsfähigkeit möglichst vervielfachte örtliche Vorkehrungen zu treffen. Die Grundideen, auf denen dieser Entwurf basirt war, bestanden nächstdem im Wesentlichen in folgenden Voraussetzungen: 1) Ungetheilt freie Disposition über die gesammte Nationalstreitkraft durch Errichtung von Milizen, und friedliche Ausgleichung der mit den Nachbarstaaten obwaltenden Differenzen. 2) Mindestens numerische Gleichstellung des Heeres zu der Angriffsmasse des Feindes; Verzichtung auf die Initiative, aber dagegen völlige Kriegsbereitschaft im ausgedehntesten Sinne. 3) Eine auf die Eigenthümlichkeit der geographischen Verhältnisse dergestalt berechnete Combination der strategischen Operationselemente, daſs man die Freiheit behalte, nach den eintretenden Umständen: entweder dem Feinde in einer Reihe von successiven Gefechten das selbstgewählte anfängliche Kriegstheater zwischen dem obern Bug, Niemen und Prypez möglichst lange streitig zu machen, oder aber in den beiden Richtungen gegen Wilna-Drüja und Brzesc-Orsza gemessen zurückweichend, den Feind von seiner Basis und seinen Ergänzungsquellen möglichst weit abzuziehen, ihn zur Theilung seiner Streitmasse zu veranlassen, und so die Möglichkeit herbeizuführen, durch eine jenseits der Rokitnomoräste in Bereitschaft gehaltene Südarmee auf eine überraschende

und entscheidende Weise in seinen Rücken zu operiren. 4) Eine durch das Uebergewicht an leichter Reiterei so sehr erleichterte unablässige Bedrohung der übermäfsig verlängerten feindlichen Communikationslinien, und eine dem Feinde auf jede erdenkliche Weise methodisch erschwerte und verkümmerte Subsistenz. 5) Eine eben so methodisch herbeigeführte, und durch ununterbrochen fortgesetzte Anwendung der Auskünfte des kleinen Krieges bewirkte, allmälige Erschöpfung seiner Munitionsvorräthe, die für ihn je länger um deste schwieriger zu ersetzen sein mufsten. Und 6) endlich: eine hartnäckige Verweigerung jeden Waffenstillstandes oder Friedensabschlusses, wie grofs immer die erlittenen Verluste oder preisgegebnen Räume sein möchten, in der Absicht den Krieg in die Länge zu ziehn, den Feind am Klima und an den Dimensionen sich selbst aufreiben zu lassen, dann durch Englands Vermittlung und Schwedens thätige Mitwirkung eine Diversion in Deutschland, möglich zu machen, und dadurch den Abfall Preufsens und Oesterreichs herbeizuführen. — Auch aus einer ganz flüchtigen und oberflächlichen Analyse der Barklayschen Operationen ergiebt sich, dafs der gröfste und wesentlichste Theil der eben aufgezählten Grundideen entweder in dem Operationsplan dieses Feldherrn gar nicht beachtet worden oder bei der Ausführung dermafsen in den Hintergrund getreten ist, dafs die verkümmerte Anwendung derselben als ein Werk des Zufalls, aber nicht als das Resultat einer absichtlichen Veranstaltung oder vorausgegangnen reiflichen Ueberlegung erscheint. Trotz der langen Mufse zur Vorbereitung des längst beschlossenen Krieges, war weder die Russische Armee beim Ausbruche desselben, in der erfoderlichen Stärke vorhanden, noch aufser dem vor der Anwendung verlassenen Lager von Drissa, etwas Erhebliches für örtliche Verstärkung der Naturhindernisse geschehen. Die Polnischen Gränzprovinzen wurden, so weit sich der Kriegsschauplatz über sie verbreitete, in Eil und fast ohne Schwerdtschlag aufgegeben, und jede sich zufällig darbietende Gelegenheit zur Offensivbewegung der Westarmee unbenutzt vorbeigelassen. Man gab die Vortheile der getrennten Aufstellung dieser Armeen freiwillig auf und setzte sich dem, solcher Anordnung adhärirenden Nachtheile aus, indem man sich ausschliefslich bemühte, eine Vereinigung zu bewirken, deren Möglichkeit durch die falsche Richtung der Rückzugslinien, und die Versäumnifs des rechten Momentes im Grunde von Hause aus unwiderbringlich verscherzt war, sobald sich der Feind auf seinen Vortheil verstand, und die, wenn sie in der Höhe von Minsk oder Mohilew gelungen wäre, bei der Ueberlegenheit und gröfsern Frische des Französischen Heeres wahrscheinlich zu einer höchst unglücklichen Katastrophe würde Veranlassung gegeben haben. Die Corps von Tormassoff und später von Tschitschakoff operirten zwar in dem Rücken des Feindes, aber die Masse derselben hätte bedeutsamer sein müssen, um ihres entscheidenden Erfolges gewifs zu sein: und auch die Wittgenstein-Steinheilsche Armee würde unter geschickter Führung vielleicht gröfsere Resultate herbeigeführt haben, wenn sie statt des Festklebens an der Düna gegen Wilna vorgegangen wäre, und auf diese Weise gesucht hätte, den Operationen der Südarmee zeitig die Hände zu bieten.

Rühle v. Lilienstern.

---

## LXXIV.

1) *Mittheilungen über den Einfluſs der Philosophie auf die Entwicklung des innern Lebens. (Von Albert Kreuzhage). Münster 1831. XVIII.* 292 *S.* 8.

2) *Andeutung eines Systems speculativer* Philosophie. *Von G. Fr. Daumer. Nürnberg* 1831. *X.* 116 *S.* 8.

Wir stellen diese beiden Schriften zusammen, weil sie dem Standpunkt nach sich völlig entgegengesetzt sind; die von Hrn. Kreuzhage kämpft gegen den Pantheismus, die von Hrn. Daumer für denselben.

Schon 1827 gab Hr. Daumer zu Berlin die *Urgeschichte des Menschengeistes* als Fragment eines Systems speculativer Theologie heraus. Er beschäftigte sich darin vorzüglich mit der Schellingschen Lehre vom Grunde in Gott, welche Schelling in seiner Abhandlung über die Freiheit gegeben hatte. Was Daumer in speculativer Hinsicht darüber sagte, war unbedeutend; die parallelen Stellen aber, die er aus Jacob Böhme's Schriften anführte und die mythologischen Erläuterungen aus den alten Religionen, boten manches Interessante dar. Seine vorliegende Schrift ist der Sache nach gehaltreicher, der Form nach klarer, obwohl sie keine schriftweise Entwicklung, nur abgerissene Aussprüche eines philosophischen Systemes enthält. Sie zerfällt eigent-

lich in vier verschiedene Massen. Bis S. VIII. stehen poetisch ausgedrückte Reflexionen, welche den Pantheismus des Verfs. in Goethe'scher Xenienmanier darstellen; dann finden sich die Grundzüge des Systems; ferner die Beziehung desselben auf viele Interessen der Gegenwart und auf entgegenstehende Ansichten; endlich folgen Betrachtungen mythologischer Gegenstände, des Mannes und Weibes, der Sonne und des Mondes, des Trinkens und Essens, des Phönix und des Stiers u. s. w., eine Art von comparativer Anatomie der alten Mythen, zu welcher Hr. Daumer ein besonderes Geschick schon in seiner früheren Schrift zeigte.

Dafs die Polemik der philosophischen Systeme beständig auf den Streit zwischen dem Pantheismus und Deismus zurückkommt, dürfte als etwas Lästiges erscheinen, wenn nicht die Natur der Idee selbst diesen Zwist begründete und rechtfertigte. Denn im wahren System der Philosophie ist der Pantheismus so sehr als der Deismus nur ein *Moment*; es selbst ist weder pantheistisch noch deistisch, weshalb eben Einige bald den Pantheismus, Andere den Deismus darin erblicken. Der Pantheismus geht in allen seinen Gestalten auf die *Substantialität*, auf die Einheit der Welt mit Gott und sagt hierdurch poetischen Naturen am meisten zu; der Deismus geht auf die *Subjectivität*, auf den bewufsten Unterschied Gottes von der Welt und ist dadurch der Liebling moralisch gesinnter Menschen. An und für sich *ist* aber die Substantialität und Subjectivität als absolute untrennbar. Wir dürfen uns nicht verdriefsen lassen, im Folgenden diese Gegensätze zu betrachten.

Hr. Daumer hat S. 30—31. die Hauptmomente seines Systems verzeichnet. Das Ganze zerfällt in die vorweltliche Geschichte des Geistes, in die Geschichte der Weltentwicklung und in die absolute Welt. I. Die vorweltliche Geschichte des Geistes enthält: 1) das Absolute; es ist ohne Voraussetzung, absoluter Geist, selbstbewufster persönlicher Gott und schliefst die Idee und ihre Entwicklung in sich; 2) das allgemeine Andere des absoluten Geistes, den Grund; dieser wird von dem Absoluten hervorgebracht und zur Vernünftigkeit entwickelt, indem er zuerst im Stande der Unschuld als Selbstloses, sodann als Ich im Abfall und endlich in der Vermittelung der Ichheit als Vernunft ist; 3) den Uebergang zur Weltschöpfung. II. Die Geschichte der Weltentwicklung enthält als Momente: den Fixsternhimmel, das Sonnensystem, die Organisirung der Erde, den Menschen der Urwelt und den Pantheismus der Natur; ferner den Uebergang in's zweite Weltalter und in die historische Zeit, wo Völkertrennung, Heidenthum und Judenthum, Christenthum und (nach Hrn. Daumer's Erwartung) die absolute Religion und das Universalreich des letzten Weltalters auftreten; endlich den Uebergang III. zur absoluten Welt, von welcher aber gar keine Bestimmungen angegeben sind.

Hierbei springt in die Augen, dafs die Idee eigentlich nur als *Erscheinung* genommen wird; sie ist nach dieser Ansicht absolut nur insoweit sie als erscheinende sich offenbar wird. Sie soll von sich selbst anfangen und kein Anderes aufser sich zur Voraussetzung haben; sie soll auch frei und persönlich sein. Aber die Absolutheit ist an sich nach D. ein in sich verschlossenes, chaotisches Wesen, das, um für sich zu werden, was es an sich ist, erst als Welt sich aus sich heraussetzen mufs. Den Anstofs dazu gibt das Andere der Idee, der Grund, der zwar nicht ein dem Absoluten Fremdes, wohl aber seine eigene Entgegensetzung gegen sich ist. Es ist immer schlimm, im Speculativen solche abstracte Bezeichnungen, wie das *Andere*, ohne tiefere Begründung zu gebrauchen. Wir erleben noch alle Tage, dafs man aus Hegel's Encyklopädie die vorläufige Definition der Natur, dafs sie die Idee in ihrem Anderssein ist, als eine ganz leere Bestimmung tadelt; dann nimmt man aber keine Rücksicht auf die Entwicklung, welche Hegel von diesem Anderssein in der Naturphilosophie gibt, wo sich der abstracte Ausdruck von selbst in die gröfste und bestimmteste Mannigfaltigkeit aufhebt. Allein bei Hrn. D. bleibt das Andere als der Grund noch viel dunkler und vager als in der oben angeführten Abhandlung Schellings. Doch diese Auffassung von der Negativität der Idee, von ihrer Selbstbewegung zugegeben, so soll sie auch in sich die Entfaltung zur Vernünftigkeit sein. Aus dem Zustand der Selbstlosigkeit soll das Absolute zur Beziehung auf sich, zur Selbstheit übergehen, es soll Ich werden und diese Beziehung soll sich wiederum aufheben, indem das Ich zur Allgemeinheit der Vernunft sich erhebt, womit der Verf. die Sophia und den Logos in Verbindung bringt. Nun, nachdem es sich in sich zur vernünftigen Persönlichkeit entwickelt hat, tritt das Absolute in die Welt über. — Was ist das aber für ein *Absolutes*, das nicht das Absolute *ist*, sondern erst dazu *wird*? Der menschliche Geist geht freilich durch den Stand der selbstlosen Unschuld zum Abfall

von ihr und zur Sühnung desselben über; er wird durch die Erkenntniſs des Guten und Bösen das, was er an sich in seinem Grunde ist, nämlich vernünftig. Gott aber ist nicht erst Substanz, die durch einen Proceſs hinternach zur freien Subjectivität sich erhöbe, sondern *indem* er Substanz ist, ist er auch Subject; ein Prius des einen Momentes vor dem andern findet bei ihm nicht Statt. Auch ist Gott nicht unschuldig, vielmehr heilig; der Ausdruck Unschuld hat nur vom Menschen Geltung, weil dieser durch die Schuld sie einbüſsen kann, wogegen Gott aus dem selbstbewuſsten Wollen des Guten nicht heraustritt; und dies eben ist mehr als Unschuld, welcher beständig die Gefahr des Verlustes drohet. Eben so unrecht ist es, die Subjectivität *als solche* bereits als Abfall zu setzen, denn erst die innere Entzweiung der Subjectivität mit der Substantialität (wo die Identität der Essenz und ihrer Existenz aufhört), erst die bewuſste Hervorbringung des Nichts, das erst ist der Abfall und das Böse. Zuletzt ist auffallend, daſs Hr. D. die Vernunft als Prädicat des Absoluten hiehersetzt, denn was soll wohl der Inhalt der oben in Gott angedeuteten Ideenwelt sein? Wir wären doch neugierig, einige dieser Ideen und einige Bestimmungen dieser Vernunft kennen zu lernen, um uns über ihren Unterschied zu unterrichten. Es ist aber die Natur solcher kurzen schematischen Entwürfe, daſs man Widersprüche, Tautologieen u. a. f. nicht leicht merkt, zu deren Erkenntniſs die *Ausführung* des abstracten Planes bald genug bringen würde.

Die Weltentwicklung nimmt der Verf. im Allgemeinen als ein rein *negatives* Moment; die Welt ist ihm nicht das beharrende Absolute, im Gegentheil nur ein Durchgang, vermöge dessen es seine wahre Gestalt erreicht. Daher die beiden Sätze: erstlich, das Absolute wird selbst zur Welt, bleibt nicht im Unterschiede von ihr; und zweitens, durch die Bildung der Welt, also auch nur durch ihren Untergang wird das Absolute zum wirklich Absoluten. Ist es in allen ihm möglichen Gestalten real geworden, ist es im Menschen durch Religion und Speculation ganz zu sich selbst gekommen, dann wird eine groſse Revolution des Universums eintreten; die niederen Schlacken der Endlichkeit werden abfallen und das gediegene Metall wird im Silberblick jener Umwälzung zum Vorschein kommen; dann wird das Absolute sich zur Ruhe begeben, weil es seine Bildung vollendet und die absolute selige Welt hervorgebracht haben wird.

Auf den ersten Blick sieht man die groſse Aehnlichkeit, welche diese Ansicht mit dem System des Scotus Erigena theilt. In jedem Fall aber müssen wir den Scotus den Vorzug geben, da er es vermocht hat, hierbei in das Detail einzugehen und besonders die Restauration der Welt, ihre Adunation oder Rückkehr zur Einheit in der Wiederbringung aller Dinge viel deutlicher als D. auseinandergesetzt hat, bei dem gerade dieser Punct sehr im Trüben bleibt. (S. J. Scotus Erigena von Peder Hjort, S. 78—85.). Einen andern Punct, der in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten her öfter zur Sprache gebracht ist, finden wir von dem Verf. mit Glück herausgehoben, nämlich den Gedanken, daſs die *Erde* Mittelpunct des Universums überhaupt sei. Er stellt den Satz auf, daſs die Bewohner eines jeden Weltkörpers als aus dem Totalorganismus desselben hervorgehend gedacht werden müſsten, daſs sie also ihre vollständige Existenz nur in diesem haben könnten; es sei daher nicht denkbar, weder daſs die Bewohner von andern himmlischen Körpern auf den unseren, noch daſs der Mensch von seinem Planeten auf andere übergehe. Ferner hält er sich an den Satz, daſs das Maaſslose, wie die ungeheuren Räume des Aethers, wie der enorme Durchmesser der Fixsterne, keineswegs zu dem Schluſs berechtige, als wenn die Intension des Lebens an die quantitative Ausdehnung gebunden sei und geht davon zu der Erklärung fort, daſs die Erde der einzige Planet sei, auf welchem Gott wirklich Mensch geworden, was er sehr schön in den Worten ausdrückt: die Erde sei das Bethlehem des Weltalls. Hätte der Verf. diese wichtigen Sätze nur etwas weiter ausgeführt, wozu es gar nicht an Stoff fehlte; denn Schelling, Oken und Steffens haben von der Naturseite her schon die Grundlage zu dem Beweise gelegt, daſs der menschliche Organismus die individuelle Zusammenfassung aller übrigen Gebilde der Natur ist; in diesem ist auseinandergestreuet, was in jenem concret vereinigt lebt: wie Oken sagt: die ganze Natur ist nichts als der auseinandergelegte Mensch. Von Seiten der Geschichte haben wir einen solchen Beweis noch nicht, allein die Christliche Religion drängt fast unwillkürlich zur Annahme, auch das geistige Leben unseres Planeten als das einzige zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 113.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

1) *Mittheilungen über den Einfluſs der Philosophie auf die Entwicklung des innern Lebens. (Von Albert Kreuzhage).*

2) *Andeutung eines Systems speculativer Philosophie. Von G. Fr. Daumer.*

(Fortsetzung.)

Vortreffliche Andeutungen dazu gab Schelling in seinem Streit mit Eschenmeyer in der Allgemeinen Zeitschrift von Deutschen für Deutsche, 1813. Bei der ersten Auffassung dieser Ansicht scheint es allerdings, als wenn die Schöpfung verengt und verkleinert würde und die Philosophen besonders, welche zur Fahne des Nichtwissens geschworen haben, müssen sich verwundern, daſs Gott es zu nicht mehr, als zur Erde und ihrer Geschichte gebracht habe, denn natürlich fällt die Hypothese von jenen Myriaden Weltgeschichten, mit denen eine dichterische Phantasie, z. B. die eines Schubert in der Nachtseite der Naturwissenschaften, die übrigen himmlischen Körper freigebig ausschmückt, ganz hinweg. Dafür aber gewinnt der Blick an *Einheit* des Universums und die Vielleichts, die Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten stören nicht mehr die Betrachtung des Zweckes der Zwecke. Der alten Zeit und dem Mittelalter galt die Erde für den Körper, in welchen die Adern des ganzen Welltalls wie in ihrem Herzen zusammenliefen. Als aber durch die neuere Astronomie die Mannichfaltigkeit, Gröſse und wahre Stellung der übrigen Gestirne bekannter wurde, entstand jene Ansicht, welche sich die Erde mit Geringschätzung zu behandeln gewöhnte; da erst wurde sie bald zu einem Sandkorn, bald, wie Klopstock sang, zu einem „Tropfen am Eimer", bald, wie Eschenmeyer sagte, zu einem Pünktchen u. s. w., genug, zu einem unter anderen Riesen des Himmels wie verloren hinschwimmenden Zwerg. Und nun kam die aufgeklärte Theologie und benutzte diese dargebotenen Massen zur Ablagerung der unzähligen von hier als ihrer Vorschule scheidenden Menschenseelen. Hier, auf dem Sirius und andern funkelnden Sternen, war das Jenseits, wo sie immer mehr *lernen* konnten, denn um vielerlei Kenntnisse, um nützliche Einsicht in die kluge Oekonomie Gottes war es vor allen Dingen zu thun. Die ganze Seligkeit wurde darein gesetzt, daſs der Mensch, von Stern zu Stern umwandernd, seinen unaussprechlichen Durst nach Erkenntniſs nie würde bis zu Ende befriedigen können, denn unaufhörlich würde er bei jedem vermeinten Ende nur wieder an einem neuen Anfang stehen; eine solche Unerschöpflichkeit der Schöpfung, eine so stete Weihnachtsfreude des lernbegierigen Menschen müsse ihn zur Bewunderung und Liebe Gottes erregen. Gelehrte Prediger träumten besonders viel von diesen nie endenden Himmelsreisen, auf denen sie doch ihre Unsterblichkeit besser verwenden konnten, als bei dem ehemals beliebten Singen in den Chören der Engel. Als man endlich der breiten und unbestimmten Deklamationen müde wurde, muſste man doch bemerken, wie das wahrhaft Intensive auch die höchste Extension besitze, ohne daſs jedoch die Gröſse des materiellen Umfangs den Maaſsstab abgeben könne, nach den Worten der Schrift, daſs Viele berufen, Wenige auserwählt sind: so zeigt es sich im Verhältniſs des Europäischen Welttheils zu allen andern, der Griechischen Kunst zu jeder andern, des Christenthums zu den andern Religionen, der höheren Thiere zu den niedrigeren u. s. f.

Hr. Daumer betrachtet das Hegelsche System als ein pantheistisches; es sei aber noch nicht pantheistisch genug; ebenso die Christliche Religion als die wahre Religion, die aber noch der Reinigung durch den Pantheismus bedürfe. Er behauptet in dieser Hinsicht, daſs erst in der neuen pantheistischen Religion die ächte *Sittlichkeit* enthalten sein werde, denn das Christenthum sei noch lohnsüchtig. Wir wollen nicht leugnen, daſs in der Christlichen Kirche sich die Meinung

oft ausgesprochen habe, als wenn ohne Aussicht auf einen künftigen besonderen Lohn dem Menschen die Tugend ganz reizlos erscheinen müsse, als wenn er, ohne Erwartung einer irgendwie irdischen Lust zum Entgelt für etwaige Entsagungen, einer tiefen Anstrengung für die Freiheit nicht fähig sei; aber wir leugnen, dafs diese, wenn auch von Christen ausgesprochene, Ansicht die Christliche sei. Im Gegentheil hat das Christenthum — was auch in Bezug auf das neue Testament exegetisch erwiesen werden kann — den Begriff der vollkommenen Freiheit des Menschengeschlechts enthüllt. Die *Freiheit* würde nicht Freiheit sein, wenn sie nicht um ihrer selbst willen existirte; der *Lohn* der Freiheit kann ihr also nicht von Aufsen kommen; worin sollte er bestehen? *Seligkeit* aber, oder um in jenem Sinne zu reden, Belohnung der Tugend, was soll sie sein, wenn nicht der Genufs der wahrhaften Freiheit? Jede andere Seligkeit, z. B. die des Türkischen Himmels, wird der freie Mensch von sich weisen. — Noch spricht der Vf. die Ansicht aus, als wenn das Christenthum in seiner weiteren Bildung, in der neuen von ihm erahnten Religion ohne allen *Cultus* sein werde. Auch dies ist schon mehrfach geäufsert worden, allein ohne hinlängliche Einsicht weder in das Wesen der Christlichen Religion, noch in der Bedeutung des Cultus überhaupt. Das Christenthum wird immer als Kirche bestehen, wie es immer als solche bestanden hat; wenn einzelne Sekten alle äufsere Gestaltung des Cultus verwischten, so sind das eben Sekten, so ist es nicht die ganze Kirche. Der Vf. ist auch hier bei der abstrakten Versicherung stehen geblieben, der Cultus werde aufhören; er soll beweisen, dafs die Religion als Sache der Menschheit ohne Predigt, ohne Gesang, ohne Ritus, ohne Sakramente bestehen kann: dann wollen wir anfangen, seiner Assertion Glauben beizumessen. — Es ist mit der Meinung, dafs eine *neue* Religion anbebe, in welche das Christenthum über- und relativ untergehe, immer eine gewisse Kurzsichtigkeit in Sachen des Christenthums verbunden; Bestimmungen werden gewöhnlich als neu aufgestellt, die längst vorhanden sind, oder die schon früher auftauchten, aber als unhaltbar wieder verschwanden. Hr. D. spricht zuweilen wie ein St. Simonist, nur dafs er tiefere Kenntnifs der Geschichte und ein innigeres Hangen an dem gewohnten Christl. Glauben beurkundet, was sich vorzüglich in seine Eschatologie flüchtet; allein wie wir schon bemerkten, ist er darin dunkel und verfällt zu sehr in's Aeufserliche; die hierher gehörigen Worte der Skizze seines Systems: „Uebergang zur absoluten Welt; grofse kosmische Katastrophe, Weltumwandlung" klingen höchst komisch wie aus einem Theaterzettel. Als wenn nicht die Umwandlung der Welt in jedem Moment sich vollbrächte? Der *Tod* der Welt ist nicht ein ihr noch zukünftiges Moment; er ist ihr inhärirend; sie stirbt fort und fort, wie sie fort und fort über den Tod wieder zum Leben hinausgeht. So wird das wahrhafte Leben des Geistes nicht erst mit einem plötzlichen Bruch zwischen dem Guten und Bösen künftighin anheben; vielmehr existirt dieser Bruch schon so lange als der menschliche Geist existirt; das Böse ist der Tod des Geistes, aber das Gute ist eben so seine ewige Macht, als in der Natur das Leben die Macht des Todes ist.

Das Schmeichelhafte und zwar Poetische, aber Unwahre der Daumerschen Ansicht ist also, dafs Gott, als die Substanz, um sich zu vollenden, zu Allem *wird*, dafs er in Stern und Berg, in Luft und Pflanze, in Licht und Thier u. s. w. sich verwandelt, bis er schliefslich im Menschen durch die Spekulation zum Bewufstsein darüber kommt, was er eigentlich ist. Mit preiswürdiger Aufrichtigkeit ist dies in dem Glaubensbekenntnifs der neuen Daumerschen Religion und aufserdem unverholen und falslich so ausgesprochen: „Gott *bedarf* des Menschen, weil er nur in ihm sich ein Bewufstsein geben und in ihm zu sich selber kommen kann. Der Mensch hat vor der Gottheit das wache Bewufstsein und Denken, den Besitz seiner selbst voraus, und in diesem Bewufstsein mufs sie aufgehen, soll sie zu sich selber kommen, sie kann sich im Processe der Weltentwickelung kein Bewufstsein für sich geben, sie bedarf des Menschen, um sich aus ihrer Nacht befreien zu können, daher sie beständig dieis Bewufstsein anruft, ihr aufzuthun und sie in sich *sein* zu lassen. Nur an der Stelle des menschlichen Bewufstseins kann sie offenbar werden, und so ist ihr Trachten nur dieis, diese Stelle einzunehmen."

Gerade wie sich der Pantheismus hier ausspricht, faist ihn Hr. Kreuzhage, aber nicht als den Daumerschen, sondern als den Hegelschen, den er nach diesem seinem Begriff einen superlativen Monotheismus nennt. Das Buch des Hrn. K. gehört zu den Werken, welche die philosophische Gährung der Zeit darstellen. Es scheint aus dem Bedürfnifs entsprungen zu sein, von

einer ausgebreiteten philosophischen Lektüre sich Rechenschaft zu geben, um nicht in eine resultatlose Vielleserei zu zerfallen. Zur Einkleidung ist die Briefform gewählt, die sich auch ganz wohl zu solchen hin und her wogenden Besprechungen eignet; allein die Briefe haben das Einseitige, dafs sie immer von demselben Verfasser sind; die Antwort auf die geschriebenen Briefe wird immer nur kurz erwähnt und dadurch viel Monotones veranlafst. Manche dieser Briefe haben auch gar keinen epistolarischen Charakter, sondern sind ganz schulgerechte Auszüge aus philosophischen Schriften, ein Verfahren, was uns dem Zweck des Vfs., die Einwirkung der Philosophie auf das innere, individuelle Leben darzustellen, nicht recht gemäfs scheint. Die Naturschilderungen, welche von der *Isola bella*, vom Rigi, vom Prebischthor u. s. f. eingeflochten sind, fallen zu grell in den didaktischen Ton der übrigen Briefe, so dafs man die Absicht zu sehr merkt, der Vf. habe damit für die Gedankenschwachen sorgen wollen, denen die Spekulation immer eine Art Wüste ist, in deren Sande sie zuweilen grünender Oasen bedürfen, um an bunten Vorstellungen und Anschauungen sich von dem bildlosen Begreifen auszuruhen. Aufserdem kommen auch Miniaturzeichnungen von Dichtern vor, wie Ariosto, Hippel, Byron, die ganz hübsch sind, und denselben Zweck der Erholung zu haben scheinen. Vieles in den Briefen verräth eine kränkliche Stimmung, welche, von Sehnsucht nach dem Höchsten ergriffen, öfter unbillig wird, wie im zwanzigsten Brief das Urtheil über unsere Novellistik.

Wir haben bereits die wirklichen Briefwechsel von Philosophen, wie von Spinoza, von Hamann und Jacobi, von Leibnitz u. A. Hieran haben wir das Muster, wie philosophische Materien in dieser Weise sich lebendig gestalten und können uns der Erinnerung daran bei den Briefen des Verfs. kaum entschlagen. Diese sind recht gut geschrieben; ein ernster und tüchtiger, vielseitig gebildeter Sinn bezeugt sich durchgängig; die Auffassung der verschiedenen Philosophieen ist immer ziemlich richtig, was in unseren Tagen schon für grofses Lob gelten mufs, wo so Viele Platon, Kant, Schelling, Hegel, Fichte ganz nach ihrem Geschmack und Bedürfnifs zu malen lieben; der Stil ist gewandt und lebhaft. Aber man vermifst trotz der Vorrede, die darauf anweis't, einen lebendigen Zusammenhang und den fordern wir nun einmal bei einer Briefsammlung, die nicht aus wirklichen, sondern aus fingirten Briefen besteht. Diese müssen, nicht blos jeder für sich, auch alle in ihrem Verbande, mehr den Eindruck eines Kunstwerks machen und es sind an sie ungefähr dieselben Forderungen zu stellen, wie an den philosophischen Dialog. Der Verf. geht von Kant zu Fichte und Jacobi, von da zu Platon, zum Christenthum, zu Tholuck und Hamann, dann zu Hegel über. Bei der Auseinandersetzung der Principien seiner Philosophie kommt er auch auf Mufsmann's Seelenwissenschaft und v. Henning's Principien der Ethik und geht dann von Hegel auf Günther, Schubert, Molitor, Baader und Scotus Erigena.

Die Concentration des Ganzen ist unstreitig in der Entgegensetzung des *Hegelschen* und *Güntherschen* Systems zu suchen. Hr. Kreuzh. gesteht dem Hegelschen mehrfach den Ruhm zu, die Philosophie als Wissenschaft befestigt zu haben; er preis't die Sicherheit ihrer dialektischen Entfaltung, die Schärfe und Fruchtbarkeit ihrer logischen Bestimmungen. Aber sie ist noch nicht die wahre Philosophie, denn sie ist irreligiös; sie ist Pantheismus, nicht, wie Günther's System, Spiritualismus. Der Verf. beschuldigt Hegel, dafs er Gott als die Identität des Subjectes und Objectes verendliche; das Absolute habe bei Hegel in der Natur und Geschichte seine Besonderung; es sei darin *als* Absolutes, als das *besonderte* Absolute und diese Immanenz Gottes in der Welt sei gegen das Christenthum. Dies verlange in seiner Wahrheit ein *Subjectionsverhältnifs* der Creatur unter den Creator und ein untergeordneter Wissen, das von dem Wissen Gottes unterschieden bleibe, denn wüfste der Mensch Gott, wie Gott sich weifs, so würde Gott Gott zu sein aufhören und der Mensch würde Gott sein.

Diese Beschuldigungen sind schon oft gegen Hegel vorgebracht und der Verf. adoptirt in dieser Hinsicht im 29. und 32sten Brief gänzlich das Günthersche System, von dessen Creations- und Incarnationslehre er recht übersichtliche Auszüge liefert. Es ist aber unnöthig, dafs wir diese Ansicht noch einmal beurtheilen, da wir die betreffenden Schriften Günthers bereits im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift ausführlich beurtheilt haben, und auf Veranlassung eines neuen Buchs von Günther nächstens noch einmal darauf zurückkommen werden. Nur einen dort schon angeregten Punct müssen wir hier etwas weitläuftiger zur Sprache bringen.

Wir begegnen hier nämlich abermals jener Ansicht von einer *Verfinsterung des Naturlebens* durch die *Sünde* und von einer *Verklärung* desselben durch die *Heiligung*. Wenn es doch denjenigen, die diese Ansicht vertreten, gefallen wollte, sich einigermafsen deutlicher darüber auszusprechen, denn der immer wiederholte Refrain aus dem Römerbrief und die allgemeinen Redensarten von gestörter Harmonie, Wehmuth, Sehnsucht der Natur können zu einer wahren Verdrieſslichkeit bewegen, weil jeder Gedanke darin ersäuft. Dafs der Mensch seine Natur, wenn er sie durch sündiges Leben befleckt und verderbt hat, durch ein keusches und frommes Dasein verklären könne, wer wollte das bezweifeln? Aber so ist es von Jenen nicht gemeint, sondern die Natur in ihrem *ganzen Umfang* wird verstanden. S. 189. sagt der Verf.: „Sage nicht, dafs der Mensch dieses in die Natur hinein fingire! Denn noch hat die Natur, welche nicht selbst weifs und erkennt, ihr obgleich verdunkeltes und beschränktes Erkanntsein am Menschen, und in ihm kommt zum Bewufstsein, was sie unbewufst ausdrückt. Denn „*alle* Creatur seufzt nach Erlösung", und für alle Creatur wurde durch die Erlösung der Weg zur Restauration ihrer normalen Seinsweise eröffnet. Aber wie die Natur in ihrer normalen Seinsweise an den Menschen gebunden war, so ist sie es auch hinsichtlich ihrer Restauration; und wir haben das feste Wort, dafs einst, wenn die Restauration des Menschen vollbracht ist, auch ein neuer Himmel und eine neue Erde sein werden".

Nun wäre aber doch zu sagen, erstlich, was die Natur *vor* ihrer Corruption gewesen; zweitens wäre in der *jetzt* bestehenden Natur, in ihren Elementen, Pflanzen, Thieren u. s. w. der *Widerspruch* zwischen ihrem ursprünglichen Sein und zwischen dem negativen Princip des Bösen nachzuweisen, was ihre Schönheit in Häfslichkeit verzerrt und ihre Herrlichkeit vom Thron stürzt: es müfste hier die Möglichkeit einer *Wechselwirkung* zwischen dem geistig Bösen und dem Natürlichen auch *aufserhalb* des Menschen und seines Leibes gezeigt werden, was niemals geschieht, nur kategorisch behauptet wird; drittens wäre zu beweisen, *wie jetzt schon* die Natur durch die Heiligung des Menschen in ihren *Urstand zurückkehrt*. Diese Rückkehr kann nicht eine blofse Voraussetzung sein, denn so viel wird man doch der Christlichen Kirche wenigstens zutrauen, dafs durch sie und in ihr die Heiligung der Menschheit schon wirklich ihren *Anfang* genommen hat; es müfste also auch bereits in der Natur ein Anfang des *Effectes* sichtbar sein, den diese fortschreitende Heiligung ausübt. Aber wie wäre der zu denken, wo wäre der zu finden? Selbst wenn man auf die Pflanzen und Thiere reflectirt, welche der Mensch sich ganz in seine Nähe gebracht, mit seinem Dasein auf das Engste verschwistert hat, welche organische Veränderung ist wohl daran sichtbar? Denn die Zähmung u. s. w. *alterirt nicht die Qualität*; sie ist Product künstlicher Gewöhnung, die wieder in Verwilderung umschlagen kann. Welch' ein Grauen würde uns erfassen, wenn der Character unserer Hausthiere mit einemmal ausbliebe, wenn wir am Ende wie Inder dem verklärten Esel gar noch abbitten sollten, ihn vor seiner durch das Christenthum bewirkten Erlösung mit Stockschlägen zur Arbeit getrieben zu haben!

Wie platt, ja, wie gemein ist dieser Einwurf! — Gut, wir lassen uns diese Entgegnung gefallen; aber dann fordern wir auch von Euch, dafs Ihr uns bestimmter, als in poetischen Tiraden, sagt, was aus dem Ungeziefer, den Raubthieren, den Giftpflanzen u. s. w. in Eurer Verklärueg der Natur werden soll? Ihr müfst doch irgend etwas darüber angeben, Ihr müfst überhaupt die Mängel der jetzigen Natur wenigstens andeuten können, wenn man Euch nicht der leersten Schwärmerei beschuldigen soll.

Freilich hat sich in den letzteren Jahren eine Meinung in das Publicum einzuschleichen gesucht, welche die Hegelsche Philosophie beschuldigt, dafs sie für die zarten und heiligen Geheimnisse der Natur keinen Sinn habe, dafs sie die Wunder der Schöpfung nur mit rohem, logischen Verstand behandle und über den Cultus des Geistes alles Andere vergesse. Aber diese Leute wissen nicht, was sie wollen; wo es um den Begriff zu thun ist, da soll die Empfindung declamiren; statt die Luft, das Wasser, Feuer zu begreifen, soll der Philosoph eine angenehme Schilderung von Stürmen, Wasserfällen, vulkanischen Eruptionen malen, wobei sie nichts zu denken, aber viel zu sehen bekommen; mögen doch die Guten Reisebeschreibungen und Thomson's Jahreszeiten lesen, statt Naturphilosophie zu betreiben. —

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 114.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

1) *Mittheilungen über den Einfluſs der Philosophie auf die Entwicklung des innern Lebens. (Von Albert Kreuzhage).*

2) *Andeutung eines Systems speculativer Philosophie. Von G. Fr. Daumer.*

(Schluſs.)

Alle Verklärung der Natur auſser der unmittelbaren Individualität des Menschen gehört dem *Menschen*. Die *Beziehung auf ihn* gieſst das magische Licht auf die Gestaltung der Natur. Wir fordern den Verf. auf, ein reines Naturleben mit einem solchen zu vergleichen, worin die That des Geistes, wenn auch noch so schwache Spuren eingedrückt hat, und der Unterschied wird sich ihm entdecken. Undurchdrungene Gebirgsklüfte, himmelhohe Felsen, wildrauschende Ströme, riesiger Aufschuſs der Vegetation, mächtige Thiere — solche Massen, wie sie uns die Reisenden von Ceylon, vom Imaus, von den Cordilleren schildern, sind erhaben, allein ohne Beziehung auf menschliches Dasein todt. Chateaubriand schildert in seinen Erinnerungen und in der Atala eine höchst feierliche Mondnacht in einem Amerikanischen Urwalde. Wodurch aber ergreift uns diese Schilderung so sehr? Dadurch, daſs er die harmlos schlummernde Indianerfamilie, die ihn begleitet, dadurch, daſs er seine eigene sehnsüchtige Stimmung zu schildern nicht vergiſst. Ein Berg, mit bloſser Waldung gekrönt, weicht einem andern, von der Natur vielleicht minder reich ausgestatteten, auf dessen Gipfel die Trümmer einer Burg schwarz in die blaue Luft hinragen; ein Fluſs, der seine schäumenden Wogen durch steile Felswände hinreiſst, empfängt erst durch die kühn über ihn gewölbte Brücke rechte Lebendigkeit; und so durchweg. Ohne den Menschen und ohne seine Kunst ist die Natur nur halb, was sie ist; aber in dieser Verbindung ist sie auch *ganz* nicht blos, was sie an sich *ist*, sie ist auch ganz, was sie über sich selbst hinaus sein *soll*. Der Mensch kann die Gebilde der Natur nicht in ihrem Inneren verändern, aber erst, wo seine Thätigkeit hindringt, entsteht jene geschichtliche Bedeutung der Natur, die ihr ein so unendlich geistiges Gepräge gibt; das kleinste Segel, das am Horizont aufschwebt, ist im Stande, dem groſsen Meer eine Art Persönlichkeit zu leihen, die es auſserdem nicht hat. Und diese Einarbeitung des Menschen in die Natur ist ihre Verklärung; eine andere gibt es nicht; jede andere ist ein gestaltloser Traum. Man soll uns doch sagen, was noch über Architectur und Sculptur, die Metall und Stein, über die Malerei, welche das Licht und die Farben, über die Musik, welche die zerstreuten Stimmen der Natur, über die Poesie, welche das Wort und endlich über die Sitte, welche Naturverhältnisse vergeistigt und adelt, was darüber hinaus noch für eine Verklärung gedacht werden könnte? Es wird damit gehen, wie mit Hrn. Daumer's absoluten Welt; es lassen sich keine Bestimmungen davon angeben, d. h. die ganze Verklärung ist eine inhaltlose, nichtige Vorstellung, welche über die Herrlichkeit der Welt in ein selbstgemachtes trübes Jenseits hinüberschaut.

Der Vf. spinnt seine Träume über die Verklärung der Natur bis zu einer sich selbst widerlegenden Nichtigkeit aus. Er behauptet nämlich, die Natur sei vor dem Sündenfall *immateriell* gewesen und der Tod führe den Menschen wiederum in diese Immaterialität zurück. Wir müssen aufrichtig gestehen, daſs uns bei solchen Spekulationen alles Denken ausgeht; alle Erfahrung, alle spekulative Erkenntniſs scheint uns dabei wie ein gespenstischer Schatten zu zerflieſsen. Was ist denn Natur, wenn es nicht das im Raum und in der Zeit Existirende, wenn es nicht das Materielle ist? Das Licht ist zwar unsperrbar und unwägbar, ist es aber darum immateriell in dem Sinn, wie Hr. Kreuzhage hier von einem immateriellen Dasein spricht? Raum und Zeit sind ebenfalls nichts Greifbares, sie sind

keine Stoffe, allein sind sie darum als Abstracta *aufser der Materie*, sind sie ohne dieselbe? Keineswegs; nur insofern Materie ist, ist auch Raum und Zeit, und umgekehrt ist Materie nur, insofern Raum und Zeit als die beiden in ihrem Sein concret aufgehobenen Momente sind.

Bei dem vielen Trefflichen, was diese Briefe enthalten, hat es uns doch Leid gethan, dafs der Vf. sich immer so mit Abstractionen zu thun macht, statt dafs man nach Titel und Vorrede recht Individuelles erwartet. So nur können wir uns erklären, wenn er sagt: „Das Hegelsche System ist in seinem Excefs des *absoluten* Wissens mit dem Christenthum unvereinbar, denn in seinem superlativen Monotheismus, welcher dennoch ein Pantheismus ist, verrückt es total das Verhältnifs des Menschen zu Gott, und zu der Region über und unter dem Menschen. Insofern es das Wissen absolut machen will, verdunkelt es daher die Erkenntnifs der Wahrheit, läfst das innere Licht eben entweder erstarren oder sich auflösen in ein Licht, das es selbst ist, wo sich dann nur die gradlinichte Abstraction in eine kreisende umwandelt, welche sich Immanenz des absoluten Wissens nennt." Was soll man sich dabei denken, was hat der Vf. selbst dabei gedacht? Aber er geht noch weiter, er klagt die Hegelsche Philosophie auch einer gewissen Unredlichkeit an: „Mag nun auch dieses System, ungeachtet seiner offenbar pantheistischen Resultate, wodurch allein ein *absolutes* Wissen philosophisch zu begründen ist, dennoch gegen alle Anschuldigung von Pantheismus protestiren, in dem Bewufstsein, dafs dieser mit dem Christenthum unvereinbar ist, so bleibt sein superlativer Monotheismus demungeachtet pantheistisch, und es mufs dem Inhalte der Offenbarung eine künstliche Deutung gegeben um sich mit demselben als einverstanden darzustellen." Wir hoffen, dafs Hr. K. sich hierüber noch bestimmter erkläre, denn jetzt sagt er nur, die Allgegenwart, Vorsehung, Persönlichkeit Gottes, wie sie im Hegelschen System deducirt werden können, sind noch nicht die rechten Begriffe; wir müssen also wünschen, dafs er sich deutlich darüber auslasse, was er unter göttlicher Allgegenwart, Vorsehung u. s. w. denkt. In Betreff der göttlichen Persönlichkeit ist uns sehr aufgefallen, dafs er bei dem Hegelschen System immer nur die *Immanenz* Gottes in der Welt berührt, als wenn Hegel nicht eben so sehr die *Transcendenz* Gottes über die Welt hinaus lehrte? Was ist denn die von Hegel so oft in seinen Schriften erwähnte Differenz seines Systems von dem des Spinoza anders! Erinnerte sich Hr. K. nicht der Stelle, oder kannte er sie nicht, in Hegels Logik, III., S. 396.: „Das Reichste ist das Concreteste und *Subjectivste*, und das sich in die einfachste Tiefe *Zurücknehmende*, das Mächtigste und Uebergreifendste. Die höchste, zugeschärfteste Spitze ist die *reine Persönlichkeit*, die allein durch die absolute Dialektik, die ihre Natur ist, ebensosehr *Alles in sich befafst* und hält, weil sie sich zum Freisten macht, — zur Einfachheit, welche die erste Unmittelbarkeit und Allgemeinheit ist"?

Wir bemerken nur noch zum Schlufs, dafs es über die Maafsen leicht ist, so aus der Mitte heraus von Gott, Natur, Geschichte u. s. w., von ihrer Ueber-, Neben- und Unterordnung zu reden, dafs aber die Sache sich ganz anders stellt, sobald man in der Erkenntnifs der Dinge genetisch zu Werke gehen will, so dafs man sieht, *woher* jede Bestimmung kommt und *wohin* sie wieder geht. Nirgend scheint es jetzt mehr um die genaue Beachtung dieses Zusammenhanges Noth zu sein, als in dem Gebrauch des Wortes Geist. Wir beschränken uns in Bezug auf das vorliegende Buch auf den schwankenden Sinn des Wortes *Weltgeist* aufmerksam zu machen. Mit diesem Wort hat man allerdings auch Gott bezeichnet; allein in der neueren Philosophie ist es bestimmter für den Geist der Menschheit gebraucht worden, in wieweit man *alle Erscheinungen*, in welchen der *menschliche Geist* sich auslegt, darunter versteht. Der Geist der *Welt* begreift also die endlose Mannichfaltigkeit aller auch noch so verschiedenen Bildungen aller Völker und aller Individuen zu allen Zeiten; der Geist der *Kirche* ist daher von Seiten der äufseren Erscheinung selbst nur ein Theil dieses vielgespaltenen Aggregates und der Weltgeist, dem auch die Geschichte der Welt angehört, ist also nicht der *göttliche Geist*. Wohl aber ist der Geist Gottes *die Wahrheit des Weltgeistes* d, h. die innere Nothwendigkeit, das *Wesen* aller Gestaltungen des menschlichen Geistes, die aus seinem Naturleben, seinen Kriegen, seiner Gesittung, Religion, Kunst und Wissenschaft hervorgehen. Da nun sowohl Schelling als Hegel sich der Ausdrücke von einem tieferen *sich Erfassen* des Weltgeistes, von einem *zu sich Kommen* und *Vollenden* desselben bedient haben, so hat man ihnen ohne Weiteres für den Weltgeist, der doch augenscheinlich in der Geschichte der

Völker und in den unendlich vielfach abgestuften Individuen derselben seine Wirklichkeit hat, Gott als solchen substituirt. Darüber war denn leicht, grofs Geschrei zu erheben, denn nach dieser seichten Auffassung würde ja offenbar Gott Männern, wie Schelling und Hegel, es verdanken, dafs er in *ihnen* zum vernünftigen Selbstbewufstsein gelangte und über seine Natur in Büchern und Vorlesungen gründlichsten Bescheid empfinge. Hr. Daumer, wie wir oben gesehen haben, ist auch vollkommen dieser Meinung; dies heifst aber gerade so viel, als dafs das Absolute wohl Substanz und in den Einzelnen Subject, aber nicht als Substanz an und für sich Subject, also, wie wir es oben bezeichneten, pantheistisch und deistisch *zugleich* ist; nur in der *Einheit* mit der Welt und zugleich im *Unterschiede* von ihr ist Gott der wahre Gott.

Karl Rosenkranz.

---

## LXXV.

*Burger; Joh., Reise durch Oberitalien, mit vorzüglicher Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft, die Gröfse der Bevölkerung, Bodenfläche, Besteuerung und den Kauf- und Pachtwerth der Gründe. Zwei Theile. Wien* 1831. 32. *Thl. I. XVI. und* 336 *S. Thl. II.* 300 *S.* 8.

Der Vf. welcher als wissenschaftlicher Haus- und Staatswirth unter Männern seines Faches ehrenvoll bekannt ist, theilte dieses Werk in sieben Abschnitte von ungleicher Länge, deren fünfter eigentlich die gegenwärtige Beurtheilung herbeigeführt.

Der erste: *Tagebuch der Reise von Triest über Venedig u. s. w.*, enthält, was die Ueberschrift ankündigt, gelegentliche Bemerkungen von ungleichem Werthe. Durch einen wichtigen Theil Italiens reisend, konnte Verf. nicht wohl umhin, auch von Palästen, Kirchen u. s. f. Einiges sich anzuzeichnen, was in der Folge, doch ohne Anspruch, mit dem Uebrigen in den Druck gekommen ist. Für den Charakter einzelner Bauwerke und ganzer Städte verräth der Verf. eine glückliche Auffassungsgabe. Uebrigens fehlte ihm für diese Dinge Standpunkt und Kunde. S. 131. erzählt er, dafs man zu Pavia einige Thürme, welche nach dem Gebrauche des Mittelalters adlige Wohnungen bezeichnen, vielmehr errichtet habe, um auf die Nachwelt zu bringen, dafs Jemand aus diesen Häusern den Doctorhut erworben habe; sogar moralisirt er über diese Angabe seines Lohnbedienten. — Davon abgesehn, gewährt schon dieses Tagebuch Vergnügen und Belehrung. Die Gestaltung und Beschaffenheit des Bodens wird überall richtig angegeben, bisweilen selbst erklärt und abgeleitet. Ein grofser Theil dieses Landes ist dem Rec. anschaulich bekannt, weshalb er dem Vf. nachzufolgen und seine Genauigkeit zu würdigen vermochte. Geschichtliche, politische und Umlaufs-Verhältnisse werden häufig berücksichtigt. Es scheint im Charakter des Verfs. zu liegen, oder aus seinen Erfahrungen hervorzugehn, dafs er nie beim ersten Eindrucke stehen bleibt, nie früher ganz verwirft, oder billigt, als nachdem ihm das woher und weshalb deutlich geworden. S. 218. entschuldigt er die Versäumnifs von Bewässerungen in der Gegend von Padua, und überhaupt den verhältnifsmäfsig geringeren Culturzustand des alten Venetianischen Gebietes, richtig und billig durch den Umstand, „dafs in Venedig die reichen Bürger ihre Capitalien auf den Handel verwendeten, der Adel aber durch Staatsdienste verhindert ward, auf seinen Landgütern bedeutende Verbesserungen zu unternehmen". S. 225. findet er auch den Grund, aus welchem die Maulbeerbäume in Friaul etwas summarischer behandelt werden, als im Gebiet von Bergamo, durchaus plausibel (der Seidenbau könne, wo es an Händen fehle, nur so mit Vortheil betrieben werden). Doch mit Freimuth mifsbilligt er andererseits, was blofs aus Indolenz, blinder Anhänglichkeit ans Hergebrachte, oder auch aus Unkenntnifs entspringt.

Seine vornehmlichsten Einwendungen gegen den Norditalienischen Feldbau im Ganzen und Einzelnen, sind folgende. — Zuerst verwirft er die Construction der Pflüge durchhin (vom Lombardischen Thl. 1. zu S. 236. eine Abbildung, auf ders. Platte mit der einfachen doch höchst zweckmäfsigen Dreschmaschine im Gebiete von Bergamo). Sein zweiter Einwurf betrifft den Fruchtwechsel; doch mit Berücksichtigung einiger Wirthschaftshöfe der Lombardei, welche eine bessere Folge eingeführt haben. — Ferner nimmt er Anstofs an dem Anbau von Mais und Waizen auf sandigem, oder dürrem Geröllboden (z. B. im Veronesischen). Er würde Roggen und Buchweizen säen. Der erste, bemerkt Verf., sei als Volksnahrung aufser Gebrauch, unbeliebt und

schwer abzusetzen; der andere, der Buchwaizen, wenig bekannt. An den Seen, namentlich am Grofsen, fand ihn Rec. schon vor bald dreifsig Jahren, auch beim Volke als Nahrung beliebt. Die Kartoffel, welche für jene Bodenarten sich ebenfalls eignet, empfiehlt Verf. später, im zweiten Abschnitte (I. S. 283.). Ihr Anbau wird vernachlässigt. Das Italienische Landvolk versteht nicht, sie zu bereiten, sie sich palatabel zu machen, was bei Einführung neuer Culturpflanzen ein höchst wichtiger, doch meist ganz vernachlässigter Gegenstand ist. Endlich giebt die Behandlung des Weinstockes in allen, des Maulbeerbaumes in einzelnen Provinzen dem Verf. ebenfalls Veranlassung zu mifsbilligenden Bemerkungen.

Hingegen sagt er von den bewässerten Wiesen der Lombardei (S. 77.) „ich konnte den dichten Graswuchs, das dunkle Grün der Pflanzen, die nach der Schnur gezogenen Bewässerungscanäle, die mathematische Genauigkeit der Nivellirung und Abdachung der Wiesenbeete, die einfache Zuführung und Ableitung des Wassers nicht genug bewundern". Ihre ausführlichere Beschreibung findet sich im zweiten Abschnitte, wo Verf. diesem ausgezeichneten und vorbildlichen Zweige der Lombardischen Cultur die Aufmerksamkeit zuwendet, welche seiner grofsen Wichtigkeit zukommt. — Es scheint diese Art der Wiesencultur vornehmlich auf die sandigen Gegenden der Niederlausitz und anstofsenden Mark, einige Theile Sachsens und auf das sandige Becken im Inneren Frankens theilweis anwendbar zu sein. Freilich sind wir noch weit entfernt von einer umständlichen Nivellirung dieser Länder, von einer durchgreifenden Mafsregel, sie in ein zusammenhängendes Cultursystem zu bringen, gleich jenem der Lombardei. — Nicht ohne Anwendbarkeit auf unser eigenes Land ist, was Vf. hier und in dem folgenden Abschnitte über die Cultur und Behandlung des Maulbeerbaumes, besonders im Gebiete vom Bergamo, theils abgerissen, theils zusammenhängend, mittheilt. Die Genügsamkeit des Maulbeerbaumes, der auf sandigem und kiesigem Boden gedeiht, seine Ausdauer in nördlichen Climaten, in welchen seine ersten Triebe später hervorkommen, daher den Spätfrösten minder ausgestellt sind, als in Italien; die Möglichkeit in eigenen Gebäuden durch Räumigkeit und temperirte Heizung (durch erwärmte Luft?) die Nachtheile der Witterung abzuwenden; alles zusammengenommen giebt dem Rec. die Hoffnung, diesen Zweig, wenn auch nicht mit dem Vortheile, den er den Lombarden gewährt, doch immer mit einigem Nutzen auch in Norddeutschland künftig einmal in Betrieb zu sehn.

*II. Beschreibung der Landwirthschaft in Oberitalien.* Rec. bewundert in diesem Abschnitte die Festigkeit der Richtung, die zweckmäfsige Einfachheit der Darstellung. Gewifs ist das Resultat der nicht lange dauernden Untersuchungsreise des Verfs. an sich selbst erstaunenswürdig. Allein auch die Anordnung und Vertheilung des so verschiedenartigen Stoffes, die Uebersichtlichkeit, welche daraus hervorgeht, giebt dem Vf. Ansprüche auf den Dank seiner Leser. — Wichtigere Gegenstände, die Wiesencultur und Milchwirthschaft, die Maulbeerpflanzung und Seidenzucht, der Reisbau u. s. f. nehmen, wie billig, seine Aufmerksamkeit länger in Anspruch, als der vernachlässigte Weinbau, die spärlichen Oelpflanzungen, die unvollkommene Obstzucht, die vortreffliche, aber nicht weitausgedehnte Limonencultur am Gardasee. Doch wird auch das Untergeordnete nicht vernachlässigt, so dafs Rec. bezweifelt, ob es von irgend einem Lande der Welt eine historische Darstellung seiner Bodencultur gebe, welche dieser in Bezug auf die vereinigten Vorzüge der Vollständigkeit, der Klarheit und des richtigen Verhältnisses der Theile zu vergleichen sei. Allein eben, weil dieser Abschnitt rein historisch, und in allen seinen Angaben höchst genau und durchaus zuverlässig ist, gewährt er der Kritik keinen Anknüpfungspunct. Eine Inhaltsanzeige aber würde, bei gröfster Reichhaltigkeit und Gedrängtheit, die Gestalt eines Auszuges annehmen dürfen, ohne deshalb genügender zu sein. — Auf gewisse Weise gehört zu diesem Abschnitte als Ergänzung: *VII. Von der Handels-Bilanz u. s. w.*

*III. Von der absoluten und relativen Gröfse der directen Steuern und ihrer Umlage in den Provinzen des Lombardisch-Venetianischen Königreiches.* — Merkwürdig ist in diesem Abschn. die Thatsache, dafs nach so langer Verschmelzung der verschiedenen Gebiete, welche zu jenem Reiche die Bestandtheile hergegeben, in den Grundlagen der Besteuerung noch immer so grofse Abweichungen statt finden. Wie andererseits dafs in Ländern von so alter Cultur und frühreitiger Finanzeinrichtung die Basis der Besteuerung vom ganz Deutlichen noch so weit entfernt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 115.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

*Burger, Joh., Reise durch Oberitalien, mit vorzüglicher Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft, die Gröfse der Bevölkerung, Bodenfläche, Besteuerung und den Kauf- und Pachtwerth der Gründe. Zwei Theile.*

(Fortsetzung.)

Einiges Licht erhält diese Erscheinung durch, *VI. Geschichte des Mailändischen Katasters*, welche Rec. nach, III. mehr an ihrer Stelle finden würde. Beide Abschnitte zeigen die Schwürigkeiten der Abschätzung von Grundstücken nach einem angenommenen, stets unsicheren und schwankenden Geldwerthe; erwecken auch wohl den alten Zweifel an der Unumgänglichkeit der Mafsregel an sich selbst. Dem Eigenthümer, dem Privatmann, ist es gewifs gleichgültig, ob von dem Capital des angenommenen Geldwerthes der einzelnen Grundstücke an den Staat gleiche, oder ungleiche Procente, oder Procenttheile entrichtet werden. Denn es ist die sogenannte Gleichmäfsigkeit der Grundbesteuerung nur in Bezug auf den Grund selbst, dessen Ausdehnung, dessen angenommenen Geldwerth, eine gleichmäfsige; in Bezug aber auf das Vermögen der Eigenthümer nothwendig eine höchst ungleichmäfsige, da sie den grofsen und den kleinen, den verschuldeten, den schuldenfreien und den überdem noch Capitalien besitzenden, rücksichtslos auf alle diese Umstände, nach einem allgemeinen und aufserhalb gelegenen Mafsstabe trifft. Es ist demnach ein Irrthum, oder nur ein Vorgeben, dafs man bei Steuerregulirungen von einem Princip der Gerechtigkeit, oder Billigkeit gegen die einzelnen Eigenthümer ausgehe. Und wenn irgend etwas, so kann nur das Interesse des Staates selbst den grofsen Aufwand entschuldigen, welchen die Katastrirungen und sie begleitenden Vermessungen häufig veranlafst haben. — In der That gewährt diese Mafsregel, bei einiger Genauigkeit der Ausführung, den Vortheil, alles Grundeigenthum in eine Hypothek, oder in eine Sicherheit für den einzigen ganz unveränderlichen Theil der Staatseinnahmen zu verwandeln. Doch ist diese Hypothek ebenfalls nicht unumstöfslich. Wenn der entkräftete, entmuthigte Eigenthümer ihr den anderen Factor, oder dasjenige entzieht, was Neuere das Betriebscapital nennen, ohne jederzeit Willen, Fleifs und Einsicht darin einzuschliefsen; so fällt auch diese Sicherheit unaufhaltsam zusammen. Es scheint daher sogar im Interesse des Staates zu liegen, dafs an der herkömmlichen Besteuerung, nach welcher beim Kaufen, Hausen und Vererben Jeder seine Einrichtungen trifft, oder längst getroffen hat, nicht zu viel, noch zu häufig gerüttelt werde; dafs man vermeide, durch häufige Neuerungen nun gar periodische Revisionen, die Privatverhältnisse zu grofsen Schwankungen auszusetzen, und hiedurch den Muth und die Zuversicht vielleicht unnöthig abzuspannen.

*IV. Vom Kauf- und Pachtwerthe der Gründe u. s. w.* Der Vf. beschliefst diesen interessanten Aufsatz, welcher eben so wenig eines Auszuges fähig ist, als der vorangehende, durch folgende, die fünfte Abhandlung einleitende Worte. „Man ersieht, sagt er S. 202. Thl. II., aus der Aufzählung der Leistungen, die einem solchen Colon aufgebürdet (eigentlich doch nur von ihm übernommen) sind, dafs er bei weitem übler daran ist, als ein unterthäniger Bauer in den Deutschen Provinzen (Oesterreichs), der an landesfürstlichen und herrschaftlichen Steuern, an Zehent und Roboten vielleicht eben so viel zu geben hat, der aber dafür Eigenthümer seiner Wirthschaft ist und eine Heimath besitzt, deren Besserung seinen Kindern zu gut kommt; während der Colon jährlich die Aufkündigung seiner Pachtung befürchten mufs". In dem nachfolgenden Aufsatze, *V. „Von dem Zustande, in welchem die Pächter und Tagelöhner in Italien sich befinden und von der Verbesserung ihrer Lage ohne Nachtheil der Grundbesitzer"*, wird die obige Andeutung weiter hinaus verfolgt.

Der Vf. beginnt durch eine Uebersicht der bestehenden Verhältnisse mit Rückblicken auf die früheren Abschnitte. Gegen die erste Classe, der Pächter jener gröfseren Güter, welche nur in den bewässerungsfähigen Landstrichen vorkommen, wo Wiesen- und Reisbau die wichtigeren Gegenstände der Cultur, findet er (S. 206. Thl. II.) nichts einzuwenden. Sie sind gebildete, verständige, kenntnifsreiche und voraussetzlich von dem nöthigen Betriebscapitale nicht entblöfste Personen, Deutschen Grofspächtern und mittlen Gutsbesitzern vergleichbar. Es ist also das Elend der Tagelöhner, welche jene beschäftigen, und der Colonen *a metà* (*mezzajuoli, métayers*) in den Gegenden, wo auf kleinen Parcelen ein sehr gemischter Anbau betrieben wird, was den Vf. zu eigenen Betrachtungen und Verbesserungs-Vorschlägen veranlafst.

Zuerst (S. 207. f.) untersucht er den Zustand der Tagelöhner, welche, bei grofser, aus Uebervölkerung entspringender Concurrenz, bei scharf berechnender Richtung der Eigenthümer und Pächter, auf das ersinnlich niedrigste Tagelohn herabgesunken sind; $8\frac{8}{10}$ Kreuzer der Mann, 5 Kreuzer die Weiber. Aus dieser Klasse, welche durch Krankheit und andere Unterbrechungen des knappen Verdienstes sogleich in das tiefste Elend verfalle, erzeugen sich Contrebandire, Räuber u. s. w. Sodann (S. 208. ff.) geht er zum Colonen über und bemüht sich, zu zeigen, dafs er für seine Arbeit einen noch ungleich niedrigeren Lohn erwerbe, als der Tagwerker. Bei welcher letzten Demonstration der Vf. die Sicherheit, das ganze Jahr hindurch Arbeit zu finden, die meist unentgeltliche Wohnung, die kleinen Emolumente, als Reisigfeuerung u. s. w. nicht mit in Rechnung bringt, welche die von ihm in Getreide berechnete Differenz schon ausgleichen dürften; wie denn schon daraus hervorgeht, dafs der Colon besser oder doch sicherer stehen müsse, weil Verfasser (S. 208.) von den Tagelöhnerfamilien in den trocken gelegenen Gegenden sagt: „sie kommen da nicht in sehr grofser und *Besorgnifs erregender* Menge vor, weil da das Grundeigenthum in kleineren Theilen an Colonen ausgegeben werde."

Es erräth sich schon in diesem Widerspruche, dafs Vf. gegen das Colonat eingenommen ist. In der That haben seine Verbesserungsvorschläge den Charakter eines Angriffes auf die *colonia a metà* (*colonia partiaria, mezzaria*) von welcher Vf. übrigens weder die Entstehung kennt, noch den eigentlichen Zweck ins Auge fafst. — Ohne zu wissen, aus welchen allgemeineren Verhältnissen diese Verpachtungsart entstanden ist, welches Ziel sie verfolgt, wird man überhaupt nicht mit Sicherheit ausmachen können, ob sie schon an sich selbst, oder nur in Bezug auf bestimmte Ortsverhältnisse; ob sie durchhin, oder nur in einigen ihrer (einer Nachbesserung vielleicht nicht unempfänglichen) Theile verwerflich sei.

Die einzige bis jetzt über diesen Gegenstand verhandene hist. Zusammenstellung, das Schriftchen des Rec.: *Ursprung der Besitzlosigkeit des Colonen in neuern Toscana*, konnte Vf. bei Abfassung seines Werkes wohl kaum gesehen haben; gewifs hätte es mehr Berücksichtigung verdient, als Sismondi's Arbeit, welche Verf. theils benutzt, theils auch bestreitet. In diesem Schriftchen hat Rec. aus guten, aus den ersten Quellen gezeigt, in welcher Zeit, und von welchem Princip ausgehend, die städtischen Capitalisten in den Alleinbesitz des bestellungsfähigen Bodens gelangt sind, worin sie nun fünfhundert Jahre sich behauptet haben; dafs in ihrer Consequenz beim Grundbesitz nichts gesucht werden kann, als vom angelegten Kapitale die möglichst hohen Zinsen, weil sie zu den Colonen und Tagelöhnern ganz in demselben Verhältnifs stehen, als die Fabrikherren industrieller Gegenden zu ihren Lohnarbeitern. Rec. ist weit davon entfernt, dieses Verhältnifs für so wünschenswerth zu halten, als es einigen Staatsverwaltungen der neuesten Zeit erscheint, welche, durch Begünstigung der Mobilisation, nichts anderes bezwecken, wenigstens erreichen können. Doch befürchtet er, dafs man aus dem Gesichtspunkte des Wohlwollens, des Antheils, der Menschenfreundlichkeit für jene armen Menschen in Italien ganz so wenig erreichen werde, als in England, Niederland, oder den Deutschen Gebirgsgegenden für die Verbesserung der Lage des Fabrikarbeiters möchte zu erlangen sein. Erreichbar ist in dieser Beziehung nur: was mit dem Vortheil und mit der Sicherheit des Kapitalisten (habe er nun sein Kapital in Fabriken, oder in Ländereien angelegt) durchaus vereinbar ist.

In der That bemüht sich der Vf., seine Vorschläge als dem Kapitalisten vortheilhaft darzustellen. Indefs fehlt es ihm an einer genaueren Kenntnifs der Geschichte der *colonia partiaria*, welche Rec. hier nachzuholen genöthigt ist.

Diese Verpachtungsart ist eine Erfindung des classischen Alterthums. Eine Stelle im Polybius läfst vermuthen, dafs sie bereits im Gebiete des alten Karthago, wo bekanntlich rationaler Ackerbau betrieben wurde, üblich und sogar verbreitet gewesen sei. Denn jene Erhöhung des halben Rohertrages, welche Auflehnungen der Unterthanen zur Folge hatte, scheint eher auf ein Pachtsystem, als auf Tribut zu deuten. Später zeigt sie sich in der Römischen Gesetzgebung und Literatur. Im Mittelalter war sie unvereinbar mit den vorwaltenden Verhältnissen; möchte sie jedoch in den Feldmarken einiger alten Städte unbemerkt fortgedauert haben, wofür Rec. bisher kein Zeugnifs hat auffinden können. Allein seit dem dreizehnten Jahrhundert kommt sie in der ganzen Ausdehnung Italiens schnell in Aufnahme und wird und bleibt seit dem vierzehnten die beliebteste und allgemeinbekannteste Art der Verpachtung.

Freilich konnte sie nicht früher in dem Mafse sich verbreiten, als nachdem, vom dreizehnten Jahrhunderte an, die eigenthümlichen Abhängigkeitsverhältnisse des Mittelalters in Italien aufgehört hatten, und die Städter (in Folge freier Veräufserlichkeit und gleicher Erbtheilung) zum Alleinbesitze aller fruchtbaren Gründe gelangt waren. Allein nicht unmittelbar nach jener Umwälzung ward die Verpachtung gegen den halben Rohertrag in Italien ganz allgemein. Viele Arten der Verpachtung wurden vorher versucht. Vermuthlich hatte Wein und Oelbau in Toscana (worauf Rec. vornehmlich sich bezieht) den Anbau der Cerealien noch nicht in dem Mafse eingeschränkt, als um wenig später; denn es finden sich Beispiele von Verpachtungen, worin an Getraide ein bestimmtes Quantum, und nur vom Weine die eventuelle Hälfte bedungen wird. Merkwürdig ist in den Pachtcontracten des dreizehnten Jahrhundertes besonders, dafs man darin so ängstlich bemüht ist, die perennirenden Culturpflanzen des Südens gegen Verwahrlosung und böswillige Beschädigung sicher zu stellen. Denn hierin beurkundet sich der eigentliche Beweggrund des Vorzuges, den man der *colonia partiaria* in der Folge eingeräumt. — Bei gutem und dichtem Bestande verdoppeln die Baum- und Rebenpflanzungen des Südens den Geldwerth auch des besten Bodens; hingegen sind einige Jahre schlechter Wartung hinreichend, sie theils zu vernichten, theils doch auf lange zurückzusetzen. Also mufste eine Verpachtungsart sich empfehlen, welche für das laufende Jahr den Pächter ganz in das Interesse des Verpächters hinüberzieht, für künftige aber durch halbjährige Aufkündbarkeit ihn fortwährend bedroht und in den richtigen Schranken hält. Ebendaher verbreitete sie sich so frühe in die Deutschen Weingegenden. Joh. von Müller, Schweizergesch. erwähnt ihrer zum vierzehnten Jahrhundert am Zürichersee; nicht viel später erscheint sie in den Neckargegenden und sogar in Sachsen.

Soviel von ihrer Geschichte; nun auch von ihrer Einwirkung auf den Anbau und das Befinden der ackerbauenden Bevölkerung. — Der Verf. scheint Toscana nicht zu kennen. Dort würde er den Colonen in einer besseren Lage gefunden haben, als irgendwo die nicht besitzende, nur durch Lohnarbeit und Pachtung sich erhaltende ländliche Bevölkerung. Sein Mobiliar ist einfach, doch ausreichend, seine Kleidung gut, seine Nahrung gesund, seine Wohnung in gutem Stande. Häufig gelingt es ihm Ersparnisse zu machen, auch sie anzulegen. In dieser besseren Lage ist der Colon *a metà* in Toscana, nicht, weil er weniger vom Rohertrage abgiebt, als der Lombardische; sondern weil sein Anbau ein anderer ist. Oel, Wein und in der Nähe der Städte, Baumfrüchte und Gemüse, sind seine Hauptproducte; Getraide erzielt er weniger, als er selbst verzehrt. Der Lombardische Colon hingegen hat nur ausnahmeweis Oel, dieses weniger und schlechter; Wein, gewöhnlich, doch weder dem Mafse noch der Qualität nach soviel, als der Toscanische; sein Anbau ist zur gröfseren Hälfte eigentlicher Feldbau.

Auf diesen beziehen sich denn auch allein die Berechnungen, durch welche der Vf. (S. 209. darzulegen sucht, dafs der Colon für seine Arbeit weniger Lohn erhalte, als der Tagwerker. Denn, was etwa durch den verhältnifsmäfsig höheren Geldwerth des Weines und ähnlicher Früchte in dieser Vergleichung verändert werde, läfst Verf. ganz unberücksichtigt.

Also ist die *mezzeria* nicht schon an sich selbst, sondern nur unter besonderen Umständen dem Colonen nachtheilig.

Ehe die Cultur des Weines und der Baumfrüchte in Toscana in dem Mafse sich verbreitet hatte, dafs im ganzen Hügellande sie das Hauptproduct des Landbaus abgeben; oder, als man noch ungleich mehr Getraide erzielte; pflegte man, wie schon bemerkt worden, den Acker gegen ein bestimmtes Quantum zu verpachten, nur das Product der Reben zu theilen. In Ansehung

der sehr gemischten Cultur der Colonenbezirke im Nördlichen Italien vermuthet Rec., dafs ursprünglich auch in der Lombardei ähnliche Contracte in Gebrauch gewesen, und nur im Fortgang, wegen grofser Concurrenz der Pachtabnehmer und Avidität der Verpächter, der gemischte Contract in reine *colonia partiaria* übergegangen sei. — Es müfste dem Vf. ein leichtes sein, zu ermitteln, wie viel nun auch mit Berücksichtigung des gröfseren, oder geringeren Nebenertrages der Reben und Bäume, von der grundherrlichen Hälfte des Rohertrages vom Feldbau dem Colonen nach Billigkeit zukomme. Gelänge es ihm alsdann, den Grundbesitzern zu beweisen, dafs sie in ihrem Vortheil nicht verkürzt werden, indem sie aufopfern, was sie theils an aufgesummten Rückständen zu verlieren pflegen (worüber Vf. an mehr als einer St.), theils durch verbesserte Cultur und regeren Diensteifer des Colonen ersetzen könnten: so würde er eine wesentliche Verbesserung eingeführt haben, ohne die Bahn zu verlassen, auf welcher man nun schon seit fünf Jahrhunderten sich fortbewegt.

Indefs bestimmt den Vf., sei es Vorliebe für heimische Verhältnisse, oder vorgefafste Meinung gegen ein System, welches ihm von der abschreckenden Seite sich gezeigt hatte (s. das ergreifende Bild einer speciellen Erscheinung in der Gegend von Monselice, S. 216. Thl. II.), vielmehr eine gänzliche Veränderung und Umkehrung des Gewohnten in Vorschlag zu bringen. Vererbpachtungen, welche unter Umständen so wohlthätig sind, wünscht er an die Stelle des Colonats zu setzen; vorerst in den Kaiserlichen Domänen, wo sie in der That an ihrer Stelle wären. Denn unangesehn, dafs jegliches Domanialeigenthum, auf feste Renten gelegt, vielfältigen Verwickelungen in der Verwaltung entzogen wird; unangesehn, dafs der Gewinn des Einzelnen meist auch der Vortheil des Staates ist; können Regierungen auch defshalb mit Sicherheit auf Erbpacht ausgeben, weil sie das Gesetz und dessen Handhabung mehr in der Hand haben, als der Privatmann.

Diesem aber an das längst entwöhnte System Glauben und Zuversicht einzuflöfsen, wird, auch wenn der Vf. stärkere Gründe ersänne, doch ganz unmöglich bleiben. — Wollte nun auch der Staat dem an dortiger Stelle neuen Verhältnifs gesetzliche Grundlagen verleihen, welche in Italien fehlen: Unzertrennlichkeit der erblich verliehenen Höfe, so geregelte Erbfolge, dafs der Capoccio, das Haupt der Familie, nicht schon im ersten Gliede ein Bettler würde u. s. f.; so würde man doch die Tendenzen des Zeitalters fürchten müssen, welche der Stabilität in Verhältnissen des Grundbesitzes mit einer Art Schwärmerei entgegenstreben. Würde man ferner sich davon überzeugen können, das keines Falles die Familie des Erbpächters verarmen, das Gut herunterkommen werde? dafs man das gut gerundete Grundstück niemals durch Zerstückelung werde depotentiiren können? Nun endlich, wenn es mit Reben, mit anderen nützlichen Bäumen besetzt wäre, dafs man diese nicht vielleicht vernachlässigen, sie ganz werde eingehn lassen?

Mit Sicherheit würden sich in Erbpacht ausgeben lassen: 1) unaufgebrochene Oedungen; 2) unbepflanzte Aecker in niedrigem Culturstande; 3) jegliche, auch die höchst cultivirte Besitzung gegen baare Auszahlung alles dessen, was sie dermal mehr werth ist, als der Grund in seinem denkbar niedrigsten Culturzustande.

In allen anderen Fällen ist die Erbverleihung ein Wagestück, oder eine Handlung der Grofsmuth. — Der zahlreiche, unschätzbare (möchte man's beherzigen!) Stand Deutscher Erbpächter verdankt seine Entstehung keiner Spekulation, sondern dem Umstande, dafs unser kleiner, bedingter Besitzer aus den Schutz-, Dienst-, Unterthänigkeits- und Vertragsverhältnissen des Mittelalters, Rechte und Ansprüche hinzubrachte, welche durch den Erbpachtcontract theils zeitgemäfs verändert, theils fester gestellt werden sollten. — Allein welche Kluft liegt zwischen dem Mittelalter und dem gegenwärtigen Italien!

Noch eins: Vf. scheint im Verlaufe seiner Untersuchungen einer ganz offenen Erklärung über die sittlich- intellectuellen Mängel jener Provinzen, deren Einfluss auf den bürgerlichen und häuslichen Zustand der unteren Volksklassen freiwillig auszuweichen. — Und dennoch entsteht das Elend, welches er zu heben, wenigstens zu lindern wünscht, nicht blofs aus der herrlosen Berechnung der Kapitalisten; nicht blefs aus der Art der Verpachtung und Bewirthschaftung der Landgüter, noch endlich allein aus der Uebervölkerung, welche doch nur etwa in der Lombardei statt findet; sondern auch grofsentheils aus der öffentlichen Erziehung. —

(Der Beschluss folgt.)

Nro. 116.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

***Burger, Joh., Reise durch Oberitalien, mit vorzüglicher Rücksicht auf den gegenwürtigen Zustand der Landwirthschaft, die Gröfse der Bevölkerung, Bodenfläche, Besteuerung und den Kauf- und Pachtwerth der Gründe. Zwei Theile.***

(Schlufs.)

Eine für ganz practische Verhältnisse zureichende Hingebung in religiöse Phantasien und Gefühle (mehr noch im Venetianischen), eine zu biegsame Sittenlehre hilft überall dem Norditalienischen Landbewohner zwar sein Elend zu ertragen, giebt ihm indefs nothwendig auch eine gewisse Indolenz, von welcher Vf. Symptome andeutet; z. B. S. 210. d. Th. „Die elende Wirthschaft, welche diese armen, *unwissenden* Colonen betreiben." — Man findet wenig Spur von häuslicher Nebenarbeit; bei den Frauen nur etwas Getändel mit der Spindel; von technischem Talent, welches beim Deutschen Landvolke so häufig als Virtuosität hervortritt, auch nicht das leiseste Anzeichen. Im ersten Abschnitte (S. 109. Thl. I.) vergleicht Verf. die Neigung der Lombarden zum Kapitalisiren mit der Grofsmuth und Verschwendung der Deutschen (Landbesitzer) zum Nachtheil der letzten. Allein es ist dieser Erwerbsgeist der Lombarden blofs ein berechnender, weshalb die niederen Volksklassen (mit Ausnahme der Abentheurer von den Seen, eine Ausnahme von Allem) ihn nicht theilen. Wo kein Kapital, da auch weder Zins, noch Zinseszinsen. Hiegegen hat unser Volk einen nicht berechnenden, sondern schöpfenden, produzirenden Erwerbsgeist, welcher antreibt, auf alle Weise zum Hause, zur Handwerksstätte, zum Gütchen zu gelangen, aus lebendiger Kraft ein kleines Vermögen sich zu erschaffen. — Sollte an diesen beinahe künstlerischen Produktionstrieb der mittlen, besonders der niederen Klassen des Deutschen Volkes, welcher so viel beigetragen, uns aufrecht zu erhalten während und nach dreifsigjährigen Kriegen, dauernden Mifsverhältnissen im Geldwerthe der verschiedenen Bedürfnisse, wiederholten Mifsjahren, und bei dem Luxus der oberen Klassen in einer Richtung, welche dem heimischen Gewerbsfleifse selten zu Gute kommt; sollte an diesen Trieb und dessen Hervorbringungen jemals ein mathematischer Mafsstab können angelegt werden? — Wie oft habe ich den berechnenden Staats- und Hauswirth sagen hören: was der und der thut, rentirt nicht; d. i. wenn er es für Tagelohn thun liefse, würde er für diese Auslage weder einen Ersatz, noch einen Zins erhalten können. Dabei wird nicht berücksichtigt, dafs der Arbeitende eben nur seinen Willen dabei eingesetzt, seiner Ruhe oder Feierstunden etwas abgebrochen oder Tage gewählt hat, an welchen eben Nichts oder sehr wenig zu verdienen war. Dabei nicht der künstlerische Blick, welcher dem Arbeitenden gezeigt, wieviel die für sich geringfügige Arbeit im Umlaufe, in der Ausrundung des ganzen Betriebes werth sei. — Die Abwesenheit eines solchen Kunst- und Erwerbfleifses, welcher zum Theil aus dem fabrikartigen Betriebe der Landwirthschaft, zum Theil aber auch aus der Richtung entspringt, welche man dem Geiste des gemeinen Volkes nun einmal von Jugend auf zu geben sich bemüht; diese, mit einem unverhältnifsmäfsigen Aufwande für den Schmuck, den Bau und die Erhaltung von sehr gehäuften Kirchen (nur in der Lombardei sieht man so viele neue Gebäude dieser Art) verhindern bei dem Lomb. Volke, fürchtet Rec., mehr, als alles Uebrige die Bildung eines Kapitalstockes an Geräth, Vieh und Geld, gleich jenem des Toscanischen Colonen.

Auf die Erziehung wirken, (auch auf die weibliche durch Unterricht in häuslichen Arbeiten), dem Einflusse der Geistlichkeit nicht entgegenwirken, nein ihm nur eine bessere Richtung geben auf das Wesentliche und Nothwendige (ist es doch dem guten Peter Leopold in

Toscana gelungen): dies scheint dem Rec. das nächste Bedürfniſs und wohl der Anstrengungen werth einer Regierung, welche, was man auch sagen möge, bereits in vielen Beziehungen in jenen Gegenden der allgemeinen Wohlfahrt sehr aufgeholfen hat.

Befindet sich nun auch Rec. mit dem Vf. über die Wahl der Mittel zur Nachbesserung des gewiſs traurigen Zustandes jener Volksklassen auf gewisse Weise in Widerspruch, so billigt, so theilt er doch die Gesinnung, von welcher seine Vorschläge ausgehen. Und, wenn es ihm scheint, daſs Vf. in dieser einen Beziehung aus dem Charakter falle, einem ersten Eindrucke sich hingebe, die Sache nicht bis auf den Grund verfolge, nicht Alles berücksichtige, was dahin gehöret: so nimmt dieſs der Bewundrung nichts, mit welcher Rec. dem Vf. im rein Staats- und Landwirthlichen durch alle Theile des Werkes nachgefolgt ist. Selten begleitet eine Untersuchungsreise ein gleich glückliches Zusammentreffen wissenschaftlicher Vorbereitung mit der Berechtigung, aller öffentlichen Quellen sich zu bedienen, und mit der Gabe, den Einzelnen vertraulich und mittheilsam zu stimmen.

Rumohr.

---

## LXXVI.

*Johann Reuchlin und seine Zeit. Von Dr. Ernst Theodor Mayerhoff. Mit einer Vorrede des Hrn. Professor Dr. Neander. Mit Reuchlin's Bildniſs und Wappen. Berlin, im Verlage der Stuhr'schen Buchhandlung.* 1830. *XV, u.* 280 *Seiten in* 8.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daſs Reuchlin zu jenen groſsen Männern gehört, deren Biographie in der Geschichte ihrer eigenen geistigen Entwicklung, Fortbildung und Vollendung, ihrer vielfachen und groſsen wissenschaftlichen Verdienste, ihrer Verbindungen mit der ganzen gelehrten Welt und ihres gesammten Lebens in allen seinen äuſsern und innern Erscheinungen überhaupt einen so reichen Stoff findet, daſs es nicht selten schwer wird, der gegebenen Masse ganz und sicher Herr zu sein, deren Lebensgeschichte aber auch auf der andern Seite eben wegen jener Groſsartigkeit in der Ergründung mancher Einzelnheiten für den kritischen Historiker eben so oft ihre besondern groſsen Schwierigkeiten hat. Diese dem schnellen Gedeihen der Arbeit entgegen tretenden Hemmungen können nicht immer in kurzer Frist glücklich beseitigt werden, und verlangen als ersten Hebel ein vieljähriges, stets unermüdetes und immer gleich eifriges Studium. Wir möchten es darum nicht so unbedingt gut heiſsen, daſs sich der junge Gelehrte an einer solchen Mannes Lebensbeschreibung zuerst *öffentlich* versucht, zumal wenn sein Leben sich in der Zeit längst vergangener Jahrhunderte bewegt. Man darf, ohne unbillig zu sein, von dem Anfänger — und als solchen bezeichnet ja Hr. Neander auch seinen jungen Freund, Hrn. Mayerhoff, in dem Vorworte ausdrücklich — nicht alles das verlangen, was nur die Frucht eines, vielleicht ein ganzes Menschenalter in Anspruch nehmenden Fleiſses sein kann. Und davon haben wir denn auch an diesem Leben Reuchlin's einen neuen sprechenden Beweis. In dieser Biographie tritt ein besonderes Miſsgeschick so häufig hervor, daſs wir mit allem Fug und Recht Hrn. M. das Bewuſstsein dessen wohl zutrauen dürften, wie weit seine Arbeit noch von jedweder Vollendung entfernt sei; und doch hat Hr. M. kein Bedenken getragen, mit diesem sogar unvollendeten Werke seine litterärische Laufbahn öffentlich zu beginnen. Das aber scheint uns um so mehr beklagt werden zu müssen, als ein so würdiger Lehrer, wie Hr. Neander, seinem Schüler in solcher Weise, wie es geschehen ist, zu der Herausgabe dieses Buches die Hand geboten hat! Hr. M. hat sich in dieser Lebensbeschreibung nur zu oft zu falschen Angaben verleiten lassen, welche zum Theil sogar auf einem Miſsverstande ihrer *Lateinisch* geschriebenen Quellen beruhen; er ist meist ohne die nöthige Umsicht und Einsicht höchst flüchtig und nachlässig zu Werke gegangen; er ist trotz aller Breite nur zu oft unvollständig und unbefriedigend, und endlich hat er den bibliographischen Theil des Buches ohne alle Kritik gearbeitet. In diesen Ausspruch fassen wir unser Urtheil zusammen und gehen nun zu dem Beweise seiner einzelnen Theile über.

I. Von den Irrthümern Hrn. M's., welche in einer unrichtigen Auffassung der Quellen ihren Grund haben, heben wir hier folgende aus:

S. 5. erzählt Hr. M.: „So lernte Reuchlin von den Schülern des Tyfernas (nicht von Tyfernas selbst, wie Melanchthon und andere, die ihm folgen, fälschlich angeben) die Anfangsgründe der Griechischen Sprache." Melanchthon sagt in der *Oratio continens historiam J. Capnionis*: „*Successerat autem Tyfernati Hermonymus*

*Spartiata: hanc adolescens Capnio audivit*". Wie war es nun möglich, „*hanc*" auf Tyfernus zu beziehen und in Melanchthon's Angabe einen Irrthum zu finden? — S. 14. heißt es: „er (Hermonymus) habe sich außerordentlich gefreut über seinen (Reuchlin's) *elegantem Griechischen Brief* und ermahne ihn, ja diese Sprache nicht zu vernachlässigen". In der Quelle (dem 2ten Briefe des II. Buches der *Epp. ad Reuchlinum*) schreibt aber Hermonymus: „*Proximis diebus mirifice delectatus sum suavissimis literis tuis, quas et pulchre et elegantter ad me scripsisti: quare ego decrevi, paucis tibi respondere*". Dann heißt es unter anderm: „*Tu mi Ioannes, recte facis literis graecis operam dando*" etc. Wie sehr irrte Hr. M., indem er hier die *literae tuae* mit den *literis graecis* für identisch hielt. In S. 20. bemerkt Hr. M.: „Majus erwähnt dieser Reise des Reuchlin (nach Rom im J. 1482.), setzt sie aber in d. Jahr 1487 und läßt nun den Reuchlin bis 1490 in Rom bleiben. *Er folgt hierin, wie fast überhaupt, dem Melanchthon. Der Irrthum des Melanchthon rührt aus einer Angabe des Jahres* 1487 *in Reuchlin's Werk de arte cabb, S.* 1, *her.* R. schrieb sein Werk *de arte cab.* nach etwa 30 Jahren von hier ab. *Leichter* (als bei Vergenhans) *läßt sich daher ein Irrthum bei ihm denken, oder auch ein Schreib- oder Druckfehler in der ersten Ausgabe, der sich durch die spätern fortpflanzte*". Hier ist Melanchthon wiederum mit Unrecht angetastet worden, da dieser bei Erwähnung dieser Reise gar keine Zeitbestimmung hat, sondern nur sagt: „*Ac ut in aulam vitus vocaretur* (*Capnio*), *occasio haec fuit. Eberardus eo tempore Romam proficisci decreverat.* „Daß die fragliche Reise aber überhaupt im J. 1482 statt fand, ist allgemein bekannt und nirgends bestritten. Eben so wenig sagt Melanchthon, Reuchlin sei v. J. 1487—1490 in Rom geblieben; er giebt im Gegentheil durchaus keine Dauer jenes Aufenthaltes in Rom an. Nur bei der letzten Reise Reuchlin's nach Rom (1498.) bemerkt er, R. sei „*diutius anno*" zu Rom geblieben. Ferner steht in der ersten Ausgabe der *Libri III. de arte cabb.* Blatt A 2*b* ganz deutlich u. richtig die Jahrzahl „M. CCCC. LXXXII". Es kann also auch von einem Schreib- oder Druckfehler a. a. O. durchaus keine Rede sein. Die Behauptung einer Reise R's. nach Rom im J. 1490. hat an und für sich unter allen gleichzeitigen Quellen keinen andern Stützpunkt als das Datum eines Briefes des Jak. Aurel. v. Questenberg an Reuchlin (*Romae KKl. Aug.* 1490.) und die Nachricht in diesem Briefe, daß R. an diesem Tage Rom verlassen habe *). Wer Gelegenheit hatte, Abdrücke von Briefen aus jener Zeit, namentlich die Ausgaben der Briefe des Erasmus und Melanchthon, mit ihren Originalen zu vergleichen, weiß nur zu gut, wie wenig Glauben man den *Jahreszahlen* am Ende der Briefe schenken darf, da sie sehr häufig von den Herausgebern hinzugesetzt worden sind. So läßt sich z. B. auch mit Bestimmtheit behaupten, daß der in den *Epp. ad Reuchl.* auf jenen folgende Brief Questenberg's offenbar irrig das Jahr „M. D. II." statt „M. IID." (1498) angiebt. Wir tragen darum kein Bedenken, jenen Brief dem J. 1482 zuzuschreiben und damit zugleich die Reise nach Rom v. J. 1490 aufzugeben. — S. 163. berichtet Hr. M.: „Sogleich eilte das Capitel, dem Reuchlin dieses zu melden, *verschwieg ihm aber das von der Inquisition bereits gefällte Urtheil*, weil er sonst wohl nicht gekommen wäre, *und antidatirte* (*sic!*) *den* Brief um 4 Tage". Es ist hier davon die Rede, daß das Mainzer Domkapitel sich im Septbr. 1513 des Reuchlin annahm und eine Verschiebung des letzten Termins in seiner Sache auf 15 Tage von dem Inquisitor erlangte. In dieser Zeit sollte nun Reuchlin selbst nach Mainz kommen und das Urtheil sollte, auch wenn er ausbliebe, am 12. October 1513. gefällt werden. Von einem nach Hrn. M's. Erzählung S. 162. bereits am 27. Septbr. 1513. ausgesprochenen Erkenntnisse, wonach R's. Augenspiegel auf dem Markte zu Mainz verbrannt werden sollte und alle Exemplare dieses Werkes von ihren Besitzern an die Inquisition bei Strafe des Bannes abzuliefern waren, sagt uns die einzige Quelle (die *Acta Judiciorum etc.*) kein Wort. Hier heißt es nur Blatt B 3 *a*: „*Datis itaque apostolis refutatoriis*" (d. i. nach Ausfertigung der Schrift, wodurch die Inquisitoren als Richter Reuchlin's Appellation an den Papst nicht anerkannten) „*processum est ulterius absente D. Reuchlin et eius procuratore ad exhibitionem librorum Oculare spectili et examinationem testium concludendo in tota causa usque ad sententiam diffinitivam*". Hier ist offenbar nur gesagt, daß man bis zum Urtheilsspruche kam; Hr. M. läßt dagegen das Urtheil schon jetzt aussprechen und giebt uns sogar seinen Inhalt an! Die

*) Vgl. *Epp. ad Reuchlinum ed. Hag. à.* 1519. Blatt *k*$^{b}$; *ed. Tigur. a.* 1558. Bl. 57$^{b}$.

Auslieferung der Exemplare fand er sicherlich in dem Ausdrucke „*exhibitio librorum ocularis speculi*", darunter ist ja aber nichts anderes *als die Vorlegung des Augenspiegels während dieser gerichtlichen* Verhandlung zu verstehen. So ist denn auch die Nachricht, *dafs das Capitel dem Reuchlin das bereits gefällte Urtheil verschwieg*, nichts als Hrn. M's. eigene Erfindung. Und was nun endlich den angeblichen Anachronismus in dem Datum des Briefes an Reuchlin belangt, so beruht er ebenfalls auf einem blofsen Mifsverständnifs von Seiten des Hrn. M. In der Quelle heifst es: „*De quo praefati — D. Reuchlin per literas certiorem fecerunt. — Et quamvis datae fuissent literae feria II. post diem S. Mauritii Moguntiae, quae fuit XXII. mensis Septembris, tamen praesentatae fuerunt Stutgardiam et D. Reuchlin redditae V. nonas octobres*" Denn irrig verstand Hr. M. die Worte „*quae fuit XXII. m. Septembr.*" als Erklärung der „*feria II. p. diem S. Mauritii*", während sie doch nur eine Erklärung des *dies Mauritii* sind, welcher Tag immer auf den 22. September fällt. Die *feria II. p. diem Mauritii* ist aber der Montag nach dem Tage des h. Moritz, welcher im J. 1513 der 26. September war. Die ganze Stelle will nur die Eile andeuten, mit welcher der Brief an Reuchlin befördert wurde, und von einem Antedatiren kann gar nicht weiter die Rede sein. Die Angabe „*feria II.*" mufs jedoch, da in der Quelle dafür kurz zuvor der *dies Martis* genannt wird, *in feria III.* (d. i. Dienstag, 27. Septbr.) berichtigt werden. — S. 167. erzählt Hr. M. „In der folgenden Sitzung *) — übergab der Procurator des Reuchlin *ein neues* (st.: einen neuen) Libell desselben, worin er den ganzen Streit geschichtlich beleuchtete. — *Als diese kleine Vertheidigungsschrift sich in Deutschland verbreitete*, las sie der Bischof von Speier". Dazu bemerkt ferner Hr. M.: „Die Schrift selbst, *welche gedruckt wurde*, und deren Inhalt in den *Act. Jud.* angegeben ist, möchte wohl höchst selten sein? Aber in den *Act. iudic.* (bei v. d. Hardt II, 112.) heifst es: „*Hunc libellum cum propositis in promptu propositionibus ante multa tempora per impressoriam calographiam universa Germania publicatis — princeps dominus Spirensis — diligenti exactione ponderavit*", d. i. diese von Reuchlin's Procurator aufgesetzte Procefsschrift mit ihren lange vorher im Drucke ausgegangenen Beilagen prüfte der mit der Untersuchung von Leo X. beauftragte Bischof von Speier sehr sorgfältig. Dadurch nun, dafs Hr. M. „*publicatis*" so faste, als ob es hiefse *publicatum* und zu „*libellum*" gehöre, entstand die irrige Angabe von dem Drucke jenes handschriftlichen Libells! — S. 178. erwähnt Hr. M. den Silvester [*de*] *Prieria* „*als ein neu erwähltes Mitglied der Commission*". In der Quelle (bei v. d. Hardt II, 130.) wird aber gesagt, dafs alle Glieder jener Commission dem in Rom gegen Hoogstraten gefällten Urtheile beitraten „*praeter Magistrum palatii, — qui noviter factus fuit magister*". Prierias war also kurz zuvor *Magister palatii* geworden, nicht aber ein neu erwählten Mitglied der Commission! — In einem Briefe an Reuchlin schreibt *Eobanus*: „*Coegi (ego Eobanus) nuper iambos quosdam satis ferventes in istos Colonienses Diabologos*". Dafür läfst Hr. M. S. 208. den Eoban Folgendes schreiben: „*Du (Reuchlin) hast schon in feurigen Jamben gegen die Cölnischen Teufel gesungen*"!! — Auch von seiner Kenntnifs der *Hebräischen* Sprache hat uns Hr. M. S. 86. ein glänzendes Beispiel in dieser Nachricht gegeben: „*Reuchlin* war zwar nicht der erste Grammatiker, sondern schon früher hatte ihm der Jude *Kimchi Michlol* den Weg dazu gebahnt". Bekanntlich schrieb David Kimchi eine Hebräische Grammatik unter dem Titel: „*Sepher Michlol*" (*liber perfectionis*); daraus also entstand der *Kimchi Michlol!!* —

II. Unter diesen Umständen kann es wenig befremden, wenn Hr. M., ohne sich eben sehr um historische Genauigkeit zu kümmern, sogar ohne alle Quellen, aus eigener Erfindung manches Unwahre seiner Erzählung untergemischt oder wenigstens manches ganz verkehrt aufgefafst hat. So sagt der Verf. S. 4. Gehres erwähne einer Nachricht, nach welcher Reuchlins Vater ein *gewöhnlicher* Bote gewesen sei. Aber nach der Quelle bei Gehres war er ein *gemeiner* Bote, d. i. ein Bote des Gemeinwesens (der *res publica*), also ein Rathsdiener oder Gerichtsbote. Gehres sagt ausdrücklich, dafs Reuchlin's Aeltern wohlhabende und angesehene Leute waren, und Melanchthon nennt sie *honesti parentes*.

*) Nach den *Act. iudic.* „*feria II. p. dom. Reminiscere* 1514", also am 13. März d. J.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 117.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## *Johann Reuchlin und seine Zeit. Von Dr. Ernst Theodor Mayerhoff. Mit einer Vorrede des Hrn. Prof. Dr. Neander.*

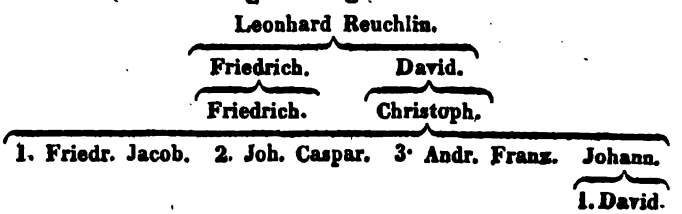
(Fortsetzung.)

Ungern vermifsten wir Reuchlin's eigene Nachricht v. J. 1511. in den *Epp. ad Reuchl. ed. Hag. a.* 1519. *Bl.* 9. *a.*: „*mihi conscius sum — parentes meos Fratrum ordinis* (*S. Dominici*) *bona fide ministeriales fuisse, apud quos et in Christo requiescunt*". Sie waren also Dienstleute des Dominikanerklosters zu Pforzheim und wurden auch in diesem Kloster begraben. — S. 17. wird erzählt, Reuchlin sei *am Sonntage vor Laetare* 1482. zu Rom angekommen. Wozu dieser sonderbare Ausdruck statt des Sonntags Oculi? Nach Sattler III., 183. trat Graf Eberhard die Reise nach Rom am 7. Febr. 1482. an, und nach Nauclerus kam er am *Sonnabend* vor Laetare (9. März) in Rom an. Nach der päpstlichen Bulle in Sattlers Beilagen V. 148. erhielt Eberhard schon am folgenden Tage die goldene Rose. Hr. M. hätte also sagen sollen: am *Sonnabend* vor Laetare. — Von der Existenz der sogenannten *stummen Komödie* vor dem J. 1530. sagt Hr. M. S. 79. kein Wort. Bekanntlich erschienen schon im J. 1524. wenigstens 3 Deutsche Ausgg. derselben. Ihre Wiederholung vor Kaiser Carl V. im J. 1530. ermangelt jedes historischen Beweises, und Zeltner's Vermuthung kann hier nichts entscheiden. Ohne Zweifel ist sie jedoch ursprünglich Lateinisch oder Französich geschrieben. *) Nach S. 120. soll der Kaiser, „*weil er der Sache nicht kundig war*", den Erzbischof Uriel von Mainz mit der Untersuchung des Pfefferkorn'schen Antrags beauftragt haben, da doch der Erzbischof von Mainz *als Erzkanzler des Deutschen Reichs* nur nach dem ganz gewöhnlichen Geschäftsgange diese Vollmacht am 6. Jul. 1510 erhielt. Zu S. 132. bemerkt Hr. M., Reuchlin beschuldige den Pfefferkorn, *einen Brief erbrochen zu haben*, „was man als Vermuthung oder Aussage des Feindes" (d. i. Reuchlin's; ihm spricht also sein eigener Biograph Wahrhaftigkeit ab!) „noch nicht zu glauben berechtigt ist, wenn gleich es jenem schlechten Menschen (Pfefferkorn) zuzutrauen wäre". Eine Vermuthung also, welche der Vf. anfangs bestreitet, erregt er zuletzt selbst wieder von Neuem! Aber Reuchlin sagt ja sowohl in der Defensio (bei v. d. Hardt II., 55.) als in der Vorrede zum Augenspiegel aufs Bestimmteste, dafs er durchaus nicht wisse, wie sein Rathschlag in Pfefferkorn's Hände gekommen sei, und Pfefferkorn selbst berichtet in seinem Sturm, *dafs ihm der Erzbischof eine Copie des Rathschlags mitgetheilt habe.* — Das Uebergehen mancher Zeitangaben, namentlich in dem Cölner Streite kann wohl kaum gut geheifsen werden. Es genüge hier die Aufzählung nur einiger solcher ausgelassenen Daten. Das Schreiben Köllin's an R. (S. 144.) wurde zu Cöln am 4. Januar 1512. ausgefertigt; der zweite Brief der Cölner Facultät ist am 29. Febr. 1512. geschrieben; am 28. Febr. 1512. schrieb Köllin seinen zweiten Brief an Reuchlin; Reuchlin's 2te Antwort an die theolog. Facultät zu Cöln und sein gleichzeitiges Schreiben an Köllin sind zu Stuttgart am 11. März ausgefertigt und seine Deutsche Erkläruug (S. 151.) erschien am 22. März 1512. Joh. Hildebrand (S. 154.) schrieb am 1 October 1512. an Reuchlin und des Letztern Defensio wurde am 1. März 1513. vollendet. — Die Angabe S. 17., Hoogstraten habe bis zu dem J. 1513. nur im Verborgenen gegen R. gewirkt, ist unwahr, da er schon im J. 1512. als Decan der theolog. Facultät zu Cöln stark genug gegen R. aufgetreten war. S. 159. wird Hoogstraten ein *Niederländischer* Inquisitor genannt;

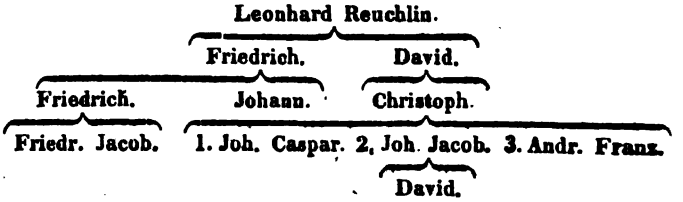
*) *Vgl. Gst. G. Zeltneri exercitatio hist.-theol. de Comoedia muta Carolo V. Caesari exhibita.* Altd. 1715. 4. *Fränkische Acta. erud. et curiosa I.*, 198, *ff. Jac. Burckhardi comment. de U. Hutteno II.*, 293. *seqq. u. III.*, 296. *seqq. u. die Analecta ad comment. de vita Jac. Burckhardi p.* 58. *seqq.*

diese Stelle bekleidete er ja aber zu Cöln und nur seiner Geburt nach gehört er den Niederlanden an. An diesen Irrthum schliefst Hr. M. den andern: „daher gehörte Mainz, wohin er (Hoogstraten) den Reuchlin citirte, nicht zu seinem Kreise". Denn Hoogstraten war wirklich Inquisitor der Diözesen Cöln, Mainz und Trier; nur konnte Reuchlin nicht nach Mainz gefordert werden, da er seinem Geburtsorte nach der Diöces Speier, seinem Wohnorte nach der Diöces Costnitz angehörte. Schlimmer noch als das, ist Hrn. M's. Angabe a. a. O., Hoogstraten habe die *Niederdeutsche* Sprache, *in welcher der Augenspiegel geschrieben sei*, nicht verstanden; denn er mufste dafür sagen, dafs H. nur die Niederdeutsche Sprache verstand, *nicht aber die Oberdeutsche, in welcher der Augenspiegel abgefafst ist.* S. 163. läfst Hr. M. das Capitel zu Mainz einen Eilboten nach *Asthaffelnach* schicken und den Erzbischof um einen Aufschub von einem Monate bitten. In der Quelle (den Act. iudic.) steht aber „*Asthaffenburgo*" d. i. Aschaffenburg und nicht Asthaffelnach, und eben so wenig ist dort eines Eilboten auch nur mit einer Sylbe gedacht. Den Aufschub endlich verlangte der Erzbischof selbst. Auch trug Leo X. dem Bischof von Speier nicht auf, „die Untersuchung dieser Sache entweder selbst *oder durch einen Andern* zu betreiben", sondern das päpstliche Breve war an den Bischof von Speier und an den von Worms gerichtet und lautete dahin, dafs sie Beide oder einer von ihnen (also kein Anderer) die Sache untersuchen sollten. — Nach S. 168. wurde mit Bekanntmachung des Bannes gegen Hoogstraten „*in allen Kirchen der Monasterien*" gedroht; nach der Quelle war dafür zu sagen: in allen Klöstern sämmtlicher Orden, in allen Kirchen und Capellen. — S. 173. hat Hr. M. aus *einem* Markgrafen von *Baden die Markgrafen von Baiern* gemacht!! — S. 173. heifst es: Bernhard *de* S. Cruce und Cardinal *de* S. Eusebio", st.: Bhd. Caravaial Card. S. Crucis u. Petr. de Accoltis, Card. S. Eusebii u. s. w. Es würde unmöglich sein, diese Unmasse von Fehlern hier aufzählen zu wollen und wir beschliefsen darum diesen Theil unserer Recension mit einer nähern Beleuchtung der genealog. Tafel der Reuchline am Ende des Buches. Hr. M. hat diese Genealogie, ohne es zu sagen, aus Gehres's schlechtem Buche: „Reuchlin's Leben" entlehnt, und aus besonderm Ungeschick noch mehrfache Fehler hineingebracht. Denn 1) hat Hr. M. nicht gesagt, dafs die Gebrüder Friedrich und David R. Söhne des Leonhard R. waren; 2) hat er den Johann R. zu dem einzigen Sohne des Christoph R. gemacht. Nach Gehres hinterliefs Christoph R. keine Kinder und war Johann R. der Bruder Friedrich R's d. j. und der Sohn Friedrich R's. des ältern; 3) hat er die letzte Geschlechtslinie auf eine Weise dargestellt, dafs man durchaus nicht weifs, was aus ihr zu machen sei. Der Grund davon liegt darin, dafs Hr. M. die Geschlechtslinie von Friedr. R. um eine Reihe verkürzt hat, dafs er ferner die Väter Friedrich und Johann R. verwechselt, und dafs er endlich den zweiten Sohn Johann R's., Johann Jacob, ganz vergessen hat, und dessen Sohn David R. zu einem Sohne Johann R's. macht. Um das klar zu machen ist es nöthig, Hrn. M's. Angabe neben unsere Berichtigung zu stellen.

Hr. M. giebt folgende Tabelle:




Dafür mufs es heifsen:




Den einzigen Bruder Johann Reuchlin's, Dionysius, nennt Hr. M. einen Freund Luther's. Wodurch Hr. M. diese Freundschaft erhärten könnte, weifs Rec. durchaus nicht und er ist neugierig genug, etwas näheres darüber zu erfahren. Wahrscheinlich ist jene Angabe dahin zu beschränken, dafs er ein Anhänger der Lehre Luther's war. Ferner erzählt Hr. M. S. 280.: „Aufserdem fand ich noch einen Andreas Reuchlin, der eine *Paraenesis ad Isaac. Casaubonum* 1614. 4to schrieb". Bekanntlich lieferte der Socinianer Valentin Schmaltz aus Gotha unter dem Namen Andr. Reuchlin jene Paraenesis! Eben so unglücklich ist es Hrn. M. mit der Erwähnung eines *Dr. med.* Ernst Reuchlin gegangen. Wenn gleich er vor dem Andr. Reuchlin den Vorzug hat, dafs er wirklich gelebt hat, so geht er doch die Familie des Johann Reuchlin durchaus nichts an. Dieser Ernst Reuchlin hiefs eigentlich Reuchel und war gebür-

tig aus Geising oder Geysing, einem Sächsischen Städtchen im Meifsner Gebirg-Kreise. Sein Vater Georg war seit 1539 Prediger zu Maxen in der Diöces Pirna, wo er 1552 starb. Während Ernst R. in Wittenberg Medicin studierte, verliebte er sich in die Wittwe des im J. 1542 verstorbenen M. Ambrosius Bernd, welche Magdalene hiefs. Sie war Dr. Mart. Luther's Bruders- oder Schwester-Tochter und kommt in seinen Briefen mehrmals als die Muhme Lene vor. Obgleich dieser Liebe sowohl von Luther's als Melanchthon's Seite vieler Einspruch geschah, ward Magdalene doch Ernst R's. Gattin, und dieser nannte sich nun, wie früher Bernd, „Dr. Luther's Schwager", also in einem ganz andern Sinne, als das jetzt geschieht. — Ohne uns hier auf E. Reuchlin's späteres Leben einzulassen, bemerken wir nur noch, dafs Hr. M. unter seinen Lehrern irrig den Jac. Willich (statt: Milich) nennt, und, indem er noch dazu sich auf R's. Vorrede zu seinem Büchlein über die Pestilenz beruft, die befremdende Nachricht giebt, Ernst Reuchlin sei ein Freund des Brentius und des Antonius Reuchlin gewesen. Denn dafs sich E. Reuchlin a. a. O. auf Brenz's Schriften mit folgenden Worten bezieht: „wie weit man fliehen sol, leret Doctor Lutherus seliger vnd Johan Brentius genungsam in dem Büchlein auff solche Frage gestellet": kann doch unmöglich ein Grund sein, daraus auf eine Freundschaft zwischen Beiden zu schliefsen. Aber Hrn. M. war es dennoch möglich, und wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn er durch Erwähnung *des heiligen Antonius* am Ende des Buches zur Behauptung einer Freundschaft zwischen Anton Reuchlin und Ernst Reuchlin sich bewogen fühlte!!

III. Nicht minder wahr trifft Hrn. M. der Tadel der *Unvollständigkeit* seines Buches. Man vermifst in ihm jene abgerundete Vollkommenheit, welche eine gute Biographie nothwendig verlangt. Und gerade diese Anforderung mufs an Hrn. M. um so gröfser sein, als er auf dem Titel des Buches, den Reuchlin *und seine Zeit* zu schildern verspricht. So hätte z. B. Seite 5. Burckhard's Behauptung, dafs Dringenberg Reuchlin's Lehrer war, wenigstens eine Erwähnung verdient. S. 14. fehlt die Nachricht, dafs Hugo de Banza und Bernh. Durandus zu Poitiers Reuchlin's Lehrer in der Jurisprudenz waren. — Die Scene in dem Hause des Lorenz von Medicis zu Florenz (S. 20.) erzählt Reuchlin selbst ganz anders. Zu S. 41. bemerken wir, dafs Reuchlin zu Heidelberg Bibliothekar (Rector) der bekannten Bibliothek des Bischofs Dalberg war. Dionysius R. blieb als erster Lehrer der Griech. Sprache in Heidelberg zurück. Melanchthon besuchte als *Jüngling* nicht mehr die Schule zu Pforzheim, wie es S. 55. behauptet wird; schon seit dem October 1509 studierte der damals 12½ Jahr alte Melanchthon auf der Universität Heidelberg, und kaum 14 Jahr alt, war er schon Baccalaureus. Nach Pforzheim kam er unmittelbar nach dem Tode seines Vaters (18. Septbr. 1508.). Irrig macht ferner Hr. M. den Joh. Hungarus zu Melanchthons Lehrer in Pforzheim. Joh. Hungerer, von Pfahlheim genannt, war M's. Privatlehrer in seines Grofsvaters, Hans Reuter's, Hause zu Bretten. Noch früher besuchte M. die Stadtschule zu Bretten; er wurde aber aus derselben genommen, als der Schulmeister an der Syphilis erkrankte. Was die Art der Verwandtschaft zwischen Reuchlin und Melanchthon betrifft, so stimmen alle Nachrichten darin überein, dafs sie von Reuchlin's Schwester Elisabeth herrührt, obgleich Hr. M. versichert, dafs er darüber nirgends Aufschlüsse habe finden können. Reuchlin selbst nennt den Melanchthon seinen gesippten Freund und lieben Vetter. J. von Eck schreibt am 24. Jul. 1519 an Hoogstraten, dafs auch ein „*nepos* Reuchlin, *multum arrogans*" von Wittenberg zur Leipziger Disputation gekommen sei. Dieser *nepos* ist kein anderer als Melanchthon. Noch bestimmter sagt D. Chytraeus in der *Oratio in Scholae provincialium Duc. Stiriae introductione* (*Graeciae* 1573. 4to) Blatt C 4*b*: *Melanchthon, Johannis Reuchlini auditor et ex sorore nepos.* Nach dieser Angabe mufs Elisabeth Reuchlin verheirathet und Melanchthons Grofsmutter gewesen sein. Ob sie dieis aber für ihn von väterlicher oder mütterlicher Seite war, wagen wir aus Mangel an allen Nachrichten nicht zu entscheiden, obgleich das Letztere mehr Wahrscheinlichkeit hat. Reuchlin's Schwester lebte noch 1518 zu Pforzheim. — S. 74 ff. hätte wohl alles das, was Reuchlin selbst über seine Kenntnifs der Griechischen und Hebräischen Sprache und über sein Verdienst um ein allgemeineres und gründliches Studium dieser Sprachen sagt, um so mehr eine Beachtung verdient, als uns solche Aeufserungen zugleich einen tiefen Blick in Reuchlin's Charakter thun lassen. Aber darauf hat sich Hr. M. so gut als gar nicht eingelassen, indem er mit wenigen Worten S. 247 — 249. das Gemälde von Reuchlin's Charakter abfertigt. Dahin gehören z. B. Reuch-

lin's Worte am Schlusse der *Ars cabbal.*: „*Animadvertunt nimirum, quod ego primus omnia Graeca in Germaniam reduxi, et primus omnium ecclesiae universali artem et studia sermonis Hebraici condonavi atque tradidi; quare spero, me non frustra sperare posteritatem ecclesiasticam meritis meis futuram non ingratam*". Ferner die Worte im Augenspiegel Bl. XXXVI., dafs er ohne Anderer Hülfe seine Hebr. Grammatik gemacht habe „zu nutz vnd vffgang der hailigen geschrifft vnd unsern studenten zu lust vnd übung", mit dem Zusatze: „So ist doch vor mir nie kainer kummen, der sich vnderstanden hat, die gantze Hebraische sprach inn ain Buch zu reguliren — vnd solt der neid sein (Pfefferkornis) hertz zerbrechen, dannocht bin ich der erst". Desgleichen der Schlufs der *Rudim. Hebr.*: „*Exegi monumentum aere perennius*"! u. s. w. In derselbeu Beziehung waren S. 96. Reuchlin's eigene Worte über sein Verdienst um die Platonisch-Cabbal. Philosophie nicht zu übergehen. „*Italiae*", sagt R., „*Marsilius Platonem edidit, Gallis Aristotelem Jac. Faber Stapulensis restauravit. Implebo numerum et Capnion ego, Germanis per me renascentem Pythagoram exhibebo*"! — Die Nachrichten über Pfefferkorn S. 114. könnten aus seinen eigenen freilich sehr seltenen Schriften um Vieles erweitert und berichtigt werden. Als die gröfste Seltenheit von Pf's. Schriften nennt Rec. ein bisher unbekanntes Blatt in Folio, enthaltend „*Orationem dnicam, angelicam salutationem, articulos XII. fidei christianae ex Latina in Hebraicam linguam conversa*", mit der Unterschrift: „*Hoc opus editū a Johanne pefferkorn olim iudeo nūc christiano anno mee regenerationis tercio feliciter explicit Anno domini M.CCCCC.VIII. die vero XIII. Martii*". Hr. M. setzt Pf's. Uebertritt zum Christenthume in d. J. 1503; er fällt aber nach der eben angeführten Nachricht in d. J. 1506. Noch im J. 1521 trat Pf. als *Spitalmeister zu Cöln* gegen Reuchlin auf. — S. 146. hätten auch aus der dort genannten Quelle die bedeutungsvollen Worte Reuchlin's angeführt werden sollen: „*extra Ecclesiam nulla est speranda salus. Quapropter absit a me, ut ab Ecclesia in ullo vel atomo quidem recedam*"! — Des *Ortwin Gratius* (*de Graes*) ist S. 154. nur flüchtig gedacht. Ueber seinen Antheil an dem Streite des Pet. Ravennas gegen Hoogstraten, über seine Stellung im Kampfe gegen Reuchlin, namentlich über die Frage, ob er der Verf. der Lamentationen sei, — eine Frage, welche noch neuerlich von unserm gröfsten Bibliographen und von Hrn. Münch in Zweifel gelassen ist, — und über seinen Antheil an dem Erscheinen des *Fasciculus rerum expetendarum ac fugiendarum* hofft Rec. bald ein befriedigendes Licht verbreiten zu können. — Mit nichts aber hat Hr. M. seine Unkenntnifs der Geschichte der Reformation schlagender bekundet, als mit dem S. 217–220. gegebenen Verzeichnisse der Reuchlinisten. Das erste Verzeichnifs der Art haben wir bekanntlich in dem der zweiten Ausgabe der *Epp. ad Reuchlinum* (1519.) vorgesetzten *Exercitus Reuchlinistarum*. Eine Erweiterung und Ausführung des dort gegebenen ersten Versuches in der Weise, wie es von Hr. M. nach Meiners Vorgange geschehen ist, unterliegt aber bei dem steten Wechsel des Wohnortes fast aller dahin gehörigen Personen besondern Schwierigkeiten und macht die doppelte und mehrfache Anführung derselben Personen an verschiedenen Orten und mit genauer Angabe der Zeit durchaus nothwendig. Hr. M. hat auch darauf leider gar keine Rücksicht genommen. Aufserdem hat sein Verzeichnifs, abgesehen von vielen unbegreiflichen Irthümern, welche nur aus der gröfsten Leichtfertigkeit des Vfs. hervorgegangen sein können, noch den besondern Fehler, dafs es sowohl *unvollständig* als *übervollständig* ist, indem es auch Männer nennt, welche hieher nicht gehören. Dieses Letztere kommt ohne Zweifel daher, dafs Hr. M. zur Erweiterung seines Verzeichnisses vorzüglich die Namen der in Pirkheimer's *Epistola apologetica* aufgeführten Gelehrten benutzte. Aber Pirkheimer nennt ja alle diese Männer *nicht* als Reuchlinisten, obgleich es uns Hr. M. zweimal (S. 194. und S. 220.) versichert, sondern in einem ganz andern Zusammenhange. Er redet von dem, was einem Theologen zu wissen nöthig sei, und führt darauf eine ganze Reihe von Männern seiner Zeit namentlich an, welche als Muster wahrhafter und echt theologischer Bildung dienen sollen. Die Mehrzahl derselben gehört indessen zum Glück allerdings zu den Freunden Reuchlin's, und es tritt darum Hrn. M's. Irrthum weniger stark hervor

(Der Beschlufs folgt.)

Nro. 118.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## *Johann Reuchlin und seine Zeit. Von Dr. Ernst Theodor Mayerhoff. Mit einer Vorrede des Hrn. Prof. Neander.*

(Schluſs.)

In dem Verzeichnisse selbst nennt Hr. M. von Reuchlins Freunden in Tübingen nur wenige mit dem Bemerken: „und gewiſs eine groſse Anzahl anderer, die ich nicht namentlich angeben kann". Zu diesen gehören z. B. Franc. Stadianus; Joh. Stöffler, Casp. Kurrer, Bernh. Maurus und Thom. Anshelmus. Statt Brassicanus war zu sagen: Johann B. und dessen Sohn Joh. Alexander B., wahrscheinlich auch des Letzteren Brüder Joh. Ludwig und Sebastian. Als R's. Freund in *Italien* kommt S. 220. der hier Vereander genannte nochmals vor, aber dort mit dem richtigen Namen Gereander. Dieser Paul Gereander war aus Salzburg gebürtig. Bei Heidelberg fehlt z. B. Franc. Irenicus. Unter den Freunden zu Ingolstadt wird „Philomusus" genannt. Sein wahrer Name ist bekanntlich Jac. Locher. Dieſs wuſste Hr. M. nicht; denn S. 208. übersetzt er „Philomusus" in der Quelle durch: „Bebel"! — Eck war wohl schwerlich im eigentlichen Sinne des Wortes ein Reuchlinist. Welser zu Regensburg hieſs Christoph (nicht: Bernhard). Unter den Augsburgern war auch Oecolampadius zu nennen. Schon im *Exerc. Reuchl.* wird er als „*Concionator Augustanus*" aufgeführt. Unter den Straſsburgern und Elsaſsern fehlen z. B. O. Brunfels; N. Gerbel; O. Luscinius; Pet. Wickgram; Jac. Wolf; Mart. Bucer. Spiegel gehörte nur seinem Vaterlande nach hieher. — Als Freunde R's. zu Wien sind nicht genannt: Sim. Lazius, And. Stiborius, Thom. Resch. Collimitius heiſst so, weil er aus Rain (Collimis) gebürtig war; sein wahrer Name ist Tanstetter. Gerbel gehört nur für die Zeit von $15\frac{15}{16}$ nach Wien. Der Prior Reus zu Nürnberg hieſs nicht Martin, sondern Georg, und Scheurl nicht Christian, sondern Christoph. Link kam erst 1518. nach Nürnberg; früher war er in Wittenberg. Den Joh. Reus (Rays oder Reſsz) zu Würzburg nennt Pirkheimer (1517.) unter den bereits Verstorbenen. Unter den Mainzern wird irrig Corbach statt Carbach genannt. Pellicanus kam schon 1511. von seinem Geburtsorte Ruffach als Guardian nach Pforzheim; bald darauf war er in Ordensangelegenheiten auf Reisen (1516. in Frankreich, 1517. in Rom) und erst 1518. kam er auf kurze Zeit wieder nach Ruffach. Der Vorname des unter den Cölnern erwähnten Sesseles ist Wilhelm; im J. 1510. war er zu Straſsburg „*curiarum eccles. advocatus*", und seit 1517. war er nicht mehr in Cöln. Ferner werden von Hrn. M. hier genannt: „Heinrich Glareanus; der junge gekrönte Dichter Helvetius". Ein arger Verstoſs! Denn der Helvetius (Schweizer) ist kein anderer als eben der „H. Glareanus Helvetius, *poëta coronatus et orator*". Die Angabe „Strufz" ist in „Strusz" (d. i. Strauſs) zu berichtigen. Capellarius und Monoveros waren wenigstens 1517. zu Cöln. Unter den Erfurtern wird zuerst Johann Camerarius genannt; offenbar meint Hr. M. den Joachim Camerarius. Auch hier wird dieselbe Person von Hrn. M. unter doppeltem Namen aufgeführt; denn Euricius Cordus hieſs eigentlich Heinr. Urban. Ferner nennt Hr. M. einen Rechtsgelehrten Hartmann. Es ist dieſs aber Hartmann, Burggraf von Kirchberg, Abt zu Fulda, wo sich auch bis 1515. Crotus Rubeanus aufhielt. Hr. M. giebt also nur den Vornamen des Mannes an! Julius v. Pflug gehört erst in einer viel spätern Zeit Naumburg an. Nicht einmal Wittenberg hat Hr. M. namentlich erwähnt! Und hier waren Melanchthon, Schwertfeger, Vit. v. Warbeck, H. v. Lindenau, U. Pinder, O. Beckmann, Aesticampianus, u. a. zu nennen; Jonas aber mit gröſserem Rechte unter den Erfurtern. Mit welchem Rechte Emser ein Freund Reuchlins genannt werden kann, möchten wir wohl bewiesen sehen. Der Freiburger Prior Reyst

(Reusch s. Rusch) hiefs nicht Johann, sondern Georg. Als Freunde Reuchlin's „*unter den mächtigsten Cardinälen und Prälaten*" in Italien nennt Hr. M. sogar den Questenberg, Gröning und von der Wick!! — Sperantius (Sprenz) war 1519. zu Insbruck und noch früher Professor der Rechte zu Ingolstadt; seit 1521. war er Bischof von Brescia. Wolfg. v. Tannberg war vom J. 1500—1522. Dechant zu Passau, nicht zu Padua, wie Hr. M. aus Verwechslung der Patavia mit Patavium irrig angiebt. Unter den Reuchlinisten in Frankreich fehlt der schon im *exercit. Reuchlinistarum* genannte Joh. Quonus. Unter den Engländern vermifsten wir den Joh. Fisher, Ep. Roffensis. Irrig schreibt Hr. M. Crocinus (st. Grocinus), Colbert Dunstan (st. Gutbert D.), und aus dem Andreas Ammonius hat er wieder zwei Personen, einen Andreas und einen Ammonius gemacht! Eben so irrig heifst es in der Anmerkung zu S. 220. Hummelius statt: Hummelberg. Die von Pirkheimer a. a. O. erwähnten Personen, welche Hr. M. als „einige weniger Bekannte" bezeichnet und deshalb unerwähnt läfst, sind folgende: der Cardinal Raymund von Gurk; der bekannte Marquard von Stein, Propst zu Bamberg, und Johann Staupitz. Wie verdienten diese eine solche Nichtbeachtung? — Und in diesem höchst unkritischen Geiste hat Hr. M. das ganze Buch gearbeitet! In seiner Unvollständigkeit bleibt es sich so getreu, dafs wir noch am Schlusse des Buches nicht einmal den Todestag Reuchlin's erfahren. Er starb am 30. Jun. 1522. zu Stuttgart.

IV. Was nun endlich den *bibliographischen* Theil dieses Buches anlangt, so ist auch dieser mit einer gränzenlosen Nachlässigkeit und ohne alle Ahnung selbst bescheidener Ansprüche an gute bibliographische Arbeiten gegeben worden. Wir begnügen uns, den Beweis dieses Urtheils in einer kurzen Prüfung des dem Buche S. 250—272. angehängten Verzeichnisses der Schriften Reuchlin's zu liefern. — Wir glauben kaum, dafs Hr. M. mit eigenen Augen den gröfseren Theil der Schriften Reuchlin's gesehen hat; im Gegentheil würde er sich darüber gewifs nicht so zweideutig ausgesprochen haben. „Die Ausgg. der einzelnen Schriften", sagt Hr. M., „*die* ich für gewifs angeben kann, *deren* gröfsere Zahl ich entweder selbst gesehen [*habe*] oder besitze oder [*welche*] doch der Hr. Prof. Schnurrer in seinen litt. und biographischen Notizen [auf dem Titel des Buches steht dafür! *Nachrichten*] von den ehemaligen Lehrern [sc. *der Hebräischen Literatur*] in Tübingen [*verzeichnet*], werde ich mit einem Sternchen bezeichnen". Auch möchten wir fragen, warum sich Hr. M. nicht vielmehr hinter Panzer's Angaben steckte, da doch dessen Meisterwerke später als Schnurrer's Nachrichten erschienen und bei derselben Genauigkeit eine gröfsere Vollständigkeit erwarten lassen! Schon bei der von Hrn. M. S. 254. unter No. 1. verzeichneten Ausgabe des *Vocab. breviloquus* begegnen wir jenem bedeutungsvollen Sterne, welcher diesmal wenigstens anzeigen mufs, dafs Hr. M. selbst diese Ausgabe vor Augen gehabt habe, da Schnurrer nur die spätere v. J. 1480. erwähnt. Hier heifst es nun bei Hrn. M.: „*Vocabularius fructuosus omni etati et ex papia britone alario — collectus*". Es fehlt nach Denis und Panzer das Wort „*utilis*" (nach *et*). In der Angabe *alario* hat Hr. M. einen bei Denis und Panzer vorkommenden Druckfehler, *Alano* d. i. *Alano ab Insulis* abgeschrieben. Welches Vertrauen kann aber in diesem Falle Hrn. M's. Autopsie einflöfsen? Hr. M. hält diese Ausgabe für die älteste; da diese aber nach allen Biographien Reuchlin's in der Officin des Mag. Joh. von Amerbach zu Basel erschienen sein soll, so war eine Untersuchung der Verwandtschaft zwischen den Typen dieser Ausgabe und anderer aus derselben Druckerei notorisch hervorgegangenen Werke wohl der einzig sichere Weg, um über das frühere oder spätere Alter dieser Ausgabe mit Bestimmtheit zu entscheiden. Darauf aber hat sich Hr. M. durchaus nicht eingelassen. Nach Panzer I., 152. ist der *erste* Amerbach'sche Druck die Ausgabe des Vocab. v. J. 1480. Dann aber fragt es sich, welchem Baseler Drucker die Ausgabe v. J. 1475. angehört, und mit der Erledigung dieser Frage würde zugleich über die Wahrheit oder Unwahrheit jener Behauptung entschieden sein. Den Titel der Ausgabe v. J. 1478. verzeichnet Hr. M. also: *vocabularius Latinus breviloquus, dictus. praeit editoris anonymi praefatio* etc. Dafür mufste es heifsen: *Vocabul. Lat., Breviloquus dictus*". Dafs die folgg. Worte: „*Praeit-praefatio*" *etc. nicht* auf dem Titel stehen, wie es doch nach Hrn. M's. Angabe den Anschein gewinnt, sondern dafs sie nur von den diese Ausgabe beschreibenden Litteratoren (Panzer I., 150. 18.) herrührt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. — Ueber die *erste* Ausgabe der *Libri III. de verbo mirifico* hat Hr. M. einige ganz sonderbare Angaben. Der einfache Hergang der Sache

st dieser: als Leontorius erfuhr, dafs J. v. Trittenheim n seinem Werke *de eccles. scriptor.* arbeite, schrieb r am 21. Apr. 1494. an Wimpfeling die Bitte, es zu eranlassen, dafs darin auch Reuchlin's mit Ruhm gelacht werde. Da nun zu jener Zeit T's. Werk schon ei Amerbach gedruckt wurde, schickte Wimpfeling enen Brief (nicht: „*die Briefe*", wie Hr. M. sagt; freiich steht in der Quelle: „*litteras*" *!*) sogleich an Amerach, damit dieser aus demselben die gewünschte Einchaltung über Reuchlin entnehme. Zu derselben Zeit vurde in derselben Officin Reuchlin's Werk *de verbo irifico* gedruckt, und Amerbach liefs deshalb des Leontorius Brief demselben zur Empfehlung vordrucken. Dieſs geschah wider des Leontorius Willen, welcher ngehalten darüber war, als er es bei einem Besuche n Basel von Amerbach selbst erfuhr. Er hielt sich ar nicht für den Mann, welcher einen Reuchlin emfehlen könne; am wenigsten, glaubte er, könne das urch den Brief geschehen, welchen er ohne alle Abicht der Art geschrieben hatte und dafs er wufste, R's. Werk sei schon druckfertig. *) Und in diesem Sinne ind auch des Leontorius Worte: „*nesciebam opus tuum halcographo esse datum; nesciebam, te extremam mposuisse manum*" zu fassen. Aus denselben Worten olgert aber Hr. M. unbegreiflich genug, dafs sie die Behauptung „*gewifs widerlegen, dafs dem Amerbach uerst der Druck* (des Werkes *de verbo mirif.*) übergeben sei." Die erste Kenntnifs von diesem Werke atte Leontorius schon lange vor seinem Drucke; kann las wohl befremden? Hr. M. geräth dadurch mit sich elbst in Widerspruch; denn nach dem, was er im Vorngehenden sagt, sollte man meinen, er sei mit uns inverstanden. Aber was können wir dazu, dafs er las Wort „*widerlegen*" gebraucht, wo er hätte „*erweien*" sagen sollen? Unrichtig ist ferner sein Ausdruck, ‚dafs *in manchen dieser Ausgaben* Druckfehler angeeigt sind", es ist nur von *einer* Ausgabe die Rede, nd Hr. M. wollte sagen: *in manchen Exemplaren dieer Ausgabe.* Wer ferner aus Brant's Briefe an Reuchn mehrere Ausgg. dieses Werkes *s. l. et a.* gefolgert abe, möchten wir wohl wissen. Schon im Sommer 494. wurde übrigens an diesem Werke gedruckt, und ls Leontorius *vor* dem Monat November 1494. nach asel kam, war der Druck bereits vollendet. Irrig setzt lso Hr. M. diese Ausgabe in d. J. 1495. Trotz dem Sternhen ist die Lijoner Ausgabe v. J. 1522. ein Unding; sie ehört in d. J. 1552. — Die Anführung einer besondern trafsburger Ausgabe, der *Scenica progymnasmata* v. J. 497. beruht wahrscheinlich nur auf einer Verwechsng mit dem Strafsburg. Nachdrucke vom August 1498. der Ausgabe von Brant's Gedichten. Mit diesen Gechten verbunden erschien unstreitig die *erste* Ausgabe er Komoedie (1. Mai 1498.) Vgl. Denis Merkwürdigkk. Garell. Bibl. S. 186. Erst bei der zweiten Pforzheier Ausgabe v. J. 1508. (No. 7.), welche wahrscheinch mit der ersteren (No. 6.) in Eine zerfällt, bemerkt Hr. M., dafs nun auch die Namen der Jünglinge, welche die Komödie zu Heidelberg im J. 1497. spielten, genannt seien. Dieſs ist ja aber schon in den ersten Ausgg. geschehen. Die Ausgabe *Lips p.* Jac. Thanner 1515. 4to. (vgl Panzer XI., 437. 528.) fehlt bei Hrn. M. Im J. 1521. erschienen zu Leipzig zwei Ausgg., die eine bei N. Faber, die andere bisher noch unbekannte „*in aedib. Val. Schumann. Mense Septembr. Anno dni. M.D.XXI.*" 4*to.* Die Cölner Ausgabe v. J. 1537. erschien nicht bei Chymnitz, wie Hr. M. sagt, sondern bei Gymnicus, und die unter No. 28. erwähnte Ausgabe (*Basil. p. J. Bergmann de Olpe s. a.* [1503.] 4to.) beruht auf einem Irrthume Panzer's, welcher sie mit der Leipziger Ausg. v. J. 1503. verwechselte. Endlich hat Hr. M. den bei Panzer XI., 191. 318. angeführten Abdruck übersehen. — Dafs die Ausgabe des Sergius a. O. u. J. zu Heidelberg 1498. gedruckt sei, glaubt Rec. deshalb nicht, weil eine von Hrn. M. übersehene Ausgabe existirt, welche Heidelberg als Druckort nennt. Vgl. Panzer VII., 119. 2. Aufserdem fehlen bei Hrn. M. folgg. Abdrücke: 1) *Wittenb. in off. Trebel. s. a.* (*c.* 1506.) 4to. 2) *Lips. p. V. Schumann* 1517. 4to. 3) *Lips. p. N. Schmidt* 1521. 4to. Hr. M. führt zwar 8 Ausgg. auf, läfst aber ihre Zählung schon mit der 2ten aufhören; auch diese Nachlässigkeit ist der Rüge werth! — Den Titel des *Augenspiegels* liefert Hr. M. in einer solchen Zeilen-Abtheilung, dafs man meinen sollte, sie sei dem Original-Drucke wiedergegeben, und doch weicht sie davon fast in jeder Zeile ab! — S. 266. führt Hr. M. an: „*Deutsche Schrift R's. gegen das unrechtliche Verfahren der Cölner Mönche* 1514." Man glaube ja nicht, dieſs sei der wirkliche Titel der Schrift! Nach der Quelle mufste es dafür bestimmter heifsen, dafs Reuchlin gegen das Cölner Urtheil über den Augenspiegel vom 10. Febr. 1514. ein in Deutscher Sprache gedrucktes *Sendschreiben* („*in lingua Germanica per impressas literas*") an allen Orten bekannt machte. Zu dem „*Libellus* J. Reuchlini — *contra* F. Jac. Hoogstraten *propositus*" bemerkt Hr. M. S. 267. dafs derselbe gedruckt sei. Damit kann er unmöglich seine Aufnahme in die *Acta judic.* meinen; offenbar versteht er einen besonderen Druck v. J. 1514. Zu dieser Behauptung führte Hrn. M. dieselbe Stelle der *Act. jud.*, welche er S. 167., wie schon bemerkt wurde, auch noch in anderer Beziehung falsch verstanden hat. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, welcher uns zur Annahme eines besondern Druckes dieser kleinen Schrift berechtigen könnte. — Als Probe der bibliographischen Genauigkeit, mit welcher Hr. M. die Titel anführt, geben wir folgendes Beispiel:

Hr. M. sagt:

*„Acta judiciorum inter Jocobum Hogstraten et Joh. R. ex registro publico authentico et sigillato. Hagen.* 1518. *4to. ap. Anshelmum; in fine. judicent praesentes et posteri".*

Dafür war zu schreiben:

*„Acta Judiciorum inter F. Jacobum Hochstraten et Johannem Reuchlin LL. Doc. ex Registro publico autentico et sigillato." — Am Ende: „Hagenoae in aedibus Thomae Anshelmi Anno M D.XVIII. Mense Februario. Judicent Presentes et Postcri." in 4to.*

*) Vgl. seinen Brief an Reuchlin v. 30. März 1495 in den *Epp. ad R. ed a.* 1538. *fol.* 44 *b.*

Die Angabe S. 270., Reuchlin habe den Plan gehabt, die Werke des Hieronymus herauszugeben, sei aber daran verhindert worden, stützt sich sicherlich nur auf Amerbach's Brief an Reuchlin v. 27. Jun. 1509., worin R. gebeten wird, die Correctur des fehlerhaft aus dem Hebr. in das Griechische übersetzten Textes im Commentare über die Propheten zu übernehmen. Aus dieser Bitte an und für sich läfst sich durchaus nichts weiter schliefsen und andere Nachrichten darüber fehlen. Gleich darauf sagt Hr. M.: Zu der Chronik des Naucler, *in Jahre* 1500" (das soll heifsen: welche sich bis z. J. 1500. erstreckt!) „schrieb R. die Vorrede, welche *in spätern Auflagen*, Tüb. 1516. von Basellius" (st. Baselius) „fortgesetzt, und Cöln 1544. noch sich vorfinden" (st. *vorfindet*). Hier rechnet Hr. M. die Ausgabe v. 1516. zu den spätern Auflagen, da sie doch bekanntlich die *erste* Ausgabe ist! Dafs Hr. M. sich nicht scheute, Panzer's Namen als Quelle seines Irrthums zu nennen, ist arg genug. — S. 271. führt Hr. M. den Titel der 1. Ausg. v. *Homeri batrachomyomachia J. Capnione metaphraste* nach Denis Buchdruckergesch. Wiens S. 306. (nicht 366.) an, und setzt hinzu: „Panzer Ausg. v. 1516. 4to. etwas anders". Damit will Hr. M. sagen, Panzer führe in seinen *Annal. typogr.* eine im J. 1516. erschienene, von jener ersten abweichende, Ausgabe an. Panzer kennt aber auch diese Ausgabe nur aus Denis Beschreibung a. a. O. Seite 152. Eine von Panzer (Annal. IX., 179. 189.) angeführte Ausg. o. O. u. J. hat Hr. M. übersehen. Wie konnte nun aber Hr. M. fragen, ob vielleicht ein Vorwort dieser Uebersetzung vorangehe, woraus man über diese Arbeit R's, etwas ersehen könne, da er doch den Denis citirt, welcher diese Uebersetzung so ausführlich beschreibt, dafs darüber kein Zweifel walten kann? — Von den 3 Ausgg. der *Epp. ad Reuchlinum* führt Hr. M. nur den Titel der Ausgabe v. 1519. an; aber auch der der 1. Ausgabe (v. 1514.) war nicht zu übergehen, da er von jenem ganz verschieden ist. Die 3. Ausgabe (v. J. 1558.) ist bekanntlich nichts als ein Abdruck der ersten und enthält also auch nur das erste Buch der Briefe. In dem Titel der 2. Ausgabe hat Hr. M. das Wort „*Graecae*" (nach Hebr.) ausgelassen, und irrig schreibt er: „*Reuchlinistarum exercituum*" st. *Reuchl. exercitum*. Auch die Angabe *mense Martio* ist falsch, und mufs in *m. Maio* berichtigt werden. Zuletzt sagt Hr. M. noch: „Ein am Ende versprochenes 3tes Buch ist nicht erschienen; *obwohl ein Abdruck der ersten Ausgabe: Tiguri ap. Ch. Froschoverum* 1568. 8. *soll ein Abdruck der ersten Ausgabe sein*. Wenn hier Hr. M. auch den Fehler 1568 (statt: 1558) nicht hätte, so bleibt uns noch Grund zu wahrem Tadel genug; denn wie war es möglich, eben die Existenz eines Abdruckes der 1. Ausg. zu behaupten und sie unmittelbar darauf durch ein „soll" wieder in Zweifel zu ziehen? —

Wie wir nun aus dem bisher Gegebenen die volle Gewifsheit erlangt haben, dafs diese Biographie Reuchlin's auf ein wahrhaft wissenschaftliches Verdienst durchaus keinen Anspruch machen kann, so dürfte sie auch nicht einmal als Lectüre für die Gebildeteren überhaupt, denen es auf eine gelehrte Arbeit nicht gerade ankommt, wenn nur andere billige Wünsche Befriedigung finden, zu empfehlen sein. Denn Hr. M. scheint gar keine Ahnung davon zu haben, welche Anforderungen an den Styl solcher Bücher man in unsern Tagen zu machen sogar berechtigt ist. Ohne alle Abrundung schleppt sich der Vf. schwerfällig von einem Satze zu dem andern; durchgehends tritt eine gewisse ermüdende Mattigkeit hervor, und von dem Feuer und der Kraft einer lebendigen Darstellung wüfsten wir in dem ganzen Buche keine einzige Probe. Von den Sprachwidrigkeiten, deren mehrere bereits oben gerügt sind, mögen nur noch einige genannt werden. S. 10.: „wo er (Wessel) mehrere Jahre wirkte, wenn gleich nicht mit der Kräftigkeit, mit der später R. Agricola, Dalberg, Plenningen und beide Brüder Reuchlin". S. 19.: „seine Büchersammlung, über *dessen* Reichthum und Schönheit" u. s. w. S. 35.: „weit mehr Nutzen hätte er stiften können, als *er es hat*". S. 37.: „Schon früher *hatte* hier J. Wessel und Wimpfeling" u. s. w. S. 132. „*Einem* freien Christen würdig sind die Grundsätze" u. s. w. S. 258. „*Epitome* —, an *welchem* R. — Mitverfasser war" u. s. w. Nicht minder unerfreulich ist eine grofse Anzahl von Druckfehlern, deren Nichtberichtigung (S. XVI.) uns sehr ungewifs läfst, ob sie der Schuld eines Setzers (dessen gemeines Wort S. 112.; „Deshalb müssen wir vielleicht der *Sündenstier* so mancher Verf. sein" billig hätte unterdrückt werden sollen), oder nicht vielmehr der leichten Feder des Vfs. selbst ihr Dasein verdanken, z. B. S. 6. der Name: „*Lapide*" (*Lapide* oder *Lapidé*?), statt: „*de Lapide*" (*vom Stein*); S. 7. *Ganguinus*, st. Goguinus; S. 11. „in *der Athenae Rauricae*"; S. 15. Fergen st. *Vergen*; S. 40. *Jacobson*, st.: Jacobssohn (er war kein Engländer!); S. 61. Seb. Franke, st. Frank; S. 86. Buxdorf, st. Buxtorf; S. 116. And. Ranter st. Canter; S. 178. Silv. Prierio, st. *de* Prierio s. Prierias; S. 205. Burschius, st. Buschius und Hochburg, st. Homburg; S. 240. Jogolstadt, st. Jngolstadt; S. 241. Hagen (in Westphalen), st. Hagenau; S. 262. *Hepino*, st. *Aepino*; S. 263. *perennis*, st. *perennius* u. s. w.

Dem Buche hat Hr. M. Reuchlin's Bild und die Ara in Steindruck beigegeben. Nach der Unterschrift des Bildes soll es nach einem zu Frankfurt a. M. befindlichen Originale gezeichnet sein. Diese Angabe ist, wie Hr. M. S. 273. berichtet, aus einem Versehen entstanden, und es soll das Bild R's. in der Univers.-Bibliothek zu Gieisen das Original dieses Steindruckes sein. Offenbar ist nun aber dieser Steindruck nichts als ein Nachdruck des im Reformat.-Almanache v. J. 1821. befindlichen Bildes R's., welches nach einem Originale in der Sammlung des Buchhändlers Reinherz zu Frankfurt a M. gestochen ist. Hier haben wir den Schlüssel, wie jene Nachricht von einem Originale zu Frankfurt a. M. unter diesen Steindruck gekommen ist. Weshalb wollte Hr. M. diese Angabe durch ein angebliches Versehen bemänteln? —

Wir schliefsen unsere Anzeige mit dem Wunsche, dafs Reuchlin bald einen seiner würdigen Biographen finden möge!

K. Ed. Förstemann.

Nro. 119.

# Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

## LXXVII.

*Forest scenes and incidents in the wilds of North-America; being a diary of a winter's route from Halifax to the Canadas, and during four months' residence in the woods on the borders of lakes Huron and Simcoe. By George Head, Esq. (P. VIII. 362.) London (John Murray, Albemarle Street)* 1829. 8.

Wer noch nie in seinem Leben einen Apfel afs, dem wird niemand auf der Welt den Geschmack des Apfels vorstellig machen können; und wer noch so viel Aepfel verzehrt, aber des Geschmackssinnes völlig beraubt ist, wird eben so wenig sich eine Vorstellung von dem besagten Geschmack machen können. Am Ende ist so die Möglickeit des Behagens an dieser Vorstellung doch eine *Gnade Gottes* so gut wie das unberechenbare Zusammenwirken innerer Erfahrungen zu Herstellung mild-frommer Gesinnung in diesem oder jenem Individuum.

Man verzeihe uns diese wunderliche Einleitung, aber wenn wir ein Buch anzeigen, dessen Inhalt gewifs hunderten, ja! tausenden von Lesern trocken, interesse- ja! vielleicht geistlos erscheint, und wovon wir dennoch aussagen, dafs es auf einem jämmerlichen Fleckchen dieses irdischen Jammerthales alle die tiefsten und innersten Seiten des Glückes in unserem Gemüthe mit vollen Griffen angeschlagen und uns auf einen Augenblick mit einem so seligen Anduft jungen Naturlebens umgeben hat, dafs aller Braunkohlenstank dieser Welt nicht durchzudringen vermochte, so fühlen wir wohl, dafs wir uns in dem Falle einer *besonderen* Begnadigung der Geschmacksfähigkeit für Waldeinsamkeit und ihre herrlichen Anklänge in Farbe, Ton, Duft und Herzbewegung befinden, dafs wir also auch *nicht jedermann* zumuthen dürfen, unsere Anzeige zu lesen, wenn wir nicht in die Fufstapfen jener frommen Brüder treten wollen, die beim Schnapsverkauf den Schnupftaback, den sie dabei loswerden in gottselige Tractätlein gegen den Trunk zu Nutz der Trinkenden wickeln, und sich so mit ihren Begnadigungen aufdrängen.

Weg also Ihr, die Ihr noch keinen Wald, was man so *eigentlich* einen Wald nennt, wie er auf den Alpen steht, oder auf dem Riesengebirge, oder auch nur auf Düringens Höhen, gesehen habt; und weg mit Euch, die Ihr ihn gesehen, und denen im Dunkel der Tannen, beim Frühlings-frischen Durchbruch der jungen Buchen das Herz nicht aufgegangen, deren Auge nicht mit Wonne an dem schwebenden Geier, an der aufsteigenden Forelle gehangen, die nicht gejauchzt haben beim Zittern der zarten Birkenzweige in sonniger Morgenluft — weg mit Euch — und wenn Ihr dies Blatt dennoch behalten müfst, packt Schnupftaback hinein, nur so werdet Ihr Euer Geld dafür nicht umsonst ausgegeben haben.

Ihr aber, die Ihr die Freude kennt an einer blanken Axt, an einem erprobten Gewehr; die Ihr Euch lieber erkältet als auf das Vergnügen verzichtet, bei kniehohem Schnee durch Fichtenzweige zu streifen, und Eure Dohnen durchzusehen; denen ein schnappes, wohlgestelltes Tellereisen lieber ist, als ein geistreicher Einfall am Theetisch; denen alle Harmonicatöne des wechselnden Naturlebens wonnig bekannt sind von dem Locken beim Meisentanz, was um die Wette mit den kämpfenden Sonnenstrahlen durch die dichten, herbstlichen Morgennebel bricht, bis zum Hirschverhör und dem Kreischen des Habichts bis zum Thaûwind, der durch das Eichicht wogt, und bis zum Summen der Mücken, welches Euch umgiebt, wenn Ihr bei schwülem August auf hochgrasigem Waldschlag unter einem Brombeerbusch zwischen Fingerhutsblumen liegt — Euch lade ich ein zu einem Schmaus, wie Ihr ihn selten findet. Habt Ihr freilich täglich die eigenste lebendige Natur um Euch, so werdet ihr lieber bei dieser beharren, aber wenigstens des Ref. närrische Freude begreifen und verzeihen; — hält Euch aber irgend ein

leidiges Geschick, eine dumme Fee von Wissenschaft, der's nirgends recht in der Nähe von Wald und Wild behagen will, weil sie fühlt, dafs dort der Artemis lockendere Schöne hauset, gefangen — hält sie Euch vielleicht gar wie Ref. im flach-hauswirthlich-verständig-abermafsflachen Sachsenland gefangen, so dafs Ihr nur zuweilen in den trocknen Herbarien Eurer Erinnerung Wald und Wild und Fischwasser, wie's im Walde ist, aufkramen könnt — dann werdet Ihr ganz die Wonne theilen, ein weit reicheres Herbarium voll dichter, dunkler Hemlockstannen und Waldtauben und Blockhäuser und Lachsforellenanspiefsungen durchzublättern, und ein weit frischer gehaltenes vielleicht obendrein als Euer eignes.

Der Vf. des vorliegenden Buches, wie es scheint Militär (denn seine politischen und alle nicht rein persönlichen Verhältnisse berührt er kaum), dürfte, wenn die Waldfreudigen sich einmal in eine Brüdergemeinde zusammenthäten, leicht erster Gemeindevorsteher werden; so frisch, luftrüstig und doch zartfühlend und feinsinnig für die Sprache der Natur in Farbe, Ton, Duft und in Wuchs und Bewegung des Lebendigen ist er.

Wir treffen ihn zuerst in Halifax gegen Ende November; das Jahr nach Christo (doch wohl ein uns ziemlich benachbartes) ist nicht genannt. Er meint, im Ganzen sähe es aus wie in Altengland, doch Indianer, die er erblickt, erinnern ihn, dafs er in America ist — Indianer, die der Beschreibung nach zu miserabel sind, als dafs wir uns bei ihnen aufhalten. Unser Mann könnte den Winter über in Halifax ein comfortables Leben führen, und künftiges Frühjahr zu Schiffe nach Quebec gehen. Es behagt ihm aber besser im winterlichen Freien als in der Stadt, wo die Strafsen wie in unserem Sächsischen Halle zur Schneezeit wegen der vielen und grofsentheils ungeschickten jungen Schlittenführer doch auch nur mit Lebensgefahr practicabel sind, und nachdem er uns noch einige wunderlich zu Markt kommende Wintercomestiblen und so, dafs es einen mitfriert, den Plack der seit wenig Tagen vielleicht aus Westindiens Hitze in dies Eisland gekommenen Seeleute im Hafen gezeigt, nimmt er am 17. Decbr. wieder Abschied von Neuschottlands Hauptstadt, um zu Lande über Annapolis nach Quebec zu gehen. Bis Annapolis ist die Reise wohl beschwerlich genug, doch giebts leidliche Wirthshäuser, und in ihnen manchen impertinenten jungen und alten Kerl zu sehen, der Branntwein hintergiefst, wie ein abgetanztes Fräulein Thee. Auch ist es merkwürdig genug, wie patzig hier die Wirthe in dem Gefühl der Abhängigkeit sind, in welcher sich ein Reisender von ihnen befindet, während sie als wohlhabende Landbesitzer dieselbe nicht theilen, — doch alles nicht merkwürdig genug um uns aufzuhalten, denn welcher von unseren Landsleuten sich die Mühe nehmen will über den Vogelsberg zu reisen, kann dergleichen Wirthsexemplare auch diesseits des Meeres finden und *in dubio* noch dazu solche, die nicht einmal wohlhabende Landbesitzer sind.

Schon den 12ten treibt uns unser Freund wieder aus Annapolis. Von Kneipe zu Kneipe eilt der Schlitten nach Digby, wo kein Unterkommen ist. In einem Hause in einiger Entfernung von der Stadt wird das Packetboot, was über die Fundybay führt, abgewartet, und einiges von tapferen Hunden und Füchsen von scheuen Wölfen und Bären erzählt, auch ein berühmter Hund besucht, aber kein Unthier gejagt. Am 22. Dec. führt das Packetbot den Reisenden nach St. John, wo ihn eine alte Wirthin unwirrsch aufnimmt, schlecht stubt und bettet, und wo die *gute* Gesellschaft (wenigstens ist ein Individuum darin Obristlieutenant) Taback kaut, und auf die Dielen ausspuckt, welches letzteren Anblickes halber man auch nicht eben immer nach Amerika zu reisen braucht. Hat es nun mancher dem Hrn. Head verdacht, dafs er den Winter nicht in Halifax abgewartet, so sind wir dagegen alle froh, aus dem unheimischen, häfslichen St. John hinauszukommen, und freuen uns, dafs der Vf. sich wohl mit Pelz- und Hautwerk vorsieht, denn der Weg wird in offnem Schlitten zum Theil auf, wenn auch überfrornem, doch immer etwas unsicherem Flufsbett gemacht. Ein rohäugiger Kerl mit einem Tabackstummel zwischen den Zähnen setzt sich am 26. Dec. vorn auf den Schlitten und jagt hinaus in die Winterlandschaft; nach wenig Stunden lenkt der Weg auf ein Flufsbett; ringsum kracht und donnert das Eis, aber die Rosse in vollem Gallop, mit zurückgelegten Ohren treiben leicht vorwärts; immer stiller wird die Landschaft, immer winterlicher, dunkler ragen dichte schneebeladene Fichtenwälder zu beiden Seiten des St. Johnflusses, auf den sich nun der Weg wendet, aus den Schneeflächen; doch von Distance zu Distance finden wir wirthliches Obdach, wenn auch nicht immer sehr comfortable. Plötzlich am 27sten, nachdem die Oberfläche des Eises schon immer bedenklicher ausgesehen, und der handfeste Mann mit dem Tabackstummel sich nach der Uferseite gewendet hat, brechen die Pferde bei immer noch bedeutender Entfernung vom

festen Boden durch, und nur das eine gewinnt wieder festes Eis; mit dem anderen welches bald nur noch mit dem Kopf aus dem Eiswasser ragt, wird roh aber zweckmäfsig genug procedirt: „*the driver, having freed the other horse from his harneſs; slipped a noose of rope round the drowning animals neck, upon which we pulled till he seemed nearly strangled: and this opuration is called in the country, very properly, choking*". *Wie* dies Verfahren gerade den gewünschten Effect hervorbringt, mechanisch nachzuweisen vermag der Verf. nicht, aber die Summa ist, das Pferd wird dadurch zu einer gewaltigen Anstrengung bewogen und dadurch wieder auf das Eis gebracht, wo es denn bald das Land gewinnen hilft, und in schnellem Laufe seines Eiswassers quitt wird. Ueberhaupt ist das, was denn auch im Folgenden noch von der Ausdauer und Härte der Nordamerikanischen Pferde erzählt wird, erstaunenswürdig, und so dafs der Vf. nicht umhin kann eine längere Betrachtung über diesen Gegenstand einzuschalten.

Etwas belebter wird die Strafse am Flufs hin in der Nähe von Fredericton, wo der Vf. spät in der Nacht ankommt nach bitterkalter Tagreise, und sich nun auch im schlechten Bett nicht erwärmen kann; ein Nachlafs moralischer Kraft scheint ihn überschlichen zu haben; er klagt sogar; aber kaum hat er mit verkrummten Händen anderen Tages sich die Kleider angerissen, und am Kamin in der Wirthsstube Platz genommen, als in ihm die gewohnte Munterkeit von neuem erwächst, so dafs er einen Spatziergang macht, und nachher an einer lustigen Tansgesellshhaft Theil nimmt, welche an einem Orte etwa eine Englische Meile von der Stadt sich zu Schlitten versammelt; die Beschreibung ist munter, und besonders der Aufbruch zum Rückmarsch, wie die Damen alle ihre Schneestiefeln anziehen in allen Attituden gekaurt, und wie denn jeder Schlitten seine wohl eingewickelte Ladung erhält und ein Schellengeläute nach dem andern in die Nacht hinaus fährt, so dafs man beim Nachtschimmer der Laternen nur weifse Nebelstreifen in den Nüstern der rüstigen Rosse, bald nichts mehr bemerkt, ist mit wenigen Zügen überaus anschaulich gezeichnet.

Die nächsten Tage werden zu Anschaffung kleiner Schneeschlittchen, worauf alles Gepäck des Reisenden gelegt werden kann, und anderer Bedürfnisse verwendet. Namentlich werden auch Schneeschuhe gekauft, die der Vf. höchst unbequem findet, und deren erster angestrengter Gebrauch ein entsetzlich schmerzhaftes Leiden in den Schenkeln der Beine, das sg. *mal à raquette*, hervorbringt, ohne die aber die Reise, welche von Presque Isle aus nicht anders als zu Fufs fortgesetzt werden kann, nicht zu ihrem Ziel geführt werden könnte. Ein alter versoffener Indianer, dessen Kampf mit der Wirthin und ihrem weiblichen Dienstpersonale unterhaltend genug ist, giebt, weil der Reisende dessen Wigwam besucht, die erste Veranlassung zur Uebung im Schneeschuhlaufen, was traurig von statten geht, doch unseren Freund nicht entmuthigt, und am 1. Jan. wird die letzte Station im Schlitten, noch 83 Engl. Meilen, nach Presque Isle, angetreten. Immer beschwerlicher wird der Weg; immer unwirthlicher die Bewirthung; die Gegend ist verlassen und ganz still; nicht einmal Vögel sieht man, als hie und da einen Specht; Eiszacken hängen an den Pferden und ihrem Geschirr; die Strafse ist nur roh ausgehauen; alte Stöcke und Wurzeln, die der Schnee verbirgt, werden beschwerlich, so dafs am 2. Tage die Reise gröfstentheils zu Fufse neben dem Schlitten her gemacht werden mufs, und in einer Stunde nicht mehr als eine Englische Meile gewonnen wird. Thauwetter am 3., dann ein entsetzlicher Schneesturm am 4. halten den vorwärts eilenden, zuletzt unter den lästigsten Umgebungen auf, doch eben da erscheinen die beiden Canadier, welche durch die zunächst zu durchreisenden Gegenden Botendienste thun, und welche allein von Presque Isle aus als Führer dienen können. Mit ihnen wird Abrede genommen über Geleitung und über Fortführung des mitgebrachten Gepäckes auf den Schneeschlittchen, dann eilen sie zu Fufs voran nach Presque Isle, wohin erst am folgenden Tage Abends bei dunkler Nacht der Reisende gelangt, der hier harren mufs, bis seine künftigen Führer ihre Geschäfte besorgt haben. Die Beschreibung der Physiognomien der Menschen sowohl als der Zimmer, Häuser und Landschaften ist wie überall im Buche, so auch hier vortrefflich, besonders amusant ist ein langer, sechzigjähriger Kerl mit engen Schultern und einem nufsbraunen, in unzählbare Runzeln gelegten Gesicht, der kein Wort spricht, aber so geschickt durch das runde Loch in der Ofenthür vermittelst einer Oeffnung zwischen seinen Oberzähnen sprützt, dafs er nie fehlt. Es ist der Wirth und zugleich die diplomatisch-bedeutendste Person in Presque Isle, da er die Besatzung, nämlich einen Corporal und vier Gemeine, mit ihren Bedürfnissen versieht, und hinsichtlich mancher anderen Angelegenheit in unmittelbarer Correspondenz mit den höheren Behörden in

Quebec steht. Der Aufenthalt im Ganzen unter diesen Leuten erscheint unleidlich, und wir sind froh, schon am 8. Jan. von diesem Orte wegzukommen, wenn auch zu Fufse. Die Caravane besteht aufser den beiden Führern, dem Reisenden und seinem Bedienten, noch aus drei Männern, die sich angeschlossen haben, und bewegt sich bald über Wurzel- und Sumpfweg durch den Wald, bald über das Eis auf dem Flusse unter den mannichfachsten Beschwerlichkeiten vorwärts. Ein Blockhaus dient zur Herberge und mit Tagesanbruch wird die Tabackswolke zuerst erneuert, welche alle beim Einschlafen umgab, dann schreiten die winterlichen Heroen wie Göttergestalten aus ihr heraus zur Forsetzung ihres immer gefährlicheren Marsches, denn tiefer Schnee deckt, wo der Weg zu Lande führt, Erdlöcher, auf dem Wasser hie und da lose überfrorene Stellen, die man an der Oberfläche nirgends erkennt; so ist Todesgefahr bei jedem Schritte. Nach abermaliger Herberge in einem Blockhaus treffen für den dritten Marsch die Führer die Einrichtung, dafs alle halbe Stunden ein anderer an der Spitze der Caravane geht, damit alle die Gefahr abwechselnd tragen; dadurch wird aber das Gehen für jeden beschwerlicher, denn bisher brachen die Führer den anderen die Bahn im Schnee. Still und resignirt, durch Zurufe der Führer gelenkt, bewegt sich der Zug, während dicke, dunkle Schneewolken immer dichter den Himmel decken. Allmählich wird der eine und der andere lahm, aber unter Klagen auch geht es vorwärts; der Sturm heult über die öde Fläche, der Schnee fällt in fast undurchdringlichen Massen; endlich nach 7 Stunden wird das Unwetter so, dafs niemand widerstehen kann, denn der Sturm wächst zum Orkan, nur wenige Schritt weit reicht das Auge, und vom Grunde stöbert, vom Himmel fällt immer wilder der Schnee; glücklicher Weise ist ein wirthlicher Tannenforst ganz nahe, und seine langen Zweige winken einladend durch den Sturm hin. So wie er erreicht ist, ist bald ein gegen den Wind geschützteres Plätzchen gefunden; aber drohend klingt das Getös ferner einstürzender, vom Winde ausgedrehter Bäume. Trotz dem mufs hier Halt gemacht werden; rasch bringen die beiden Canadischen Führer ihre leichten Handäxte aus dem Gepäck; Bäume liegen in wenigen Augenblicken am Boden und deren Borke dient sofort zur Reinigung des Grundes vom Schnee. Die Borke der weifsen Ceder dient als Zunder, ein prachtvolles Feuer erhebt sich, während nun alle arbeiten, von Baumstämmen, über welche Zweige der Hamlockstanne gebreitet, an welche Schneemassen angebankt werden, eine Art Hütte darum aufzuführen. Endlich ist alles fertig und die Wegmüden geniefsen göttlicher Ruhe bereiten sich Brühen und was sie sonst haben, zünden dann ihr Pfeifchen an, und schlummern ein, einer nach dem andern. „Prächtig stiegen die Flammen empor, während Schneeflocken noch auf die Gesichter der Schlafenden fielen, und der Sturm in den Bäumen heulte, deren majestätische Bildungen uns rings umgaben, und durch deren Stämme weithin unser Feuer, was in der Nähe Tageshelle verbreitete, matterglühende Lichter warf. So blieb ich ohne Neigung zum Einschlafen bis nahe an Mitternacht; eine feierliche Stimmung, doch keine trübe, hatte mich mit aller Gewalt ergriffen. Die Kraft, die so viel wirklich muthig bestanden hatte, gab doch noch keine Gewähr des Ausreichens für das, was bevorstand; diese Ueberlegung erregte in mir ein eigenes ernstes und doch behägliches Gedankenspiel. Die weitere Vergangenheit stieg in mir auf, und meine Phantasie hing bald an ihr, bald an den wechselnden, glühenden Sprühfunken des *Feuers, die* auch leicht emporstiegen bis zu den Gipfeln der Bäume, und mit den fernen Gestirnen an Glanz wetteiferten, aber dann — erloschen für immer"!

Beim Erwachen am Morgen findet sich der Himmel heiter; harter Frost breitet sich über die ganze Scene. Rasch sind alle Vorbereitungen getroffen, und abermals wird in Bewegung gesetzt. Prachtvoll glänzt der junge Schnee; doch gegen Abend tritt eine Art Thauwetter ein; es geht naſs nieder. Am anderen Tage (den 12ten) wieder frische Kälte. Einer der Führer bricht durch das Eis in's Wasser, wird gerettet, ist aber in Gefahr die Füfse zu erfrieren, ohngeachtet sofort am Flufsufer Feuer geschürt worden ist. Abends endlich gelangt die Gesellschaft zu den *Grand Falls*, abermals einer kleinen militärischen Station wie *Presque Isle*. Wir übergehen die Beschreibung der Wasserfälle. Mit dem Vorgefühl des sich einstellenden *mal à raquette* legt sich der Reisende schlafen, aber glücklich wird am anderen Tege noch die Madawaska erreicht, wo sogar wieder ein Bett, und ein Schlitten zu finden ist.

(Der Beschluſs folgt.)

Nro. 120.

# Jahrbücher
für
# wissenschaftliche Kritik.

Juni 1832.

*Forest scenes and incidents in the wilds of North-America; etc. By George Head.*

(Schluſs.)

Wenn auch noch so langsam und traurig mit Fuhrwerk fortzukommen ist, ist es doch eine Erlösung im Vergleich mit der schmerzhaften Anstrengung zu der das Gehen in Schneeschuhen wird; auch als am anderen Tage zu Fuſse aber ohne Schneeschuhe weiter gegangen werden muſs, sind die Schmerzen peinlich. Die Carawane hat sich nach und nach um etwa ein Dutzend Menschen vermehrt; groſsentheils junges, kräftiges Volk, die sich im Uebermuth mit Schneebällen werfen, und singen und schreien und rauchen. Hunde ziehen nun die Handschlitten. Das Wild im benachbarten Walde wird von dem Lärmen erschreckt; ein Stück wird von der Gesellschaft und ihren Hunden erlegt, und lustig genug erreicht der Zug das Nachtquartier. Aber am anderen Tage ist vor Schmerz an Fortkommen für unseren Reisenden fast nicht zu denken, dennoch unternimmt er es, und erreicht mit dem Zuge den Tamasquatha See, und an dessen einem Ende die Nachtherberge. Von neuem vermehrt sich der Zug; zuletzt besteht er aus 36 Personen und 8 Hunden. Mit geschwollenen, entzündeten Füſsen werden auch der 17. Jan., endlich noch 9 Englische Meilen am 18. bestanden; die letzten unter wahrer Qual und Angst, so daſs dann und wann der Schmerz zum Niederlegen in den Schnee und zum Ausruhen zwingt. Nach 8stündiger Marter wird das Dorf: *Rivière de Loup* erreicht, ein Schlitten erlangt und sofort nach *Rivière de Cape* gefahren, wo zuerst wieder eine freundliche Wirthin in Empfang nimmt, ein comfortables Mahl aufträgt, einen bequemen Armsessel offerirt, und ein hübsches Zimmer zu Nacht anweist. Die Fuſsreise ist vollbracht — das *mal à raquette* verschwindet.

Im Schlitten ohne Merkwürdigkeiten, bei denen wir uns verweilen möchten, wird bis zum 20. Jan. Abends 10 Uhr das Gasthaus erreicht, welches am Lorenzflusse, Quebec gerade gegenüber, liegt. Der Fluſs ist nur an beiden Seiten gefroren, in der breiten Mitte treibt loses Eis; wäre er ganz mit festem Eis bedeckt, so würde der Uebergang ein Kinderspiel sein, aber dieser Fall tritt bei weitem nicht alle Winter ein; also läſst sich nicht einmal darauf harren, und trotz der drohendsten Gefahr muſs der Uebergang gewagt werden, wenn der Reisende nicht eine und eine halbe Englische Meile von Quebec so nutzlos bis zum Frühling warten will, als wäre er in Halifax geblieben. Für dreiſsig Schillinge unternehmen es am 21. sechs Canadische Schiffer ihn in einem leichten Kahn aus nur einem Baumstamm überzuführen, und diese Ueberfahrt gehört zu den kühnsten Dingen, von denen wir irgend einmal gelesen haben; dies zweifuſshohe Hereinplumpen des Kahns vom festen Eis in das Treibwasser, das Wiederherausziehen desselben auf festes Eis an Stricken; das Wiederhereinplumpen und abermalige Herausziehen; die Gefahr des Anfrierens auf einer weiten Strecke Schmier- oder Grundeis, worauf der Kahn geräth, und wo nur unablässiges Schaukeln und Treiben ihn frei hält, so daſs die Schiffer herausspringen und in stetem Einsinken in die muſsige Masse den Kahn fortschieben müssen, dann das Fluchen und Schreien und die entenartige Geschäftigkeit der Schiffer, das Drohen und Krachen des Treibeises, mit einem Worte ein unendlicher Aufwand von Energie in der ganzen Umgebung, und dabei der resignirte Muth, das stillsitzende Hingegebensein des Reisenden — dies bildet einen so tief in die Seele schneidenden Contrast, daſs wir selbst freier Athem holten, als unser Mann das andere Ufer erreicht hatte, und mit kälteverkrummten Gliedern, unbehülflich wie ein Armadil die enge, schmutzige Gasse nach der oberen Stadt von Quebec und nach *Sturch's hotel* in die Höhe kroch und ein Plätzchen am wärmenden Ofen fand.

Zehn Tage später, am 31. Jan., ist der Fluſs über-

froren, und in kurzer Zeit mit Schlitten bedeckt. Schon am folgenden Tage setzt Hr. Head seine Reise weiter fort nach der Penetangushenebay am Huronsee, wo ihn das Gouvernement hinbestimmt hat, weil daselbst eine militärische und Schiffsstation eingerichtet werden soll. Der Weg dahin wird zu Schlitten über Montreal und Kingston gemacht. Da die Niederlassung an der Penetangushenebay noch ganz neu ist, werden vorher am 24. Febr. in York Vorräthe an Reis und Kartoffeln gekauft, am 26. führt der Weg über den Simcoesee; am 28. wird der Ort der Bestimmung erreicht, um 3 Uhr Nachmittags. Eine Rauchsäule in einiger Entfernung ist allein ein Zeichen der Nähe menschlicher Bewohner der Gegend, der Schlittenführer will wieder eine Strecke zurück, ladet also rasch alles Gepäck im Walde auf Hemlockstannenzweige ab; der Reisende selbst ist beim Herausspringen aus dem Schlitten in Schnee, der in der Tiefe geschmolzen ist, durchnäfst worden, und findet sich nun mit seinem Bedienten bald allein am Ausgange des Waldes, in welchem er, wer weifs wie lange, wer weifs mit welcher Gesellschaft für's Erste bleiben soll.

Bis zu diesem Puncte ist im Grunde Alles nur als Einleitung zu betrachten, denn die Beschreibung der „*residence in the woods*" welche nun folgt, und den Zeitraum vom 1. März bis zum 16. Juni umfafst, ist durchaus Hauptstück des ganzen Werkes; aber so mannichfaltige Begebenheiten sich bis dahin in dem Buche folgten, von dem Nachtlager unter freiem Himmel bis zum glänzenden Ball, so einförmig wird nun alles in dieser Beziehung; in Summa nämlich begiebt sich nichts mehr, als dafs der Vf. die Bekanntschaft der bei der militärischen Niederlassung vorhandenen Officiere, des Captain C. und des Captain P. und des Lieutenant F. u. s. w. macht; mit ihnen, mehr aber in der Einsamkeit von Wald und von überfrorenem See (— denn alle haben ihre besonderen Geschäfte, denen sie obliegen müssen —) lebt, und eine eigene Blockhütte erbaut erhält auf der Höhe des Uferrandes an der Bay. Die Hütte besteht aus zwei Seitenwänden und einer Rückwand; die Vorwand fehlt, und da, wo sie sein sollte, ist der Platz für ein mächtiges Feuer, dessen Gluth hereinwärmt. Die Seitenwände sind 10 Fufs lang; die Breite der Hütte ist 8 Fufs; die Höhe an der Feuerseite 6 Fufs, an der Rückseite 4 Fufs; Zweige von Hemlockstannen decken den Boden; Schnee ist von aufsen an der Hütte aufgebankt; ein Bündel Tannenzweige bildet die Matrazze; ein Sack mit Kartoffeln das Kopfkissen. Nach einigen Tagen wird diese für Clima und Jahreszeit doch zu luftige Wohnung mit einem eigentlichen Blockhäuschen, was neu gebaut wird, vertauscht. Kaum aber ist dies vollendet, und ein Vorrath Holz für den ferneren Bedarf des Feuers gehauen, als am 9. März eine Depesche eintrifft mit dem Befehl, die ganze Niederlassung an der Penetangushenebay zu verlassen, „*ibi omnis effusus labor*", und nach Kempenfeldbay zurück zu gehen. Hier angelangt, erhalten die übrigen Officiere am 15. März einen neuen Befehl, nach York zu gehen, der Autor allein mit einer Anzahl Canadischer Werkleute bleibt in einigen schon früher vorhandenenen Blockhäusern zurück, und ist sich so mit seiner Flinte und seiner Axt ganz selbst überlassen bis zu seiner Abreise im Juni.

Aufser einigen Begegnungen mit Indianern und einigen gröfseren Partien möchten die zufällige Gewinnung eines bei der Jagd behülflichen Hundes und der Ankauf eines leichten Kahnes von Birkenrinde zur Beschiffung der Bay bei Lachsforellen- und Wasservögeljagd die wichtigsten Begebenheiten sein — aber in der That ist das, was sich menschlicherweise begiebt, auch höchst unbedeutend im Vergleich zu der Harmonie, *in welcher* die Seele des Vfs. die Laute der Natur in dieser Zeit des Ueberganges von hartem Winter zu heifsem Sommer auffafst, und gewissermafsen selbst mit ihnen accordirt.

Alles das läfst sich nicht nacherzählen, noch ausziehen; alle die kleinen Vorkommenheiten bei Schlittschuhlauf, Jagd, nächtlicher und täglicher Uferfahrt, deren Schilderung oft mit einem einzigen Strich so unendlich scharf zeichnet; die Stimmungen und Neigungen, wie sie die verschiedenen Witterungsverhältnisse und die einzelnen Stufen der sich entwickelnden sömmerlichen Natur begleiten — das läfst sich nicht nachsagen. Wir sind gezwungen, unsere Leser, wenn sie sich anders für solche Dinge interessiren, auf das Buch selbst zu verweisen, und interessiren sie sich nicht dafür, oder fehlt ihnen die Erfahrung für solche Tonweisen des Gemüthes, so ist das Buch ohnehin nicht für sie, und auch diese Anzeige nicht.

Das Zusammenleben des Vfs. mit der Natur zeigt uns nirgends einen Menschen, wie ihn etwa der Anblick eines Indianers bietet, wo dieser als ein *poor creature* derselben mit Mühe die erbärmlichsten Bedürfnisse abstiehlt; sondern den, wo der Mensch in sich an Hülfsmitteln reich und von den Schrecken vor der Na-

tur befreit, dieser gegenüber steht in heiterer Unterhaltung, mit ihr aber auch in der Erkenntnifs der unberechenbar grofsen Mächte, die in ihr sich entwickeln, und deshalb in einem fromm sich hingebenden, nicht in einem frech ihr trotzenden Sinne. Eine leichte, nie auch im entferntesten die Linie des Anstandes verletzende, Ironie, mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit gepaart, ruht auf dem Ganzen.

Die Beschreibung der verhältnifsmäfsig bequemen und gefahrlosen Rückkehr bietet nur da Interessanteres, wo von dem Niagarawasserfall und von der Feier des Freiheitstages auf dem Gebiet der N. A. Freistaaten die Rede ist. Die Bemerkungen über Colonisation in Canada sind für uns in Deutschland interesselos und überhaupt unbedeutend.

H. Lee.

---

## LXXVIII.

*The history of Scotland. By Sir Walter Scott. 2 Vol. London* 1830. *(Auch Zwickau* 1830. *bei Schumann.)*

Dieses Werk liefert den deutlichsten Beweis der völligen Unberufenheit zum Geschichtschreiber bei einem Manne, der sich in der Bearbeitung des Romans einen nicht geringen Grad von Berühmtheit erworben hat. Obgleich schon die gänzlich mifslungene Biographie Napoleons von demselben Verf. die allgemeine Erwartung getäuscht hatte, so war doch damit noch nicht die Möglichkeit abgeschnitten, dafs Sir Walter sich bei einer Geschichte Schottlands gleichwohl noch als Geschichtschreiber bewähren, und den an einen solchen zu machenden Forderungen entsprechen könnte. So wenig ist aber selbst den billigsten Wünschen genügt, dafs wir dem vorliegenden Buche nicht einmal den Grad der Mittelmäfsigkeit zugestehen können, sondern es als eine völlig unnütze Kompilation betrachten müssen.

Schon die Vorrede ist wenig geeignet, die wegen eilfertiger Abfassung aufsteigenden Besorgnisse zu heben. Es wird in ihr angedeutet, dafs das Buch mit Sir James M'Intosh' Geschichte von England und Moore's Geschichte von Irland einen integrirenden Theil von Lardner's *Cabinet cyclopaedia* bilde; es wird eingestanden, dafs das Werk etwas vorschnell unternommen worden, doch zugleich versichert, es wäre seine Abfassung durch die vorangegangenen *tales of a grand-father* wesentlich erleichtert. Wir erfahren aber keineswegs, von welchem Standpunkte aus die Geschichte Schottlands philosophisch aufzufassen sei, welche Stellung dieses Königreich in dem allgemeinen Gange der Weltbegebenheiten einnehme, noch hören wir nur etwas über die benutzten Quellen, ihren Umfang und ihre Glaubwürdigkeit. Auch zeigt es sich in letzterer Hinsicht nur zu bald, dafs Sir Walter statt Originalberichte, die ihm doch ohne Zweifel zu Gebote standen, zu benutzen, seine Erzählung aus Büchern abgeschrieben hat, die den zu behandelnden Stoff schon bearbeitet enthielten. Für die Urgeschichte ist fast nur Tacitus benutzt und noch dazu höchst oberflächlich berührt. Strabo, Ptolemäus, Dion Cassius u. a. sind dem Vf. höchst gleichgültig — und für die Schlufsperiode finden wir Spottiswoode und den ihm gegenseitigen Chronisten Birrel erwähnt. Dagegen mangelt es nicht an Citaten aus M'Pherson, Tytler und Chalmers, dessen *life of Mary, queen of Scots*, fleifsig ausgeschrieben ist. Auf Robertson ist höchst selten hingewiesen.

Dafs es einem solchen Buche eben so sehr an Einheit der Idee, wie an Gründlichkeit und Fleifs in der Behandlung der Thatsachen fehle, ist eben so deutlich, als dafs es höchst unerfreulich sein würde, die Menge der Fehler einzeln zu rügen oder unter allen möglichen Vorstellungen diejenige herauszusuchen, von welcher Sir Walter bei der Abfassung seines Werkes sich leiten liefs. Wir beschränken daher unsere möglich kurze Anzeige auf die Angabe des Inhalts und solche Bemerkungen, welche diese unmittelbar herbeiführt. Das erste Bändchen enthält die Geschichte von Schottland bis zum Jahre 1306, wo Robert I. Bruce seine sieggekrönten Unternehmungen gegen England begann. Es würde nicht eben tadelnswerth sein, dafs diese Periode so kurz abgehandelt worden, wenn nur das Gesagte mehr seinem Zwecke entspräche. Ein einleitendes Kapitel, in welchem die Lage und Beschaffenheit des Landes, die Produkte und Bewohner nebst deren Abstammung, Sprache, Sitten und Gebräuchen vollständig zu erörtern gewesen wären, fehlt gänzlich. Der Mangel dieser zur genaueren Kenntnifs der Schottischen Geschichte unumgänglich nothwendigen Darstellung äufsert sich um so fühlbarer, weil die bisjetzt hierüber vorhandenen Werke den Gegenstand keinem befriedigenden Resultate nahe gebracht, viel weniger erschöpft haben. Die Untersuchung, ob die ältesten Bewohner des Landes Celtischen Ursprungs waren oder von den Germanischen Skandinaviern abstammten, oder endlich ob sie zu der grofsen Völkerfamilie gehörten, welche in den frühesten Zeiten den Europäischen Norden besafs, und die wir mit dem allgemeinen Namen der Finnen bezeichnen, bleibt völlig dahingestellt. Die Schriftsteller der späteren Kaiserzeit scheinen dem Vf. gar nicht zu Gesicht gekommen zu sein, da er der so wichtigen Umwallung des Kaisers Hadrian und der Unternehmungen des Septimius Severus, wodurch jene unnatürliche Scheidung der Britischen Insel aufgestellt und befestigt ward, kaum erwähnt. Eben so wenig erfahren wir, welchen Einfluss die Räumung Südbritanniens durch die Römer und die Landung der Sachsen, Angeln und Jüten auf Schottland übte. Da die Sprache des niederen Landes dem Deutschen noch ungleich ähnlicher ist, als das Englische, und da Sir Walter Scott die alten Gesänge der niederen Gegenden kennt, da sich endlich in diesen Gesängen der Nationalcharakter so ungemein deutlich ausspricht, so mufste der Vf. Alles, was diese Poesie betrifft, genau auseinandersetzen, und vornehmlich die wichtige Frage erörtern, ob sie Angelsächsischen oder Skandinavischen

Ursprungs sei, und welche Elemente des Celtischen Geistes in ihr sich beurkunden.

Statt alles dessen wird die Geschichte von Schottland mit wenigen nichtssagenden Worten bis auf die Zeiten des Kenneth M'Alpin herabgeführt, und selbst nur eine Stammtafel der ältesten Könige, die Uebersicht zu erleichtern, hat der Verf. nicht gegeben. —

Das zweite Bändchen geht bis zum Tode Roberts III. im Jahre 1406, und die beiden folgenden führen die Geschichtserzählung bis zu der Vermählung der Königin Maria mit dem Lord Heinrich Darnley. Hier wird die Regierung Robert Bruce's mit unendlich langweiliger Breite abgehandelt. Scott mahlt phantastisch Schlachten aus, da ihm doch zu deren Beurtheilung, wie wir aus dem Gegebenen deutlich ersehen, alle Kenntnisse mangeln. Diese Geschwätzigkeit ist um so auffallender, als die Regierungsperiode seiner Nachfolger mit fast unverständiger Eile abgethan wird. Wir erfahren, dafs die Geschichte Schottlands bis auf Jakob V. nichts Anderes sei, als ein Gewebe von blutdürstigen Fehden, schlechten Ränken und Intriguen. Es ist dennoch zu verwundern, wie, wenn wir der Erzählung Scotts Glauben schenken, die Nation überhaupt und noch dazu in solchem Flor, wie Sir Walter meint, habe bestehen können.

Die Geschichte der Maria und ihres Sohnes, Jakobs VI, füllt fast die zweite Hälfte des Werkes. Der Verfasser ist hier aus seiner Rolle gefallen, indem er sich hier wesentlich zuerst im subjektiven Raisonnement versucht hat. Besser wäre es freilich gewesen, in der trockenen Kompilation ohne Unterbrechung fortzufahren. Denn anstatt dafs er hier kurz und bündig die Gründe hätte darlegen sollen, welche zur Anschuldigung oder Vertheidigung der Maria dienen, und die er bei Hume, Robertson, Chalmers in hinreichender Menge finden konnte, ergiefst er sich in hohlen und bombastischen Phrasen bei dieser so oft erörterten Materie. Scott's Darstellung ist in diesem Punkte um so überflüssiger, als sie fast ganz aus Chalmers' Werke entlehnt ist, und der Leser es gewifs vorziehen wird, diesen scharfsinnigen und genauen Schriftsteller im Original als in einer geistlosen Kompilation zu lesen. Ueberhaupt aber ist es ein schwieriges Unternehmen, das beinahe mystische Dunkel, welches einige Haupttheile der Geschichte der Maria umhüllt, mit dem hellen Lichtstrahle historischer Forschung zu durchdringen: und obgleich es zwar, nach den bisher bekannten Thatsachen im hohen Grade den Anschein hat, als sei Maria keineswegs von harter Anklage zu befreien, so dürfte doch das Urtheil nicht abzuschliefsen sein, bevor die hieher bezüglichen Originalpapiere und historischen Dokumente sämmtlich bekannt geworden. Ist dies geschehen, dann wird das Urtheil um so mehr ein unparteiisches sein können, als nach dem Verflusse von mehr als zwei Jahrhunderten auch die leidenschaftlichen Aufregungen des Hasses und der Liebe, welche die Gemüther der Zeitgenossen bewegten, das Auge der Nachwelt nicht ferner trüben werden.

Was endlich die Regierung Jakobs VI. betrifft, so ist dieser König viel zu milde beurtheilt. Jakob war sein ganzes Leben hindurch ein Unmündiger, und derjenige war sein Meister, der ihn durch Furcht und Schrecken auf der einen, und rechtzeitig angebrachte Schmeicheleien auf der andern Seite an sich fesselte. Dies ist der einfache Grund, warum die verächtliche Günstlingsherrschaft des Grafen Arran so lange bestand, und weshalb selbst nach ihrem Sturze der König den Nichtswürdigen der verdienten Strafe nicht zu überliefern wagte. Auch mangelte ihm gänzlich persönlicher Muth und männliche Entschlossenheit. Die frechsten Gewaltthaten wurden unter seiner Regierung verübt, ohne dafs gerechte Ahndung erfolgt wäre. Selbst des Königs Person ward angetastet: er wurde von adligen Uebelthätern wiederholt entführt, und ihnen wie zur Belohnung, ihres Frevels ein Freipardon erwirkt. Er selbst lieh den gegen die Rebellen ins Feld rückenden Heerhaufen nur den Schrecken des königlichen Namens, ohne selbstthätig mitzuwirken. Die Schlaffheit von Jakobs Charakter lag theils in seiner Erziehung theils in seiner persönlichen Untüchtigkeit. Einer elternlosen Waise gleich, war er unter Fremden auferzogen, seinen Geist mit der Philologie und Scholastik seiner Zeit erfüllend. Darin aber zeigt sich gerade seine Charakterlosigkeit, dafs er sich nie ermannen konnte, und dafs er auf dem Throne von Schottland und England ein eben so eitler und alberner, als launenhafter und ungerechter Pedant blieb.

Endlich müssen wir zur näheren Begründung unseres harten Urtheils über Sir Walter Scott als Geschichtschreiber noch einige Thatsachen anführen. Der Verf. erzählt auf die Auktorität des Matthias Paris hin, dafs Alexander II. im Jahre 1244 eine Streitmacht von 100000 Mann zu Fufs und 1000 Reitern zusammengebracht habe. Wir abstrahiren dabei ganz von der bekannten Thatsache, dafs die Lehensreiterei in damaliger Zeit sich zu dem Fufsvolke im Allgemeinen wie 1 : 5 verhielt, und bemerken nur, dafs, wenn man von der jetzigen Bevölkerung Schottlands den durch die Statistik gefundenen Gesetzen über den Anwachs der Population gemäfs aufwärts schreitet, Schottland im genannten Jahre kaum über 50000 Seelen enthalten konnte. Angenommen jedoch, dafs wegen der fortwährenden Fehden und der Unkenntnifs in Ackerbau und Gewerben im Mittelalter die Bevölkerung lange Zeit hindurch kaum merklich fortschritt, so konnte sie doch im Jahre 1250 auf keine Weise die Zahl überschreiten, welche der Chronist und Sir Walter als die der waffenfähigen Mannschaft angeben.

Unglaublich in nautischer Hinsicht erscheint, was Scott von Jacob IV. erzählt, derselbe habe 1510 ein Schiff, den „grofsen Michael", von 240 Fufs Bordlänge nnd 36 Fufs grofster Breite bauen lassen: eine Galeere, die, wirklich hergestellt, eben so gänzlich unbrauchbar gewesen wäre, als es dem Könige ohne allen Zweifel an Geld gebrach, die Baukosten zu bestreiten. Auch sagt der Vf. nichts von der inneren Einrichtung und der Takelage eines Fahrzeuges, welches fast noch einmal so grofs gewesen sein würde, als die stärkste Spanische Galeere der nächst folgenden Zeiten.

Bei Erwähnung der Einkünfte der Schottischen Geistlichkeit wundert sich der Verf. darüber, dafs den einzelnen Pfarrern zugemuthet worden sei, sich mit etwa 6 L. St. als fixirte Besoldung und 3½ L. St. als Antheil an der allgemeinen Dotation der Nationalkirche zu begnügen. Er vergifst dabei den damaligen ungleich höheren Preis des baaren Geldes und die Naturallieferungen, welche seit 1560 den Geistlichen zuflossen.

Nach allem diesen müssen wir dem vorliegenden Buche im Ganzen wie im Einzelnen den Charakter eines wissenschaftlichen Werkes durchaus absprechen.

Ludwig Kufahl

